

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Was dem einen sein Darlan, ist dem andern sein de Gaulle

(Wilhelm Schulz)



„Nun beruhige dich, Gaullechen, daß dich Onkel Roosevelt nicht mit Nordafrika spielen läßt, du bekommst dafür Madagaskar!“

Tanto vale per l'uno Darlan quanto per l'altro de Gaulle: „Non inquietarti, Gaulluccio, se zio Roosevelt non ti lascia giocare coll' Africa del nord; in compenso tu ricevi l' isola di Madagascari!..“



DIE BLAMAGE

VON WALTER FOITZICK

Der Mensch ist nicht nur ein gewöhnlicher Mensch, er muß auch ein Stammkunde sein. Ich habe mich bisher für einen ehrenwerten Stammkunden gehalten trotz vieler menschlicher Schwächen, die ich besitze, ja sogar für einen von reinstem Wasser oder echtem Schrot und Korn. Zum Stammkunden gehört die Mangelware, wie das Huhn im Topf zum König Heinrich. Ohne Mangelware kein Stammkunde, da liegt der Hund begraben. Als die Verzierung im Weltplan die Mangelware schuf, kam ihr auch sofort die vorzügliche Idee vom Stammkunden, eine großartige Idee!

Ich bin also Stammkunde in dem Laden, und ich kaufte die Ware dort schon, als sie vorne noch keinen Mangel hatte. Ich wandte mich daher an den Herrn des Ladens, und der schrieb mir, ich solle königlich belohnt werden, wenigstens dem Sinne nach.

Eines Tages begab ich mich in den Laden, die Brust geschwellt mit der Sicherheit, wie sie nur ein Stammkunde haben kann, erfüllt von reinem Gewissen, wie ich es selten in meinem Leben habe. Da stand auch das Fräulein, welches mich schon seit Jahren bedient hatte. Freundlich und immer sechlich, sehr sechlich.

O ich war die Leutseligkeit selber, ich war sozusagen wie ein Filmstar in seiner Lieblingsrolle als Stammkunde, wie ich ihn mit denke. Ich sagte: „So Fräulein, da bin ich, ich komme wegen meiner Sachen.“ „Was für Sachen“, fragte das Fräulein, und dann

SCHADENFREUDE

Pointen oder Spitzen hab' ich für's Leben gern. Man kann sie nicht erfüllen, sie müßten ohne Schmitzen spontan geboren werden.

Es ist nicht auszupredigen, wie mich's zufrieden macht, wenn sie sich dann erfüllen, den krummen Hund zu stechen, dem ich sie zugebacht.

Oft merkt der Dummkore gar nicht, um was es geht. Der freut sich der Autore, und mit ihm lacht im Chore, wer sonst sich drauf verliert.

fragte sie noch: „Für wen?“ Wenn ich auch nicht erwartet hatte, daß das durchsichtige Fräulein gleich an meine Stammkundenbrust geflogen wäre, so war ich doch etwas enttäuscht. Ich gab mich zu erkennen. Doch da geschah etwas Schreckliches. „Ach so“, sagte das Fräulein, „Aber die Sachen liegen für Sie bereit, aber Stammkunde sind Sie nie gewesen.“ Nochmal: „Stammkunde sind Sie nie gewesen.“ Grausige Worte! Noch scherzte ich, versuchte zu scherzen, ich versuchte ihrem Gedächtnis nachzuhelfen, ich zeigte mich von vorne und im Profil. „Nein“, sagte das Fräulein, „Ich kenne Sie nicht.“ Ich stammelte von zwanzig Jahren, die ich hier hereinkomme. Das Fräulein schüttelte nur immer wieder den Kopf und sagte: „Nein ich kenne Sie nicht, aber hier sind Ihre Sachen.“ Ich weiß, jetzt hätte es meine Ehre erfordert, daß ich die Mangelware von mir stieß. Ach, ich bin auch nur ein schwacher Mensch und ein entthronter Stammkunde, ich stieß nicht. Ich nahm die Mangelware und schlich von hinten und weinete sozusagen bitterlich.

Ich möchte hoffen, daß mir dereinst Gerechtigkeit widerfährt. Dann müßte mir das Fräulein im jeweiligen Laden zubelohnen: „Ja, ich erkenne dich jetzt, du bist mein alter Stammkunde, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Und dazu müßten die Posunen schmettern und alle himmlischen Ladenkassen klingeln.

Ratatöhr

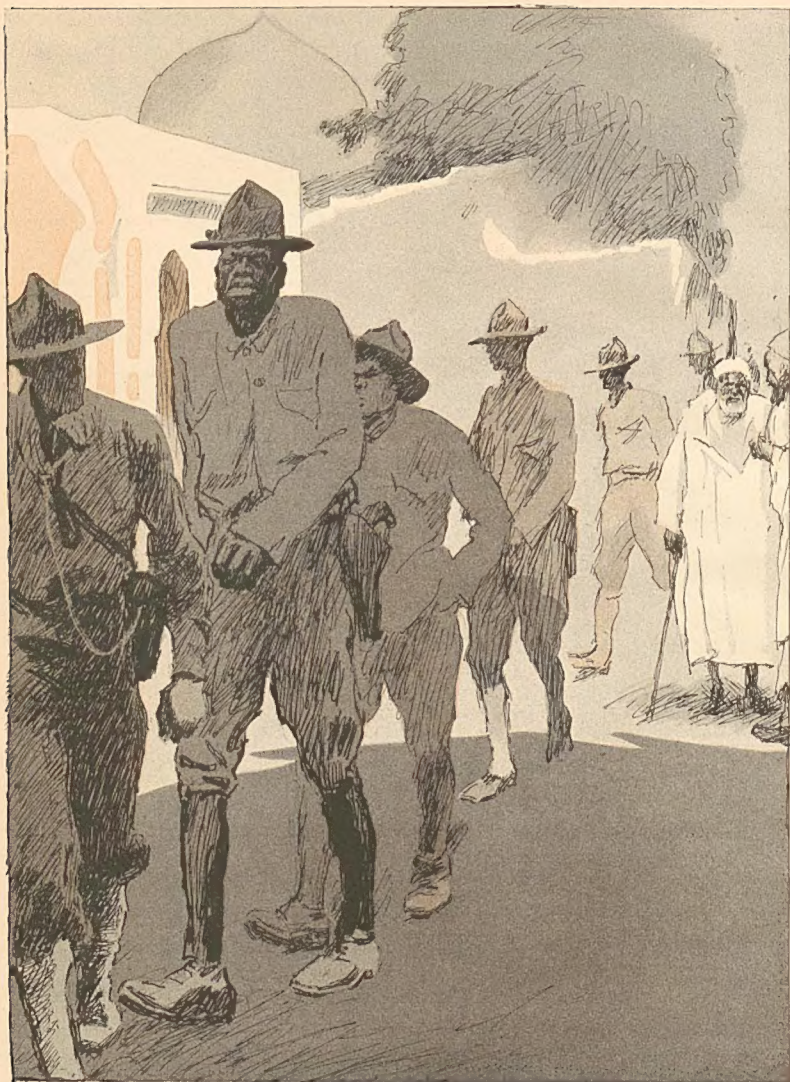
Der Yankee im Himmel

(O. Guldbransen)



„Sechs Tage hat Ever Chef zur Erschaffung der Welt gebraucht. Lächerlich!
Das hätte unser Produktionsminister leicht in ein bis zwei Tagen geschafft!“

Il Yankee in cielo: „Di sei giorni abbisognava il Vostro principale per creare il mondo.
Cosa ridicolo! Il nostro Ministro delle produzioni l' avrebbe creato facilmente in uno, due giorni!,,



„Eine merkwürdige Art spazieren zu gehen haben diese amerikanischen Soldaten!“
„Das sind die Freiwilligen aus Sing-Sing, die sind das so gewöhnt!“

Forza d'abitudine: „Questi soldati americani hanno un modo curioso d'andare a spasso!“,
„Sono i volontari di Sing-Sing che hanno quest'abitudine!“,

DIENTSTLICHER BESUCH

VON SCHLEHDORN

Du, lieber Leser, bist mit der Vollendung der Geburt für das BGB, „der Mensch“, für den Pfarrer „die unsterbliche Seele“ und für den Regiererrat Krause „das Publikum“. Also Masculinum, Femininum und Neutrum zugleich. Mit den Jahren gibt sich das. Und es bleiben als Neutra Pensionsinhaberinnen und Statistiker übrig. Und für den Regiererrat Krause: das Publikum. Die Anderen teilen sich in die beiden ewig feindlichen Armeen, verfolgen sich, verwunden sich, besiegen sich, nehmen sich gefangen, lassen sich frei, verfolgen sich usw. ad infinitum.

*

Es war ein früher Frühlingstag, wo der Himmel hellblau und weiß ist wie Porzellan, und wo man die Fenster halbhohe läßt und daran glaubt, daß etwas ganz Neues passieren könnte. Es war richtig Mousseux in der Luft. Im Hof der Behörde saß ein kleiner Vogel auf noch kahlem Ast und probierte, wie laut er singen könnte.

Da klopfte es bei Regiererrat Julius, „Vorherige Anmeldung in Zimmer 176a“, steht erst beim Abteilungsleiter. Später kommt dann das Vorzimmer. Und zuletzt hat man einen ständigen Sekretär, der ständig bedauert, daß man gerade heute so überlastet sei.

Nach dem Klopfen fragten sich zwei Augen hern, das rechtschweifende Publikum trug einen kleinen Hut (so zwischen Tattersall und Teestunde) mit einem festliegenden Schleier, der die pikante Linie des kleinen Gesichts fein herausarbeitete. Hinter diesem seidenden Gitter der Koketterie leuchteten die dunkelsten Augen und lächelten die weißesten Zähne. Sie wäre die Frau des Facharztes Dr. Schneider, sagte sie, und möchte um eine kleine Auskunft bitten. „Sind Sie auch zuständig?“ — Mein Mann sagt, das müßte ich fragen, um nicht unnötig aufzuhalten.“

Panisches Spiel

Aus einsam Unfaßbarem taucht
das spiegelnd schwanke
Du und Ich
und sinkt einander schauernd zu.
Und darfst du

Entzücken nur, es überhaucht
dein Lächeln sich
jäh fremd betört
und grell.

Welch brennend wilder Schwell
bebt, aufgestört
von sternher
nahendem Orkan?

Schon zuckt die Brandung über dich;
in deine letzte Gegenwehr
schlägt ungeheuerlich
die Pranke
Pan.

HANS LEIP

„Ja“, erwiderte er mit Überzeugung und ohne Rechtsirrtum. Denn für das, was bisher an dem Sachverhalt klar war: eine schöne fragende Frau, eine Dame, die Beistand braucht, ist Jeder Mann zuständig. „Selbstverständlich“, sagte er. Sie sah ihn dankbar an.

Es waren Augen voll überlegener Hilfslosigkeit, mit jenem Vertrauen, das sich dir ganz in die Hand gibt, wenn auch in zwei Meter Abstand. Und es war das Lächeln, das gar nicht sechlich sein will, und mit dem man ganze Behörden verückt machen könnte.

Lächeln und Rauchen verboten! würde Regiererrat Krause anschlagen lassen, dem beides nicht bekam.

„Darf man eine Zigarette rauchen?“ fragte sie, strich den Schleier hoch, bediente sich aus dem kleinen goldenen Etui, ließ sich Feuer geben und begann ihren Fall vorzutragen mit leise fragendem Heben der Stimme, bei jedem juristischen Ausdruck — sagt man so?

„Es handelt sich um meine Schwester in Brasilien und ihr Indigenat, — sagt man so?“ „Brasilien, das daher.“

„Nein, wir sind aus Perleberg. Aber ursprünglich Refugees.“

Ach, daher, Richtig, erinnerte sich Julius, fragend hat sie schon vor sechs Generationen gemalt, hängt im Louvre, im Raum der Wettstaus, rechts am Fenster.

Dann sprachen sie den Fall durch, eingehend. Nicht ohne auf Brasilien selbst zu kommen, wo sie beide noch nicht gewesen waren. Und auf Taormina, Paris und Stockholm, die gar nicht in Brasilien liegen. Er erklärte ihr alles und ließ sich alles von dem schönen Echo ihrer Stimme wiederholen. Ach, ja, Brasilien.

„Also, gnädige Frau, da bedarf es eines schriftlichen Antrags.“

Er stellte sich ihre Schrift vor; bei einer so kleinen Hand natürlich Balken von Buchstaben, die Tinte natürlich violett.

„Schriftlich, — ach, ich drücke mich sicher falsch aus. Medizinisch ist schon schwer, aber juristisch, wo man gar nicht ahnt, was einem fehlt... Kann ich nicht selbst kommen? Ich erreiche es dann eher...“

Beamtenbestechung, ging ihm durch den Sinn. Und er wurde mißtrauisch gegen sich selbst. Die Menschen denken bei Bestechung immer an Geld — was hat erst das ungemünzte Gold des weiblichen Lächelns angerichtet, das in einem Augenblick verschneit, gewechselt, für wertlos erklärt, eingeschmolzen und schöner wieder verschneit wird. Und schon rollte in seinem Gewissen eine Lawine heran: seine Befassung mit Staatsangehörigkeitsachen war Eingriff in ein fremdes Referat, obendrein in das von Regiererrat Krause. Also Zuständigkeitsüberschreitung, beinahe Amtsanhörung.

Die Lawine begann unter ihrem Lächeln zu schmelzen, der Fall war ja eine Frage wert. Die Behörden sind Diener des Publikums, — ja, auch wenn es reizend ist. Aber was sollte er mit der Frau des Facharztes Dr. Schneider; ob sie wohl Désirée hieß oder Aimé?

Regiererrat Julius stand auf und schloß das Fenster. Dabei sagte er ein wenig zu kurz: „Mündlicher Antrag ist unzulässig.“

Sie lächelte wie die Dame des Hauses, wenn Jemand bei Tisch etwas umwirft, was keine Flecke macht.

„Außerdem bin ich für den Fall unzuständig“, suchte er sich zu entschuldigen.

„Um so freundlicher, daß Sie mich aufklärten —

oder war das auch unzulässig?“ Sie hatte offenbar Freude an dem Wort, das klingt, wie eine Schranke, die zufällt und die mit Stachelndraht umwickelt ist.

„Ich melde Sie jetzt telefonisch bei Herrn Regiererrat Krause an.“ Der stellte anheim, die Erschlossene in sein Dienstzimmer zu verweisen. Sie zog den Schleier über sein Kinn, drehte unten daran, öffnete ein paar mal das Mäulchen, blies gegen den Schleier (der die pikante Linie ihres Gesichts fein hervortreten ließ); „also jetzt Regiererrat Krause“, ließ sich die kleine, dunkle Hand küssen, dankte, lächelte und ging.

„Jetzt Regiererrat Krause.“ Dies „jetzt“ machte aus einem Erlebnis eine Vorbereitung, und aus Julius einen von vielen Regiererräten gleicher Art und Güte. Na ja, was sonst? Aber Krause, würde der diesen Besuch würdigen? Wenn Krause statt Adam im Paradies gewesen wäre, der hätte den Apfel als Asservat zu den Ermittlungsakten gegen Schlange“ an die Kriminalpolizei gegeben, wo er ungegessen verrotten würde.

Regiererrat Krause stellte später fest, die Erschlossene habe sich wohlinformiert erwiesen, ihr Ehemann sei ein gescheiter Facharzt. Er, Krause, habe den Antrag gleich zu Protokoll genommen, damit die Erschlossene nicht zu schreiben brauche. Und, fügte er zu Julius' maßlosem Erstaunen hinzu, das Perfide, das sie zurückgelassen, sei beim Publikum nicht immer so gut. —

Die reizende Frau zu ihrer Freundin, die solange draußen hatte warten dürfen: „Sag mal, müssen Männer im Dienst eigentlich stets dümmen tun, als sie in Wirklichkeit sind?“

„Laß gut sein, Frauen, die flirten, tun das auch.“ „Aber ich war ganz sachlich und habe gefragt, ob sie zuständig wären, und habe keinen aufgehalten.“ —

Ja, so ist das Publikum.

Traumland

Ich denk mir irgendwo ein Land,
dort liegt ihr unter einem Baum;
aus meinem Munde wächst ein Band
und darauf steht ein schöner Traum.

Das Ganze aber ist gemalt
vor vielen hundert Jahren schon;
ich bin nicht jung und bin nicht alt
und bin nicht Vater und mein Sohn.

Der Himmel wölbt sich über mir,
ich bin nicht traurig und nicht froh,
doch manchmal sehn' ich mich nach dir
fort aus dem Lande Irgendwo.

Dann will ich wieder arm und klein
und ob es noch so schmerzhaft ist,
hier, wo ich bin, auch wirklich sein,
weil du ja dann doch bei mir bist.

PETER SCHER



„B'sinnst di' no', Alisi? Des Hemderl hab i
als jungs Madl trag'n! — „Mel, da müßt
i mi auf viel Hemderl b'sinna könnn!“

„Ti rammenfi, Luigi, della camicciola che portavo da ragazza! — „Eh Dio, di queste camicciola dovrai rammentartim!..“

DAS SCHAUKELPFERD

VON ERNST HEYDA

Weiß der Kuckuck, war mir am Dienstagabend Janes mottentzerfressene, dämliche, dreibeinige Schaukelpferd vor die Vorplatztür gestellt hat... Jedenfalls stand es da. Ich meinte es, als ich vor dem Aufschließen der Türstempelte und mit dem Nasenbein auf die Türklinke schlug. Ich packte das Bliest und brachte es mühsam ins Zimmer.

Zum Glück schlief Adele schon. Ja, da stand also das Bliest. Kinder hatten wir keine. Was machte ich bloß?

Jedenfalls warf ich es erst einmal um und schliefte es unter das Sofa. Dann ging ich schlafen.

Am Morgen, nach dem Frühstück — ich war gerade dabei, nachzusehen, welche Temperatur draußen war, brachte Adele das Schaukelpferd angeschleppt. Sie sah mich fragend an. Ich erschrak und murmelte etwas von einer später einmal beabsichtigten Weihnachtsüberraschung. Adele grinte und meinte, ich hätte es wohl beim Pferdeschleichen gewonnen. Schließlich erklärte ich es ihr. Ob sie es allerdings glaubte, weiß ich heute noch nicht.

Dann überlegte ich. Drei Beine hatte das Bliest, keinen Schweif, eines von den dicken Glesaugen hing zwanzig Zentimeter an einem Draht aus der Augenhöhle herab, — ein tierischer Anblick. „Ich werde es reparieren!“ sagte ich mutig. „dann können wir es gelegentlich verschenken — irgendwohin, wo Kinder sind...“

Ich zog mich an und ging in die Stadt. Um Material zu holen, Leim, Farbe, ein Stück Fell, Draht, welches Schlitzholz und eine ganze Menge anderer Dinge, die man eben nur zur Wiederherstellung eines verkehrten Schaukelpferdes brauchen kann.

Um neun Uhr abends kam ich nach Hause. Ich gebe unumwunden zu, daß ich einige Stunden eher hätte da sein können.

Ich schlich mich mit den Paketen vorsichtig hoch, nein, diesmal stand kein Schaukelpferd vor der Tür.

So wütend hatte mich allerdings Adele noch nie empfangen. „Jetzt kommst du“, tobte sie, „für vier Uhr hatte ich das Ding schon dem Herrn versprochen, der in der Zeitung stand...“

„Ding... Herr... Zeitung...!“ stammelte ich verwirrt.

(Maçon)

Es war so: In der Zeitung stand eine Anzeige, es habe jemand einen elektrischen Kocher über, er suche dagegen ein Schaukelpferd zu tauschen. Adele schluchzte.

Ich wußte, ein elektrischer Kocher war ihr Traum. Ich wurde gerührt.

„Mein liebes Mädchen“, sagte ich und streichelte sie, „verlasse dich ganz auf mich, du bekommst deinen Kocher!“

Ich raste zum Telefon, wählte die Nummer aus der Zeitungsanzeige, erwiderte endlich den Kocherhörer. Also, hier teil das Schaukelpferd, was? Nein, nicht persönlich natürlich. Wegen dem Kocher, jawohl... Wir verabredeten, ich solle am nächsten Morgen das Schaukelpferd hinführen. Adresse da und da. Adele band mir eine Schürze um, und ich begann die Reparatur. Adele ging schlafen. Als sie mir um ein Uhr heißen Kaffee und eine Stulle brachte, hatte ich mit Leim, Draht und Nägeln das Glesauge wundervoll verputzt. Jedenfalls machte das Tier längst nicht mehr einen so erbärmlichen Eindruck. Um drei Uhr hatte ich einen Schwanz gebaut, zwei Stunden später aus einem maskierten Benestiel ein viertes Pferdlein.

Um sieben Uhr, als Adele aufstand, wusch ich schon den Leim und die Farbe aus dem Teppich. Jedenfalls war alles in tadelloser Verfassung. Um dreiviertel zehn brachte ich einen wundervollen Kocher an — Adele strahlte...

Wir schlossen ihn gleich an. Fünf Minuten später waren alle Hausbewohner oben, weil nirgends mehr ein Licht brannte. Die Sicherungen waren zum Teufel, eine merkwürdige glühende Drahtspirale war plötzlich aus dem Kocher und in die Gardinen gesprungen. Ich setzte meinen Luftschutzhelm auf und begann zu löschen. Vorsichtshalber löschte ich gleich in den anderen Stuben mit. Bis an die Knöchel stand ich im Wasser, es erfrischte herrlich.

Dann rief ich den ehemaligen Kocherhörer an. Ich hatte kaum etwas gesagt, da fing er schon an. Ob ich vielleicht einen Benestiel als Pferdebein bezeichnen könne? Und alle fünf Minuten hänge dem Bliest das Glesauge bis auf die Erde. Nachdem wir beide sechzehn Minuten lang gegenseitig geschimpft hatten, hängte ich ein.

Ich ging zur Zeitung und ließ eine Anzeige los: „Tausche elektrischen Kocher gegen Schreibmaschine...“

Es kam tatsächlich einer. Er brachte am nächsten Tag eine Maschine an und nahm den Kocher mit. Die Spiralfeder hatte ich wieder eingebaut.

Zwei Stunden später hatte ich die Maschine schon wieder gegen eine Standuhr vertauscht.

Es war herrlich. Ich tauschte acht Tage lang alles gegen alles. Adele und ich waren wie im Rausch. So oft wir eine Zeitung aufschlugen, fanden wir einen Artikel, den wir brauchen konnten. Ich tauschte mein Fahrrad gegen eine Luftbüchse, einen alten linken Lederhandschuh gegen eine Marmorplatte, Adele bekam für ihr Pelzbo ein Taschentuch.

Am neunten Tage tauschte ich die Standuhr gegen ein Schaukelpferd. Ich wußte es gleich, es war mein Schaukelpferd...

Es hatte jetzt ein schwarzes und ein hellblaues Glesauge, einen wundervollen Schwanz — aus Adeles Pelzbo und ein herrliches, künstlerisch geschmücktes viertes Pferdlein.

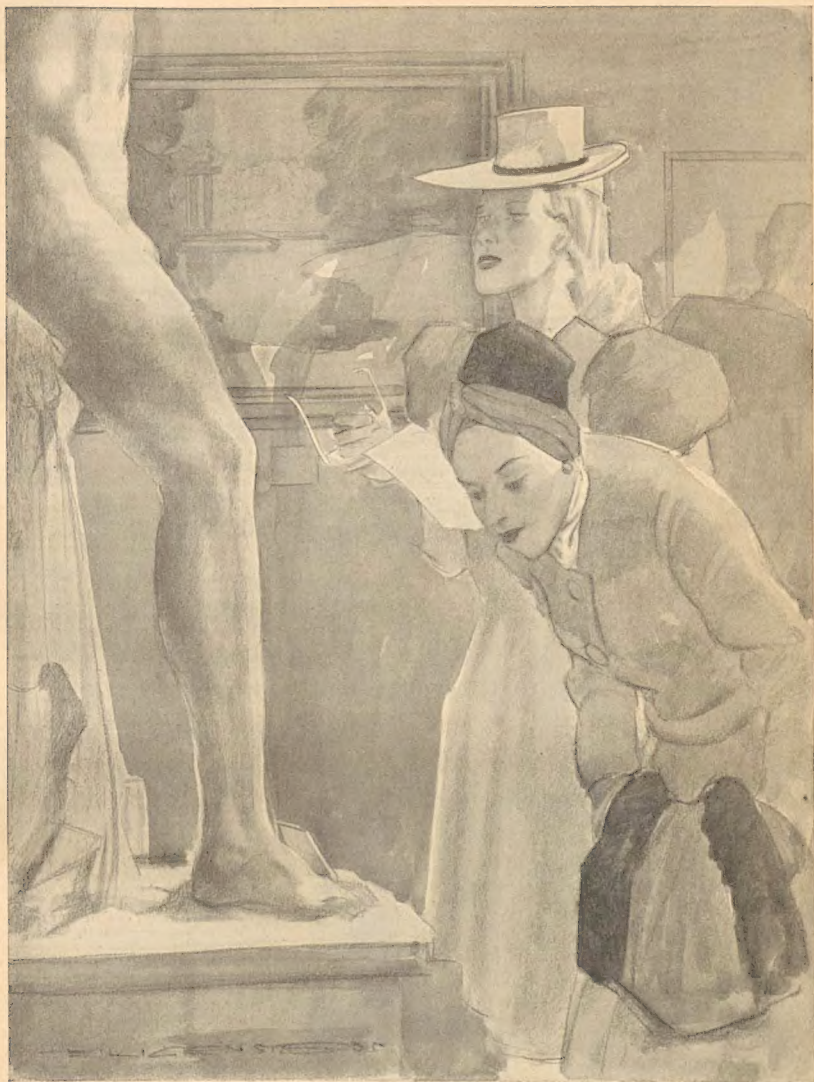
Unser Schaukelpferd.

Wir standen lange davor, dann holte ich ein Ball und hieb das neue Bein ab. Mit einem Stemm-eisen entfernte ich das hellblaue Glesauge und Adeles Pelzbo hing wieder in den Kleider-schrank.

In der Nacht packte ich das Schaukelpferd und schlepte es auf den unteren Vorplatz, vor die Türe unseres Hauswirts.

Als der Mann nach Hause kam, hörte ich ihn fürchterlich fluchen. Er war mit der Nase auf die Türklinke aufgeschlagen.

Am nächsten Nachmittage stand in der Zeitung: „Tausche Schaukelpferd gegen elektrischen Kocher...“



„Den hab ich auch schon gezeichnet, das ist der mit der Blinddarmnarbe!“

Consorti di maestranza: „L' ho già disegnato anch' lo costui; è quegli dalla cicatrice d' appendicite!„

BEGEGNUNG MIT ARTEMIS

VON A. WISBECK

Brigitte habe ich in jener Nacht zum letztenmal gesehen und keinen Versuch unternommen, mit ihr wieder in Verbindung zu treten. Weshalb auch? Hätte ich ihr vielleicht schreiben sollen „Wie geht es Ihnen, mein Fräulein? Haben Sie den Sommer gut verbracht? Kleiden Sie sich noch immer in Schwarz? Tragen Sie noch das Schürchen ziegelroter Korallen um Ihren Hals?“ Oder hätte ich sie um ihre letzte Aufnahme bitten sollen, das enttäuschende Bild einer gealterten Frau? Denn schon damals, vor vielen Jahren, als ich sie kennen lernte, dürfte sie am Anfang der Dreißiger gestanden haben. Heute mag sie wohl in irgend einem verschollenen Südländchen des Nordens sitzen, ihre Strümpfe stopfen und einen schnurrenden Kater in ihrem Schoße kaulen. Was geht es mich an? Wir haben uns nicht geliebt, und niemals kam auch dieses Wort über unsere Lippen. Doch denke ich oft an Brigitte, ich muß es gestehen, ich denke oft an sie. War es ein Abenteuer nur, das Erlebnis flüchtiger Stunden? Im üblichen Sinne könnte man es wohl so nennen. Doch suche ich nach einem anderen Wort, einem, das die Nacht von der gläsernen Kuppel des südlichen Himmels über das Meer und durch Olivenhaine trägt, das den tausendfältigen Duft unbekannter Blüten verströmt und im Geflimmer der Sterne die Lippen weißer Götterbilder umspielt. Ich finde es nicht, dieses Wort, und auch Brigitte würde es wohl vergeblich suchen. „Wie war es doch nur?“ möchte sie sagen, „ein rosig betuppter Nachtfalter taumelte über uns durch das Weinlaub, Herden von Sternen zogen ihre Silberbestäubte Bahn, der heiße Atem des Meeres hauchte uns an. Und wissen Sie noch, mein Herr, hinter einer vermoschten Skulptur der Loggia hielt sich Pan verborgen. Während das Wach- der Kerze langsam zerrann, schwebte sein verliebt-

Hirtentier durch die Sternennacht.“ — „Ihre Schilderung stimmt vollkommen“, antwortete ich, „und auch die Tatsache, daß ein Schürchen ziegelroter Korallen Ihren Hals umwand, blieb in meinem Gedächtnis haften. Komisch, wie man über den großen Dingen des Lebens solche belangloser Kleinigkeiten nicht vergißt!“ „Ja, es ist höchst komisch“, bestätigte Brigitte mit dem müden Lächeln ihrer weit gewordenen Lippen und kraut dabei das gelbe Fell ihrer Katze. — — — Zu jener Zeit verlebte ich einen Sommer in Positano, dem Südländchen der Fischer und Maler, das sich zwischen Sorrent und Amalfi über weiße Klippen geisterhaft den Berg hinauf windet. Ein Heiligtum des Poseidon soll hier gestanden haben, und es ist wohl glaubhaft, daß der Gott des Dreizeckes an dieser schmalen, von Fels und Gischit umsäumten Bucht an Land stieg, um nach den Mühen des Meereraufwuhls ein Schälchen zu halten. Später besiedelten Griechen, Sareszen und lateinische Völker den schützenden Hafen, und dann kamen die Schwabinger Maler. Seht nur, wie sie in Schwärmen an Land stoßen, ein leichtes Bündel in der einen, eine schwere Rolle Leinwand in der anderen Hand! Jawohl, ihr siebengeheißenen Reiseführer, wir Schwabinger haben diese kostbare Perle der Schaumbereitungen für die Menschheit entdeckt, und Ihren Ruhm bis zum Nordkap getragen! Manah einer von uns konnte sich von diesem Geste der Seligkeit nie mehr trennen. Kobalt und Oxidgrün versteinerte auf der Palette, die Staffelei zerfiel — an der Marina sitzt ein Greis und blinzelt versonnen in das schwarze Blut des Chianti. — — — Wo es Maler gibt, da fehlt es nicht an Frauen, und wo es Frauen gibt, da fehlt es nicht an Liebe. Ein Rudel von mehr oder weniger Schönen folgte der Spur der bildenden Kunst in die Gefilde zeit-

loser Freude. Da saßen sie nun Abend für Abend vor der kleinen Taverne am Meer und versenkten im Rausch der weinseligen Stunde ihr pochendes Herz. Da saß die stupensnagel Trudi, die am Kopf des ungetreuen Buhlen eine Amphora zerstückelt hatte, es saß Lilli da, vor deren ungestümmten Leidenschaft der Kunstmaler Weinziel flüchtig geworden war, die rassige Nelly, die dem Maler Heiser alljährlich mit einer Scheinpodistopie bedrohte — es gab viel Liebe in Positano! Doch was war mit Brigitte? Hatte sie denn nicht auch Anspruch auf einen von uns? Weshalb lockerte nie eine Regung der Sinne diese edel gefomten, zu Marmor erstarrten Züge? Warum hielt sie sich abseits unserer weinfrohen Kreise, überhörte sogar unsere anmaßlichen Beine, und saß schweigend in ihrer Ecke? „Wer ist diese Brigitte?“ fragte ich meinen Freund Schmälze, denn er durfte als Auskuntst über alle Frömdlinge gehen, die hier ihren Fuß an Land gesetzt hatten. „Man weiß es nicht“, antwortete er miläufig, „sie dürfte aus dem Holsteinischen stammen und ist ein hochnäsiges Frauenzimmer. Wir nennen sie Artemis“, denn sie hat die strahlenförmige, die schmale Hüfte, die schwach gewölbten Achseln, den federn Schritt der göttlichen Jägerin. Dazu trägt sie das Haar antik geknotet und will von Männern so wenig wissen, wie ihr olympisches Vorbild. Hol's der Teufel, man mühte schon die Verwandlungsgebe des Zeus besitzen, um sich diesem Mannweib vielleicht als Taschenkrebs oder Tintenfisch zu nähern! In der Tat, die Schilderung meines Freundes schien das Richtige zu treffen: eine marmorne Schönheit, die nur als Kunstwerk zu werten war, und der bloß noch die Etikette eines Museums fehlte. —

Eines Tages stiehe ich oben, in der citta morte, der toten Stadt, an meiner Staffelei. Unheimlich, aus leeren Fensterhöhlen, starren dich hier die Häuser an, denn das Viertel wurde vor langen Jahren schon von den Einwohnern verlassen. Sie hatten in Amerika ihr Glück gesucht. Ein leichter Schritt klingt in der leichenhaften Stille auf: Brigitte! Sie erwidert meinen Gruß schweigend mit kaum merklichem Nicken, will an mir vorbeigehen. Nun, ich liebe es im allgemeinen nicht, bei meiner Arbeit beobachtet zu werden — das war aber denn doch ein starkes Stück! Das gnädige Fräulein interessiert sich wohl nicht für Malerei?“ rufe ich ein wenig grob der göttlichen Jägerin nach. Sie wendet sich sofort um, tritt neben mich und betrachtet wortlos das Bild. „Wie gefällt Ihnen meine Patzerlei?“ fragte ich spöttisch. „Ich verstehe nichts von Malerei“, erwiderte Brigitte schlicht, „und wenn ich sagte, das Bild gefiele mir, so könnte Sie das nicht befriedigen.“ Nun, das war nicht übel gesagt, und wir kommen etwas in das Plaudern. Plötzlich fällt ein Schatten über das Bild. Von rasch aufkommendem Wind getrieben zieht gelbliches Gewölke über die Bucht. Gewitter zählen in dieser Gegend zu Seltenheiten. Entläßt sich aber die aufgespeicherte Kraft, dann durchlagern Dämonen, in flammende Fäden gehüllt, die Luft, die Erde windet sich unter den Stößen der Blitze, heulend zerschlägt sich der Gott des Meeres an Fels und Klippe die zottelige Brust. „Was ist?“ fragt Brigitte verwundert und blickt nun auch zum verdüsterten Himmel auf. „Poseidon ist von seinem Schälchen er wacht“ sage ich und raffe meine Farben zusammen. „Nun springt er grölhend in das Meer. Seine blanken Schultern trüben von Algen, das schwarze Geträusel seines Bartes ist mit Schrecken verklebt — heiloh — heiloh — schon schmettern die Muschelbömer der Trilonen, schon gräbt sich der Dreizeck in den felsigen Grund! „Was sollen wir tun?“ fragt Brigitte und erstaut verneme ich die Stimme eines verängstigten Kindes. Artemis? Göttliche Jägerin? Wo ist dein kühner Schritt, die gestreifte Kraft deiner Beine? — Bündel von Blitzen zucken aus zerfransten Wolkenballen, der Sturm peitscht klumpigen Regen durch die engen, verfallenen Gassen. Ich ergreife die Erstatte am Arm, geleite sie unter eine schützende Bedachung. Hier sitzt sie auf einem Mauerbrocken, blickt schweigend vor sich hin. — Immer weiter hat sich der Dreizeck durch die Bucht in das offene Meer gewührt. Dort flockt die schäumende Gischt aus tiefen Furchen über das

Bedenken - Riflessione

(Hanna Nagel)



„Das ist eben das Schwierige: wenn ich vom Wuschelkopf zum Madonnen-scheitel übergehe, müßte ich mich auch seelisch umstellen!“

„Qui appunto sta la difficoltà: se dalla testa ornatella passo alla disimmatura di Madonna, anche la mia anima dovrebbe mutar rotta!“

bleme Grau. Die kalte Klippe des Kap aber hebt sich schon wieder aus ihm, über der Marina schwebt bereits die Glorie des Lichtes. Schweigend steigen wir über zerbröckelnde Treppen hinab in die Stadt der Lebenden. „Es würde mich freuen, wenn Sie mich heute Abend besuchen“, sagt Brigitte, und ich höre die Überwindung, die es sie kostet. Des Erstaunens über die überraschende Einladung bin ich mit einer glaubhaften Ausrufe. „Mit Vergnügen“, werde ich kommen!“ lüge ich, meine Unbeholdenheit verflüchtend. Dann wo bleibt nun der verheißungsvolle Abend der ruhigen Toni? Mit kühlem Händedruck verabschieden wir uns. — — — Weinlaub reinkt sich um die vermorschenden Säulen der kleinen Loggia, tief unten ruht, vom Kupper der Abendsonne zart überhaucht, das Meer. Wir sitzen bei einem Mehl, das Erde und See freigeigelt spenden, der Rubin des Chianti flüchtend durch altertümliche Kelche. Bei Brigitte deutet nichts auf die Erregung des Tages. Die marmore

Ruhe unnahbarer Gottheit lagert wieder auf der edlen Wölbung der Stümpfe, auf den sanft geschwungenen, schweißglaten Lippen. Ich muß mit Freude an Toni's niederen Hirnkasten, an ihre breiten Backenknochen, ihr aufgefärbtes, nubgroßes Mäulchen denken. Nun ja, später — später — es ist noch Zeit! — Nun breitet sich Veilchenblau über die Bucht, flimmert an der hohen Kuppel des Himmels der erste Stern. Rasch sinkt die Nacht auf Stadt und Meer. Kein Hauch kräuselt das stille Licht der Kerze, ihr Schwein wirkt ein goldenes Netz über das dunkle Rankenwerk des Weinlaubes. Ein Nachfalter mit rot bespitzten Flügeln taumelt durch die Maschen. Wir sind an die Brüstung der Loggia getreten. Nun funkeln überall die Sterne auf, sammeln sich zu unübersehbarer Schwärmen und ziehen still ihre ewige Bahn. „Hören Sie nicht die Schalmel des Pan?“ flüstert mir Brigitte zu. Lauschend neigt sie ihren Kopf gegen eine dunkle Ecke der Loggia. „Ich höre nichts“, sage ich. „Vielleicht ist es die Gui-

tarre eines Fischers.“ „Nein, es ist ein Hirtenlied des Pan“, kommt es kaum hörbar zurück. Verwundert wende ich mich der Frau zu. Ihre Augen sind geschlossen, der Mund bebzt, sie atmet tief. Ich greife nach ihrer Hand, die sie mir willenslos überläßt. „Es ist Pan“, höre ich Brigitte nochmals flüstern, und glaube nun selbst, die lockenden, liebessüßigen Weisen einer Schalmel zu vernehmen. Ein Kopf sinkt mir zu, Lippen öffnen sich. — Der Docht der Kerze ist verschwelt, schon tasten der Eos zarte Finger über das dümmelige Meer, kränzt sich der Nimbus des Morgenlichtes um das regende Kap. „Morgen“, wieder bei Dir?“, fragelich, als wir uns verabschieden. Brigitte antwortet nicht, ihre Hand ist kühl und widersteht meinem Druck. Um die Mittagzeil des nächsten Tages wird mir ein Brief überbracht: „Lieben Sie wohl! Ich bin abgereist und werde nicht mehr zurückkehren. Vergessen Sie so rasch, wie ich zu vergessen suche!“ Brigitte.“ Ein jäher Schmerz durchfuhr mich, ein Schmerz,



SEKT KELLEREI
ADOLF KUPFERBERG
CH. ADOLF KUPFERBERG
MAINE GEGRIßBO



Briefmarken-
HANSA-POST
sammeln, verlangen kostenlos die
neuesten Kataloge. Ein Werbe-
schrift, die
Max Herbat, Marksch. Hamburg 36/513
A. Kauf von Sammlungen



MULCUTO
DIAMOND
zweischneider!

1. VORRÄTOR 2. NACHRÄTOR 3. STÄRKSTEN BART

Die praktische Erfindung mit zwei verstellbaren Schneiden für Vor- und Nachrasieren. Gebrauchsanweisung. **Normalzweischneider Nr. 1** für Männer. **Hohlschneidzweischneider Nr. 2** für Damen. **Fartkerbe Nr. 3** D.R.P. zur mühelosen Unterbrechung beider Schneiden an charakteristischen Stellen und sparsamsten Ausnutzung. Preis: 8 Pf. pro Stück. Rasierproblem 100% gelöst!



Immer gut frisier!

für später merken!

Verpoorten
EIERFÄHIGKEIT

Verpoorten ist die größte Eierfäbrik Europas

Liebe „Rosodont“-Benutzer

Bitte, beachten Sie:

1. Zahnbürste nur wenig anfeuchten;
2. leicht über „Rosodont“ streichen;
3. Derselbe aufheben u. nur Nachfrückung verlangen. So halten Sie mit kostbarer Rohstoffe zu sparen.

A.-S.-BERGMANN WÄLDRITZ (S.A.)

Rosodont
Bergmanns feste ZAHNPASTA

Neuen Lebensmut
bei Asthma u. Bronchitis
Breitekreuz Asthma-Fieber im Einnehmen

Wird auf demselben Tag - Stand - landesweit - unter Nachschick
Best beabsichtigt - langjährig, erprobt - bezeugt. Anzeigenanzeigen.
Chemischen Strich von der Welsche - Pilsner, R.M. 1, 1910 April.
Falsch nicht einleihen oder wegen Bräutlichkeit schweigen man ein Handel.

Breitekreuz K. G., Berlin-Tempelhof 21 & Remagen 44

Schidewan
ORIGINAL
Nichts vergiften, nur verschleimen!

Mimosa

Die Marke für photographische Spitzenleistungen

Auskünfte
über jedermann in jedem Ort Beobachtungen, Nachforschungen
Detektiv Witalke, gegr. 1908
Hamburg 36/30, Colonnaden 43

Warum mehrnehmen?

Mit der im Rezept vorgegebenen Menge Wodpulver „Bakin“ gelingen Ihnen auch bei den heutigen Salaten zitternflümmelnde und nachgefragte Gerichte. Helfen Sie sich stets genau an die „Zeitgemäßen Rezepte“ mit

Dr. Jekker
Backpulver „Bakin“

Flotte Arbeit
mit **Gutenberg**
Erzeugnissen

Stempelkissen u. Siegelkissen aller Art
Kleber, Leim u. Kleb-All

GUTENBERG Werk für Bürobedarf m.B.H. Mainz 2/B

Betreten
Sie sich von Hühneraugen und Hornhaut!

Pinselfen Sie Schühn auf die schmerzenden Hornhautstellen und Hühneraugen. Nach wenigen Tagen lösen sich auch das zehnte Hühnerauge und die härteste Hornhaut. Versuchen Sie es gleich heute. Sie erhalten Sahuko für 65 Kpf in Ihrer Apotheke oder Drogerie.

SAHUKO
hilft!

ERVEN LUCAS BOLS ENNEMICH & ZN

Likörfabriken

STANNHUIS GEGRÜNDET 1878 AMSTERDAM

Ein leerer Cremetopf gehört nicht in den Müll, sondern mit dem Deckel zurück zu Ihrem Händler, welcher sie sammelt und zur Neufüllung weitergibt. Dadurch werden wertvolle Rohstoffe und Arbeitskräfte gespart.

Ellocar

DIE KANINCHEN

VON ERIK STOCKMARR

Mein Freund Henry und ich machten in unserer grünen Jugend allerlei Narrenstreiche, über die wir uns köstlich amüsieren. Eine unserer liebsten Vergnügungen war es, an verschiedene Bekannte in Kopenhagen zu telefonieren.

Einer unserer Freunde, Christian Hansen, der damals Jura studierte, wohnte bei einer alten Dame, Fräulein Mortensen, bei der er ein kleines Zimmer ihrer Wohnung im vierten Stock gemietet hatte. Eines Tages, als wir wußten, daß Christian nicht zu Hause war, telefonierten wir an die alte Dame, Henry, der seine Stimme fabelhaft verändern konnte, führte das Gespräch in tiefem Baß.

"Hallo", sagte er, "ich möchte gerne mit Herrn Christian Hansen sprechen."

"Herr Hansen ist leider nicht zu Hause, aber vielleicht kann ich ihm etwas ausrichten? Hier ist Fräulein Mortensen, die Wirtin von Herrn Hansen."

"Ach so. Ausgerechnet Sie sprechen mit Tischer Petersen aus Hallerup. Wollen Sie, bitte, Herrn Hansen sagen, daß ich heute Vormittag komme, um den Kaninchenstall in seinem Zimmer aufzustellen. Um zehn Uhr bin ich da."

"Was sagen Sie? Kaninchenstall? In meiner Wohnung?"

"Ja. Zehn Kaninchenställe sollen wir bauen, an den Wänden entlang, und dann noch einen oben auf dem Kleiderschrank. Das wird wohl vorläufig genug sein."

"Aber Mensch! Was ist das für eine Komödie? Fräulein Mortensen wollen Sie aufbauen? In meiner Wohnung? Und oben auf dem Kleiderschrank auch einen?"

"Jawohl, in ihrer Wohnung. Herr Hansen wohnt doch bei Ihnen, nicht wahr?"

"Ja, gewiß."

"Herr Christian Hansen?"

"Ja, Herr Christian Hansen."

"Gut, dann ist alles in Ordnung."

"Aber was sind das für Kaninchen, von denen Sie reden?"

"Das weiß ich nicht bestimmt, ich glaube aber, es sind Angorakaninchen. Jedenfalls will Herr Hansen mit der Kaninchenzucht anfangen. Er hat mich beauftragt, die Ställe in seinem Zimmer schnell aufzustellen, und ich muß wissen, ob ich heute Vormittag kommen kann?"

"Heute Vormittag?" rief die alte Dame erschrocken.

"Ach so, das paßt Ihnen nicht, merke ich. Gut, dann komme ich heute Nachmittag. Also auf Wiedersehen, und viel Glück mit den Kaninchen."

Eine halbe Stunde später telefonierten wir wieder an Fräulein Mortensen. Diesmal führte ich das Gespräch, während Henry daneben stand und Tränen lachte. „... Hallo, ich möchte gerne mit Herrn Christian Hansen sprechen.“

"Herr Hansen ist leider nicht zu Hause."

"Und mit wem habe ich das Vergnügen zu sprechen?"

"Hier ist Fräulein Mortensen, die Wirtin von Herrn Hansen."

"Aha. Guten Tag Fräulein Mortensen. Hier ist Tierhändler Petermann aus Soborg. Wann kann ich Herrn Hansen treffen?"

"Das ist schwer zu sagen, ich glaube aber, er kommt erst heute Abend nach Hause."

"So spät? Er hat mir gesagt, er wäre am Vormittag zu treffen. Ich soll ihm doch heute seine Kaninchen bringen. Na, das macht ja sowieso nichts, wenn ich nur in sein Zimmer hereinkommen kann."

"Was sollen Sie ihm bringen?"

"Seine Kaninchen, Fräulein Mortensen; 37 Kaninchen hat er doch bestellt. Und was für Kaninchen das sind! Prachtvolle Tiere, sage ich Ihnen, herrliche Tiere! Darf sollen sogar Junge bekommen, niedliche kleine Kaninchenjunge. Darüber werden Sie sich riesig freuen."

"Aber ich verstehe nicht..."

"Ich auch nicht, denn Herr Hansen hat gesagt,

er wäre bestimmt heute vormittag zu Hause. Merkwürdig ist das. Na, das wird schon alles gehen, wenn Sie nur den Schlüssel zu seinem Zimmer haben."

"Ich? Ich habe doch keinen Schlüssel. Und übrigens verstehe ich überhaupt nicht... ich kann doch keine Kaninchen in meiner Wohnung haben."

"Nein, nein, Fräulein Mortensen nicht in Ihrer Wohnung, sondern im Zimmer des Herrn Hansen werden wir sie installieren."

"So? Und wo denn?"

"In den Ställen längs den Wänden."

"Es sind aber keine Ställe da."

"Was sagen Sie? Es sind keine Ställe da? Hat denn der Tischler sie noch nicht aufgestellt? Der verdammte Kaninchenstall!"

Fräulein Mortensen weinte ins Telefon

"Heute Nachmittag wollte er kommen... hat er gesagt... Ach Gott im Himmel!"

"Heute Nachmittag? Das ist aber viel zu spät. Hier stehe ich mit 37 Kaninchen und kann sie nicht abliefern. Ich muß sie aber sofort los werden, denn ich brauche den Wagen für andere Transporte."

"Schrecklich ist das... schrecklich!"

"Ach nee. Das ist alles nicht so schlimm. Weinen Sie doch nicht, Fräulein Mortensen, wir werden die Kaninchen bis heute Abend in Ihrer Wohnung aufheben, bis der Tischler kommt."

"In meiner Stube sollen die Tiere sein?"

"Ja, wo soll ich sie denn sonst unterbringen? In den Taschen kann ich doch nicht 37 Kaninchen haben und den ganzen Tag mit ihnen herumlaufen, nee..."

"Aber lieber Herr Kaninchenmann, ich kann doch nicht..."

"Aber natürlich, Fräulein Mortensen. Wir werden sie in Ihren Kleiderschrank einsperren, oder in Ihrem Schlafzimmer oder sonst irgendwo. Das ist gar nicht so schlimm. Und denken Sie einmal, wie viele schöne Sachen Sie aus der Walle striken können."

"Aber sie riechen doch, Herr Petermann."

"Ich?"

"Nein, die Kaninchen."

"Ach wo. Also auf Wiedersehen, Fräulein Mortensen und leben Sie recht wohl. Herrliche Tiere sind das. Guten Morgen, guten Morgen! Im Telefon erklang ein Schluchzen, als wir einhängten."

DIE DOPPELTE STASI

VON KARL SPRINGENSCHMID

Über das Bachleitenwiesl geht er geschwind voran, der Gefährte Michl Hollenzer, wie er es von draußen, vom Eismeier, gewohnt ist, schaut ein wenig links, schaut rechts, man kann nicht wissen, schaut achtsam voraus, denn das Gelände hinterm Dorf ist ihm schier fremd geworden, so lang war er nicht mehr auf Urlaub, und führt die Seilgasse, die Stratzinger Stasi, wie es in der Tundra Brauch ist, zwei Schritt hinter seiner, "Kimm, Stasi!", sagt er, "da sein mir eing'sehnt! Aber es ist alles ruhig, nichts Feindseligs rundum. Bloß der alte Hansenbäckknecht dangelt noch die Sangsee."

Das Dorf rückt hinter die Apfelbaum, bloß der Kirchurm springt noch drüber. Aber der sagt nichts; denn er hat schon genug Liebsleut hinterm Dorf verschwinden sehen, die siebenhunderneund-dreißig Jahr, die er steht.

Jetzt sind die Birken da und das Wegl biegt tiefer hinein in den Hollauer Wald.

"So, Stasi!", sagt der Michl hinter dem Holz, "da sein mir hiez gut in Deckung!"

Die Stasi hängt sich ihm in den Arm. Aber er tut nichts mehr dergleichen. Ein Umlauber, gar einer vom Eismeier, ist halt ein seltsamer Mensch. Jedes grüne Blatt schaut er eigens an und zupft die roten Nagerl an am Wegrund und horcht dem Nachtvogel nach, der über die Lärchenwipfel fliegt, als wär er bloß wegen Wiesen, Baum und Vogel auf Urlaub gefahren um die halbe Welt.

"Wissen müßt ich nun, wie da da am Eismeier tuet", hebt die Stasi an, "soweit Männer beinadt und Koe Weibene nit in der ganzen Gegend!"

Aber der Michl hört gar nicht hin. Er loost bloß wie schön der Nachtvogel schreit drin im Hollauer Wald.

"Irgends wo muoß ja die Kraft hin", setzt die Stasi fort, "wann ah der Bolschewik viel braucht, aber die richtige Kraft, die inwendige, die bleibt enk d'übrig!"

Spitzt der Michl bloß den Schnabel und pfeift dem Nachtvogel drein in seinen Tanz.

Da fährt die Stasi auf: "Wo tüet bis dann die ganze Mannkraft hin, oben am Eismeier, und die Lieb?"

"Ist?" wacht da der Michl auf, "recht hascht, Stasi. Der Mensch, und gar der Mensch oben am Eismeier, braucht was für sei Lieb!"

"Na, alsdann", meint die Stasi zufrieden.

"Ja, so ischt es, Stasi: Um so armseliger die Gegend ischt, um so mehr bleibt für die Lieb übrig. Wann i da oben unter Feis und Eis nit was Lebendigs hät für mei Lieb..."

"Was Lebendigs sagst?"

"Ja, was Lebendigs, wann i nit mei Stasi hätt..."

"Stasi?"

"Ja, Stasi, grad so hascht wie du und lieb ischt sie, wie halt grad a Stasi liab sein kann! Da bleibt die Stasi stehn und fass ich fest beim Arm. 'Dös ischt ja interessant, daß du am Eismeier so a Stasi hascht. Wie alt ischt sie denn nacho?"

"Alt? Jung ischt sie, jung und sauber. So was Saubers gibts nit wieder! Inunter Polarkreis, wie mein Stasi ischt, die andere, die nördliche Stasi, moan i..."

Jetzt ist es aus. Keinen Schritt geht sie mehr, die Stasi, die richtige mit so einem, der überall in der Welt, wo er hinkommt, seine Stasi hat.

"Etwas bringst sie nachher gar amol hoas ins Zillertal, die ander, die vom Eismeier, die kalte, bald der Krieg aus ischt!"

"Nix lieber wie dös", lacht der Michl, "so guet wie mir zammspannen, mir zwos. Dös dritt Jahr leben mir schun minand, ob's stürmt oder schneibt, allweil ischt sie bei mir, die Stasi, den Tag und die Nacht..."

"So, die Nacht aber..."

"Ja, die Nacht ah und d'ö gibt besser aus als die Nacht deham. Siebzehn Wochen dauert die Nacht am Eismeier oben..."

"Du bist ja ganz a Schlacher, du", schluchzt die Stasi, "siebzehn Wochen allweil mit der andern!"

"Und müß i amol auf Posten, da freu i mit der ganzen Zeit, wann i wieder zu meiner Stasi kimm, Stasi, seg i, hiez bin i da! und packe sie um den Hals, weil sie ja ah Stasi hascht wie du..."

"Urschl kannst sie hoasen von mir aus oder Tramp oder..."

"Na, na, Stasi hascht sie. So ischt es Brauch bei uns Tragführer oben am Eismeier. Jeder hascht die Seilgasse so, wie die Richtige dehamo hascht und d'hoast bei mir Stasi!"

Da erst schlägt es ein bei ihr, auf springt sie und packt ihren Umlauber um den Hals: "So ischt die ander Stasi bloß a Gaul?"

"Mei Stasi ischt nit bloß a Gaul, wie du sagst, dös ischt a Roß, aber wann du es genau wissen willst, a Muß. Aber a feins Muß, a liebs..."

"Da Muß!", jauchzt die Stasi, "dös kenn so liab sein, als es grad will. Ja ah Stasi hascht wie du..."

"Bloß d'ö", lacht der Michl und haltet sie fest mit beiden Händen, als hätte er jetzt erst begriffen, für was er auf Urlaub gefahren war um die halbe Welt.

Wohltätigkeitsfest in Washington

(Erich Schilling)



„Wie findest du dieses marokkanische Kostüm, Frank?“ — „Ausgezeichnet, so gefällt mir am besten!“

Festa di Beneficenza a Washington: „Come trovi, Frank, questo costume maroccano?“, — „Magnifico! Così mi piace di più che in ogni altro!“

AUFRUHR ÜBER GENÈVE

VON WALTER PAUSE

Einmal an einem frühen Sommermorgen führte uns der bunte Weg dieses Krieges unversehens auf die Höhe des französischen Jura und drüben halben Weges zum Genfer Seeboden so weit hinab und auch so rechtzeitig vor unser neues Quartier, daß wir alle, noch im Ablegen des Gepäckes begriffen, Zeugen eines ungewöhnlichen Vorganges wurden.

Vordem, noch auf dem Scheitel der Paßstraße, hatte uns trocken und kalt treibender Nebel umfungen, und auch die vielgewundene Paßstraße hinab waren die schwarzen Fichtenwälder noch im dichten Nebelrauch vorbeigeschwommen. Nun aber ward der grau fließende Vorhang plötzlich von wehenden Händen aufgerissen, ein heiliger weißer Glanz von unten her machte uns für lange glückselige Augenblicke blinden und dann begriffen wir mählich das vollkommenste Landschaftsbild dieser Erde: einen im hellodornenden Morgenlichte weithin schimmernden Seespiegel, zwischen blauen Vorgebirgen und grünen Buchten und den sanftesten Halbinseln ausgebreitet und unter dem Aufsteige der Sonne fern und grünlich sich verschleiend, und Gebirge dahinter, kühn übereinander gestellt bis unter die Kuppe des höchsten Horizontes, im Anlitze des Morgens golden erstrahlend, in den schattigen Rücken kühl schauend, und ein Gütel rosenfarbener Wolken darüber, und noch einmal über diesem in einsamer unfehlbarer Hohlheit, von blauschattendem Grot emporgehoben, die reine Gipfelschneide des Montblanc! Neben dem beherrschte als ein liebliches

Menschenwerk die berühmte Stadt Genf, zu unserer Rechten den Busen des ausgehenden Sees säumend, mit hellen Häuserfronten in den Morgen blickend, und als äußeres Zeichen ihrer Friedsamkeit einen prächtig niederdruschenden Springbrunnen vor den Toren.

Betroffen standen wir vor diesem Bilde, unfähig das Lobes und auch nicht mächtig, es ganz zu begreifen. Doch nicht genug damit, hob jetzt ein Schauspieler an, das uns tiefer noch ergriß und für Stunden erschütterte und fromm auf unseren grünen Feldherrnhügel am Jurahang benannte. Unvergänglich für sein Leben sah ein jeder von uns diese merkwürdigen Erscheinungen:

In die waltende Senke zwischen unserem hohen Range und dem Hochgebirge gegenüber trieben plötzlich von rechts her um den Bug des schwarz-waldigen Jurarückens schwere düstere Wolkenzüge, auf grauen Bleigründen hochgeballten regenschweren Traß tragend. Bald füllten sie westwärts die breite französische Rhonetaal und warfen erste dunkle Schatten auf das morgenselige Hügelland zwischen den Bergen und schietten noch nicht des Sonnenballes, der unverzagt dem kühlen Zackenkränze des östlichen Hochgebirges entstieg. Bis zum Ufer des Sees drangen die schwarzen Kolosse vor, immer zorniger sich verärbend und immer Uppiger sich aufbläsend, doch geschah noch nichts, was an eine schlimme Wendung hätte denken lassen. Kaum aber war das Saeuler erreicht und die Grenze der Eidgenossen überschritten, da fielen die feindlichen

Gewalten erbittert übereinander her und stritten in einer Schlacht ohnegleichen um den Vortritt. Die feuchten Haufen der westlichen Mächte, auch sie eines Segens gewürdigt und so nicht ohne Ehre und Einsatz kämpfend, stellten sich sofort in breiter Front auf und stießen dann in blindem Eifer tief auf die schwarz spiegeln und vom Entsetzten wildbewegten Wasserflächen nieder. Dargestalt suchten sie die Fluten der Sonne zurückzutreiben und ihnen das Vorwärtigen zu sperren. Der strahlende Stern im Osten aber, seines endlichen Sieges jetzt schon gewiß, dachte nicht daran, das Spiel vorzeitig aufzugeben und schäme in einem erhöhten Glanz über das Land und die Gebirge hin. Dies verdroß die Regenkolosse gleich so sehr, daß sich die schwärzten und schwärzten unter ihnen nicht enthalten konnten, sich vorzeitig und wütend über dem leuchtenden Lande auszugießen. Mit dicht nieder-setzenden Wassergüssen peitschten sie den Seespiegel auf und überschwemmten das Land, und nicht genug damit, spien sie glühende Blitze voraus und drohten entsetzlich mit grollenden rollenden Donnererschlägen. Mit solchem Ungestüm war nun freilich keine Schlacht zu gewinnen, und es sollte sich auch rasch herausstellen, daß es nur unbedachte Vorhaben des Westens waren, die sich hier so eifrig opfereten. Sie wurden zunächst gründlich geschlagen und erlitten gar nichts, bald regneten sie immer schwächer und dünner hernieder und in einem waren sie nur noch stiefelige windstiefle Regenschleier, mit letzter Kraft an die Fronten geschleppt. Dahinter aber und zwischen ihnen flammten nun Bündel um Bündel der feurigen Sonnenstrahlen auf und nerten ihren Feind in schillernden Regenbögen und leuchteten nur noch festlicher und feierlicher in den Tag hinein. So wäre dies alles noch ein Gewitter gewesen, einem jeden anderen über flachem Lande vergleichbar. Da wir aber auf der Höhe des nördlichen Bergzuges standen, vermochten wir die Ordnungen dieses Schlachtwesens auf eine besondere Weise zu übersehen und zu sehen sogar teilzunehmen an den schlimmsten Wandungen. Denn ein äußerster Flügel der zu einem neuen Male heranzürückenden Westmächte ergriß mit kalt treibenden Armen auch unseren Hügel und schob eine Haube des dichtesten Gewölkes darüber. Regenbögen und wirre Schneeschauer schlugen über uns zusammen, in den Tobeln zu Seiten unseres erhabenen Planes begann es zu schluchzen und rauschen, aber noch bevor wir uns abwenden konnten, durchstach ein fremder Hauch die trübe Welt und öffnete tief unter uns eine klaffende Fuge im Gewölke: und in unwirklich gesteigertem Glanze, vom Scheine der mildesten Sonne überflutet, lachte ein Stück holden Uferlandes zu uns herauf, mit blitzendem Gewässer und dunkel bewaldeter Kuppe.

Dann zog sich der Vorhang mit schwerer Hand wieder zu. Für eine Weile schienen nun die Wolken gesiegt zu haben und sie bliesen mit feuchten Fahnen frech gegen uns her. Aber da stellte sich abermals ein guter Wind ein und streifte die grauen Horden beseitigte, und eine neue Szene des berückenden Welttheaters hob an: Das weite Land samt der guten Stadt Genf, die wir längst versoffen und verloren geglaubt hatten, lag nun wieder vor uns, frischer und blauer gespült von den Schauern des ersten Kampfes und mit dem Lichte der kräftigsten Strahlen geteilt. Während sich ein Haufen der Wolken in die breiten Täler jenseits des Sees aufgemacht hatte, verharrete ihrer eine einzige noch über dem Stadtrand, in rosigler Schwellung träumend und Vergessen suchend, vielleicht auch in Trauer wallend, denn nun begann sie leise zu regnen und ihre zarten Schleier, dem sonnigen Hinter-

Lockung - Adescamento

(C. Shurtkoff)

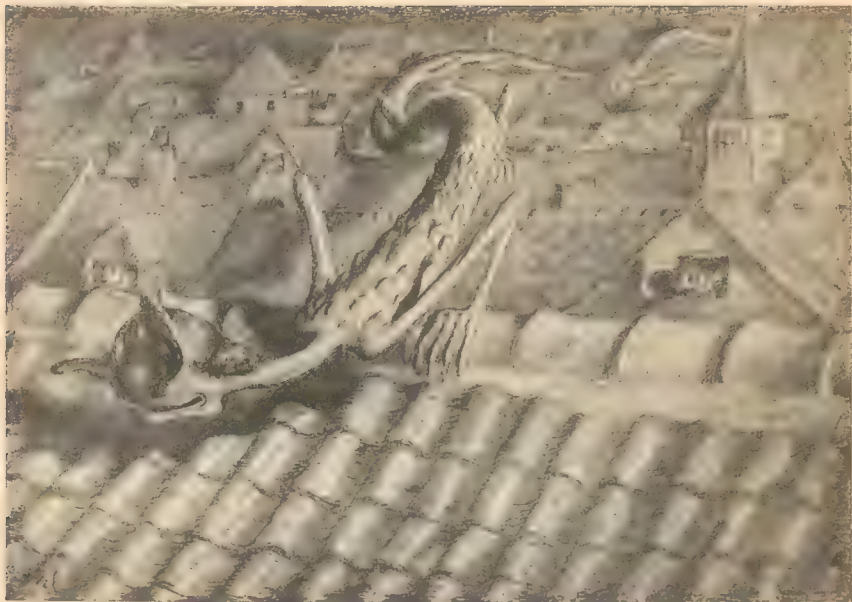


„Wissen Sie, der Mann, den ich liebe, muß nicht reich — aber klug sein!“

„Na, und wenn ich sage, daß ich noch drei Büchsen Friedens-Sardinen besitze?“

„Bodate che l' uomo ch' io amo, non occorre sia ricco, ma intelligente.“

„Ebbene ... se Vi dico ch' io possiedo tuttora tre scatole di sardine prebelliche!“



grunde wehrend, stellten bleiche felerliche Kulissen ..

Während sich dieses kindlich unkriegerische Geschöpf bald genug in Trauer verzehrte, trieben es verschlagene Banden ihres Harkommens grausamer denn je. Blasend und quälend drangen sie durch die weiten Gründe über dem See, machten sich hinterhältig über die sonnigsten Meiten her und schauten auch sonst die Sonne auf, wo sie nur anzutreffen war. Später mühten sie sich lüsten die höheren Felsen und Gletscherbecken hinauf, wohin wir sie ja nun alle für diese Stunde verwünschten. Denn es war Sonntagmorgen und der göttlichen Drohung schien uns genug. Was aber wissen wir Ameisen von den höheren Mächten! Diese dachten ihrerseits, es sei nun ganz und gar nicht genug und schickten auf ein Neues ihre schwerlastenden Verbände um die dunkle Waldkante. In unabschbarer Menge stießen sie noch einmal heimlicher auf Stadt und Land, daß die Wälder sich zitternd bogen und die Wässer des Sees in der äußersten Erregung wild und schäumend an die Ufer schlugen. Aber die verbündete sich der Wind diesmal, leichten Sinnes, wie es nun einmal seines Wesens ist, der Sonne, viellecht ihren nahen Sieg erahnend, kurz und gut, er stand um und billes nun plötzlich falsch und teuflisch gegen eben dieselben Wolkenbänke an, die er selber vorhin noch wild johlend und plopfend angeführt hatte. Daß diese sich dadurch teilen und voneinander lösen mußten, sollte zur glänzendsten Entfaltung unseres Schauspielers führen, denn nun gab es jeder der Streitenden seine ganze Macht ohne Zögern her: der hoch am Mittag stehende Feuerball warf

Garbe um Garbe glühender Lichtbahnen zwischen den Feind und Ichtete siegreich dessen Reihen und sog an ihrer feuchten Kraft, daß man sie verzweifelt sich winden und da und dort schon ohnmächtig verflüchtigen sah. Die nachsetzende Hauptmacht des Westens freilich hatte die entscheidende Stunde begriffen und schüttete sich sogleich mit Übermacht aus, wo sie auch gerade stand. So regnete und goß und sprühte es diesmal an vielen Orten zugleich auf das in Licht und Schatten zerfetzte Land herab, und da und dort, und einmal unter, ein andermal über uns tobte der Kampf in zahlreichen Gewittern. Freute man sich heimlich eines Einbruches der Sonne, wenn sie sich zwischen den düstersten Regenwänden auf ein fernes Kirchlein senkte und es in seinem lieblichen Almgarten sogleich zur hellsten

Farbentafel verzauberte, heilig friedsamem Schelnes der schaurigen Unruhe trotzend, so mußte man gleich daneben um ein hellblühendes Waldstück sorgen, das hilflos von der nassen Flut übermannt wurde.

Gegen den frühen Nachmittag hin legten die Sonne und der Sonntag. Endlich erlähmten die Kräfte das ungestümen Angreifers aus dem Westen und bald hingen seine Nachhut nur noch als dünne verzerrte Regenwände vor dem überall kräftig durchbrechenden Lichte. Der eben noch wild aufgeführte Seespiegel verlor seine kalkweißen Wellenkämme über dem schwarzen Lack und glättete sich in goldenen Flüssen. Über seine Mitte gegen Evian-les-Bains zu lagerten noch letzte Fetzen Wolken, gleich weißen zerrissenen Schleiern, oder wie Segel ohne Wind, unfähig mehr sich zu erheben. Auch das Alpenland gegenüber im tieferen Gebälde des Hochgebirges hatte noch für eine Zeit die Last versprengter Schwaden zu tragen, aber da es des herben Streites gewohnter war als das Tiefland, so mochte es sich nicht viel daraus machen. Aus der immer stilleren Walstatt über dem See hob sich jetzt ein Schwall des frischesten Atems zu uns herauf, von den ersten beständigen Strahlen der Sonne stüt und wohligh durchglüht. Am späteren Nachmittag, als die Sonne sich des Kampfes und aller Verschwendung müde hinter das Gebirge begeben wollte, meldeten sich die Wolken noch einmal an, aber siehe: als fromme friedliebende Schätchen schwebten sie hoch über dem verlassenen Palaste des Völkerbundes dahin. Daran mochten die Eidgenossen ihre besondere Freude gehabt haben.

NEUE LIEBE

Der neue Schnee fällt auf den alten.

Das freut den Fuchs: verborgen keine Spur!

Und morgen! Nur

Wer nicht fuchflich, wird sich darum Sorgen!

Sich, wie's die weißen Flocken niedermocht -

Und nicht von fernern Scheint zurück geblieben!

Im Durchel aber, unsichtbar, da steht

Es unterm Schnee gefchrieben.

Georg Britting



„Das ist das Schöne am Wintersport: er blindet sozusagen für die ganze Saison. Was man aber im Sommer so im Schwimmbad kennenlernt, hält nicht lange!“

Esperienza: „Il bello dello sport invernale si è: che esso, per così dire, lega per tutta la stagione. Le conoscenze invece che si fanno in estate al nuoto, non durano a lungo!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN



„Glaube mir, Winston, der Hut paßt dir vorzüglich, du mußt dich nur allmählich daran gewöhnen, von mir geführt zu werden!“

Il protettore: "Credimi, Wiston, il cappello ti sta a meraviglia; solo devi un po' per volta abituarti ad essere guidato da me".



STARKES MATROSENSTÜCK

VON HEINZ SCHARPF

Kennen Sie die Geschichte des norwegischen Matrosen, der bei einer Theatervorstellung in Japan zum Glück nicht mehr verlor als seine Mütze?

Ich hörte sie in einer Münchner Hafenschenke und sie ist rasch erzählt. Das war damals, als die Meere noch allen Schiffen offen standen und ein norwegischer Frachter noch nicht mit dem Kurs Meeresgrund aus einem amerikanischen Hafen auslief. Da stieg eines Tages Sven Classen in Hakodate an Land. Er besichtigte die Stadt und fand sie recht hübsch an ihrem Platze, aber als der Abend kam, wußte er nicht recht, wie er ihn verbringen sollte.

Da erblickte er auf einer Anschlagssäule einen Theaterzettel: „Das Weib des Samurai“. In zehn verschiedenen Sprachen reiheten sich die Titel neben der japanisch gepinselten Schrift.

Gut, dachte Sven Classen, das werde ich mir mal ansehen. Weibergeschichten sieht ein alter Fahrentmann immer gern, davon wird einem oft recht warm unter der blauen Jacke.

Die Ausstattung war sehr bunt, sie hätte ein Wald

von Papageien darin gemauert, aber was gespielt wurde, davon verstand der Matrose nicht viel. Das Weib des Samurai wurde von einem Mann dargestellt, was durchaus nicht nach dem Geschmack Sven Classens, aber allgemeine Landessitte war. Trotzdem ging der erste Akt rasch vorüber. Im zweiten schürzte sich der Knoien, doch ohne viel Tamtam und Geschrei, so daß der Matrose in seinem Schlaf nicht weiter gestört wurde. Aber im dritten kam Leben in die Bude. Da zog der Samurai wutschnaubend sein Schwert und ging auf den Drachen los, der ihm sein Weib streitig machen wollte. Der Drache spie Feuer und Schwefel, daß es nur so rauchte und die Nase kitzelte. Das Theater pflif vor Vergnügen. Aber nicht genug an dem. Mit einmal erzitterte der Erdboden, zwar nicht von den sehenswerten Sprüngen des Ritters oder den wilden Schwanzschlägen des Drachen, sondern von einem einsetzenden Erdbeben, wie sie Japan immer wieder heimzusuchen pflegen. Mit einem ungeheuren Krach stürzte die Galerie ein, so daß der Matrose ohne weitere Aufzählung sich plötzlich in der

ersten Parterriereihe vorfand. Nur mit Mühe konnte er aus Schutt und Verwirrung den Ausgang gewinnen. Ohne Mütze und mit starker Schlagseite torkelte er auf sein Schiff zurück.

Jahre verstichen. Sven Classen war inzwischen dreimal um die Welt gefahren und eines Tages landete er wieder in Hakodate. Dinstags schlenderte er mit einem Freund durch die Straßen der Stadt. Da erblickte er ganz wie damals auf einer Anschlagssäule: „Das Weib des Samurai“.

„Halt, Olaf“, blieb er stehen, „dies Stück kenne ich, das müssen wir uns ansehen.“ Und sofort erstand er zwei Plätze auf der Galerie.

Der erste Akt ging vorüber, der Freund des Matrosen langweilte sich zu Tode.

„Wart's nur ab“, blinzelte Sven vielsagend.

Der zweite Akt ging zu Ende, der Freund wollte aufbrechen.

„Wart's nur ab“, hielt ihn Sven zurück.

Der Vorhang zum dritten Akt ging in die Höhe und Sven Classen wurde sichtlich unruhig. Es war alles wie damals. Der Samurai zog sein Schwert, der Drache fing an, Feuer und Schwefel zu spielen, daß es nur so rauchte —

Da packte der Matrose seinen Freund aufgeregt am Arm und raunte ihm zu: „Jetzt halt' deine Mütze fest, Mensch, jetzt komm's!“



„Aber Frau Ameisl, der Herrenbesuch von gestern Abend war doch ganz harmlos!“

„Ausgeschlossen — bal es ein Herr bei nix als wia Hagebuttentee so lang aushalt‘, ist er nie nicht harmlos!“

Esperienza: „Ma, signora Formicuccia, la visita del signore di ieri sera è stata affatto ingenua!..“

„Escluso! — Quando un signore resiste tanto tempo soltanto con una tazza di tè di rosa canina, allora essa non è mal ingenua!..“

Die Anti-U-Boot-Kommission brütet

(Karlheim Schulz)



„Spüren Sie schon was, Herr Kollege?“ — „Den Drang habe Ich wohl, aber Ich glaube, es kommt dabel nichts heraus!“

La Commissione 'Antisommersgibili, sta covando: "Signor collega, sentite già qualcosa?," — "Ne sento già lo stimolo; ma credo che non vengo fuori nulla."

DER SCHERZARTIKEL

VON WERNER STELLY

Acht Wochen alt war er, als ich ihn kaufte, ein kleines Kerlchen mit schwarzen Flecken auf dem Rücken, einem braun und weißen Kopf und einer weißen Spitze an seinem schwarzen Schwänzchen, das er stoll nach oben trug.

„Stummel“, sagte ich, als ich die weiße Schwanzspitze sah, und so hieß er denn auch von da ab: Stummel. Er hatte einen Stammbaum mit erleuchteten Ahnen. Seine Manieren jedoch waren schlecht, ausgesprochen und eindeutig schlecht. Je geradezu ordinär. Ich nehme an, Sie verstehen, worauf ich Ziele. Wann und wo er es für nötig hielt, traf er seine Entscheidungen. Ließ Wasserkrüste spielen oder belästigte sich ornamentalisch.

Ich kaufte mehrere Bücher über Hundeerziehung. In allen hieß es, nur mit Geduld könne man das etwas erreichen. Ni hätte ich gedacht, daß ich so viel Geduld aufbringen würde.

Mit meiner Geduld schaffte Stummel es schließlich ja, ich brachte es sowohl, daß er rechtzeitig bellte, wenn er das Stadteinigungsamt In Anspruch nehmen mußte. Aus einem Hundekind wurde er ein Hundelüngling. Man konnte ihn ohne Folgen in fremde Wohnungen mitnehmen. Er hatte je gelernt, rechtzeitig zu bellern.

Immerhin, daß ich mir überhaupt einen Hund anschaffte, war bedenklich. Ich war dreißig Jahre alt und nicht verheiratet. Viele Mütter heiratsfähiger Töchter luden mich ein zu kleineren und größeren Gesellschaften, auch zu ganz kleinen und intimen. Ich hatte einige Vorzüge, die mich in den Augen dieser Mütter angenehm machten. Ich war solide. Und ich war Beamter. Aber dann schaffte ich mir den Hund an. Wenn das Bild oder der Vergleich gestattet ist, der Hund war die kalte Dusche. Er wirkte in weiten Kreisen ernüchternd. Ich wurde als hoffnungsloser Fall abgetan. Weitere Einladungen zum Essen oder zu Gesellschaften wurden als nutzlose Verschwendung angesehen.

Nur von Lehmkuhls wurde ich weiterhin eingeladen. Amalie Lehmkuhl, Sie war das einunddreißigjährige Töchterlein der Familie Lehmkuhl. Amalie, Melchen, Malle, Amy, welche eine Fülle liebzelender Wortbildungen erlaubte doch dieser Name. Und so war das ganze Mädchen. Frau Lehmkuhl hatte mir das stieren Melchens vielele Tugenden in direkten oder diesbezüglichen Schilderungen nahegebracht.

„Die heutige Welt“, sagte Frau Lehmkuhl einmal, „die heutige Männerwelt vornehmlich, hat leider so gar kein Verständnis mehr für die Tugend eines jungen Mädchens. Was gilt diesen Männern schon die Unschuld? Aber Sie, lieber Freund, Sie sind anders als so viele andere. Ihnen würde ich ein unschuldiges junges Mädchen wohl anvertrauen.“ „Wirklich?“ sagte ich und fühlte mich in keiner Weise geschmeichelt. „Nun ja“, meinte ich, „so eine gewisse Art verrückter Unschuld oder unschuldiger Verderbtheit, als Synthese gleichsam von...“

Frau Lehmkuhl ließ mich nicht ausreden. „Sie scherzen“, sagte sie und blies die Luft heftig aus der Nase.

Bei Lehmkuhls also wurde ich auch noch eingeladen, als Stummel schon meinen Teppich fraß. Silvester nahte. Und Lehmkuhls gaben sich die Ehre. Amalie war nicht häßlich, wenn ich es recht überlegte. Sie war eigentlich auch besser, als ihre Mutter sie machte. Zudem ist ein Hund doch nicht die rechte Gesellschaft an langen Winterabenden. Es wurde eine nette und gemütliche Silvesterfeier. Amalie goß Blie. Leider hatte Amalie auch einen Bruder, einen kleineren Bruder, einen dreizehnjährigen Bräutigam, Egon.

Geschichte für Scherzartikel haben die einigtenen

Dinge für Silvesterfeiern. Auch überraschende. Sie kennen sicher den Tintenfleck aus schwarz glänzender Pappe. Die Tinte läuft gerade aus der Flasche, man stürzt darauf zu, und dann ist es gar keine Tinte. Etwas derartiges Benaltes hatte Egon nicht erstanden.

Amalie goß Blie. Frau Lehmkuhl ging aus dem Zimmer, um nach der Bowle zu sehen. Da hörten wir einen Schrei. Amalie und ich liefen auf den Flur. Da stand Frau Lehmkuhl und starrte in eine Ecke. In der Ecke lag... Ersparen Sie mir die genaue Schilderung dessen, was dort lag.

„Amalie, die Schaufel“, rief Frau Lehmkuhl und blies die Luft heftig aus der Nase. Amalie brachte die Schaufel. Und dann war es aus Pappe, aus brauner Pappe. Es war wirklich verblüffend ähnlich. Egon wurde ins Bett geschickt. Trotzdem war es eine nette Silvesterfeier. Amalie und ich waren uns doch beträchtlich näher gekommen. Anderentags machte ich zur Mittagszeit Lehmkuhls meinen Besuch, um mich noch einmal für den gelungenen Abend zu bedanken. Amalie war nicht zu Hause. Ich hatte Stummel mitgenommen. Er blieb auf dem Flur. Wir plauderten. Mir schien

es, als wenn Frau Lehmkuhl von mir etwas Bestimmtes erwarte. Da bellte Stummel.

„Egon ist wirklich zu ungezogen“, sagte Frau Lehmkuhl. „Gestern diese unerfreuliche Sache und jetzt ärgert er Ihren Hund, Egon“, rief Frau Lehmkuhl, „daß den Hund.“ Stummel bellte noch ein paar Mal, dann war er ruhig.

„Ich möchte doch einmal nachsehen“, sagte ich. Frau Lehmkuhl kam mit auf den Flur. In der Ecke lag genau wie am Abend vorher... Frau Lehmkuhl blickte mich und hob die braune Pappe auf. Die braune Pappe? Ach nein, es war echt, gold-echt hatte ich fast gesagt. Ich sah es, als sie es in der Hand hielt. Sie blies die Luft heftig aus der Nase.

Wen wundert es, daß ich auch bei Lehmkuhls nicht mehr eingeladen wurde? Nach einiger Zeit wurde ich versetzt in der neuen Stadt lernte ich meine Frau kennen. Als ich ihr die Geschichte erzählte, und daß ich beinahe Amalie geheiratet hatte, wenn nicht der Hund... da sagte sie „Ich habe immer daran geglaubt, daß es Glück bringt, wenn Sie da hinein tritt.“

„Tritt ist gut“, sagte ich.

Kindheit des Herkules - Infanzia di Ercole

(A. Kubin)



DAS MÄRCHEN VON DER SCHÖNHLEIT

VON SCHLEHDORN

Frau Dorette wollte wieder mal ein Märchen hören, und Regierungsrat Julius mußte erzählen. Also: Die Schönheit ging über die Erde, und ein Leuchten ging mit ihr. Und als der König erfuhr, daß die Schönheit im Lande sei, sandte er seine Diener mit Musik und Kränzen, und sie sollten die Schönheit nicht über die Grenze lassen, so ihnen ihr Leben lieb wäre. Und die Kunsthistoriker sollten hernach die Geschichte seiner Regierung schreiben. Die Knechte zogen aus. Aber als sie das Leuchten von ferne sahen, da huben die Kränze ein Duffen an, und die Salten klangen von selber so süß, und die Knechte meinten, sie seien auf einmal im Paradies, und lachten und weinten. Die Sache war eben nicht ordentlich durchorganisiert. Und als sie sich an ihre dummen Schödel griffen, ging die Schönheit schon weit dahin und ein Leuchten ging mit ihr.

Sie traten vor den Thron mit Zittern: „Wie sah sie denn aus?“ forschte der König.

„Sie glied“, platzte der Pferdejunge vom Marstall heraus, „sie glied der Lese im Kuhstall, sie schielte auch so schön.“

„Dummer Kerl“, stieß ihn der Foulter beiseite, der auch mitgegangen war, „sie glied der Theres', der zweiten Tochter des Sattelmachers.“

„Aber nein“, berichtete der Kammerher, der die Leute geführt, „sie sah genau aus wie Comtesse Blondhine, die Jüngste unter den Damen der Königin.“

„Haben wir Gnaden, sie war doch dunkel von Haar“, beschwor sein Knappe.
„Und der dicke Kanzler, der das alles aufzeichnen hatte, begann an dem Wert der Zeugnisaussagen zu zweifeln.“

Der Königs jüngster Bruder stand hinter dem Thron. Der besaß kein Reich, aber aller Leide Herzen. Der hätte die Schönheit gar zu gern gesehen. Er hatte ein Roß, das stampfte im Stall und hieß „der Gedanke“ und war gleich überall. Und er hatte eine unwiderstehliche Welle, die hieß „Jugend“. Und als Drittes, wie es im Märchen ist, hatte er ein Zaubermittel, womit er alle Welt betörte, das hieß „die Vornehmheit“. So zog er aus. Er mochte eine kleine Welle geritten sein, immer in der Richtung, die sein Roß angab (in diesem Fall war das angebracht), da kam ihm ein Mensch entgegen, der tanzte wie toll und stich sich selbst die Fiedel dazu und sang noch obendrein. Sah ihn, fiel dem Roß um den Hals und rief, —

denn Freude bel sich behalten ist menschenunmöglich — „weil du herzlicher Mitmensch, ich bin der Schönheit begegnet.“ — „Wie sah sie denn aus?“ — „Wie sie aussah? O...“ Er verstaunte mit leuchtenden Augen. — „Das hast du hübsch beschrieben“, sagte der Königsohn; aber der andere war schon vorüber, und die Heerstraße hatte knapp Raum für all seine Lustigkeit. Eine kleine Zeit darauf kam ein Mensch daher, der sah keinen Weg und keinen Himmel. Der Königsohn rief ihn an: „Hast du die Schönheit gesehen?“ — „O Ja!“ — „Wie sah sie aus?“ — „Unvergleichbar schön.“ — „Und wohin ist sie gegangen?“ — „Vorüber.“ — Dann fielen seine Träume wieder über ihn her, noch ehe sich der Königsohn für die wertvolle Auskunft bedanken konnte. Der wird nun lebenslänglich lyrische Gedichte machen, dachte er, und ihn schauderte.

Ach, ja, natürlich begegnete ihm auch ein äußerst greulicher Drache, der war ganz eckig und hieß der Neid (den Drachen gibt es im Märchen noch), und war noch gelber geworden, seit er die Schönheit gesehen. Als der Königsohn sein Schwert zog, sagte der Drache voll schielender Angst: „Lassen Sie stecken, Königliche Hoheit, mich kleiner ich am wenigsten klein. Außerdem, Sie kleiner ich werde umso größer werde ich, und wenn ich ganz klein bin, bin ich ganz groß. Ihr Zauber mittel ist für mich nur ein Reizmittel... Und was die Schönheit angeht: Ihre Fehler hat die sicher auch, wenn man sie genauer kennt.“

Der Königsohn rief weiter...
„Entscheidlich“, unterbrach Frau Dorette, „hat er nicht die Schönheit gefunden oder nicht?“
„Ja“, erwiderte Julius, „man sagt, er sei ihr begegnet. Aber er sprach später nicht davon. Denn es war damals eine romantische Zeit und sehr diskret.“

Das Roß „Gedanke“ hat sich heute neben anderen Pferdekraften in der Industrie tätig. Die unwiderstehliche Welle „Jugend“ ist umgeschmeidet durch die Generationen von Hand zu Hand gegangen. Und an der Massenherstellung des Zaubermittels arbeitet die Chemie liebhafte.
„Weiter“, sagte Frau Dorette.

Ein paar Jahrhunderte später hieß es wieder, die Schönheit ginge durchs Land.

Begreiflicherweise wollte man sie halten. Und der Bürgermeister selbst nahm die Sache in die Hand. Man schrieb ihr also einen Brief:

„An Frau / Fräulein / Firma Schönheit, Hotel Fürstenthof. Portopflichtige Dienstsache — Sie werden gebeten, in wichtiger Angelegenheit bei dem Herrn Bürgermeister vorzusprechen.“

Der vermittelte nachher den Rat in demselben dunkelgelbten Raum und gestand mit Stolz: „Ja, ich habe ihr — die ganze Stadt geschenkt.“

„Sie sind wohl im“, fuhr ein Rathsherr auf, „tümlich zu einer falschen Auslegung Ihrer Komposition gelangt!“ Aber der Stadtsyndikus beruhigte ihn: „Schenkung von Immobilien hätte der Bauordnung bedurft, und der Bürgermeister obendrein der Zustimmung des Rats.“ Die Schönheit ist auch später nicht auf die Sache zurückgekommen. — Pfliffiger glaubte sich ein Kreisrektor, der den Landrat vertrat. Er ließ sie kommen: „Haben Sie überhaupt einen Wandergewerbeschein?“

Nachher sagte er zu seiner Frau, er hätte gedacht, schöne Frauen, die so in der Gegend herumgängen, wären doch bestenfalls beim Variété... Nun kam das Finanzamt. Uns entgeht keiner, sagten die. Vielleicht hat sie doppelten steuerlichen Wohnsitz, oder sie ist Steuerzusuzünderin oder vielleicht noch gar nicht veranlagt... Sie wurde zu 11 Uhr bestellt. Um die gleiche Stunde kamen Hunderte, die wollten Steuern voraus bezahlen. Einer sogar für 5 Quartale. Die Schönheit erschien

zwar, aber angesichts der Akten, der Steuerrollen und der unendlichen Ausführungsbestimmungen dazu, verlor sie den Mut zu sich selber und zerbrach... Und nachher sah ein altes Fräulein da, mit Schmuck behängt, und hieß Puwelka, und sie wäre zu 11 Uhr bestellt.

Auch bei der Fremdenpolizei fehlten die Vorgegane.

Einen Personalausweis ließ sie sich auf Erfordern ausstellen:

Größe: mittel.

Nase: gewöhnlich.

Besondere Kennzeichen: keine.

„Nun, keine? Die Schönheit?“ fragte man den aufnehmenden Beamten. — „I wo“, sagte der, „besondere Kennzeichen sind Muttermal, Wasserkopf, Kropf und so was Reelles.“

Nun behaupteten die Künstler, für die Schönheit zuständig zu sein. Dichter hatten sie von ferne gesehen. Aber sie äußerten sich unklar. — Die Maler erklärten sie für ein noch nie dagewesenes Subjekt. Nur ein Vertreter der realistischen Richtung meinte: „Ich kann mir nicht helfen, ich finde die Schönheit einfach häßlich.“ — Und ein märchenhaft eleganter Filmstar sagte verärgert: „Nun Ja, schön war sie, und eine Frau war sie auch, also alles da, aber gar nicht beachtet hat sie mich. Die ist anscheinend nie in größeren Filmen gewesen.“

Aber die alten Klatschen, die für alles zuständig sind, erzählen sich beim Kolonialwarenhandler Kasselein Schauergeschichten, was die schon für Unmöglich zum Nachteil junger Männer und älterer Damen, aber auch junger Damen und älterer Herren angebracht hätte. „Nee, nee, nee, mit der wollen wir nichts zu tun haben!“ Und sie haben Wort gehalten bis auf den heutigen Tag.

Abends hat die Schönheit dann bei einem Ehepaar geklingelt. Die saßen bei Tisch und sie stich ihm die reizendsten Butterbrote und nachher wollte sie ihm noch was Relizendes vorlegen oder vorlesen.

„Ach“, sagte die Schönheit, als Frau Dorette ihr öffnete, „ich bin heute soviel angesehen und ausgefragt worden. Ich brauche kein Bett und kein Gedeck —, darf ich nicht hierbleiben?“ Sie sank auf einen Sessel und legte etwas Rouge auf... Und wenn sie nicht vergangen ist, ist sie heute noch da — so schloß Regierungsrat Julius diesmal sein Märchen, — aber du darfst es keineswegs weiterlesen.

An eine tote Pappel

Von ERICH VELD (im Feide)

Der letzte Winter hat Dein Mark erlärmt,
Vergibne reidit zur Sonne Du die hahnen Äite;
Der harte Tod, er blieb Dir nicht eripart —
Nur Dürre Krähen fuden Dich als Gäfte.

Bald mirk Du umgelegt und hlein gefalpen,
Nimmst hülterns Abfchid von der Welt;
Man hömt' Dein Schidhal für recht traurig halten
Und meinen, daß für unerfüllt man'e hält.

Jedoch, ich möcht es gerne leben:
Du hatt' gegrint, gebüht und marß geliebt.
Und ohne Zreifel ist du zu beneiden,
Der nach dem Tode andern noch Wärme gibt.

Dem Haftigen

Von XII Badmann

Du Tor, der du von der Natur
Durch Haft die Zeit zu riefen glaubtest
Und lo, dich selbst betrügend, nur
Dir selber Ruh' und Muße raubtest.

Du fühlst es nicht, wie bald du
Der Sklave dieser Zeit gemorden:
Sie mirk dir grauam Zug um Zug
Gemicht und Maß der Seele morden.

So mirk durch eigne Unnatur
Dies schöne Leben dir zur Bürde:
Von Manne ohne Harmonie
Wirft du zum Greife ohne Würde.



„Ist es deinem Mann noch nicht aufgefallen, wie schmal du geworden bist?“
„Wenn der nach Hause kommt, liege ich ja meist schon im Bett!“

Senza speranza: "Non s'è ancora accorto tuo marito che sei divenuta sì affilata?," — "Quando egli rincasa, io giaccio per lo più già à letto!,"

HOPPE IST GENERALDIREKTOR

VON BRUNO WOLFGANG

Als der Oberverwalter Riepl aus dem Büro nach Hause kam, zog er nach seiner Gewohnheit sofort die Schuhe aus und nahm die gestickten Hausschuhe mit dem sinnigen Blumenmuster: Vergilginnicht. Dann setzte er sich auf die rote Sofa und seufzte. Seine Frau, die im Nebenzimmer bügelte, hörte den Seufzer wohl, beantwortete ihn aber nur mit einem arglistigen: „Ah was!“ Sie wußte genau, daß ihr Mann nur seufzte, um zu beweisen, wie überanstrengt er sei. Sie hatte aber vor dem blischen Büro nicht die mindeste Hochachtung. Er hatte ab fünf Uhr nichts mehr zu leisten. Ihre Arbeitszeit dauerte aber bis tief in die Nacht. Er hatte die Aussicht nach Zurücklegung der vollen Dienstzeit ein arbeitsloses Pensionistendasein zu führen, während ihre Dienstzeit so lange dauerte wie das Leben. Sie hatte nicht einmal Zeit, zu seufzen.

Als sie die Wäsche fertiggab, kam sie ins Zimmer und setzte sich nieder. Eine Weile schwiegen sie beide. Dann aber gerieten sie aus Gewohnheit von selbst ins Gespräch.

„Hoppe ist Generaldirektor geworden“, sagte Herr Riepl. — „Wer?“

„Hoppe, mein ehemaliger Kollege, der manchmal mit uns Ausflüge machte, als wir noch nicht verheiratet waren. Er ist dann später zur Industrie übergetreten, und jetzt ist er Generaldirektor. In der Zeitung steht es.“

„Generaldirektor?“ Frau Riepl sank langsam in dem Stuhl zurück und starrte vor sich hin. Er bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Ja, wer hätte das gedacht? Er war, weiß Gott, kein Kirchenlicht. Und er war der Bequemste von uns allen, um nicht zu sagen, der Faulste. Schon um halb drei begann er, sich die Hände zu

waschen, die Nägel zu putzen und auf die Uhr zu sehen. Und dabei war er so klein und unansehnlich, eigentlich häßlich, muß ich schon sagen... aber was hast du, Emilie?“

Frau Riepl saß mit leicht geröteten Wangen seltsam versunken da und murmelte: „Ach Gott... nein... wer das gegnäh hätte... wenn ich bedenke...“

„Was bedenkst du?“

„Daß ich jetzt Generaldirektorin sein könnte.“

„Du?“

„Ja. Es hätte mich nur ein Wort gekostet. Hoppe war schon vor dir mein Verehrer. Ich hätte nur mit dem kleinen Finger zu winken gebraucht. Es ist zum Verzweifeln. Hättest du mir lieber nichts erzählt?“

„Du hättest dich ja lächerlich gemacht. Er ist um einen Kopf kleiner als du.“

„Ach was, bei einem Generaldirektor kommt es auf einen Kopf mehr oder weniger nicht an.“

„Und seine Häßlichkeit...“

„Laß gut sein, so schön wie andere war er auch.“

„Wo ist er denn Generaldirektor?“

„In Konstantinopel.“

„Auch das noch! Und wie viel Gehalt kann er haben?“

Herr Riepl ärgerte diese Fragen sehr, und da er das Feuer nicht löschen konnte, beschloß er, wenigstens Öl hinein zu gießen. Er sagte: „Nach unserem Geld mindestens Dreißigtausend.“

„Im Jahr?“

„Nein. Im Monat, selbstverständlich.“

„Mein Gott das ist etwas anderes als dein Jammorgehalt.“

„Nun habe ich es aber bald satt. Du glaubst doch nicht im Ernst, daß er nur einen Augenblick dar-

an gedacht hat, dich zu heiraten?“

„Nicht? Also da kann ich dich beruhigen. Ich war mit ihm verlobt. Glaubst du es jetzt?“

„Das sagst du mir ein wenig spät. Hättest du mir das rechtzeitig mitgeteilt, hätte ich gewiß verzichtet. Übrigens wird es mit der Verlobung nicht so gefährlich gewesen sein.“

„Nicht gefährlich? Ist es vielleicht keine Verlobung, wenn man Ringe wechselt und sich Geschenke gibt? Erst als ich ihn deinetwegen den Laufpaß gab, tauschen wir die Geschenke wieder aus. Ich gab ihm ein Armband und eine Halskette zurück, und von ihm bekam ich ein Paar Hausschuhe zurück, die ich ihm gestickt hatte. Und wenn du es noch immer nicht glaubst: es sind gerade diese Hausschuhe, die du oben an hast und die Uhrkette, die du an deiner Westentasche hängst.“

Das war zu viel. Herr Riepl straffte die Hausschuhe mit einer Gebärde des Abscheues von den Füßen und warf die Uhrkette auf den Tisch. Dann zog er sich in sein Zimmer zurück.

Das Leben war mit innerem Schmerz geworden. Er ging nun öfters ins Kaffeehaus und kleidete sich sorgfältiger, als wäre er wieder Junggeselle. Seine häßliche Stellung war in ihren Grundfesten erschüttert. In der ganzen Haltung seiner Frau lag etwas aufreizend Vorwurfsvolles. Sie hatte sich in eine Art Generaldirektorswitze verwandelt. Unablässig kreiste ihre Phantasie um den Generaldirektor, an dem sie immer neue gute Eigenschaften entdeckte. Herr Hoppe in Konstantinopel entwickelte sich allmählich zu einem regelrechten Nebenbuhler, zu einem Hausfreund, der gefährlicher war als ein wirklicher, weil er unangefallen blieb wie ein Gespenst.

Eine dauernde Entfremdung der beiden Ehegatten wäre vielleicht unvermeidlich geworden, wenn nicht Herr Riepl eines Tages nach Hause gekommen wäre und mit eigenartiger Betonung gesagt hätte:

„Ich habe heute Hoppe getroffen.“

Frau Riepl mußte sich niedersetzen: „Hoppe?... Ihn selbst?“

„Ja, ihn selbst.“

„Du hast mit ihm gesprochen? Hat er das Auto halten lassen?“

„Gesprochen, ja. Aber das Auto hat er nicht halten lassen. Er war zu Fuß.“

„Hast du ihn eingeladen? Ach Gott, wir sind so schlecht eingerichtet. An der Zuckerdose ist der Rand abgescrabbelt.“

„Tut nichts.“ erwiderte Herr Riepl gütig, „Hoppe hat viel Verständnis für Schabigkeit.“

„Was hat er gesagt? Hat er nach mir gefragt?“

Herr Riepl genoß mit tiefer Befriedigung ihre Aufregung, dann sagte er langsam und ließ jedes Wort auf der Zunge zergehen wie türkischen Honig: „Er hat mich angepumpt.“

„Was sagst du?“

„Ja, er hat mich um drei Mark gebeten, und ich habe sie ihm gegeben.“

„Entsetzlich. Ist er nicht mehr Generaldirektor?“

„Er war es nie. Uns ist ein kleiner Irrtum unterlaufen. Generaldirektor ist sein Vetter gleichen Namens. Er selbst ist ein kleiner Beamter bei einer Speditionsfirma gewesen. Jetzt ist er abgebaut. Wenn du willst, daß ich ihn einlade...“

Frau Riepl verzichtete und schwang den Rest des Tages. Und nun wurde der arme Hoppe auch in ihrer Seele von seinem luftigen Generaldirektorsposten abgebaut. Sie fand nun, daß er doch recht klein und unansehnlich gewesen sei. Von einer ernstlichen Verlobung konnte nie die Rede sein. „Denn wir beide waren doch nur einmal für einander bestimmt“, sagte sie voll Überzeugung zu ihrem Manne.

Es war ein großer Sieg, Herr Riepl fühlte sich wieder als Herr des Hauses, geliebt und nach Verdienst geschätzt. Nach einiger Zeit trug er wieder die Uhrkette und noch etwas später auch die gestickten Hausschuhe. Er trug sie sogar mit einem gewissen Stolz, wie ein Ritter, der sich nichts vergibt, wenn er die Rückung des überwandenen Feindes anlegt.

Schwierige Verständigung - Difficile accordo

(F. Biever)



„Bal i jetzi nur wüßi“, was auf Russisch „Du Himmlerghotsakramentsgouß, du traurige hoab'n tat!“

„Se mai sapessi adesso come si dice in russo.“ „Che Dio ti mandi un accidente, schifoso d'una capra!“

DIE GANS

Nagel bestelt den Zug nach Drontheim — gleichzeitig mit einem dicken Mann und einem kleinen Vogel. Der Vogel ist eine Mastgans. Der Dicke hingegen, wie sich alsbald herausstellt, ist der Personalführer Carlsen von der Eisenbahnverwaltung. Nagel läubelt mit der Gans. Sein Sinn und Trachten schwillt von Minute zu Minute.

Nachdem er angestrengt gegähelt hat verschwindet er, sucht den Schaffner und fragt: „Verzeihung! Ist das der Zug nach Drontheim?“ „Jawohl!“ erwidert der Schaffner und fährt fort, die Karten zu prüfen.

Nagel weicht ihm nicht von der Pelle. „Verzeihung!“ beginnt er nach einer Weile. „Ist das der Zug nach Drontheim?“ „Jawohl!“ entgegnet der Schaffner und laßt den lästigen Menschen scharf ins Auge.

Zwei Minuten später fragt Nagel zum drittenmal Der Schaffner murrend etwas in seinem Bart. Um mittelbar darauf erkundigt sich Nagel zum vierten Male, wartet die Antwort gar nicht erst ab, sondern setzt sich neben den dicken Carlsen und entrüstet sich über die Unhöflichkeit der norwegischen Beamten. Der Personalführer widerspricht Nagel besteht auf seiner Behauptung. Der Personalführer geht in den Saal.

„Machen wir die Probe aus Exemplar!“ schlägt Nagel vor. „Ausnahmen gibt es nicht. Auch unser Schaffner ist bestimmt ein Flaps.“

„Er wird zuvorkommend sein wie sämtliche Schaffner“, erlärnt sich der Personalführer. „Da wette ich Kopf und Kragen.“

„Wollen wir nicht lieber um die Gans wetten?“ „Einverstanden!“ bestätigt Carlsen, der seiner Sache sicher ist.

Der Schaffner betritt das Abteil. „Verzeihung!“ sagt Nagel „Ist das der Zug nach Drontheim?“ „Rutschen Sie mir den Buckel lang!“ flucht der Schaffner und knallt die Tür zu. Und Nagel bekam die Gans. Hans Reimann

Schwank-Autoren

Schwänke schreibt man selten allein.

Kürzlich kam einer zu mir.

„Meister, wollen wir einen Schwank zusammen schreiben?“

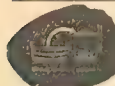
„Haben Sie eine Idee?“

„Eine fabelhafte, funkelnagelneue Idee!“

„Erzähle!“ — Er erzählte.

Nach zehn Minuten unterbrech ich ihn.

„Das ist haargenau der Schwank, den ich soeben



Hausfrau - was fehlt hier?

Bitte, sehen Sie sich dieses Bild an. Die Wasche wandert nach dem Einweichen direkt in den Waschkessel. Das ist in vielen Haushaltungen so. Aber können Sie raten, was es ist? Das ist es! Die Wasche sollte nach dem Einweichen erst in klarem Wasser gewaschen und durchgeseiht werden damit der beim Einweichen gelöste Schmutz die Waschlauge nicht ganz unnötigweise verbraucht.

Heute im Kriege geht es darum, Einweichmittel und Waschlauge sorgfältig einzusetzen. Daran sollen Sie schon beim Gebrauch der Wasche denken. Also gar nicht soviel Wasche erst schmutzig machen. Da sind z. B. die Geschirrs- und Küchenhändcher. Beim Waschen machen sie mit ihrem fetten Schmutz die meiste Arbeit. Müssen sie aber so schmutzig werden? Oft wird das Geschirrs- und Küchenwasser noch nicht so richtig sauber. Fett- und Speisereste werden dann einfach an Tuch abgetupft. Heißes Nachspülwasser würde die Tücher sauberhalten, ja sogar ganz einsparen, denn das heiß nachgeschöpfte Geschirrs- und Küchenwasser würde die Tücher sauberhalten. Wie oft

geht die Hausfrau im Lauf des Morgens an den Waschkessel, um die angeschnittenen Hände zu reinigen. Das muß schnell gehen. Sie läßt flüchtig Wasser durchlaufen, braucht vielleicht auch etwas Seife und — putzt den nun losen, aber nicht abgeputzten Schmutz mit einer Seife an Tuch. Beim Waschen müssen sie dann viel Waschlauge bekommen, um den Schmutz wieder aus dem Handtuch zu bekommen.

Vielleicht fallen Ihnen noch mehr solche „Gewohnheits-sünden“ ein. Achten Sie einmal darauf. Sie werden erstaunt sein, wie der große Waschberg zusammenschrumpft und wieviel weiter Einweich- und Waschmittel reichen.

Merz
UND DAS SIEBENECK

PERI

SIND WELTMÄRKEN FÜR
Arzneimittel

hinter denen eine mehr als
30jährige wissenschaftliche und
praktische Erfahrung steht.

MERZ & CO., CHEM. FABR.
FRANKFURT A. M.

PERI
KHASANA
KOSMETISCHE
WELTMÄRKEN

Dr. K. H. Haus

PERI

Briefmarken-
sammler verlangt keine Zeit
„HANSA-POST“ eine Warte-
Freude macht und Werte schafft
Max Harnisch, Hamburg 26, 513
A nkuuf von Sammlungen

Für Ihren
Füllhalter:
nur
Streibel
Füllhalterhinter
schwarz und farbig
PAUL STREIBEL, GEMA, GEGE 1279
für durch den Feinbild-Verlag Leipzig

Schon wenig
Wagbunz
wirken viel

KRONEN-
MARKE
KRAWATTEN-FABRIK

Schweres Sprechen
Stottern Sprechangst beseitigt
neturgemäß
CARL MOSER, München 5
Frauenhoferstraße 31
Auskunft gegen Porto

Bei Bedarf
nur 1 Tablette

Warum diese Anstrengung!

Jiu Jitsu

Diese unsichtbare Waffe zur sicheren
Selbstverteidigung schützt Sie vor Ge-
fahr! Ein richtiger Griff, und der
stärkste Gegner ist erledigt! Lernen
Sie Jiu-Jitsu zu Hause, der best-
bei Jiu-Jitsu-Meister Erich Käst-
ner unterrichtet auch Sie brieflich. Für 1
Bpf. in Marken, die Ihnen auf die
Kursgebühr zugerechnet werden, er-
halten Sie den illustrierten Prospekt vor-
her. M. Cichart, München 22, Postl. 1126 d

BONSA
die Könige der Toilette

BONSA WERK SÖLINGEN

Siehe unten und lesen aufmerksam.
Das hilft Ihnen Bessere wissen!

Fritz M. Tübke & Co.
BERLIN C.

3 Küpfs
Das Gütezeichen für
Wunderlam

Kossack & Altere
kosmetisch-Fabrik
Düsseldorf

Fromm
Gummiwaren
Welttruf

CREM Ellocar

Wirkt wunderbar.
Doch mach Dir klar,
Auch Ellocar
Ist heute rar!
Dum bitte spar!

Mit **Ellocar**

STÄDTLER

FÜR die
Gesundheit

MARS

STÄDTLER

ES FICHT

drum schnell die empfohlenen Ohren-
gehör mit der schuld durch sorgen, ein
maliges Wärmegedächtnis anzuwenden
OHROPAX-Windmühle Schallmittel 6 Paar
88-schen RM. - PD in Apotheken, Drogerien usw.

Bei jeder Tablette
daran denken:

„Mit Heilmitteln soll man immer langsam sein — und
brachte erst recht. Wäre nicht mehr zu ertragen und nicht öfter,
als es die Wirkstoffe verlangen.“
Wer allem abste: Wüthlich mit dem, wenn es unbedingt
ist.“

Das gilt auch für:
Silphosacarin-Tabletten
Wenn alle dies ernstlich bedenken, befehlen sie jeder Ohren-
galle, bis es bräutet.
Carl Böhler, Konstanz, Fabrik der pharm. Präpa-
rate Silphosacarin und Thyliol.

ten und die gleichen Bücher daheim.“ Rösler

Johannes wollte abends ausgehen. Johannes suchte seine schwarzen Strümpfe. Verzweifelt wühlte er in der Kommode.
„O Kitty! Kitty!“
„Wo fehlt es, Johannes?“
„Kein Paar ganze Strümpfe!“

Ich saß im Wiener Werkel, Auf der Bühne saß
Rosel Dorena ein nacktes Weib in der Badewanne
Wir sahen nur ihre herrlichen Arme und ihre man-
nernen Schultern. Der hohe Rand der Wanne
verdeckte uns im Parkett die angenehmen Be-
lagen des Lebens. Neben mir am Tisch saßen
zwei Fronturlauber. Und ich hörte, wie der eine
den andern anließ und knurrte:
„Siehst jetzt ein, wie dumm wir waren, uns hier
unter hin zu setzen? Oben auf dem Rang müßte
man jetzt sitzen, nechher wärs richtig für uns
Geld!“ J. H. R.

„ICH DANKE DIR - MARTINA...“

VON CIANNA ARICO

Der Mann, der gestern gestorben ist, hieß Kaspar. Warum eigentlich, weiß niemand; vielleicht hatte seine Mutter gedacht, es sei ein besonders schöner Name. Jedenfalls, indem er auf die Welt kam, eignete sich Kaspar diesen Namen zu und trug ihn sein ganzes Leben mit sich herum, dankbar dem Schöpfer, der ihn erschaffen und seiner Mutter, die auch dazu beigetragen hatte. Kaspar beschritt den Weg ins Leben mit so krummen Beinen, daß alle Gevattern sagten: „Es wäre ein Wunder, wenn die jemals gerade würden.“ Und seine Mutter: „Aber ja, so krumm sind sie doch nicht.“ Die Gevattern: „Wie ein Dackel sieht er aus.“ Trotzdem, die Beine wurden mit der Zeit gerade — wenn auch nicht ganz — und die Mutter sagte: „Seht ihr, ich habe es doch immer gesagt.“ Die schwiegen die Gevattern.

Als es für Kaspar Zeit war, in die Schule zu gehen, nahm er das nicht so tragisch wie die anderen, er ging eben hin. Oft schlief er, eine Wange auf die Schulbank gelehrt; die Wange rülste, und die Bank wurde feucht von seinem Atem. Daß er lernte, dafür sorgte seine Mutter: „Zehnmal mußt du es wiederholen, wenn du ein Wort falsch machst; man läßt beim Dackeln an.“ Denn sie zählte diese zehn Male an den Fingern ab. Auf solche Weise wußte Kaspar immer seine Aufgabe. Später ging er wegen ein wenig Latein zum Pfarrer und wegen des übrigen zu Martina.

Er war sechzehnjährig, als sie, er und die Martina, eines Abends ins Gebirge mußten, um den Hirten die neue Gemeindevorordnung zu bringen. Die Hirten aber waren nicht da, sie waren höher hinauf, auf die große Alm gezogen, wo die Küster war. Martina setzte sich, kaum angekommen, auf eines der Hirtenlager und sagte: „Ich bin müde, weiter hinauf gehe ich nicht.“ Kaspar meinte: „Da gehe ich eben.“ „Aber ich will hier nicht allein bleiben. Ich fürchte mich vor der Gespensterkühe mit den fünf Hörnern, die wie ein Mensch brüllt. Wir können morgen früh auf die Alm gehen.“ Und sie fing an, ein Stück harten Käse zu knabbern. Kaspar setzte sich auf einen mit Schafellen bedeckten Stein, von wo aus er durch das kleine Fenster ein Stückchen des sanften sternbesetzten Himmels gewahrte. Er fühlte etwas Sonderbares in seinem Herzen aufsteigen, und eine Angst ließ ihn erschauern: es war nicht die Angst vor der Nacht oder der fünfhörigen Kuh. Martina sagte: „Ich schlafe auf diesem Lager und du auf dem anderen dort.“

Martina, achtzehnjährig und mit sonnenfarbenen nackten Armen, legte ihren kastanienbraunen Kopf auf das rohe Kissen und tat, als ob sie schlief. Kaspar streckte sich auf die kratzige Decke und fuhr fort, die Sterne durch das Fen-

sterchen zu betrachten. Drei konnte er sehen, sie zitterten: auch sein Herz zitterte und die Schläfen klopften ihm wild. Schweigen — und draußen mußte es frisch sein. Aber das Lager war heiß von trockenem Laub und Stroh und den übereinander geschichteten Fellen, die durch die Löcher im Dach die Sonnenhitze aufgesaugt hatten. Die Sterne zitterten immer mehr. Martina fragte: „Schlafst du?“ Der Knabe antwortete nicht. Angst und Begehren preßten ihm die Kehle zusammen, er starrte das Stückchen Himmel an. Im fahlen Licht der Nacht sah Kaspar zwei nackte Arme sich ihm entgegenrecken, und eine hauchdünne Stimme sagte: „Kommi!“ Er richtete sich auf und fiel sogleich wieder zurück, die Zähne in die rauhe Decke schlagend. Kaspar sprang auf und torkelte zum anderen Lager... Am Morgen sagte er zu Martina: „Ich danke dir!“

Seit jener Nacht fühlte sich Kaspar verpflichtet, zu jenen Menschen gut zu sein, weil Martina es ihm gewesen war. Er wurde gesprächiger, streichelte die kleinen Kinder und fragte die größeren, in welche Klasse sie gingen und wie sie heißen. Oh, wie schön war es, zu leben und freundlich zu sein! Dann, als einige Jahre vergangen waren und bevor er den Ort verließ, schenkte er Martina einen Geldschein und sagte: „Ich danke dir!“ Er ging in eine Stadt und wurde Schuldiner einer

höheren Schule. Und wenn die Professoren und Studenten vorübergingen, legte er die Hand an die Dienstmütze und antwortete stets: „Jawohl.“ Er läutete immer zur rechten Zeit die Glocke und hielt auf Ordnung in der Schule. Und wenn er an den Kreuzungen der engen Korridore einem Lehrer begegnete, trat er einige Schritte zurück, legte die Hand an die Mütze und bat um Verzeihung.

Die Studentinnen beleten ihn an, denn bevor sie das Gebäude verließen, huschten sie in seine Loge, um sich rasch zu pudern und etwas Rot aufzulegen.

Kaspar tat, als bemerkte er das nicht und grüßte dann höflich. Mit einem „gnädiges Fräulein“ zog er die Dienstmütze von dem einst schwarzen Schopf, der nun leicht grau schimmerte, und öffnete das Portal.

Wieviele Jahre brachte er in seiner Portierloge zu und Weinhäusern und Ostern gab es schöne Trinkgelder, die er in ein Kästchen legte, auf dem etwas geschrieben stand. Auf der Straße machte er allen Platz und öffnete den Damen, die mit Päckchen beladen waren, die Türen der Läden. Zuweilen belagte er vor den eleganten Auslagen der Friseurie stehen und bewunderte die wachsernen Hände und die leuchtenden, sonnenfarbenen Arme, die ihn erschütterten und berührten. An den langen Winterabenden machte er sich vor

den Theatern nützlich. Er rief die Autos heran und öffnete den schönen Frauen die Wagenschläge, wußte er reichliche Trinkgelder bekam. Manchmal geschah es auch, daß er in die Höhe schaute, und wenn er die Sterne zittern sah, wurde ihm weh ums Herz...

Gestern Abend, am Schluß einer Galesvorstellung, schien es ihm, als sähe er hinter den Fenstern eines Autos zwei sonnenfarbene Arme, die sich ihm entgegenstreckten, und als hätte er eine Stimme von Irrendwörher flüsternd gehört: „Kommi!“

Wie zitterten da die Sterne! Er hatte sich getäuscht. Irgend etwas brüllte auf ihn ein, warf ihn zu Boden. Er stürzte zwischen die Räder der Autos, neigte seinen Kopf zur Seite, als wollte er noch etwas sagen, dann strich Kaspars Seele an der sublimen Matte seines Gewissens die Füße ab und entfiel in die Ewigkeit.

In dem Kästchen, auf dem ein Frauenname geschrieben stand, fand man neben einem nicht unbeträchtlichen Vermögen das materiell beglaubigte Testament vor, in dem er alles der Tochter des Gemeindevorstehers seines Heimatortes hinterließ. Er schloß mit den Worten: „Ich danke dir, Martina!“

(Berichtigte deutsche Übersetzung von Thea Weide)

Starkes Verlangen - Forte pretesa

[J. Hagenberth]



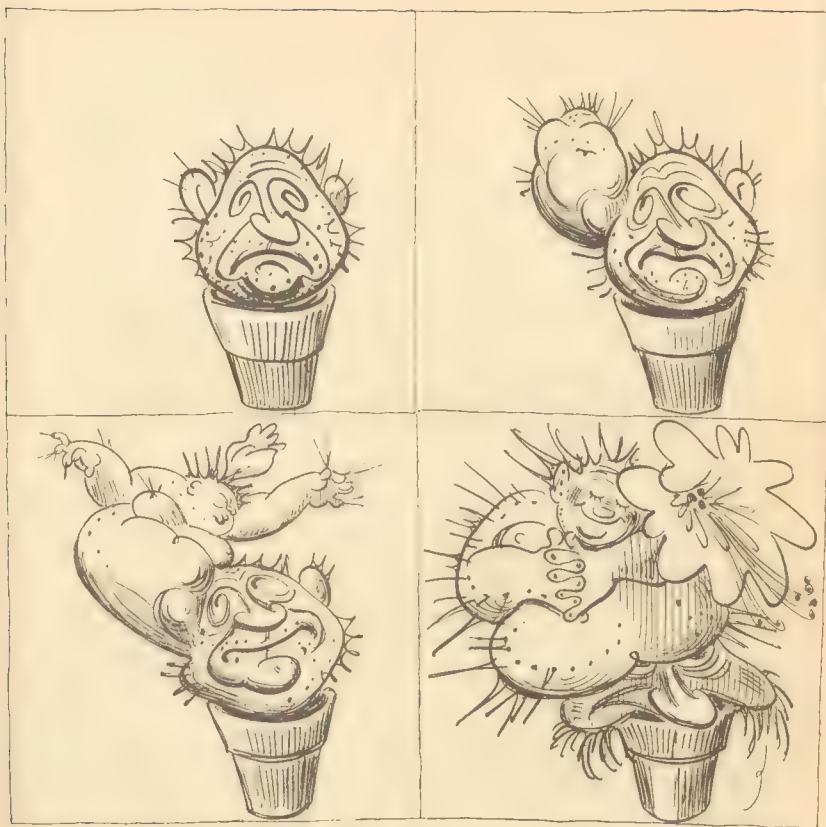
„So, Meister Petz, und nu singe uns noch recht deutlich das Lied vor: „Oh, wie wohl ist mir am A-a-bend!““

„Coat, mastro Petz... ed ora cantet anche in modo assai chiaro la canzone: „Oh come ben mi sento a a... e... ra...““



„Früher haben Frau Präsident für 2000 Dollar fünfzehn Minuten gesprochen, jetzt nur noch zehn!“ — „Ja, ja, mein Lieber, wir müssen eben überall sparen!“

Misura di risparmio negli USA.: „Prima, signora Presidentessa, Voi parlavate quindici minuti per 2000 dollari, adesso dieci soltanto!..“ — „Ah sì, mio caro: dobbiamo appunto risparmiare dappertutto!..“



sie mich schlief und zeugt und schlägt, weiß ich plötzlich: Ich liebe meine Mutter. Liebe sie über alles auf der Welt. Vater steht so hoch, daß meine Liebe oder Unliebe nicht bis zu ihm hinaufreichen. Ich achte, ich verehere, ich bewundere ihn. Aber lieben? Ich liebe nur die Mutter. Und plötzlich bricht es wie aus einem Krater aus mir hervor: „Mut—ter!“ Die Mutter hat den Schrei der Liebe vernommen. Sie hält mit dem Schlägen inne. Sie nimmt mich auf den Schoß, umschlingt mich mit den Armen, legt ihren Kopf an meine Wange und weint. Ich umschlinge sie heftig, presse mein Gesicht an ihre Wange und weine.

Am übernächsten Sonntag fahren wir mit einem gemieteten Kullerwägelchen zu Großvater. Ich trege einen neuen Anzug. Großvater sieht es. Da will ich sagen: Es sei bel uns im Hause alles ein Irrtum gewesen. Diesen Anzug besäße ich schon ein ganzes Jahr lang. Ich hätte an dem Tag, da Großvater in der Stadt war, den verkauften Anzug angezogen. Aber Mutter schneidet mir das

Wort ab. Ihre Hand jedoch streckt sie mir zu heimlichem Dank entgegen.

Im nächsten Jahr kommt Großvater ohne Woll zu uns ins Haus. Die Mutter begreift nicht. Der Vater ist verärgert. Schließlich sagt Mutter wie beläufig zu dem Alten: Er habe hoffentlich gesehen, daß ich bei unserm Wagenbesuch einen neuen Anzug angehabt hätte. „Dat weer dei Antog von dei vöörjährlig Wull“, stellt Großvater fest und ordnet der Mutter: solange die Sache mit Hennis seinem vöörjährligen Anzug nicht in Ordnung wär, gibb's keine neue Woll. Oh, er behalte nichts für sich! Dabai zieht er ein knallblaues Büchlein aus der Tasche, ein Einlagebuch der Städtischen Sparkasse. Das übergibt er dem Vater. Der sieht zu seinem Staunen, daß Großvater die Jahreswolle verkauft und den Erlös mir hat zuschreiben lassen. Vater ist mit dieser Form der großväterlichen Zuwendung einverstanden. Selbstenwegen kann der dickköpfige Alte es Jahr für Jahr so machen. Aber Mutter will ihre Woll. Was soll sie während der langen Winterabende

anfangen, wenn nichts zum Spinnen da ist? Vom Lichtanstecken bis zum Zeugausziehen lesen? Dann schläft sie noch schlechter als ohnehin schon. So fahren wir ein paar Wochen später wieder mit unserm gemieteten Kullerwägelchen zum Großvater. Ich habe einen neuen grauen Anzug an, obwohl die großväterliche Woll ausblieb. „Dat is dei Antog von dei vöörjährlig Wull!“ stellt Großvater sechskundig fest. „Nu heddi dei Sak ehr Richtigkeit.“

Im nächsten Jahr bekommt Mutter, weil der Handel seine Richtigkeit hat, wieder ihre Woll. Und ich kriege, solange ich zur Schule gehe, Jahr für Jahr einen Anzug, der nicht wie die Anzüge meiner Kameraden beim Zeugkaufmann gekauft, sondern vom Weber gewebt, von der Mutter geschnitten wird; der nicht braun oder grün oder blau ist, auch nicht gemustert, sondern grünlich grau; der sich nicht anschlängelt und streichelt, sondern mich breitern umsteht und, wenn ich geschlossenen Auges mit der Hand darüber glicke, sich anfühlt wie ungehobeltes Fichtenholz.



So herrlich hat die Korruption noch nie geblüht!

Nell' Orto Botanico di Washington: Glammal la corruzione ebbe una sì splendida fioritura!

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Roosevelts Weißbuch

Erich Schüttgen



„Verdammt schwer ist es, meine schmutzige Wäsche wieder weiß zu waschen!..“

Il "Libro bianco" di Roosevelt: "É maledettamente difficile di lavar via il sudiciume della mia biancheria!.."



LESEZEICHEN

VON WALTER FOITZICK

Es gibt Gedächtniskünstler unter den Lesern, die schauen sich die Seitenzahl des Buches an, bis zu der sie gelesen haben, kleppen zu und schlagen es nach Tagen wieder an der richtigen Stelle auf. Die haben's leicht! Wir andern brauchen Lesezeichen. In meiner Schulleistungs-„Hauchblätter“ als Lesezeichen. Sie hatten den Vorteil, nicht nur zur Anmerkung einer Stelle im Buch benutzt werden zu können, sondern man legte sie auf die Hand, und dann krümmten sie sich, oder man hauchte sie an und dann krümmten sie sich auch, aber nach der anderen Seite. Dabei verging schon ein guter Teil der Unterrichtsstunde. Außerdem standen da noch in Goldschrift ermahnende und erbauende Sprüche drauf, die krümmten sich dann immer mit, wenn man sie anhauchte, wie ein getretener Wurm.

Heute habe ich keine Hauchblätter mehr, wenn ich mir eine Seite im Buch bezeichnen will, ich nehme das, was gerade zur Hand ist. Merkwürdigerweise ist nie etwas Passendes zur Hand, außer abgebrannten Streichhölzern, Zetteln mit wichtigen Notizen und dringend zu beantwortenden oder lieben Briefen. Die wichtigen Notizen und die dringenden und lieben Briefe entgehen auf diese Weise der Erledigung und Beantwortung, während es den abgebrannten Streichhöl-

zern nichts schadet. Diese sehen aber gar nicht schön als Lesezeichen aus, und bibliophil sind sie auch nicht.

Ich habe einmal in einer berühmten Bibliothek ein großes Tafelwerk durcharbeiten müssen. Als ich nach Jahren mir dieses Buch wieder geben ließ, fand ich an einer bestimmten Seite meine Brille von damals als Lesezeichen. Ich bekam dadurch die Gewißheit, daß niemand inzwischen bis zu dieser Stelle vorgedrungen war und somit noch immer wissenschaftliches Neuland zur Be-

arbeitung vor mir lag. Natürlich hat man nicht genug Brillen, um sie in allen Fällen als Lesezeichen bei wissenschaftlichen Arbeiten verwenden zu können. Größere Mappenwerke von quadratmetergroßem Flächeninhalt leiden übrigens kaum durch diese Methode. Ich vermißte seit Jahren ein Brillenetui, das muß auch an einer wichtigen Stelle eines großen Buches als Einmerkmal liegen. Ich bitte den ehrlichen Finder, das Lesezeichen nicht zu entfernen. Es ist nämlich sehr unangenehm, wenn so ein Lesezeichen an andere Stelle gelegt wird. Da sitzt man eines Abends und liest und liest, und plötzlich kommt es einem so vor, als habe man das schon einmal irgendwo gelesen. Nun kommt so etwas allerdings öfter vor, aber man hat es doch lieber, wenn der Autor daran schuld ist und nicht ein verschobenes Lesezeichen, das einen gezwungen hat, eine Sache zweimal zu lesen. Namentlich bei Romanen und Kurzgeschichten merkt man oft recht spät, daß diesmal nur das Lesezeichen zu den ersten Anklängen an schon Bekanntes geführt hat.

Robuste Leute machen als Lesezeichen einfach ein Eselsohr, sie kniffen die Ecke einer Seite um. Wir zarter Besatzien haben gelernt, daß sich solches für einen Bücherfreund nicht schickt, ist halt auch so eine Sitte wie das Verbot, den Fisch mit dem Messer zu essen.

Sehr empfehlenswert ist es, größere Goldscheine als Lesezeichen zu benutzen. Man freut sich nach Jahren immer über das Wiedersehen, nur darf inzwischen keine Inflation eingetreten sein.

ABRÜSTUNG

Wo find der Würde Silberlodten!

Der Abend naht auf grauen Soden:

„Freund, mache deinen Laden zu!

Du schabst allzu lang schon Rüßchen.

Verzieh' dich jetzt ins Hinterflüßchen,

leg' Patientencn, gön' dir Ruh!

Sel's noch um eine kurze Welle,

dann wird sie dir hompiert zutelle.

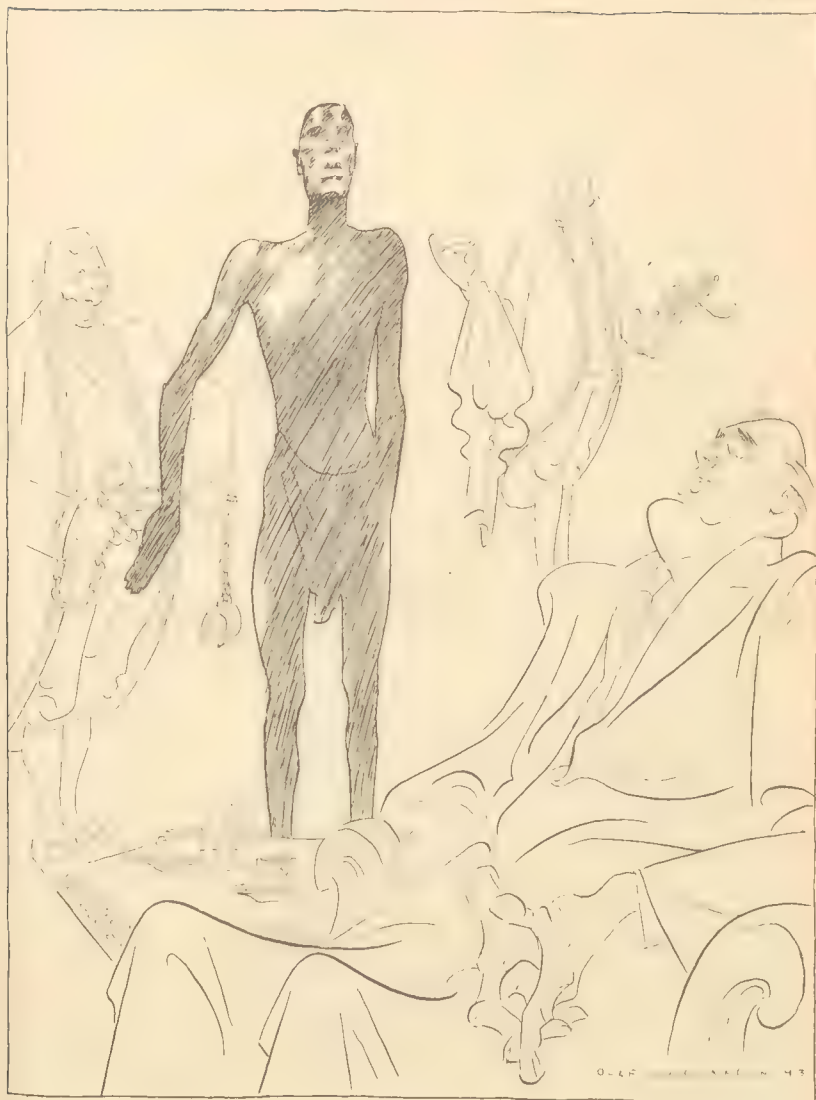
Ein Schißl aus Pappe macht sich breit.

Steigt ner die abgetret'nen Stufen

herauf, so lieft er: „Einberufen!“

und spricht: „Es war auch höchste Zeit!“

Ratadöhr



„Mohr, tu' deine Schuldigkeit und geh'!“

Truppe in Nigeria: „Ehi, Moro ... fa il tuo dovere e vattene!..“



„Vier Millionen, fünf Millionen, sechs Millionen ...“ — „Er kann nur
in Millionen zählen, er ist im Produktionsministerium angestellt!“

Il Yankee nella narcosi: “Quattro milioni, cinque milioni, sei milioni
“Egli non può contare che a milioni; è addetto al Ministero delle Produzioni I..

KLEINE BUNKERLAMPE

Du kleine, blühende Petroleumlampe,
Wir fanden dich in einem Bauernhaus,
Vertraut lagst du auf einer Bohrerlampe,
In deiner Glöde nistete die Maus.

Einfalt haßt du wohl die Stube fanft durchdrungen,
Um deinen Schimmer lachte man sich dich.
Du fahst die Älten spinnen und die Jungen,
Warst Sterbenden vielteils das letzte Licht.

Nun hängtst du fest im Bunker an der Krampe,
In deinem Schein schreiben wir nach Haus,
Und ist der Krieg zu Ende, o kleine Lampe,
Wie zärtlich pusten wir dich dann wohl aus!

Heinz Friedrich Kamecke

ERLEBNIS IN NANKING

VON LUDWIG C. VON TÖTT

In Nanking begleitete ich meinen Freund Andersen in das Bankhaus Bahé Frères, wo er sich einen seiner gewichtigen Reiseschecks auszahlen ließ. Er stand am Schalter und betrachtete den bläulichen Kassier, der mit fahigen Bewegungen längliche Dollarscheine auf die Platte warf. „Stimmt was nicht bei diesem Scheinwerfer“, entwedet bei seiner Leber oder in der Kassa“, brumpte er, als wir durch die Schwingtür in die dampfende Sanpailou-Straße traten. Ich sah ihn von der Seite an. Die humovoll zwinkenden Augen in seinem hageren Gesicht blickten zuweilen tiefer, als man ihrer sorglosen blauen Färbung zugetraut hätte. Am Abend schleppte er mich in den Lawendeklub, dessen Inhaber ein Wiener war, ein Etablissement, halb Bar und halb Kaffeehaus, in dem berühmte gute Schnäpse aus- geschickt wurden. Andersen trank wie gewöhnlich mehr als jeder andere im Lokal, nur am Nebentisch sah ich einen Mann sitzen, tief und düster über seinem Glas gebückt, der durch seinen Trinkhalm noch größere Quantitäten in sich hineinzusaugen schien. Andersen wurde aufmerksam und, war es blasser Nald oder fachliches Inter- esse an diesem trunkfeste Kumpan, er stand auf und setzte sich zu ihm. „Was gibt's, Alter, he?“ fragte er auf seine unverblümte Art. Als der Mann erschreckt den Kopf hob, sah ich, daß es der Bankkassier war. In seinen vernebelten Augen blitzte es zornig auf, er begegnete jedoch dem gewissen jugendhaften Grinsen, mit dem Ander- sen, wie mir zur Genüge bekannt war, jedermann auf der Stelle entwarf. Das Gesicht des Kas- siers wurde plötzlich hilflos und zu meinem Ent- setzen wuchsen zwei dicke Tränen aus seinen Augenwinkeln. Er begann hemmungslos zu er- zählen. Er hieß Charles Demille, wäre seit zehn Jahren Kassierer bei Bahé Frères und genosse dort unbeschränktes Vertrauen. Er hätte sich, auf einen totschieren Tip hin, auf eine Spekulation eingelassen und die Sache wäre natürlich schief gegangen. Am übernächsten Tag würde die üb- liche Bücherrevision stattfinden und da wäre das Menko von fünftausend Dollar und... kurz und gut, er würde sich noch heute eine Kugel in den Kopf schießen. Andersen nahm seine Pfeife aus dem Mund. „Loch im Kopf ist Blödsinn, M'sieur Scheinwerfer, pfeift bloß der Wind durch“, brumpte er.

„Gib's ein anderes Mittel?“ Demille sah ihn be- greifend an. „Sie müssen noch sechstausend Dollar unter- schlagen, mein Güter! Die geben Sie mir, werde die Sache prompt erledigen...“ Mehr hörte ich nicht. Andersens taktlose Späße waren mir hin- reichend bekannt. Ich ließ ihn sitzen und ging in mein Hotel schlafen. Am nächsten Tag war ich emsig tätig und machte mich erst nachts auf die Suche nach meinem Freund. Ich traf ihn natürlich wieder im Lawendeklub. Er rauchte eine Zige- rette, ein sicheres Zeichen, daß er sich wieder einmal übernommen hatte, denn im Studium des vorgeschrittenen Zungenschlags pilgte er die überleuchtende zerschrampte Pfeife seinen Zähnen nicht mehr anzuvertrauen. „Eine Schande, wie Sie sich vollsaugen, Andersen!“ begann ich. „Ich muß Ihnen einmal...“ Da war wieder sein verdamm- tes Lächeln. Ich stockte, grinsten mit und bestellte auch etwas. „Na, schön“, sagte ich achselzuckend

„Und was ist mit Charles Demille?“ Andersen staunte mich mit hochgezogenen Brauen an. Dann nickte er. „Weiß schon, hab's komplett vergessen, kenne ihn bloß als M'sieur Scheinwerfer! Oh, ist prompt erledigt. Bin heute zu M'sieur Bahé mit R... Ri... na, wild's bald, mit Rikscha gefahren. Er kennt mich und liebt mich, weil ich dicken Kreditbrief habe. Ist ein kleiner Glanzkeim mit Walroßbart, der alte Bahé, lacht bloß so um den Bert rum, Augen lachen nicht mit. Böser Bursche.“ Andersen zog den Mund breit. „Hat das Walroß ein Gesicht gemacht, nö, wie ich so sage, daß sein Scheinwerfer elftausend Dollar unterschlagen hat! Hoho. Habe gesagt: Bin ein alter Freund von Charles, zahle bar fünftausend Dollar, wenn er keine Anzeige macht und ihn weiter als Kassierer

behält. Habe ihm die Banknoten gleich zum Schnupfern hingelegt. Sage ihm, wenn er sie nicht nimmt, verliert er elftausend Dollar, weil Charles keinen Nickel hat. No, kurzlang, hat mehr wollen, habe nein gesagt, hat geschimpft, ge- flucht, gebeten, habe nein gesagt, und so hin und her. Dann Vertrag, schriftlich mit Konsular- stempel, Stempel hat Bahé bezahlt. Charles bleibt Scheinwerfer, kriegt gleichen Gehalt und Bahé verliert bloß sechstausend Dollar. Aus... Walroß war dann noch gerührt, hat gesagt, ich sei ein guter Mensch und daher auch ein verdammter Narr. Bin ich auch, viel zu gut bin ich!“ Andersen begah erschütternd falsch einen Merschakt zu pfeifen. Ich war starr. Da hatte doch wer tausend Dollar verdient?!

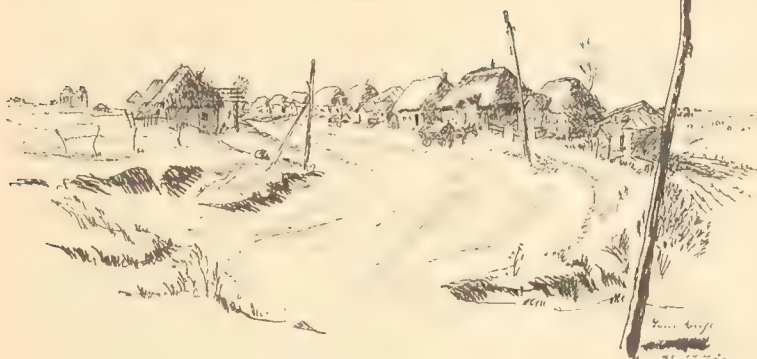
Die Pirouette - La pirolette

(Maçon)



„Sehr geschickt, die Kleine — aber sie dreht sich zu schnell!“

„È molto destra la piccola ... ma gira troppo rapidamente!“



BLATTSCHUSS - HERR WINDELBAND!

VON CHRISTIAN GUTENBERG

Morgennebel verhängte die Landschaft. Er hatte den Großgrundbesitzer Windelband nicht hindern können, die umfangreichen Feldarbeiten zu Pferde zu besichtigen. Nun ritt er ganz gemächlich heim. Sein Leibröß Adam, ein Gewichtsträger mit Beinen wie Tempeläulen und einem Rücken aus federnem Stahl, schnoberte plötzlich und spitzte die Ohren. Der Reiter sah auf und parierte das Pferd. Was war denn das? Mitten im freien Feld — auf dem Wege — ein Hirsch? Ein guter sogar, einer, der etwas drauf hatte, ein Vierzehnder, Donnerwetter, wenn er jetzt seine Büchse hätte, vom Pferde herunter, würde er dem Hirsch alles auf Blatt geben!

Der Hirsch sicherte. Windelband verhieß den Atem, konnte aber nicht verhindern, daß sich Adam — ausgerechnet jetzt — erhobenen Schwefels geräuschvoll erleichterte. Der Hirsch setzte sich in Bewegung. Windelband folgte. Der Hirsch blieb auf dem Wege zum Gutshof, verschärfte aber die Gangart. Windelband brachte Adam in Trab. Der Hirsch ging zu raumgreifenden Springen über. Windelband gab Adam die Sporen. Die Jagdpassion war über ihn gekommen. Konnte er den Hirsch nicht schießen, wollte er ihn hetzen. Einer Güterlokomotive gleich prägte der galoppierende Adam den Atem heraus; der weit über zwei Zentner schwere Großgrundbesitzer leuchtete stahlfest. Immer noch war der Hirsch auf dem Wege zum Gut. „Hussa — hussa“, wollte der Jäger laut Hals geben, aber seine Stimme klappte über und es klang nur wie das heisere Belforn eines wütenden Teckels. Adam war schließlich der Klügere, er fiel in Schritt; der Hirsch verschwand im Nebel.

Der riesige Gutshof war menschenleer. Nur gegenüber dem wüsten gewaltigen Burgtor, das noch aus der Raubritszeit sein unverwundliches Dasein fristete, kamen aus der Kellertür eines breiten Wirtschaftsgebäudes gedämpfte Stimmen. Sie rührten von zwei alten Frauen her, die im Keller Kartoffeln verladen. „Un, das sa' ch dr, Meinekken, wo doch nu alles sparen soll, muß da die Jüdische Frau... Rrrrr — rumml!“

„Herrjesse, Herrjesse.“ — Die Stalltäre war klirrend umgellen und verlöschte. Ein schreckliches Keuchen, sonst Totenstille im Keller.

„Wilken, Herrjesse!“ jammerte nach geräuscher Zeit eine klägliche Stimme, „Hilfe, Herrjesse!“ „Ruff, ruff“, krächzte die andere.

Oben an der Kellertür, elf Stufen hoch, schlen ein wenig Tageslicht. Die Frauen reiteten sich die Treppe hinauf. Dem Hof zurückgegeben, begannen sie erneut zu schreien. Alles tief zusammen. „Es spukt, es spukt“, wimmerte die Meinekken. Der Kuhlütterer höhnte: „Am helllichten Tage spuken! Im Kopfe spukt's euch ahnen Weibern!“ „Nee, nee, im Kartoffelkeller spukt's, da ist der Leibhafte ungen.“

Der Holzerwaller kam hinzu: „Ach was spuken, anstatt Kartoffeln auszulesen, werdet ihr euch wieder soviel Räubergerüchten erzählen haben, daß ihr an euren eigenen Mumpitz glaubt. Nun mal wieder ran an die Arbeit!“

„Nee, nee, Herr Verwalter, ums Verracken nicht jehe ich da noch mal runger“, barnte die Wilken. Die verstörten Gesichter der beiden Frauen veranlaßten den Beamten, diesem vermeintlichen Spuk einen schnellen Garau zu bereiten. Er stieg die Kellertreppe hinunter, kam jedoch schnell wieder hoch. „Da scheint wirklich etwas unten zu sein“, sagte er ein wenig betreten und verheimlichte seinen Schreck über das entsetzliche Fauchen, das er da unten wahrgenommen hatte. In diesem Augenblick ritt Windelband durchs Burgtor ein. Adam war schweißbedeckt. Sein Reiter hatte ebenfalls keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Der Gutbesitzer erblickte mit Spürsuge die nichtstuerische Ansammlung vor dem Kartoffelkeller und rief geräzt: „Leute, habt ihr nichts zu tun, was ist denn da los!“

Der Verwalter kam eilfertig entgegen und berichtete. Kutscher Willi setzte sich in Trab und half seinem Herrn aus dem Sattel. „Lampa her!“ kommandierte der Hofherr.

Mit gezückter Reispelische stieg er die Kellertreppe hinab. Gespenst leuchten oben seine Leute.

„Hahaha — hohoho“, dröhnte ein gewalliges Lachen aus dem dunklen Verließ, „hahaha — hahaha der Hirsch, der Hirsch!“

Der König der Wälder stak im Kartoffelkeller, elf Stufen tief, ohne, wie es schien, sich verletzt zu haben. Er war wohl auf der Flucht im Nebel die Straße entlang durch das Burgtor gejagt und

blindlings die Treppe hinunter in den Kartoffelkeller gepresselt.

Am Mittag war die Sonne durchgebrochen und erfüllte auf das glücklichste die erste Vorbedingung für das geplante Unternehmen.

Der Verwalter, der Kutscher, der Grünner, der Fuhrhülfer, der Kuhlütterer und der alte Schäfer wurden zum Kartoffelkeller beordert. Dazwischen erschien auch im Jagdtrieb mit Büchse Herr Windelband und hielt Musterung ab.

„Was wollen Sie denn da mit dem Riesennesser?“ leuchtete er den alten Schäfer an.

„Nu, ich denke, mal will'n jetzt den Hirsch schlachten.“

„Schlachten! — Sie sind wohl verrückt.“ Das Wort „Schlachten“ hatte Windelbands Jägerseele auf das tiefste getroffen.

„Nu ja“, brummelte der Schäfer, „mer kann ihn ja ooch vorher dortschießen, aber hinterher muß der Hirsch allemal ausgeschlachtet werden.“

„Aufgebrochen“, verbesserte Windelband kopfschüttelnd und fuhr denn zackig fort: „Mal herhören, Leute!“

Nun wurde der Schlachtplan — Verzeihung — der Jagdplan verkündet. Erstens: Der Hirsch wird unter Anführung des Verwalters vom Kutscher, Grünner, Kuhlütterer und Schäfer aus dem Keller beordert. Zweitens: Oben angelangt, wird der Hirsch in Freiheit gesetzt. Drittens: Ein Pfiff des Kutschers auf den Fingern benachrichtigt das Jagdherm von der Freilassung des Hirsches. Viertens: Der Fuhrhülfer positioniert sich zweihundert Meter außerhalb des Gehöfts auf der Straße zwischen Abspernung gegen Passanten. Fünftens und letztens: Der Jagdherm selbst wird ebenfalls außerhalb des Hofes unweit des Burgtors Aufstellung nehmen und dem Hirsch mit einer Kugel das einzigmögliche ehrenvolle Ende bereiten. An die Geweihe!

Im Keller stand wie aus Erz gegossen der Hirsch. Vorsichtig näherte sich das Transportkommando. Der schlaue Kuhlütterer hatte einen dicken Strick mitgebracht und warf ihn lassschüchtlend über das Geweih.

„Zwei Mann vorne ziehen“, kommandierte der Verwalter. Es fand sich jedoch angesichts des drohenden Gewalts kein Freiwilliger für dieses gefährliche Unternehmen. So mußte der Verwalter



„Kalte Hände und eisige Füße — damit wird er fertig; aber wie er meinen Schnupfen in seine Leidenschaft einbauen wird, darauf bin ich gespannt!“

All' appuntamento: „Mani fredde e piedi gelati . . . eh, se ne sbrigherà; ma sono curiosa di vedere come innesterà il mio raffreddore nella sua passione!..“

schließlich selbst zum Strick greifen, worauf der Kutscher und der Kuhlüttere eine heroische Anwendung bekamen und ebenfalls zu ziehen begannen, hingegen der Gärner und der Schläfer von hinten schliefend nachhaken.

Der Hirsch machte, scheinbar in unbeherrschter Haltung, aber innerlich zu Tode gelangsig, ein paar vorsichtige Schritte, Programmgäßig ging es weiter bis zur Mitte der Treppe. Hier besann sich der Hirsch eines anderen und wich und wankte nicht. „Hätten wir man das dämliche Viech abjosten“, schimpfte der schweißende Schläfer.

„Quatsch“, sagte in Verärgerung das Jagdgerm der Jagdkundige Kutscher, „ein Hirsch kann nur durch eine Kugel fallen.“

„Du Döskopp, dann track ihn man alleine ruff!“ „Kuhe, Leute“, beschwichtigte der Verwalter, „wir machen eine Atempause.“

Es verging eine Weile, Treiz erneuter Anstrengung ruhnte sich der Hirsch nicht von der Stelle.

„Wer missen den Strick verlängern und 2 Paar Plörbe holen, die von oben das Bleist reustrecken“, meinte der Gärner.

„Da brechen ihm die schönen Hämer wech und der Alte macht einen Mordschreckel“, erwiderte der Kuhlüttere.

„Ein Hirsch hat keine Hörner, sondern ein Geweih“, gab vornnehm der Kutscher zum zweiten Male seine jagdlichen Kenntnisse zum besten.

„Horn Is-Horn, und Rindviecher jibts och ohne Hämer“, trumpfte patzig der Kuhlüttere auf.

„Lößt doch das Gegesache. Paßt mal uff, wie das Luder jetzt Beene macht“, sagte der beim Appell gemäßigter Schläfer gütig und pikte dem Hirsch mit der Spitze das Schlachtmessers ein ganz klein wenig in die Hinterkeule. Die Wirkung blieb nicht aus.

Der Hirsch stieg wieder Stufe um Stufe. Oben angelangt, stand er, von der Heiligkeit gebelend, einen Augenblick regungslos. Dann legte er das Geweih an, ein Rück — die haltenden Männer fielen durchschießend, dem Schläfer, der auf den Strick trat, wurden die Beine unter dem Leib weggerissen.

Geistesgegenwärtig und pilchtreu zugleich legte der sich am Boden wälzende Kutscher noch die Finger in den Mund und pfliff.

Windelband ging, vom Jagdlied geschützt, aber sich selbst zur Ruhe nehmend, in Anschlag.

Auf dreißig Schritte würde er den Hirsch auch in voller Fähr nicht verlieren. Er hörte Schreien auf dem Hof, Hühnersackern, Kuhgeball, Jetzt vernahm er auf dem Plätscher im Burgtor, karacho, karacho den flüchtigen Hirsch.

Kautz — flief der Schuß. Im Feuer brach — eine Kuh zusammen. Der Hirsch aber jagte, den Strick um den Hals, karacho, karacho dem Walde zu.

Windelband setzte das Gewehr ab, bogte und wurde bleich. Denn stampfte er zum Tor. Auch die Leute vom Hof eilten herbei.

Der unglückliche Schütze fühlte, daß irgend etwas geschehen mußte. So brüllte er, daß der alte Burgturm wackelte: „Wie kommt die Kuh zum Tor hinaus?“

Der Herr Verwalter faßte Mut und berichtete, daß der Hirsch nach seiner wiedergewonnenen Freiheit entgegen aller Erwartung in den Misting gesprungen sei und unter den dort belindlichen Kühen eine derartige Verwirrung angerichtet habe, daß ein Rind mit ihm gleichzeitig über die Barriere ausgebrochen und ihm auf der Flucht gefolgt wäre.

Windelband zitterte vor Wut und Scham zugleich. Auf den flüchtigen Hirsch gezielt und die dahinter rasende Kuh getroffen, er hätte in den Boden sinken mögen. — Ein Irl derer Blick machte die Runde, dann warf er das Gewehr über die Schulter und ging — ein geschlagener Mann — wortlos davon.

„Das scheene Stick“, jammerte der Kuhlüttere, als die Luft rein war.

Der treue Kutscher versäumte nicht, eine feise Entschuldigung seines Herrn einzubringen: „Alles was recht ist, aber ein sauberer Blattschub ist es doch.“

„Dafür gannste dir nicht kooten“, brummelte der alte Schläfer, „hätten wir den Hirsch erschlächt, bräuchten wir die Kuh nicht uffzubrechen!“

DER SILBERNE LÖFFEL

VON STRY ZU EULENBURG

Sie lebten in der gleichen Stadt. Seit zehn Jahren lebten Hans und Heinrich in der gleichen, allerdings sehr großen Stadt und hatten sich in dieser langen Zeit nicht ein einzigesmal gesehen, waren einander nicht einmal zufällig in die Hände gelaufen. Genau so gut hätten sie auf verschiedenen Erdteilen wohnen können und nicht im gleichen Viertel in zwei, gar nicht so weit voneinander entfernten Straßen, wie es sich herausstellte, als sie eines Tages dann doch plötzlich unversehens aufeinander stießen. War das eine Wiedersehensfreud! Kindheitserinnerungen wurden auf der Stelle ausgetauscht, waren doch Hans und Heinrich als Jungen die Unzertrennlichen gewesen und auch heute, so schien es ihnen, je länger sie einander gegenüber standen, würden sie sich immer noch gut verstehen, prächtig zueinander passen.

„Ich bin unverheiratet“, sagte Hans. „Auch ich bin noch Junggeselle“, gestand Heinrich.

„Dann ist es also ziemlich gleichgültig, wo wir unser Wiedersehen feiern, bei dir oder bei mir zu Hause“, meinte Hans.

„Gleichgültig, ja, nur mit dem Unterschied, daß ich dich doch zuerst zu mir einladen möchte“, erwiderte Heinrich mit den Augen blinzeld, „dann ich habe, im Vertrauen gesagt, noch eine kleine Reserve von ein paar Flaschen Wein zu Hause, die ich mit Freuden opfern will!“

Hans war gerührt und sagte zu.

Und dann kam der Abend, an dem sich Hans bei Heinrich in dessen möbliertem Zimmer einfindet, wo die wiedererstandene Freundschaft begossen werden sollte. Heinrich hatte ein kleines Abendessen beschafft, hatte sich wirklich alle Mühe gegeben, um alles merrlich und nett herzurichten, hatte das meiste, was dazu an Gegenständen nötig war, von seiner Wirtin entliehen. Das Essen schmackte den Freunden ausgezeichnet, der Wein mundete ihnen vorzüglich.

Immer später wurde es über den Gesprächen der Freunde, immer mehr Gläser wurden geleert, immer lauter und dröhnender wurde ihr Lachen über frühere gemeinsame Scherze und neue, die sie jetzt trieben.

Mitternacht war schon vorbei, als Hans endlich nach einem rührseligen Abschied und erneuten Freundschaftsschwüren aus dem Zimmer wankte. Der nächste Morgen war, wie fast alle dieser

Morgen nach verunsicherten Festen, grau und eintönig. Eine der ersten Tätigkeiten, die Heinrich nach dem Aufstehen ausführte, war das Zusammenstellen der von der Wirtin entliehenen Dinge, da er wußte, wie ängstlich die Verleihenin bei solchen Gelegenheiten auf die vollständige Rückgabe ihrer Kostbarkeiten zu warten pflegte. Und schon, kaum hatte Heinrich die Silbersachen zu zählen begonnen, mußte er feststellen, daß ein großer schwerer Löffel fehlte. Eine volle Stunde lang durchsuchte er vergeblich sein Zimmer nach allen Räumlichkeiten, in allen Ecken und Winkeln, dann zweifelte er nicht mehr daran, daß der Löffel abhanden gekommen war, daß ihn nur Hans mitgenommen haben konnte. Es blieb für ihn nur noch die Frage bestehen, ob Hans den vermißten Gegenstand aus Versehen, im Übermut oder gar in der Absicht, ihm sich anzueignen, eingesteckt hatte. Letzteres wollte Heinrich zuerst auf keinen Fall wahrhaben, aber als ihm die inzwischen auf den Plan getretene jammende Wirtin darüber Vorhaltungen machte, daß er seinen sogenannten Freund noch so langer Trennung dph unmöglich noch genau kennen konnte, mußte er auch diese Möglichkeit in Betracht ziehen.

Es entschloß sich, Hans sofort ein Stadttelegraph zu schicken. Er überlegte lange, wie er den Text ablassen sollte, um Hans nicht direkt vor den Kopf zu stoßen, aber trotz dem die Dringlichkeit der ganzen Angelegenheit bewußt werden zu lassen, und kam zu der folgenden, ihm als die geeignetste erscheinenden Formulierung:

„Ein silberner Löffel fehlt. Schäm dich, Hans!“

Als Hans das Telegramm erhielt, war er zunächst ratlos. Doch je eindringlicher er sich den gestrigen Abend ins Gedächtnis zurückrief, um so klarer erstand vor ihm das Bild des Waschtisches in Heinrichs Zimmer mit dem Krug, in dem sich das Wasser für Heinrichs allmorgendliche Reinigung befand. Lächelnd stellte Hans dann noch fest, daß es fast schon Mittag gewesen war, als Heinrich das Telegramm abgegeben hatte.

Und er antwortete dem Freund sofort triumphierend. Sein Telegramm lautete:

„Habe gestern Löffel in gehobener Stimmung im Waschkrug versenkt. Schäm dich, Heinrich!“

Ob die Freundschaft zwischen Hans und Heinrich der Belastung durch diesen Telegrammwechsel standhielt, ist leider nicht bekannt.

Gemütliches Beisammensein

Picevoce compagnia

(J. Hagenbarth)





**SEKT KELLEREI
CH. KUPFERBERG & Co.
ADG. MAINZ GEGR. 1850**

PARFÜMERIE UND
FEINSEIFENFABRIK
GEORG DRALLE
HAMBURG

18 **Dralle** 52

Millionen

sparen bei der Postmarken. Täglich
werden es mehr. Man erkennt die vielen
Vorteile, die gerade das Postmarken bietet

Einfach und bequem

steht an allen Orten Großdeutschlands die
Postmarken zur Verfügung.

DEUTSCHE REICHSPOST

Jka

Strümpfe

München

Neuhäuser Str. 15
Weinstr. 14 Am Stachus
Dachauer Straße 7 Reichenbachstr. 13

Severin

**RAISON
Krawatte**

don't know die physische
Behandlung durch das
Verfahren

SEVERIN • CO • KÖLN

Tinte u. Ausziehtusche

**Gutenberg
Kleb-All**

wasserfest
klebt u. repariert
Alles was es gibt!

Kleb-All

Klebpaste u. Büroleime

GUTENBERG Werk für Eurobedarf mbH Mainz a. Rh.

Für Kunst Technik u. künstler. Bedarf

LYRA *liffe*

Für deinen Soldaten
eine echte
VAUEN

Älteste Anstalt, Bruchreparaturfabrik VAUEN Nürnberg

Pelikan

*Füllhalter
Tinte*

Seit
1889
brennt

GÜNTHER WAGNER • GEGR. 1838

für später merken!

Verpoorten

Verpoorten ist die größte Eierlikörfabrik Europas

Terokal
klebt
ideal

Terokal
MADE IN GERMANY

Teroson Ware Chem. Fabrik Heideberg

„Die Heilkunst
ist
unter
allen Künsten
die vornehmste.“

Hippokrates

BAIER

ARZNEIMITTEL

Schicken Sie das Streifenkreuz, wenn
Sie hier gelesen haben, an die Front!

Wunderzahn

**Kossack & Altere
Kosmetik-Fabrik
Düsseldorf**

**Briefmarken-
„HANSA-POST“**

A. Ricke, von Sammlungen

**Briefmarken-
Handlung
Walter Behrens
Braunschweig**

Ankauf von Sammlungen

**Vertrauen gilt-
we dieses Bild!**

NEDA-WERK
Eduard Palm
München

Auskünfte

Über jedermann in jedem Ort
Esoabteilungen, Nachforschungen

Detektei Wittlake, gegr. 1908
Hamburg 1836, Holtenauer 43

**De hilft
SAHUKOI**

Sie erhalten dieses
wirksame Mittel für
65 Rp! in Ihrer Apo-
theke oder Drogerie
Parsien Sie Sahukoi
auf die Hühner-
augen und verhö-
rten Hornhaut
stellen. Das wirkt
schon nach we-
nigen Malen.
Schmerzlos und ge-
sicher sind Ihre
neraugen und
Hornhaut ver-
schwunden

GUSTAV LOUISE BERLIN

Fabrik feiner Parfümen

Lohse

**F 58
FILTER
ZIGARETTE**

*Nicht auf der Straße rauchen
in Lohse schmeckt besser*

DIE VERSUCHUNG DES UNHEILIGEN SEPP

VON PETER SCHER

Sieben Truthähne und -hühner gehörten dem Bauern am Rain außer einem ganzen Hühnervolk, dazu Enten und Gänse. Dem alten Sepp lief, wenn er mit seinem eigenen Rucksack auf dem Rücken vorüberkam, beim Anblick dieses Reichtums jedesmal das Wasser im Mund zusammen, so daß er sich hastig den borstigen Schnurrbart wischen mußte, wobei seine gutmütigen Äuglein vor Aufregung einige Tropfen in die — wie praktisch — von der Natur darunter angebrachten Tränkenscälen gleiten ließen.

Auch mußte er zum Tabakfläschchen greifen und ein Niesgebirge auf den Handballen häufen, das unter bedeutendem Schnüffelgeräusch in die Nase emporbefördert wurde. Danach war die Seelenruhe wieder soweit hergestellt, daß er kopfschüttelnd unter Selbstgesprächen weiterschreiten konnte.

Der Sapp hegte im Grunde seines Hertzens eine nahezu fränkische Liebe zur Tierwelt, nur — im Gegensatz zu dem Heiligen — mit der Abwendung, daß er sie sich auch gern und voller Zärtlichkeit in der Planne vorstellte. Ihm schien im Putzeln und Schmornen ebenfalls etwas vom Lobgesang der Kreatur zur höheren Ehre ihres Schöpfers enthalten zu sein, und besonders von so einem Trutzhahn, der ja schon lebend durch seine fabelhafte Ausstattung die Phantasie befruchtete, wollte ihm bedünken, daß sein gellender Schrei ein einziges ungünstiges Verlangen nach der Planne und dem damit verbundenen Singen zum Preise des Herrn ausdrücke.

Immer häufiger – und je seltener: er fletscht zu kosten bekam, um aufzufressen – sah er vor seinem inneren Auge die Erscheinung bratender Geschöpfe, und stöhnend, da selbst die Nase eingedrückt und alarmierende Dufte zu wittern glaubte, bekam der Sepp das, was die gebildeten Städter einen Truhhahn-Komplex nennen würden, Ideen von Immer größerer Hemmungslosigkeit beimglänzt sich beim häufigen Anblick der Tiere des Geplagten, bis er eines Tages so schwach war, den Einflüsterungen des Teufels ferner stanzuhalten.

Dieser aber reunte ihm ins Ohr: Weilt du denn nicht, daß Truhnhühner die ausschweifende Eigenschaft haben, unaufmerksam davonzurennen, so daß ständig jemand auf dem Sprung sein muß, um sie zu fassen? – Heilungswort! Den Bauer, der frust so leicht nicht mehr, daß sich so die Plage auferlegt hat. Wenig Leute sind es, am heilichsten Tag können man spielend so ein Ungeheuer greifen – hol' mich Gott, das gab' einen Braten!

So zischelte der Böse und der Sepp konnte seinen Speichelfuß nicht mehr bändigen. Etwas mußte geschehen und zwar bald, denn gerade waren „sie“ feist und reif zum Lobsingn in der Röhre. An einem nebligen Wintertag, da obdrenn Schnee wirbelte und weit und breit kein Mensch zu sehen war, geschah es, daß der Sepp drei der Hähne ganz gemütlich daherkommen sah, als ob sie bestellt worden wären.

„Ah — ah —, da schau her!“ stieß

er hervor und blieb stehen. „Sie haben sich davongemacht“, fuhr er im Selbstgespräch fort, und vor Aufregung ging sein Atem wie ein Blasbalg. „Ja, gibt es denn so etwas auch“, fuhr er, sich näher schleichend, fort, „mir scheint pfeilgrad, es soll so sein! Na wart, dich werd' ich kriegen!“

und weiter fügte der Böse alles günstig. Die Hähne stolzierten auf eine leere Kiegsgrube zu. In der sie untersuchten — und der Sepp ebenfalls. Kurz darauf trabte er murrend und ein eingewickeltes Etwas von ziemlichem Umfang liebensvoll an sich drückend, seinem abseits gelegenen Häuschen zu. In dem er ganz allein wohnte. Der Zufall hatte es gefügt, daß es der Störtschneider, der er war, gerade eine Decke bei sich hatte, in die er gelegentlich Kleider zu hüllen pflegte. Darenin gewickelt, sah nun ergeben der Truhdahn, der im Anfang überaus ungebüßig gewesen war. Im Häuschen angelangt, wurde das stolze Geschöpf hinter sorgsam verriegelte Tür bethört und mit Überschwang bewundernd. So ging einige Zeit. Die Hähne und der Sepp schienen sich gewöhnlich wohl zu verstehen. Die Hähne waren von einem leichten Mißraus gepackt mit Unruhe, nicht ganz frei. Er wollte offenbar ihnen zu den Brüdern, was ihm nicht verblüßt werden konnte.

Auf einmal schlug sich der Sepp mit der flachen Hand vor die Stirn. Ihm war mit Schrecken ein-

gefallen: Um die Tien braten zu können, mußte man es ja erst totmachen — und wer um alles in der Welt sollte das tun! O Himmel, wie hatte er diese nicht ganz unwichtige Voraussetzung so vollständig vergessen können! Erbrochen starrte er den Hahn an, der eben daran ging, mit kräftigen Schnabelhieben des wacklige alte Kanapee zu zertrümmern. Bei diesem Anblick streute der Sepp das übliche Tabakgebirge auf den Handballen, riß es mit einem starken Schauer empor, tupfte mit dem gebülmten Tuch die blauchle Knienläse und brach in eine ansehnliche Folge von Fluchen aus, von „Kruzifixen“ angefangen bis zu „Himmelherrgottskramentkretzellochschneidern!“

Hierdurch ein wenig entlastet, wenn auch nicht in der tieferen Schicht um den Magen herum, kam er allmählich zu der bitteren Erkenntnis, daß das Unternehmen verfehlt und also bestimmt vom Teufel eingegeben worden war. Da zudem das Unabsehbare Geschöpf immer bedenklicher auf das Kanopée einhakte und keiner vernünftigen Ansprache zugänglich schien, öffnete der Sepp die Brotlade, schnitt ein Stück ab, zerkrümelte es sorgsam und fütterte den Hahn, der es sich mit einer gewissen Herablassung gefallen ließ; denn Körner hätte er den Vorzug gegeben.

Eine Weile verbrachten sie so in einem auf seitens des Tieres vergnügten, beim Sepp aber leicht ge-
grubten Belineander, während draußen die Flocken immerichter wirbelten. Endlich erhob sich der alte Schneider seufzend vom Kenapee, erschauerte mit unerwartetem Zugriff den strampelnden Hahn und schlug ihn wieder, wie vorher, in die Decke ein.

Noch zögerte er einen Augenblick, wobei ihm vor Erregung zwei wichtige Tropfen aus seinem Äuglein in die Tränensäcke hinunterkollerten, dann trat er entschlossen den Rückweg nach der Kiegsgrube an, wo er den schönen Gockel niedersetzte und mit lautem „Kach kach“ weiterjagte. Er hatte dies kaum vollbracht, als er im Schneegestöße eine Gestalt aufstehe sah, den Aus-
tragsgrat vom Hofe ins Feld-
zund und rufend den letzten Hahn-
suchte und soeben freudig auf-
atmend aus fand. Sie kamen in
ein Gespräch, in dessen Verlauf
die Bauer zu erkennen gab,
wie denkbar er dem Sepp selb-
daß er den vagebuhlerischen
Hahn zurückgeschickt habe; an
etwas Nahhaftem sollte es zur
Belohnung nicht fehlen.

So kam der Sepp, der sich hütete,
die gute Meinung von ihm
hatte, in Frage zu stellen, zu
einem Stück Gerucherten, das
er am Abend nachdenklich, je-
doch nicht ohne Genuß verzehrte.
Als er dabei seinem Schutzengel,
der ihn vor einer Schandtat be-
wahrt hatte, ein frommes Geden-
ken widmete, wurde ihm freilich
nicht recht bewußt, daß diese Dank-
sagung ein wenig den Charakter
einer Vergeltungsschuldigkeit
hatte, die er in begreiflichem
Zorn dem Teufel gönnte, weil er
sein engelhaftes Werk – wenn
auch auf dem Umweg über die
eigene Gütmütigkeit – so leicht-
sinnig im Stich gelassen hatte.

Französische Kleinstadt - Cittaduzza francese

(Gg Gaggell)



Vor dem Spiegel

[K. Heiligenthal]



„Findest du, daß mich die rote Kette kleidet?“

„Kleidet? Na ein bißchen was würde Ich schon noch dazu anziehen!“

EIN MANN MIT VOLLBART

VON KONRAD SEIFFERT

Vor Herren mit ehrbaren Vollbärten habe ich Achtung gehabt. In ihrer Nähe kam ich mir klein und nebensächlich vor. Ich führe das auf meine Schüchternheit zurück.

Von einem Vollbart auch will ich Ihnen hier etwas erzählen. Sie werden da erkennen, daß sich hinter soch einem Vollbart zuweilen allerhand verborgen kann, und daß Sie einen glänzend alten Menschen vor sich haben, wenn der Bart ab ist. Ramon und ich, wir hatten Geld verdient, viel Geld, hatten uns anständige Pferde gekauft mit prächtigen Sätteln und Zaumzeugen, und nun ritten wir nach Barros, wo wir uns nie einkleiden wollten. Auch das Haar wollten wir uns dort schneiden lassen, es war wieder mal Zeit, wahrhaftig.

Am Morgen waren wir losgeritten. Gegen Abend hätten wir in Barros sein können. Aber es gab unterwegs eine Reihe von unvorhergesehenen Aufenthalten. Und es wurde Abend, als wir vor den Bergen ankamen, hinter denen Barros lag.

Über die Berge, die Sierra de los Candeleros, führte ein schmaler, steiniger Weg, der selten benutzt wurde. Wer nach Barros ritt, der wählte den breiteren Weg, welcher sich am Fuß der Berge entlangschlangelte. Er war bequem und ziemlich belebt. Wir aber ritten über die Sierra. Die Dunkelheit kam plötzlich und viel zu früh. Wir sahen ein, daß wir Barros an diesem Tage nicht mehr erreichen konnten. Der Weg war uns unbekannt. Und wir wußten auch nicht, ob unsere neuen Pferde uns sicher auf die andere Seite der Sierra de los Candeleros bringen würden. Deshalb beschlossen wir, nicht weiterzuwollen und in den Bergen den Morgen abzuwarten. Wir sahen uns nach einer Stelle um, an der wir übernachteten konnten.

Während wir nach langsam weiterritten, tauchte vor uns der Schein eines Feuers auf. Wir sagten uns, daß es wohl einem Menschen ähnlich gehe wie uns, daß er, wie wir, den Weiterritt nicht wage und in der Sierra übernachte. Es konnten auch mehrere Menschen sein.

Doch die Sache verhielt sich anders. Wir kamen zu dem Feuer, das an einer etwas überhängenden Felswand brannte, und sahen dort einen Mann sitzen. Er hob sich, als wir in seiner Nähe waren. Ich sah, daß er Ramons breite Schultern, Ramons ganze Figur hatte. Etwas aber unterschied ihn von Ramon: er trug einen wellenden Vollbart, der pechschwarz war und ihm bis zur Brust reichte. Ich erschrock und dachte sofort an die Vollbärtherrn, die mir in meiner Jugend das Gamit verdorben hatten.

Aber dieser Vollbart, der uns ein paar Schritte entgegenkam, schien ein netter Mann zu sein: er begrüßte uns freundlich und lud uns ein, ihm an seinem Feuer Gesellschaft zu leisten, falls wir die Absicht hätten, in den Bergen zu übernachten. Wollten wir aber nach Barros weiterreiten, dann gestatte er sich, uns darauf aufmerksam zu machen, daß der Abstieg schwierig sei und selten von Reitern in der Nacht gewagt werde.

Es war klar, daß wir uns bereits zum Bleiben entschlossen hatten, noch ehe der freundliche Vollbart seine Ansprache beendete. Wir stiegen ab, zogen unsere Hufe, nannten unsere Namen und erfuhrten, daß wir den Señor Teofilo de Pisagua vor uns hatten.

Am Feuer aßen wir etwas, und dann boten wir Don Teofilo eine Zigarette an. Aber er lehnte höflich ab. „Nein“, sagte er, „ich rauche nicht. Ich habe nichts vom Rauchen. Ich habe überhaupt nichts von den Dingen der sogenannten Zivilisation. Die Natur gibt mir, was ich brauche. Und das genügt mir!“

Dieser vollbärtige Teofilo war ein interessanter Mann. Wir unterhielten uns sehr gut mit ihm. Die Stunden vergingen schnell. Die Sterne hingen groß und nah auf uns herab. Unsere Pferde gras-

ten nicht weit von uns. Es war eine schöne Nacht. Wir erfuhrten, daß der Mann, der mit uns am Feuer saß, das Land kannte, er war schon überall gewesen. Am besten aber kannte er die Natur, mit der er eng verbunden war, wie er uns erzählte. Er war recht ärmlich gekleidet, besaß nicht einmal einen Hut, seine Schuhe waren zerrissen, sein Haar hing ihm lang auf Schultern und Nacken herab, er ließ es nie schneiden, er rasierte sich nicht. Das sei eine barbarische Sitte, behauptete er, ein Eingriff in die Natur. Er sprach so überzeugend, daß ich fest bereit war, mir auch einen Vollbart wachsen zu lassen.

Im Lauf der Unterhaltung erzählten wir einiges von uns. Wir hatten keine Gedanken, davon zu sprechen, daß wir sehr viel Geld verdient, daß wir uns Pferde gekauft, daß wir die Absicht hätten, uns in Barros neu einzukleiden. Unsere Kleidung war wirklich nicht mehr erstklassig. Sie können es glauben. Don Teofilo Anzug aber hing nur noch sehr lose zusammen. Er trug eine zeretzte Hose, einen Kittel, um den er einen dünnen Strick gebunden hatte. Da wir uns neue Anzüge kaufen wollten, boten wir, Ramon und ich, dem Don Teofilo, der mir wie ein Prophet in der Wüste vorkam, unsere Jackets an. Aber er lehnte dankend und lachend ab.

„Weil Sie aber, Caballeros, so nett zu mir sind, will ich Ihnen etwas geben!“ rief er. Dabei zog er unter der zerschlissenen Decke, auf der er saß, eine in Zeitungspapier gewickelte Flasche hervor: „Er ist Alkohol. Ich trinke keinen Alkohol. Man hat mir vor längerer Zeit diese Flasche geschenkt. Es ist ein guter Schnaps. Etwas davon habe ich gewissermaßen als Medizin verbraucht.“

Wir tranken von diesem Schnaps. Don Teofilo trank nicht. Es war ein recht guter Schnaps, der mächtig ins Blut ging. Wir wurden schnell müde beim Trinken. Müde waren wir schon vorher gewesen vom langen Ritt. Und so lagten wir uns denn an der Seite des Feuers hin.

Don Teofilo sagte, er werde nicht schlafen, er werde sich mit den Sternen beschäftigen. Ich sah noch, wie er ein paar trockene Baumstämme ins Feuer schob. Dann schlief ich. Ramon war schon vorher eingeschlafen.

Als wir am Morgen erwachten, waren wir allein: Don Teofilo war nicht zu sehen, auch unsere Pferde nicht. Wir sprangen hoch, suchten das Gelände ab, fanden nichts. Und dann erst stellten wir fest, daß auch unsere Brieftaschen mit all dem vielen Geld und mit all unseren Papieren verschwunden waren.

Ramon begann grübeln zu fluchen, und dann behauptete er, ich, ich sei schuld an der ganzen Schweinerei, ich sei zu vertrauensselig gewesen, er habe gleich gesehen, daß hinter diesem vollbärtigen Teofilo etwas ganz Gefährliches stecke, und wenn es nach ihm, nach Ramon, gegangen wäre, dann hätten wir Barros noch vor Einbruch der Dunkelheit erreicht.

Nichts davon stimmte. Ramon hatte sich genau so über das Ohr haben lassen wie ich. Und ich dachte nicht daran, auf seine Vorwürfe einzugehen. Er beruhigte sich dann auch bald, und wir gingen zu Fuß nach Barros, das wir am Spätnachmittag

erreichten. Etwas Geld besaßen wir noch, es war wenig. Da wir hungig waren, beschlossen wir, im Hotel an der Plaza zu essen.

Als wir dort eintraten, betrachtete man uns recht argwöhnlich. Denn wir sahen wirklich nicht vortheilhaft aus. Ich sagte es ihnen schon: es war nöthig, daß wir uns das Haar schneiden ließen, und rasirt waren wir auch nicht. Aber das Schlimmste war, daß wir zu Fuß kamen. Ach, lieber Herr, es macht immer einen schlechten Eindruck, wenn ein Mensch, der gewohnt ist, im Sattel zu sitzen, zu Fuß erscheint.

Als wir Platz nehmen wollten, entdeckten wir in einem Sessel einen Herrn, der eine mächtige Zigarre rauchte. Eine Flasche Wein und ein Likörglas standen vor ihm auf dem Tisch, zwei Kellner waren gerade dabei, Teller und Schüsseln vom Tisch zu nehmen, der Gast hatte eine reichliche Mahlzeit hinter sich. Nun betrachtete er uns aufmerksam und ein wenig lächelnd.

Als ich zu ihm hintrat, glaubte ich, der Raum drohe sich um mich: dieser Kitt dort war der Mensch, der sich Señor Teofilo de Pisagua nannte, der gestern Abend in der Sierra de los Candeleros den Philosophen markiert, der einen Vollbart getragen hatte, der in Lumpen gekleidet war. Jetzt war der Bart ab. Der Anzug, in dem der Mensch steckte, war elegant und angenehm. Sein pomadisiertes Haar glänzte blauschwarz an seinem Kopf, es roch bis zu uns herüber nach einem ätherischen Parfum.

Auch Ramon erkannte den Karl. Und er stürzte sich mit einem Wutgeschrei auf ihn, gab ihm einen Hieb zwischen die Augen und brüllte: „Heraus mit unserm Geld! Wo sind unsere Pferde, du Lump!“ Ich hielt dabei den ehemaligen Vollbart am Kragen fest.

Ach, lieber Herr, wir erreichten nichts. Gäste und Kellner stürzten sich auf uns, die Polizei kam. Und dieser geschneigte und parfumierte Mensch behauptete, uns nicht zu kennen. Wir hatten kein Geld. Mit Geld kann man allerdings tun. Aber wir hatten auch keine Papiere. Und das war schlimmer. Vielleicht haben Sie schon mal erfahren, was es heißt, ohne Paß und Ausweis zu sein. Es ist überall das gleiche. Man traut nicht daran, ihnen auch nur ein Wort zu glauben. Nur weil Sie kein Papier mit irgendeinem Stempel vorzeigen können!

Nein, uns glaube man nichts. Dem gewesenen Vollbart aber glaube man, daß er Ramon sei. Er war ja im Besitz von Ramons Papieren. Und er glied Ramon ohne Vollbart im Aussehen, in der Größe, in der Figur. Meinen Paß hatte er wohl vernichtet, den brauchte er nicht.

Über vier Wochen saßen wir im Gefängnis von Barros. Ach, was war eine höfliche Zeit für uns. Man behandelte uns, wie man vielfache Raubmörder behandelt und ließ sich erst von der Richtigkeit unserer Aussagen überzeugen, nachdem es uns gelungen war, ein paar Freunde zu mobilisieren, die sich für uns verbürgten. Inzwischen aber hatte der Philosoph aus der Sierra de los Candeleros die Stadt Barros längst verlassen. Eins unserer Pferde hatte er verkauft, wir erfuhrten es später, mit dem andern war er verschwunden, es waren schöne Pferde, wahrhaftig Unser Geld war weg. Unser Haar war noch immer nicht geschritten. Wir trugen Bärte, es denen Vollbärte geworden wären, wenn wir uns nicht hätten abnehmen lassen. Jetzt wollte ich keinen Vollbart tragen, nein, jetzt nicht mehr! Ramon auch nicht.

Sie glauben es mir vielleicht, lieber Herr, daß ich seit dieser Zeit vor den Vollbärten nicht mehr die Achtung habe, die ich bis zu meinem unfreiwilligen Aufenthalt in Barros vor ihnen hatte. Weiß ich doch jetzt, daß sogar Pferdediebe sich hinter ehrbaren Bärten verstecken können!

STERNENHIMMEL

Die schwarze Nacht hat sich im Raum verbreitet, von tausend Lichtern felerlich geleitet: der Himmel hat sich hoch zum Dom gewölbt.

Nun funkeln lautlos alle die helle Sterne, als atmete die unermelne Ferne, auf daß der Mensch sich selbst vergessen lehne.

Richard von Schauhal *



Der Nachfolger Darlans

(Wilhelm Schütz)



„Wollen sich Herr General nicht in eine Lebensversicherung aufnehmen lassen?
Die Mortalität in Ihrer Branche ist sehr groß!“

Il successore di Darlan: „Non volete, signor Generale, entrare in una 'Assicurazione per la vita.'? La mortalità nel vostro ramo è assai grande!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sammlerpech

(Wilhelm Schulz)



„Schade um diese hübsche chinesische Vase, die schönere Hälfte ist schon abgesprungen!“

Sfortuna di collezionista: "Peccato che la parte migliore di questo bel vaso cinese sia già saltata via!",



Höflichkeit zwischen Türen

Wir sind im allgemeinen guterzogene Leute, und, wenn wir einem auch alles Schlechte wünschen, so vermeiden wir doch, vor ihm durch die Tür zu gehen. Das hat man uns mit vieler Mühe in der Kindheit schon beigebracht. Ludwig, laß dem andern den Vorritt. Davon ist viel halten geblieben, und wir handeln danach, außer beim Schlengensehen, aber das gehört mehr ins Sportliche und hängt mit der Erzielung von Spitzenleistungen zusammen. Es ist ein Sonderfall.

Sie kennen ja das Spiel, das sich ergibt, wenn zwei Herren gleichen Höflichkeitsgrades an einer Tür zusammenkommen. Sie komplimentieren einander hinein, längere Zeit, bis sie sich plötzlich entschließen, dem Drängen des andern nachzugeben, und wie zwei Walzen in einer Druckerpresse drehen sie sich hindurch, wobei unter verlegenem Lächeln letzte Höflichkeiten ausgetauscht werden, gemischt mit Bedauern über Höflichkeit und ihre Folgen.

Hierzu verwendet man jede gewöhnliche Tür, es kann eine Zimmertür sein, die Tür einer Amtsstube, eine Ledentür, kurz, jede Tür von geringen Ausmaßen.

Eine ganz besondere Sorte sind die Klapptüren,

die vermöge eines Mechanismus von selber zuschlagen. Meist steht „Drücken“ oder „Ziehen“ drangeschrieben. Aber wer beschäftigt sich mit Lektüre, wenn er schnell durch solch eine Tür kommen will. Diese Türen sind nämlich überall dort, wo man schnell hindurch will. Kommen nun zwei von entgegengesetzter Richtung an diese Tür, so geschieht es mit ziemlicher Regelmäßigkeit, daß die beiden gleichzeitig drücken oder gleichzeitig ziehen. Dieser Fall aber ist bei der Tür nicht vorgesehen, und deshalb rührt sie sich nicht. Da aber auf beiden Seiten höfliche, wohlgezogene Menschen stehen, so werden beide, wenn sie vorherdrücken, jetzt ziehen, und wenn sie vorher zogen, jetzt drücken. Nach den Gesetzen der Mechanik rührt sich auch in diesem Falle die Tür nicht. Es kann längere Zeit dauern, bis die Höflichkeit des einen nachläßt und damit der Durchgang frei wird. Was geschieht aber, wenn zwei in einem gewissen Abstand, sagen wir mal von zwei bis drei Metern, hintereinander herkommen? Da kann doch nichts passieren, nicht wahr? O doch, aus Höflichkeit natürlich. Der erste hält nämlich, wenn er sieht, daß jemand hinter ihm kommt, die Tür einige Zeit auf. Nach einem Naturgesetz hält er sie gerade so lange auf, wie es genügt, um sie zurückschnellend seinem Nachfolger gegen den Bauch prallen zu lassen. Probieren Sie's mal, Sie werden's fühlen. Die Elie überwiegt die Höflichkeit nur um ein Geringes, aber das genügt.

Folitzick

SEESCHLACHT

Von Hans Leip

Und sichtegehrnt zu gnadenlosem Tun,
fo trat sie vor die Wolkenbank,
gehrnt
von Dunst,
von grauen Vögeln überdröhnt.

Und hier rote dort ein harter Wille
bewegte ihrer Flotten Pracht,
straff angesaut mit Pflicht
und Ehrbegriff und Mut.

Und wie es hohe Rechenkunft
lang vorbedacht,
entlud
sie Jäh sich übers Meer.

Und währte als ein brüllender Taifun
Und als ein Weltgericht
und fanf,
von Qual und Trümmern chroer,
hinab in eine große Stille.



„Ach so sehen Sie in Wirklichkeit aus! Und mir hat von so einem netten harmlosen Burschen geträumt!“

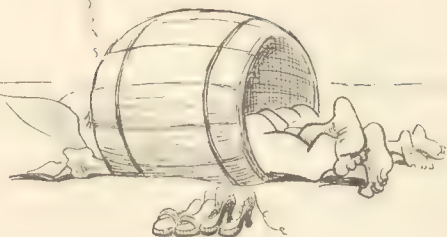
Il risveglio: „Ah così è in realtà il Vostro aspetto! Ed io sognavo quello di un simpatico ed Ingenuo ragazzo!..“



„Miese Stimmung, die Herren wollen sich absolut nicht an einen Tisch setzen!“

Caffè Algeri: "Cattiva umore; I signori non vogliono assolutamente sedersi insieme ad un Tavolo!.."

Tra le fide pareti



„Zieh' die Beine ein, Diogenes, ich glaube, es fängt an zu regnen!“

„Tira dentro i piedi, Diogene, ch  credo cominci a piovare!“

DER FREMDE

VON KURT GROOS

Die Deckenleuchten, alle schmiedeleiserne G st r, brannten an diesem Abend nicht; der Gastgeber hatte die Wandkandelaber mit den Wechseln anzünden lassen. Es lag ein milder und hoheitsvoller Schein in der hohen Halle. Wenn alles ganz still war, hörte man in der Ferne das Meer singen.

Noch in diesem gedämpften Raum mit seinem uralten Ringum l hlte man die Weite, die dieses Haus umgab, die Weite des Meeres dahinter und die Weite der Landschaft davor. Und doch war nur Einsamkeit in diesem Haus.

Wir waren uns dreizehn an diesem Abend; die meisten kamen von weither in dieses Haus in der melancholischen grauen Landschaft, die wild und voll Leidenschaft nur im Sturm war.

Der Dichter, der Hausherr, hatte seine Beichte beendet; es war die Geschichte seines Lebens. Er hatte sie in ihrer Ungeheuerlichkeit vollkommen ruhig, bewegungslos erzählt, und nun saß er da wie erloschen. Um uns geisterte, verhalten und eindringlich wie alles hier, die Tragik des gehörten Erlebten, ein f rliches Nachklingen im Raum.

Die Erzählung hatte uns noch versunken und nachdenklicher gemacht; wir grubelten den Stunden nach, in denen auch uns das Schicksal begegnet war — in der Ferne hörte man das einsame Meer singen; es klang wie eine Trauermelodie.

Schließlich machte einer ein paar Scherz Worte — aber wie unecht, wie verkrampt klangen sie! Irgend etwas Unaussprechliches bannte uns. Der Gastgeber ließ die Kelche wieder f llen, und jeder sank in seine eigenen Gedanken zurück. „Vielleicht!“ — der große Geiger Birdelli hob bei diesen Worten das Glas ein wenig und sah durch den selten Purpur des Weines in das sich ihm Kelch wie schmelzendes Gold brechende Licht der Kerzen — „vielleicht gähnst sich doch einmal das Tor, und er kommt zurück als ein Anderer und viel nichts mehr von den Schmerzen, die er bereitet. Vielleicht erlebt er das gleiche Schicksal am anderen Ende der Sehnacht — ein ebenso Einsamer dann. Vielleicht kommt er schon heute, vielleicht morgen...“

„Vielleicht nie“, unterbrach ihn der Dichter, um dessen Lippen ein harter, abweisender und schmerzlicher Zug lag.

„Vielleicht nicht so, wie ihn damals das Laster hinabzog, vielleicht als ein Gewandelter, aufgespl tzt wieder vom Ozean des Lebens“, grübelte der Geiger. „Wir würden ihn nicht mehr erkennen mit unseren Augen und dann doch alle fühlen, daß nur er es sein kann!“

Das Gesicht des Hausherrn wurde noch gequalter, im Schein der Kerzen schien er erschreckend alt und zerfallen — der Geiger schwieg betreten, jeder von uns versank wieder in sich.

In die Stille der Halle trat plötzlich ein Brausen von draußen, unvermittelt erhob sich der Herbststurm, und das Meer schrie.

Immer mehr Kerzen brannten nieder; erst im Weichen ihres Lichtes erkannten wir, daß schon der graue, gl stige Morgen durch die hohen Fenster in die Halle kroch. Unsere erst feurigen, dann kritischen und endlich so nachdenklichen, an die letzten Dinge r hrenden Gespräche hatten die Zeit vollkommen getötet — keiner war müde geworden; die meisten schienen überwacht.

Der Dichter brach das Schweigen. Er fragte, ob wir den durch seine Einladung versäumten Schlaf nun nachholen wollten. Doch danach war keinem zumute; der dunkle Wein und der seltsame Zauber der Stunden bannten uns weiter in unsere tiefen Sessel.

„Dann soll die Nacht uns bleiben“, sagte der Dichter. Ein Diener setzte neue Wachlichter auf, schloß die hohen Vorhänge, vor denen der bleiche Morgen geisterte, und es war uns, als ob die Zeit von neuem stillstehe.

Wieder alle in uns versunken, führen wir erschrockt bei einem seltsamen Klirren auf: Das Glas des Hausherrn, der bleich und mit weitau gerissenen Augen lauschend vorgebeugt in seinem Sessel saß, war zersprungen. Wie eine blutige Lache trankte der Wein das weiße Tuch der Tafel, die Hand des Dichters zitterte.

Wir alle sahen ihn an.

„Es kommt jemand!“ sagte der Gastgeber tonlos. Er starrte mit seltsamen Augen auf das hohe Portal der Halle, und wie in einem Bann sahen alle dorthin, wir fühlten, eine ungeheure Spannung lag über uns.

Aber nichts war zu hören als draußen der Sturm und das Rauschen des Meeres. Mit  sticker, unsicherer Stimme meinte der Geiger, daß unsere Nerven ein wenig herunter seien von den Phantasmagorien der durchwachten Nacht.

„Er kommt!“ sagte der Hausherr ganz leise und hart, so als ob es etwas Unentrinnbares sei, das von ferne wie ein Schicksal nahe und seine Schatten schon auf uns warfe.

Kaum hatte der Dichter dieses uns furchtbar erscheinende „Er kommt!“  ber die blutleeren, verzerrten Lippen gebracht, da hörten wir ein Pochen, ein erst zaghaftes, dann herrischeres Pochen — leise knarrend  fnete sich der hohe Flügel der Halle, und im gleichen Augenblick strich der Sturm in den Raum und löschte die Kerzen. Nur an der hinteren Wand brannten noch drei einsame Leuchten, die Halle mit fahlgelbem Licht verschwimmend erfüllend.

Keiner von uns rührte sich; wir alle standen unter einem unerklärlichen Bann. Der Große, Hagere — im unbeständigen Licht konnten wir nur seine Umrisse erkennen — trat schweigend in den Raum, der Sturm oder eine Geisteshand fegte den Flügel des Portales hinter ihm zu. Er blieb — wie lange es sein mochte, wi  ich heute nicht mehr; vielleicht habe ich es nie gewußt — eine Zeitlang wie angewurzelt stehen, und nun konnten wir ihn deutlicher erkennen, wenn er auch von dämonischer Unwirklichkeit im seltsamen Zwielicht erschien. Er mußte von weither durch den Sturm gekommen sein, er mußte Wind und Wetter nicht f chten — sein Gesicht war von einer starren Kälte, und doch schien es wie gegelbt von den wirren Haarsträhnen, die der Sturm in die Stille und über die harten Wangenknochen gepfeift hatte. Er trug einen langen schwarzen  lmantel, wie ihn Seefahrer auf alten Abbildungen tragen. Den breiten Hut hatte er tief in die Stille gezogen, seine Augen waren mit unheimlicher Ruhe auf uns gerichtet.

Das Magische, das von der Erscheinung ausging, wurde verdeckt durch etwas, das uns allen wie ein unheimliches Spiel erschien: Der Fremde tat verlegen, aber sein Gang war fest und aufrecht, als er mit tödlicher Unausweichlichkeit auf uns zukam, durch unsere R nde hindurchschreitend wie durch Luft, immer den Blick nur auf einen, den Hausherrn, gerichtet. Vor ihm, dem jetzt ganz Zusammengekauerten, blieb der Unheimliche stehen; erst jetzt sahen wir, daß er in seiner Linken eine kleine schwarze Kiste in der Art eines Kinderserges trug.

Das Entsetzliche war, daß der Fremde noch immer kein Wort sprach.

„Was wollen Sie?“ Es war die b tzende Stimme unseres Gastgebers; sie kam wie aus Gräbern. Doch brach sie den fürchterlichen Bann, denn der Fremde, mißbilligend, verlor sich fast den Blick auf die letzten verfl ckenden Kerzen gerichtet, nahm den breiten Hut ab, zusperte sich ehrerbietig und sagte: „Ich möchte die Gasuhr prüfen!“



„Ich glaube, liebes Kind, du hast dich nun genug geschminkt.“ — „Aber, Papa, ich sehe mir doch immer noch ganz ähnlich!“

“Bambina mia, credo che ormai tu ti sia imbellettata abbastanza.” — “Ma, babbo, sono sempre ancora riconoscibile!”

PRINZESSIN MARYS UNGLÜCKSFALL

VON L. M. PALMARINI

Der höchst peinliche Vorfall hatte sich folgendermaßen zugetragen: Auf der bezaubernden Veranda des prächtvollen Sommersitzes am schillernden Meere hatte die bildschöne Prinzessin Mary den Erbprinzen Henry, ihren neugebackenen Bräutigam, inmitten der Hofgesellschaft bei einer Unterhaltung auf einmal stehen lassen. Gerade in dem Augenblick, da er ihr liebevoll zuflüsterte: „In Ihrer Gegenwart, Mary, schlägt mir keine Stunde!“ hatte das Königskind plötzlich erbleichend das bildschöne Gesicht verzogen, war aufgesprungen und mit einem bloßen „Pardon!“ davongelaufen. Sogar die alte Fürstin Katinsky, die hochgradig verzierte Holdame, deren Amt es war, das Verlobnis, von dem das Geschick zweier Völker abhing, zu beschirmen, war platterdings sprachlos. Mit Mühe und Not erhob sie sich und rehte dem erstarrten, durch die beschämende Demütigung gleichsam gelähmten Prinzen, „Oh, Hoheit wollen den plötzlichen Aufbruch der Prinzessin verzeihen... Sie ist zur Zeit außer-

ordentlich nervös... Die See strengt sie zu sehr an... Vielleicht...“

Der Prinz jedoch hatte sich, ohne ihr im geringsten Gehör zu schenken, erhoben, war mit einem schneidigen „Adieu!“ solo zur Veranda hinaus-spaziert und eilends durch den Garten verschwunden.

Die Fürstin Katinsky hatte, tief beunruhigt, den Vorfall schleunigst der Königin berichtet, und die erlauchte Frau, die gerade, in ihr Arbeitszimmer zurückgezogen, die Dosen ihres Cadro- und Melissenessigs ausprobierte, ein ausgezeichnetes Mittel gegen nervöse Schwäche- und Ohnmachtsanfälle, war, als sie die seltsame Bogenheit vernahm, höchst verwundert. Als weitblickende Frau bedachte sie die Folgen, die diese unbesonnene Tat haben könnte. Sowie sie die Geschichte erfahren hatte, begab sie sich mit großen Schritten, begleitet von der bejahrten Rundlichkeit der Katinsky, die wie ein hinter dem Gros zurückgebliebener Pinguin hinter ihr dreinhüpfte,

ins Gemach der Prinzessin. Sie fand sie mit verweinten Augen in einen Sessel versunken.

„Was ist geschehen, Mary? Du hast den Prinzen stehen lassen? Sag, warum?“

„Unmöglich...“ Das Mädchen brach in Tränen aus. „Das kann ich nicht sagen.“

„Ach, Unsinn! Was kann schon gewesen sein? Der Prinz Henry ist so ein feiner, netter Mensch, und außerdem liebt er dich so.“

„An ihm liegt es ja gar nicht... Es hängt gar nicht mit ihm zusammen...“

„Womit denn? — Geh, bring mich nicht auf... Wer weiß, was der König dazu sagt! Ich muß ihm doch die Wahrheit sagen... Los, sprich, schnell!“

„Verzeih, Mama, aber es ist unmöglich... Es ist eine diskrete Angelegenheit... Ich bin untröstlich... Lieber würde ich sterben, als es aussprechen...“

Da die Königin sah, daß ihre Beharrlichkeit vergebens war, begab sie sich zum König, die Katinsky im Vorzimmer zurücklassend. Seine Maje-

Das Engagement

(R. Kriesech)



„Glauben Sie mir, Herr Direktor, meine Tanzdarbietungen finden stets rauschenden Beifall!“
„Was heißt Beifall? Die Frauen müssen vor Eifersucht platzen und die Männer irrsinnig werden!“

La scrittura: „Credetemi, signor Direttore, le mie danze raccolgono sempre un frenetico applauso!„
„E che significa applauso? Le donne devono scoppiare dalla gelosia e gli uomini devono perdere il cervello!„

sität wollte in seinem Studierzimmer, das in gleicher Höhe mit dem Garten lag, von dessen Rosen die Duftwellen in den strengen, ganz mit Büchern ausgefüllten kleinen Saal fluteten. Der König strich, wie er beim Nachdenken pflegte, den waldenden Bart und zog an der Pfeife. Als er die seltsame Geschichte vernommen, entsetzte er sich und heftete unverwandt den verwunderten Blick durch die Brille auf das noch jugendliche Gesicht der Königin. Dann nahm er die Pfeife aus dem Mund und stammelte: „Wieso denn? Ist sie verrückt geworden?“

„Es war unmöglich, den Sachverhalt auf ihr herauszukugeln. Sie sagte, der Prinz habe sich stets durchaus korrekt benommen, er habe gar nichts damit zu tun, und den eigentlichen Grund könne sie nicht sagen; lieber stürbe sie, als daß sie ihm die Sache erkläre!“

Darauf schnitt der König empor — er war von hoher, imposanter Gestalt — und schlug mit der Faust auf den Schreibtisch, daß die tiefgelegte Schale des goldenen Schreibzeugs auf ein Bündel bereits unterzeichneten Erlasse sprang.

„Ich will die Wahrheit wissen! Ich muß sie wissen! Das ist eine höchst peinliche Angelegenheit! Laß sofort Mary hierherkommen!“

Während die Königin sich anschickte, den Befehl auszuführen, trat ein Kammerherr ein und blieb mit einer Verbeugung einige Schritte vor der Pforte stehen.

„Was gibt's?“

„Majestät, der Flügeladjutant Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Henry bittet Euer Majestät, ihn empfangen zu wollen.“

„Da haben wir den Satan!“ knurte der König und versteckte seine Pfeife hinter einem Bücherstapel. Laut sprach er sodann: „Er soll eintraten.“ Der Flügeladjutant, der überaus kurzschichtig war, näherte sich in dem ungewohnten Halbdunkel des Studierzimmers unter vielen Verbeugungen einem großen Olgemalde, darauf der alte König, der Vater des gegenwärtigen, ein Zepher im Schoß hielt neben sich eine Erdkugel, auf der die andere Hand majestätisch ruhte, indes in augenfälliger Großartigkeit ihn ein zu Pelz verarbeitetes Rudel Hermeline drapierte.

„Entschuldigen Sie, wo wollen Sie denn hin?“ sagte der König ein wenig ungeduldig. „Hier, hier, kommen Sie hierher! Machen Sie sich's bequem!“

Ich bitte Euer Majestät um Verzeihung... Ich komme aus der Sonne... Ich sehe schlecht... Dies ungewohnte Halbdunkel...“

„Also?“ fragte der König nervös.

„Nun wohl, Majestät, werden bereits um den höchst ersten Zwischenfall wissen, der sich soeben ereignet hat und bei dem Ihre Hoheit, die Prinzessin Mary, unsern durchlauchtigsten Erbprinzen unpolitisch ihrer erhabenen Gegenwart beraubt hat. Ein so erleuchteter Fürst wie Euer Majestät wird die außerordentliche Tragweite der Tatsache einsehen. Seine Hoheit will durchaus in seine Residenz zurückkehren und beansprucht geordnete Genugtuung, ehe die Angelegenheit politischer Charakter annimmt und ernsthafte Folgen für die freundschaftlichen Beziehungen beider Staaten nach sich zieht.“

„Mein lieber General!“, entgegnete der König und betrachtete die Bartspitze, die er mit der Rechten zwirbelte, „der Zwischenfall hat sich vor einer Viertelstunde ereignet; ich habe selber noch nicht Zeit gehabt, die Ursache dieser plötzlichen Anwendung meiner Tochter festzustellen...“

Aber, was zum Teufel, machen Sie denn?“

Mit dieser ungeduldrigen Frage unterbrach sich der König, weil der Angeredete sich unbeherrscht vorbeugt hatte, um die blütenweiße Hose seiner Generalsuniform zu betrachten, auf die er seit einer Weile etwas Naßkaltes niedertropfen fühlte, das er trotz seiner Kurzschichtigkeit soiglich mit kopfschüttelndem Blick identifizieren konnte.

Da es nicht Hofbrauch war, Tinte von welcher Farbe sie auch sei, dem Besucher auf die Hose zu gießen, war er in hohem Grade verwundert und suchte also nach einer glaubwürdigen Er-

klärung für die so unangenehme Erscheinung. Doch war es, wie wir wissen, die Tinte aus dem goldenen Tintenfaß, das des Königs herkulische Faust hatte in die Höhe höher lassen; mit der aufdringlichen Unbekümmertheit jeder sich selbst überlassenen Flüssigkeit tropfte sein Inhalt nunmehr von der Tischkante herab. Auf die Frage des Königs hatte der Flügeladjutant und General sich erhoben und auf das ernsthafte Malheur gewiesen. Alle beide waren erleichtert. Dann hatte der König sich erinnert und gelächelt.

„Ach, Donnerwetter, das Tintenfaß ist umgefallen! Ich bitte Sie um Entschuldigung, General. Vorhin, in einem Augenblick der Gereiztheit, hab' ich es tanzen lassen!“

Er läutete sodann dem Kammerherrn und befahl: „Führen Sie den General in mein Ankleidezimmer, damit er sich umziehen kann.“

Der Flügeladjutant verbeugte sich und deckte die Flächen mit dem Taschentuch zu. Als er aber alsbald niesen mußte — er war aus der brennenden Sonne in das ungewohnte Halbdunkel getreten —, führte er das Taschentuch instinktiv an die Nase und ließ auf seinem Gesicht ein dermaßen komisches Schwarzweiß zurück, daß der König in homerisches Gelächter ausbrach.

„Gehen Sie, gehen Sie, General, machen Sie sich sauber!“... konnte er, mühselig sich zusammennehmend, endlich hervorbringen.

Als der Flügeladjutant sich im Vorbeigehen daran maskierte in einem Spiegel erblickte, verbeugte er sich verwirrt. Der Kammerherr, der ihn begleitete, war bei dieser Szene korrekt unerschütterlich geblieben; mit einem Seitenblick verglich er die schwächliche Figur des Generals und die gigantische Gestalt des Königs und stellte fest, daß der General die erlauchten Hosen höchstens als so etwas wie einen reichlichen Mantel hätte benutzen können. Darum ließ er, was mehr angebracht war, den ausländischen Würdenträger von einem Kammerdiener ins Ankleidezimmer des Prinzen bringen, eines achtzehnjährigen Jünglings und Bruder der Prinzessin Mary, der gerade zu einer Entenjagd abwesend war und in dessen reicher Garderobe sich Hosen jeder Farbe und Färbung befanden. Der Diener wählte ein Paar weiße aus, nahm ein Handtuch, deutete auf ein Glasstüchen, wo das Nötlige auch zu einem Bad zu finden wäre, verbeugte sich sodann und ging.

Der Flügeladjutant entledigte sich nicht anders als der beschriebene Bürgersmann der Hose und bemerkte zu seinem Mitvergnügen, daß die ebenholzschwarze Qualitätsstoffs die feine Unterzeugdurchdringung und die Farbe seiner Beine verändert hatte. Hierauf öffnete er in der Absicht, seiner Haut die natürliche Farbe zurückzugeben, das Türchen zum Toilettezimmer, auf einmal hörte er, wie jenseits einer schalltragen-

den Zwischenwand aus Holzlegeln eine Tür aufging und eine Mädchensstimme in verzweifelndem Tonfall sagte: „Hüte dich, Lissy! Du hast mir beim Evangelium geschworen, niemand, niemand, sag ich, die Ursache meiner Flucht von der Veranda anzuvertrauen. Wehe dir, wenn du plauderst!“

„Hohel, beruhigen Sie sich, ich plaudere nicht. Sie wissen, ich bin Ihnen ergeben. Aber, sagie ich es nicht gleich heute früh? Bei der Hitze so viele Kirichen essen und dann Wesser darauf trinken...“

„Still, still, rede nicht davon!... Ich dachte, ich stürbe...“ Armer Prinz Henry! Er wird war weiß was gedacht haben... Nun geh fort, schnell, laß mich allein!“

Der Flügeladjutant, der, wenn er auch kurzschichtig war, doch ein ausgezeichnetes Gehör hatte, wurde zum Leuchter. Er hatte die Stimme ihrer Hoheit, der Prinzessin Mary, erkannt. Reglos, nachdem er zum Hüter des wahren Geheimnisses geworden, das einen tödlichen Krach zwischen beiden Herrscherhäusern nach sich ziehen konnte, begiff er die ganze delikate Bedeutung und wagte nicht zu atmen. Schließlich ging die Tür neben zu und es ward wieder still.

Sogleich beschleunigte er, so gut es ging, die Waschung, kleidete sich Hals über Kopf an, ließ sich vor den König führen und rief quetschervoll: „Majestät, alles hat sich geklärt. Die Flecken in meiner Hose haben mich erleuchtet. In der Tat ist mir eingefallen, daß heute früh mein durchlauchtigster Prinz, als er die Schokolade nahm, sich ein wenig auf die Hemdbrust gemessen hat, was er nicht sehen konnte. Die Prinzessin Mary kam vielleicht das Lachen an, und sie ist lieber davongelaufen, ehe sie ihn ins Gesicht leuchte, ich werde dem Prinzen das kleine Abenteuer erklären...“

Der König lachte und atmete tief erleichtert auf. Der Flügeladjutant verbeugte sich und zog sich schnell zurück, um in die benachbarte Villa, die Residenz des Prinzen, zu stürzen. Doch ehe er zu ihm ins Zimmer trat, rief er den dienstenden Kammerdiener.

„Seg mal, hat sich der Prinz umgezogen?“

„Jawohl, Excellenz!“

„Hol' mir das Hemd, das Seine Hoheit heute morgen anhatte... So, jetzt spring hinunter zum Koch und laß dir eine Tasse Schokolade geben, sie kann getrost kalt sein, aber schnell!“

Der Befehl ward ausgeführt, und der General machte auf den oberen Teil der Hemdbrust, unterhalb des Kins, einen Schokoladefleck, den er eintrocknen ließ. Dann trat er lachend, das Hemd in der Hand, vor den Prinzen.

„Hier, Hoheit, ist der Anlaß zu dem plötzlichen Verschwinden der Prinzessin.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Prinz ersteunt, betrachtete den Fleck und erröte.

„So und nicht anders: Euer Hoheit hatten diesen Fleck auf der Hemdbrust, die Prinzessin hat sich eine Weile beherrscht, dann ist sie aus Furcht vor einem Lachanfall davongelaufen, gar nichts Schlimmes also, eine Kinderlei...“

Seine Hoheit, die ganz unsagbar in die liebevolle Prinzessin vernarrt war und die der lachlichen Zwischenfall bedrückte, eile in die königliche Villa und erbat ein Wiedersehen mit Mary. Sie zeigte sich nunmehr beruhigt und sicher, unbefangen, mit einem himmlischen Lächeln auf den jungen Lippen.

„Wollen Sie mir mein plötzliches Aufbrechen vergeben, Hoheit...?“

„Es gibt nichts zu vergeben, Mary, ich weiß alles“, entgegnete Henry mit verschämtem Lachen.

„Alles?“ stammelte die Prinzessin entsetzt und fühlte sich von brennender Schamröte übergossen.

„Ja, ich weiß alles... wegen so eines kleinen Fleckchens im Hemd...“

Da schied Prinzessin Mary auf und fiel in Ohnmacht. Vier Wochen später ging sie in ein Kloster.

(Übersetzung von Thea Wold)

MANCHMAL

Manchmal, wenn die böse Eintamelt Groß und stetig einer Spinne gleichend, Aus dem Dunkel langsam näher rutschend, Mich umlauert nie zum Sprung bereit —

Manchmal, wenn — als mir's nie gramgefiel — Frohe Jugend, sich die Hände reichend Um zum Reigen toll die Fiedel streichend, Sang und Trank dem gold'nen Heute weihend —

Dann gedicht' es, daß in meinem Herzen Die Wehmüt mit dem Neld erracht:

Grollend' ich' ich' deiner Lippe Scherzen, Traurig' ich' ich, wie dein Zug lacht!

Und dann lösch' ich meiner Sehnsucht Kerzen, Und dann flücht' ich in den Schoß der Nacht... —

Kürd Schrader



**Arzneimittel
aus Frischpflanzen**

DR. MADRUS & CO. RADEBEUL/DRESDEN



**Likörestilliererei
Mainz Rh.**

**Stammhaus
DOETINCHEM
Kolland**

**Briefmarken-
HANSA-POST**
Freie nach einer Wahl schick
Max Herbat, Markt, Hamburg 236-513
Aukauf von Sammlungen



Die ersten Zähnnchen

edieren aus Freude hervorstechen. Im
Verbreitung und Verbreitung fördern
Beschwerden beim Zahndurchbruch
das unbeherrschte Dentinox trocknen
weite in das Zahnfleisch einreiben

Dentinox



Lansen

Linens & Parfums

LANSEN-LANGSDORFF & CO

**Neuen Lebensmut
bei Asthma u. Bronchitis**
Bräuterei Asthma-Tuberkulose im Einnehmen
Wird anfallsartig - schnell - beschleunigt - gut Nacht
Bist besonnen - langjährig - bewährt - bewährt
Überzeugen Sie sich von der Wirkung - Probe, RM 1,50 in Apoth.
Falls nicht ankaufbar oder wegen Bräuterei in anderen von Hersteller
Breitwiese K.G., Berlin-Tempelhof 213 Rumpfen 49

Auf alle kleinen Wunden gehört sofort ein
Wundpflaster, denn helfen sie meist von selbst.
Mit Blößen und Verletzungen, die durch
Gartengeräte oder Pferdardung verunreinigt
sind, geht man nach Anlegung eines
Traumpflaster-Notverbandes besser zum Arzt!



Carl Blank, Verbandpflasterfabrik, Bonn-Rh.



PHILIPS VALVO
SCHON SEIT JAHREN TONERFAHREN
PHILIPS VALVO WERKE
KRAFTWERKUNG BEIHE WERKE IN KÖLNEN HANNOVER WÜRZ

VAUEN
Der altbewährte
zuverlässige, gute
Kamerad
der Soldaten von
1870 und 1914
Seputzmarka
VAUEN Nürnberg S
altste deutsche Bräuterei-Platten-Fabrik



**Die Milch
als Träger**
Lebenswichtiger Mineralstoffe zeigte der modernen
Heilkunde den Weg, diese Wirkstoffe leicht ver-
daulich und gut ausnutzbar zu machen durch
Anlagerung an Milcheiweiß!

**Mineral-Milcheiweiß
Präparate**



Alpenkräuter
Heute solgigsten, Wang und selten!
Anbieter: personalisierte GmbH, Dresden



Ein Schuster kann zwei Schuhe, mit denen man 2 Jahre ge-
hen in, selbst einen. Ein Arzt aber kann nur 2 Jahre
wunder gut machen, was dem Körper in 4 Jahren angetan wurde.

Das Buch:
1. Buchhaltung und Bilanz
2. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
3. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
4. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
5. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
6. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
7. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
8. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
9. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
10. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
11. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
12. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
13. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
14. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
15. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
16. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
17. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
18. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
19. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
20. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
21. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
22. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
23. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
24. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
25. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
26. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
27. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
28. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
29. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
30. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
31. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
32. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
33. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
34. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
35. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
36. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
37. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
38. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
39. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
40. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
41. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
42. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
43. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
44. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
45. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
46. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
47. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
48. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
49. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
50. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
51. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
52. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
53. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
54. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
55. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
56. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
57. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
58. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
59. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
60. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
61. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
62. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
63. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
64. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
65. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
66. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
67. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
68. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
69. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
70. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
71. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
72. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
73. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
74. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
75. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
76. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
77. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
78. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
79. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
80. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
81. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
82. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
83. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
84. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
85. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
86. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
87. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
88. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
89. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
90. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
91. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
92. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
93. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
94. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
95. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
96. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
97. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
98. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
99. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
100. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch

Schauen Sie den, Sie sind immer wenn Sie gehen gehen Sie den

WURDIGES GESCHENK!
HINTERGLAS
**Hindenburg
als Reichspräsident**
mit 8 Bildrücken und 129 Textblättern

Bloem gibt eine lebendige Darstellung der
Tätigkeit Hindenburg als Reichspräsident
1. Präsidentenwahl: Das Weimarer 1. Ver-
trag - Das Weimarer Phantom 1. Ver-
trag - Gestalt und Mythos
Format 33,5x26 cm - Kunstdruckpapier - Maßstab
RM 12,- zuzüglich Versandposten, sofort lieferbar!
**A. WOLLBRUCK & CO., Buchhandlung
Berlin M 4, Granienburger Straße 39-71**

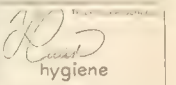
Curltafoem
Ist auch jetzt lehrbar und
eher davon sollte viele zur
Hand sein für eine
klar haltbare
Tonerdelösung

zu kühlen Umschlagen bei
kleinen Verletzungen, Ver-
stärkungen, Prellungen, Ent-
zündungen, Insektenstichen
zum Gurgeln bei Erkältung
und Entzündungen der Mund-
und Rachenhöhle
zum Mundspülen, besonders
bei empfindlichem, leicht blü-
tendem Zahnfleisch

Orig.-Bd. mit ca. 12 g RM - 25
Curltafoem GmbH Berlin-Britz
Achtung! Ein Griff und er ist wehrlos!



**Die unschätzbare Warte zur sicheren
Selbstverteidigung schützt Sie vor Ge-
fahr, ein richtiger Griff, und der
starke Griff ist wehrlos! Curltafoem
Jiu-Jitsu-Meister Fritz Kuhn
unterrichtet auch Sie persönlich, für 30
Bsp. in München (Lsg. Hb.) wird das
Kursgeld aufgeschoben, werden an-
halten Sie den illust. Prospekt von
H. Zickler, München 22, Postl. 128 d**



hygiene
An jedem Morgen mit den Fingerspitzen
den Kopfhaare kräftig massieren
steuern, und man immer von der Seite
nach der Kopfmitte. Diese Kopf-
massage ist nützlich für Ihr Haar,
weil sie der Neigung der Kopfhaare
zu übermäßiger Spannung entgegen-
wirkt. Berühren Sie unsere Radiologische
Haarcreme FRILYSIN, die
gewohnt für Ihr Haar ist.

Das Buch:
1. Buchhaltung und Bilanz
2. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
3. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
4. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
5. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
6. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
7. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
8. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
9. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
10. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
11. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
12. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
13. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
14. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
15. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
16. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
17. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
18. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
19. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
20. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
21. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
22. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
23. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
24. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
25. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
26. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
27. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
28. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
29. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
30. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
31. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
32. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
33. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
34. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
35. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
36. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
37. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
38. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
39. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
40. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
41. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
42. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
43. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
44. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
45. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
46. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
47. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
48. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
49. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
50. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
51. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
52. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
53. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
54. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
55. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
56. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
57. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
58. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
59. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
60. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
61. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
62. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
63. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
64. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
65. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
66. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
67. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
68. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
69. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
70. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
71. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
72. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
73. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
74. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
75. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
76. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
77. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
78. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
79. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
80. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
81. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
82. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
83. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
84. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
85. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
86. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
87. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
88. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
89. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
90. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
91. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
92. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
93. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
94. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
95. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
96. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
97. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
98. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
99. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch
100. Die Umsatzsteuer - Dreierbuch



Eine schauerliche Geschichte

Von Hans B. Wagenseil

Diese Geschichte ist einem sehr bekannten ungarischen Schriftsteller passiert. Es ist noch nicht so lange her, daß er in einem seiner aufregenden Romane Gelegenheits hatte, einen phantastischen Mord zu schildern, nach dessen Verübung der Leichnam in einen Sack genäht wurde. Der Autor, der sich eingehend mit der Sache beschäftigte, fand, daß es keine Kleinigkeit sei, eine Leiche in einen Sack zu kriegen, jedenfalls nicht für solche, die Neulinge auf diesem Gebiet sind. Eine große Zeit verging, jedoch die solcherart gewonnenen Kenntnisse sollten ihm zusetzen kommen, als er eines Tages in einem Segelboot (er ist ein ausgezeichneter Sportler) eine Fahrt machte. Dann plötzlich entdeckte er einen großen Sack, der seelenruhig flußwärts trieb. Seiten

hatte er zuvor ein derart verdächtiges Objekt gesichtet. Immer mehr gewann die Überzeugung Raum in des Dichters Seele, daß hier grausige Wirklichkeit wurde, was er mit schauernder Phantasie geschaute. Trotzdem er sich nun sagte, das Beste wäre, so zu tun, als ob der unheimliche Sack nicht da sei, fand er bald zu seinem Entsetzen, daß das Ding sich nicht abschrecken ließ, sondern vielmehr an sein Boot herantrieb. Kurz entschlossen holte er es herbei — ein Schnitt in das vermulliche Kopfe und — ein Schopf schwarzen, krausen Haars quoll hervor. Der erschütterte Dichter schöppte Atem, ehe er in seinem schweren Werk fortschritt. Ein weiterer Schnitt — und es stellte sich nun heraus, daß der Sack von oben zu unten voll — Roboter war. Irgendwie hing die Sache mit einer Matratzenfabrik etwas weiter stromaufwärts zusammen. Es war immerhin eine nervenaufreibende Erfahrung, die der Dichter da gemacht hatte.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

IO Nückel



Dahinten in der Heide gehen in der Winternacht die Musikanten erheblich beschwingt vom „Dancefest“ nach Hause. — Ihre Instrumente haben sie unter den Arm geklemmt, nur der eine hat die dicke Baßgeige auf den Rücken geschnallt und so stiebeln die vier im Gänsemarsch durch die



Warum ist Waschen am Abend wichtiger?

Man hat eine neue Entscheidung gemacht: Das Waschen am Abend ist wichtiger. Es trägt sich um nichts weniger als den Wunsch, der Hälfte des Wäschebestandes zuzukommen. Was das bei 10 Millionen Haushaltungen an Materialersparnis und Arbeitsleistung bedeutet, kann sich jeder ausrechnen. Fangen wir im Kleinen an. Es ist selbstverständlich, daß

die Kinder abends die Füße waschen, wenn sie tapferer barfuß liefen. Aber geschieht es auch gründlich? Wird der Schmutz gut abgeputzt? Genau so ist es mit den Händen, mit dem Hals! Mutter muß am Abend schon eine gründliche Generalinspektion ansetzen — gründlicher als früher, wo Waschen leichter war und Wasche sich rascher ersetzen ließ! Es handelt sich hier nicht nur um Betrücker und -berge, sondern auch um Nichtdenker und Lebewäsche. Man glaubt gar nicht, wieviel unnötige Wascharbeit man sparen und raschen Verschleiß vermeiden kann! Oberhaupt läßt sich gerade bei Kindern mit etwas Fingertätigkeit Wäsche sparen. Ist es z. B. nötig, daß die Allerkleinsten

immer ein blutsauberes, neuwegewaschenes Linnenlätzchen umhaken? Ein dauerhafter, abwaschbarer Latz ist praktischer und spart unnötige Wascharbeit. Aber auch die Grobren sollten wir so erziehen, daß sie es nicht nötig haben, sich nach dem Essen den Marmeladenmund an der Serviette abzuwischen. Am besten bekommen die Kinder bis zu 5 Jahren eine Wachschtundentafel unter den Teller, damit das Tisch Tuch länger sauber bleibt. Wo blankgeschuete Tische sind, kann man sogar als Tischuch verzichten.

Warum nicht mal auf alle diese Dinge achten? Wir werden mit Befriedigung feststellen, wie sich auf diese Weise unser Wascheberg bei der großen Wäsche verkleinert

„Hühnerbier“
 20, 25, 30, 35, 40 und 45 Liter
 In die für mehr als 30 Jahren
 eingeführte Hühnerbiermarke
 für das von
Haderbräu
 München
 unter Patent
 (S.M.P. Nr. 145960) hergestellte
 alkoholfreie, blauschwarze
 Mischgetränk
 Man sieht
 Nachschauen zurück

Hausputzfragen?
Milly weiss Rat!
 MÜNCHEN, SCHAFFLERSTR. 11

Deinhardt Kabinett
 Ihre leeren Flaschen keine wollen
 über, bitte nur saubere Flaschen
 an uns zurück, Flaschen ohne
 Schmutz!

FASAN
 Erst die Front
 dann die Helmat
 0.10 m/m

CREM Ellocar
 Wirkt wunderbar.
 Doch mach Dir klar,
 Auch Ellocar
 Ist heute rar!
 Drum bitte spar!
 Mit Ellocar

Leere Flaschen sind Rohstoffe
 und gehen nicht in den
 Müll! Wir bitten daher
 alle Verbraucher von
**NERVON-SOLVOMOT
 CAMPHOPIN**
 und den dazugehörigen
 Novopin-Präparaten,
 alle leeren Flaschen ihrer
 Bezugsorte zurückzugeben.
 Sie erleichtern uns
 dadurch die Lieferung

**Statt Tod-Finktur
 YEPSE!**
 zur äußerlichen Desinfektion
 Verletzungen im Haushalt,
 bei Gartenarbeit, im Be-
 ruh und beim Sport durch
 Schnitte, Stiche, Risse, Bisse
 u. dgl. soll man zur Vermeidung
 von Entzündungen und
 Eiterungen sofort
 mit der bewährten Yepsé-
 Finktur desinfizieren.
 In Apotheken und Drogerien
 zu haben. Preis 1,00 und 2,00 Mark
 (Einfachheit) 25 Pf. netto

**KRONEN
 MARKE
 KATZ**
 KRONEN-
 KRAWATTEN-FABRIK
Fritz M. Tübbe & Co.
 BERLIN C₂

Merz
 UND DAS SIEBENECK
UTL
 SIND WELTMARKEN FÜR
Arzneimittel
 hinter denen eine mehr als
 30-jährige wissenschaftliche und
 praktische Erfahrung steht.
MERZ & CO. CHEM. FABR.
 FRANKFURT A. M.

Die Versorgung
 mit Damenbinden ist nach wie
 vor gesichert. Danken Sie bitte
 daran, daß nur vorzügliche
 Schwergewichte daran schuld sein
 können, wenn Sie trotzdem einmal
 Comella nicht überall erhalten.

Seine Lebensdauer
 hängt von der richtigen Füllung ab. Nach dem
 hat seine Medizinische Füllhalter angeordnet
 von der Füllhalter.

F. Wölff & Sohn Karlsruhe
KARLSRUHE

F. Wölff & Sohn Karlsruhe
KARLSRUHE

DIE VERJÜNGUNGSMEDIZIN

VON ERIK STOCKMARR

Tommy Tip, der alte Wächter des Leuchtturmes, saß oben in seinem hohen Turm und guckte über das Meer hinaus, während er sich nachdenklich über den Bart strich. Er hatte seine Sorgen, denn er fühlte das Alter herankommen, und das quälte ihn furchtbar, er wollte nämlich so gerne das ganze Leben lang jung bleiben. Er war kein Veilchen mehr, der alte Mann, oder jedenfalls ein älteres Veilchen, denn er hatte gerade seinen 95sten Geburtstag gefeiert. Seine 17 Kinder waren schon längst erwachsen und hatten selbst Kinder bekommen, Kinder, die gleichfalls Kinder bekommen hatten, und die Kinder seiner Kinder sollten auch bald Kinder bekommen. Tommy Tip sah sehr be- trübt aus, denn jetzt war es mit der Liebe endgültig aus, und Purzel- baume konnte er auch nicht mehr schlagen. Das war ein Jammer, denn er möchte gerne wieder einmal jung sein und die Mädels küssen.

Die Gedanken Tommy Tips beschäf- tigten sich immer wieder mit dem Problem, auf welche Weise er sich verjüngen könnte. In einer Zeitung hatte er einmal gelesen, daß es einem Arzte gelungen war, Affen- drüsen in den menschlichen Organis- mus einzupflanzen, und auf diese Weise seinen Patienten neue Jugend und Kraft zu schenken. Tommy Tip fühlte aber keine Lust für diese Kur, vielleicht bekäme er sogar das Aus- sehen eines Affen und würde in einen Käfig im Zoologischen Garten eingesperrt, und am Sonntag kam denn seine Familie und führte ihn mit Nüssen und Bonbons. Nee, das war kein Leben für ihn. Eine andere Verjüngungskur, die ihm besser ge- fiel, gab es doch auch.

Ein berühmter Arzt hatte einmal die Aufgabe bekommen, das Leben eines Fürsten zu verlängern, und er hatte den Versuch gemacht, ihm das Blut von zwei Knaben in die fürstlichen Adern zu spritzen. Doch erstattete das Leben des hohen Herrn zu verlängern, verkürzte er es, denn der Fürst starb sofort nach der Kur und die Knaben übrigen- aus. Das hatte also keinen Zweck.

Zu allem Glück kam an diesem Abend ein Freund von Tommy Tip, der alte Seemann Pjolle Pjot- tessen, von einer Reise zurück, und wie immer, wenn er nach Hause kam, besuchte er seinen Freund in dem Leuchtturm. Pjolle Pjotessen war ein kecker Bursche, er war 127 Jahre alt, aber frisch wie ein Fisch im Wasser. Einmal war er mit seinem Schiff mitten im Atlantischen Meer unter- gegangen, aber Pjolle rettete sein Leben, indem er bis zur Küste Amerikas wachte. Man kann natür- lich sagen, daß dies unmöglich sei, aber einen anderen Ausweg gab es nicht, denn er konnte nicht schwimmen, und ertrinken wollte er nicht. Also wachte er ans Land. Nebenbei bemerkt war dieser Pjolle als fabelhafter Spucker bekannt, man sagt, er habe einmal von Calais bis Dover gespuckt, noch dazu sogar gegen den Wind. Pjolle war ein Mann, der für jede Situation im Leben einen Rat wußte, und selbstverständlich wußte er auch sofort, wie der alte Tommy Tip verjüngt werden könnte. Er nahm eine kleine Flasche aus der Tasche und zeigte sie stolz sei- nem Freund. Die Flasche, die die sogenannten „asiatischen Wunder-Verjüngungstropfen“ enthielt, hatte er in China bekommen, und hatte dafür mit einer seiner 14 Frauen bezahlt. (Zwei von seinen

Frauen waren Zwillinge, und er hatte also Du- blietten davon.) Solche Tropfen, sagte Pjolle, braucht man im Osten, man nimmt drei Tropfen in der Woche in einem Glas Wasser, dann kehren die Jugend und die Kräfte wieder zurück, und man wird froh und munter wie ein Füllen auf der Wiese. Pjolle Pjotessen spuckte aus dem Fenster hinaus und ging dann nach Hause, um seine Frauen zu begrüßen. Tommy Tip schenkte sich ein Glas Wasser ein und goß die Hälfte des Inhaltes der kleinen Flasche ins Glas, damit er schneller die herrliche Jugend bekäme. Ein merkwürdiges, leichtes Gefühl ergliff ihn, es war, als ob er in

Der kleine Tommy Tip nahm eine Zigarre vom Tisch und zündete sie an.

„Der Storch“, sagte er verächtlich, „ach laß doch, Mutti!“

Als seine Mutter den kleinen Knaben mit einer Zigarre im Munde sah, flüchtete sie schreiend in die Küche, um ihren Mann zu holen. Tommy griff in die Hosentasche nach den Zündhölzern, bekam aber die kleine Flasche in die Hand. „Asiatische Wunder-Verjüngungstropfen“, stand auf der Et- ikette. Woher diese Flasche in seine Tasche ge- kommen war, wußte er nicht, da er aber den Pfropfen abnahm, spürte er einen herrlichen Duft

in seiner Nase. Schnell trank er einen tüchtigen Mund voll. Ein merkwür- diges leichtes Gefühl ergliff ihn, als ob er in der Luft schwebte. Dann schlief er ein und merkte nichts mehr. Als er wieder aufwachte, saß er in einem Liegestuhl vor einem wunder- baren Haus unter palmen und schö- nen Bäumen. Ein großer Papagai wiederholte sein ständiges „Guten Morgen, guten Morgen!“ Die Medi- zin hatte wieder ihre Wirkung getan, er war noch jünger geworden, die Wundertropfen hatten ihn nämlich diesmal ein paar Jahrhunderte zu- rückgeführt und hatten ihn in seinen eigenen Ururgroßvater verwandelt. Sein Ururgroßvater war Gouverneur irgendwo in China gewesen, und diese Stellung war es also, die Tommy Tip jetzt bekleidete. Neben ihm stand ein Chinese und lächelte ihm freund- lich an. Erstaunt guckte Tommy Tip umher und verstand kein Wort von der ganzen Komödie. Der Vollbart war weg, und die kleinen Hosen auch. Erschrocken wandte er sich an den Chinesen.

„Hör mal, mein Junge“, fragte er, „kannst du mir sagen, wer ich eigent- lich bin?“

Der Chinese warf sich auf den Boden und küßte seine Füße.

„Euer Hochwohlgeborner“, sagte er, „es ist Ihnen doch bekannt, daß Euer Hochwohlgeborner der Gouver- neur Peter Tip sind.“

„Was bin ich?“ rief Tommy Tip wütend und warf sein Whiskyglas dem Mann an den Kopf. „Du verdammter Lügner!“ schrie er, „verfluchter Affe, mach daß du wegkommst!“

Tommy lehnte sich in den Stuhl zurück. Ich glaube, ich habe getrunken, sagte er zu sich selbst, das bin ich ja gar nicht, der hier sitzt. Was ist denn dies für ein Salat, flüsterte er, ich muß schnell weg, sonst werde ich verrückt. Er nahm die kleine Flasche aus der Tasche und trank den ganzen Rest des Inhaltes in einem Zuge aus. Wieder kam dieses merkwürdige, leichte Gefühl, und dann merkte er nichts mehr.

Als er aufwachte, saß er hoch oben in einem Baum in Afrika. Jetzt war er nicht mehr Gouver- neur und lebte nicht im 16. Jahrhundert, nein, er war viel jünger geworden, indem er ein paar Jahrtausende in der Zeit zurückgeführt worden war, in die Zeit, wo es noch keine Menschen auf der Erde gab.

Ein Affe war er geworden, ein kleiner, niedlicher Affe!

Jetzt ist er schon längst gestorben, der arme Tommy Tip, aber ein Nachkomme von ihm in der 587. Generation sitzt in dem Kopenhagener Zoologischen Garten und ißt Nüsse und süße Bon- bons. Tragisch, nicht wahr?

EHE DU HEIMKEHRST

*Ehe du heimkehrst in deine tausenden Ställe,
nennend noch einmal den Blick hinüber und schau:
Siehe die Garben der Felder, welche der Schnitter mähte,
siehe des Erntemaschinen schaukelnden Bau.*

*Atme noch einmal den Duft der unendlichen Wälder,
die sich nachsich dehnen, bis wo die Ferne verblaut.
Trinke das Licht der Birken, das Gold der Felder,
das schon der schmerzlichste Herbst betaut.*

*Dann aber schreite hinab zu dem schimmernden Teiche:
Auch die Wiesen haben sich festlich mit Blumen geschmückt.
Brich aus der Fülle, daß dir zur Freude gereiche,
was sich vollendet, indem es bescheiden beglückt.*

*Nichts, das dich beugte, was du auch immer durchlitten;
und was verloren, es fällt dir gesammelt zurück.
Was dich beschmutzte, ist von dir abgeglitten,
kühler wurde dein Blut und härter dein Glück.*

*Ehe du heimkehrst in deine tausenden Ställe,
türme ein neues auf ein vergehendes Jahr.
Trinke noch einmal den Hauch, der die Stirn der Männer umweht,
Birken, Blumen und Wälder, durchrauscht von Gefahr.*

Werner Hunderlmark (im Felde)

der Luft schwebte. Dann schlief er ein, verlor das Bewußtsein und merkte nichts mehr.

Als er erwachte, saß er in der Stube in seinem kleinen Hause unten am Leuchtturm, wo auch seine Eltern gewohnt hatten. Der alte, unglück- liche Tommy Tip war wirklich verjüngt geworden, nur vier Jahre alt war er und nicht größer, als daß er die Nase gerade über den Tisch pressen konnte. Er staunte und guckte er in der Wohnung umher. Merkwürdig ist es doch, dachte er, kurze Hosen habe ich an und mein herrlicher Vollbart ist verschwunden. Sonderbar! Er blickte sich wieder in der Stube um. Am Fenster saß eine alte Dame und nähte. Das war seine Mutter.

„Wo sind denn die Kinder?“ sagte der kleine Tommy.

„Die Kinder?“ fragte sie erstaunt, „welche Kinder, Bubi?“

„Meine Kinder natürlich“, erwiderte er: „Grate, Litzle, Else, Peter, Häschen und...“

Seine Mutter verlor vor Schrecken die Brille.

„Deine Kinder, Bubi! Aber was hast du denn, Tommy, du bist vier Jahre alt und redest über deine Kinder. Was glaubst du wohl, was der Storch dazu sagen würde, wenn er so etwas hörte?“



„Schade, daß Egon nicht hier ist! Jetzt könnte er sich davon überzeugen, daß die blauen Flecke vom Stürzen kommen!“

Diffidenza: "Peccato che Egon non sia qui, perchè ora potrebbe persuadersi che le lividure vengono dalle cadute!."

BELOHNTE RITTERLICHKEIT

VON HANS WEINDL

Ich liebe Leopardi sehr, denn er ist der einzige echte Dichter des Weltschmerzes. Schon lange hätte ich gerne seine Gedichte vollständig in dem kleinen Bändchen, das sie nur füllen, besessen, und in der letzten Zeit steigerte sich dieser Wunsch zu einer jener brennenden kleinen Begierden, wie sie die Herzen der Bücherfreunde, Sammler, Kunstliebhaber immer wieder heimsuchen. Aber auch Bücher sind jetzt im Kriege selten geworden und vor allem — eine sehr bemerkenswerte Erscheinung übrigens — vor allem die „Klassiker“, — „Klassiker haben wir gar nichts mehr, oh, schon seit einem Jahr nicht mehr“, das sind für jeden Buchhändler heute so häufig benötigte Antworten, daß er sich für sie mit Fug einer Schallplatte oder eines Papageis bedienen dürfte, ein Verfahren, das auch Insofern Förderung verdient, als diese Sprecher sich einmalig auf einen ganz bestimmten Ton stellen ließen, so daß die Antwort ohne zu harte Inanspruchnahme der

Gemütskräfte des Buchhändlers sogar höflich gegeben werden könnte. Es bestand also herzlich wenig Aussicht, meinen ersehnten Leopardi zu finden. Ich gab mir unendliche Mühe. Nach und nach lief ich in siebenunddreißig Buchhandlungen. Auf dem Heimweg vom Dienst machte ich jeden Umweg, um einen neuen Bücherladen aufzusuchen, und versäumte etliche Male sogar das Essen. Als ich wirklich keinen Laden mehr wußte, beschloß ich, wieder von vorne anzufangen und die Reihe noch einmal durchzugehen. Ich kam also wieder zu St. in der M.-Straße, wo ich vor Wochen begonnen hatte. Dieser Laden war ehedem wirklich ein Paradies für Schmökere; im ersten Stock ist da ein großer Saal mit vielen langen Tischen und langen Gestellen an den Wänden. Sie waren einst voll der Schätze; jetzt sind sie recht licht geworden. Planmäßig begann ich dort noch einmal die Suche. Ganz hinten in einer Ecke waren ein paar Fächer

noch gut gefüllt. Ich stieg auf die Leiter; im obersten Fach sah ich ein schmächtiges Bändchen zwischen zwei dicken Schwarten eingeklemmt, mit zartem Lederücken ohne Aufschrift. Daß es nicht mein Leopardi sein würde, das wußte ich freilich. Aber das Bändchen verriet dem Eingeweihten schon mit seinem halben Gewand so sehr eine gediegene Buchseele, daß ich dennoch greifen mußte. Ich schlug es auf — — — da — — „Giacomo Leopardi — sämtliche Gedichte“. Freudezitternd hielt ich es in Händen.

In diesem Augenblick aber vernahm ich nicht weit von mir eine so angenehme Frauenstimme, daß ich trotz des Schatzes in meiner Hand aufblicken mußte. Die Stimme stellte eine Frage an den Verkäufer — und was fragte sie? Sie fragte: „Haben Sie Leopardis Gedichte?“ Freundlich, sehr freundlich erwiderte er: „Ich glaube leider kaum, Grädigste; Ich werde aber mal nachsehen.“ Es bestand für mich gar kein Zweifel, daß der Verkäufer ohne jedes Besinnen kurz „nein“ gesagt hätte, wie kürzlich zu mir, wenn irgend, ich sage irgend jemand anders die Frage gestellt hätte. Daß er aber hier die Antwort ein Weichen in der Schwebe ließ, war mir sehr verständlich, denn diese Fragen war ein ganz erlesen weibliches Geschöpf. Sie war schlank, edel, trug einen schliefartigen Fohlenmantel, der bei jeder ihrer Bewegungen über den mädchenhaften, aber vollen Formen seidig schimmerte. Und was war das für ein Gesicht, ein Gesicht, in dem sich Schönheit und Durchgeistigung zu jenem wunderbaren Reiz zusammenschloßen. Und was waren das für tiefe schwermüde Augen! Und sie verlangte Leopardis Gedichte! Begierstehungsfähig, wie ich nun einmal bin, regte sich sofort ein heldischer Gedanke in mir. „Gib ihr deinen Leopardi!“ flüsterte es in mir. (Ein wahrer Schmerz zuckte als Widerhall von der schlechteren Seite meines Ichs für eine Sekunde auf.) „Denk doch“, sprach es in mir weiter, „dieses Geschöpf, diese Seele und Leopardi, was gibt das für einen seltenen, göttlichen Zusammenklang. Und würde der Meister — würde er nicht millionenmal lieber von ihr gelesen sein als von dir —? Doppelte wäre deine treue Suchermüh gekrönt...“

Der Verkäufer, der nicht sehr eingehend, die Augen mehr bei der Dame, an einem Bord gesaut hatte, wo nie ein Leopardi stehen konnte, kam zurück: „Leider ist nichts da“, sagte er herzlich bedauernd. — „Oh schade“, antwortete das Mädchen mit einem tiefen Seufzer und senkte traurig die schönen Augen.

Mein Entschluß war gefaßt. Ich trat, während der Verkäufer abgerufen wurde, rasch zu ihr und sicherlich lag das Edel-heldische jetzt auch in meiner Haltung und in meinem Gang. „Verzeihung, gnädiges Fräulein“, sagte ich, „fragten Sie nicht eben nach Leopardis Gedichten?“

„Ach ja, aber leider vergeblich.“ Ich reichte ihr mein Bändchen. „Hier sind sie“, sagte ich, „ich habe sie soeben hier gefunden. Gegenwärtig ein seltenes Ding.“

„Oh!“ rief sie entzückt und leuchtete mich mit einem vollen Strahl ihrer schönen Augen an, „das ist ja herrlich!“ Ich verneigte mich. Ich empfand die Wonneseher der edlen Tat.

„Oh!“ fuhr sie fort, indem sie sich nach dem Buche griff, „wie wird sich meine Tante freuen, die gute alte Haut —“

„Ihre... Tante...?“ stotterte ich. „Ja, Sie war mal in Italien und wünschte es sich so. Und ich bekam es nirgends. Und nun hat sie doch ihre Beschäftigung für heut abend und ich kann ins Kino gehn.“ Damit nickte sie mir noch einmal liebenswürdig-dankend zu und lief mit dem Buch zum Ausgang vor an die Kasse.

Ich setzte mich nieder und sagte, sehr deutlich: „Rindviech!“ zu mir.

(Macq)

Ihr Traum - Il suo sogno



„Nein, nein, und wenn ich täglich ins Dampfbad gehe, das möchte ich noch einmal erleben, daß ein Mann „Engelchen“ zu mir sagt!“

*Eh si... prendendo un bagno a vapore ogni giorno, mi capiterà pur di nuovo che un uomo mi dica: „Angioletto mio,!“

Abwürgung - Strangolamento

[A. Kubin]





„Es fällt mir verdammt schwer, hier den guten Freund zu spielen; bei der Hitze geht die ganze Schminke ab!“

Entrata in scena in Africa: „Per me è maledettamente difficile far qui la parte del buon amico; con questo calore tutto il belletto se ne va!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT. MÜNCHEN

Der Scharfrichter

(E. Thoma)



„Komm nur herauf, Winston! Bis wir den Richtigen erwisch haben, werde ich inzwischen an dir üben!“

Il carnefice: „Vieni pur su, Winston. Finché non avremo accluffato quello giusto, io nel frattempo mi eserciterò con te!“



Wenn Besuch kommt

Von Welter Folitzick

Besuch ist immer lieber Besuch, auch wenn er sehr ungem. gesehen wird. Man kann doch nicht sagen: „Sie, hören Sie mal, das paßt mir aber gar nicht, daß Sie zu mir kommen!“ Nein, das geht nicht, da müssen noch so alte Vorstellungen von Gastrecht, vom müden Wanderer und von Wölfen, die draußen lauern, in uns sein. Natürlich, soweit geht's nicht, daß ein Schwein geschlachtet wird und Felle neben dem Gasherd ausgebreitet werden und eine Tochter zwecks Ehe angeboten wird. Das ginge denn doch zu weit, aber man sagt immerhin: „Bitte, legen Sie ab“ oder „Nehmen Sie bitte Platz“. Das ist eigentlich schon so viel wie Schwein und Felle und Tochter, oder manchmal sogar mehr, was die Überwindung anstreift.

Was die alten Ritterleser gelien haben, wenn plötzlich Besuch kam, weiß ich nicht genau. Manchmal haben sie geschossen auf den Besuch, weil sie gefährlich geliebt haben. Daß aber so ein Ritter gerufen hat: „Du, Rotwulda, nimm doch schnell den Untertosenkneipenzer vom Ahnenstuhl im Palles und stau die Brünne ab, der von Werdenfels sprengt eben mit eingeleger Lanze beim Portier vorbei“, also das kann ich mir schwer denken. Ich weiß nämlich, daß es vielerorts heute so ähnlich zugeht, wenn man plötzlich vernimmt, daß jemand ohne eingeleitete Lanze sich dem trauen Heim naht. He, was entsteht da für ein Wirbel! Das mit der Unterhose und der Brünne hab ich schon gesagt. Der Hausherr ordnet noch schnell den Schreibisch. Was sage ich, ordnet? Mit ausgestrecktem Arm schließt er den ganzen Belag der Tischplatte in die oberste Schublade. Dort wird er lange liegen bleiben, denn was man so auf dem Schreibisch hat, entbehrt man eigentlich nicht, wenn es verschwinden ist. Manche Leute schreiben Dinge auch unter die Kommode oder unter die Ottomane, Dinge, die keineswegs zur Schande gereichen, aber die doch durch ihr pures Vorhandensein nicht gerade den Eindruck von ordent-

lichem Haushalt erwecken. Es kann dabei immer passieren, daß Vaters Schlipps über dem Arm des betenden Knaben an Bronze hängen bleibt und während der ganzen Besuchszeit die Augen sämtlicher Familienmitglieder magisch auf sich zieht. Zum Staubwischen bleibt meist keine Zeit mehr, und nur auf blankpolierten Möbeln zeigt ein prüfender Fingerstrich die nimmermüde Hand der Hausfrau. Meist wird schnell das Fenster geöffnet, um das Rucheln vom Sauerkraut hinauszulassen. Übrigens braucht es nicht Kraut zu sein, auch Bohnenkaffee tut die gleichen Dienste. Eigentlich könnte öfter unerwarteter Besuch kommen, es tut der Wohnung gut.

EPISODE

Das Leben ist ein Wartefall.

Da stehn wir nun altzumal
oder wir gehen hin und her,
denn Warten fällt beinahe gleich schwer.
Der Eine lockert in den Zinnen;
der Andre in den Fahrplänen;
ein Dritter pacht fein Frühstück aus;
ein Vierter, durstig nach Apfelpur,
läßt muntere Wäse sich entgleiten;
ein Säugling plärrt; zwei Männer streiten.
Kurzum, es ist so weit ganz nett,
männ's nur auch bald ein Ende hat.
Denn wer lebt bloß vom Zeiterreibe?
Ein Wartefall ist keine Bleibe.
Und jeder hat halt doch den Splitt:
Fort! - Fragt sich nur: wann! und moht!

Wie aber soll man bei so vielen
die Seelenharmonie erzielen? ...

Wie jüngst mich ein Madamchen frug:
»Pardon - wann geht mein nächster Zug?«
»Ach, Knoblsgrün, hab' ich gefragt,
»da bin ich leider überfragt.«

Das mißlungene Werk

Von Ernst Sander

Claude Prosper Jolyot de Crébillon — dieser wohlklingende Name ist derjenige eines bedeutenden französischen Trauerspieldichters der klassischen Zeit. Er war ein ernster, feierlicher Mann, der nur einen Stolz hatte: seine Kunst — und nur einen Kummer: seinen Sohn. Dann nicht nur, daß dieser mißratene Spießling den gleichen Namen trug wie der Vater. Welt peinlicher war, daß er gleichfalls schrieb. Aber was er schrieb — das war das Peinlichste. Claude Prosper Jolyot de Crébillon der Jüngere nämlich verfaßte vielgelesene Romane und Erzählungen von einer solchen Leichtfertigkeit, daß die meisten seiner Bücher, vor allem das berühmte „Sofa“, noch heute, fast 170 Jahre nach des Autors Tode, aus guten Gründen als verboten zu gelten haben. Kein Wunder, daß der berühmte Sohn dem berühmten Vater zum Kummer gereichte — kein Wunder, daß beide einander nicht sonderlich mochten. Dazu waren sie zu häufig verwechselt worden. Um wenigstens einen der beiden ganz sicher zu haben, lud man sie zumist gemeinsam ein. Da stand dann der tragisch umwollte ältere Crébillon, umgeben von einem Schwarm blutjunger Mädchen, die noch nichts wußten, alles glaubten und an des ehrwürdigen Meisters Lippen hingen. Und da stand der frivole jüngere Crébillon, umgeben von reifen Frauen, die längst alles wußten, nichts mehr glaubten und an des gelanten Spotters Lippen hingen. So auch an einem Abend, da eines der Gänschen den Alten fragte: »Verehrter Meister: welches ist das beste Ihrer Trauerspiele?« Der bejahrte Dichter stich sich bedachtam den Cornille-Knobelbart und antwortete mit sonorer Stimme: »Das ist schwer zu sagen, mein Kind. Aber soviel ist sicher: das da —, und er deutete auf den Sohn, — ist mein schlechtestes. Und der Sohn? Er lächelte strahlend zurück: »Ganz recht, Papa! Deshalb wird auch immer behauptet, es sei gar nicht von dir!«



„Aber du kannst doch nicht sagen, daß deine Ideale für alle Zeit zerstört sind?“

„Doch! Theo hat mich gebeten, seinen Hosenträger zu flicken!“

Disinganno: „Ma tu davvero non puoi dire che i tuoi ideali siano anientati per sempre!..“

„Ma sì! Teodoro mi ha pregato di rappezzargli le bretelle!..“



„Aber meine Herren, warum streiten Sie sich wegen der Lieferungen? Ich bin mit den Ihren durchaus zufrieden!“

Chi fornisce ... e a chi?: „Ma, Signori miei, perchè litigate in causa delle forniture? ... Colle Vostre io sono affatto contenta!..“

DIE GEBURT DER ANEKDOTE

VON SCHLEHDORN

Der allein besitzt die Muse
der sie hiegt am warmen Busen
(Schiller)

Als Klio, die Muse der Geschichte, die schlicht geschaltelte, das Bleibende schreibende, und schreibend schreitende, die mit ihrem streng gespitzten Griffel gleichsam die Studienröten unter den neun Schwertmännern darstellt, als Klio noch jung war — es war noch vor der Zeit des Herodot, der Sage und Geschichte so sondern begann — da geschah es, daß Hermes, der farsengefügelte, der leichte Gott der Händler und Reisenden und Handlungsreisenden, der Gott der Lüge, des Kletschs und der Rhetorik, durch den Ort kam, wo Klio sich studienhalber aufhielt — das heißt, sie befleißte sich mit Vorgeschichte, eine andere gab es ja noch nicht.

Er ließ sich im Säulenhof der Akademie nieder, lässig auf den Flügelhut gestützt, damit der nicht allein von dannen liege, und hatte mit geübtem Auge unter allerhand jungem Gemüse die Muse bald entdeckt.

Zuerst zeigte sie ihm zwei klassisch schöne kalte Schultern. Aber er, der gewitzte Begleiter schöner Frauen (Persephone fiel ihm ein, und die drei Schönen, die er zu Paris brach), der Chef des Protokolls im Auswärtigen Olymp, der Logos und Kenner aller Beredsamkeit, fragte sie noch der technischen Seite ihrer Tätigkeit — das verfiel bei berufstätigen Damen immer:

„Warum stenographieren Sie nicht? Gesetz, die Geschichte bringt einst bewegtere Zeiten, wo sich die Ereignisse drängen, da versagt die Kurenschrift und nachher klingt alles nur halb so epochal.“

Sie fand ihn zwar keck, aber höchst interessant auch. „Ja, und warum schreiben Sie nicht Füllfederhalter, will sagen warum füllen Sie nicht das Rund des gehörseligen Griffels mit dem schwärzlichen Saft des Tintenflischs oder der Apfel, die auf den knorrigen Eichen an Hellenos Hängen schmarotzen? Donnerwetter, was gibt es doch noch auf der Welt zu erfinden!“ Und nahm ihr den Griffel spielend aus den Händen...

Abends gingen sie zusammen aus; man kann das einem aktiven Gott nicht abschlagen. Auf dem Heimweg wurde er zärtlich. Als sie laut an des Urteils der Geschichte appellieren wollte, verschloß ihr Hermes hermetisch den Mund mit dem teinen.

Was dann geschah, hat Klio nicht aufgeschrieben. Sei es, daß sie ihren Griffel nicht zur Hand hatte, sei es, daß sie das Persönliche im Ablauf der historischen Darstellung für fehl am Orte hielt, sei es, daß es selbst für die rücksichtslose Sachlichkeit studierter Damen einen Punkt gibt, wo ihnen gestattet ist, nicht alles auszusprechen.

Kurz, als sich der gottlose Gott auf seinen Flügel-schuhen aufwärts schraubte und in windiger Eile von dannen schwang, schaute Klio ihm mit veränderten Augen nach:

„Ach, wie treulos und reutlos und ruchlos und ruhlos und — reizend. Das sind also die Männer, von denen Geschichte gemacht wird. Ach, passé délini — nun erfuhr ich's am eigensten Leibe. Hin ist hin. Am klügsten ist schon, ich nehm es historisch. Schade und schön!“

Mit solchen Geschichten begann die Geschichte.

Es war voll Phantasie und Grazie, voll Eigensinn und Laune, klug und nicht ganz ehrlich und zeigte bald eine unerfreuliche Eigenschaft: sie lief allen bekannten Männern nach und allen „berühmten“ Damen.

Und war entsetzlich indiskret, entzückend indiskret...

Wenn sich Ninon de Lenclos mit einem ihren ungezählten Liebhaber in den Alkoven zurückzog, die Anekdote war dabei — oder wenigstens dabei gewesen. Wenn Caesar bei der Landung in Spanien oder Wilhelm der Eroberer in England bei der Landung stürzte — auch sie eroberten, indem sie fielen, und zogen sich mit einem guten Wort aus der Affäre — war sie schon da, um das Bonmot zu haschen. Sie weiß von allen zu erzählen, von Kyros bis Clemenceau, von Seneca bis Slezak, von Aspasia bis zu Fräulein X. (Übrigens nicht, die Sie meinen).

Dr. Trockenschwung, ordentlicher öffentlicher Professor der ordentlichen öffentlichen Geschichte — also schon deshalb im Gegensatz zur Anekdote

— mißbilligt dieselbe, denn sie gefährdet die Objektivität und sogar die Langweiligkeit in der Wissenschaft.

Aber alle Sekundärer und alle älteren Semester sind ihr dankbar, denn ohne sie bestünde die Geschichte nur aus großen Ereignissen und Jahreszahlen, und keiner könnte sie behalten. So halten wir uns an das Brett des Kameedes, den Ring des Polykrates und notfalls an das Hemd der Erzherzogin Isabelle um 1604.

Es ist die Anekdote, die gelegentlich Blüten vom Baum der historischen Erkenntnis streut. Sie macht die Helden menschlich und die Menschen witzig. Sie erhält die großen Alten im Gedächtnis frisch und die schönen Frauen in ewiger Jugend. Und kletscht reizender als ein ganzer Damentee.

Was aber wäre anregender als ein Damentee? Bei dem nichts fehlt als die Männer, die machen derweil die Geschichte.

Und vielleicht, von einem anderen größeren Stern gesehen, ist das, was wir Weltgeschichte nennen — Anekdote

Auf der alten Eiche - Sull' antica quercia

(A. Paul Weber)



Denn kam es, wie es kommen mußte, und zwar kam es schon nach neun Tagen — bei dem Vater! — und war ein Mädchen und hieß: die Anekdote.

ERKENNE DICH SELBST!

VON BERTO PEROTTI

Heute bin ich traurig. Ja, liebe Leser! Heute bin ich traurig! Ich habe mich flüchtig im Spiegel betrachtet und fühlte mich sofort von einer Welle der Traurigkeit durchdrungen. Jemand von euch wird nun sagen – ich höre es beinahe. „Nun, nun, Herr Pancrazio wird alt!“ Aber nein. Nicht wegen Runzeln und grauer Haare ist heute morgen mein Herz so bedrückt. Die Jahre vergehen für alle, auch für mich. Und nur Dumme lassen sich vom Alter überraschen, ohne den Geist darauf vorbereitet zu haben, es mit heilerer Würde zu tragen. Dieses Problem habe ich schon längst gelöst. Es ist das andere, das mich nimmer mehr quält, das von dem Sichkennen. Auch diesen Morgen hat es mir Kopfzerbrechen verursacht. Ich habe gedacht: Sol ich heute Camillo, kenne Renato, kenne den Herrn Donati, kenne den Zeitungshändler an der Ecke, kenne die Frau, die mir jeden Morgen die Milch bringt, kenne sogar den Hausbesitzer und den Hundelänger, der mir eines Tages beinahe meinen kleinen Fido erwürgt hat. Kurz und gut, ich kenne eine Menge Personen, viel mehr als notwendig ist. Es ist unnötig, alle zu verzeichnen. Aber der einzige, von dem ich nicht sagen kann, ihn zu kennen, wer ist es? Herr Pancrazio Contardi, nämlich ich selbst. Ja! Sie lachen! Sie wenden sich an ihren Nachbarn zur Linken und lächeln wohlwollend, als wollten Sie sagen: „Herr Contardi ist zum Scherzen aufgelegelt! Dieser Spatzvogel!“ Aber nein, um Himmelswillen nein! Ich habe absolut keine Lust zum Scherzen. Ich spreche im Ernst; ich habe gesagt und wiederhole es, daß ich viele Leute kenne, aber mich selbst nicht. Und glauben Sie nicht, daß ich mir ein philosophisches Mäntelchen umhängen will. Ich weiß, auch Sokrates verfocht dieselbe Angelegenheit. Aber er beabsichtigte, von der Kenntnis des Geistes zu sprechen, und ich bin viel zu bescheiden, um mich auf ein gefährliches Gebiet zu wagen. Für mich formuliert sich das Problem in einer viel einfacheren Weise. Eine Person, kennenzulernen, ist das Leichteste auf dieser Welt. Zum Beispiel treffe ich meinen Freund Claudio zusammen mit einem mir Unbekannten. Claudio bleibt stehen und sagt: „Hier stelle ich dir Herrn Marco Tancredi vor.“ Ich drücke diesem Herrn die Hand, höre seine Stimme, stelle die Farbe seiner Haare, seiner Augen fest. Dann bemerke ich, daß er eine kleine rote Narbe neben dem rechten Nasenloch hat. Den Tag darauf sehe ich ihn auf der anderen Straßenseite vorbeugehen. Beim Laufen stelle ich fest, daß er sich in überheblicher Weise in den Hüften wagt und Worte vor sich hermurmelte. Kurz und gut, nach einer einzigen Vorstellung und einigen ergänzenden Begegnungen kann ich sagen, eine ziemlich klare Vorstellung von Herrn Tancredi zu haben, das heißt, ihn zu kennen. Aber lieber Gott, niemals ist es mir passiert, daß mein Freund Claudio auf mich zugekommen wäre und mir gesagt hätte: „Hier stelle ich dir Herrn Pancrazio Contardi vor.“ Und nicht einmal ist es vorgekommen, daß ich um Herrn Contardi herumlaufen könnte, um die Form seines Halses und seiner Ohren festzustellen, noch ihn von weitem gehen zu sehen, ob er sich in den Hüften wiegt oder nicht. Auf Ehrenwort, das habe ich noch nie erlebt und werde es auch niemals erleben. Daher stehe ich auf dem Standpunkt, den Herrn Pancrazio Contardi nicht zu kennen. Manchmal habe ich ihn gesehen, ja, im

Spiegel oder auf einer Photographie. Aber glauben Sie, daß dies genügt, um zu sagen, daß ich ihn kenne? Was habe ich in dem Spiegel gesehen? Höchstens ein plattes Gesicht und die Vorderseite einer Person. Das ist alles. Und auf einem Bilde? Ein Gesicht oder Profil mit gezeichnetem Lächeln oder mit trockenem und kaltem Ausdruck. Weiter nichts! Aber, lieber Himmel, vom Herrn Marco Tancredi habe ich von der ersten Vorstellung her zehn, was sag ich, hundert verschiedene Stellungen, Ausdrücke, Lächeln und Bewegungen gesehen. Von vorn, von hinten, von der Seite habe ich ihn gesehen. Später habe ich ihn beim Laufen beobachtet, ohne daß er es merkte, und habe in seinem Wesen irgend etwas Neues entdeckt, das ich bei der ersten Begegnung nicht gesehen hatte. Aber wie kann ich jemals meine Person von außen so objektiv verfolgen? Wie könnte ich sie in Augenblicken der Zerstreuung und der Hingabe überschauen? Sagen Sie es mir, wie? Es gab eine Zeit, in der ich mir einbildete, wenigstens einen gewissen Grad der Kenntnis meines Ichs erreicht zu haben, ich lief zum Beispiel durch eine sehr belebte Straße, und plötzlich drehte ich mich zum Scheufenster, um meine Art zu laufen zu beobachten. Bisweilen geschah es, daß ich unbewußt in eine Scheibe blickte und meine Person wirklich in einem Augenblick der Unbekümmertheit überschaute. Einmal stellte ich sogar an meinem Gange, das heißt, an der Art und Weise die Füße auf den Boden zu setzen, fest, daß etwas Seltsames, beinahe Lächerliches, darin lag, etwas, was ich

nies vermutet hatte. Diese Entdeckung befriedigte etwas mein Bedürfnis nach Kenntnis, aber demüligte nicht wenig mein Selbstgefühl. In den folgenden Tagen ging ich wieder an den Scheufenstern vorüber, und versuchte jene Spur, die mich so betroffen hatte, von neuem zu entdecken. Aber so sehr ich mich auch anstrengte, es gelang mir nicht, ihr zu begegnen. Sel es durch eine gewisse instinktive Sorgfalt, die ich beim Laufen entfaltete, sei es durch eine andere Goldesverfassung, Tatsache ist, daß alle meine Bemühungen, jenen Teil meines Ichs wiederzusehen, der mir einen Augenblick in die Augen gesprungen war, vollkommen vergebens waren. Bis ich feststellte, ja, liebe Leser, bis ich feststellte, daß ausgerechnet, wenn ich an einem Geschäftsvorübergang, auf der Schwelle Mädchen oder Kunden sich ansammeln und mich frech anstarrten und boshaft untereinander grinsten. Eines dieser Mädchen wagte sogar mit lauter Stimme zu erklären: „Der ist in sich selbst verliebt!“ Ich hätte dieser Unverschämten am liebsten ein paar hinter drauf gegeben, und die anderen mit den Köpfen aneinander geschlagen, so groß war meine Wut über das Mißverständnis, in das ich da geraten war. Aber ich erlaube sofort, daß, wenn ich in irgendeiner Weise auf diese Beleidigung reagierte, sich meine lächerliche Lage nur verschärfte hätte. Zu den Leuten konnte ich doch nicht sagen: „Hören Sie mal, Sie täuschen sich. Sie halten mich für irgendeinen eiligen Affen, der in die Scheiben schaut, um seine Figur zu bewundern. Nein! Ich bin nur ein armes Wesen, das auf der Suche nach sich selbst ist!“ Nein, es ist wahr! Das konnte ich ihnen nicht sagen, aus dem einfachen Grunde, weil sie es mir nicht geglaubt hätten. Man würde mich höchstens für verrückt gehalten haben. Und auf einen solchen Ruf lege ich wirklich keinen Wert. Daher begnügte ich mich, mit geknickter Miene mich zu entfernen; das zweideutige Flüstern dieser Menschen folgte mir. In den nächsten Monaten bemühte ich mich, meine Blätterkeit zu vergessen. Wie die andern versuchte ich zu leben, ohne mich um etwas zu kümmern. Wenn ich an einem Spiegel vorbeikam, warf ich einen schnellen Blick hinein und dachte bei mir: „Mag es sein, wie es ist! Leben und leben lassen!“ Bis eines Tages ein kleiner Zwischenfall eintrat. Was sag ich, Zwischenfall, eine vollkommen belanglose Angelegenheit, die mich von neuem in Aufruhr versetzte. Gegen Abend trat ich unter den Bögen des Marktplatzes den Maler De Pivo, der, nachdem er mir die Hand gedrückt hatte, meine Stirn betrachtete, mich nach allen Richtungen drehte, dabei aber immer meinen Kopf fixierte, und schließlich barsch meinte: „Ich habe es nie bemerkt. Aber du hast einen Dante ähnlichen Kopf!“ Bei aller Achtung, die ich für Dante empfinde, muß ich Ihnen doch bekennen, war mir bei dieser Feststellung nicht wohl zumute. Nicht weil ich eine besondere Antipathie für Adornissen und für finstere Augen hege, sondern weil ich, der doch an meinem Profil am meisten interessiert war, noch nie in meinem Leben gemerkt hatte, eine Dante-Ähnlichkeit zu besitzen. Daher protestierte ich lebhaft, zur großen Verwunderung meines Freundes, er ließ die Arme baumeln und erwiderte sehr ernst: „Es tut mir leid, aber du hast wirklich einen Danteopf, besonders wenn du die Stirn in Falten ziehst!“ Und er ließ mich im Stich

EIN WINTERTAG

Ä Schneepflug steht bereit am Straßenrand.
Zwei Autos hoch oben droben am Stadthaus.
De Wied'n khaugen mit Reiterbel'n aus,
Und buache Holz: loahnt an da Stadtbauwand.

De Mannerleit vom Bräu Rensa bereite
Ä ganze Woda fcho da brunt am Bach.
Sie moana leicht, de Käiten laßt nach.
Und ö Bachauell'n, des geht fei ine Kreis.

Beim Nachbarn drent, da klopfao heint an Rapo.
Da Girtl is beim Stöckauheben im Wald.
Und mer's ehm dimal do a rengl' halt,
Schnupft er a Prio und nimmt a Mal vol Schnapae.

Vom Schuihuase himmt a kloana Bauernbau
Und laft gel hoam. Es friert'n, er is krank.
Er kummgelt si hint ganz auf o'Obabn
Und zagt an Roh auf, kchreit und haust dazua.

Ä Meßga steht beim Stangl feiner Waag
Und handelt lang und broat zweng ara Saak.
Er bidehst beim Wägen und greift an Speck genau
Und haft des Viech und holt's am andern Tag.

De Annamier, de boazt an Ola ei,
Daß d'Platt'n glühalt, damit de Äpfel bratt'n,
Holt Griselpapier und Tint'n aus'm Labn
Und schreibet fein libb'n Schaz auf Minka nei.

Ä Hund lei Kett'n macht da Voda frei.
De Nebel steigen in d'Höhh und d'Nacht werd frifch.
Ä Weiting vollor Supp'n dampft am Tisch.
Und wieder is a Wintertag vorbei.

H. Eggendorfer



mit meiner großen Verblüffung. Als ich mich von meinem Steuern erholt hatte, stürzte ich nach Haus, trat in mein Zimmer ein, zündete das Licht an und betrachtete mich in dem großen Spiegel des Schrankes. Aber, o weh, statt Dante Alighieri sah ich darin das finstere Antlitz eines armen Menschen, der den Kopf verloren hatte. Ich wartete, bis ich mich ein bißchen beruhigt hatte, dann betrachtete ich mich wieder; immer jedoch mit demselben Erfolg. Vor mir sah ich ein bleiches, ziemlich mageres Gesicht, in dem ich die Gesichtszüge aller Personen der Danteschen Hölle aufspüren konnte, bloß nicht die des Dichters selbst. Während rief ich aus: „Die andern dürfen sehen, was in mir steckt, nur ich nicht!“ Einige Schübe des Schreibbisches öffnete ich, zog verschiedene Photographien heraus, auch die neuesten, aber in keiner gelang es mir, Dantes-

sche Züge zu identifizieren. Da verließ ich das Zimmer und klopfte bei meiner Wirtin. Ich fühlte das Bedürfnis einer Bestätigung dessen, was mir einflößt worden war. Aber unglücklicherweise ist meine Wirtin etwas schwehmüßig. Nicht sehr lebenswürdig sagte ich zu ihr: „Sehen Sie Dante hier?“ Und ich zeigte mit der Hand auf mein Gesicht. Ohne zu verstehen, sah sie mich erstaunt an. Da wiederholte ich lauter: „Haben Sie den Eindruck, daß ich Dante ähnele?“ Zufrieden, begriffen zu haben, lächelte sie und antwortete: „Nein! Er ist nicht gekommen. Nur Corradi mit dem Verzeichnis ist dagewesen.“ Es war vergebene Liebesmühe, das merkte ich. Aber ich versuchte es zum letzten Male. Ich ließ die Alte in mein Zimmer kommen, legte eine farbige Aufnahme Dantes vor sie, zeigte auf mein Gesicht und fragte: „Was meinen Sie? Ähnele ich ihm?“

Nun erschrak die Frau. Mit erstaunten Augen schaute sie auf meinen Mund, um meine Worte zu verstehen; dann fing sie an zu jammern und zu klagen: „Ich habe nichts weggenommen, ich habe wirklich nichts genommen. Das wird die Sofa gewesen sein. Bei mir hat noch nie etwas gefehlt. Wir sind doch ehrliche Leute.“ Ich verzichtete auf meinen Vorsatz und verließ wütend die Wohnung. Meine Nerven waren so gereizt, daß ich mit jedem Streik angeknüpft hätte, wenn nur die Gelegenheit dagewesen wäre. Zum Glück bot sich mir diese Gelegenheit nicht. Statt das Zentrum aufzusuchen, wo ich gewiß einem Freunde begegnet wäre, entfiel mir von der Stadt und streifte lange im Dunkel am Ufer des Flusses umher. Als ich nach Hause zurückkehrte, um mich zu Bett zu legen, hatte ich mich etwas beruhigt. In der Nacht träumte ich, in der Danteschen

Nun abgesehen von dem verstümmelten Kopf, der

Ein Danteskes Profil. In diesem Augenblick wurde ich ressend, „Geh zum Teufel mit deinem dummen Urteil! Bleich vor Überraschung ließ ich ihn drehen, während die anderen Gäste sich noch mir umdrehten und mich wie ein seltsames Tier anstarrten. Wirklich, ich war außer mir. Wären so etwas möglich! Alle beständig die diese Ähnlichkeit, und nicht? Ich betrat ein Café und sah verstoßen in einen Spiegel. Aber nicht einmal jetzt konnte ich den großen Dichter in mir entdecken. Da zürnte ich mit der Unzulänglichkeit der menschlichen Wissenschaft. Ich versuchte mich zu überzeugen, daß, wenn es nicht gelänge, die Spuren zu finden, die die anderen in mir entdeckt hatten, nur die Tatsache Schenken, daß, mir die geeigneten Mittel zum Beobachten, erklären, ich nicht aus mir herausgehen müßten, um mich selbst zu beobachten, man einen Film um mich herum, der ich müßte einen Film von mir drehen lassen, der alle meine Bewegungen und Ausdrücke eines Tones fest-

Umzug - Trasloco

(© Hermann)



"Ditemi, signora Müller, non avete mica trovato una mia calza?.."
 "No, Signorina... soltanto un buco con intorno un po' di lana!"

Diele. Dann vielleicht wäre ich instande, einen einigermaßen objektiven Begriff meiner äußeren Person zu erhalten. Aber für einen solchen Film braucht man sehr viel Geld. Und ich verfluchte meine Armut, die mich vor die Unmöglichkeit setzte, mich selbst besser kennenzulernen. So schiedete ich einen Plan nach dem anderen, geriet von einem Ärger zum andern, bis ich mich allmählich mit meinem traurigen Schicksal befreundete. Eines Tages jedoch, an einem schönen Morgen, erlebte ich die Überraschung, ein Dantes zusammenstoßen, das heißt mit jenem Teil meines Selbst, den ich mit solcher großer Sorge gesucht hatte, und in dem die Danteschen Züge verborgen sein sollen; ich saß im Eßzimmer meines Florentiner Palazzo. Zerstreut schaute ich auf die gegenüberliegende Wand, als mein Blick auf einen runden Spiegel fiel, der gerade vor mir hing, und der mein Bild wiedergab. Zum großen Erstaunen der Anwesenden rief ich aus: „Mein Gott, wie Dantes!“ Und wahrhaftig sah ich in meinem Gesicht die unzweifelhaften Spuren von Dantes Person. Voller Bewunderung schaute ich mein Spiegelbild an, ohne mich um die Witze der andern zu kümmern. Es war, als wenn mein Geist sich nun von einer schweren Last befreit fühlte. Meinen beinahe chronischen Skeptizismus überflutete ein zuversichtliches und optimistisches Lebensgefühl. Nun war ich auf dem Wege, mich selbst zu kennen. Am nächsten Tage spazierte ich durch die Straßen der Stadt voller Stolz und mit tänzelnden Schritten wie ein junger Gott. Ab und zu schaute ich verstohlen in einen Spiegel oder ein Schaufenster und freute mich, immer wieder mit dem Blick jenem mageren und heiteren Antlitz zu begegnen, das so klar die genialen Züge Dantes trug. Es war, als wenn sich in diesen heimlichen Blicken zwei alte Freunde nach langer Trennung wieder versöhnt vorfinden. Niemals wie in diesem Augenblick fühlte ich so stark meine Bewunderung für Dante Alighieri. Bis ich gegen Abend mit meinem alten Freund De Piva zusammentraf. Ich freute mich, als ich ihn unter der Menge sah. Jedoch ich hüte mich wohl, ihm die Gründe meiner Freude auseinanderzusetzen. Nur bei einem gewissen Punkt unserer Unterhaltung sagte ich freudenschallig: „Erinnerst du dich? Vor ein paar Wochen hast du mir gesagt, ich hätte einen Dantekopf.“ De Piva schaute auf, wie belebte über meine Worte. Lange sah er mir ins Gesicht, schüttelte dabei den Kopf und brumpte enttäuscht: „Du bist ein komischer Mensch. Alles fast du wörtlich auf!“ Beunruhigt rief ich aus: „Wofür ist das nicht wahr, was du gesagt hast?“ Bitter lächelte er und fügte hinzu: „Warum nicht? Es kann wahr sein! Man sagt so viele Dummheiten. Tatsache ist, daß, je länger ich dich ansehe, um so lebhafter mir deine Ab-

(Aus dem Italienischen von Charlotte Opitz)


Durchlücherte Kochtöpfe

heilt
Alles-Kitt



Alles-Kitt mit Aluminium oder Glas oder Kreide zu einer bünlichen Masse vermischt gibt zum Beheilen ein vorzügliches Dichtungsmittel für defekte Kochtöpfe usw.

Ein leerer Cremetopf gehört nicht in den Müll,
sondern mit dem Deckel zurück zu Ihrem
Händler, welchen die Sammelkarte und zur Tage
Fälligkeit zurückgibt. Dadurch werden wert-
volle Rohstoffe und Arbeitskräfte gespart.



Ellocar

PH V

Wir veranstalten
ein

Wettbewerb
für die Gestaltung von
Kinder- u. Jugendbüchern

mit Preisen von bis zu je 1000
RM. 25 000.-
und jedem als Schilderhalter, Zeichner
zur Mitnahme ein

Die näheren Bedingungen
bitten wir anfordern

Paul Hugendubel Verlag
München - Galeriestraße 6

**Gut hören,
richtig verstehen!**

Dieser Wunsch wird Schwerhörigen
erfüllt durch den ärztlich anerkannten
„Original-Akustik“
der sich durch klare Sprachwiedergabe
auszeichnet. Verkaufsstellen überall im Reich

Prospekt 5 kostenlos durch
DEUTSCHE AKUSTIK-GESELLSCHAFT
BERLIN-REINICKENDORF-OST
Einfachform 5, 25, 50, 75 bis 7 Monate

„Schön ist, wer gesund ist;
Reinlichkeit und Reinheit
machen schön
und gesund zugleich.“



ARZNEIMITEL

Die Versorgung

mit Damenbinden ist nach wie
vor gesichert. Danken Sie bitte
daran, daß nur vorzügliche
Schwämme daran schuld sein
können, wenn Sie trotzdem einmal
Comela nicht überall erhalten



Radio „Emwaka“

die transportable
Radio, das
Dradio das alles
Mindestanforderung, bringt in jeder Lage
Kl. m. Hochtonanlage einnehmend. Über 1000
m. Leistung, Apparatnummer ist 1000000
1942 bis, Nach 500 m. mehr, mehr, mehr
Max Wunderlich, Köln 6

**Leere „ROSODONT“
Dauerdosen aufheben!**

Die helfen damit Rohstoffe sparen und
bringen die „Rosodont“ nach
folgende für „AS RM“ zu kaufen, für die
Lieferungsmöglichkeit, leichter und

A.-H. BERGMANN, WALDHEIM (SA.)

Rosodont
Bergmanns feste ZAHNPASTA

wurde am 1. Mai in Wien die Firma
JOHANN KATTUS
gegründet

Ihre bekannteste Marke ist der Wiener Schil
HOCHRIEGL



**Briefmarken-
Handlung**
Waller Behrens
Braunschweig

Ankauf von Sammlungen

Die besten Rohstoffe



nach wie vor für
FANTAL
Mundhygiene, Zahnbürsten, Zahnpasta

Schauen & hören Sie
kollektive Maßnahmen zu einem

**für deinen Soldaten
eine echte
VAUEN**



Älteste Schieß-Brayrepfeifenfabrik VAUEN Nürnberg

Für künftige Technik in der Rüstung

LYRA/life

für später merken!

Verpoorten
EIERLIKÖRE

Verpoorten ist die größte Eierlikörfabrik Europas

Schweres Sprechen

Stottern, Sprechanst, benötigt
naturnormale
CARL MOSER, MÜNCHEN 5
Frankfurterstr. 9
Auswahlplatz für 6



Auskünfte

über jedermann in jedem Ort
Wohnort, Aufenthaltsort, Nachnamen
Detektive Witzke, gegr. 1908
Hamburg 1/10, Colonaden 45

**ERHÖHTE LEISTUNG UND
LÄNGERE LEBENSDAUER**



**ELEFANT
KLINGEN**

Durch
physische Behandlung
Klinge nach Gebrauch trocken
und auf den Handballen abreiben

Jugendlich schlank
Ihre ohne Überflüssiges
Schlank

CABRI
KLEIN
CABRI
CABRI
CABRI

Und auch CABRI
Magen vor
das davor
CABRI
CABRI
CABRI

Überall im GUTEN LADEN
HERSTELLER: CABRI-FABRIK-SLINGEN

Wie neugeboren

in Ihren Füßen, wenn Sie
Ihre Füße mit der
pflügen, angende, los lassen

**Hühneraugen
und Hornhaut**
besorgt zuverlässig die
bevolte

Eidechse Schälchen
CARL HAMEL & CO.
FRANKFURT/M 9

F. Wolff & Sohn Karlsruhe
KANNDIENHILF KANNDIENHILF

Agfa

immer ein Zeichen für
photographische Wertarbeit

Ich saß in einem kleinen Wiener Beisel.
Zum Nächstich gab es Zwetschenröster.
Ein Gast aus dem Norden protestierte: „Was
soll mir das Must?“
Der Wiener Kellner deutete mit dem Finger auf
die Schlüssel: „Das ist Kompott, mein Herr!“
„Sie wollen mich wohl auf den Arm nehmen? Das
soll Kompott sein? Das ist günstigenfalls Mar-
melade!“
„Das ist ja Kompott!“
„Quatsch! Brotaufstrich ist das! Pfeffermarmelade!“
„... können Sie stehen lassen!“
„Wie kommt es dazu? Auf der Karte steht als
Nachsch Kompott. Ergo verlange ich auch Kom-
pott. Und zwar ein wenig hurtig!“
Der Kellner gab sich geschlagen.
Er lief zum Wirt.

Er zählte ihm aufgeregt den Vorfall:

Der Wirt schob grimmig seine zwei Zentner Leibesfülle zu dem Tisch des Gastes. Er stürmte seine Faust auf den Tisch, beugte sich drohend vor und fragte: „Haben der Herr eine Reklamation?“ „Und ob! Und ob, mein Lieber! Ihr Kellner hat mir das Zeug hier als Kognat serviert!“

„Freilich! Das san herrliche Zwetschnenrotter, wie Sie da zu drüber gar nett kennen!“

„Die Politik lassen Sie gefälligst aus dem Spiel, ja?“

„Mit Ehenen wird i mit nat sträflich!“ sagte der Mann, schob die Faust in die Hosentasche und fragte ihn: „Und wie die du tun?“

Dann kehrte er in die Gaistube zurück, stellte sich in der Mitte auf und zog, grimmig seine Augen von Tisch zu Tisch glänzend:

„Es sind noch ein paar Leute hier, die behaupten, Zwetschnenrotter sind kein Kognat – aber ich kenne sie alle! Ich kenne sie alle!“ J. M. R.

© Nickel

Mein Freund Johannes hat früher selber Zigarren und Zigaretten geraucht. Aber neuerdings ist er ganz auf die Pfeife verschworen. Neulich kam er zu mir und brachte auch mir eine mit.

„Ich kann es nicht länger mit ansehen, daß du andern Dingen in den Mund steckst. Ich finde das zu unappetitlich. Überlege dir doch nur mal,

"Kühnbier"
 Wp. Nr. 559657 und 558502
 Es ist jetzt mehr als 20 Jahren
 eingeführte Markenbezeichnung
 für das von
Saderbräu
 München
 unter Patent-
 (B.D.M. Nr. 559660) hergestellte
 allehopfarme, bismäke-
 Mägenner Malzgenuss
*Neu ein-
 führungs-
 markte*

Zeiss Jäger
Objektive, Foto-Apparate
und andere Instrumente
optischer u. feinmechanischer
PRÄZISION

**Wichtig
für die Erhaltung**

der Gesundheit ist die Anwendung der unveränderten Heilmittel, wie sie uns die Natur schenkt. Adolf Justs Luvos-Heilerde ist ein unverändertes Erzeugnis der Natur, das ausgleichend und regulierend auf den gesamten Organismus wirkt und die Verdauungsorgane von Fäulnis-, Gärungs- und Giftstoffen befreit.

Adolf Justs Luvos-Heilerde
in Apotheken,
Drogerien und Reformhäusern

Merz
UND DAS SIEBENECK



SIND WELTMARKEN FÜR
Arzneimittel
hinter denen eine mehr als
30jähr. wissenschaftliche und
praktische Erfahrung steht.

MERZ & CO. CHEM. FABR.
FRANKFURT A. M.

Kaffee Luitpold
die bekannt gute Bonhötte Münchens
Täglich nachmittags und abends
erfrischende Monjetta Dehenswerte Räume

Seit 1707
Breslauer
Brennerei
ORIGINAL
Schirdewan

Mache Vollschädlinge wehrlos durch
Jiut Jiut

Wimpernbalsam *Eleskori*
(Reichspatentamt. Wz. Nr. 545 388)

 das bekannte Wimpernwachsmittel und meine übrigen kosmetischen Präparate kann ich 2. nur beschränkt vom Lagerbestand liefern. Gehen Sie deshalb bitte sehr sparsam damit um und ... sorgen Sie daher, daß diese Kosmetikalien nicht durch Hitze und Licht verderben, austrocknen oder verdunstet

Eleskori Kosmetik
LABORATORIUM LEO SCHEUFEN
König-Lindenhof Nr. 14


**Hühneraugen
oder Hornhaut?**

Sie pinseln Sahüko auf
die Hühneraugen oder
sichernden Horn-
hautstellen. Machen
Sie das wenige Ta-
ge hintereinander.
Die Schmerzen ver-
schwinden — Sie
sind das Übel los.
Hühneraugen
und Hornhaut
sind verschwin-
den. Sie erhal-
ten Sahüko für
65 Rpf. in Ihrer
Apotheke oder
Drogerie.

SAHÜKO
hilft!



**SEKT KELLEREI
&
KUPFERBERG**
CH. AD. MAINZ GGR. 1850

Se
 x ist ein Mann ein Raseapparat
 zum Einbrennen seiner
 letzten Kräfte! Die wir
 durch Raxon keine Kräfte
 verlieren! — Raxon schmei-
 ßt!

RAXON
Krawatte

dont Ihnen die phlegmatische
 Behandlung durch lange
 Einwirkungszeiten

SEVERIN • CO • KÖLN

habt Ihr richtigen Griff, und da
stirbtelso Genuß, so wehlos! Lerne
Es zu! Zu so kleine Zeit, bew
zu! Zu Meister! Es! Bah
stirbtelso auch Sie bräutlich
Es! In Marken! (da Ihnen aus
Kurscheid ausgeliehen worden
haben Sie den Hütt, Zinspaß)

H. Zickert, München 28, Postf. 178

Kraff's VELVEA
MADE IN GERMANY

Butterzart
Die von der VELVEA
wird er dank seines feinen
Eigengeschmacks mit
Vorliebe ohne Butter
auf's Brot geschrien. Wer
also mit, kann zweifeln
mit Ihn sparen.

F&B
FILTER
ZIGARETTE
 Gefilterter Rauch
 Keiner tiennuß

Nicht auf der Straße rauchen
 zu Hause schmeckt's besser

4 mg. COT. 14

ERVEN LUCAS **BOLS** EMMERICH 1911
Likörfabriken
STANHUIS GEGRÜNDET 1875 AMSTERDAM

war alles die Zigarren und Zigaretten eingefäht haben kann. Nein, da ist eine Pfeife doch hygienischer", sagt er.

Ich wollte ihn nicht gerne kränken. So nahm ich sein Geschenk also entgegen. Aber als ich es mir dann näher ansah, da mßte es mir doch so, daß ich die geplante Rücksichtnahme vergeb.

„Johannes, es war ja nett von dir gedacht. Aber wenn du mir wirklich schon eine Pfeife mitbringst, dann hättest du weiß Gott eine etwas hübschere aussuchen können", sagte ich.

„Aussuchen? Na höre mal, meinst du vielleicht, daß die gleich eine ganze Mustersond auf der Straße gelegen hat?" fragte Johannes. „Bleiger

weibliche Stimme, die anklagend, verzweifelt und beschwörend, sich manchmal überschlagend, ohne Unterbrechung auf irgendwen herniederprasselte.

Zu verstehen war für mich kein Wort, zumal die Tische in unschönen Dialekt gehalten wurde. Der passive Partner dieser Unterhaltung war, wie mir dann klar wurde, ein Mann, der in Zwischenräumen immer wieder versuchte, auch einmal zu Wort zu gelangen, aber nie über die eindringlich gesprochenen drei Worte: „Ehr deine Mutter —" hinauskam. — Die Situation war mir klar, ein ungehöriges, eigenartiges Geschöpf, das von einem vernünftigen, wohlmeinenden Freunde bezüglich seiner Pflichten gegenüber der Mutter zurechtgewiesen wurde. —

Endlich verließ der gewaltige Redestrom des Mädchens; ich hörte nur noch leises Weinen und nun kam die sonore Männerstimme schließlich wie folgt zu Wort: „Ehr deine Mutter nicht merkt, brauchste nicht zu sahn!" — F. W.

Johannes lernte Schlittschuhlaufen. Das heißt, er versuchte, es zu lernen. Aber er kam nicht recht voran damit.

Nun saß er grübelnd auf einer Bank am Rande der Elbbank. Mitleidvoll setzte ich mich zu ihm. „Wenn ich nur wüßte, was diesen Sport erfunden hat", sagte Johannes nachdenklich.

„Wozu mühest du das wissen? Willst du dich an seinen Nachkommen vergreifen?" fragte ich. „O nein! Ich bewundere den Mann und möchte näheres über ihn hören. Sieh mal, du und ich, wir alle, die wir diesen Sport erlernen wollen, wir sehen doch Leute, die ihn beherrschen. Wir wissen also, daß es tatsächlich möglich ist, sich auf Schlittschuhen zu halten und zu bewegen. Aber er, er wußte es nicht. Und hat doch durchgehalten", sagte Johannes nachdenklich.

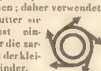
„Ja, der Mann muß einen eisernen Willen gehabt haben", stimmte ich zu, um ihn nicht zu entmutigen. „Oder einen eisernen Hintern", sagte Johannes.

1. Bleiger

Ich warf in einsamer Straße in Leipzig um die Mittagszeit auf die Straßenbahn — Da vernahm ich aus finsterner Hauseing eine halblaute, von bitterem Weinen durchzitterte

Wo darf ich Pfleier Haut-Creme verwenden?

Wo es gut tut, dahin geht heute Pfleier Haut-Creme. Das Schönheitsmittel wundert sich. Wenn Sonne oder Wind die Haut austrocknen, Kälte oder Nässe sie rissig und spröde machen, hilft Pfleier Haut-Creme. Man muß jedoch jetzt sparsam damit umgehen; daher verwendet die Mutter sie zunächst einmal für die rartelnde der kleinen Kinder.



BAUER & CIE
SANATOGEN-WERKE



Seit Jahrzehnten hochwertige Präparate zur Erhaltung des täglichen Wohlbefindens und zur Vorbeugung gegen Ansteckung der oberen Luftwege.

Fortschritt baut auf Fortschritt auf

MULCUTO DIAMON

Anweisung zum schmerzlosen Zahnschmerzmittel



1. Schneide Nr. 1 heraus und mit Schneide Nr. 2 sauber nachschneiden

2. 3. ZWEIFELNEIDER

Vertrauen gilt wo dieses Bild!



NEDA-WERK
Eduard Palm
München



NESTLE

AOK

Mandelleie
ohne Seesand

Wird für Kinder bevorzugt. Aber auch AOK-Seesand-Mandelleie greift die zarte Haut nicht an, sondern kräftigt sie.

Die Kinder genügen das Stoffel vor!

Wäsche Kleidungsstücke

mit Tinte

1. Waschen mit m. d. Wäsche

2. Stempeln


Prospekt kostenlos auf Anfrage. Chem. u. techn. Betriebs-Gesellschaft in G. Chemnitz

KRONENMARKE TINT

KRONEN.
KRAWATTEN-FABRIK

3 Köpfe
Das Wundermittel für

Wunderjam



Kossack d. Ältere
Kosmetik-Fabrik
Düsseldorf

Ihr Kuchen wird gut-

wenn Sie sich genau an die jetzt gemachten Dr. Vetter-Rezepte halten. Nehmen Sie nicht unnötig mehr als vorgezeichnete Dosis

BONSA

die Klinge der Fädel

BONSA-WERK SÖLINGEN

Statt schneiden und freiben aufbewahren. Das hilft! Bona-Dinge sparen!

Eukutol
Hautpflege



Entfernen Sie heute die Eukutol nur bei schmerzlos leichter zu machende die Haut von der Eukutol. Sorgfältig und beachten folgende: Nicht die Menge, die Gute anwenden

Fritz M. Tübke
BERLIN

SEIT 35 JAHREN



DARMOL-WERK
Dr. L. SCHMIDGALL
CHEM.-PHARM.-FABRIK WIEN 62

Dr. Vetter
Backpulver, Backin!

MEDOPHARM
Arzneimittel

sind treue Helfer Ihrer Gesundheit!

Medopharm-Arzneimittel sind nur in Apotheken erhältlich.

MEDOPHARM
Pharmazeutische Präparate
Gesellschaft m.B.H. München 8

Spieleachen basteln

wir heute selbst. Zum Kleben nehmen wir den wasserfesten Allzweckkleber und bestreichen die Leimstellen nur ganz dünn, um Klebstoff zu sparen.

UHU
Der Alleskleber

Tube stets fest verschließen!

UHU-WERK RUHL-BADEN

Auszieh-u. Plakat-Taschen.

Gutenberg



Tinte

Stempelkissen u. Siegelacke aller Art

611 613

Stahl u. Schreibbänder, Kopierpapiere, Klebepaste u. Büroleime

GUTENBERG-Werk für Buchdruck m.B.H. Mainz 9

GUSTAV LOHSE BERLIN

Fabrik für Parfümerien

Lohse



„Sehen Sie, so stelle ich mir den Frieden vor!“

L'artista all'opera: "Vede, la pace io me la immagino così!,"



„Erinnerst du dich, Alberto? Bei dieser Platte hast du mich zum erstenmal geküßt!“
„Weiß nicht mehr — war in diesem Augenblick völlig unmusikalisch!“

Sostrato musicale: „Ti ricordi, Alberto, al girar di questo disco mi baciasti per la prima volta?..
“Non me ne ricordo più. In quel momento ero completamente insensibile alla musica!..“



DAS „E“ - EIN HÜBSCHER BURSCH

VON ANTON SCHNACK

Ein hübscher Bursche, der sich in der Eleganz einer Exzellenz wiegt. Das E hat die Haltung eines Engels, der aus der Ewigkeit herantüftelt. Ein Edelmann. Manchmal auch ein Emporkömmling, der seine Ellenbogen zu gebrauchen weiß.

Das E hat den Wuchs schöner Büsche; der Eile, der Eiche, der Elbe, der Eise, der Eiche und der Ebersche. Es ist erleuchtet, weil es die Erde benennt. Es ist reich und begnadet, weil es die ganze Erde in sich birgt und die Erde trägt. Es ist verzerrt mit Ecken und Ecken. Elvira tritt auf seinen Balken und singt Arien aus der großen Oper.

Das E steht da wie der traue Ekkehard, der vor der wilden Jagd wartet am Eingang zum sagenhaften Venusberg steht. Es ist der magische Palast des Erkönigs und der Elfen. Die flüchtige Nymphe des Echos ruft aus seinen Winkeln und Schluchten.

Das E ist neugierig, führerlosstreckend und unternehmungslustig; denn die Entdecker haben in ihm ihr Geburtshaus, aber auch die Erfinder wohnen auf seinen Etagen.

Das E ist der große Edelstein und ist in sämtlichen Farben. Es hat etwas Langes, fast Unendliches — die Ewigkeit. Es trägt alle Farben der Erde: das Schillernde des Entengelders, den Emailglanz der Smaragdelde, das grünlich-blaue Licht des Eises.

Das E ist ein Übergangslaut, der nach mythischen

Vorstellungen den Frühling, das weiße „a“, mit dem Sommer, dem rotgoldenen „j“ verbindet.

Es hat die Hauer des Ebers, der die Erde nach Fraß aufwühlt. Es hat die eisernen Zähne der Egge, welche die Furche durch die Ebenen der

Acker zieht. Es hat das Schaufelgehörn des Echs und das scharfe Holz der Ecker, der stählernen Buchenfrucht.

Es ist das Gasthaus für den lachenden Eulenspiegel und für den würdigen Spießbüßer. Es trägt mitten am Bauch einen Hahn; wenn man ihn aufdreht, fließt Essig heraus.

Das E ist das Zeichen für Wasser — die Elbe und der Ebro strömen hindurch, die Ebbe saugt und gurgelt aus ihm, der See ruht auf seinem Grund und das Meer brandet an ihm empor.

Das E treibt Vielweiberei, Ehe mit vielen — einmal mit dem feurigen I und das Kind heißt ei; denn mit dem dumphen u, und dieser Sproßling wird eu genannt. Das ei ist ein breiiger käseförmiger Belg, der nach Zärtlichkeiten begierig ist, das eu hat Wesenszüge von einem Gummi. Es ist behend, drahtig, listig, neugierig.

Das E ist ein sehr literarischer Buchstabe. Man findet bei ihm das Epos, die Erzählung; das Epigramm oder das Singedicht; den Epilog, ein zum Eise aus Versen gedrehtes Nachwort; die Episode oder die Zwischenhandlung; die Epistel oder den Brief; das Epitheton oder das Beiwort; die Edition oder die Herausgabe; das Exemplar oder das einzelne Buch; die Einbildung, woran mancher schlechte Schriftsteller leidet; die Ekstase, in die manche Dichter geraten; das Eldorado, das Goldland, wovon die meisten Dichter träumen; die Epigonen, die Nachmacher, was viele sind; und die Enzyklopädie, das Nachschlagewerk, worin sie wünschen für alle Ewigkeit zu stehen.

Peter Scher

ENTFALTUNG

Ein Rehbock bellte in der Nacht,
Ich bin aus tiefem Traum erwacht.
Noch lag in Dunkelheit das Moor
und leise zitterte das Rohr.

Der Finsternis tiefblauene Wand
hob sich gemächlich und entschwand.

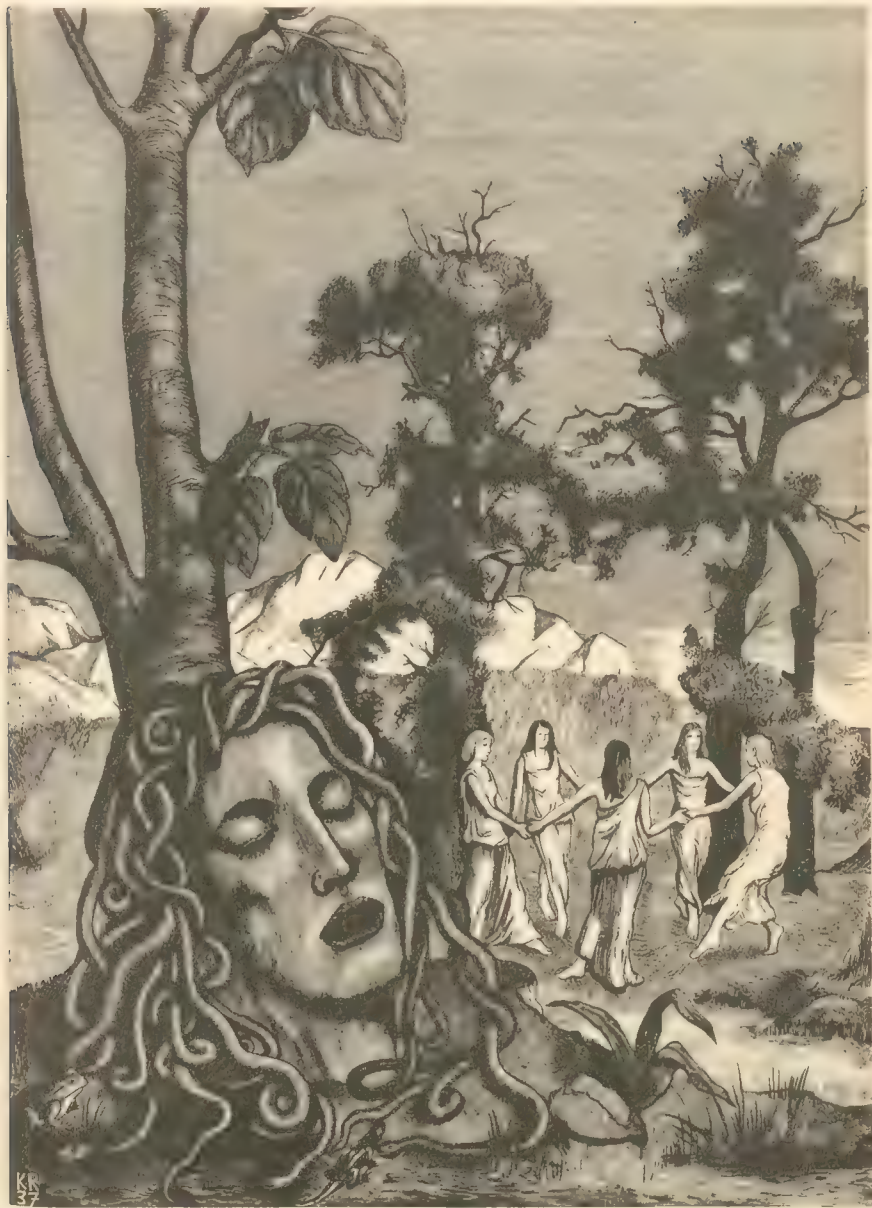
Der Morgenstern erglänzte
und strahlte hell und blickerte

auf eine Hütte, drin ein Paar
noch immer roch und traurig war.

Ein Hahn zog mit Triumphgekrei
den ersten Sonnenstrahl herbei,

ein anderer erwiderte,
ein Chor von Vögeln liebte

und leuchtend schritt durch Dorn und Hag
im Morgenmild der junge Tag.





„Die Seepferdchen schmecken wieder abscheulich nach Öl!“ — „Ja, mein Lieber, wir sind eben im Krieg!“

Pasto: „Questi cavallucci marini sanno di nuovo orribilmente di petrolio!.. — “Già, caro mio; siamo appunto in guerra!..

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN



„Hätt' ich mehr als mein Leben, ich würd' es meinem Vaterlande opfern!“ Friedrich der Große

“Se avessi più che la mia vita, lo sacrificerei alla mia patria!” Federico II Grande



„Sô Lacki, Sô hundshäutana, kinnan mich überhaupts kreuzweis' — — —!“
 „Jetzt, mit so allgemeine Redensarten derfa S' mir fei nel kemmal!“

„Eh! villanze, figlio d'un cane, che vi pigli un accidente — — —“. — „Ma non dovete adesso venir fuori con frasi sì generiche!“

DER AUTOMAT

Drüben am Haus hängen zwei Automaten, der eine ist ein emlicher Automat, er verkauft Fahrkarten, der andere sollte Schokolade verkaufen. Er tut es nicht. Automaten haben früher das Ersteunen der Welt hervorgerufen. Es gab eine Zeit, da hatte fast jeder Fürst neben seinem Hoftheater, neben seinem Hofmaler, seinem Hofnarren auch einen Automaten. Der verkaufte allerdings keine Schokolade und auch keine Fahrkarten, er zeigte auch nicht die tägliche Gewichtszunahme an, sondern er blies die Trompete, schlug die Pauke, sagte ein blöses die Zukunft oder zauberte sonst irgend etwas, als Tücke verkündet. Die Hersteller solcher Automaten waren hochberühmt, denn Automaten

waren damals hübsche Spielzeuge vornehmer Herren und man zeigte sie den fremden Gästen und auswärtigen Gesandten, wenn sie kamen, um einen Pakt abzuschließen. Einen Fahrkartensautomaten zeigt man heute keinem Diplomaten mehr. Das ist nun schon ein paar Jahrhunderte her, und die Automaten sind bürgerlich geworden. Sie sind durchaus nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft, wenn sie auch im Augenblick keine Schokolade, keine Pfefferminzplätzchen und keine gebrannten Mandeln verkaufen.

Und doch gibt es noch Wunder am Automaten, aber nur dann, wenn sie persönlich werden. Wenn man ein Geldstück hineinwirft, so erhält man prompt seinen Fahrberechtigungsschein. Der Automat handelt nicht, der Automat nimmt kein Trinkgeld, der Automat hat keinen Ledentisch, unter dem er etwas hervorholen kann, der Automat ist zuverlässig bis in die Zahnräder, vielleicht ist er sogar pensionsberechtigt. An diesen Automaten tritt nun ein Mann heran. Er rückt eine Münze, wirft sie ein, zieht am Knopf und benimmt sich durchaus vorschriftsmäßig. Aber nun geschieht das Wunder: Der Automat macht gar nichts. Er verabreicht keine Karte, er verhält sich herzlos und stumm. Der Mann bleibt vorläufig noch ruhig. Er zieht noch einmal am Griff, er drückt auf den Knopf, an dem „Störungsknopf“ steht, der direkt hineinleuchtet, dorthin, wo das Gewissen des Automaten schlägt, wo er am verantwortlichsten ist. Der Automat rührt sich nicht.

Jetzt klopft der Mann gegen den Apparat. Es erfolgt nichts. Er gibt dem Automaten einen rechten Kinnhaken und einen linken Kinnhaken, je sogar einen verbotenen Nierenschlag unten hinein. Er mich nichts!

Nun wendet der Mann sich um, sucht nach einem Menschen, dem er sich anvertrauen könnte, sucht jemand, dem er durch verweundetes Kopfschütteln zeigen könnte, daß hier der vorschriftsmäßige Lauf der Welt jäh unterbrochen wurde, daß ein emlicher Automat versagt hat. Woran soll man noch glauben, wenn die Automaten versagen?

Der Mann fühlt sich im tiefsten gekränkt. Er sucht Zeugen gegen den Automaten, er möchte mit ihnen die Dinge der Welt besprechen mit besonderer Berücksichtigung der Automaten. Aber niemand hat den Vorteil gesehen. Einsam und verlassen steht der Mann vor seinem herzlosen Gegner. Noch einmal schlägt er ihm eine links und eine rechts hinein, daß es scheppert. Ein letztes Mal zieht er am Griff, noch einmal drückt er auf den Störungsknopf, dann geht er kopfschüttelnd weiter. Sein Weltbild ist erschüttert, er glaubt nicht mehr an das Gute im Automaten.

Foltzick

MEIN FREUND JOHANNES

Wir fuhren mit der S-Bahn nach Hause. Es war schon ziemlich spät und entsprechend dunkel im Wagen.

Johannes reichte eine Pfeife. Unheimlich, wie schlecht die dieselmal in Glut zu halten war. Immer wieder holte er seine Streichhölzer hervor. Das war jedesmal für mich und alle anderen Insassen des Abteils eine recht lästige Störung. Gobiend mußten wir die Augen schließen. Ihm aber schien es nichts auszumachen.

Endlich, eine Station vor der unseren, schien sich die Pfeife besonnen zu haben. Die Hölzchen blieben in der Tasche.

Auf dem Heimweg fragte ich ihn: „Sag mal, was war denn da eigentlich los? Du hast ja eine Unmenge Streichhölzer verschwendet.“

„Nicht verschwendet. Gebräuchlich!“ verbesserte er mich.

„Gut, also gebräuchlich. Und wie kam es, daß du von der letzten Station an auf einmal keines mehr gebräuchtest?“ wollte ich wissen.

„Wenn ich von da an noch eines gebräuchlich hätte, hätte ich es verschwendet“, orkeelte Johannes.

„Weil die Pfeife da gut in Brand war?“ fragte ich. „Nein, weil das hübsche Mädchen uns gegenüber da ausgestiegen war“, sagte Johannes.

J. Bieger

DER TOD

Es hat der Tod verschiedene Gestalt,
 In welcher er die Menschen lockt und fñhret:
 Als süße Braut, in der schon Fläulnis hecht,
 Als eiler Arzt, der mit dem Heiltrunk prahlet,

Als Kriegsmann, dem die Helmzier niederballt,
 Als hallerlicher Richter, Foltz geret —
 So treibt er Spaß, in Maßen schlaun verflecht,
 Und seine Späße findt rief Eis lo halt.

Und ob du kñhstst im raumumrechten Zelt
 Oder baheim in deiner warmen Stube:
 Du bist vor ihm nicht sicher auf der Welt!

Und kñhstst dich nur ein Hñndlein an Im Fel:
 Kann kein, du fñhst vor Schrecken in die Grube,
 Als habst dich ein Drache angeblit.

Georg Britting



„Wenn ich bedenke, was für ein unnahbares Vieh die englische Bulldogge war — und jetzt frißt sie mir so schön aus der Hand!“

Miracolo d' ammaestramento: „Quando penso che bestiacca inaccessibile era il bulldog inglese ... e adesso invece mangia sì garbatamente dalla mano!..“

Der höfliche Mann

In einer kleinen schwäbischen Stadt lebte einst ein höflicher Mann (oder lebt er noch?). Er war wie alle Schwaben etwas einfürgig und neigte dazu, mit den Leuten, die ein Amt hatten, in Händel zu geraten. Den Bürgermeister und seinen Secretarius haßte er, den Richter und den Aktuar mochte er nicht leiden, und es versteht

sich, daß er auf alle Parteigeblätiger schlecht zu sprechen war. Er betrachtete sie sämtlich als seine Feinde.

Da er aber gegen die „Begege“ nichts von Befang ausrichten konnte, entschloß er sich, allen seinen Widersachern den „Schwäbischen Gruß“ zu anbieten.

Indes, er war zu höflich, das mit Worten zu tun. Er ließ sich die Sache etwas kosten. Er kaufte ein Dutzend Radierungen des Ritters Götz von Bili-

chingen löblichen Gedächtnisses, sogar gerahmt, das Stück zu RM. 9,50, und ließ jedem seiner Gegner ein solches Bildnis, fein und sauberlich in ein Klatschen verpackt, durch die Post ins Haus bringen.

Man kann's auch so machen

In der Amtsstube des Bürgermeisters sah ich das Bild des furchterregenden Ritters an der Wand hängen. Zum Teufel, was will der damit sagen?

K



Besitz stirbt und Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie!

Nur eines weiß ich, das ewig lebt:
Der Toten Nachruhm!

DER ALTE RAPP

VON BRUNO WOLFGANG

Der alte Rapp stammte aus einer Weingegend und aus einem Weinjahr. Was eine Weingegend ist, weiß jeder. Ebenso, was ein Weinjahr ist. In einem solchen Jahr ist der Wein gar zu gut. Es gibt viel Wein. Er ist billig. Alles freut sich, alles lecht, niemand weint. Deshalb heißt das Jahr ein Weinjahr. Aber neben der Freude bringt es auch Grund zu weinen. Es regnet mehr Prögel als sonst im trauten Familienkreise, wenn die Väter unsichern Schritten heimkommen, das Erbeben entbehrt der Harmonie. Es ist eine alte Erfahrung: wenn der Wein gut ist, geraten die Menschen schlecht. Die Kinder, die im Dunstkreise des Dämon Alkohols erzeugt und geboren werden, gedeihen schwer, sie erlernen das Einmaleins langsamer als andere, und wenn sie später nicht ein günstiger Wind in jene Höhen emporbläst, wo kein Befähigungsanwuchs mehr verläßt, bleibt ihr Dasein schwer und unbeholfen. Sie rollen ihr Leben mühsam wie ein Faß mit saurem Wein die holprige Landstraße vorwärts, die schließlich in den großen Weinkelner mündet, in dem ihr alle vom feinsten Bordeaux bis zum unterschweifelsuren Krätzer verlässlich eingelagert werden.

Zu diesen Minderbegünstigten des Schicksals zählte auch Herr Rapp. Sein Leben begann und verlief im Zeichen des Weines. Der Vater hatte ihm eine kleine Wirtschaft hinterlassen, ein Häuschen mit einem Garten, mit Obstbäumen, einer kleinen Biene- und Hühnerzucht, einem Schweinestall und einigen Gänsen. Außerdem betätigte er sich gelegentlich im Weinhandel als Vermittler und Sechsterständiger. Das trug auch eine Kleinigkeit. Und schließlich, nach dem ewigen Naturrecht, daß dort, wo schon etwas ist, noch etwas hinzukommt, erbte er von einem Onkel ein kleines Kapital. Aus dieses stammte vom Wein her. Denn der Onkel war ein geschätzter Weinbehrer gewesen und hatte sich, nachdem er vierzig Jahre lang in Ehren Wein gebissen hatte, mit einem ganz netten Vermögen zu Ruhe gesetzt, von dem bis zu seinem Tode noch nicht einmal drei Viertel vertrunken waren.

So konnte Herr Rapp leben, und was die Hauptsache ist, er konnte trinken. Das war ihm das Liebste. Denn von den drei Dingen, die man lieben muß, um nicht ein Narr zu sein: Wein, Weib und Gesang, liebte er eigentlich nur den Wein. Trotzdem war er bereits zum drittenmal verheiratet, gelaufen dem Erfahrungssatze, daß gerade jene Männer am öftesten heiraten, die besser täten, ledig zu bleiben. Rapps erste Frau, die er als ansehender Vierziger heimgeführt hatte, war ein blutjunges Ding, zart, klein und schlüchtern. Sie liebte ihren Gatten aufrichtig. Er war damals noch ein städtischer Mann. Seine Nase war noch nicht gerötet. Sie stand, oder besser gesagt, sie hing noch vor Sonnenaufgang. Und er trug den kühnen Schnurbart „Es ist erreicht“.

Sie betraute ihm mit großer Hingebung, die er mit ebensogroßer Selbstverständlichkeit entgegennahm. Sie plagte sich von früh bis spät im Garten und in der Wirtschaft. Sie sorgte für die Biene, sie fütterte die Hühner, rief sie mit Namen und nummerierte gewissenhaft die Eier. Die Schweine hatten es gut bei ihr, die Ferkel gedeihen prächtig und erzielten besondere Preise auf dem Ferkelmarkt. Am besten aber hatte es Herr Rapp Das Essen war gut und reichlich und immer pünktlich auf dem Tisch. Die Stube glänzte vor Sauberkeit, die blütenweiße Wäsche duftete nach Sonne und frischem Wind. Alles wäre gut und schön gewesen, wenn es keinen Wein gegeben hätte. Jeden Abend nahm Herr Rapp Hut und Stock und ging zum „Weißen Elefanten“, von wo er nie vor Mit-

ternacht heimkehrte. Der Wein machte ihn sträunlich und später immer rücksichtsloser und gröber. Die junge Frau bewies eine unendliche Geduld. Sie nahm alles hin und bemühte sich nach Kräften, ihm das Trinken abzugewöhnen. Oft konnte man sie gegen Mitternacht mit einem Tuch um die schmächtigen Schultern, vor dem Weißen Elefanten stehen und ins Fenster klopfen sehen. Drinnen lobten die Zechbrüder, der Wirt schimpfte, und aus den Nachbarhäusern flogen alte Schuhe gegen die Wirtshaufen. Wenn Herr Rapp endlich aus dem Tor gestolpert kam, hatte sie die Aufgabe, ihn mühsam an den anderen Wirtschaften vorbei nach Hause zu bugsiieren, und war glücklich, wenn er endlich im Bett lag und schnarchte.

Später blieb er ganze Tage und Nächte aus. Er veräumte keine Kellertour. Dort ist das Trinken eine Wissenschaft. Nur der vermag sich im Keller zu behaupten, der genau weiß, wie man die Schichten zu legen hat: erst Gesaltes, dann Wein, dann fetter Speck mit Schwarzbrot und wieder Wein, dann kaltes Schweinefleisch und abermals Wein, dann ein viertel Meter Salami oder ein Dutzend Knackwürste und nochmals Wein und so weiter. Der Anfänger, der das nicht richtig macht, muß nach einer halben Stunde unter dem Tisch hervorgezogen und ins Spital gebracht werden. Aber dem Wissenden ist unsäglich wohl und nirgends gedeiht der Humor so fest und spitzig wie ein schwarzer Rettich. Einmal saßen die weckeren Kämpen schon lange beisammen und ihre streitenden Stimmen polterten wie hohle Weinfässer durch das kühle Gewölbe. Herr Rapp war schwer beleidigt, weil ihm einige vorwarfen, daß er weniger als sie vertrage. Das ist in einer Weingegend die schrecklichste Ehrenbeleidigung. Rapp war so gekränkt, daß er die Gesellschaft verlassen wollte. Die Zechbrüder hatten aber die Kellertür versperrt. Da faßte Herr Rapp den tollkühnen Plan, durch den Nachbarkeller zu entweichen. Er begann sich in die Zwischenwand aus Lehm einzubohren. Die anderen bemerkten ihn anfangs

nicht, sondern meinten, er lüge unter dem Tisch. Als sie wieder hinsahen, steckte Herr Rapp bereits tief im Erdreich und krabbelte mit Armen und Beinen wie ein riesiger Mistkäfer. Die Zecher waren sehr gespannt auf den Erfolg. Noch gespannter aber war die Lederhose Herrn Rapps. Das verleitete die Anwesenden, gegen den noch sichtbarsten Teil der Persönlichkeit Rapps ein Trommelfell mit heurigen Kariolefen zu eröffnen. Das tat sehr weh. Denn fast jeder Schuß war ein Teller. Gern wäre Rapp wieder zurückgeköhrt. Aber er steckte tiefer wie ein Spund im Weinfuß und es blieb ihm nichts übrig, als auszuhalten, bis der ganze Metzzerneinverfuert war. Dann beorderten die Scharschützen, wie man ihn befehlen könne. Einer schlug vor, ihn mit einem Pflopfen zieher wie einen Kork herauszuziehen. Ein anderer beantragte, ihn mit einer Pulverladung zu sprengen. Schließlich einigten sie sich darauf, ihn an jedem Fuß eine Kette anzubinden und mit vereinten Kräften anzuziehen. Mit viel Geschrei, mit Hoh und Ruck, stemmten sie sich an und plötzlich lagen alle auf der Nase. Aber Herr Rapp war nicht entwissern, bloß die Stiefel hatten nachgegeben und schwammen nun in einem See von verschüttetem Wein. Jetzt beschlossen sie, die Sache gründlicher zu machen. Sie befestigten die Ketten an seinen Beinen und spannten draußen einen Ochsen ein, den sie durch Poltern auf laeren Weinfässern und wildes Indiergeheul erschreckten. Als bald waren die Beine Herrn Rapps zu dünnen Heuschreckenbeinen langgezogen und drohten abzuheulen. Aber die Haltbarkeit des Menschen ist groß. Im nächsten Augenblick fuhr Herr Rapp bäuchlings bei der Kellertür hinaus und fand erst im gegenüberliegenden Kartoffelfacker die wohlverdiente Ruhe. Er sah über aus und schimpfte furchtlich. Es kam zu einem Prozeß, den er zwar gewann, aber er mußte einige Wochen lang das Bett hüten, bis seine Beine sich wieder auf ihre normale Länge zusammengezogen hatten. Seine Frau machte den Versuch, ihm in dieser Zeit den Wein abzugewöhnen. Doch er wurde wild und bewar sie vom Bett aus mit allen erreichbaren Gegenständen. Da gab sie den Kampf auf, wartete nicht einmal seine völlige Genesung herbei, sondern kehrte eines Nachts zu ihren Eltern zurück und kam nicht wieder.

Herr Rapp änderte den Schnurbart „Es ist erreicht“ in eine Art Hussenschnurbart mit waagrecht vorgehenden Spitzen und nahm eine zweite Frau. Diese war von anderem Schlage. Groß, kräftig und energisch ergriff sie am ersten Tage schon das unbestrinnte Regiment. Aus dem Herrn wurde ein Knecht. Herr Rapp warf nichts mehr, sondern wurde selbst beworfen. Von einem regelmäßigen Besuch des Weißen Elefanten war keine Rede mehr. Nur hie und da gelang es ihm, heimlich auf eine Stunde zu entfliehen. Er wurde zum Gespött der alten Zechkumpen, und da es ihm an der täglichen Übung gebrach, verlor er weit weniger als früher. Zum Glück wurde seine Frau in den Ausschub einer ruhigen Frauenorganisation berufen und verbrachte nun manchen Abend außer Hause. Manchmal fuhr sie auch über Land und blieb sogar eine Nacht aus. Das waren jedesmal Feste für Herrn Rapp. Kaum war sie fort, eilte er im Sturmschritt zum Weißen Elefanten. Bald war er wieder im besten Training. Sein Ansehen hob sich aus Not, seine Nase färbte sich in kraftvollem Rot, das Leben war wieder schön. Er wurde immer kühner und es gelang ihm sogar manchmal trotz der Anwesenheit seiner Frau auszubrechen. Wenn sie schlief kroch er leise durch das Fenster im Erdgeschoß und erschien im Schlafrock und in Hausschuhen im Wirtshaus, wo er mit großem Hallo empfangen wurde. Aber auch diese glückliche Zeit fand ihr Ende.

Einmal, als das Zechgelage gegen Mitternacht auf dem Höhepunkt angelangt war, begannen

Die Limonade - La limonada

(Hanna Nagel)





die Tischgenossen Herr Rapp wieder zu hülfsen und seine häuslicher Gewalt in Zweifel zu ziehen. Sie verlangten als Beweis, Herr Rapp möge jetzt sogleich nach Hause gehen und ein Sperrfinkel holen. Der Wirt erbot sich, es zu braten, die Tafelrunde, es zu verspeisen. Herr Rapp hieb auf den Tisch, daß die Gläser hüpfen, und erklärte mit gesträubtem Haar, mit funkelnden Augen und funkelnder Nase: Jawohl, er werde es tun. Sofort!

Als er durch die kühle Nachtluft schritt, wurde ihm ein wenig bange zu Mut. Das Herz sank ihm in die Hose. Er verlor es aber nicht, weil diese unten mit blauen Bändern zugebunden war. Er beschloß, nicht mit Gewalt, sondern mit List zu handeln. Leise kroch er über den Zaun in den Garten, schlich sich auf den Zehenspitzen zum Stall und schob den Riegel zurück. „Psch, psch“, machte er, um unter väterlicher Güte sein schwarzes Vorhaben zu verbergen. Deibel tastete er mit beiden Händen nach einem Ferkel. Aber nur zeigte sich, daß sich alles in der Weltgeschichte wiederholte. Die Gänse, die schon im Altertum besser als die Menschen bedrohte Staaten zu retten verstanden, retteten auch hier das Gemäuer. Vor dem Stall hatte sich nämlich eine Gans zur nächtlichen Ruhe niedergelassen. Herr Rapp trat ahnungslos auf sie. Laut trompetete die Gans und fuhr mit den Flügeln schlagend unter ihm davon. Er fiel mitten in die Ferkel hinein, die ein entsetzliches Geschrei erhoben. Die alte Sau schoß in panischem Schrecken hervor und rannte im Garten wie wahnsinnig herum, wobei sie sämtliche Blondestöcke umwarf. Die erschreckten Gänse vollführten einen Höllenlärm, die Hühner flatterten irrsinnig gackend durcheinander, der Hahn, in der Meinung, es sei schon Morgen, begann schlaftrunken zu kühnen. Frau Rapp, verstärkt durch einen Knotenstock und einige Nachbarn, kam herbeigestürzt und alle

schlugen im Finstern auf den vermeintlichen Dieb los. Herr Rapp wehrte sich tapfer. Er packte die Ferkel bei den Schwänzen, schwang sie wie Handgranaten im Kreise und warf sie den Ferkeln in die Köpfe. Schließlich aber unterlag er, über zugerichtet, dennoch der Übermacht. Aus diesem Vorfall ergab sich ein Rattenkönig von Prozessen, von denen der einfachste und

Besuch aus Fabelland

Ein Heuschreck, grün und riesengroß, sprang aus dem Garten in das Zimmer, und nicht nur einer Dame in den Schoß — nein, seine Kühnheit war noch schlinnmer: Er hüpfte weiter, immer weiter, bis unter ein Vergrößerungsglas, wo er dann sitzen blieb und heiter, als wolt' er sagen: „Also bittel!“ saß.

Die Sache ward zum Teil verbörsert, weil kleine Kinder ängstlich schrien, denn sie erblickten ihn furchtbar vergrößert, doch anderseits genoß man ihn als Fabeltier mit holdem Grausen und zog die Wunder Gottes in Betracht. Auf einmal hüpf' er wieder — schnipp — nach draußen.

Wer weiß, ob er die drinnen nicht belacht?

PETER SCHER

kürzeste der Ehescheidungsprozeß war. Als alles erledigt war, büßte Herr Rapp den Schnurbart abwärts und blieb ein paar Jahre allein. Er war froh, daß er bei der ganzen Sache mit einer bleuen Nase davongekommen war.

Er war schon ein alter Mann, als er die dritte Frau nahm. Er durfte nicht mehr hoffen, in einem Frauenherzen vulkanische Leidenschaft zu antzünden. Diese Ehe stand im Zeichen der neuen Sechlichkeit. Er bedurfte der Pflege für seine schon schwer beweglichen Glieder. Die Frau hingegen fand in dem Gedanken an die enstehliche Ebschaft die Kraft und Ausdauer, deren sie für unbestimmte Zeit bedurfte. Mit größter Sorgfalt pflegte sie Herrn Rapp, den die Gicht grausam in allen Gelenken zwickte. Da er nur noch selten zum Elefanten ging, brachte sie ihm den Wein ins Haus. „Trink nur, trink, wenn dir schmeckt, Josef“, sagte sie freundlich. Sie brachte ihm sogar auch Silowoltz, an den er sich rasch gewöhnte. Sie gab ihm einen halben Liter täglich und schüttete, so herzensgut war sie, noch ein Achtel Rum dazu. Als ihm der Doktor auch das Rauchen verbot, stopfte sie trotzdem seine Pfeife, so oft er wollte, ja sogar noch öfter. So gut war sie.

Rapp trank und rauchte, und nun machte er spät die seltsamste Erfahrung seines Lebens. Er begann diese Frau zu lieben. Er sah sie gerne ins Zimmer kommen, und manchmal, wenn er das Glas ansetzte, nicht er ihr zu. Er merkte mit Befriedigung, wie sie den von der Vorigen verfallenen Garten wieder in Ordnung brachte, wie sie die Ferkel günstig verkaufte und das Geld auf die Sparkasse trug. Der Gedanke, seiner Frau dies alles hinterlassen zu müssen, beirietete ihm viel weniger Schmerz als die beiden ersten Male. Ihr zuliebe nahm er noch täglich einen Viertelliter echt russischen Wodka, besonders gut für die Gesundheit, wie sie sagte. „Alles gehört dir, wenn mich einmal der Gangel' holt“, sagte der alte Rapp drittel. Die Frau seufzte kaum hörbar.

Aber der alte Rapp starb nicht. Im Gegenteil. Als im Frühjahr die Grippe kam, nahm sie Frau Anna mit, und der alte Rapp war wieder allein. Über achtzig Weinjahre zählte nun sein Leben. Aber er hielt es noch fest. Er ging sogar wieder zum Elefanten. Dort hauste längst ein anderer Wirt. Die Treubruder hatten sich verlaufen oder waren gestorben. Der alte Rapp sitzt nun allein in seiner Ecke und nicht mit dem Kopf. Zuweilen greift er nach dem Glas. Die Hand zittert so stark, daß er fast die Hälfte des Weines verschüttet. Er öffnet den zehnten Mund, aber Glas und Lippen wollen lange nicht zusammenkommen. Geduldig wackelt er mit dem Glas hin und her, die Augen glänzen, die Nase strahlt in violetter Pracht, der Mund zittert — endlich hat er es erschnepp und tunkt den sprichlichen Schnaubzert tief in das köstliche Naß.

Selt einiger Zeit ist aber der alte Rapp nicht mehr allein. Ein unsichtbarer Gast sitzt bei ihm. Die anderen sehen ihn nicht, aber er sieht ihn gut und spricht mit ihm. Er erzählt ihm von Anns, der dritten Frau, die er geliebt hat. Da werden seine Augen leucht. „Alles häß' ihr gehört. Und jetzt hat sie noch vor mehr die Krax'n g'macht!“ seufzt der alte Rapp. „Macht nichts“, lecht der Gangel', „wilt'st auch bald machen. Prost, Rapp, wer mehr vertregl!“ Das kann der alte Rapp nicht hören und alsbald setzt er an und trinkt und trinkt. Der Gangel' trinkt auch. Aber der alte Rapp sieht nicht mit seinen halb erblindeten Augen, daß der Gangel' schwindelt. Was er oben trinkt, läuft ihm unten zwischen den Rippen wieder hinaus. Deswegen kann ihn auch der Stärkste nicht besiegen. Es wird ein Wein sein, und der alte Rapp wird nicht mehr sein. Es ist ihm nichts, er muß verspielen. Weil der Gangel' immer gewinnt.



„Siehst, Lizzi, wenn ich bloß ein Mensch wär“, tät ich sagen, du gefällst mir,
weil ich aber ein Maler bin, sag' ich, schau', daß d' oben 'rum voller wirst!“

La differenza: “Vedi, Lizzi, s' lo fossi soltanto un uomo, direi: ‘Mi piaci!’,
Ma, siccome sono un pittore, ti dico: Guarda di diventare più piena sopra!”

DAS SCHLOSS AM MEER

VON HANS B. WAGENSEIL

Mit Recht glaubt man, außergewöhnliche Talent drückten dem Schöpfer tiefes Geschehen eines bleibenden Stempel auf. So spricht man von der Lieblichkeit oder Melancholie eines Ortes, ohne doch sagen zu können, auf Grund welcher Merkmale sich einem diese Stimmung mitteilt. Gleichweise gibt es grausige, verurteilte Orte. Bei ihnen ist es, als hätten die Dämonen, denen unter Bosheit einstmals ihr Gelobte hat, zu ihrer bleibenden Wohnstatt erkoren. Jedem von Saint-Jean-de-la-zufallig des Weges kommenden Wanderer, der das unweit der spanischen Küste gelegene Baskenstädtchen Merret sieht, teilt sich ein ähnliches Gefühl mit. Das fragliche Schloß liegt heute fast in Ruinen da. Seine verfallenen Fensterläden hängen Schilf und zerborsten an rostigerfressener Angole der Park ist völlig verwildert. Dennoch hat sich über Generationen hinweg die Kunde von dem Drama erhalten, das sich einmal in seinen Mauern abgespielt hat. Wenn der Bericht während seiner Weitergabe von Mund zu Mund vielleicht auch verändert und entstellt worden ist, so mutet er doch glaubhaft und lebendig an. Folgendes erzählt sich der Volksmund:

Demals, als die Zinnen noch nicht zu morschen Mauerzähnen zerbröckelt waren, sondern stolz und lanzengerade gen Himmel starrten, wurde das Schloß von dem Grafen und der Gräfin Merret bewohnt. Der Graf war ein südländisch heißblütiger, stolzer Mann, während die Gräfin feig und friedfertig war, lieblich anzusehen von Angesicht. Vor allem aber hielten ihr die Umwohner zugute, daß sie mit Recht für eine ungewöhnlich fromme und gottesfürchtige Frau galt. Jedenfalls war sie ihrem Mann in allem gehorsam und zu Willen. In jeder Kammer, aus der aus einer leichten Krankheit heimkehrte, wurde der Graf — angeblich um sie nicht zu inkommodieren — in ein im oberen Geschöß gelegenes Schlafzimmer verzoget, bekleidete sie sich nicht. Vielleicht begrüßte sie es sogar, ihr großes, obenberichtiges Zimmer, das Ausblick über den zauberhaften Garten und das Meer gewährte, allein zu bewohnen. Am einen Ende des Raumes befand sich ein offener Kamin, am andern ein großer eingelassener Schrank. In dem die Kleider der Gräfin hingen.

Während der Krankheit seiner Frau verbrachte Merret seine Abende im Stadtklub, wo er Karten spielte oder politische Gespräche führte. Zu jener Zeit wimmelte es in der Stadt von spanischen Kriegsgefangenen, denen der Kaiser Napoleon gegen Ehrenwort Bewegungsfreiheit belassen hatte. Unter ihnen war auch ein ungewöhnlich junger und hübscher spanischer Grande, der sich meist allein hielt und viele Wanderungen in die Umgegend machte. Einer der Stellvertreter wollte ihn sogar gesehen haben, wie er spät nachts unweit des Schlosses einsam im Meere badete.

Der Schloßherr begab sich immer gedauerter aus sein Zimmer, wenn er aus der Stadt heimkehrte. In einer Herbstnacht aber, als er spät aus dem Klub kam, ließ er seine Handkoffer am Fuß der Treppe stehen und ging in sein Zimmer. Auf dem Gangging hindurch gedauerter zum Zimmer seiner Frau. Gerade als er vor der Tür stand, glaubte er, die Tür von Madames Schrank sich rasch schließen zu hören. Als er aber ins Zimmer trat, lehnte seine Frau am Kamin. „Du kommst spät“, sagte sie rasch. In diesem Augenblick kam die Kammermädchen Rosalie aus der Halle her ein. Demnach hatte also nicht die Schranktür zugemacht. Rosalie sah Zweifel, dann Zorn sich im Gesicht ihres Herrn malen. Sie eilte aus dem Zimmer, blieb aber draußen stehen und hörte ihn mit eisiger Stimme sagen: „Madame, es ist jemand in Ihrem Schrank!“

Seine Frau erwiderte ganz schlicht: „Nein, mein Gabeltier.“ Er ging auf den Schrank zu, aber seine Frau hielt ihn zurück: „Wenn Sie niemanden drinnen finden, ist alles zwischen uns zu Ende — und zwar für immer.“

Er sah sie durchdringend an. „Schön“, sagte er. „Ich werde ihn nicht aufmachen. Hören Sie zu: Ihr Seelenheil und die Hoffnung auf ein Fortleben

bedeutet Ihnen viel. Schwören Sie mir, daß Sie nie niemand drinnen verborgen hält — und die Türe bleibt geschlossen.“

Sie ergriß ihr Kreuzifix — ein seltsames spanisches aus Ebenholz und getriebenen Silber. Ohne zu zögern legte sie die Hand darauf und sagte: „Ich schwöre es.“

„Rufen Sie Ihr Kammermädchen!“ befahl er. Als Rosalie kam, sagte er zu ihr: „Geh und hole Gorenflot, den Maurer. Halte ihm seine Kelle mitbringen, und die noch im neuen Stall liegenden Ziegelsteine und den Mörtel.“ Erschrocken tat Rosalie nach seinem Befehl. Als sie den verdutzten Maurer anbrachte, erteilte der Graf seine Weisungen: „Mauere diese Schranktüre rasch und ohne Fragen zu stellen zu. Machte deine Arbeit rasch — und es soll dir nicht mehr an Geld fehlen — solange du zu schweigen verstehst. Das gleiche gilt für Rosalie.“

Er blieb da und sah zu, während der Maurer sich an Werk machte. Einmal ließ die Gräfin Rosalie, ihr ein Umhängetuch bringen, und ihre eiskalte Hand hielt die Finger des Mörtels fest: „Sage Gorenflot, er solle ein Luftloch lassen. — „Wohin?“ flüsterte sie ihr zu. Und sagte dann laut:

„Geh und hole noch ein paar Kerzen, damit der Maurer besser sehen kann.“ Abgesehen von dem leisen Schaben der Kelle herrschte Stille. Die Wand wuchs zusehends höher. Als sie halb fertig war, benutzte Gorenflot einen Augenblick der Unaufmerksamkeit seines Auftraggebers, als dieser ihm den Rücken zum mit einer Schlange seiner Kelle die schmale Glascheibe im oberen Gesims des Schrankes zu zertrümmern. Ein Augenpaar, dunkel vor Entsetzen, starrte heraus — aber kein Laut war zu hören. Es tauchte unter, als der Graf sich umwandte.

Mit gesaugen war das Werk vollendet. Der Graf rief seinen Diener: „Meine Frau ist erkrankt“, sagte er. „Ich möchte sie nicht allein lassen. Trag uns die Matheuten hier herauf.“ Zwanzig Tage lang blieb Graf Merret im Zimmer seiner Frau. Manchmal, während der ersten fünf Tage, war ein leises, erstliches Stöhnen aus dem Schrank zu hören. Dann schwieg die Gräfin, halb ohnmächtig, aber. Aber der Graf gebot den Warten, die sie sagen wollte, rasch Einhalt: „Sie haben beim Kreuze geschworen, daß sich niemand dort drinnen befindet. Das genügt mir.“

Bald war nichts mehr zu hören, nur noch Madames leises Weinen. Die Umwohner wunderten sich, als die Schloßgräfin plötzlich starb. Auch nach dem Tod der beiden, die getrennt voneinander starben, wurde es nie wieder bewohnt.

NÄCHTLICHE TRAGÖDIE

VON WENCESLAO FERNÁNDEZ FLÓREZ

Eines Nachts stieg ich um zwei Uhr morgens im Dunkel — das Stiegenlicht hatte eine Panne — in Gedanken verloren die Treppe zu meiner Wohnung hinauf. Als ich den Schlüssel aus meiner Tasche zog, entging er meinen Händen und fiel hinab. Deutlich hörte ich, wie er zweimal gegen das Aufzugsgitter schlug und tief unten auf einem Treppensattel liegen blieb. Das Leben hat mich schon schwer geprüft, aber nichts läßt sich mit dem vergleichen, was nun meiner harte.

In dieser Lage war mir keinswegs sofort klar und so blieb ich zunächst abwartend stehen, wie wenn der Schlüssel von selber wieder kommen oder sich von unten melden müßte. Mein erster Gedanke war zwar albern, aber — Sie werden das zugeben — von strenger Logik. Als ich nämlich den Schlüssel unten aufschlagen hörte, dachte ich:

„Jetzt ist er hin.“ Dann fing ich an, langsam die Stufen hinauszustiegen. Ich hatte mir überlegt, daß der Ausreißer zwischen dem ersten und zweiten Stock liegen müsse. Ich stieg also vorsichtig hinunter. Als Nichtrechner hatte ich keine Stieghölzer bei mir. Ich zögerte, konnte ich auch meinen Haken der Nachtwächter hatte hinter mir abgeschlossen. Als ich im ersten Stock zu sein glaubte, drehte ich mich um und stieg verkehrt hinunter, um mit den Händen die einzelnen Stufen abzutesten. So gelangte ich, wie mir schien, bis zum Zwischenstock. Dann ging ich behutsam wieder hinauf. Der Schlüssel war nicht zu finden. Also ging ich wieder hinunter. Vergeblich. Der Schlüssel drang mir aus allen Poren. Da beschloß ich, das Suchen aufzugeben und ganz einfach an meiner Wohnungstür zu läuten. In der undurchdringlichen Finsternis hatte ich jedoch die Orientierung verloren, ich wußte nicht mehr, in welchem Stockwerk ich mich befand.

„Ich gehe ganz einfach zur Haustüre zurück und zähle die Stufen“, sagte ich mir. Noch war ich aber keine zwei Treppen hinabgestiegen, stand ich schon vor der Haustüre. Das machte mich stutzig, denn meiner Berechnung nach müßte ich mindestens im dritten Stock gewesen sein. Ich unternehme also neugierig den Aufstieg. Aber kaum war ich bei der zwanzigsten Stufe angelangt, hörte die Treppe überhaupt auf und ich ließ rings um mich an lauter Wände. Also wieder zum Haustür zurück. Ich fluchte leise, bewachte aber immerhin noch eine gewisse Ruhe. Bei meinem neuen Abstieg waren es auf

einem sechshundfünfzig Stufen. Verwirrend! Also wieder hinauf. Nun geschah etwas ganz Seltsames. Die Stufen schienen gründlich verändert, die einen wuchsen sich in einem Meter Höhe an, während die anderen fast im Boden versanken. Bei jedem Tritt aber stieß mein Fuß ans Stößbrett und verursachte einen lebendigen Lärm, der im Treppenhause wie Kanonendonner dröhnte. Ich blieb erschrocken stehen, mein Herz begann wild zu klopfen.

Nun hatte ich die Übersicht total verloren. Eines aber war sicher: ich müßte mich, gering gerechnet, mindestens im zwölften Stock befinden. Ich setzte mich ein hübschen nieder, dann erklimm ich weitere fünfzehn Stockwerke.

In Madrid müssen die Häuser schrecklich hoch sein. Ich überlegte, daß das Haus, in dem ich wohnte, doch gar nicht so viele Etagen hat. Großer Gott, ich war am Ende gar nicht im richtigen Haus...?

Welches Haus in Madrid hat denn siebendunzwanzig Stockwerke? Siebendunzwanzig... siebendunzwanzig...

Die Augen quollen mir aus dem Kopf, mein Herz schlug wie ein Rasen und verzweifelt ging ich die Hände auf und mir sagen müßte: keines. Nein, wirklich keines. Es gibt in Madrid kein siebendunzwanzigstockiges Haus... Gültiger Gott, war ich denn überhaupt in Madrid?

Meine Nervosität wuchs. Ich müßte mich wieder niederstören. Kalter Schweiß stand mir auf der Stirn.

„Ruhel! Ruhel!“ ermahnte ich mich. „Denken wir doch einmal vernünftig nach. Wann hätte ich denn den Zug bestiegen?“

„Heute nicht, gestern auch nicht. Das ganze Jahr nicht.“ Der Gedanke des Wolkenkratzers wurde zu fixen Ideen und erweckte in mir eine Kette düsterer Vorstellungen.

„Ich muß in New York sein“, stöhnte ich. „Madonna, wie bin ich denn dahin gekommen...? Ich bin verloren!“

Auf der Treppe sitzend barg ich das Gesicht in den Händen und überließ mich meinen trüben Gedanken. Meine Existenz ist vernichtet. Wie soll ich denn in Amerika leben? Ich verlore, ich kann ja kein Wort Englisch. Und selbst wenn man mich wieder nach Spanien transportiert, was soll aus einem Menschen werden, der in der Zerstretheit von einer Hemisphäre zur anderen reist, ohne sich nur im geringsten über die Folgen klar zu sein...? Mein Leben war zerstört.

Die Stille des enormen Treppenhauses schien zu beleben. Ich vernahm wunderliche Geräusche, Seufzer, leichte Schritte und der deutliche Ticken einer großen Uhr. Nichts ist geheimnisvoller und von so unerklärlichen Lauten erfüllt wie eine dunkle Treppe in den ersten Morgenstunden. Alle Spukgestalten unserer Kindheit huschen über die Stiegen, die blutleeren Gipsenstufen unserer Alpträume keuchen asthmatisch die Stufen hinauf und tapfen rückwärts durch das Dunkel. Sie kommen, gehen und verlieren sich in den Stockwerken, sie husten, räuspern, raunen, schlurhen...

Diese Betrachtungen sind für einen Menschen, der im dunklen Treppenhaus seinen Schlüssel verloren hat, keineswegs trostreich. Ich machte mich also wieder auf die Suche. Ein endloser Gang schien sich vor mir zu öffnen, meine Hände stießen an ein Gitter. Ich fand eine Klinke. Ich berührte sie zaghaft und versuchte festzustellen, wo ich mich befand.

Da hörte ich unten schwere Tritte. Sie kamen

näher. Schon waren sie unter mir, da rief ich: „Wer da?“

„Der Dunkel blieb stehen. Eine Stimme, die aus meinen Stiefelschalen zu kommen schien, ließ mich abend: „Wer da oben?“

„Wer da unten?“ beharrte ich.

Stille. Dann fragte die Stimme: „Was tun Sie denn da oben?“

„Ich habe mich verirrt.“

„So, so...“ sagte der Mann im Dunkel.

Dann hörte ich ein leichtes Schnappen und einige unsinnliche Worte auf die Unzuverlässigkeit der automatischen Feuerzeuge.

„Wo sind Sie denn eigentlich?“ fragte der Unbekannte.

„Ich glaube, ich stehe an einem Gartengitter, weiß aber nicht ob innen oder außen. Ich habe zwar eine Klinke in der Hand, getraue mir aber nicht daraufzudrücken.“

„Es wird wohl die Aufzugstüre sein?“

Ich schwing einen Augenblick.

„Nein“, sagte ich dann mit Festigkeit, „denn meine Füße stehen auf einer Wiese. Soeben rufte ich ein paar trockene Gräser aus.“

„Mir scheint“, gunzte der Fremde, „Sie ruinieren das Abstreifen der Frau González. — Trinken Sie gerne Kognak?“

„Überhaupt nicht.“


„Ja dann... Sind Sie etwa ein Einbrecher? Sagen Sie es offen.“

„Nein, ich bin kein Einbrecher. Sie können unbesorgt heraufkommen.“

„Verückt!“ brummte er, ich vernahm ein leises Knarren, wie wenn sich jemand auf den Zehenspitzen entfernte. Dann mußte es der Mann mit der Angst geklagt haben, denn plötzlich sprang er in wilden Sätzen die Treppe hinab...“

Ich aber setzte mich traurig mit dem Rücken gegen das Gitter und wartete bis der Tag anbrach.

(Aus dem Spanischen von Helma Flessa)



Wenig Woburn wirken viel

Bei Bedarf nur 1 Tablette

Wunderjam

Kosmetik-Fabrik Düsseldorf

Sie sind wieder auf Droht...
Lexithin-Silber...
Nervosität, Überanstrengung...
250 Stk. RM. 4,- inkl. Nachnahme.

Nährbier

Haderbräu München

Gummiwaren Weltruf

'rauf und 'runter

sol man die Zähne bürsten...
Käse- und Zehnspie...

Ellocar

Wirkte wunderbar...
Mit Ellocar

Efasit PUDER

Leist-Puder, besonders für...
TOGALWERK MONCHEN

VELVETA

die höchste Kälteverwertung...
KRAFT VELVETA

Gummiwaren Weltruf

Wir bitten die Herren Autoren...
Verlag Weichert & Co., Leipzig C I

Leinwand und Jute

der napoleonischen...
Rundumtrab...

Briefmarken

Hansa-Post...
Bücherei...

Staatl. Fachingenieur

Für die Gesundheit

Alpenkräuter

Heute soll gelten: „Wenig und selten“

Alpenkräuter

also oft Sonnenverwenden

UHU

Selbst reparieren...
Der Alleskleber

F. Wolff & Sohn Karlsruhe

KANALDRUCKERIE & KOPPIEREREI

BEGEGNUNG IM ZWIELICHT

VON KURT GROOS

Petersen stapfte über den aufgeweichten Feldweg zu der kleinen Bahnhofsstation. Sein Herz und sein Gepäck waren schwer an diesem Tag, einem der trostlosesten Tage in einem der trostlosesten Landstriche.

Auf den regengetränkten, grauschmutzigen Feldern und den überschwemmten Wiesen hockten Nebelröhren, die einzigen Gäste in diesem menschenleeren Raum. Der Himmel war verhangen, die Bäume standen ohne Laub, heimlichlich wehten die Winde, und die am Wegrand zusammengekauerten modernen Blätter erinnerten an Grabhügel.

Immer wieder warf er Petersen, im Kampf gegen seine schmerzenden, erfahrenden Arme die beiden Koffer abzustützen; er befürchtete die Berührung des funkelangeläuteten Gepäcks mit dem überall schlammigen Boden.

Die Bahnstation in der Ferne schien immer gleich klein zu bleiben; unendlich dehnte sich der Weg durch den trüben Tag. Alle hundert Meter drehte Petersen sich um und hielt nach rückwärts Ausschau, ob sich vielleicht nicht ein Bauerngefahr näherte. Durch dieses dauernde Umwenden bekam er einen steifen Hals und ein böses Ziehen im Nackenwirbel. Dazwischen fluchte er unablässig auf den Jungen, der das Gepäck zur Bahn bringen sollte und ausgiebeln war. Dann zählte er 1500 Schritte, dann nochmals 800, und schließlich, endlich, wurde der kleine Bahnhof etwas größer.

Die Ermüdung ließ ein wenig nach, denn je näher der Bahnhof kam, desto intensiver konnte sich Petersen über dessen Aussehen ärgern, so daß er manchmal den Schmerz in den Armen aus lauter Wut über den Bahnhof vergaß. Der Bahnhof war aus unverputzten, nun vom vielen Ruß geschwärzten Ziegeln erbaut. Im Unterteil war es ein schillerndes Bahnhofsgebäude; der obere Teil mit zwei angeklebten Türmchen erinnerte an das Burgenzeitalter. Der Bahnsteig war vollkommen menschenleer. Petersen ontstann sich, daß nach den Aussagen der Dorfbewohner eigentlich nur zwei Züge, frühmorgens und abends, Fahrpläne hatten; sie wurden von den in der Kreisstadt beschäftigten Landbewohnern benutzt. Der Schalter im kleinen Innenraum des Bahnhofes war verhangen, auch hier zeigte sich keine Menschenseele. Jedoch zog es stärker als in anderen Bahnhäusern.

Petersen setzte die Koffer ab, wischte sich den Schweiß aus der Stirne und begann, die Aufschriften an den Wänden zu studieren. Um sich innerlich zu beruhigen, seine Wut abklingen zu lassen, las er zwölfmal hintereinander das Schild, das aufforderte, nicht auf den Boden zu spucken. Denn ging er zur letzten eines Steckbriefes aus, in dem ein Mann gesucht wurde, der eine rechtwinklige Narbe am Oberarm besaß, 1,70 groß war und grüne Unterhosen an seiner Flucht benutzt hatte. Außerdem trug der Mann einen sehr auffälligen Schnurbart, wobei die Polizei aber gleich ver-

merkte, daß der Gesuchte ihm sich inzwischen vielleicht habe abgenommen lassen. Auch diesen Steckbrief las Petersen wiederholt: er war das Interessanteste in diesem nüchternen Raum. Bis zur Abfahrt des Zuges blieb noch eine halbe Stunde.

Erst jetzt entdeckte der einsame Fahrgast, daß dieser trostlose Bahnhof noch einen zweiten Raum hinter einer hohen dunklen Tür besaß, den Weiteraum.

Petersen klinkte die Tür auf, und es schlug ihm aus dem Halbdunkel, in dem er undeutlich ein paar Bänke und Tische, einen alten gubeisernen Ofen und einen Palmstumpf entdeckte, eine stillige, modrige Luft entgegen.

Aber einen Vorteil bot dieser im Zwielicht doppelt kahl und häßlich wirkende Raum: man konnte sich setzen.

Petersen ließ sich auf die der Tür am nächsten stehende Bank nieder, warf den Hut auf den staubigen Tisch und preßte das Gesicht in seine Hände. Er seufzte tief, verfluchte den unglücklichen Tag, die Landschaft, den Bahnhof und sich selbst. In dem Augenblick, als er die Hände von seinem Gesicht nahm, schien es ihm heller geworden; aber es war nicht heller geworden, das Auge hatte sich an das fahle Zwielicht des Raumes gewöhnt.

Zusammen mit dieser Entdeckung des Hellerwerdens machte Petersen eine zweite, als er den Kopf zur anderen Hälfte des Raumes wandte, eine Entdeckung, die ihn seltsam erschütterte, verwirrte und auf rätselhafte Weise verzauberte. Er war nicht allein in diesem grau-

samen Raum. Er schloß für einen kurzen Augenblick die Augen, und als er sie wieder öffnete, kam eine bange, wehe und süße Erregung in sein Blut. Links, neben dem gubeisernen Ofen, erblickte er eine Frau, der die Götter alles, aber auch alles, geschenkt hatten. Petersens Herz pochte schneller, seine Hände wurden heiß und er preßte sie auf die kühle, staubige Tischplatte.

Die Dame, sie trug einen aufgeschlagenen, pelzgefütterten dunkelroten Wildledermantel, sah etwas gezwungen über ihren Weiteraumgefahrten hinweg, aber sie lächelte dabei, ein Lächeln wie es Petersen nur von wenigen Frauen geschenkt bekommen hatte. Gut, mochte sie wegsehen, aber dieses Lächeln sagte so viel, so viel!

Zu Füßen der Dame standen zwei schwarzlederne hellgelbe und ein bläulicher Koffer, außerdem ein schwarzlackierter Hutbehälter.

Petersen fühlte, daß eine solche Frau alles Leben ganz heiß und alle Liebe unvorstellbar schön gestalten würde. Er zählte seine Jahre und prüfte seinen Mut — es schien ihm wie ein vernünftiger Mann, Wünsche zu stellen, die für ihn schon über allen irdischen Glückseligkeiten stehen mußten immer wieder glitt sein Blick über die Fremde. Sie hatte die Beine übereinandergeschlagen und wußte vielleicht gar nicht, daß ihr Rock sich nach oben verschoben hatte. Diese Art des Sitzens, die Petersen sonst als peinlich empfunden hätte, war hier von beklemmendem Reiz. Aber das seltsame, etwas kindliche, etwas wissende, in allem doch so damenhafte Antlitz löschte jeden Zweifel; das Gesamtbild zeigte dem Anbetenden immer wieder, und die Götter verschwanden und sich hinstrecken können. Über der linken Brust, vielmehr über dem linken Hals, trug die Fremde ein großes silberglänzendes Y, Siehahä (Yvonne, dachte Petersen, Yvonne oder Ypsilon, Gerade als der Verzauberte tiefer über diesen Namen nachdenken wollte, riß es ihn wie mit einem kalten Stich aus aller Grübele — aus der Ferne kam der schrille Pfiff des nahenden Zuges. Petersen zuckte zusammen, er raffte den Hut und die Koffer an sich und stand so ruckartig auf, daß die Bank gegen die Wand schlug.

Die Lokomotive pfiff wieder, näher.

Einige Sekunden stand Petersen hochaufgerichtet und starr in dem trostlosen Raum. Er horchte auf das Nahen des Zuges, und er schaute auf die fremde Frau. Er wußte, daß sie nicht mitfahren würde, nicht mit diesem Zug, überhaupt nie, nie mit ihm fahren würde. Er ging nun, und sie blieb. In seine Augen kam ein aufbegehrendes Funkeln, er dachte, daß andere Menschen nach ihm... Er konnte, er wollte es nicht zu bedenken — der Zug lief drau-

ben ein. Mit ein paar schnellen Schritten war Petersen neben dem Ofen, stieg auf die Bank und zerriß in einer wüstesten Anwendung das Plakat der Dame mit dem Y über dem linken Herzen in zwei große traurige Fetzen.

Winterliche Gartenfigur - Figura in giardino in veste invernale

(K. Rössing)





„Ob Heinz wohl schielt? Immer spricht er von meinen seelenvollen Augen und sieht dabei auf meine Beine!“

Domanda inquietante: “Che Heinz sia forse guercio? Parla sempre dei miei occhi tanto espressivi e guarda invece le mie gambe!..

DER VETERINÄR

VON PAL JSANDER

Die Kleinstadt hatte einen Arzt und einen Veterinär; der Arzt hatte zwei Töchter, der Veterinär eine tiefe Liebe zu der älteren der beiden. Mit dem Bürgermeisterwechsel im Spätsommer, da der alte Irgendwie an den Kurgelnden der Sommergäste kleben geblieben, kamen auch die neuen Doktoren; denn der neue „podestà“ war ein reform- und organisationsliebender Geist. So trafen sie sich, der Arzt und der Veterinär, und entdeckten bald voneinander, daß sie gleiche Interessen hatten und dieselben Steckenfische: die Jagd auf Rebhühner und den Rotwein. Der Veterinär sah Giovanna, das Arztes ältere Tochter, verließ sich in sie, spürte die Verliebtheit zu einer tiefempfindenden Liebe reifen; und schon war es Herbst, womit die Vorgeschichte ein Ende und die eigentliche Erzählung ihren Beginn hat. Es war Herbst, die Zeit der Weinlese. Diese war den fleißigen Winzern Belohnung für alle ihre Mühen während des Jahres, für das Setzen, Düngen, Pfählen, Behauen. Sie hatten die roncals, das schiffelförmige Krummesser, geschwungen, Dung in Körben auf ihren Rücken geschleppt, gebunden, gebrochen, gegraben, gerührt, geschweifelt. Zuletzt, im Sommer, die reifenden Trauben gespritzt. Oh, es war ein großes Stück Arbeit gewesen, und das wurde nun belohnt.

Die Sonne, die die Kleinstadt so selten im Stich gelassen während des Sommers, hatte ihren Teil dazu gegeben, und die Ernte ward gut, viel besser als im vergangenen Jahr, da es viel geregnet hatte und der Wein sehr gewesen war, so teuer, daß die Gastwirte öfters hatten Klagen hören müssen.

Nach selten hatte der Goldhauch des Herbstes so viele und so süße Trauben gebracht, und die Weinlese war lustig. Die in den weiten Weinbergen verstreuten Winzer und Winzerinnen sangen sich gegenseitig fröhliche Lieder zu, und die Sonne war wieder warm, sie wollte aus der „vendemmia“ eine noch sommerliche Angenehmheit machen. Männer und Frauen, Knaben und Mädchen sammelten fleißig ihre Läger voll, die Trauben wollten kein Ende nehmen, sie wurden in schweren Tragkörben zu den Schlitten gebracht, die auf den steinigten Pfaden warteten, und die Fahrt nach der Kleinstadt hinab war für die Kinder, die zwischen den Körben umherkletterten, ein wahres Fest. Als man in der Stadt ankam, hatten die Kinder blaue Gesichter und Hände; aus manchen Körben tropfte schon der Traubensaft. Und dieser war für die Erwachsenen der Höhepunkt des Festes, denn er gab die schönste Festzeit des Jahres, die sieben Tage anhaltenden Mostfeiern.

Der Arzt und der Veterinär feierten mit, es war ihnen so recht nach dem Herzen, und der Veterinär nahm die glückliche Gelegenheit wahr; er hielt zwischen einem Lier und dem anderen bei dem Freund um Giovannas Hand an. Gott, so etwas gab es auch! Dem Arzt war es ein Neues, er spürte es mit dem roten Most herunter, aber nicht zu tief, denn er mußte es wieder hervorholen, um es Frau Margherita, der guten Gattin, in die Hände zu legen. Und Giovanna lachte hell auf, als die Mutter es ihr weitergegeben, über diesen Gockel von einem Veterinär.

Der Veterinär, ein schmächziger Mitteldreißiger, hatte drei grundlegende Fehler: er war sehr klein, sehr eitel und glaubte, bei den Frauen unerhörte Aussichten zu haben.

Der größte dieser Fehler war seine Eitelkeit, die trieb pyramidenförmig. Wenn er über die Straße oder den Platz ging, rechte er eigenartig Brust und Hinterleib heraus, und seine Schritte waren tänzelnd wie die eines

Maultiers. Die linke Augenbraue hielt er stets ein wenig in die Höhe gezogen, was ihm eine ungemünzte wichtige Miene verlieh, aber auch eine sehr abgefeimte, glaubte er. Er hatte kleingelocktes, schon leicht gesprenkeltes Haar und ein Schnurrbüschchen ohnegleichen, das ihm nur so auf die Oberfläche gehaucht schien. Im ganzen waren seine Bewegungen von einer gewissen Spannkraft und Form, doch er war so klein! Neben ihm war der Arzt ein Monumentalbau, und leider war Giovanna des Ebenbild ihres Vaters...

Der Tierarzt war der bestangelegene Mann der Kleinstadt; er trug stets die figurreichsten Anzüge aus weichem, anliegendem Stoff: eine Dummheit bei seinen kurzen Beinchen und den bereits erwähnten, stetig herausgerückten „zwei Balkons des Veterinärs“, wie sie Giovanna nannte. Und, da sein großer, runder Kopf dem Körper eine viel zu schwere Krone war, wirkten auch seine breitkrempigen Hüte nach Künstlertum nur lächerlich an ihm. Doch dies alles war ihm nicht bekannt; so betrie er in einem fort Brust- und gesäßbreckend, stampelnd und abgefeimt dreinschauend die kleinstädtische Weiblichkeit. Darüber hinaus war er ja Dr. med. vet. Er fühlte sich also wohl; und dem ist zuzuschreiben, daß er die Beherztheit besaß, um Giovannas Hand anzuhaken.

Die aber trieb ihm verschiedenes aus, denn sie war aber Barmherzigkeit bar.

Es war Herbst, die Zeit der Weinlese und der Mostfeiern in der Kleinstadt. So kam es, daß der Arzt und der Veterinär öfters einmal ein wenig mehr zu sich nahmen von der roten Flüssigkeit, als ihre Gehirne ungerührt zu vertragen vermochten. Und so kam es auch, daß einmal in des Arztes Haus eine Nacht hindurch gefeiert wurde. So kam es endlich, daß der kleine Veterinär, als er sich am bereits späten Morgen reizend, bebörend von Frau Margherita verabschiedete, nicht dessen gewahrte, was sich hinter seinem Rücken abspielte. Dort kauerte nämlich die ebenfalls angeheulten Angebote und vollzog eine nicht alltägliche Operation: sie befestigte vorsichtig mittels einer Sicherheitsnadel ein großes, buntes Handtuch an des Veterinärs unterem Rockknäuel, so daß es daraus hervorzuwachsen schien wie eine kühlfarbige Spende.

Beim Abschied spendete Giovanna ein Lächeln, voll von nie gesehener Verheißung...

Der Veterinär stampelte über die Platz, an der

Post vorüber, vor der viele Leute des Briefträgers harriren; und seine Schleppe machte ihm zu einer kleinen Majestät. Das undankbare Publikum lachte, aber es war ein so süßliches, heimliches Lachen, daß es die kleine Majestät nicht erreichte. So wippte der Dr. med. vet. arglos weiter, durch die halbe Kleinstadt seiner Wohnung zu, und oben auf dem Balkon des Arzthauses stand kichernd eine monumentale, angeheulten Giovanna und schaute ihm nach, bis er verschwunden und allein den Augen und dem Spott anderer übergeben war.

Zu Hause angelangt, warf sich der Veterinär auf sein Bett und schlief unmittelbar ein. Ähnlich erging es der Angebeteten, denn auch sie war müde von der Mostfeier; so schliefen sie beide bis in den Nachmittags hinein. Dann aber trafen sie sich wieder auf dem Platz, und der Veterinär trug seine Schleppe noch immer. Giovanna konnte sich eines prustenden Lachens nicht enthalten; Gott, sie war noch so jung und vielleicht nervös wie alle Mädchen ihres Alters, und stand zum ersten Male vor einem Heiratsantrag; so etwas ruft in Jungfrauen Herzen und Köpfen die eigenartigen Reaktionen hervor... Die Leute, die sich umgaben, wurden angestrichelt, auch sie ließen sich zu etwas mehr als nur einem Lächeln hinreißen, und der Veterinär grinste mit, doch war das seine ein elegantes, beherrschendes Grinsen. Man hatte den Eindruck, ja, das ist ein lustiger Herbsttag; er paßt so richtig in die Zeit der Weinlese.

Die Kleinstadt schmunzelte, lächelte, grinste und lachte, barst vor Lachen – je nach dem Temperament ihrer jeweiligen Vertreter vor der Schleppe der kleinen Majestät.

Am Abend endlich, als er zu Bett ging, fand der Veterinär das Handtuch, das ihn, so glaubte er, vom Betrüger zur lächerlichen Figur gemacht hatte. Ein ohnmächtiger Zorn überfiel ihn – viel würde ihm klar von der Heiterkeit aller, die er getroffen an diesem Tage; und sein Zorn war tatsächlich ohnmächtig, denn er wußte nicht, gegen wen sich richten. Es mußte jedoch in dem Arzthauses geschehen sein, daß man dem Veterinär diesen gemeinen Streich gespielt. Und er schimpfte, schimpfte, bis in den Entschluß faßte, auf etwas zu warten, was ihm beim bloßen Gedanken wieder alles gab, was er zuvor besessen: der Missäter mußte sich bei ihm entschuldigen, ihm um Vergebung bitten! Giovanna zulebte würde er auch großzügig zeigen.

Vorher ließ er nicht sein Zimmer. Er spielte den Kranken, wartete. Wartete zwei Tage lang. Am dritten endlich erschien das Dienstmädchen der Arztfamilie und übergab einen verschlossenen Umschlag.

Ob sie auf Antwort warten sollte? Nein.

Der Umschlag trug Giovannas Schriftzettel. An Herrn Dr. med. vet. Giraldi. Da reichte sich etwas an dem kleinen, gekrankten Mann; der Brief mußte das Ja enthalten; die Bitte um Vergebung für einen kleinen Missäter, vielleicht das Brüderchen der Angebeteten; den Schwur ewiger Liebe... und seine Finger flogen, als er öffnete. Dann las er:

„Lieber Dr. Giraldi!

Sie sind in der ganzen Stadt eine lächerliche Person geworden. Sie werden mir nicht verüben können, wenn ich, um meine Familie nicht dem Spott der Stadt preiszugeben, Ihren Antrag ablehne. Zudem sind Sie in meinen Augen durch Ihre fingierte Krankheit, die eine große Feigheit verrät, um viel gesunken. Über diesen Umstand kann meine Großgütigkeit, die zuvor Ihre kleine, schwächliche Gestalt und Ihre leuchtete Eitelkeit übergingen, nicht hinwegsehen. Ich hoffe auf Ihr Verständnis. Giovanna.“

Der Veterinär war einige Augenblicke wie gehend; dann schritt er zum Spiegel, vor dem ihm eine unkomische Grimasse entfuhr und ein kleines Winseln wie das eines jungen Hundes...

DER WEINHANDLER

Er liebt die goldblaue Ethette und lächelt über's Angeht.

Der Wein des alten Pedro Marchandette wie Feuer aus der Flasche bricht.

So kann man ruhig in die Polster sinken und blinzeln und vergnüglich sein.

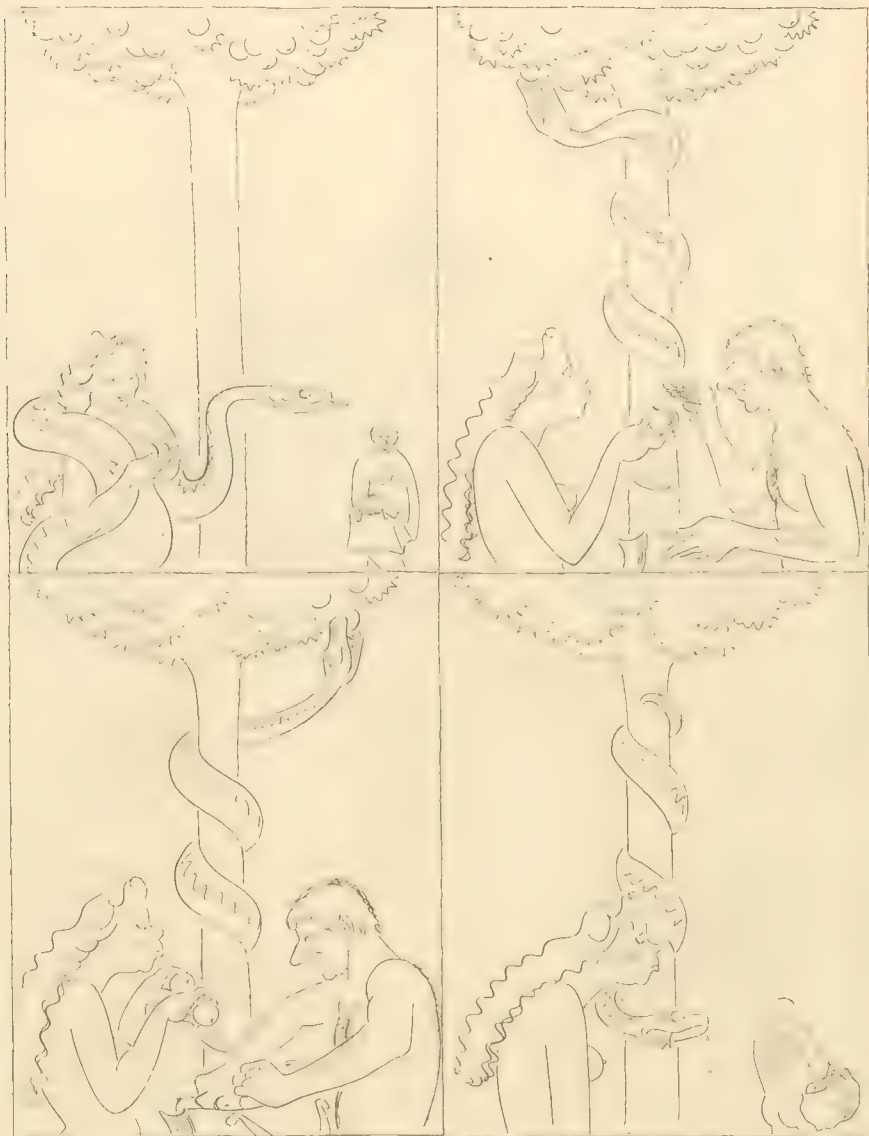
Der Pfarrer und der Arzt wird davon trinken, vielleicht auch noch der Rat von Stein.

Die Sonne fischmüht um die Fensterflätte und hat im Römer Spielerei genug.

Wie liebenswürdig ist der Namenszug

Des alten Herren Pedro Marchandette!

Albert Hemer



„ . . . und dann entfernte er sich ohne Sündenfall!“

„ . . . e poi si allontanò senza il peccato originale! „

Gedanken am Atlantik

(Wilhelm Schulz)



„Die Methode wäre nicht schlecht, es fragt sich nur, welchen Köder man verwenden soll!“

Pensieri sulle coste dell' Atlantico: "Il metodo non sarebbe cattivo; solo occorre sapere qual sorta d' esca si deve adoperare!..

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Diktator

(E. Thöny)



„Fräulein, Sie stenographieren zu langsam, was glauben Sie, wie schnell ich die Welt aufgeteilt habe!“

Il Dittatore: „Signorina, Voi stenografate troppo lentamente; non sapete con quale rapidità lo abbia spartito il mondo!..“



Wettergespräche

Es geht doch nichts über die gemäßigte Zone, und zwar über den nördlichen Teil der gemäßigten Zone. Komme mir etwa keiner mit den Tropen! Ewig blauer Himmel, und wenn er nicht gerade blau ist, so regnet es um punkt drei Uhr nachmittags genau zwei Stunden lang, in der Regenzeit zum Beispiel. Wie kann man in so einer Gegend übers Wetter sprechen?

Bei uns aber ist das Wetter eine anregende Sache, ein ewiger Gesprächsstoff. Mit den fremdesten Menschen kann man sich übers Wetter unterhalten und niemals wird man dabei anstoßen, niemand wesentlich verärgert. Was soll man in den Tropen sagen? Mit der Feststellung, daß es heute wieder sehr warm ist, kann man keinen Hund hinter dem Ofen weglocken, denn heute ist es heiß, morgen ist es heiß und übermorgen wird es genau so heiß sein. Aber bei uns, da geht was mit dem Wetter vor, namentlich in diesem Monat. Jedem Unbekannten, den Sie auf der Straße treffen, können Sie mitteilen, daß wir hauer einen ganz ungewöhnlichen Monat haben, und jeder wird Ihnen darauf erwidern, daß man um Gotteswillen auf diese trügerische Temperatur nicht bauen dürfe, es könne womöglich noch Schnee geben, ja viel leicht noch Frost, und das würde für die Vegetation ein großer Schaden sein. „Bedenken Sie nur die Obstbäume!“ Und Sie bedenken ein Weibchen die Obstbäume, fügen noch blühende Kastanien hinzu und einige Fliederblüten, und können prophetisch sagen, daß diesmal das Frühjahr vielleicht eine Ausnahme mache. Die schönste Unterhaltung ist im Gange, ja, das Gespräch ist sogar sehr aktuell, und, wie gesagt, niemand wird daran Anstoß nehmen. Es ist durchaus üblich, am Weiter Kritik zu üben, sogar nicht nur wohlwollende Kritik, obwohl sich am Wetter gar nichts ändern läßt. Man kann sogar mit der Faust auf den Tisch schlagen und sagen: „Wenn es jetzt nicht bald regnet, vertrocknet der ganze Kohlrahl in meinem

Garten!“ Jawohl, das darf man, und der Herrgott nimmt es einem nicht mal übel und zieht keine Schüsse daraus.

In dieser Woche war ich in einer Gesellschaft, und wir haben uns vier Stunden damit unterhalten, einander mitzuteilen, daß eine geradezu hochsommerliche Temperatur herrsche. Wir zogen andere hochsommerliche Temperaturen zum Vergleich heran, verglichen mit dem Frühling der letzten Jahre und ließen atlantische Depressionen spielen. Es war eine sehr angeregte Unterhaltung, und es entwickelte sich schnell das schöne Bild gepflegter Geselligkeit. Dabei kannten wir einander kaum.

Sahen Sie, das ist der Segen der gemäßigten Zone, hier kann man sich im Notfall immer über das Wetter unterhalten. Auf diesem Gebiet gibt es bei uns immer Überraschungen und die Meteorologie steht meines Wissens ganz außerhalb der Politik.

Jetzt verstehe ich, warum so viele Kenner der Tropen sagen, es sei dort langweilig. Bei ewig blauem Himmel und auf die Minute vorher bestimmbaren Regenfällen kann natürlich kein richtiges Gespräch in Gang kommen. Es sei denn, man spricht über Kunst, aber unter dem heißen Himmel führt auch so ein Gespräch leicht auf verflängliche Nachbargebiete, und nichts fürchtet man so sehr in den Tropen.

Folzlick

MEIN FREUND JOHANNES

Wir kannten einen, den die Natur recht schlecht behandelt hatte. Dennoch fand er den Mut, sich um unsere Freundin Eva zu bemühen.

„Was soll ich nur tun, um den Kerl loszuwerden?“ fragte er uns um Rat.

„Behandle ihn doch einfach schlecht!“ empfahl Martin kurz.

„Ich fürchte, das wird nichts nützen“, meinte Johannes nachdenklich. „Bedenkt doch nur, wie er für die Natur schwärmt.“

J. Bieger

VOM SAND

Man meditiert so allerhand...

Wozu zum Beispiel dient der Sand?

Bei ausgedehnten Geländen läßt er als Wüste sich verwenden, wo er, durch Aolus entfacht, als Sandsturm sich bemerkbar macht. Auch gibt es eine Art von Flößen, die seine Feinheit erhöhen.

Eh' uns das Fließblatt ward gespendet, hat man als Löschland ihn verwendet. Der Luftschuß neuerdings zum Glück griff wiederum auf ihn zurück, weil Löschpapier, wie klar sich zeigt, Brandbomben gegenüber streift.

Gemühte Leute pflegt's zu freuen, ihn anderen ins Aug' zu streuen...

■

Schon diese kurze Überflucht bereicht: der Sand kennt keine Pflicht.

Wenn wir nunmehr noch tiefer blicken und der Historie nähertrüben, dann wird eindeutig offenbar:

Er ist und war hauptsächlich dazu aufgehäuft, daß mancherlei in ihm verläuft.

Ratstöhr



„Was nützet mir mein Afrikaachen, wenn andere drinn spazieren gehn?“

La canzone di Churchill: „A che m-i-i-i-i giova la mia Africhetta, se dentro altri vi-i-i-i sgambetta?„



„Du glaubst mich besiegt zu haben, Stalin, und doch wirst du durch mich besiegt werden!“

Lo spirito di Stalingrado: „Tu, Stalin, credi d' aver vinto me; ma infine tu sarai vinto da me!,,

Die kleinen Pilze

Von Tito Collander-Helsingfors

Wie alle wirklich eifrigen Pilzsucher ging auch Onkel Rudolf am liebsten allein mit seinem Korb in den Wald. Dann kann man gehen wohin man will oder wo man Pilze findet, und man braucht nicht dauernd Hallo und Heda zu rufen, um mit seiner Begleitung Kontakt zu behalten. Hallo, wo bist du? He, komm hierher, komm und sieh die vielen Pfifferlinge. Die Stimmen hallen wider und stören die Stille des herbstlichen Waldes.

Die Pilze verschwinden, pflegte Onkel Rudolf zu sagen. Sie verstecken sich, und man findet sie nicht. Jedenfalls nicht die richtig frischen, feinen... Es glitzerte in seinen Augen, er schmunzelte schon bei dem Gedanken an diese kleinen Pilze, die verstohlen aus dem Moose zwischen dem gefallenen Laub hervorlugen. Man muß langsam gehen, stehenbleiben, wieder ein paar Schritte tun, jeden Fleck Erde genau betrachten, um diese Neuankömmlinge zu finden, die so vernünftig anzu sehen sind und ausgezeichnet in Essig eingeleigt schmecken. Marzipanpilze nannten wir sie als Kinder, wenn wir mit Interesse Onkel Rudolfs Korb durchsuchten. Jeden Herbst kam er zu uns, um Pilze zu suchen. Wir erwarteten ihn so sicher wie den Star und uns Buchlink zur Zeit der Schneeschmelze und die ersten reifen Walderdbeeren zu Johanni. Und er war ein lieber Gast: ein stiller und feiner Mensch, hörten wir die Erwachsenen von ihm im Gespräch sagen. Aber wenn die Pilze selten waren — es gibt ja

gute und schlechte Pilzjahre — war Onkel Rudolf ganz melancholisch. Nicht so, daß er laut knurrte, aber er war gleichsam betroffen, er ging umher und wußte nicht richtig, was er anfangen sollte. Und dauernd klopfte er ans Barometer und sah zum Himmel hinauf und hoffte auf Regen — Ja, ja, ein ordentlicher Pilzregen wäre nicht schlecht, sagten auch die andern, denn gestobte Pilze mit neuen Kartoffeln sind ja ein großer Leckerbissen.

In einem solchen Spätsommer hatten wir auch einen anderen Gast, eine Tante, denn für uns Kinder gehörte sie zu den Alten — aber für Onkel Rudolf war sie jung und anziehend. Ein paar mal war er mit seinem Korb in den Wald gegangen, aber hatte ihn leer zurückgebracht — da wußten wir, daß der Fall hoffnungslos war, und daß es wirklich keine Pilze in unserer Gegend gab. Und Onkel Rudolf wußte das natürlich besser als irgend jemand anders, er resignierte und wartete auf den Pilzregen, der in diesem Jahr nicht kommen wollte.

Und doch war er nicht so melancholisch wie in anderen Jahren, er lächelte und lachte, spielte mit der Tante und uns Krocket und schien sich ganz wohl zu fühlen, besonders in Tantes Gesellschaft. Man sah sie beinahe immer beisammen, und von Pilzesuchen war keine Rede.

Aber endlich regnete es. Ein herrlicher, warmer und tiefgehender Regen, zuerst kräftig und dann

sachte rieselnd, und er kam zwei Tage vor Tantes Abreise. Und hatte das Zusammensein mit ihr Onkel Rudolf getrostet, während er auf den Regen wartete, so spendete ihm nun die Aussicht auf das Pilzesuchen einen willkommenen Trost in der Stunde des Abschieds. Aber nichts war natürlicher, als daß er sie zur Bahn begleite und die Reisetasche tragen wollte.

Sie gingen. Und ich erinnere mich noch, wie Mama und Papa ihnen nachsahen, einander zublinzelten, lachten und sagten: „Werien wir's ab. Vielleicht sammelt er...“ Aber als er zurückkam, war nichts Besonderes geschehen. Er zog nur einige Pilze aus den großen Taschen seines Überrocks hervor und sah sehr nachdenklich aus. Was ihn so nachdenklich machte, erfuhr ich erst viel später. Sie gingen zusammen, er und Tante Eins, sie hatten reichlich Zeit und brauchten sich nicht beeilen. Sie wechselten nicht viel Worte, Onkel Rudolf hüstelte und sagte dann unsicher.

„Tja, nun werden wir uns also trennen...“ „Ja“, sagte Tante Eins gleich unsicher. Dann schwiegen beide.

„Es war eine schöne Zeit!“, fuhr Onkel Rudolf nach einer ganzen Weile fort.

„Ja“, sagte Tante Eins. Und wieder schwiegen beide.

Sie kamen an einen Walddügel, und Onkel Rudolf nahm einen neuen Anlauf.

„Dank Ihnen, es war so schön“, sagte er.

„Meinen Sie?“ sagte Tante Eins etwas interessiert.

Und Onkel Rudolf rief mit Überzeugung:

„Jel Absolut!“

Nun wandte sie ihm den Blick zu. Aber wie alle leidenschaftlichen Pilzsucher, konnte Onkel Rudolf

Vorfrühling in der Mark Brandenburg - Primavera precoce nella Marca di Brandenburg

(C. Sturikopf)





„Hört mal, Kinners, welchen Beifall der Hengst hat!“

„Ja — ja — aber unsere Beene hat er eben doch nich!“

Concorrenza: „Sentite, bambine, che applauso ha lo stallone!,, — “Eh, si sì ... ma pure non ha mica le nostre gambe!,,

nicht durch den Wald gehen, ohne unausgesetzt zur Seite zu blicken, und darum sah er ihren Blick nicht.

Er starrte auf einen Punkt im Schatten zwischen den Baumstämmen, und im nächsten Augenblick hatte Onkel Rudolf die Reisetasche auf den Weg neben sich gestellt.

„Verzeihung“, sagte er hastig. „Einen Augenblick ich sehe einen entzückenden kleinen Pilz!“ „Oh, bitte sehr!“

Sie sah ihn in den Wald rennen. Das kann vorkommen, dachte sie, und ging diskret weiter.

Aber sie mußte lange allein gehen, bevor sie seine eilenden Schritte hörte. Da blieb sie stehen und wartete

„Verzeihung“, hörte sie ihn keuchen. „Ich blieb etwas lange, aber sehen Sie, ich fand nicht nur einen, sondern drei...“ Er lachte verlegen und zeigte drei kleine Steinpilze, die entzückendsten, die man sich denken kann.

Aber sie blickte sie gleichgültig an — sie schien kein Vergnügen daran zu haben, sie lachte, aber verstand nichts von Pilzen. Etwas betreten steckte er seinen Fund in die Tasche des weiten Überrockes

Sie gingen weiter, schweigend. Aber nach einer Weile fuhr Onkel Rudolf zögernd fort:

„Sehen Sie, das ist so wie, ja — wie, wie soll ich sagen, wie — ja — wie nein — wie —“

„Ja? Wie was?“ unterbrach Elia mit einem ermunternden Seitenblick.

Aber wieder sah sie seinen Blick starr in den Wald gerichtet. Jeder Pilzliebhaber versteht ihn: es waren ja die ersten Pilze des Jahres, frische, niedliche, kleine Steinpilze mit gebogenem Hut auf einem festen, weißen Fuß. Gerade solche, die wir Kinder Marzipanpilze nennen. Und Onkel Rudolf konnte sie nicht stehen lassen. Wieder stellte er die Reisetasche hin.

„Verzeihung“, stammelte er, beinahe Verzweiflung in der Stimme. „Oh, Verzeihung — einen Augenblick Aber ich muß ich muß!“ Mit einem Satz war er im Wald verschwunden. Leicht erlösend, ohne sich umzusehen, ging Tante Elia langsam weiter.

Es dauerte diesmal nicht so lange, bevor sie wieder seine Schritte und gleichzeitig seine entschuldigende Stimme hörte:

„Ich geniere mich wirklich, es ist nicht artig von mir. Aber ich kann nicht — aber ich kann mich einfach nicht halten! Das ist ein — ja, das ist ein Bedürfnis.“

„Ich verstehe“, sagte Tante Elia ganz still.

„Sie dürfen mir nicht böse sein“, fuhr Onkel Rudolf fort. „Ich glaube, daß wir uns in dieser kurzen Zeit so nahe gekommen sind — oh! Jetzt wieder! Ja, Sie mögen mich für unmöglich halten, aber —“

Und wieder sprang er über den schmalen Graben am Weg.

Sie zuckte die Achseln, ging weiter. Schon lichte sich der Wald, das Stationsgebäude wurde sichtbar. Bald würde es zu spät sein... Sie blieb stehen.

„Verzeihung, Verzeihung“, flehte er. „Oh, Verzeihung. Aber das ist wie eine Krankheit.“

„Wie?“, fragte sie mit deutlicher Ironie. Aber Onkel Rudolf merkte ihren Tonalität nicht. „Ja“, sagte er, „gerade wie eine Krankheit. Ich kann nichts dafür. Aber so bald ich einen Pilz sehe —“

„Oh!“, unterbrach sie ihn trocken und vorwurfsvoll. „Wir sind ja erwachsene Menschen — wozu also die Komödie! Ich finde jedenfalls, daß Sie zu einem Arzt gehen sollten. Nicht wahr?“ „Einen Arzt?“

Nun wurde Onkel Rudolf nachdenklich. Er grübelte und wunderte sich noch, als der Zug fuhr. Der Abschied war entsprechend. Und als er nach Hause kam, sah er noch immer nachdenklich aus.

Die Liebe auf den zweiten Blick

Von Ernst Hoferichter

Seit drei Tagen war Brigitte verwandelt. Alle Schieferfarbe des Alltags war ausgewischt und fortgetragen. Das Grüne schien ihr noch grüner und das Rote noch röter zu sein. Was in ihr Blickfeld traf, das hing in einem frisch bronzierten Goldrahmen...

Der Weg ins Geschäft wurde zu einem gewichtslosen Wandeln über Wasser. Die Schreibmaschine fand sie lustig wie ein Schlagzeug und der Gang vom Kassenhauptbuch bis zum Telefon war nichts als ein Gleitflug. Sie schrieb ein X für ein U und lächelte. Dann seit Donnerstag wußte sie, daß ein großes Glück schwindlig machen kann

Zufällig las sie das Inserat: „Herzenswunsch! Repräsentative Erscheinung, einsamer, edler Charakter, voll aussichtsreicher Zukunft, sucht aus bisheriger Zurückgezogenheit solides Mädchen mit etwas Vermögen zwecks Ehe kennenzulernen. Für mein solennes Wesen mögen meine Wünsche sprechen!“

Brigitte schrieb hin — und er schrieb her. Sein Brief mit Pafloio berauschte sie — „das Schicksal hat gesprochen. Auf der Schwelle der Zukunft steht das Glück, mit dem Finger am Munde...“ Jedes Wort ward ihr zu seelischem Brotaufstrich. Selbst in seinen Gedankenstrichen steckte noch Poesie. Brigitte dachte nur noch in Rosa. Und sein Bild... Hier sprachen die Augen und der Mund konnte sehen.

„Der Mann kann nur Arthur heißen!“ beute sie. Während der Mittagspause flüsterte Brigitte ihrer Freundin Elia von dem, was überfließ, ins Ohr: „... und heute abend treffen wir uns. Ich fühle die Wärme auf und untergehen...“ „Ich habe gestern mit dem Meinigen Schuß gemacht. Liebe ist Kitsch...“ „Weil du mir neidig bist... Ich erzähle dir kein Wort mehr...“

Der Abend kam wie ein Festzug näher. Brigitte hatte sich mit Davorwollen und den ersten Sätzen, die sie ihm zu sagen gedachte, eingedeckt. Als sie durch die Flügeltüre des Café Corso schwebte, aber er schon, wie vereinbart, am linken Eckisch. Sie legte vor Erregung den Weg vom Eingang bis zum Tisch in Schlangenlinien zu.

Für den Winter geträumt

Von Arthur Rimbaud

Im Winter fahren wir in einem kleinen roten Wagen Mit blauen Kissen, wohlgenut, In Delft zwischen Polstern, lete getragen, Ein Neff von tollen Küssen ruht.

Du schließt die Augen, daß sie nicht am Fenster Des Abenddunkels Fräuleinpiel erdrehet, Die fürchterlichen, schwarzen Nachtgepfeifer, Dämonen, Wölfe, die es auferweckt.

Doch plötzlich streichelt deine Wange Ein kleiner Kitz — ein närrisch Tierchen schlupft Hinab den Hale dir, gar nicht bange.

Du sagst mir: „Suche!“ und beugt das Köpfchen lange.

Wir mühen uns alle beide wirklich sehr.

Das Tierchen auch in feinem Drange.

Deutsch von Gerhart Haug

rück. Es war ihr, als ob sie wieder das Radfahren erlernen sollte!

Seine ersten Worte vernahm sie wie Gesungenes. Was sie zu sagen gedachte, blieb ihr auf der Zunge liegen. Er nahm ihr jedes Wort wie einen Mantel ab. Sie ließ ihn allein reden und saß in der zehnten Parkettreihe. Er fragte und antwortete auch schon sich selbst. Brigitte schaute nur hörbar dazu. Sein ganzes Wesen fiel als Hechtsprung in ihr Inneres. Schon flitzte er in scharfer Kurve von der Begrüßung auf sich selbst zurück:

„Seit Jahren lebe ich einsam —“ Brigitte fing das Wort „einsam“ wie einen Schmetterling von seinen Lippen weg.

„... ein buntes Leben liegt hinter mir —“ Sogleich sah sie einen siebenfarbigen Regenbogen durchs Lokal gezogen.

„... zehn Jahre Bahle de Todos os Santos verblüht man nicht...!“

„Oh, bitte, sprechen Sie nochmals dieses Land aus...!“ flüsterte Brigitte verzaubert. Er wiederholte es nicht und erhobte dadurch seine Kraft.

„... in dieser Stadt begrub ich meinen Glauben an die Menschheit —“

Mitteil überflutete ihr Gesicht. Sie sah Arthur nahem einem Abgrund. Ein Schacht tat sich auf, in dem er zu versinken drohte. Nur sie allein konnte ihn retten... Eine Pause benützte sie, um ihn wieder emporzuziehen.

Aber er war durch einen Klimmzug schon in höchster Höhe.

„... Über Nacht begann ich ein neues Leben. Der Bankrott ist überwunden... Seit zwei Jahren studiere ich Medizin —“

Brigitte atmete auf. Bahle de Todos os Santos versank in Nebel. Es konnte ihm nichts mehr geschehen — er war bei ihr.

Gegen Mitternacht, kurz vor dem Abschied, verließ er seinem Dessein wieder einen Schuß Schwere

„Tja, das Leben ist nicht leicht...!“ sprach er in eine Rauchwolke

Wie oft hatte Brigitte selbst schon vor sich her gesagt: „... das Leben ist nicht leicht.“ Aus seinem Munde aber bekam es plötzlich ein anderes Gesicht. Seinem Herzen entschlüpft, fiel er wie Granit in ihre Hand, die er zum Abschied kübte.

Und die Nacht hindurch fühlte sie im Halbschlaf die Schwere seines Lebens buchstäblich in ihre Hand gelegt. Das Tapetenmuster ringelte sich zum Namen „Arthur“. Neben dem Nachtkästchen begann der Abgrund. Auf der Bettvorlage war Bahle de Todos os Santos abgebildet. Untern Türrahmen stand der Geliebte im Arztemantel, weiß und leicht. Aus der Seitentasche sah sein Rollapparat hervor. Lächelnd trat er an ihr Bett heran und sprach: „Tja, das Leben ist nicht leicht...!“ Die Schärfe seiner Hosenbügelfalten hinderte sie daran, tröstend seine Knie zu streicheln...

Der kommende Tag war mit Vorfreude auf das nächste Wiedersehen ausgefüllt. „Punkt acht unter der Normaluhr...!“ Er kam zehn Minuten zu spät. Er lächelte. Aber Brigitte fühlte: nur — um da hinter eine Sorge zu verdecken.

„Arthur, was hast du?“

Er schweig vornehm und küßte ihre Hand, in der vom gestrigen Tage noch granitwag lag... das Leben ist nicht leicht.“ Auf dem Weg zum Seehaus sprach er von seinem Studium und ließ in den Kies ab und zu einige medizinische Fachausdrücke fallen. Brigitte pickte sie wie goldene Körner auf

... daß wir uns gefunden haben, das richtet mich



„Schau, Liebling, jetzt setze ich mir eine Menschenmaske auf!“
 „Aber, Bimbo, wo bleibst du die Affenwürde!“

„Vedi, mio caro, adesso mi metto una maschera di uomo!...“ — „Ma, bimbo, dove sia allora la dignità di scimmia!“

auf. Und wenn ich das Examen hinter mir habe, dann wird —! —! —! sprach er plötzlich ohne Übergang. Brigitte weinte vor Glück. Die Tropfen fielen hörbar auf seinen Panamahut. Wellen und Wogen brausten über sie her.

Er lüftete ihren Puls und zählte leise dazu. Von der Ludwigsgasse her schlug es dreiviertel Elf. „Und jetzt sag mir deine heimliche Sorge...!“ hauchte Brigitte ihm ins Ohr.

„...mein Examen kostet, was ich nicht habe...! Ich bring' das häßliche Wort nicht über die Lippen...“

„...Geld?“ jubelte Brigitte befreit und setzte hinzu: „Was mein ist, das ist dein...!“

„Spich nicht davon...!“
 „Ich habe ein Sparkassenbuch!“ Sie gingen nach Hause, er wartete unten.

Brigitte übersprang drei, vier Treppen. Und schon war sie wieder an seiner Seite. Im Licht des Funfminutenbrenners las sie ihm die Summe der Einlage aus dem Buch: „...mit Worten: funf-tausend Mark.“

Er quittierte ihre Gebe mit vielen Küssen... Und am Sonntag auf Wiedersehen! Aber ein Stundtelegamm kam am Mittag: Wegen Examenarbeiten dringend verhindert. Mit Kuß — Arthur.“

Brigitte war nicht traurig. Sie zitterte und bangte nur: „Dabei die Prüfung bestehen möge...!“ Die Ungewißheit der Entscheidung überfiel sie mit fiebernder Spannung. Und schon war sie auf dem Wege zu Frau Morsch, Quellengasse 19, dritter Hof, vierter Stock links, zweimal lauten... Ein Gesicht, wie ein gebatener Apfel, sah runzelig durch den Türspalt.

„Frau Morsch, Sie müssen mir pendeln...!“
 „Ah, ich sehe, Sie sind verliebt...!“
 „Ja, das erstmal im Leben...! Und er ist ein Gott...!“

„Kommen Sie herein...!“
 In der Wohnkammer lag der Geruch von angetrocknetem Sauerkraut. Am Fensterbrett stand ein Aquarium mit Goldfischen. Aus den Ohren der Frau Morsch sahen Wassertropfen.

„Haben Sie seine Fotografie...! Legen Sie das Bild auf den Tisch...!“

Frau Morsch zog aus dem Nähkorb ein Bernsteinpendel, das an einer Seidenschur befestigt war. Sie wickelte das Ende des Fadens um ihren Zeigefinger — und schon schwang das Pendel in

Kurven und Ellipsen. Es tanzte über Arthurs Brustbild und schlug aus wie ein Füllen. „Der liebt sie heiß und stürmisch... Seine Absichten sind lauter und rein...! In einem Jahr seid ihr vereint...!“

Brigitte vibrierte wie eine elektrische Klingel, ihr Puls trommelte vor Freude. „Fräulein Brigitte, Sie haben Glück...! Ich spüre meine goldenen Hausgelast...! Ostrahlen durchfluten mich aus der vierten Dimension...!“ „Fragen Sie, bitte, das Pendel — ob es das Examen besteht...?“

„...Goldener Dämon! Ich frage dich...! Ja...! Er besteht alle Prüfungen — und sogar glänzend...!“ schaute Frau Morsch.

„Ich danke Ihnen...! Sie haben mich beruhigt...!“ sprach Brigitte und legte fünf Mark auf das Wachtel des Küchentisches. Selig und des goldenen Hausgelastes eingedenk, eilte sie nach Hause. Im Briefkasten lag ein Elfbrief. Sie öffnete ihn wie einen Reißverschluss.

„Mein Liebling! Ich arbeite Tag und Nacht durch. Und alles für dich, für uns...! Aber ich brauche noch dringende Literatur, wissenschaftliche Fachwerke. Dreihundert Mark genügen! Tausend Küsse in Elle und Not Dein Arthur.“

Brigitte's erster Gedanke stürzte sich auf ihre goldene Armbanduhr, auf ihr Samtial mit zwölf silbernen Löfeln und auf den Fotoapparat. Sie lief damit zum Händler und schrieb an Arthur zurück:

„...ich bin glücklich, daß Du arbeitest. Das Gewünschte liegt bereit. Ich erwarte Dich am Samstagabend um sieben Uhr bei mir...! Ewig Deine Brigitte.“

Drei Stunden zu früh war sie mit den Vorbereitungen für seinen ersten Besuch fertig geworden. Der Teetisch sah festlich aus wie ein Hochalter. Zwischen dem Weiß der Tassen wuchsen rote Rosen. Servietten spielten Pyramiden.

Und aus der Zuckerdose sahen, wie durch einen Türspalt, sechs Fünzigmarkscheine hervor... Vorfreude fuhr in ihr Karussell. Wie eine Vestine umschritt Brigitte den Tisch, sah hier noch eine Falte, die zurechtzulegen war und zog dort ein Lechsbrot über den Rand der Vorlegeplatte.

Daß auch sich das Kuchenmesser in seiner Lege verschoben und mußte wieder verführerisch

unter die erste Apfelschnitte gelegt werden. „Der wird sich freuen...!“ jubelte sie vor sich hin und trommelte mit den Fingern den Einzug der Gladiatoren auf die Fensterscheibe.

Vorwegnehmend ließ sie den Geliebten Im Geiste immer wieder durch die Türe kommen. „Das Examen macht mich noch verrückt. Ich holt sie ihn sagen.“

„Jetzt ruh' dich aus...!“ lacht sie und nimmt sein Gesicht wie ein Gefäß in ihre Hände. Aus seinem Mundwinkel fließt das Bachlein Schmelze. Und seine Augen werden zu Waldseer. Fernkraut Im Haar und Lanengestrüpp ist sein Haar... Dann löste sie ihn wieder zu Nebel auf. Immer wieder ließ sie ihn zergehen, damit er wieder kommen konnte... Plötzlich läutete die Klingel Sturm. Einen Augenblick lang wußte Brigitte nicht, ob sie dieses Läuten in ihr Spiel hineingedacht hatte oder ob es aus Wirklichkeit gemacht war. Gewohnheitsmäßig sah sie auf ihre Armbanduhr, die längst schon beim Händler war.

„Der kann's nicht mehr erwarten...!“ War mehr Gefühl als Gedanke. Und schon rüß sie die Türe wie eine Preisnestschachtel auf. Draußen stand eine Dame. Brigittes Erwartungen schnellen automatisch wie zu weit gespannte Gummibänder zurück... „Sie sind Fräulein Brigitte...? Ich muß Sie dringend sprechen.“ Schon stand die Fremde mitten Im Zimmer. Sie hatte rote Augenlider. Brigitte dachte „wie Keninchen“.

„Sie kennen Herrn Arthur? — Erlauben Sie, daß ich mich setze...?“

„Und Sie kennen ihn auch...?“
 „Darf ich mir von Ihnen eine Zigarette nehmen? — Ich bin ohnmächtig vor Erregung. Seit gestern habe ich nichts gegessen... Erlauben Sie, daß ich ein Bröckchen...?“

„Aber, bitte, so sagen Sie doch —!“ hauchte Brigitte.

„...Ich fand bei seinen Briefen Ihre Adresse. In seiner Schreibstischschublade unter einem Pack von Briefen war —“

„Aber erlauben Sie, wie kommen Sie —?“ zitterte Brigitte.

„Wenn Sie schon fragen — Ich bin seine Braut...! Und er kann leider nicht kommen, denn er wurde gestern verhaftet.“

„Sie lügen...! Spielen Sie mir keine Komödie vor...! Er steht mitten Im Examen, und in diesem Jahr noch werden wir heiraten...!“

„Das hat er mir auch versprochen...! Darf ich mir eine Tasse Tee einschenken...! Ich verdurstet! Sie, und ich, wir sind nicht die einzigen. Heute früh fand die Polizei bei der Hausdurchsuchung noch sechs bräutliche Spuren... Und meinen letzten Planig hat er mir —“

„Ich glaube Ihnen kein Wort. Diese Augen, dieser Mund, sein Gesicht...! Nein, nichts konnte an ihm lügen...!“ schrie Brigitte auf.

„...Ich sind Leidensgefährten...!“ sprach die Dame und sah dabei auf die Zuckerdose. „Ich bin in arger Not...! Können Sie mir mit einem kleinen Darlehen verhelfen —?“

„Das Geld ist für Arthur, Er —“
 „Nach der Untersuchung erhalten Sie es bestimmt wieder von mir zurück.“

„Nehmen Sie...!“ murmelte Brigitte ohne Bewußtsein.

„Danke...! Und wir werden uns ja wiedersehen.“ Brigitte hörte die Türe noch ins Schloß fallen und die Tritte der Fremden Im Treppenhaus verhallen. Dann fielen violette Schleier. Schallchote Kreise tanzten auf der Zimmerdecke. Nebel stiegen vom Boden auf und die Wände rückten aufeinander zu —

Acht Wochen vergingen. „Ich mache die Zeugnissen darauf aufmerksam, daß Sie die reine Wahrheit zu sagen haben, nichts verschweigen —“ erörnte die Stimme des Richters durch den Verhandlungsraum.

Sechzehn Mädchen und Frauen saßen an der Zeugenbank. Brigitte sah nur auf den Rücken

Arthur. Er trug den dunkelblauen Anzug vom Café Corso. Seine linke Schulter liefte noch das feise Zucken, das sie zum erstenmal sah, als er sprach: „... das Leben ist nicht leicht.“
 „... dreihundertvierundzwanzig Zuschriften erhielt der Angeklagte auf sein Inserat „Herzenswunsch“. Dreihundertvierundzwanzig Mädchen wollten seine Braut werden. Sechzehn wählte er fürs erste aus. „Mein sonniges Wesen möge für meine Wünsche sprechen!“ Der Angeklagte wurde den Frauen zum Messengrab. Seine Worte waren Belle Donna für süchtige Seelen und Digitalis für heiratungslustige Herzen. Auf die Liebe schlug er und das Geld meinte er!“ erlörnte die Stimme des Staatsanwaltes.
 „... Waldsees waren seine Augen und sein Mund —“ durchzuckten ferne Bilder Brigittes Seele.
 „... die Arbeit konnte er nur vom Wegschauen. Er lebte von Frauen und Liebe. Die Opfer mach-

ten es ihm nicht schwer. Seine Bräute glichen jenen Karpen, die lustig im Fischbehälter herum-schwimmen und gleichzeitig schon auf der Spal-senkarie stehen...
 Ich beantrage gegen diesen gefährlichen Heirats-schwindler, der schon vielfach vorbestraft ist, eine Zuchthausstrafe von — —“
 „Fräulein Brigitte, Sie haben Glück... Ich spüre heute meinen goldenen Hausgeist...“ schwang das Pendel.
 „... eine Zuchthausstrafe von fünf Jahren. Weiterhin stelle ich — —“
 „... der liebt sie heiß und stürmisch...!“ sprach dazwischen Frau Morasch von weither.
 „... stelle ich den Antrag wegen der ehrlosen Gesinnung die bürgerlichen Ehrenrechte — —“
 „... Seine Absichten sind lauter und rein...!“ fluteten die Odstrahlen.
 „... die Ehrenrechte auf fünf Jahre abzuerkennen und — —“

Der Teetisch schob sich schnell zwischen das Ge-richt und Brigitte. Sie hörte noch deutlich die Worte: „... den überheiratungslustigen Mädchen möge auch dieser Fall wiederum zeigen, daß wahllose Liebe und lockeres Geld — —“
 Dann wuchsen die roten Rosen aus dem Weiß der Tassen. Wie eine Vestalin umschlitt sie den Tisch, schob das Kuchenmesser wieder unter die Apfelschnitte und zog das Lechbrötchen über den Rand der Vorleplatte. Nur das Geld ließ sie nicht mehr aus der Zuckerdoose herausstehen. Durch einen jähren Ruck war es vom Tische weg-gerollt.
 Und sie sah auch nicht, wie Arthur in die Zelle eingeht wurde.
 Der kleine Teetisch wurde wieder zum Hoch-altar. Brockenweise versank vor ihm alles Graue Und jetzt erst fuhrte Brigitte, daß sie wahrhaftig und echt das Grüne noch grüner und das Rote noch roter erleben könnte. „I

GUSTAV LOHSE BERLIN

Fabrik feiner Parfümerien



Ein leerer Cremetopf gehört nicht in den Müll,



sondern, mit dem Deckel zurück zu Ihrem Händler, welcher es in die neue Füllung versetzt. Dadurch werden wert-volle Rohstoffe und Arbeitskräfte gespart.

Ellocar

Terokal
klebt
ideal



Eine Wohltat
für Ihre Füße ist die ston-dige Pflege mit
"Eidechse-Fußpulver"
Diese verhilft und be-seigt Fußschweiß, Brennen, Wund-, und Blasenläu-fen und wirkt lindend bei Ent-zündungen und Frostbräu-den.
CARL HAMEL & CO.
FRANKFURT/M 9

Eidechse-Fußpflege

Soll das Farbband
länger halten
so muß vor allem die Schwärze-schur in Ordnung sein. Achten Sie darauf, daß die wichtigen Teilabschnittumkehrung Band transport, Walzen usw.) stets ein-wandfrei arbeiten. Die Schwärze-darm nach längerer mit dem farb-konzentrierten und dadurch be-sonders angedehnten Farbband
Gefä
EDELKLASSE
BEHA-WERKE-PAKNOVE

"Nährbier"
20, 25, 30, 50 und 115 Liter
In die feil mehr als 20 Jahren
eingetragene Markenbezeichnung
Für das von
Gaderbräu
München
unter Bezeichnung
(BOD. 27.56980) fertigte
alkoholarme, bismische
Münchener Mälzergut
Man wisse
Ausschmitten
zurück

Vertrauen gilt
wo dieses Bild!



NEDA-WERK
Eduard Palm
München

Briefmarken-Händlung
Walter Behrens
Braunkhewig
Wachsthe Kaufmann
Ankauf von Sammlungen

Merz
UND DAS SIEBENECK



SIND WELTMARKEN FÜR
Arzneimittel
hinter denen eine mehr als
30-jährige wissenschaftliche und
praktische Erfahrung steht.

MERZ & CO. CHEM. FABR.
FRANKFURT A. M.



KRONEN-
KRAUTATEN-FABRIK
Fritz M. Tubke
BERLIN C



Kessler ist heute
sollen zu haben.
Trink ihn drum selten
und mit Verstand,
Trink ihn zur Stärkung
in kleinen Gaben;
Kranke soll er
vor allem erluben.
Edler Schaumwein
aus schwäbischem Land!

G.L. Kessler & Co.
Älteste deutsche Sektellerei
Esslingen am Neckar

Warum
mehr nehmen?

Mit der im Rezept beigegebenen
Menge Badpulver, "Badin" gelingen
Ihren auch bei den heftigsten Entaten
mohlnehmende und wahrhafte Ge-räde. Halten Sie sich stets genau an
die „Zeitgemäßen Rezepte“ mit



Dr. Jekker
Backpulver, "Badin"

Reichert's
Original
ROSE-PON-ROD

gibt gesundes, frisches Aussehen
Parfüm...
Reichert's Sonnenbraun
verleiht sonnengedunkelte Hautfarbe
Flasche RM 1... Creme RM 2 25
Durch die Färbung...
Bei Verwendung der Flasche...
W. REICHERT, BERLIN N 113 32

F. Wolff & Sohn Karlsruhe
KARLSRUHE



Die Freude am Füllhalten

ist bei ungelohnt, wenn er manchmal einen Dienst ver-
weigt. Füllen Sie ihn deshalb ständig mit der leicht-
fließenden, feinsten Tinte.

UHU
Füllhalter-Tinte

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nuckel)



Urias saß belgred an der Donau und angelte. Er hätte gern einen Fisch gegessen. Er hätte auch gern ein Mädchen geküßt. Beides ist beim Angeln möglich. Aber kein Mädchen kam gegangen und kein Fisch geschwommen.

Nur eine Nixe, bildschön, tauchte aus der Flut. Urias lief ein Plätzchen auf der Zunge zusammen. Dann riß er schnell ein Blatt Papier aus der Tasche und heftete es der Nixe an den Schwanz. Darauf stand geschrieben: „Liebe Gottin Danubial Schicke entweder einen ganzen Fisch oder ein ganzes Mädchen herauf! Mit halben nackten Tatsachen ist mir nicht gedient!“ J. H. R.

*

Fräulein Agathe von Tottensjerna war das Muster einer bösen Erbin. Mit der Aussicht auf ihre recht ansehnliche Erbschaft hatte diese alte Jungfer seit Jahrzehnten die ganze Familie tyrannisiert und in der „Furcht des Herrn“ gehalten. Schließlich tat sie der Familie den Gefallen und starb, — und zwar ebenso sonderlich wie sie gelebt hatte, näm-

lich genau einen Tag vor ihrem ehtzigsten Geburtstag. Voll froher Hoffnung ging die Familie zur Testamentseröffnung, aber es wurde eine arme Enttäuschung. Tante Agathe hatte die ganze Familie entlobt und ihr gesamtes Vermögen einem Stift für ehrsame alte Fräuleins vermacht. Die ganze Familie schäumte vor Wut, am meisten aber der Nefte Adolar, weil er das Geld am nötigsten brauchte und es eigentlich schon einkalkuliert hatte. — Am nächsten Tag las Adolar Tante Agathes Todesanzeige in „Stockholms Tidningen“. Sie hatte folgenden Wustlaut: „In der vorigen Woche verstarb Fräulein Agathe von Tottensjerna nach einem — bis auf einen Tag — tugendsam ehtzigjährigen Leben.“ „Na“, sagte Adolar nach einigem Nachsinnen großzügig, „den einen Tag will ich ihr trotzdem gönnen.“



Das Wimmern hinter der Tapetentür ...

Meisterdetektiv Styx blätterte vor seinem Schreibtisch in einem frischen Aktenstück. Es waren neue Fälle, alle auf ähnlicher Linie. Hatte hier der gleiche Unhold seine Finger im Spiel? Droufen heulte der Schneesturm. Das Telefon schnarrte. „Hier Styx, Bitte recht kurz. Wimmern hinter der Tapetentür? Es spukt? Aber, aber! In zehn Minuten bin ich bei Ihnen!“

Die ältere Ehepaar führte Styx in einen eisernen Wohnraum. Die Frau zitterte wie Espenlaub, der Mann schlatterte. Er berichtete. Seine Stimme schien aus einer mit Angstkomplexen gefüllten Kiste zu kommen. „Fürdhor! Wir sitzen hier... Plötzlich raschelt, wimmert es hinter der Tapetentür. Grabeskälte

zieht heron. Ohne Mäntel erstorben wir zu Eszopfen.“

„Warum heizen Sie nicht?“ fragte Styx. „Vierzig Kohlen stecke ich in den Ofen“, jammerte die Frau.

Da... Ein Wimmern hinter der Tapetentür! Das Gesicht des Detektivs strahlte sich. Er schlich zur Tapetentür, suchte mit der Lupe ob, wendete sich dem Fenster zu, untersuchte die übrigen Türen. Dann ein Lächeln des Erkennens.

„Hm“, machte er, „dachte mir“. Derselbe Verbrecher! Sehen Sie her! Überall an den Türen klopfende Fugen! Weiße Bohlen könnte man hindurch kommen. Auch den Fenster schließt nicht. Der kalte Wind pfeift herein und spielt auf dem schlechtverklebten Loh in der

Tapetentür Mundharmonika. Machen Sie das Fenster dicht, legen Sie Füllstreifen in die Türspalten, dann wimmert's nicht mehr.“

... zählung. Herr Styx,“ meinte der Ehemann, „sagen Sie nicht Verbrecher?“

„Jawohl“, antwortete Styx konzentriert, „Kohlenkugel heißt er. Sie pulvern hier vierzig Briketts in den Ofen und holen sich trotzdem Eszopfen. Machen Sie die Schotten dicht, und Sie werden mit der Hälfte oder noch weniger ein moggiges Zimmer haben. Wo Kohlo, Gas und Strom vergeudet werden, ist Kohlenkugel am Werk. Wenn Sie diesen gefährlichen Burschen nicht umgehend an die frische Luft setzen, wimmern Sie bald vor Ihrem leeren Kohlenkeller mit der Tapetentür um die Wette. Wallen Sie das?“

Aok
Seesand-Mandellklee
reizlos mild, massiert und pflegt die Haut
Aber auch in trockener Jahreszeit!

Tiefgefühl voll genügt!

BIOLAVAN
ist der potenteste Wortschutz

das eingetragene Kosmetikzeichen für die biologische Körperpflege
Dr. Behre & Co. Bremen 11,
was wir stets zu beherzigten bitten

Wie der Jagd.

Sorgsam beobachten, genau einstellen und im rechten Moment knippen. So erhalten wir wirklich schöne Fotos und sparen den guten

Schicken Sie den Simpleximus, wenn Sie ihn gelesen haben an die Front!

Achtung! Ein Griff und er ist wahrhaft!

„Gesund an Leib und Seele sein, das ist der Quell des Lebens!“

BAYER
ARZNEIMITTEL

60 Jahre
EXPRESSWERKE
Deut. 1982

EXPRESSWERKE AKT.-GES. NEUMARKT OPF. & NÜRNBERG

Briefmarken-
verlangt kostenlos die „HANSAPOST“ als Unverbindliche Probe und Werke zu haben.
Max Herbat-Markmann, München 65, 513
A nkauf von Sammlungen

Die Versorgung

mit Dosenbitten ist nach wie vor gesichert. Danken Sie bitte daran, daß nur vorübergehende Schwankungen daran schuld sein können, wenn Sie trotzdem einmal Comela nicht überall erhalten

Reden lernen

... können ein größeren Kreislauf 15 Unterrichtsstunden (kurzform) 1 Preis 10,- und 10,- Unterrichtsstunden 10,- 10,- 10,-

10,- 10,- 10,- 10,- 10,- 10,- 10,- 10,- 10,- 10,-

Wimpernbalsam Eleskori
(Reichhaltig entölt, Wa. Nr. 545 988)

das bekannte Wimpernbalsam ist ein starker Wimpernbalsam, der die Wimpern gesund und schön erhält. Er ist reichhaltig entölt und enthält die besten Wimpernbalsamstoffe. Er ist reichhaltig entölt und enthält die besten Wimpernbalsamstoffe. Er ist reichhaltig entölt und enthält die besten Wimpernbalsamstoffe.

Eleskori Kosmetik
LABORATORIUM LEO SCHREUFEN
Köln-Lindenthal Nr. 16

Jiu-Jitsu

Diese unsichtbare Waffe zur sicheren Selbstverteidigung schützt Sie vor Gefahr. Ein richtiger Griff, und der stärkste Gegner ist wehrlos! Lernen Sie Jiu-Jitsu zu Hause, das best. Jiu-Jitsu-Meister Fritz Rahl unterrichtet auch Sie gratis! (Sie erhalten auch die Karte, die Sie in Marken (die Ihnen auf der Karte angegeben werden) erhalten Sie den illustrierten Prospekt von H. Zickert, München 28, Postf. 178

NESTLE

Eukutol
Hautpflege

Benutzen Sie heute das Eukutol nur bei Sonnenhitze, wenn Sie sich nicht der heißen Sonne aussetzen. Benutzen Sie Eukutol nur bei Sonnenhitze, wenn Sie sich nicht der heißen Sonne aussetzen. Benutzen Sie Eukutol nur bei Sonnenhitze, wenn Sie sich nicht der heißen Sonne aussetzen.

Ponsa
die Königin der Toilette

Bunte Farben. SOFTEN

Sieht schön aus und spendet aufzuheben. Das ist Ponsa-Milch. Sieht schön aus und spendet aufzuheben. Das ist Ponsa-Milch. Sieht schön aus und spendet aufzuheben. Das ist Ponsa-Milch.

Besuch in den Totenkammern von Palermo

Von Fritz Sängers

Natürlich mußte ich das gesehen haben, ein bißchen Grauen verfrägt jedermann, und wer weiß, für was es gut ist, wenn einmal ein Gletscherstrom den Rücken rauf und runter fuchtelte! Also ich ging hin.

Man fährt vor die Stadt, richtig, Palermo heißt sie, ist die Hauptstadt von Sizilien, groß, breit und schön; und, da kommt nicht etwa der Milchmann an die Türen der Häuser, o nein, man ist praktisch, die Ziegen und die Kühe selber kommen, werden vor deinen Augen gemolken, und der Köchin bekommst die frische, garantierte reine und echte Milch gleich in dein Gefäß, das du mitgebracht. Also diese Stadt war es, und ich fuhr hinaus vor die Stadt, da ist ein Klostergarten, der zugleich Friedhof war, die Blumen wachsen da wie, denn es ist da ewig warm und heiterer Himmel, wenn die gegossen werden, stehen sie sehr schön, aber des wolle ich nicht erzählen, ich sah sie nur noch einmal an, dachte: die Erinnerung nimmt du mit hinunter.

Dann ging ich zu den Töten.
Da, wo man die eine Tür nach den Lebenden schloß, saß ein dicker Mönch, ein überdickter unappetitlicher Kerl. Nun ja, er hatte sicher nicht die Aufgabe, appetitlich zu sein, nur den Eintritt zu kassieren, und das macht er unfreundlich und mit unzufriedenem Gesicht, wie sein Vater. Dabel gab ich ihm gleich noch irgendeine Kupfermünze als Trinkgeld. Der Vater, der ein struppiges, übergroßes, unsehrbares Viehzeug war, knurte, und ich meinte, daß der Mönch grunzte. Vielleicht ist das Boshafte von mir, jedenfalls, ich war in unlieblicher Stimmung, als ich zu den Töten kam. Die Inhorsteln köhnten sich gar nicht daran. Einige sahen an sich recht freundlich aus; doch, das muß man sagen, so stand da gleich am Anfang einer auf einem Postament, grüß Gott Herr Direktor, dachte ich, sagte aber nichts zu ihm, er schwieg auch, er wird auch so an hundert, zweihundert Jahre dastehen, war allerdings sauber, schwarz angezogen, ohne Bügelfalten, aber sonst durchaus selbständig; hatte ein Gesicht, das sympathisch gesimst war, so daß einem die roten Backeln etwas aufleuchten, und sah gerade so in die Welt.

Ja doch, das muß ich auch noch sagen, das kommt davon: wir sind da im Lande des Schwefels, der ganze Boden ist offenbar von Schwefeldunst durchdrängt, und das bringt mit sich, daß Leichen nicht verwesen und nicht zerfallen, sondern gerade so bleiben, wie sie sind, man hatte noch künstlich nachgeholfen. Aber nicht verwesen mit ägyptischen Mumien, nichts dergleichen, so wie

im Leben stehen sie da, und man möchte fast sagen, bitte, kommen Sie doch einmal herunter von ihrem Postament. Aber sie kämen bestimmt nicht, am Tag auf keinen Fall.

Nicht weit von ihm sitzt die Gemusefrau. Ich taufte sie so, weil sie einfach mich sofort an eine Gemusefrau auf dem Basler Wochenmarkt erinnerte. Sie war einfacher gekleidet, aber auch wieder nett in ihrer Art. Sie hatte in der einen Hand Blumen, die andere war leer. Dicht daneben lag in einem schönen Glashrein ein nettes, liebes Kind. Es hatte rote Lippen und blaue Augen und sah durch den Glasdeckel seines reichgeschmückten Kästchens, daß man meinte, man müßte es hinausnehmen.

Was soll ich sagen, so sind sie da, ein, zwei, drei oder vier Dutzend, ich weiß es nicht mehr, durchaus nette Menschen, und gar nicht gräßlich anzusehen, wie der Mönch und der Vater. Die Töten hatten auf einmal etwas sehr Sinniges und sehr Interessantes für mich. Sie sitzen oder stehen, immer aber so, daß man wohl meinen könnte, sie leben noch, sie sind in einem großen Gefährhaus und auf einmal, bums, steif geworden. Sie sitzen und stehen, liegen und kauern, einem jeden ist es freigestellt, sich unterzubringen, wie es seinem Charakter am besten entspricht. Im Durchschnitt sind sie mehr als hundert Jahre alt, aber man hat noch in den achtziger Jahren reiche und gut gekannte Leute aus Palermo da hineingebracht. Heute geht das nicht mehr.

Es kamen andere, die da sehen wollten, solche, die wirklich entsetzt waren, die gingen wieder, solche, die es mit leiseren Schaudern sahen und doch von Fall zu Fall gehen mußten. Es kamen einmal etwa zwölf oder mehr, sie sprachen leiser, und ich verberg mich hinter einem großen Holzaufbau, in dem eine ganze Familie am Tisch saß. Unter Glas und wohl frisiert und gut angezogen. Dahinter war ich sicher, nicht gesehen zu werden, und auf einmal kam mir die wunderliche Idee: — ich bleibe mal bei denen.

Ich blieb wirklich. Es war Nacht geworden, ich sah gar nichts mehr; ich fürchtete gar nichts, und ich hörte, hier mußte man irgendwie hinter ein Geheimnis kommen, das man sonst nicht zu lösen imstande wäre.

Es wurde später und später, nur selten drangen noch von draußen Laute herein, es war spät in der Nacht oder ganz früh am Morgen, das weiß ich nicht; ich hatte keine Taschenlampe bei mir. Den Revolver ja, selbstverständlich, braucht man Töten gegenüber nie.

Ich mußte eingeschlafen sein, denn ich wachte

auf und sah und hörte. O Gott! Das war jetzt wieder mehr als ich eben noch so mit Ruhe und Sachlichkeit hinnehmen konnte. Der Herr Direktor stand neben der Gemusefrau, die sich ihrerseits um das Kind bemühte, er sah ihr zu. Sie griff durch den Deckel als wenn er nicht da wäre, und nahm das Kleine hinaus, das selbstens richtete sich auf und lächelte. Ach so, wie war denn das. Es brannte kein Licht, nein, die alle leuchteten selber, mild und angenehm, sie waren selber zu Licht geworden. Das Kind in frischem jungem Lebensinn und Atem, die Frau etwas härter, der Mann delikater, der Pferdehalter daneben und der Magistrat ein wenig mehr links, so im sizilianischen Alltagsheilein.

Meikwürdig, wenn denn alles so ganz anders ist als wir's gewohnt, denn fällt das Einzelne gar nicht mehr auf, es muß nur eben alles zusammenpassen, und das tat es nun wirklich. Ich wandte mich zum Holzkabinett, in dem die Familie am Tisch saß, sie saßen und sprachen miteinander, als wenn sie die Eindrücke des Tages durchgehen würden.

Ich hörte es auch, es war ein halbautes, sehr gewähltes Sprechen, wie es vornehme Leute tun, wenn sie zeigen wollen, daß sie es sind.

Ich verstand nichts, es war vielleicht im sizilianischen Dialekt, den verstand ich nicht, das hatte ich bereits draußen auf der Straße festgestellt können.

Ich war sicher in dieser Gesellschaft nicht standesgemäß, ich trug die Kleider eines Wanderburschen, und schämte mich fast deswegen, was ich sonst nie so empfinden hatte, man hatte mich sicher gesehen, aber man ignorierte mich einfach. Nun ich wollte auch nicht, daß man sich um mich kümmerte, hätte vielleicht gern den und jenen etwas gefragt, aber irgend etwas Scheues hielt mich auch davon ab.

Sie kamen jetzt auch aus anderen Räumen, die sonst verschlossen gewesen, auch solche in anderen Tracht, und es blieb alles sonst gleich, immer dieser etwas steife vornehme Ton, immer dieses absolute Nichtachten mir gegenüber. Als mich einer fast entließ, sagte ich, ich wollte jetzt einfach auch einmal beachtet sein, ich sagte deutlich und klar:

„Sie entschuldigen bitte!“

Mit einem Schlage war es finster, ich stand wie hingehauen. Das war nun doch ein klein wenig mehr als ich eben so noch mit der nötigen Sachbetrachtung ausgleichen konnte. Ich tastete mich an die Wand zurück, und ich wollte da — da irgendwo — jawohl, das hatte ich mir gemerkt, auf alle Fälle, da irgendwo — richtig, war der elektrische Schalter.

Na, wartet, jetzt bin ich an der Reihe, wir können zwar nicht selber Licht spenden, aber hell ist mir trotzdem, ich rede mir Mut zu, ich drehte an. Hell war's mit einem Male.

Donnerknie, der Herr Direktor stand wieder auf seinem Postament, die Marktfrau saß auf dem Stuhl und das Kind lag im vergoldeten Schrein mit dem Glasdeckel.

„Jetzt ist's ja wieder in Ordnung“, sagte ich so vor mich hin.

„In Ordnung“, antwortete eine schwere, dumpfe Stimme, und das, jawohl, das war mir jetzt wirklich ungemütlich.

Ich suchte und fand den Ausgang. Na ja, vielleicht geht ich wieder zu den Töten, wenn ich das nächste Mal nach Palermo komme. Übrigens: als ich so durch die stille Nacht dahinschritt, auf das Meer hinaus und über das Erlebte nachdachte, wunderte ich mich eigentlich über das Geschehene gar nicht: Man muß sich das vorstellen: wenn man so an zweihundert Jahre sich gegenübersteht, sitzt und liegt, will man doch auch einmal miteinander sprechen — — —

Das kleine Welttheater

Das kleine Welttheater —
Wem war es nicht bekannt?
Denn unser aller Vater
Das ist der Intendant.

Wir selber sind die Spieler
Auf diesem Erdenrund,
Der Wirkungsstätte vieler
Und wahrlich kunterbunt.

Jedweden ist die Rolle
Von vornherein bestimmt
Und, ob er sie nicht wollte —
Er lernt und übernimmt.

Für Könige und Helden
Ist meist der Platz besetzt.
Man braucht sie auch zu selten,
Sie sind zu hochgeschätzt.

Auch Schönheit findet immer
Noch gerne ihren Mann.
Wär ich ein Frauenzimmer,
Ich hielte mich daran.

Doch weil ich nur ein Träumer
Und armer Narr von Fach,
Drum spiel ich einen Reimer
Und den am Ende schwach. JOSEF MARX

Die Entschuldigung

(K. Heiligenstaedl)



„... mit dem Horst? Ich denke, der hängt dir zum Hals raus?“
„Ja, aber das merke ich immer erst am nächsten Tag!“

La scusa: „... con Horst! ... Penso che tu ne abbia già abbastanza di lui?, — “Eh sì, ma me n'accorgo sempre solo il giorno dopo!..



„Ja, ja, ich habe auch schon manchen Männern die Knöpfe anjehnt, aber sie sind alle bald wieder ausierissen und die Männer ooch!“

"Si sì, anch'io ho cucito dei bottoni a parecchi uomini; ma tutti si sono staccati presto... e così pure anche gli uomini!»,

Ohrenstechen

Von Ralph Urban

Als Herr Diehl am Montag morgen erwachte, störte ihn halb unbewußt ein peinliches Gefühl. Er führte den Zeigefinger an den Eingang zum Ohr, bohrte ein wenig und schrie: „Aul“ Drinnen stach es fürchterlich.

„Was hast du denn?“ rief seine Ehefrau aus der Küche, aber es klang nicht übermäßig besorgt.

„Ohrenstechen!“ lautete die düstere Antwort.
„Hoffentlich wird es keine Mittelohrentzündung.“

„Sterben wirst du daran“, kam es respektlos zurück, denn Frau Erna hielt alle Männer für Hypochonder.

Herr Diehl steckte sich vorsichtig Watte ins Ohr und verzehrte sein Frühstück mit leidendem Zug. Mit schiefgeneigtem Kopf verließ er die Wohnung.

„Steifes Genick?“ erkundigte sich am Gang die Nachbarin, die gerade vom Einholen kam.

„Ohrenstechen!“ entgegnete Herr Diehl und blieb gegen seine Gewohnheit stehen, gerührt durch die Anteilnahme.

„Das hat mein Schwager neulich auch gehabt“, erklärte die Frau. „Tegeleng ist er damit herumgelaufen als halber Mensch, bis er meinen Rat befolgte und sich gekochte Lorbeerblätter auflegte. Ein paar Stunden später war es weg.“

Herr Diehl bedankte sich für den Rat und versprach auch, ihn anzuwenden. Auf dem Weg zur Arbeit kaufte er sich Zigaretten. Er klagte der Verkäuferin sein Leid.

„Da gibt es nur ein Mittel, das sicher hilft“, meinte das Fräulein. „Kaufen Sie sich ein Stück Kampfer und reiben Sie die Umgebung des Ohres

fest damit ein. Sie werden sehen, wie das hilft." Herr Diehl versprach es und begab sich ins Ge-

schäft. Ein Kollege merkte gleich, daß es mit ihm heute nicht richtig wäre.

„Einen heißen Umschlag“, riet der Kollege, „aber so heiß muß er sein, wie Sie es nur vertragen“

können." Eben kam der Chef vorbei und hörte die letzten Worte.

„Ohrenstechen?“ meinte er. „Da gibt es nur ein sicheres Mittel, mein lieber Herr Diehl: machen Sie sich am Abend einen Grog, und zwar ganz steif. Wenig Wasser, viel Rum. Und Sie werden sehen, morgen sind Sie gesund wie ein Fisch.“ „Danke, danke“, flüsterte Herr Diehl mit den Tränen der Rührung kämpfend, denn er empfand selbst tiefes Mitleid mit sich.

„Wenn Sie mir folgen“, sagte später der Buchhalter, „dann trinken Sie heiße Milch, nehmen dazu zwei Pulver, decken sich fest zu und schwitzen sich gründlich aus.“

Am Heimweg vom Geschäft kaufte Herr Diehl ein. Im Haustflur traf er mit der Portiersfrau zusammen.

„Mein lieber Herr Diehl“, meinte sie, „die Schmerzen im Ohr sind meist Anzeichen schwerer Er-

krankungen. Träufeln Sie sich warmes Öl ein und legen Sie sich mit einem Wickel ins Bett."

In der Wohnung angelangt, beschäftigte Herr Diehl nach heftigem Wortwechsel mit seiner ver-

ständnislosen Frau diese zwei Stunden lang. Nach einer Einreibung mit Kampfer bekam er gekochte



Lorbeerblätter aufgelegt, trank heiße Milch und nahm zwei Schwitzpulver. Als ihm das Öl ins Ohr geträufelt wurde, brüllte er, denn es war etwas zu warm geraten. Rauchende Umschläge folgten der Lorbeerkur, hierauf erhielt er den ganzen Wickel und einen steifen Grog, der ihn in sanfte Traumkoscose versetzte. Um Mitternacht erwachte er schweißgebadet, aber die Schmerzen waren jetzt wirklich erg geworden. Den Rest der Nacht verbrachte er schlaflos, doch als Pflichtmensch ging er am Morgen trotzdem ins Geschäft. Auf der Treppe begegnete er dem Briefträger, dem er resch ebenfalls seine Krankheitsgeschichte erzählte. „Ich bin verzweifelt!“, sagte er, „die ganzen er-

proben Mittel, die ich versuchte, haben nichts geholfen.“ „Waren Sie schon beim Arzt?“ fragte der Postbote. „Beim Arzt?“ meinte Herr Diehl verblüfft. „Das hat mir noch niemand geraten.“ Und nachdem er im Geschäft noch ein Dutzend andere gute Ratschläge erhalten hatte, nahm er sich nachmittags dennoch eine Stunde frei und ging zum Doktor. Dieser hörte sich die langen Ausführungen zerstreut an, band sich den Ohrenspiegel um, „suchte Herrn Diehl ins Innere der Gehörgänge und sagte: „Ah!“ Und dann entlockte er ihm mittels der Pinzette ein Stöhnen und dem Ohr ein Stück abgebrochenen Zehnstocher.

MEIN FREUND JOHANNES

Ich traf Johannes. „Sag mal“, so fragte ich ihn, „hast du eine Ahnung, was mit unserer Freundin Ingeborg los ist?“ „Was soll schon mit ihr los sein? Ich habe sie lange nicht mehr gesehen“, erklärte Johannes. „Aber du weißt doch sicher noch, wie lustig und vergnügt sie früher immer war. Und nun, seitdem sie den Schriftsteller Sch. geheiratet hat, macht sie einen so müden und gequälten Eindruck, als hätte sie das Lachen verloren.“ „Um Gotteswillen, er wird ihr doch nicht etwa seine heiteren Romane vorlesen?“ rief Johannes besorgt. J. Bieger

VORFRÜHLING

[Wilhelm Schulz]



Wenn jetzt es auch noch stürmt und schneit,
Der Frühling ist im Werden,
So schön wie in der Heimat zeigt
Er nirgends sich auf Erden.

Ach, könnt man von den Freuden all,
Die er da weiß zu spenden,
Den lieben Brüdern fern im Feld
Doch auch ein gut Teil senden:

Ein Vogelged, ein Blütenhauch,
Ein frohes Mädchenlachen.
Und was ein treu Soldatenherz
Noch sonst kömmt fröhlich machen!

WILHELM SCHULZ

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Europabissen

(Wilhelm Scholz)



„Zuschnappen darfst du erst, wenn ich's erlaube, aber natürlich mußt du Obacht geben, daß du mich dabei nicht erwischst!“

Il boccone d'Europa: “Abboccare devi solo quando io lo permetta; ma nello stesso tempo devi naturalmente badare di non addentare me!”



„Ich gebe zu, meine Damen, daß wahre Herzensbildung den Frauen gefällt,
aber nach meinen Erfahrungen muß sie mit sicherem Auftreten gepaart sein!“

“Anmetto pure, signora mia, che una vera educazione dal cuore piaccia alle donne; ma secondo le mie esperienze essa deve apparsi con un sicuro contegno..”

KAMPF GEGEN GRIPPE

Eines Tages sagt man: „Ich weiß nicht recht, aber mir ist so komisch!“ Eigentlich ist einem gar nicht komisch, sondern sehr unbehaglich, aber man will das Kind nicht beim rechten Namen nennen. Wenn Sie sagen, daß Ihnen irgendwie komisch ist, wird irgendwo einer auftreten, der Ihnen wiederum sagt, daß Sie vermutlich Grippe bekommen werden.

Aber vorsichtig muß man doch sein. Doch wie ist man vorsichtig, „Trinken Sie eine halbe Flasche guten Kognak“, hatte man mir gesagt. Oder hatte es geheißt: „Trinken Sie eine gute halbe Flasche Kognak“? Ehe ich mir darüber noch ganz klar war, kam schon wieder einer und sagte: „Um Gottes willen keinen Alkohol, Kognak ist geradezu Gift für Sie!“ Das war mir immerhin neu, aber in Krankheitsfällen ist man vorsichtig. Da war schon wieder einer da, der riet: „Am besten sind ganze Packungen in nasse Leinwänder, darüber eine wasserdichte Zeltbahn und darüber wieder Wolle, viel Wolle. Sie werden sich wie neugeboren fühlen!“ Ich weiß nicht, ob es ein so schönes Gefühl ist, neugeboren zu sein, diejenigen, die ich in dieser Lage sah, machten mir eigentlich nicht den Eindruck. Außerdem habe ich keine Zeltbahn. So mußte ich auf dieses einfache Hausmittel verzichten. Aber schon treten andere Bekannte auf, die empfehlen mir Medikamente, eines immer besser als das andere. Sie

endeten auf „In“ oder „Ol“. Wahre Wunder sollten diese Mittel wirken, ganze Familien waren durch sie gesünder als je zuvor geworden. Ich schrieb mir alle auf, ein ganzes Notizbuch voll. Davon wurde mir schon bedeutend besser. Der Gesundungsprozeß wurde jäh unterbrochen durch gute Freunde, die riefen: „Sofort ins Bett, gleichmäßige Wärme ist das einzig Richtige!“ Schon stürmten andere herbei, die schrien: „Frische Luft, keimfreie Luft, nichts fürchten Bakterien so sehr wie gute Luft!“

Aus all dem kann ich entnehmen, daß die Bakterien, die sich mit Grippe beschäftigen, äußerst heikel sind. Sie hassen kalte Umschläge, sie verabscheuen gleichmäßige Wärme, reine Luft ist ihnen ein Grauel und Kognak ist ihr Tod. Ganz zu schweigen von den Gefahren, die ihnen von der Chemie her drohen. Ich bekam geradezu Mitleid mit diesen kleinen Lebewesen, die ganz auf sich selbst gestellt sind und nicht einmal in das Arbeitsgebiet des Flirschützvereins fallen. Schließlich sagte ich mir, daß ich mir selbst am nächsten sehe, und daß sich die Bakterien viel schneller vermehren als ich und Infolgedessen gar nicht so sehr zu bemitleiden sind. Ich trank also Kognak, nahm einige gleichmäßige Wärme und ein wenig frische Luft, fügte dazu etliche Medikamente auf „In“ und „Ol“, wickelte Zitronen in nasse Leinwänder und gab einige Tropfen Jod irgendwohin.

Jetzt fühle ich mich fast schon wie neugeboren.

Floitzick

Seelenwanderung

*In einen Hund verwandelt fühlt ich mich
und sah die Welt im Widerschein der Seele,
dierauh sich äuffernd durch den Gang der Kehle
am Boden schnupperte und aprang und schlich.*

*Wunderwunder der Mensch! Sehr seltsam stand
sein Sein und Tun der Erde zu Gesichte!
Ganz schauerlich stand er der Welt im Lichte
und doch — ich sprang und leckte ihm die Hand.*

*Da schlug er mich und schleuderte den Stein;
er schien ein Mächtiger teils nach Belieben,
doch andererseits vom Bösen selbst getrieben
und wiederum auch gütigvoll zu sein.*

*Da wich der Zauber, Sonne tat sich auf
und ich stand wieder in der richtigen Sphäre,
doch roefft ich nicht — wenn ich es wieder wäre,
ich nahm' als Hund nicht ungern meinen Lauf.*

Peter Scher



„Sie wollen mich verhaften? Erlauben Sie, ich bin vom Moskauer Nachrichtenbüro. Tass!“
 „O verzeihen Sie, mein Herr, das wußte ich nicht, bitte lassen Sie sich nicht stören!“

Ma allora è tutt' altra cosa: „Vol volete arrestarmi? Ma scusate, io sono dell' Ufficio-Notizie di Mosca. Tass, I.,
 „Ah, perdonate, signore; non lo sapevo! Fate pure, Vi prego, il Vostro comodo!..“

MEIN FREUND JOHANNES

Herr Schramm war nun einmal die Zielscheibe unserer Streiche. Es sei nicht verschwiegen, daß er durch sein ganzes Gebilde auch wirklich dazu herausforderte. Wenn er klug gewesen wäre, hätte er es uns nicht immer wieder gezeigt, wie sehr er sich ärgerte. Aber er war eben nicht klug. Wenn wir uns langweilten und etwas Abwechslung in unsern Abend bringen wollten, dann trafen wir uns vor seinem Haus. Und solange warfen wir kleine Steinchen gegen das Fenster, hinter dem er saß, bis er die Nerven verlor und

in irgendeiner sonderbaren Aufmachung aus der Tür stürzte und uns zu erwischen versuchte. Natürlich waren wir schneller als er, so daß ihm das nie gelang und er uns deshalb auch nichts beweisen konnte.

Als wir uns eines Abends wieder zu diesem Tun versammelt hatten, überkam Martin eine Anwendung von Mitleid.

„Er hat heute Geburtstag. Darauf sollten wir Rücksicht nehmen!“ meinte er.

„Gut. Unterlassen wir es heute, mit Steinen zu werfen. Nehmen wir Eicheln“, sagte Johannes.

J. B. eger

MÄRCHEN VON HEUTE

Ich holte mir beim Menger Stramm Streicheleberwurf: einhundert Gramm. Er fäbelte das Stückchen - Schwapp! - Und außerdem zwei Marken ab. Ich zahlte und ging froh nach Hause. Und roog die Wurft zur Vorlicht aus. Hurrieh, was tat da Meister Stramm? Es waren hundertfünfzig Gramm!

Da bin ich schnell gefsprungen Und hab' die fünfzig Gramm zurückgebrungen!

Wendelin Überwerth



„Die Punkte verfallen ja nicht, gnädige Frau, nächste Woche kommt sicher was in reiner Seide rein.
Wenn Sie so liebenswürdig sind, noch einmal nachzufragen, können wir das nicht verhindern!“

In ogni caso: „I punti non scadono mica, signora, la prossima settimana viene di certo un
pò di seta pura. Se avete la bontà di ripassare un' altra volta, noi non possiamo impedirlo!..“

DIE VERGESSENE MAPPE

VON EUGEN ROTH

Mit meinem Schwager, der ab und zu die bayrischen Kreise bereist, um im Auftrag der Regierung die Kirchen und Denkmäler zu besichtigen und zu pflegen, bin ich einmal, vor dem jetzigen Krieg, vierzehn Tage lang im Kraftwagen durch obere Franken gefahren. Ich bin auf diese Weise in manche abseitige Gegend gekommen, die ein Fremder sonst nicht besucht und habe schöne Dinge gesehen, vom kleinsten Bildstock und Kapellenkind, das verloren am Wegrand vor wogenden Kornfeldern oder an schlanken Buchenwäldern stand, bis zu den wehhaften Kirchenburgen und den reichen Klöstern, Wallfahrtsorten und Stadtkirchen.

Ich habe alles genau anschauen müssen, denn der Schwager machte es gar gründlich mit Begutachten und Nachfragen und wenn ich mich auch manchmal derweil in einem Aepfelgarten ins Gras legte oder beim nächsten Wirt ein Schoppenfränk, die meiste Zeit mußte ich doch dabei sein mit Rat und Tat und allerlei gelehrten Mühsalungen, denn ein blöcher ist versteht ich auch von der Kunst. Wir haben vom Fränkischen in die Oberpfalz herüber und hinüber gewechselt, die lutherischen Landstriche nie nichts drüben, die mal an einem Tag mit den katholischen vertauscht, so wie sie dort oben aneinanderstoßen seit dem unseligen dreißigjährigen Krieg und noch früher. Wir sind bei den kinderreichen Pastoren und den einsichtlichen Pfarrern zu Gast gewesen und haben hier wie dort umgängliche Herren und gewöhnliche Narren kennengelernt, haben in heilerem Frieden unsere Sache erledigt oder in hitzigem Streit gegen die Bretter gehämmert, die der oder jener vor'm Hirn hatte.

Es ist ganz hoher Sommer gewesen, so glühend und durr, wie er im grünen, wasserduftreichen Oberbayern, bei uns daheim, gar nicht sein kann, viel Sand und Staub ist auf den Wegen gelegen und wir sind, weiß Gott, auf den verwahrlosten Straßen gefahren, um in irgend ein elendes Nest zu kommen, wo denn oft, wie ein Wunder aus einer anderen Welt, die edelsten Bauten von einer verschollenen Zeit gerührt haben.

So sind wir auch einmal, auf sandigen und holprigen Spuren, über einen Heidehaufen gefahren, es ist schon Abend gewesen, voll zittiger Hitze noch, aber blau schon rauchend aus den Gründen und die Sonne ist riesengroß und dunkelrot in eine wellenschwere Dämmerung hintergeglitten. Es war bezaubernd schön, gewiß, aber es war auch eine elende Fahrerei und mein Schwager, am Steuer, hat mehr als einen Fluch durch die Zähne gestoßen über die verdammten Wege. Und auf einmal, war weiß, wie ihm der Gedanke plötzlich an die Oberfläche gerüttelt und geschüttelt worden ist bei dem wüsten Dahinkutschieren, auf einmal hat er ganz blaß und leise gesagt: „Meine Mappe!“ und hat den Wagen mit einem Ruck angehalten.

Richtig, die Mappe ist nicht mehr da gewesen, die schwarze Aktenmappe mit den wichtigen Papieren und wir haben auch gar nicht lang zu suchen brauchen, denn jetzt, wo es so spät war, ist es meinem Schwager ganz klar und schön eingeleuchtet, daß er sie draben in Heiligenstein hat liegen lassen, und daß sie dort noch liegen muß, auf der letzten Kirchenbank links, wenn, ja wenn sie nicht einer von den Wallfahrern erwischt hat, die beim Beten fleißig die Augen spazieren gehen lassen und eine so wunderbare Ledermappe gern als ein persönliches Gnadengeschänk von Sankt Antonius entgegennehmen.

Mühsam genug drehen wir unseren Wagen um und fahren in die Nacht hinein, den erbärmlichen Weg wieder zurück, mit tausend ängstlichen Vor-

stellungen im Kopf, wie gerade, vielleicht im letzten Augenblick, ehe wir ankommen, kräftige Hände die Mappe ergreifen und ausweisen, wie es, selbst im günstigsten Fall, hundert Scherereien und Rückfragen gibt, bis wir die Mappe wieder haben, das gute, das unersetzliche Stück.

Die Kirche auf dem Berg ist schwarz und still dargelegen, kein Diab ist verdächtig drum herumgeschlichen, die Tür ist offen gewesen, vor dem heiligen Antonius haben golden die Kerzen gebrannt und ein altes Mütterchen hat ganz eingesunken davor gekniet. Die Mappe aber ist friedlich in der letzten Bank links gelegen, wir haben sie aufsteigend an uns genommen und sind, jetzt schon bei völliger Finsternis, mit tastenden Lichtern zum drittenmal den Weg gefahren, der einmal schon Mühe genug gemacht hatte.

Auerbach haben wir dann ein leidliches Quartier gefunden und am andern Tag, als wir auf der großen Straße zügig dahinfuhren, ist die ganze aufregende Geschichte mit der vergessenen Aktenmappe zu einem kleinen, fast halteren Reiseabenteuer zusammengeschmupft.

Wir sind in eine größere Stadt gekommen, eine langweilige Stadt, und mein Schwager hat nur rasch einen Blick in die nüchterne evangelische Kirche tun wollen, ob eine befohlene Ausbesserungsarbeit an der Orgel auch sinngemäß gemacht worden ist.

Die Kirche ist offen gewesen, weil der Verwalter grad drin war, um irgend was in Ordnung zu bringen. Wir stellen also unsern Wagen in den Turmschatten und spazieren gemütlich hinein, als Leute, die ein Recht dazu haben, auch am Werktag in die Kirche zu gehen. Aber wir hatten nicht mit dem Machtgefühl des Küsters gerechnet, der, gelbbläulich und stechbühlig wie er war, hager und frostig uns in den Weg trat und uns böse fragte, was wir hier zu suchen hätten. Er war der unbesonnenen Meinung, des sah man ihm an: nichts, aber rein gar nichts!

Mein Schwager ist grad so gut aufgelegt, daß er den gälligen Burschen ein bißchen trätzen muß,

er zieht also nicht gleich seine Beglaubigungsschreiben aus der Tasche, sondern versucht es mit einer sportlichen Liebenswürdigkeit, aber der hohlwagige Schwarzbart versteht keinen Spaß, er geht in die Luft wie eine Kette von Knallfröschen und als wir ihm nun emlich, schwarz auf weiß, kommen, ist es fast zu spät, er mißtraut uns grundlich, für ein verdächtiges Gelichter hält er uns und behält uns im Auge, wie wir jetzt durch das Schiff wandeln, zur Orgel hinaufsteigen, um den Altar herumpirschen.

Die Sache selbst ist lediglich in Ordnung, wir haben auch keine Lust mehr, uns mit dem Grobsten in ein Gespräch einzulassen, das Nötigste kann von Munchen aus schriftlich gemacht werden — kurz, wir empfehlen uns in dem berühmten unbewachten Augenblick, ohne Abschied; aber die schwarze Mappe, die mein heillos vergeblicher Schwager wieder im Gestuhl hat liegen lassen, nehme ich mit, werfe sie, ohne daß er sieht, hinten auf den freien Sitz des Wagens und wir brausen los, in voller Fahrt diesmal, auf breiter, glatter Straße, in den glühenden Sommertagen hinein. Eine halbe Stunde vielleicht sind wir gefahren, da halte ichs nicht mehr aus, ich muß, wenn ich nicht plätzen soll, meinen ungeheuren Trümpf auspacken und ich frage, so beiläufig, wie mir's gelingt, den aufmerkamen Steuernden neben mir, ob er nicht am Ende wieder einmal seine Mappe liegen gelassen hätte. Mein Schwager, ohne weiter aufzukleben, sagt gleichmütig, indem er ein Baumstumpfwerk überholt, die Mappe habe er diesmal gar nicht mit in die Kirche genommen, die liegen hinten im Wagen, heute früh wenigstens, davor habe er sich überzeugt, wäre sie noch dort gelegen. Aha, denke ich, der hat was gemerkt und zahlt dir deinen schlechten Spaß heim. Aber unheimlich wird mir's doch und ich frage ihn noch einmal, dringlicher. Und er, schon etwas unwirsch, sagt, ich solle ihn doch mit der saumündigen Mappe in Ruhe lassen.

Jetzt ist das Erschrecken an mir und ich sage, wenn das wahr ist, dann habe ich, Himmelheerscheit, die Mappe von dem verdammten Schwarzbart mitgenommen!

Mein Schwager lacht häßlich, er fährt an den Straßenrand und zieht die Bremse. Natürlich, jetzt seh ich's auch, es ist nicht unsere Mappe, aber das Massenzeug sieht sich ja so ähnlich, wie ein El dem andern. Wir schauen in die fremde Mappe hinein, Geld ist darin, viel Geld und ein Rechnungsbogen über vereinnahmte Kirchensteuern, an die tausend Mark.

Wenn so ein Abenteuer einen Gesichtschreiber in die Hände fällt, der macht einen Roman draus mit vielen lustigen Verwicklungen und peinlichen Zwischenfällen. Auch ich hätte nicht übel Lust dazu. Aber ich will bei der Wahrheit bleiben — der Roman ist uns erspart geblieben. Wir sind auf der Stelle zurückgefahren, bei jedem Orsingegeben haben wir schon gedacht, jetzt steht ein Geldern da oder ein Leitwagen ist quer über die Straße gestellt, um die flüchtigen Banditen aufzuhalten. Aber es ist alles noch gut gegangen, wir haben den finsterbleichen Mann gerade noch in seinem ersten, ratlosen Schrecken abgefangen, wie er zur Polizei hat gehen wollen. Es ist bei Gott nicht leicht gewesen, ihm klar zu machen, daß es sich um ein Versehen gehandelt hat. Er ist aber dann hofflich ja, er hat sogar der Versuchung widerstanden, vor unsern Augen das Geld abzuhäupeln, ob auch nichts dran fiele. Aber für Hochstapler und 'ausgemachte Spitzbuben, die's dann doch mit der Angst gekriegt hätten, hält er uns sicher heute noch

Unglückliche Liebe - Amore Infelice

(Fr. Böck)



DIE GOLDMÜNZE

VON HANS B. WAGENSEIL

Diese Geschichte hat jeder schon einmal gehört. Hier soll sie aber zum erstenmal erzählt werden, wie sie sich wirklich zugetragen hat.

Nach dem Weltkrieg kehrte eine kleine Gruppe Soldaten in ihr italienisches Heimatdorf zurück. Die meisten von ihnen fanden sogleich wieder ihr bescheidenes Fortkommen, aber einer — Mario P., der gasvergiftet worden war und nicht mehr seine alte Leistungsfähigkeit hatte — konnte nicht regelmäßig arbeiten und verfiel mit der Zeit in Armut. Dennoch ließ ihn sein Stolz eine mildtätige Unterstützung oder Hilfe vonseiten der übrigen Dorfbewohner zurückweisen.

Einmal im Jahr hielten die ehemaligen Kriegsteilnehmer ein Versammlungsfestessen ab. Bei einer dieser Gelegenheiten trafen sie sich im Heim des Ingenieurs Borsali, der es zu großem Wohlstand gebracht hatte, und der dick und ein wenig präkürlich geworden war. Borsali ließ unter den Festteilnehmern eine Seitenhölle herumgehen, eine große wundervolle Goldmünze, über deren hohes Alter, Seltenheit und Wert er sich wohlgefällig verbreitete. Alle Anwesenden bewunderten sie voll Interesse, während sie um den langen ovalen Tisch herumgereicht wurde. Alle jedoch hatten reichlich dem Wein zugesprochen und der Raum erdrönte von ihren in Erinnerung schwebenden Gesprächen, so daß die Goldmünze bald vergessen worden war. Später, als Borsali wieder daran dachte und danach fragte, war die Münze spurlos verschwunden.

Sofort erhob sich ein Gewirr von Fragen und Verwahnungen. Endlich schlug der Bürgermeister, der

auch geladen war, vor, Jedermann sollte sich durchsuchen lassen. Sogleich stimmten alle diesem Vorschlag zu — ausgenommen P. Seine Kameraden blickten ihn erstaunt an. „Du wagst dich also wirklich?“ fragte ihn Borsali ungläubig. P. errötete. „Ja“, sagte er. „Ich kann es nicht zulassen.“

„Bist du dir auch bewußt“, fragte der Eigentümer der Münze, „was deine Weigerung bedeutet?“ „Ich habe die Goldmünze nicht gestohlen, und lasse mich nicht durchsuchen“, erwiderte P. Einer nach dem anderen der Gruppe kehrte seine Taschen um. Als die Münze nicht zum Vorschein kam, richtete sich die Aufmerksamkeit erneut auf den armen P.

„Sicherlich wirst du nicht auf deiner Weigerung bestehen wollen?“ fragte der Bürgermeister. P. gab keine Antwort. Borsali stapfte ärgerlich aus dem Zimmer. Keiner der Anwesenden sprach mehr ein Wort mit P., und unter den teilnehmenden Blicken seiner Freunde verließ er mit der verprügelten Miene eines überführten Verbrechers das Zimmer und ging heim.

Von diesem Tage an war P. ein verachteter Mann. Die übrigen Dorfbewohner wandten den Blick weg, wenn sie ihm begegneten. Er geriet in immer größere Armut, und als nicht lange darauf seine Frau starb, wußte niemand genau oder kümmerte sich groß darum, ob dies aus Not oder Scham geschehen war.

Einige Jahre später, als der Vorfall mit der Münze fest schon zur Legende geworden war, nahm Borsali einige bauliche Veränderungen in seinem

Hause vor. Bei dieser Gelegenheit fand ein Arbeiter die Goldmünze. Sie war in den Schmutz zwischen zwei Fußbodenbretter des Zimmers eingebettet, in dem das Festessen stattgefunden hatte. Wenn Borsali auch manchmal etwas großmütlich und eitel war, so war er doch auch ein gerechtfertigter denkender Mann, und nun er den Beweis von P.s Unschuld in Händen hatte, eilte er, Abbitte zu leisten. Er ging in P.s bescheidene Behausung, berichtete ihm von dem überraschenden Wiederfinden der Münze und bat ihn eufichtig wegen der Verdrückung um Verzeihung. „Aber“, entsetzte er, „du hast doch gewußt, daß man die Goldmünze nicht bei dir finden würde: warum hast du dich dann nicht durchsuchen lassen?“ P., abgerissen, mager und vorzeitig gealtert, blickte Borsali aus glanzlosen Augen an. „Weil ich doch ein Dieb war“, sagte er stockend. „Seit Wochen hatten ich und meine Familie nicht satt zu essen. Da stopfte ich meine Taschen voll Brocken, die ich vom Tisch genommen hatte, um sie meiner Frau und meinen hungrigen Kindern heimzubringen.“

MEIN FREUND JOHANNES

„Dank dir“, erzählte ich, „was Schutzes für ein Pech gehabt haben. Sie hatten sich doch im Frühjahr ein paar Kaninchen gekauft. Den ganzen Sommer und Herbst über konnten du die Leuten herumlaufen und Futter sammeln sehen. Und nun sind sie ihnen weggeklagen. Die ganze Familie ist unteslich. Jedem klagen sie ihr Leid. Wie sie an den Kaninchen gehangen hätten, und wie nützlich und zutraulich die schon gewesen wären.“

„Sie saßen nützlich und zutraulich und meinen „fett“, sagte Johannes. J. Bieger

Im tierärztlichen Wartezimmer - Nella stanza d' aspetto del veterinario

(Hoch Käy)





„Wer war der Herr in der Loge, der dich so vertraulich grüßte?“
„Bei dem sind wir doch mit Marinaden eingetragen!“

Gelosia: „Chi era quel signore nel palchetto che ti salutava con tanta confidenza?“,
„Eh, noi siamo iscritti da lui pel pesce marinato!“,

DAS STAMMGERICHT

VON HERBERT A. LÖHLEIN

Jeder aus der kleinen, fröhlichen Gesellschaft hatte die stets dankbare Geschichte erzählt, wie er sozusagen am roten Faden des Schicksals zu einer Frau gekommen war. Der Gemischtwarenhandler Ploderi entpuppte sich hierbei als Fatalist, denn — so behauptete er — hätte der Fox von Geheimrat Wiesloch damals nicht an die Finokki-Kiste vor seinem Laden gekniffelt, so hätte er niemals das Frühelein Elsbeth kennengelernt, das den Fox spätererführte. Dem widersprach der Güteradministrationskanzleiberskreier Wirzabel leidenschaftlich: „Alles Blödsinn!“ Es gäbe kein Schicksal, keinen Kaffoosatz, keine Sterne und keinen Zufall. Alles sei Sache des nüchtern rechnenden und ordnenden Verstandes. Kurz — der Geist herrsche über Körper und alle wandelbaren Dinge!

Dor Buchhalter Zwitscherer, der bislang geschwiegen hatte, stellte sich jetzt in die Auseinandersetzung: „Gestatten Sie meine Herren, daß ich Ploderi verteidigen muß! Er hat recht: Es gibt tolle Zufälle! Wenn ich mit meiner wahren Geschichte nicht etwa ihre ästhetischen Gefühle verletzen müßte, würde ich Ihnen den Beweis liefern, wie sehr einem manchmal das Schicksal einen Possen spielt und — hier wandte er sich im Besonderen an Wirzabel — „wie zuweilen der Körper den gutwilligsten Geist vergewaltigt!“ „Reus mit der Geschichte!“ — drängten nun alle, aufs höchste Interessiert an einer unheimlichen Begebenheit, die vielleicht das geheimnisvolle Dunkel um den schwerwütigen Buchhalter Zwitscherer aufhellen konnte.

„Soban Sie...“, begann Zwitscherer, „ich wäre heute ebenso glücklich verheiratet wie Sie alle,

mit Hannetrude nämlich, einem natten, hübschen Mädel, das ich vor nicht allzu langer Zeit kennenlernte — in einer nahe gelegenen Kleinstadt übrigens. Leider hielt sie allzuviel auf das Urteil anderer Leute und legte auf Äußerlichkeiten zu großen Wert. Auch war ich mit ihr noch in jenem kritischen Stadium, wo das Herz den Verstand noch nicht besiegt hat. Das Schicksal spielte mir vielmehr gleich am Anfang schon den absonderlichsten Streich.

Ich war eines Abends um sieben bei Hannetrude zur Geburtstagsfeier eingeladen. Knapp nach sechs kam ich aus dem Büro, rannte von der Bahn weg in ein Blumengeschäft, in dem lediglich ein Kaktus und ein paar Araukarienpöple zu haben waren. Sie werden zugeben, daß dies keine Blumen für eine junge, moderne Dame wie Hannetrude sind. Mein Friseur hatte sein letztes Parfum vor einigen Tagen verkauft und in den übrigen Geschäften gab es lediglich noch Papierservietten oder Klorollen. So gab ich die Jagd nach einem Geschenk auf und stürzte in das Bahnhofrestaurant, um nicht mit knurrendem Magen zur Geburtstagsfeier zu kommen.

Der Tag war in der Tat schicksalhaft für mich, denn hier waren die Fleischgerichte bereits gegessen und vom Stammergericht blieb noch eine Mischung von Sauerkraut mit Blaurout übrig. Na schön — ich schlang in aller Eile das frugale Menu hinunter, es lag in vier Vogelknipfen ausgebreitet und nannte sich Mischgemüse. Als ich das Souper beendet hatte, war es sieben geworden und höchste Eile. Hannetrude empfing mich in Abendkleid und in strahlender Laune. Volle Vorfreude teilte sie mir mit, daß ihre

Schwester zwei Theaterkarten zu einer Premiere im Stadttheater zu verkaufen habe, da sie selbst plötzlich verhindert sei. Man gab die „Heilige Johanna“ — ein Ereignis für das kleine Städtchen. Wunderbar! entfuhr es mir — denn jetzt war ich doch noch zu einem Geburtstagsgeschenk gekommen. Hannetrudes Freude steckte mich an und ich war nun froh, daß ich doch die neuen Lackschuhe angezogen hatte, die mich so außerordentlich zwickten. Prüfend überließ Hannetrude mein Kutters, denn, wie ich schon bemerkt habe, war sie sehr akkurat in allen Dingen guter Lebensart. Sie schnippte einige Stübchen von meinem Rockweiser und meinte sichtlich zu meinem schwarzen Anzug: „Wenn Sie ihn gelegentlich wenden lassen, geht er noch ein paarmal!“ Und nun komme ich langsam zum Kern meiner Geschichte und insbesondere zur Widerlegung von Wirzabels Behauptung, der Geist sei Herr über alle Dinge der Materie...! — Zwitscherer holte tief Atem und nahm einen gläsernen Schluck aus seinem Glas. Wirzabel jedoch, bekannt als rechthaberischer und spöttischer Mensch, erklärte kategorisch: „Ich betrachte Ihren sogenannten Beweis a priori als Blödsinn, denn hier gibt es nichts zu beweisen!“

Zwitscherer lächelte mit jenem tragischen Zug um die Mundwinkel, den nur Wissende, Philosophen und Angehörige freier Künste besitzen.

„Die Plätze waren vorzüglich, ganz vorne im Sperritz und die Honorarlosen des Städtchens ließen sich im Foyer gesellig plätschern. Jedes konnte jeden. Ich war der einzige Fremde. Hannetrude dagegen wurde allseitig begrüßt. Ab und zu trat sie mir auf die Lackschuhe und flüsterte leise: „Vernimm Sie sich — die Frau ‘Geheimrat’ kommt!“ Ich vernahm mich dann auch bei jedem Fußtritt ehrerbietig und lächelte verbindlich.

Dann klappte es draußen im Foyer. Die Stühle klappten herunter. Das Licht ging aus. Besorgt streifte ich einmal zart und flüchtig über Hannetrudes nischthalige Hand. „Lassen Sie das!“ sagte sie eindringlich — „hier sitzt man auf dem Tablatti!“ Ich setzte mich also ebenso steif in Positur wie die übrigen Herren und vertrostete mich auf den Nachsaueweg, denn ich wollte an diesem Abend mit Hannetrude zu einem gewissen Abschluß kommen.

Der Vorhang hob sich. Die „Heilige Johanna“ begann. Es war eine weihvolle, spannungsgeladene Stille in dem großen Raum. Ich verspürte ein unangenehmes Gefühl, eine Art Alptrücken, unter dem Herzen in der Megengend. War es die Dramatik des voranstellenden Geschehens oder war es ein innerer Druck — ich hatte zuweilen das Gefühl, in einem Lift zu sitzen — kurzum, ich wurde nervös und kribbelig, drehte die Daumen, verschränkte die Arme, nahm sie wieder herunter und zupfte bald hier, bald dort an meinem Rock. Hannetrude sah einmal strafend und leise kopfschüttelnd zu mir herüber. Da wurde es nur noch ärger, denn jetzt spürte ich plötzlich ein heiliges Stechen in der linken unteren Seite des Magens. Es setzte zeitweilig aus. Dann variierte ich nervös, bis es wieder kam. Es kam auch tatsächlich, aber diesmal auf der anderen Seite. Und dann, Taafel nochmal, spürte ich es rechts und links zugleich, schon etwas tiefer. Meine Herren — ich mochte diesen medizinischen Testabend nicht mit einem vulgären Wort belegen, aber ich glaube, daß Sie sich alle schon einmal in einer ähnlich fatalen Lage befunden haben — wenn auch nicht gerade während der Premiere der „Heiligen Johanna“. Diesen absonderlichen Witz hatte das Schicksal sich nur für mich ausgedacht!“

Hier unterbrach Ploderi, dem nichts heilig war, Zwitscherers Geschichte mit einem lauten Gröhlchen: „Ha, ha... Mensch, Bauchweh, was? Kenn ich! Mischgemüse! Ha—ha—ha!“

Zwitscherer runzelte die Stirn. „Mir war, weiß

Trost - Conforto

(O. Hermann)



„Nicht wahr, Vater, das Maderl sieht doch ganz der Oma ähnlich?“

„Ja — ja —, aber in dem Alter machst' ja noch nix!“

„Non è vero, papà, che la bambina cucimiglio tutta allo nonna?“, — „Sì... sì... ma in questa età non fa mica niente...“

Madaus

Arzneimittel
aus Frischpflanzen

erhältlich in
allen Apotheken

DR. MADRUS & CO. ARNHEIM/DRESDEN

Deinhardt Kabinett

Schön
aufliegende Ohren

machen Gesicht und Aussehen
symptomatisch. Nach dem mod.
„A.O.BE“-Verfahren
kann die ohne fremde Hilfe
diese Korrektur in nur Minuten
vollkommen unauffällig an sich
selbst vornehmen
Prospekt kostenlos von
A-O-BE, Esplan 109, Schöneberg 327

VIKTORIA
der Staubsauger
ohne Motor reinigt

Polstermöbel
Teppiche Decken
Kinder Stoffe
Autositze usw.
100.000fach
bewährt!

Messgerät mit
66 m. M. M.
Barteln, nach
K.P. Verfahren
nicht zu verwechseln
mit früher bekannten,
billigen, Hartgummi-
Handel im Innern aus
Holz mit Lederüberzug
Wunder erhalten, Eszugspalten durch
COKO K.G. METZ
Lieferung nur über die bisherigen
Vertriebler und Wiederverkäufer

Krieg **Spiegel**
nicht **Schwarz**
schwarz **schwarz**

Kahleber
20g 70 32657 und 61666

Wird bei jeder alle 30 Tagen
eingeführte Markenbezeichnung
für das den

Haderbrän
München

unter Patentung
(S. 70, Nr. 34666) hergestellt
altpolnische, biederliche
Münchener Malgarnat

Man wisse
Kahlebermarke

Wenig
Wobind
wirken viel

Bei Bedarf nur 1 Tablette

Arzneiliger sind keine Kranken, sondern große Ecken
Der Arzt verschreibt - Versuchen mehr aus Gefühl, nicht
um kranke Menschen zu heilen

TRAPON

Mit Trapon Plöckchen

London

Creams & Parfums
Die allseitig beliebte
Nach dem besten Rezeptur
LONDON - LANGSDORFF & CO

GOLD
BRILLANTEN
SILBER

Kraus

MÜNCHEN
KAUFMANN STRASSE 10
Aukt.-Nr. C. 60/1215

VAUEN

Der altbewährte
zuverlässige, gute
Kamerad
der Soldaten von
1870 und 1914

SCHULZE & CO. **VAUEN Nürnberg S**
allerlei deutsche Bruyke-Platten-Fabrik

Neuen Lebensmut
bei Asthma - Bronchitis
Breitreue Asthma-Tubum zum Einnehmen

Wird nach dem besten Rezeptur
beständig - langjährig - bewährt - bewährt
Lungenkrankheiten - von der Wundung - Fungus - RM 1, 12m - Asthma
Lungen - Bronchitis - von der Wundung - Fungus - RM 1, 12m - Asthma
- Brothreue K. B., Berlin-Tempelhof, 11 Ramstein 45

30 Sekunden
oder 3 Arbeitstage?

Gestern war es nur ein kleiner
Hautriss, heute ist es schon
eine „große“ Wunde und morgen muß der Arzt helfen
2 oder 3 Tage werden Sie die Hand schonen müssen
Hätten Sie sich doch 30 Sekunden Zeit genommen
und gleich ein Traumeplast Wundpflaster aufgelegt.

Traumaplast
Carl Blank, Verbandpflasterfabrik, Bonn a. Rhein

Auskünfte
über jedermann in jedem Ort
Beobachtungen, Nachforschungen
Detektei Winkler, gegr. 1908
Hamburg 10, Bismarckstr. 45

Schweres Sprechen
Stottern Sprechangst beseitigt
naturngemäß
CARL MOSER, München 5
Fraunhoferstraße 76
Auskunft gegen Port.

PHILIPS VALVO
SCHON SEIT JAHREN TONERFAHREN
PHILIPS VALVO WARE

RAUF VERWANDLICH NUTZEN - WERKE IN NACHRICHT - TUNING - WERKE

Die ersten Zähnnchen

dürfen nur Freude hervorrufen. Im
Verbreitung und Verbreitung der
Beschwerden beim Zahndurchbruch
des altbewährte Dentinox trostet
wie in das Zahndurchbruch einreiben

Dentinox

Mimosa

Die Marke für
photographische
Spitzenleistungen

MARS

STAEDTLER

F. Wolff & Sohn Karlsruher
KALANDRIEREN KOSMETIK

Durchlöcherter Kochtöpfe

heilt
Alles-Kitt

Alles = Kitt

Alles-Kitt mit Alubrenn oder Gips oder Kreide an
einer feingelbes Masse vermischt gibt zum Behalt ein
vorzüglich Dichtungsmittel für defekte Kochtöpfe usw.

HUNDE - BÜRGER - DIPLOMATEN

VON SCHLEHDORN

Es gibt Anknüpfungshunde, die sind besonders klein, körperlich sehr gepflegt, stets an der Leine. Und abends, wenn der Herr, der sich für den Hund der Dame interessiert hat, mit ihr soupiert, ist der Anknüpfungswau schon im Bett. Kurz: wenn eine Dame sehr oft darauf angesprochen wird, ob ihr Hund echt sei, ist die Dame meist nicht ganz echt.

Andererseits gibt es Nachbarhunde. Die können sich nicht riechen, deshalb, wenn sie sich sehen, bellt sie sich an. Und die p. t. Besitzer bellt mit. Sie beleidigen ihre gegenseitigen Hunde (als „Köter“, „Töle“) und nehmen es sich gegenseitig übel und grüßen sich nicht mehr. Kurz, es ist mit den Hunden wie mit den Ozeanen: sie verbinden, aber sie trennen auch.

„Vorsicht! Blässiger Hund!“ steht häufig neben dem Namen des Besitzers am Gartentor. Mit diesen Hunden ist es wie mit dem Gewissen mancher Leute: das wird auch von ihnen gerührt wegen seiner Wachsamkeit und seiner empfindlichen Gewissensbisse, und wenn man näher zuseht, ist es gar nicht da.

Wie Philosophen wirken die Teckel. Sie verstehen ihr Fell, von dem sie offenbar viel anhaben, über der Stirn in gedankenreiche Falten zu legen und — wer sie ruft, merkt das — haben eigene abweichende Auffassungen — die aber keiner so leicht versteht — wie Philosophen. Über waldgerechte Vorstehhunde, kurzangebundenen Polizeihunde usw. erkundigte man sich bei den zuständigen Stellen.

Wer Standesunterschiede sehen will, muß einen Bartol — schmal, wie eine Segelyacht und hochmütig wie die Tochter ihres Besitzers — im, sagen wir, Gespräch mit einem gewöhnlichen Straßenhund beobachten. Er schnuffelt nicht zurück. Er sieht gar nicht hin. Er trägt einen Hochmut mit sich, der gar nicht ahnt, wie er den knurrenden Neid der ganzen Hundewelt gegen sich aufbringt. Aber hübsch ist es doch, wenn der Herr, der ihn führt, oder gar die Dame, auch zu ihm paßt.

Nero, eine große, gefleckte Dogge, verkörperte den Typ eines diplomatischen Hundes: repräsentativ und exklusiv. Sein Herr, zweiter Sekretär an der Gesandtschaft, war ein kleiner Grande, lahm, aber gemessen, dunkelhaarig, weder der Schönheit noch der Klugheit, aber betont exterritorial und umgeben von dem Selbstbewußtsein des ganz jungen Diplomaten am dem ersten Auslandsposten. Wenn er neben Nero daherschritt, mochte er die Einen an den kleinen Prinzen Karl von England neben der großen Dogge auf dem Bild von van Dyck erinnern, die Anderen gar an einen soeben vom Pferd gestiegenen Vetter von Napoleon.

Eines Tages nun mußte ein Bürger jenes Staats — es war ein kleiner, sehr demokratischer Staat, wo jeder den Nachbarn auf strikte Innehaltung der Freiheit kontrollierte — sehen, wie bei einem solchen Spießbürger Nero, der Diplomatenhund — mitten auf dem Bürgersteig, auf dem „Boulevard der Freiheit“ — gegenüber dem Bürgerpark, unter den Augen der Freiheitsstatue —, also wie der Hund ...

Zum Glück ist dies eine Kurzgeschichte und kein Epos, sonst müßte hier der schwer auszudrückende Vorgang geschildert werden und man müßte plastisch den Grund der Empörung des Bürgers beschreiben, die unbeschreiblich war. „Auf freier Straße!“, kochte es in ihm. „Wenn schon kleine Hunde, aber Hunde, die Ochsen gleichen ...“ Wenn schon unsere Hunde, aber fremde Hunde ... Wenn nun Leute kommen, die das sehen, oder gar Leute kommen, die das nicht rechtzeitig sehen ...

Er trat auf den kleinen Grande zu: „Ist das ihr Hund?“

„Ja.“ Nero stand dabei, mit anmaßend unbefangenen Ausdruck, wie ein Agent des Secret Service, der seine hinterlistige Aufgabe erledigt hat. „Was haben Sie zu dem Verhalten Ihres Hundes zu sagen?“

„Ach so ... Bedauerlich, aber keine große Sache.“ „Im Gegenteil, mein Herr. Hier auf der freien Straße unseres freien Staates ...“

Der kleine Grande mußte lachen, soviel Grundsätzlichkeit war er beruflich nicht gewöhnt: „Der Hund hat sich leider die Freiheit genommen.“ Das hätte er nicht sagen sollen.

„Halt!“ rief der Bürger, „Sie haben unseren Staat beleidigt. Ich ersuche um den Namen.“

„Der Hund heißt Nero.“ Nero hörte seinen Namen und bekam gefährliche Augen. Der Bürger wich zurück.

„Folgen Sie mir zur Polizei!“ (An der Ecke stand ein Hüter des Gesetzes, aber mit dem Rücken zu dem empörenden Vorgang.)

In diesem Augenblick war der Legationssekretär schon vor seiner Gesandtschaft angelangt.

„Hier ist meine Polizei!“, sagte er und nahm sozusagen des Asylrecht seiner Gesandtschaft in Anspruch.

Nero folgte ihm mit einem halben Blick zu dem Ankläger auf gleichmütigen Pfoten in das Portal. Der Bürger blieb zurück. Er hatte freie Zeit und ließ deshalb seinem freiheitlichen Zorn freien Lauf.

Die diplomatischen Beziehungen müssen abgebrochen werden“, forderte er von dem Minister, bei dem er „in dringender Angelegenheit“ eingeladen war. Der meinte, soweit wollte er nicht gern gehen.

Dem anwesenden Referenten der Rechtsabteilung drängten sich die Fragen auf, wie man dem Hund die Pässe zustellen könne, ob man dem Hund sein Placat oder Exequatur entziehen könne, inwieweit der Hund überhaupt exterritorial sei (als Hund des Gesandtschaftsbezirks oder -predigers wäre er es zweifellos nicht gewesen).

„Dann muß ein Notenwechsel erfolgen“, beharrte der erzünte Bürger, „andernfalls“ drohte er, „andernfalls wird das, was der Hund gemacht hat und das, was der Außenminister versäumt hat,

morgen zusammen in den Spalten der „Freien Tribune“ zu finden sein.“

Was sollte der Minister tun?

Seine Note war lang, nicht zu scharf, aber würdig, und schloß mit dem ernsthaften Hinweis,

... daß die Regierung unseres freien Staates Äußerungen, wie sie ein Mitglied der von Ew. Excellenz geleiteten Gesandtschaft der öffentlichen Demarche seines Hundes folgen zu lassen sich bewegen gelundes, hinnehmen zu sollen nicht verantworten zu können sich bewußt ist.

Genehmigen Sie ... usw.“

Es folgten drei Tage der Spannung. Endlich kam die Antwort. Sie befriedigte nicht voll, aber sie gab genügende Genugtuung und endete mit den Worten:

„Im Übrigen wird Verständnis dafür erwartet werden dürfen, daß es undurchführbar ist, Hunde mit unbedingt vollkommenen Anweisungen zu versehen und für deren Durchführung absolut zu garantieren, — surtout dans une question si délicate.“

Indem ich die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung erneuere usw.“

Nero hat es nicht mehr zu Zwischenfällen auf der Straße kommen lassen, denn der Legationssekretär wurde bald darauf nach Montevideo versetzt. Der Vorgang ist in Sonderakten — (Hunde B.) ausländische, 1.) diplomatische, 2.) inkorrekte Verhalten derselben — beim Außenministerium jenes Staates abgelegt.

Womit wieder bewiesen ist: 1. Daß mehr Akten durch inkorrekt als durch korrektes Verhalten entstehen. 2. Daß es nicht nur diverse Rassen, Klassen und Charaktere von Hunden gibt, sondern neben solchen, die den Menschen helfen, einander zu finden, auch solche, die Zwischenfälle stören. Man vergesse nie, daß Mephisto beim Osterpaziergang als Pudel auftrat. 3. „Aber“, so erklärte der Minister dem wieder beruhigten Bürger: „Wenn die Menschen so verschieden wären wie z. B. ein Bernhardiner, ein Teckel und ein Mops, ein Pointer, ein Pinscher und ein Pudel, so wäre ein diplomatischer Verkehr unmöglich. Aber erfreulicherweise sind alle Menschen gleich.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nuckel)



Otto erhielt einen unfrankierten Brief. Er war von einem Bekannten.

„Mir geht es gut“, stand darin, „meiner Frau geht es gut, den Kindern geht es gut. Laß es dir auch gut gehen. Till.“

Wütend blies Otto die Nachgebühren. Dann ging er in den Garten. Pockte einen großen Stein und verpackte ihn.

Unfrankiert — Porto zahlt der Empfänger! — schickte er ihn Till.

Dazu legte er einen Stein. Darin stand:

„Dieser möchte Till. fühl mir vom Herzen, als ich las, daß es dir gut geht. Otto.“ J. H. R.

*

Ich habe eine neue Sekretärin. Sie ist nicht der schnellsten eine. Heute diktierte ich ihr einen

kurzen Brief. Sie kam und kam nicht wieder.

Nervös klotzte ich.

„Wo bleiben Sie denn so lange?“

„Ich habe den Brief getippt!“

„Getippt! Ich nahm an. Sie stecken ihn aus und verschen ihn mit einem Hohlraumrändchen!“ J. H. R.

*

„Mir imponiert so ein Doktor ne!“ sagte dieser Tage Herr Writtlek zu mir, „was einem der erzählt, das was unserns eh alles!“

„Na, na, na —“, meinte ich, „so ist das wieder nicht, Herr Writtlek. Es gehört immerhin ein lang-jähriges Studium und die entsprechende Praxis dazu —“

„Hör'n S' mir damit auf!“ unterbrach mich Herr Writtlek. „Studium! Praxis! Daß i ne lach! Da wir i lha glei was derzählen, dami't seht, daß es alles nur a Mumpitz is! Vorgelesen kommt mir auf der Straßen der Doktor Gräbler entgegen und segt zu mir: Gut, daß ich Sie einmal treffe, Herr Writtlek, ich wollte Ihnen nämlich schon längst sagen, daß mir Ihre Frau Gemahlin nicht gefallt!“

„Nun“, sagte ich, „das ist doch schon von ihm, Sie aufmerksam zu machen!“

„Was, aufmerksam machen? Auf was denn?“ brummte Herr Writtlek gereizt. „Dazu brauch i kan Doktor ne! Oder glauben Sie vielleicht, a daß mir g'fallen tußt?“ H. K. B.



„Gibt man einem Mann nicht nach, so läuft er gleich mit einer anderen!“
„Ja, ja, diesen Zeitpunkt darf man eben nicht verpassen!“

Tattica: „Se non si cede ad un uomo, egli va subito da un'altra!.. — “Già, già; questo momento non bisogna lasciarselo sfuggire!..“



OREST RETTET EIN MÄDCHEN

VON JO HANNS RÖSLER

Es war einmal Diesen märchenhaften Anfang wähle ich bewußt, denn ich kann mich nicht verbürgen, daß diese Geschichte wahr ist.

In Hamburg an der Elbe war es. Gleich hinter der Reeperbahn. Gleich hinter dem großen Westertor, wo die gelbe Elbe bräutet und breitet wird und keine Brücke mehr die beiden Ufer miteinander verbindet.

Dort stand am Kai ein junges Mädchen und starrte fester ins Wasser

„Brünn“, machte sie, „Brünn Brünn!“

Wenn Menschen allein sind, stoßen sie nur Töne aus. Mit Worten hätte sich das Mädchen ungetrübter so ausgedrückt:

„Kinder! Kinder! Ist das Wasser kalt und grau-schlich! Wenn ich noch einen Ausweg wüßte — aber ich weiß keinen Ausweg — mir bleiben noch zehn Stunden — dann muß es sein — hätte ich doch nicht! So eine verdammte Dummheit!“

Nun kam ein netter junger Mann des Kais de-

her. Orest hieß er und sah aus, wie ein junger

Zeus.

„Aho!“ rief er, als er das Mädchen sah.

Das Mädchen fuhr aus seinen Sinnen.

Die Laterne warf ihren Schein auf sie.

Ein traumhaftes Gesicht!

Blaue Augen Blonde Haare. Ein roter Mund.

„Mich schauen!“ sagte das Mädchen.

„Vor mir?“ fragte Orest.

„O nein! Vor dem Wasser da unten!“

„Was kümmert dich das Wasser? Komm, laß uns

gehen!“

„Das ist nur ein Aufschub!“

„Ein Aufschub?“

„Morgen früh stürze ich mich hinein!“

Orest dachte, das gibt sich.

Aber es gab sich nicht.

Drei Stunden redete er schon auf das Mädchen

ein.

Jetzt küßte er sie gar.

„Liebst du mich?“

„Ich liebe dich, Orest!“

„Bleibst du bei mir?“

„Bis morgen früh!“

„Und dann?“

„Stürze ich mich in die Elbe!“

„So eine Dummheit!“ rief Orest zornig. „Du bist

jung, du bist hübsch! Die Männer verzehren sich

nach dir — warum sollen dich die Fische ver-

zehren?“

Das junge Mädchen seufzte:

„Es muß sein. Ich kann nicht anders.“

Orest griff sich an den Kopf.

Wohin hätte er sich sonst greifen sollen!

Über so viel Unvernunft!

Tausend schöne Worte fielen ihm ein.

„Ich werde dich heiraten!“ rief er. „Ich bin reich,

ich bin ledig, ich liebe dich! Du sollst die schön-

sten Kleider haben! Jede Woche gehen wir ein-

mal ins Kino! Und Kinder bekommst du, wieviele

du willst! Alle zwei Jahre mindestens dreißig! Deine

Kinder werden weiße Kleider tragen. Mit himmel-

blauen Schellen! Wir nennen sie nach dem ABC:

Anna, Bella, Cora, Dida, Eva die Mädchen, Fritz,

Georg, Hans, Jürgen und Karlmann die Jungen!

Und jeden Sonntag gibt es Schnitzelj mit Kar-

toffelsalt! Na, was sagst du jetzt?“

„Wunderbar!“

„Ne also!“

„Hast du auch eine Wohnung?“

„Eine Wohnung? Eine ganze Etage! Ein Haus!“

„Ein Haus?“

„Es hat drei Zimmer.“

„Und einen Garten?“

Orest nickte:

„So groß, daß man von Hünen nicht drüben über

den Zaun spucken kann!“

Da fiel ihm das Mädchen selig um den Hals und

küßte ihn, daß die Laterne schwankte.

Orest schaute auf.

Der Selbstmord war verhindert.

Gottseidank!

„Bist du jetzt vernünftig?“

„Ja, Orest.“

„Wir heiraten?“

„Wir heiraten!“

„Dann brauchst du dich also morgen früh nicht —?“

„Doch. Morgen früh stürze ich mich in die Elbe!“

„Das ist ja heller Wahnsinn!“

„Warum Orest?“

„Du kannst doch nur heiraten oder dich ins Was-

ser stürzen! Entweder das eine oder das andere?“

„Nein. Eines nach dem anderen!“

„Das verstehe, wer will!“

Das junge, hübsche Mädchen schmiegte sich zärt-

lich an Orest.

„Sieh, Orest!“ sagte sie, „mir bleibt kein anderer

Ausweg. Ich muß mich morgen früh in die Elbe

stürzen. Ich bin nämlich heider Favorit des

Schwimmklubs. Verkleide dich täglich! und wir

haben morgen früh Schauschwimmen quer durch

Hamburg.“

Verlag und Druck: Ernst & Huth Verlagsbuchhandlung, München, Sendlinger Straße 88 (Fernruf 1296) Bietarschrift: München 2 BZ, Briefloch.

Verantwortl. Schriftf. Walter Follrich, München. Verantwortl. Hrsg. Gert Scherer, München. Bei Spätkosten ausserhalb des Abbestellens nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 20 Pf.; Abonnement im Monat RM 1,20. — Anzeigensätze nach Preisliste Nr. 7 gültig ab 15. Okt. 1961. — Unverlangte Entsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postfachkonto München 5710. Erlaubtgr. München.



Inseguito dai lupi



„Mit uns wollt Ihr Eure Feinde schlagen? Nehmt doch die Peitsche, mit der habt Ihr meinen Großvater erschlagen!“

Caccia di carne da cannone: „Con noi... Voi volete abbattere i Vostri nemici? Ma prendete la sferza, con cui batteste a morte il nostro nonno!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Roosevelt und der Bolschewismus

(Erich Schilling)



„Meine geliebten Europäer, Ihr seht, dieses Tierchen ist vollkommen zahm und lieb, Ihr könnt Euch ruhig seinem Schutze anvertrauen, es wird Euch dann sicher den ewigen Frieden bringen!“

Roosevelt ed il bolscevismo: „Miei amati Europei, Voi vedete, questo animaluccio è già affatto domestico e carino. Potete affidarvi alla sua egida; esso poi Vi porterà certamente la pace eterna!“



„Wie, nach fünfzigjähriger Ehe finden Sie plötzlich andere Frauen hübscher als die Ihre?“
 „Nicht plötzlich, Herr Doktor, schon seit neunundvierzig Jahren!“

“Come, dopo cinquant'anni di matrimonio trovate d'improvviso che altre donne sono più graziose della Vostra.”
 “Non d'improvviso, signor Dottore, ma già da quarantasei anni!”

ATELIERBESUCH

VON WALTER FOITZICK

Wenn man zu einem Schuhmacher in die Werkstatt geht, oder zu einem Schneider, und dort sieht, was er Neues gemäht hat, denn wird jeder nach seinem Geschmack sagen: „Ah, das gefällt mir aber ausgezeichnet, und, sieh mal her, Elly, wie elegant das abgestepp!t ist, genau wie bei der Dame neulich in Gernisch.“ Ja, das ist eine ganz einfache Sache. Aber so ein Besuch im Atelier! Wer getraut sich da, frisch von der Leber weg zu reden? Unmöglich ist es schon, zu sagen: „...genau so wie damals bei Professor X“, nein, das geht nicht, auch wenn so ein Bild in ähnlicher Weise abgestepp!t ist. Sagen darf man's nicht.

Wir Atelierbesucher stehen also im Halbkreis um die Staffelei herum, auf die der Meister der Reihe nach seine neuesten Werke aufbaut. Wir überlegen, was man wohl Kluges sagen könnte, was nicht Übelgenommen wird.

Hier könnte einer einwerfen, warum man nicht einfach austritt: „Prüchlig!“ oder „O wie schön!“ oder „Nein, wie natürlich.“ Dieser Mann ist schief gewickelt, mit so heillem Kinderjubiläum geht das nicht, auch nicht mit vor Freude und seltsam Erstaunen Indiehändeklatschen. Soves können Sie bei Ost- und Südfriedrich machen, aber nicht bei Landschaften in Öl oder Speerträgern in Bronze.

Bei so etwas gibt es ein bestimmtes Zeremoniell, dessen Grundton schau Zurückhaltung ist. Den wenigsten wird es gelingen, schlagartige Eingefallenheit zu zeigen. Dazu gehörte viel Übung. Ein Laie sollte sich gar nicht darauf einlassen. * Sehr gut wirkt es, seine Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Bild zu konzentrieren und es immer wieder hervorzuholen und schwelgend zu betrachten. Das zeugt von persönlichem Geschmack, um so mehr, wenn es kein Hauptwerk, sondern eine nebensächliche Arbeit ist. Auch der Meister wird das verstehen oder anerkennen.

Bei Geblätern habe ich festgestellt, daß sie an ein Kunstwerk herantraten und eine bedeutungsvolle Stelle im Bilde vage mit breitem Daumen

(nicht mit dem Zeigefinger!) umfahnen und sagen: „Diese Partie finde ich besonders gut.“ Doch das muß man schon öfter gesehen haben, um es gut nachmachen zu können.

DIE SPEISEKARTE

In einer rückwärtigen Ruhestellung verwalteten zwei Äliere bereits kampierprobierte Obergetreide, der besonnene Paul und der fast immer zu Spaß aufgelegte Willy mit Umlicht und Hingabe eine kleine Kantine. Die Bude war neu aufgestellt worden und die beiden hatten innen alles sauber hergerichtet und sich auch eine Theke zusammengezimmert. Stolz betrachteten Paul und Willy ihre Wirkungsstätte und gewissenhaft musterten sie ihre Lagerbestände an Limonade, Bier und was sonst noch vorhanden war. Außerdem brachten die durch den Vormarsch bedingten Notischaltungen an Vieh es mit sich, daß ihnen von einem Metzgerzeug manchmal auch Wurstchen zum billigen Verkauf zur Verfügung gestellt werden konnten und Willy schielte deshalb auf eine große Tafel mit schön verschnörkelten Buchstaben hin: „Fleisch von allen Tieren.“

„Du wirst mit deinen Albernheiten noch in Teufels Küche kommen“, meinte der besonnene Paul, aber Willy winkte nur großartig ab: „Laß man, Paula, mir kann so leicht keiner!“

Wie wenn nun seine Kachelt gleich auf die Probe gestellt werden sollte, ging die Tür auf und herein kam Max, gleichfalls ein gewiegter Landsler, der bestimmt nicht auf den Kopf gefallen war. Max brummte ein kurzes „Servus“, betrachtete die Bude genau, nickte anerkennend und während er sich auf eine Bank setzte, sah er das herausfordernde und vielversprechende Plakat von Willy. Max las andächtig und laut: „Fleisch von allen Tieren? so-hm-so-so?“

„Jawoll“, sagte darauf kühn Willy.

„So, alsdann, was kannst du mir nachher am besten empfehlen, Willy?“

Willy wedelte mit einem alten Küchentuch wie ein geleiteter Ober und meinte so ganz nebenbei: „Vielleicht nehmen der Herr ein schönes Stück Walfisch mit gelben Erbsen?“

„Ausgerechnet mit gelben Erbsen?“

„Jawoll, Walfisch kann man nur mit gelben Erbsen essen!“

„Das ist aber schäd, gelbe Erbsen vertrage ich nämlich schlecht!“, sagte nun Max absichtlich langsam und betont gedehnt, weil er sich fieberhaft auf einen Ull besinnen mußte, „aber“, meinte er weiter, „ich hätte dasgegen sehr gerne eine Schelbe Elefantentüßel!“

„Nur eine Schelbe?“... „Jawohl, nur eine Schelbe!“ Darauf wedelte Willy nochmals mit seiner eleganten Serviette, er hatte das sicher vorher einstudiert, und sagte dann bedeutend zu Max: „Das geht leider nicht, denn wegen einer einzigen Schelbe schneiden wir jetzt nicht extra einen ganzen Elefanten an!“

K. Veiter

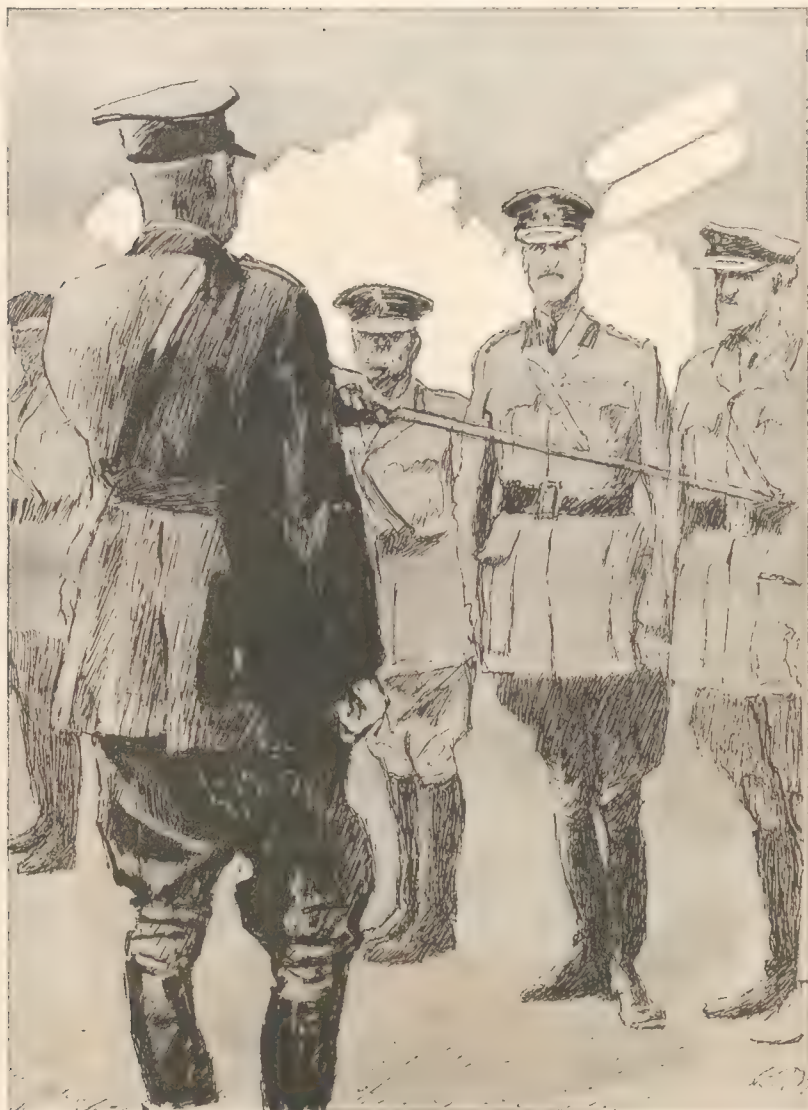
BANK DER GREISE

Nun es wieder mährlich ist und die Wiederkehr des Älten freudig halb, halb schmerzhaft ist – meißt doch der Mensch gelipalten –, molten mir eine ohne Härmen dankbar in der Sonne mörmen.

Denn, gottlob, mir leben noch. Und die grünbermoften Älfe, Älterfarben, schweben noch Träume... Und das Älfe das Beite in den Tagen, da es apert, ronn's mit den Prebaten hapert.

Gönnt es uns, daß mir zu zweif'n oder drei'n beflammen hochten, stumm verteilte eine pure Seins, und, berecht mit öden Söden, hinterm Hau in Älten Garten auf die Mittagotuppe mörten.

Rataröhr



„Montgomery wieder etwas vortreten, Eisenhower mehr zurück, Sie stehen da, als ob Sie noch was zu reden hätten!“

Alexander comanda: "Montgomery, di nuovo un po' avanti! Voi, Eisenhower, più indietro! State là come se aveste a dire ancora qualcosa!,,



„Den Hauptdarsteller für die Rolle Roosevelts hätten wir nun, jetzt fehlt uns nur noch ein Darsteller für Churchill!“ — „Für ihn können wir ja einen Komparsen nehmen, die Rolle ist nicht wichtig!“

Casablanca in Hollywood: „Ebbene il protagonista per la parte di Roosevelt già l'avremmo; adesso non ci manca che un attore per Churchill!“ — „Ah per lui poi possiamo prendere una comparsa; la parte non è importante!“

LEGENDE

VON A. WISBECK

„Das hätte dein Ahn, der General, erleben müssen!“ konnte ich schon als Kind alltäglich hören, wenn ich mich im Dunkeln fürchtete. Ja, dieser General Pankratius Weinzierl! Ich glaubte ihn zu sehen, wie er auf feurigem Roß dehinstürzte, wie die Kanonenkugeln um ihn einschlugen, wie er, allen voraus, Feind um Feind niederschaltete. Ein starker, riesengroßer Mann, wurde erzählt, der als galanter Kavallerist in den Salons schöner Frauen nicht weniger, wie im Getummel der Reiterkämpfe seinen Mann stellte. Schon im Alter von fünfundsiebzig Jahren sollte er dank seiner Tapferkeit in der Schlacht bei Hohenlinden den Rang eines bayerischen Kavallerie-Generals erreicht haben. Aus seinem Leben erzählte man sich viele abenteuerliche Geschichten: Wie er die Schloßtrappe hinaufgelaufen war, seine Braut auf das Pferd hob und lebend davonsprenge, wie er ein anderes Mal in bitterer Winterkälte auf seinem Berbeihengst die Donau durchschwommen hatte, um zu einem nächtlichen Stelldichein zu gelangen, wie er, an der Sattelgurt hängend, vom galoppierenden Pferde aus die Heerschleife einer Dame vom Boden hob. „Mit der Hand bog er die Hufeisen seiner Pferde zurecht“, wußte Onkel Paul zu berichten. „Und seine Haare pflegte er auch besser als du!“, mäkkelte Tante Anna mit einem müßbilligen Blick auf meinen zerzausten Hairschoof.

„Und dieser Junge da, der sich im Dunkeln fürchtet, ist nun sein Abkömmling!“ murmelte mein Vater, Bitterkeit und Wahnwitz zugleich bebten in seiner Stimme. „Nun ja, zum General wirst du es wohl nicht im Leben bringen, aber wenn du auch nur die Note III im Rechnen erreichst, will ich schon zufrieden mit dir sein!“ — Allmählich empfand ich einen Widerwillen gegen meinen Ahnen. Er nahm in meinen Gedanken die Stelle eines Gottes an. Aber nicht die eines guten, eines lieben Gottes, sondern die eines bössartigen Geistes, der unnahbar über den Wolken thronend mit kalter Verachtung auf mich herabblickte und

auf meine Entladung sann. Furcht vor dem überwältigenden Glanz einer unvorstellbaren Macht zitterte immerzu in meinem kindlichen Herzen.

„Wo ist der gute Opa?“ frug ich eines Tages verärgelt meinen Vater. „Dein Ahn?“ bekam ich zur Antwort, „der General Pankratius Weinzierl fiel an der Spitze seiner Kavalleriebrigade am 22. Juni des Jahres 1809 in der Schlacht bei Eggmühl.“ „Wie war das nur?“ frägt Tante Anna, „eine Kanonenkugel hat ihn doch wohl zerschmettert!“ „Nein“, berichtigt mein Vater, „der Hergang war so: Mein Urgroßvater sprengt, wie immer, seinen Dragonern und Chevauleigern voran. Rechts und links lößt er seine Klinge auf Husaren und Ulanen niederblitzen. Da wird ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen. Als er sich aufrichten will, streckt ihn ein furchtbarer Säbelhieb nieder. Er ist sofort tot. So fiel mein Urgroßvater, der bayerische Kavalleriegeneral Pankratius von Weinzierl.“

Die Jahre vergingen, und ich fürchtete mich nun schon seit langem nicht mehr vor dem Dunkeln. Zum General hatte ich es freilich, wie mein Vater

vorausah, nicht gebracht. Manchmal trat noch der Ahn vor mich hin. Seine Brust funkelte von Sternen und Kreuzen, aber ich empfand keine Angst mehr vor ihm. Dann sein Blick ruhte mit Milde auf mir, er wollte er sagen: Wie man auch seinem Vaterland dient — lieben muß man es! Einiges Tages besuche ich die Ortschaft, in der meine Vorfahren seit Jahrhunderten als Bauern gegessen hatten. Hinterkindbach nennt sich das niederbayerische Dörflein, und wenn nicht der Zwiebel eines Kirchturmes die weithin wogenden Ährenfelder überragte, könnte man es gar leicht übersehen. Da liegen sie nun auf dem kleinen Friedhof, die Bäume meines Namens, und holperige Varslein künden auf verwitterten Steinen von einem Leben der Arbeit. Ja, so ist es nun einmal: man pflügt, man sät, man erntet, man stirbt. Nun liegt man in der stillen Gruft, und nur die Bienen summen über Levkoje, Phlox und Goldlack. Man hat aus toter Scholle das Leben erweckt, aber die Menschen nehmen es hin und vergaßen. — Wie konnte mein Ahn, der General Pankratius Weinzierl aus dieser Enge bodenständigen Bauernums den Weg in die große Welt gefunden haben? Nun, das Schicksal führt uns oft auf seltsamen Pfaden. —

Ich trete in das Schiff einer ländlichen Kirche ein. Über gerundeten, grün marmorierten Säulen schweben, von Putten umgavelt, goldene Baldachine mit Schürden und Quasten, buntes Glas flimmert in Kronen, seldene Fahnen neigen sich über Schnitzwerk. Im Halbdunkel der Nischen glühen aus silbernen Kelchen Rosen auf. Im Seitenschiff hängen die Ehrentafeln jener bayerischen Soldaten, die dem Dörflein entstammten, und die keine Trommel und keine Pfeife mehr aus ihrem Schilde weckt. — 1809 — lese ich auf einem der Steine. Mein Blick bleibt auf einem Namen haften:

Korporal Pankratius Weinzierl
des 4. bair. Lin. Infanterie Regiments
verwundet in der Schlacht bei Eggmühl
am 22. Juni 1809
† 26. Juni 1809

Es ist mir, als lächelten die staubbüchigen Engeln, die über der Tafel schweben. Sei gesegnet, brever Korporal!

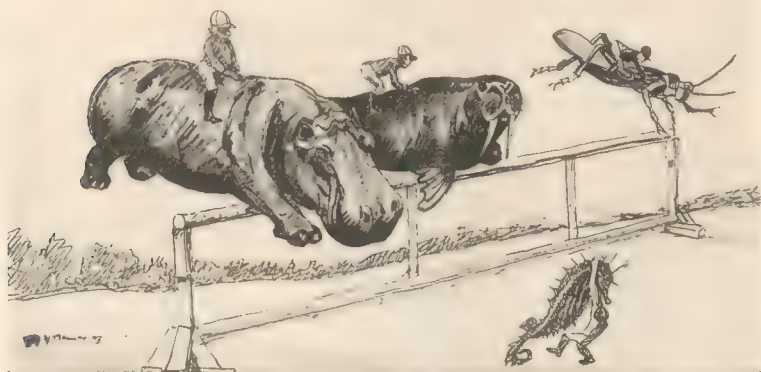
FLOCHTIGE BEGEGNUNG

Von Herbert Leffeboudole (im Felde)

Sei gut zu mir!
Laß mich in deinem Schatten wandern
Ein Weghüch nur!
Lang ist die Straße nach Rußland von Fländern —
Sei gut zu mir!
Und wenn du mir zugelächelt hast,
Dann soll keine Spur
Der flüchtigen Raft
In deinem Herzen verbleiben.
Nimmer werde ich schreiben,
Nimmer dich wiederlehn —
Sei gut zu mir!
Auf meinem Soldatengrabe
Soll'n milde Veldien stehn!

Das Rennen der Exoten - La corsa degli esotici

(I. M. Hauser)



Ein merkwürdiger Vogel ist doch die Liebe

Von Wilhelm Gross

An einem trüben, regnerischen Herbstmorgen lenkte auf der Straße ein kleiner dicker Mann durch sein eigenliches Gekröse meine Aufmerksamkeit auf sich. Den Hut tief ins Gesicht gezogen und den Mantelkragen hochgeschlagen, lufte er mit seinem Stock wild durch die Luft, als führe er einen abstrakten Kampf mit einem unsichtbaren Gegner. Dicht vor mir blieb er plötzlich stehen und rief: „Ah, Sie sind es!“ Da erkannte ich ihn: „Hallo, Hansel! Welch eine Überraschung! Lange nicht gesehen, was? Wie geht es Ihnen denn?“ Ich sah die teubeneigroße Baule an seiner Stirn, sein unrasiertes Gesicht, den zerbauteilen Kopf und die zerdrückte Kravatte. „Mir geht es nicht gut“, stöhnte er. „Wissen Sie, ich habe da eben was erlebt... etwas ganz Merkwürdiges... ach, ich begriffe mich selbst nicht mehr!“ „Ist es mit dem Geschäft?“ fragte ich teilnahmsvoll — er machte in Herrenartikeln an. „Nein, etwas ganz Privates, Menschliches. Kommen Sie, ich will es Ihnen erzählen“, keuchte er. „Ich habe da einen ganz merkwürdigen Fall der Gedächtnisschwund erlebt.“ „Ist mir auch schon vorgekommen, daß ich vergaß, mich zu waschen“, versuchte ich zu scherzen. Doch er erwiderte ernst: „Nein, es' harmlos ist

die Sache nicht. Sagen Sie mal, sind Sie auch schon einmal von einem Glas Wein betrunken geworden?“ Ich schüttelte erstaunt den Kopf. „Nein!“ „Na sehen Sie! Aber passen Sie auf.“ Er ergriß meinen Arm und zog mich auf seinem Wege mit. „Hören Sie zu!“ kommandierte er. „Also seit einer Woche war ich auf einer Tour über Land. Artikal fürs Frühjahr, verstehen Sie. Ich war tagtäglich von früh bis spät auf den Beinen. Gestern Abend kehrte ich ladmüde in einem Gasthaus ein. Ich war so abgespannt und hatte deshalb keinen Appetit. So bestellte ich nur ein Glas Portwein. Kaum aber hatte ich das Glas geleert, begann alles um mich herum sich zu drehen. Ich war betrunken, total betrunken. Komisch, nicht wahr?“ Er sah mich fragend an. Als ich nichts, erzählte er weiter. „Ich bezahlte also rasch und ging hinaus zu meinem Wagen. Ich startete vorsichtig und fuhr davon. In die Parkstraße. Dort angelangt, klinkte ich die Gartentür auf und wollte die Garage öffnen — fand aber den Schlüssel nicht. Ich ging zum Haus. Aber auch der Hausschlüssel war weg. Da läutete ich. Paula, die Hausgehilfin, öffnete die Tür einen Spalt — und stieß einen grauen Schrei aus. „Was schrien Sie dann so?“ fragte ich verwundert. „Machen Sie auf!“ Sie aber erwiderte: „Die gnädige Frau ist nicht daheim!“ Nun ist Paula von jeher kein großes Kirchenlicht gewesen. Ich schimpfte darum: „Soll ich etwa die ganze Nacht auf der Straße stehen, bis meine Frau nach Hause kommt?“

Da ließ mich Paula ein. Ich ging zugleich ins Schlafzimmer und legte mich zu Bett. Und verfiel augenblicklich in tiefen Schlaf. Plötzlich aber wurde ich geweckt. Das Licht flammte auf. Ich sah eine Dame in grauem Pelzmantel vor dem Kleiderschrank stehen. Den Mantel kannte ich nicht — wohl aber die Dame. „Hilf! Hilf!“ rief sie. „Oskar, کمک کن! Ich bin Mann in Hut und Mantel eilte herbei und stürzte sich auf mich. Plötzlich jedoch stützte er und rief: „Hugo! Das ist ja Hugo!“

Da erkannte auch ich den Mann. Es war Oskar Krämer, mein Schulfreund, von dem ich glaubte, er sei in Afrika. Als seine Überraschung sich etwas gelegt hatte, fragte er: „Ach, dann bist du es wohl, mit dem sie früher verheiratet war?“ Da wußte ich plötzlich, daß die Dame im grauen Pelz meine Frau war, von der ich vor einem Jahr geschieden wurde. — In dem Dämmerzustand, in den ich durch das Glas Wein geraten war, ich also in die Parkstraße gefahren, obwohl ich dort ja gar nicht mehr wohnte, ich schämte mich wie ein Hund. Was mußte Karen von mir denken?

Doch da sprach sie schon in ihrer bekannt impulsiven Weise. Ich sel in ihr Haus eingebrochen, erklärte sie, weil ich davon erfahren hätte, daß sie sich mit Oskar verheiratet würde. Ich sel ein intiganter Schurke und so weiter und so weiter. Daß mit ihr keunen nicht leicht Kirchengessen war, wußte ich ja — war ja auch der Grund unserer Trennung gewesen. Nun aber erschreckte es mich. Ich sprang aus dem Bett und beehrte mich, in die Kleider zu kommen.

Unverdrossen schwatzte Oskar in einem fort — anschließend war auch er ein blöcher angeheiter. Er erklärte, ich müsse schon entschuldigen, daß er sich nun mit meiner Frau verheiratet werde, doch dann würden wir ja quasi in ein verwandtschaftliches Verhältnis kommen und dergleichen Unsinn mehr. Meine Frau aber — wie gesagt, sie ist zuweilen sehr impulsiv — war an den Toilettenisch ge-

treten — und plötzlich ging es los, wie in allen Tagen.

Ich bekam eine große Flasche Kölnisch Wasser an den Kopf, während sie Oskar die Stiehlampe und eine Büchse Badesaft vor die Füße warf. Woraufhin wir schleunigst die Flucht ergriffen.

Wir gingen zu Oskars Wohnung. Dort haben wir bis vor einer Stunde gesessen und gestritten. Denn er soll sich ja heute mit Karen verheiratet. Aber nun will er nicht mehr. Es sel meine Pflicht, stütze seiner als Standesamt zu gehen! Kein Zweifel, daß ich es sel, dem ihre ganze Liebe geht! Bei allen Anlässen habe sie ihn mit ihrem ersten Mann verglichen und sich beklagt, so oder so hätte dieser sie nicht behandelt. Oskar meinte sogar, daß auch die Parfümfische ihm geölten und mich nur verarschelt hätten. „Ich beschä mich mit dem Mann. Und sagte: „Ja, da ist schwer zu raten. Hansen. Lieben Sie sie dann immer noch?“

Er wandte sich wie ein getretener Wurm. „Nun ja, das schon. Sie müssen wissen, sie sel auch ihre guten Seiten. Und dann — — — ständig so es mobilärer Herr? Ne, schließlich war es ja nicht meine Schuld. Doch ich hätte das Glas Portwein nicht trinken dürfen.“

Ich begriff, worauf er hinaus wollte. „Doch — — — doch, Hansen, es war Ihre Schuld. Und nun sollten Sie schleunigst nach Hause gehen und mit ihrer Frau telefonieren. Alles andere ergibt sich dann von selbst.“

Er reichte mir die Hand und dankte: „Ja, das ist ein guter Rat. Daß ich nicht selbst darauf! Ich glaube, sie ist sehr unglücklich und hat sie einen anderen geliebt als mich.“

Da hielt draußen der Autobus. „Auf Wiedersehen. — Auf Wiedersehen!“ Er schwang sich hinauf und winkte mir fröhlich zu. — Jetzt ist er wieder mit ihr verheiratet. Und ich glaube, er langweilt sich immer.

Ich aber schüttelte noch nicht den Kopf darüber. — Ja, ja, ein merkwürdiger Vogel ist doch die Liebe!

(Aus dem Dänischen von Werner Riegl)

Vagabundenerbe

Von Klaus Erich Boerner

Seld stolt gerührt vom fremden Strich im Land
Schenkt mir kein Mittel, der ich reicher bin,
Ich Fahrender im schreckigen Gernad —
so frei von euch, frei von Besitz, Gernad!

Der rote Moh, den just am Weg ich fand,
schmückt schöner mich als euer Sonntagskleid,
ist meines Sommers heiliges Unterpfand,
ist Gottes Weisheit, Gottes Lieblichkeit. ...

Fromm ohne Kirchen half ich mein Gebet:
dann weiter fort in hell einfacher Lust.
Zur guten Nacht, da Stern bei Sternen steht,
schlaf ich im Stall, mein Blümlein an der Brust.

Ich hör' die Erde atmen durch die Nacht
und neue Länder locken mich im Traum —
sehnst du steh' ich, eh' der Tag erwacht,
rotüberflutet schon am Hügelraum.

Nur immer onnrot! lacht die Welt mir zu,
Gott toll mir alles zeigen, was er schuf.
Dem Bürger sei am Ofen sidre Ruk! —
ich folg' der langen, langen Straße Ruf.

Im Ranzen, ruisset, liegt mein Testament:
Auch ich
war einmal einer Mutter Kind!
Nun bin ich tot.
Gut, daß mich keiner kennt.
Brennt mich zu Asche...
Blatt mich in den Wind!

Dann müß ich über alle Straßen wehn
im Regensturm, im Mannsinnenschein,
dem müden alten Stroich zur Seite gehn
und nachts beim Liebespaar am Waldrand sein:
Frier' nicht,
Gott hält ein warmes Grab bereit!
Auch — meint doch nicht
beim bitren Abschiedsruß!
Das Wandern bleibt Gesetz in Ewigkeit,
dem jeder Bruder Ruhest folgen muß!

MEIN FREUND JOHANNES

Es war noch im Frieden.
Johannes kam freudestreichend zu mir.
„Ich will eine Autotour quer durch Deutschland machen. Hast du Lust, mitzukommen?“

Natürlich! Ich hatte Lust.

„Also, ich hatte gedacht, daß wir dann Anfang nächster Woche starten würden. Die Route habe ich hier auf der Karte schon eingezeichnet. Findest du sie gut?“

Ich sah mir die Karte an.

„Du, Hamburg sollten wir uns aber nicht entgehen lassen, wenn wir ohnehin schon in die Nähe kommen“, erklärte ich.

„Richtig. Und wenn man da schon ist, dann auch mal eben einen Abstecher an die See“, stimmte er zu und trug diese Änderung auf der Karte ein.

„Was du minehnen mußt, ist dir wohl klar?“ fragte er dann.

Ich zählte auf, was ich für notwendig hielt.

„Gut, das genügt wohl. Nur vergiß nicht das Badzeug.“

Abschließend stellten wir noch ein bißchen über die voraussichtlichen Kosten.

„Wenn man schon so etwas unternimmt, darf man nicht knausern“, sagte Johannes kühn. Dann wurde er ein wenig nachdenklich. „Aber das ist ja das dumme an der Sache. Ich weiß nicht, wo ich das Geld hernehmen soll und das Auto.“

3. Bieger

Des Widerspenstigen Zähmung

(Fr. Billeh)



Addestramento del recalcitrante

EIN STINKTIER

VON KONRAD SEIFFERT

Ich glaube nicht, lieber Herr, daß Sie schon mal nähere Bekanntschaft gemacht haben mit einem Stinktier. Vielleicht haben Sie in einem zoologischen Garten Gelegenheit gehabt, solch ein Tier zu sehen. Und da haben Sie nicht groß hingeschaut. Sie sind weitergegangen. Nein, für Stinktiere haben Sie sich bestimmt nicht sehr interessiert.

Und nun muß ich Ihnen hier etwas vom Stinktier erzählen. Denn sonst würden Sie vielleicht diese Geschichte nicht ganz verstehen. Jawohl, es kommt da ein Stinktier drin vor. Es spielt sogar die Hauptrolle.

Also: das Stinktier ist unten dunkelbraungrau bis schwarz, oben hat es in der Regel breite weiße Streifen. Es ist ein Raubtier. Aber das ist nicht das Schlimmste an ihm. Das Schlimmste ist sein Gestank, der Gestank, den es verbreitet. Daher kommt sein Name, ja, wahrhaftig!

Das Stinktier verlißt sich bei seinem Kampf gegen Feinde nicht auf Hörner, Zähne, Krallen oder andere Waffen, mit denen die Natur ihre Kinderchen ausstattet, sondern auf seine Drüsen, auf seine Stinkdrüsen. Die Flüssigkeit, die es aus diesen Drüsen versprüht, verströmt, ist so entsetzlich, daß ihr nichts widerstehen kann. Es gibt kein Tier, das ihr gegenüber gleichgültig bleibt. Auch der Mensch leidet unter dem Geruch des Stinktiersekrets. Er wird elend und schlapp. Er krümmt sich vor Übelkeit. Er würgt und schluckt. Er sieht graue und weiße Ringe vor seinen Augen. Er bekommt keinen Atem mehr. Und das dauert Tage, ja, zuweilen wochenlang. Denn der Stinktiergestank ist keine lächerliche Angelegenheit: er ist außerordentlich dauerhaft und halbtier, er verfliegt nicht. Und aus der Kleidung bekommt man ihn nicht heraus.

Gewiß, es gibt Stinktierjäger. Aber Sie können es glauben, lieber Herr: das ist ein anrüchiger Beruf. Ich habe allerdings gemacht, aber Stinktierjäger bin ich nie gewesen. Doch, doch, man kann Geld an den Stinktieren verdienen. Ihr Fall wird geschätzt. Es heißt Stunk. Und wenn Sie Ihre Frau Gemahlin erfreuen wollen, dann kaufen Sie ihr einen Skunkmantel. Sie wird Ihnen dank-

bar sein, wahrhaftig. Vom Stinktier brauchen Sie ihr dabei nichts zu erzählen.

Ramon hatte so ein Stinktier gekauft von einem Mann, der sich mit der Jagd dieser Vöcher beschäftigte. Dem war es lebend in die Hände gefallen. Er hatte dem Ramon versichert, noch nie, niemals habe er ein Stinktier erbeutet, das die Luft so unangenehm mache wie gerade dieses.

Und ich sagte zu Ramon: „Du mußt total verblödet sein! Ein Stinktier! Du ruinierst dich und mich! Jeder wird einen Bogen um uns machen, wenn er uns nur kommen sieht!“

Aber Ramon lachte: „Das Tier bleibt bei dem Jäger, bis ich es brauche. Ich will es ja gar nicht in meiner Nähe haben!“

„Bis du es brauchst? Wozu willst du ein Stinktier brauchen? Wozu kann man denn ein Stinktier verwenden? Nur sein Fell —“

„Ich werde es lebend brauchen!“ Und dann erzählte mir Ramon, was er plante. Ach, ich muß sagen, daß dies ein dunkler Plan war. Aber Ramon hatte sich — wieder einmal — verliebt. Und Sie wissen es vielleicht, daß Leute in solch einem Zustand wichtige Dinge planen und auch tun, die man nicht mit den üblichen Maßstäben messen kann. Ich muß überhaupt nicht, ich befürchte nur, daß die Sache schlief gehen könne. Und ich will es Ihnen hier gleich sagen: sie ging nicht schlief, sie gelang großartig.

Diesmal hatte sich Ramon in Doña Juanita verliebt, in die Tochter des Señor Latacunga. Juanita war ein nettes Mädchen. Mich störten ja ihre hervorquellenden Augen ein wenig. Aber Ramon behauptete, Juanita könne, dürfte keine anderen Augen haben. Nun gut!

Die Latacungas waren Freunde der Familie Zapola. Und es stand fest, daß Juanita den jungen Zapola, den Bartolo, heiraten sollte. Sie wollte aber nicht. Und sie kam zu Ramon. „Es muß etwas geschehen“, jammerte sie, „halte mir den Bartolo vom Leib! Seine blöden Streiche fallen mir auf die Nerven! Es muß zum Bruche kommen zwischen den Zapolas und uns!“ — Das sagte Juanita zu Ramon. Und darauf kaufte er das Stinktier. Ja, es stimmte schon: Bartolo Zapola war ein

eigenartiger Bursche. Er tat verschiedenes, was ein halbwegs vernünftiger Mensch nicht ganz verstand: er hielt sich einen Stinktier, den er als Reittier benutzen wollte. Er hatte sich eine Giftschlangenförmig eingerichtete und damit Angst und Schrecken in seiner Umgebung verbreitet. Er schrie wie ein Papagei. Er grunzte wie ein Pökel. Er schnarchte wie ein Gürteltier. In der Tierwelt war er ganz zu Haus. Und da er ein verzogenes Kind war, durfte er tun, was er wollte. Ein Stinktier? Nein, ein Stinktier besaß er in seinem Zoo nicht.

Ramon versprach der Juanita, alles zu tun, was sie wünschte. Und er wollte schon dafür sorgen, daß es zu dem von ihr ersehnten Bruch zwischen den Zapolas und den Latacungas komme, sagte er ihr.

Zuerst aber kam es zu einer Verlobungsfeierlichkeit im Hause der Familie Latacunga. Juanita konnte nichts dagegen tun, daß sie die Verlobte Bartolo Zapolas wurde. Die Eltern wünschten die Heirat. Dagegen war nichts zu machen. Bartolo gackerte, bellte, jaulte, kreischte und fand es ganz nett, daß Juanita seine Frau werden sollte. Aber seinen Stinktier hielt er für wertvoller als irgendeine Frau. Er hatte ihn schon soweit gebracht, daß er aus der Hand fand und sich kralen ließ, eine beachtliche Leistung.

Ramon und ich, wir gingen an dem Abend, an dem die Verlobung gefeiert wurde, zum Haus der Latacungas. Nein, eingeladen waren wir nicht. Wir betraten das Haus auch nicht, sondern schlichen uns vom Garten aus auf die Veranda. Kein Mensch kam hierher, wir wußten es. Und es war ein sehr dunkler Abend.

Von der Veranda aus gelangten wir bis zu den Fenstern des großen Raumes, in dem die Gäste versammelt waren. Es waren viele Gäste. Wir sahen uns die Leute an, die da am Tisch saßen. Ach, lieber Herr, es waren ehrbare Bürger mit Glätzen und Büschen, sehr satt, sehr zufriedener, sehr anständig. Ramon und ich, wir freuten uns, daß wir nicht zu ihnen gehörten.

Bartolo saß an der Seite Juanitas. Er machte, wie immer, seine Spässe und war nur mit Mühe davon abzuhalten, auf allen vier auf dem Fußboden herumzukriechen. Nein, auch er gehörte nicht in diesen Kreis.

Juanita war entsetzt über das Benehmen ihres Verlobten, dem die Gäste teils mit Schmunzeln, teils mit hochgezogenen Augenbrauen zusahen und zublinen. Ich konnte deutlich erkennen, wie die schon an sich weit hervorstehenden Augen des Mädchens noch mehr aus ihren Höhlungen traten.

Neben dem Fenster, das uns zur Durchführung von Ramons Plan am geeignetsten zu sein schien, setzten wir die Kiste mit dem Stinktier auf den Erdboden. Ja, selbstverständlich: das Stinktier hatten wir mitgebracht.

In dem Augenblick, in dem die Gäste sich anschickten, auf das Wohl des jungen Paares anzustoßen, hoben wir die Kiste bis an den unteren Rand des Fensters, Ramon öffnete deren Deckel, und wir schütteten das Tier ins Zimmer.

Mit einem verhältnismäßig eleganten Satz landete das Stinktier auf dem Fußboden und hoppelte dort herum. Die Nähe der vielen Menschen, vor allem wohl aber der jähle Wechsel von Dunkelheit und strahlender Helle sorgte dafür, daß es aufgeregt, ängstlich, nervös wurde. Und dann tat es eben das, was ein Stinktier in solch einem Augenblick zu tun pflegt: es begann, sich gegen seine mutmaßlichen Feinde zu verteidigen.

Das geschah auf eine geradezu glänzende Art. Mir blieb der Atem weg. Dem Ramon auch. Noch nie hatte ich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie unerschöpflich die Drüsen eines Stinktieres sind.

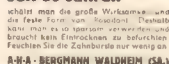
Es versprühte den entsetzlichen Inhalt seiner höllischen Drüsen über den Tisch, die Gäste, die Wände, den Fußboden, jeden Teil, jede Ecke des Raums, hob immer wieder seinen Schwefel hoch, sprang, lief, rannte hierhin und dorthin, wurde bei den Schreien und Angstrufen der Menschen

Aus dem besetzten Frankreich - Dalla Francia occupata

(Jos Oberberger)



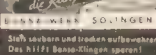
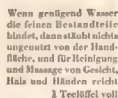
feiner Lorsee



Rosodont

Bergmanns feste ZAHNPASTA

Täglich nachmittags und abends
erschlossene Konzerte Schenkbare Räume



*Aprik-Kühlkost aus Holland
Frankreich, Italien, Bulgarien
bereichert den deutschen Tisch.*



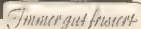
PFEILRING  WERKE AG.

Neu herausgegeben und erläutert
von Hermann Schroder
Ethisches Eherecht und Fremdenrecht
Zivil- und Strafrecht Eine wichtige neue
dokumentarische Waffe im Kampf gegen
das jüdenum Feindlichen im Zentrum
erlag der NSDAP Zwei Bände mit
1022 Seiten im Lexikonformat
in Ganzleinen gebunden RM 20 —
Zählbar auch in Monatsraten

ED. EMIL THOMA
MÜNCHEN 2 WEINSTR.

ED. EMIL THOMA
MÜNCHEN 2 WEINSTR. 9
Verlangen Sie Prospekte über
weitere literarische Buchwerke

Wolfgang
Instrumente optischer
und feinmechanischer
PRÄZISION



alt Wellen Divergenz durch Wellen Reflexion



wurde am Hofe in Wien die Firma
JOHANN KATTUS
gegründet

Ihre bekannteste Marke ist der Wiener Sehl
HOCHRIEGL

für deinen Soldaten
eine echte
VAUEN



Älteste ~~Smiths~~ Brüderpfeifenfabrik **VAUEN** Nurnbe

ERVEN LUCAS **BOIS** EMMERICH 280

JOHANNES LUCAS **BOLS** EMMERICH
Likörfabriken

[Faint bleed-through from the reverse side of the page]

Fotos

kleben wir nur oben mit winzigen Tropfen säurefreien, wasserfesten Alleskleber in unser Album. Dann werfen wir die Bilder nacheinander der Klebstoffreichtlänge

UHU

Der Alleskleber

Tube stets fest
verschließen!

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nuckel)



Ich hatte in Wien einen Wasserrohrbruch Nach langen Wochen und Warten kam endlich der Installateur. Ärgerlich rief ich: „Heute kommen Sie erst! Ich hatte doch schon im November telefoniert!“

O hätte ich dies nie gesagt! Denn der Installateur winkte sofort seinem Gesellen und sagte: „Gehma, Schorschel! Wir san im falschen Laden! Wir suchen die Partei, die im August telefoniert hat!“ J. H. R.

*

Strassenbahn. Knüppeldickes Gesspaltvoll.

Haltstelle Zoo

Der Schaffner drängt:

„Beieien! Beieien!“

Der Fahrgast flucht:

„Wenn wir hier wie die Heringe stehen, kann ich nicht wie ein Wurm durchwühlen und abspringen wie ein Reh, Sie Hirsch!“ J. H. R.

*

Unser Zeitgenosse, der Schriftsteller K., hatte für eine Wiener Bühne vor Jahren die „Fledermaus“ ein wenig bearbeitet. Ein paar kurze Dialoge, ein

paar winzige Einfälle, der Rest der Arbeit bestanden in nächtlichen Kartenspielen mit dem Intendanten. Aber noch heute kann der Schriftsteller K. weder im Radio noch sonstwo eine Melodie aus der Fledermaus hören, ohne sofort alle Umstehenden aufmerksam zu machen: „Diese Melodie ist aus meiner Operette!“ J. H. R.

*

Der Frontsoldat meldete sich bei seinem Bürgermeister. Der Bürgermeister schüttelte dem Urlauber die Hand.

„Hast drei Wochen Urlaub, Schorsch?“

„Frei!“

„Freust di, gelt?“

„Einesteils schon!“

„Und anderenteils?“

Der Urlauber lachte:

„Anderenteils schon aai!“

J. H. R.



Ein selbstverständliches Gebot: Man braucht VELVET, so oft's Brot Das schmeckt sehr gut, nicht nur „zur Not!“



Plasche nicht stellen, immer legen, Sonst entweichen die Geister des Sekts! Nichts vergeuden vom Schaumweinsegen; Schlürf ihn bedächtig und sieh, dann schmeckt's!

G.L. Kessler & Co.

Älteste deutsche Sektkellerei

Esslingen am Neckar



NESTLE

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“

„Nestle“



Eukrotol

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

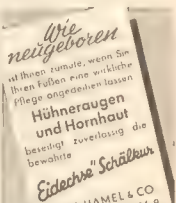
„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“

„Eukrotol“



Eidechse

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“

„Eidechse“



Fuss-Flechte

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“

„Fuss-Flechte“



Wimpernbalsam

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“

„Wimpernbalsam“



Die richtige Menge

„Die richtige Menge“

„Die richtige Menge“

„Die richtige Menge“

„Die richtige Menge“

„Die richtige Menge“

„Die richtige Menge“

„Die richtige Menge“

„Die richtige Menge“



„Die Damen werden gebeten, sich schon jetzt zu überlegen, ob sie an der nächsten Haltestelle aussteigen wollen, oder nicht!“

“Le signore sono pregate di riflettere già adesso, se debbano o no, scendere alla prossima fermata!”

DIE SCHÖNE SUSANNE

VON GERMAINE BEAUMONT

„Sie möchten gerne, daß ich Ihnen von Herrn Papeau erzähle. Es ist eine seltsame Geschichte; Sie mögen sie sich deuten, wie Sie wollen. Ich kann nur alles genau so berichten, wie es sich zugefallen hat. Genau so. Ohne etwas hinzuzufügen oder wegzulassen.“

Um damit anzufangen, so vermittelt Ihnen dieses Landhaus, das Sie soeben besichtigt haben, und das er mich als seinen Freund und Nachbarn nach Möglichkeit für ihn zu vermieten gebeten hat, eine recht gute Vorstellung davon, was für eine Art Mensch Herr Papeau ist — beziehungsweise war, muß ich wohl sagen. Ein kleiner Beamter mit etwas Erspartem. Genug als Zulage zu einem bescheidenen Gehalt, aber doch nicht genug, um ohne Anstellung leben zu können. Sie haben die mit Rips bezogenen Lehnstühle gesehen, die porzellanenen Familienerbstücke auf dem Kaminsims, die schweren alten Petroleumlampen — das Haus hat kein elektrisches Licht, möchte ich Sie aufmerksam machen! —, die grüne Tischdecke mit Fransen und das Schlafzimmer mit den vergrößerten

Photographien der letztverstorbenen Verwandten von Herrn Papeau. Nichts Uppiges, Ausgefallenes oder Schmuckes. Nur eben ein wenig Bequemlichkeit. Eine Behausung, die nur der schlichtesten, anspruchslosesten, stubenhockerischsten Sorte von Mensch gehören konnte, die man sich nur vorstellen kann. Bis...

Ich muß erwähnen, daß er jeden Morgen in sein Büro ging, in einem kleinen Restaurant zu Mittag aß, und abends hieher zurückkam zu einer Mahlzeit, die ihm seine Wirtschafterin bereitgestellt hatte. Nach dem Essen rauchte er mit mir in seinem Wohnzimmer oder in diesem Zipfelchen von Garten eine Pfeife. Wir plauderten miteinander. Zwei alte Junggesellen ohne Familie oder Verwandte. So hatten die Dinge lange Zeit ihren Lauf. Sie hätten immer so bleiben können, wenn er sich nicht eines Tages in den Kopf gesetzt hätte, einem Trödelmarkt einen Besuch abzustatten. Jemand in seinem Büro nämlich hatte ihm von einer neuerlichen Nachfrage nach einer gewissen Sorte alter Möbel erzählt, und ein paar

Stücke ebensolcher Möbel standen auf dem Speicher seines Hauses verstaubt. Die Aussicht, sie in eine kleine Sonderzulage umzumünzen, tat es ihm an. Eines Freitags abends sagte er zu mir: „Ich würde mich gerne in St. Ouen umsehen, bevor ich sie verkaufe. Ich kann mir denn vielleicht ein Bild machen, was sie wert sind, ehe ich zu einem Althändler gehe. Würde es dir etwas ausmachen, morgen nachmittags mitzukommen?“ Ich konnte nicht. Ach, das war das Verhängnis! Wenn ich nur mit ihm gegangen wäre, vielleicht hätte er dann nie „Die schöne Susanne“ mit heimgebracht!

„Die schöne Susanne?“

„Ja. Ein Schiff in einer Flasche. Ein kleines himmelblaues Schiff, mit dem Namen in scharlachroten Buchstaben auf der Bugwand: „Die schöne Susanne“. Ein bezauberndes kleines Schiff, bei dem man sich fragte, wie es mit seinen Masten, seinem Tauwerk und all den getakelten Segeln in die Flasche hineingekommen war. Sie wissen sicher, wie man solche Schiffe in Flaschen hineinbringt, aber es gibt immer noch Leute, die sich darüber verwundern, und ich war einer davon, bis Herr Papeau „Die schöne Susanne“ erstand. Ich bewunderte sie, wie ich zugeben muß, und riet ihm, sie auf den Kaminsims im Esszimmer zu stellen, statt der Marmoruhr, die Sie soeben dort gesehen



„Sag' mal, Otto, hat dir denn ‚Aïda‘ nicht auch gefallen?“
„Nur die Beene, oben herum hätte sie besser sein können!“

*Dopo l'opera: "Dimmi un po', Ottone, non à piaciuta anche a te
l' 'Aïda, ?,, — "Le gambe, sì, ma sopra poi ... avrebbe potuto esser migliore!..*

haben. Die Uhr wanderte auf einen Schrank und „Die schöne Susanne“ wurde feierlich aufgestellt. Ein paar Tage später, als ich nach dem Abendbrat hinkam, fand ich Papas wie er sein Schloß durch ein Vergrößerungsglas untersuchte. „Es ist eine Bark“, sagte er. Ich habe im Konversationslexikon nachgesehen und konnte jetzt die Namen all ihrer Taus und Segel, dies hier sind ihre Vorder- und Hauptbrissege, dies ihre Toppsge, dies ihre Fockstags, das hier ihr Außenklüver, das ihr Stagsegel, das ihr Klüverbaum...“ Weiß der Himmel, was für Namen er noch gelernt hatte!

„Finden Sie nicht“, fragte er mich ein paar Tage später, daß dieses Schloß die Phantasie anregt? Er hatte einen ganz anderen Ausdruck in den Augen. Sie waren klarer, tiefer, und schienen durch einen hindurchzublicken. Er streichelte die Flasche wie etwas, an dem sein Herz hing.

Nicht viel später sagte er zu mir: Ich war im Marine-Museum, ja, die „schöne Susanne“ ist nichts im Vergleich zu dem, was ich dort gesehen habe! Und er fing an, von Karavellen und Zweimastern, Briggs und Korvetten, Schönen und Klippen zu reden, als sei er von Jugend an zur See gefahren, während ich glaube, das einzige Schiff, auf dem er je gestanden hat, war ein Fließdampfer. Es wurde so schlimm, daß ich ihn kaum mehr erkannte. Ein in seinem Leben so ordentlicher Mann! Und jetzt verbrachte er die meiste Freizeit auf den Kais, unterhielt sich mit Seeleuten und ließ sich auf Schloppdampfern und Fähren herumfahren...

Nach einem dieser Ausflüge war es, daß er zu mir sagte: „Wir sind zwei alte Spieler, mein Lieber. Wir werden sterben, ohne Irgendwas von der Welt gesehen zu haben. Der Matrose, der die „schöne Susanne“ in die Flasche gesteckt hat, konnte vermutlich alle Häfen Indiens, Chinas und Japans. Und die Südeise – Tahiti! Stieh dir nur vor die Südspitze!“

„Danke!“ sagte ich. „Wenn es schon Inseln sein müssen, so genügt mir eine Seins-Insel.“ Aber er überhörte das einfach. „Man denke nur, hier wie ein Klob sterben zu müssen...“ Vielleicht morgen schon... ohne jede Neugier oder Sehnsucht... während es doch das Meer gibt und alle diese Orte...“

Das war das Ende. Er verlor seine Ruhe und Behäbigkeit. Er rauchte reichliche seine Pfeife und verbrachte eine Menge Zeit damit, Reise- und Abenteuerbücher zu lesen. Er kaufte einen großen Atlas. Er nahm keinen Anteil mehr an seinem Beruf, begann abzumagern und schlecht auszu-sehen. Dann plötzlich reichte er seine Pensionierung ein. Danach wurde er noch ruhloser und ich noch schlechter aus. Er konnte sich zu nichts bringen. Er schlang seinen Arm um meinen und seinem Atlas aufzugehen. Dies ging eine Zeitlang so weiter, und dann...“

Der Erzähler brach ab. Er schien bewegt. „Er starb?“, fragte ich mühselig. „Er ging auf und davon“, erwiderte der Erzähler. „Er machte sein kleines Kapital flüssig und schiffte sich ein. Vor heute fast einem Jahr. Er sandte mir eine Postkarte aus Marseille, dann aus Port Said, aus Goe und aus Singapur. Auf der letzten bat er mich, sein Haus für ihn zu vermieten und schrieb, er fühle sich wie ein ganz anderer Mensch und werde vorläufig nicht zurückkommen...“

Es dunkelte. In Herrn Papas Garten war es ein sehr geruhiger und friedlicher Abend. Ein laiser Wind wehte die Zweige eines Fliederbaumes über das Antlitz des Hauses.

„Und die „schöne Susanne“?“, fragte ich. „Der beglückte“, deutete auf die frisch geschaffte Erde am Fuß des Fliederbaums. „Sie liegt hier“, sagte er. „Hier kann sie kein Unheil mehr anrichten. Herr Papas stand allein da in der Welt. Aber, wissen Sie, sie hätte auch andere Menschen anstecken können. Ich zum Beispiel...“ Er beendete nicht. Als ich einen Monat später Gelegenheit hatte, ihn wieder aufzusuchen, erfuhr ich, daß er alle seine Sachen zu Geld gemacht hatte und fortgegangen war.

(Berechtigte Übertragung von H. B. Wagenell)

DER BESESSENE AKT

VON L. HULEK

In der k. k. Stathalterei eines österreichischen Kronlandes war Regierungsrat Steinberger das Bildnis eines alpenländischen Riesen und kraftstrotzender Männlichkeit. Aber, was ist der Mensch? Am 23. Jänner 1906 stürzte er am versteinerten Gehsteig in der Herengasse. Wenn er auch dies mit einem dröhnenden „Ho, Ho!“ abtat, Freund Hein kicherte dafür lachend „Hi, Hi!“. Am 25. desselben Monats blieb er das erste Mal infolge einer leichten Unbeiligkeit dem Dienste fern, am 29. aber standen seine Amtskollegen vor einem offenen Grabe. Der Fall war so erschütternd, daß der Stathalter persönlich den Nachruf hielt, wobei er das Schicksal anklagte, eine klaffende Lücke in seinen Beamtenstab gerissen zu haben. Steinberger war aber auch wirklich unersetzbar. Steinberger war durch fast fünf Jahre mit dem Akt 1752/III ex 1901 verknüpft. Es war nachgeordnet seine Lebensaufgabe, die Causa „Wasserrecht Schwarzing, Unter- gegen Ober-“.

Tritt ein Vorkommnis des profanen Lebens ins Blickfeld der staatlichen Verwaltung, so geschieht dieser Geburtsvorgang durch eine Eingabe. Daran reißen sich nun, teils durch Sprossung, teils durch Teilung, wie bei den Hefeplätzen, andere Schiebsche, das Kind beginnt zu wachsen, erhält ein Hemdchen, Umschlagnbogen genannt, einen Namen, und wird Mitglied einer Lebensgemeinschaft, die man mit dem Sammelnamen Akte bezeichnet. Viele davon sterben an Kinder-Krankheiten, andere hingegen wachsen heran und erhalten bald ein gewisses Gewicht von über 376 Gramm einen Leibgurt, den Aktenschild, der ihnen Festigkeit für ihre fernere Laufbahn gibt. Nur ganz geübte k. k. Beamte konnten diese Umgründung des Aktes fachgemäß vollziehen. Der Akt, wozu so zum Akten-Konvolut. Darum auch war man bestrebt, bei einer Körpergröße von 74 Millimetern dem Lebenswesen einen endgültigen Panzer zu geben. In Form von bebänderten blauen Deckeln, auf deren Etikett in Rundschrift Name, Stand und Geburtsjahr des Aktenbürgers deutlich lesbar waren. 1752/III ex 1901 „Wasserrecht Schwarzing, Unter- gegen Ober-“ war auf Geduld und Verdriss mit Steinberger verbunden und harter der Erlösung. Wasserrecht Schwarzing war zu knifflig, um von der lesenden Nachwelt ganz verstanden zu werden. Es sei nur erwähnt, daß das Wasserrecht der Mühle in Unterschwarzting gehörte, wohingegen in Oberschwarzting eine Gerberei den Mühlgraben verunreinigte, dieser zweimal im Jahre gereinigt werden mußte, wodurch wichtige Arbeitszeit verloren ging. Nur Steinberger konnte hier die Verwaltungsschuld zwischen Scylla und Charybdis steuern. Er wanderte oft auch stundenlang längs des Grabens, den Endentschdel barrellis in seiner starken Hand haltend.

Sein Amtsnachfolger, Oberregierungsrat Wimmerer, war das gerade Gegenteil dieser Kraftnatur. Kaum 159 cm groß, hatte er auch noch einen unglückseligen Körperbau. Auf langen, dünnen Beinen saß ein ganz kurzer Oberleib. Wimmerer stieß auf jedem Arbeitsplatz mit der Nase auf die Schreibtische. Wimmerer hatte daher auch auf seiner vorigen Planstelle die Schreibtischbeine kürzen lassen, so das Inventarstück für einen

ferneren Dienstgebrauch unmöglich machend. Aber auch sonst war Wimmerer der Gegenpol Steinbergers. Letzterer hatte eine hoffnungsvolle Laufbahn vor sich, Wimmerer hatte hingegen nur mehr fünf Jahre bis zum Ruhestand abzudrücken. So trafen beider Schicksale wie die Schiffelein der Lebens-Luftschiffahrt zusammen oder wie punktierte Bezoome einer k. k. Behörde mit geregelter Arbeitszeit, wo der Erste das Gebäude verläßt, wenn der Letzte eben kommt. Aber alles erscheint unwichtig gegen die Kluft in der Weltanschauung beider: Wimmerer hatte für Wasserricht Schwarzing, das Lebenswerk Steinbergers, nichts übrig, er kannte die Causa kaum dem Namen nach, er kannte sie überhaupt nicht und konnte sie auch nicht kennen lernen. Dann 1752/III ex 1901 war auch mit Steinberger, dem im letzten Leben geschieden. Das Konvolut war seit Steinbergers Hinscheiden unauflösbar! Akteur Pimpel gab zu Protokoll, den Akt Amtsdienster Tuschpatsch ausgehändig zu haben. Dieser aber sagte unter Amtseid aus, den Akt dem Herrn Regierungsrat – Gott hab' ihn selig, den edlen Mensch! – zu „Dringliche Sachen“ am letzten Tag seines Wirkens gelegt zu haben. Die Lage stieg auf Siedehitze. Der Stathalter wollte sogar das Grab öffnen lassen, um festzustellen:

1. Ob der mit Tod Abgegangene den Akt nicht etwa zwecks genauen Studiums etc. ...

2. Ob nicht gesetzeswidrige Zusammenhänge zwischen dem plötzlichen Tod des aus dem Dienst Geschiedenen und der Aktenlage – ... Alles schon dagewesen, etc. ... Nur die Inständigen Bitten der Witwe, die sich von der Sargschließung erlösen konnte, daß Punkt 1. Lausmeldung zu erwarten sei und der Einwurf des Oberstaatsanwaltes, daß bei der Amtsvorsorgepflicht des Obgeföhrten und seiner strikten Neutralität das Tatumtöf fehle, ließen ihn in letzter Minute Abstand nehmen. Schließlich lud er beide Stathalter zu sich, um dann doch einen Ausgleich zu erzielen. Aber es wurde keine reine Freude, denn diese wurden zwar gute Bekannte, Freunde wurden sie nie! 1752/III ex 1901 aber war eine häßliche Narbe im Dienstverlaß der k. k. Stathalterei, die bei jedem Wetterumschlag schmerzte. Auch ein Wimmerer beim Abschied das goldene Verdienstkreuz aus der Hand des Stathalters empfing, konnte dieser es nicht verschleißen. In vorstehenden aber faktuellen Worten des verlorenen Aktenbuches zu gedenken.

Der Amtsnachfolger Wimmerer war wieder eine 182 cm große Kraftnatur, wenn auch schon mit einigen kleinen Degenerationserscheinungen der Zivilisation. Nicht so sehr an Mängeln erkennbar, als vielleicht in einer Überbetonung des Kraftmeistertums, wie es die Sportbewegung im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts mit sich brachte. Richtige, gesunde Kraft rührt nicht gleich die Nase, wenn sie einen geschlossenen Amtsräum betritt und reißt nicht gleich Türen und Fenster auf. Stürzt vielleicht gar die Welt ein, wenn man sich auf einen Stuhl setzt, der fürsorglich mit einer Filzunterlage versehen ist, um den unliebsamen Glanz des Amtsofenbodens nicht aufkommen zu lassen? Aber schließlich war der neue Kraftmeister nun Herr über den Thron. Mit brutalen Händen fingerte er an der unschuldigen Filzunterlage und schnitt mit dem Jagdmesser gar noch die Bänder durch, als sich die Knoten nicht gleich lösen wollten. Zum Vorzeichen kam ein großer Konzeptbogen mit den starken Schriftrücken des unersetzlichen Steinbergers: Amtsvormerk!

Der k. k. Bezirkshauptmannschaft Militärärztin zur neuerlichen Anberaumung eines Ortsausgangsscheines und sofortigen Rückvorlage, Steinberger. 24. I. 1906. Darunter aber ein blauer Pappkorn mit einer rundgeschriebenen Aufschrift:

1752/III ex 1901

Wasserrecht Schwarzing, Unter- gegen Ober-

Albert Himerer

MARZ

Ein blaßes Haus und müder Schein durch Wolken, die sich manchmal teilen. Der Wind wölft wieder tanfiter fein. Und Waffer rinnt in vielen Zellen von mellen, falben Wiefen her, darob schon hoch die Vögel fliegen. Mein Mädchen lüchelt. Ach, es hat ein helles Kiebt zu Hause liegen!



„Nein, nein, man soll nicht von mir sagen, die Männer fliegen nur auf das Äußere — von morgen ab werde ich mich auch seelisch entwickeln!“

Proponimento: „Ah no no, non si deve dire di me che gli uomini volino dietro soltanto all' esteriore ... da domani in poi mi svilupperò anche spiritualmente!„

DIE BEIDEN VERBÜNDETEN

[O. Gulbransson]



Ob dieser Druck wohl Liebe ist?

I due alleati: Che questa stretta sia davvero... amore?

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT MÜNCHEN

Der begrabene Beveridgeplan



„Seine Konstitution war zu schwach, um unser rauhes, konservatives Klima zu ertragen. Er ruhe sanft!“

Il piano di Beveridge... sepolto: "La sua costituzione era troppo debole, per sopportare il nostro duro conservativo clima. Ripos in pace!.."



„Merkwürdig: Sie flüstert im Traum einen fremden Männernamen, ich einen fremden Mädchennamen — vielleicht haben wir uns miteinander verwechselt!“

„Stirno! Esa memoria in sogno un nome d' uomo forestiero ed io un nome di ragazza forestiera... Che ci siamo forse confusi tutti e due!“

Fräulein Mia wird sich erlauben

Man hat die Wohl, dieses Fleckchen Erde am Stadtrand einen Bauplatz zu nennen oder eine Wiese, je nachdem, ob man ein Immobilienhändler ist oder ein Kind aus der Nachbarschaft. Es wäre wirklich nicht hübsch, hier von Bauplatz zu sprechen, wo hinter dem Bretterzaun jetzt schon Fllederbüsche und struppige Holunderzweige mit dicken Knospen stehen und es unten auf der Erde zu sprießen beginnt, um die Zigaretten-schachteln, ein paar alte Konservendbüchsen und einige Emallietrümmer zu überwuchern. Also halten wir es mit den Kindern und sagen Wiese. Hier spielen die Großstadtkinder Frühling. Eine Kindergärtnerin läßt ihren Kindergarten weiden. Sie hat mit den Kleinen einen Kreis gebildet, und feierlich schreiten sie singend im Rund. Sie nehmen den Frühling und die Spielregeln sehr ernst, vermutlich genau so ernst wie der Immobilienhändler diesen Bauplatz. In einer Wiesenecke sind kleine Buben. Man kann sie nicht überhören. Kleine Buben spielen entweder Fußball oder Soldaten. Beim Soldaten spielen lassen sie sich gegenseitig stamm stehen und rufen etwas Unartikulierendes. Die hier haben sich etwas Besonderes ausgedacht, sie tun nämlich nur so, als ob sie Fußball spielen, aber immer wieder gibt einer den Fußball einen Tritt, und wenn er richtig gesteuert hat, fliegt der Ball in den Kreis der Kinder mit ihrer Gärtnerin. Dann kommen die Spielregeln in Unordnung und die Kindergärtnerin

läßt zu schimpfen an. Das macht den Buben recht viel Spaß. Ich muß gestehen, es ist ein spannendes Spiel, denn man kann nie wissen, ob die Kindergärtnerin nicht doch einmal einen erwischt und ihm eins hinter die Ohren haut. Die Erwachsenen, die vorübergehen, finden das Spiel ungehörig und häßlich. Auf Grund meiner Beobachtungen kann ich feststellen, daß die Buben viel aufrichtiger Freude daran haben. Nun komme ich an die Ecke des Bretterzaunes,

IM MÄRZ

Gibt's noch einen Tagelöhler?
Gibt's noch Leute, die nur galfen
Räder rollen, Hände dhaffen.
Überall ist Hochbetrieb.

Auch die Kreatur tut mit.
Sehen wir nicht unfre Hennen
neu vom Legetrieb entbrennen,
rennen der Hahn sie mahnend trüff!

Bloß die Amsel drückt sich drum.
Abends von des Hauses Giebel
flöset sie den alten Stiebel
und betört das Publikum.

dort wo die Fllederbüsche ganz dicht stehen, da höre ich, wie eine kleine Mädchenstimme sehr zierlich sagt: „Fräulein Mia wird sich jetzt erlauben, den Herrschaften einen Phantomtanzt vorzuführen!“ Und schon sehe ich, wie sich Fräulein Mia das erlaubt. Fräulein Mia, ein Mädchen im Alter von ungefähr acht Jahren, macht nämlich mit den Armen flimmernde Schwimmbewegungen, die nach einem alten Übereinkommen zwischen Tänzerinnen und Publikum Grazie bedeuten. Mal hebt sie auch das rechte Bein und mal das linke, genau so, wie sie es von der Tänzerin des Zirkus gesehen hat, der vorige Woche hier nebenan sein Zelt aufgeschlagen hatte. Die Herrschaften aber, denen Fräulein Mia den Phantomtanzt vorführt, werden von einer Schar kleiner Knirpse gebildet. Die Herrschaften sind alle in eine dicke Wärscheleine zusammengefaßt, vermutlich, um das Gedränge im Zuschauerraum zu erzeugen, vielleicht aber auch, um ihr Entweichen aus der Vorstellung zu verhindern. Fräulein Mia hat aufgehört Phantom zu tanzen und das Publikum ist starr vor Staunen.

Falls sich aber unter den Herrschaften ein künftiger Kritiker befinden sollte, wird er vermutlich in Fortsetzung des Spiels zu Hause schreiben: „Fräulein Mia ist zwar noch Anfängerin, aber ihr großes Talent ist unverkennbar. Wenn es ihr gelingt, die Ballungen und Lösungen ihres Körpers noch freier zu gestalten, dürfte sie ihren Weg auf der Tanzbühne machen.“ Aber vielleicht wird sie auch Köchin.

Foltzick

Ratatöhr

Die Probezeit

(P. Kriesch)



„Wißt ihr, Kinder, wenn ein Mann nicht solange auf mich wartet, bis ihm ein Vollbart wächst, ist er eben für die große Liebe noch nicht reif!“

Tempo di prova: „Sapele, bambine, se un uomo non aspetta me finchè nongli vengo la barba lunga egli non è certo ancora maturo pel grande amore!..“

Die glückliche Ehe

(Wilhelm Schulz)



„Schweig, Britannia, und lächle, man beobachtet uns! Gestritten wird, wenn wir unter uns sind!“

Il matrimonio felice: “Taci, Britannia, e sorridi! Ci osservano; si litigherà quando saremo fra noi due soli.”



ABBREVIATUREN

VON SCHLEHDORN

Abbreviaturen sind Abkürzungen aus dem Mittelalter. Sie finden sich in geistlichen, weltlichen, insbesondere amtlichen Aufzeichnungen usw. (usw. ist eine Abbeviatur für die Tatsache, daß einem kein Beispiel mehr einfällt), machten sie für den Laien unverständlich und wurden deshalb von den Eingeweihten gepflegt. Daß RR. eine Reglement ist, ROS. nichts anderes als ein Reglementsekretär und P.P. sogar ein Polizeipräsident, das sind modernere Abbreviaturen. — Durch den Zoo gingen zwei Abbreviaturen. Der eine war a. D., der andere z. D. Sie rauchten ihre Zigarrenstummel mit dem Genuß solcher, die keinen Luxus treiben und besahen sich den Marabu. Der schien zu sagen: „Mir als erfahrenen Kassensbeamten können sie hinsichtlich der Buchführung nichts vormachen.“

Den Marabu kann man sich richtig jung gar nicht vorstellen, — wie er als Marabus mit seinem Maremedl durch den Frühlingswind zieht, in jenem schaukelnden Schweben, mit dem sich andere Vögel als Verlobte empfehlen.

Die Pinguine nebeneinander wirken mehr wie eine Kollegialbehörde im Frack. Dafür hat der Kassier den schnellen, gereizten Blick des Kontrolleurs. Ein weiblicher Wiedehöpf ging mit selbstbewußter Grazie auf und nieder, wie eine Studienrätin auf dem Schulhof des Lyzeums. Der Streuß aber, mit dem Hut unserer Großmutter hinten, hörte gleichmütig zu, wie die linden Lüfte, außer dem Duft des Raubtierhauses, vom Musikpavillon die Takte eines Straußschen Waltzers herübertrugen. — Verwenden gegenüber ist man mit dem Beifall sparsam.

Der Adler, der tragischste der Gefangenen, saß unnahbar und dachte nach, — vielleicht über seine seltsame Residenzpflicht...

Die beiden alten Herren standen dann lange vor dem Affenkäfig. Eine Äffin, die ihr Junges aus Erziehungsgründen am Schwanz hinter sich herzog, entrüstete sich:

„Man kommt sich wahrhaftig wie ein Affe vor, wenn man sich hier wie ein Affe benimmt, und die alten Affen da unten verziehen keine Miene.“

Aber das hatte seinen Grund. Der a. D. und der z. D. hatten gewettet: wenn der erste Affe sich umdreht und seine Kehrselle zeigt, — blau oder rot? Je nachdem mußte der z. D. oder der a. D. das erste Hölle bezahlen.

Als der alte Pavian sich umwendete, und der z. D. die Wette mit blau gewonnen hatte, sah von nebenan die Giraffe herüber, gleichmütig alles überblickend, wie ein älterer Aufsichtsbeamter. Der Blick des alten Herrn ging an dem endlosen Hals herunter: „Und dann noch ein großer Kognak“, meinte er genießerisch.

So ein z. D. (d. h. ein Wartestandsbeachter, D. hieß früher Disposition und ist jetzt in Dienstverwendung verdeutscht) ist kein glücklicher Zustand. Ähnlich einer Weinbergsschnecke oder einer Schildkröte, halb noch drinnen, mit dem Kopf schon draußen und in einigen Jahren Escargot oder Mockturtle.

Der a. D. träumte vor dem Löwenkäfig (an dem muß man noch vorbei bis zum Musikpavillon) in zwiespältigem Gefühl: „Du hast da deumode Dienststunde.“ Er frühstückt nicht nur, du schliffst sogar im Publikumsverkehr. Aber du darfst doch brüllen und Löwe sein. Ich bin frei und ganz draußen.“

Er dachte in die Zeit, wo er noch a. Pr. war. So nannte man früher die Beamten auf Probe

im Vorbereitungsamt, um lautmäand anzudeuten, daß bei Nichtbewährung die Pferde angehalten werden und er muß aussteigen. Demals hätte er sich gewünscht, a. D. zu sein mit Adele. So voll und ganz entsprach Adele nicht mehr dem Idole, wie damals, als sie, verlobt, im Vorbereitungsamt der Ehe standen. Gewiß, auch er war kein junger Löwe mehr.

Hier im Zoo, dachte er im Weitergehen, hatte er sich erklärt, auf der Bank zwischen Seekuh und Gazelle, während die Musik ein Polpourri aus „Martha“ spielte. Es war die Stelle, wo das schöne Lied zum zweitenmal vorkommt, und dann ganz hoch: „Martha, Mamamamammartha“, war er niederkniet und hatte ihrer Schönheit geadelt. „Du entschwanwend“, hatte die Musik gespielt. Auf dem Wege grüßte jemand. Der z. D. und der a. D. dankten mit Reserve. Dann es war ein Ehem. Ein Ehem. Ist der traugsteist Tz derer, die aus dem Dienst sind. Der ist mal hinausgeworfen worden oder hat gar selbst hinter Gittern gessen. Und darf seinen Titel nicht führen, sondern nur erzählen: „Ich war ehemals Bürgermeister, der Landrat hätte mich natürlich, und ließ die Revision kommen, fünf Minuten ehe ich die 289.60 Mk wieder zur Kasse gebracht hatte. Undenk ist der Welt Lohn.“ Und nun hat der Ehem. im Büro der Versicherungsgesellschaft gegen Feuer, Leben, Hagel und Aussteuer einen kleinen Posten als Privatbeamter gefunden. Und steht neidvoll hinüber, wenn aus dem großen Dienstgebäude drüben die ORR. und RR. und RO1. und ROS und alle die anderen Abkürzungen kommen, wenn Sonnabends abgekürzte Dienststunden sind. Den ORR. Francke holt dann seine Frau ab, und ein lustiger Terrier springt an ihm hoch und wedelt wie toll mit seiner stummeligen Abbeviatur.

DAS GITTER

VON KARL BERGER

„Alice hat mir versprochen...“

„Ich will keinen Schwiegerson haben, der seine Familie nicht ernähren kann.“ — „Aber ich komme als Ihr Privatsekretär doch zwanzigtausend Franken jährlich!“ — „Die sie für Krawatten und Anzüge ausgeben, mein lieber Pierre.“ Bankier Dubois rief einen Zeitungsjungen heran. Er nahm die Zeitung entgegen, gab ihm eine Münze und wartete auf den halben Franken, den er herausbekommen mußte.

„Sie würden voraussichtlich dem Jungen den halben Franken gelassen haben, Pierre“, sagte er, als er das Geld entgegennahm. „Höchstwahrscheinlich“, gab dieser freimütig zu. „Aber, Herr Dubois, das war doch wirklich nicht Ihr letztes Wort? Ich werde ja vorwärtskommen und wenn Alice...“ Der Bankier machte eine abwehrende Handbewegung und in diesem Moment fiel das Geldstück zu Boden und rollte hinter ein Gartengitter, „Sehen Sie, junger Mann, ich werde mich jetzt bücken und den halben Franken aufheben, wer das Kleine nicht eht, ist des Großen nicht wert.“ Er streckte einen Arm weit durch die Stäbe des Gitters, aber die Münze blieb außer Reichweite. Einige Leute

blieben neugierig stehen. „Es hat keinen Zweck“, flüsterte Pierre ihm zu, „es sammeln sich Leute an.“ — „Und wenn halb Paris stehen bleibt! Ich will mein Geld haben! Sie sollen sehen, was Beharrlichkeit vermag!“ Er preßte seinen Kopf durch das Gitter. Nun konnte er den halben Franken mit dem Stock zu sich heranziehen.

„Ich habe ihn, verzeih mir, Pierre!“ triumphtierte er und wollte ihm den Kopf zuwenden; aber er stieß dabei mit der Kinnlade gegen die Gitterstäbe. Schnell versuchte er, ihn zurückzuziehen. Es ging nicht. Es ging auf keine Weise, obgleich er sich dabei fast die Ohren abriß. Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. „Ich will jemand holen, der Sie herauszägt“, sagte Pierre. Dubois war so eingeklemmt zwischen den Stäben, daß er nur mit zusammengepreßter Luftröhre keuchen konnte: „Schauen Leute zu!“

„Als jetzt höchstens zweihundert“, tröstete ihn Pierre.

Als Pierre fort war, hörte der Bankier, wie jemand sagte: „Das sind sicher zweitausend Menschen. Aber natürlich, so eine Gratisvorstellung in der Mittagspause...“ Dubois fragte sich verzweifelt,

ob es unter diesen Umständen möglich wäre, die Blaustücke zu verschaffen, um schnell ein Ende zu machen. Da legte sich ihm eine Hand auf die Schulter.

Wütend schrie der Bankier: „Ich kann doch nicht Sehen Sie denn nicht...“ — „Das werden wir gleich haben“, entgegnete der Polizist ruhig packte Herrn Dubois kräftig bei den Schultern und zog. Der schrie wie am Spieß und glaubte, seine Kinnlade wäre schon abgeissen. „Na, dann ver suchen wir es anders“, meinte der Polizist un gerührt. Dismal stieß er von hinten. Aber auch das nutzte nicht. Dubois bezweifelte einen Augen blick, daß er noch am Leben sei. „Kopf ab schneiden!“ rief einer. „Nein, mit Dynamit!“ rief ein anderer.

„Kitzeln hilft das oft!“ rief eine alte Dame. Dubois beate lebhrünstig, daß ein Erdbeben kommen möge, das ihn befreie. Ein Späßvogel kitzelte ihn unter dem linken Arm. Verzweifelt stieß Dubois mit dem Fuß nach hinten und traf den Wach beamten am Knie. Ein ambulanter Obsthändler sagte: „Den ganzen Kopf mit Selve einschneiden. Das hilft lodsich!“

Der Polizist nickte und ließ aus der Nachbarschaft Selve holen. Dann fühlte Dubois kaltes Wasser über seinen Kopf strömen, während ihn anscheinend fünftig Hände einseiften. Inzwischen kämpften die kräftigsten Männer aus der Menge um das Privilegium, ihn durchziehen zu dürfen. Aber der Polizist und der Obsthändler wollten sich dies nicht nehmen lassen und gingen an die Arbeit. Sie hatten gar keinen Erfolg, aber Herr Dubois lufhte trotzdem, daß er seinen Kopf noch hatte.

Endlich erschien ein Inspektor mit zwölf Poli zisten und säuberte erst einmal die Straße. Dann nahm er das Gitter in Augenschein, um zu sehen, was sich machen ließe und sagte zu einem Poli zisten: „Holen Sie hier aus der Nähe einen Schmiel. Die Gitterstäbe müssen durchgesägt werden.“ Als der Polizist fort war, stand plötzlich ein junger Mann vor Dubois und bat höflich: „Ich bitte, den Kopf ein wenig höher.“ Der empörte Bankier ließ den Kopf nun gerade sinken. Aber der Jüngling fiel auf die Knie, um ihm ins Gesicht zu sehen. „Ja, ganz recht. Herr Dubois, der Bankier. Ich bitte um ein paar Angaben fürs Abendblatt. Tun Sie dies infolge einer Wette oder nur so zum Scherz?“

Dubois fragte sich, vor Zorn bebend, ob es für ihn denn gar keine Möglichkeit gäbe, diesen Menschen für Lebzeit unglücklich zu machen. „Unverschämtheit!“ schrie er ihn an. „Sie sollten mir lieber helfen!“

„Dazu wird keine Zeit mehr sein, wenn ich die Sache noch rechtzeitig in Druck geben will“, bedauerte der Reporter. „Beoblen Sie sich bitte, mir alles zu sagen, was Sie möchten!“ Als er sich von den Knien erhob, sagte er: „Ich habe nie etwas dergleichen gehört. Doch ob der Chefredakteur es bringen wird?“

Als der Reporter fort war, labte der Inspektor den Bankier mit Kognak, um einer Ohnmacht vorzu beugen. Ein Photograph knipste dieses edle Werk der Polizei und rannte mit der Platte in die Redak tion der nächsten illustrierten Zeitung. Dubois fragte sich, wie wohl das Ende sein würde. Da machte ihm die vertraute Stimme Pier res das Herz hüpfen. „Ich habe endlich einen Schmiel gefunden“, sagte er, „er wird in einer Stunde hier sein. Kenn ich sonst noch etwas für Sie tun?“

„Nein“, schnob Dubois. „Sie haben die ganze Schuld! Ich will Sie nicht mehr sehen!“ Pierre be trachtete das Gitter genau. Auf einmal strahlte sein Gesicht.

„Schnell!“ flüsterte er. „Lassen Sie den Kopf bis nach unten gleiten und knien Sie nieder!“ Dubois gehorchte wie ein Kind. Pierre packte ihn beim Nacken und zog seinen Kopf durch das Gitter. Seine scharfen Augen hatten erkannt, daß die Stäbe unten weiter auseinanderstanden als oben. Seine Frau trägt manchmal einen in Brillanten gefaseten halben Franken; aber nie, wenn sie ihren Vater zu Tisch geladen hat.

Vorsicht - Prudenza

(O Herrmann)



„Nein, Albert, für ein flüchtiges Abenteuer wäre ich mir zu gut!“ „Schon recht, aber wo hört das „flüchtig“ auf und fängt das „dauernd“ an?“

„Eh sei, Alberto, un'avventura passeggera non sarebbe mica di mio gradimento!“ „Eh bene! Ma dove termina il „passeggero“, e dove comincia il „costante“, I.“



„Wird Englands Größe und Macht erhalten?“ — „Ja, eine Macht wird sie erhalten!“

TANTE JENSINE . . .

Der berühmte dänische Märchendichter H. C. Andersen liebte seine Bibliothek, ihm blutete das Herz, wenn ausgeliehene Bücher gar nicht oder in ramponiertem Zustande zurückgegeben wurden. Ein schlimmer Feind seiner Büchersammlung war seine entfernte und betagte Tante Jensine — sie zählte damals schon über achtzig Jahre: Ihr Hunger nach „Lesestoff“ war unersättlich, und immer wollte sie ihn in Andersens Bibliothek befriedigen, aber stets brachte sie die geliehenen

Bücher in einem fürchterlichen Zustande zurück. Andersen verdankte Tante Jensine viel, so daß er es nicht über sich brachte, ihre Bitte nach weiteren Büchern abzuschlagen. Aber schließlich verfiel er in seiner Not auf ein Rezept, das beide Teile zufriedenstellte.

In seiner Bibliothek befand sich ein zerrissenes und unvollständiges Exemplar von „1001 Nacht“, das nur noch das Märchen von „Aladin und der Wunderlampe“ enthielt. Dieses Buch ließ er Tantenchen, und sie verschlang es in acht Tagen, worauf sie ihn um den nächsten Band bat. Andersen ließ einige Tage vergehen, worauf er ihr den-

selben Band gab. Tante Jensine las ihn mit derselben Freude und Begeisterung. Das wiederholte sich ein ganzes Jahr, in dessen Verlauf sie „Aladins Wunderlampe“ 52 mal las.

Schließlich konnte H. C. Andersen seine psychologische Neugier nicht mehr zähmen und er fragte mit gutmütigem Lächeln die alte Dame: „Na, Tante Jensine, wie gefallen Dir den die Märchen von „1001 Nacht“?“

„Glänzend, mein Junge“, antwortete Tantenchen. „Sie sind ungeheuer spannend. Ich kann nur nicht verstehen, warum der Dichter alle seine Personen Aladin nennt...“

SATIRE MIT KORREKTUR

VON PETER SCHER

Porträt eines Wichts

Einen unzerfärbbaren Wicht als Kuzmann habe ich nie erlebt. Er war nach Gottes Ratschluß befallen, seine Umwelt auf die Folter dessen zu spannen, was er seinen Scham nannte. In vollem Ernst bildete er sich suggestives Wesen und eine bezeugende Suede ein. Wenn höher geartete Menschen in seiner Gegenwart vor Schreck erbleieten oder sich bestürzt zeigten, war ihm dies Beweis für die Unruhe erzeugende Kraft seiner Persönlichkeit. Ironische Anerkennung strich er unbesonnen als bare Münze ein. Von bedeutsamen Menschen, die ihn eine Zeitlang duldeten, weil ihr Feingefühl seinem Dünkel nicht gewachsen war, sprach er wohlwollend als von seinen Freunden. Geriet er aber doch einmal an den Unrechten und mußte eine Abfuhr einstecken, so schüttelte er noch eine kurzen Pause kleinlautere Ergebung die Prügel bald ab und überstiegerte sich im Bestreben, nach wieder auf die Beine zu kommen, bis zu der Behauptung, jener beneide ihn. Ja doch nur.

Manchmal hatte, die Verrantheit das seltsamen Menschen unmittelbar zur Folge, daß eine ganze Tischgesellschaft in Schweigen versank — wieder ein Beweis für Kuzmann, wie unwiderstehlich eindrucksvoll er wirkte. Hatte dagegen jemand schon von einem Beisammensitzen genug für immer und dachte nicht daran, sich wieder sehen zu lassen oder gar jenen einzuladen, so gab es dafür nur die Erklärung, daß der andere zu beschränkt sei, um Kuzmann zu würdigen.

So hatte sich der Mann mit der Zeit zu einem eigenbrütlerischen Ekel abgerundet, von dem kein Vernünftiger mehr etwas wissen wollte — am wenigsten seine beklagenswerte Frau, die dazu auch noch Rosaura hieß. Ein gar nicht übtes Wesen, doch ein blühendes beschränkt, was sie unter andern dadurch zum Ausdruck brachte, daß sie sich selbst eine intellektuelle Frau nannte. Im Grunde ein gutes Geschöpf, nur eben durch Kuzmanns überlegende Eitelkeit in äußerste Verblöding geschauert. Manchmal litt sie mehr als Fremde unter seinem anmaßenden Geschwafel. Aber da sie von ihm abhing, blieb ihr, wenn sie Frieden haben wollte, nichts übrig, als häufig ein Auge zuzudrücken, oft auch beide. Es hatte Zeiten gegeben, da sie noch aufbeugte, wenn sein hemmungsloses Geschwätz sich an den Wänden brach und Abscheu ihr im Hals würgte. Einmal hatte sie sogar impulsiv einen Teller voll Milchreis so unglücklich — oder glücklich, wie man will — nach ihm geschleudert, daß die Klunkern ihm Augen und Nase verschmierten ... nicht aber den Mund, der ungeachtet des neuartigen Vorkommnisses emsig fortlief, Wortgeräusche zu erzeugen.

Mit der Erkenntnis, daß dieses Sprechinstrument nie zum Schweigen gebracht werden könne, hatte sich der Ärmsten Resignation bemächtigt, und aus der war denn der Entschluß zur Unterwerfung geboren worden. Seitdem zeigte ihre Mundpartie skeptische Falten, aber zu Auftritten kam es nicht mehr — ein Beweis, daß sie die Klügere, also das Gegenteil einer intellektuellen Frau war, für die sie sich hielt.

Habe ich schon gesagt, daß Kuzmann Kultur- und Kunstgeschichte betrieb? Wann nicht, wird es hohe Zeit. Er hoffte, mit einer Darstellung des zwanzigsten Jahrhunderts auf Grund eigener, ganz neuer Erkenntnisse seinen Weg zu machen. In der Tat hatte er, wenn auch noch keinen Verleger, so doch schon eine Art Gemeinde, die über dem Toben seiner Worte deren Inhalt nicht weiter in Betracht zog und Jedenfalls bereit schien, irgend einmal für ihn einzustehen. Hier war das Rückgrat und Zentrum des Selbstbewußtseins, dessen schließlich auch die in sich ge-

festigte Ahnungslosigkeit eines Wichts auf die Dauer nicht entzünden kann. Es versteht sich, daß Kuzmann von seinen Eingebungen noch nichts zu Papier gebracht, sondern alles lediglich seinem Mundstück zur Weitergabe anvertraut hatte, welches denn auch den Erwartungen voll und ganz entsprach.

Eines Tages — war es Zufall, war es Schickung — geriet eine wirkliche Persönlichkeit in den Umkreis des Wichts und mußte es natürlich büßen. Kuzmann, dem ein dumpfer Instinkt sagte, daß die bloße Berührung mit jenem vor der Öffentlichkeit ein erhebliches Plus für ihn bedeuten würde, bemächtigte sich mit brutaler Unbarmherzigkeit des Arglosen. Je unentwirrbarer sich der Fremde von seinem Takt gefesselt sah, um so rustikaler schlug ihm die gefühlswillige Beschränktheit des Gastgebers k.o. Es war zum Erbarmen, Kuzmann fasziniert und widerkündend jenem so lange auf der Pelle knien zu sehen, bis er aus Abscheu und Schamgefühl zugestand, daß Dummheit gleich Ungehörigkeit und Vornehmheit gleich Unterordnung zu werten sei.

Die Gattin des so unerbittlich aufgenommenen Denkers war eine kluge Person, die schleunige Flucht aus der Gastlichkeit als einzige Rettung erkannte. Sie instruierte den Mann, daß er von ihrem schlechten Aussehen beginnen müsse, worauf den üblichen Hin und Her der Rückzug angetreten werden könne. Ihm waren aber kaum stammelnd und ungeschickt die ersten Worte entwichen, als Kuzmann auch schon wieder mit schnellem und jeden Widerspruch beseitigenden Wortgeplätscher eintrifft, trotz heftigen Sträbens den Arzt zillerte, die Frau an die Wand redete und den Mann so tief verlor, daß er in später Stunde, zum Kübsten getrieben, das aufgedrönte nicht länger verwehrte. Worauf für Kuzmann jener Abschnitt anbrach, da er vor seiner Gemeinde in jedem Exzess seines Sprechorgans doppelt unterstreichend die Wendung anbrachte: „In jener Nacht, als der berühmte Soudo mir meine Ruhe ließ, Schmelis mit ihm zu trinken.“

Zwischenbemerkung

Diese Aufzeichnung über einen Menschen, dem ich vor Jahren begegnet war, gefiel mir bei aller Präzision irgendwie doch nicht so, wie ich sie empfunden und mit ehrlicher Bemühung, der Wahrheit nahezu kommen, geformt hatte. Aus diesem mir damals noch nicht voll bewußten Grunde war sie wohl auch unveröffentlicht geblieben, obgleich die Zeit gerade solchen Themen besonders entgegen kam.

Mich erinnere, überdeckte ich noch einmal aus der Entfernung das nun in andere Belichtung gestellte Erlebnis, verglich es mit der Niederschrift aus vergangenen Tagen und fand, daß der Arbeit genau soviel überschüssige Ablehnung inne wohne, wie ihr das künstlerische Moment der Liebe zur Erscheinung um jeden Preis mangle.

Mit anderen Worten: Die Skizze widerspricht ungeachtet redlicher Absicht der Grundforderung: Darstellen, nicht bloßstellen!

Nun denn, man soll trachten, seine erkenntnis Fehler in Vorzüge umzuwandeln. Wie eine liebende Gottheit auch innerhalb des kleinsten Wirkungskreises lasse man seine Sonne leuchten über Gerechte und Ungerechte. So sei denn also zu Nutz und Frommen des einen oder andern, der bei Reibung mit negativen Erscheinungen von der Galle manchmal dazu verführt wird, das gleichwohl vorhandene milde Wohlwollen des Herzens nicht zu Wort kommen zu lassen, als Gegenbeispiel das Porträt des nämlichen Mannes noch einmal wiedergegeben.

Herr und Frau X

Ein Wicht ist noch kein Bösewicht, er kann ein guter Wicht auch sein; am Ende ist er nur zu klein um böse zu sein, vielleicht auch mangelt's ihm an Blut und nur aus Bleichwicht ist er nicht zufällig gut und am Wicht — daß Gott erbarm, wie sind wir alle klein und arm vor seinem Anspruch und Gerichte!

Wie er hieß, ist mir nicht mehr erinnerlich, doch denke ich, daß sein Name mir haften geblieben wäre, wenn er ihn irgendwie charakterisiert hätte.

Er war recht gefällig und ließ mir bei einer Gelegenheit, da ich Ella hatte, den Vortritt, wofür ich mich bedanke, was von seiner Seite eine Einladung nach sich zog, der ich mit meiner Frau Folge leistete.

Wir wurden bei dieser Gelegenheit auch mit seiner Gattin bekannt, deren sanft, bescheidene Art uns ansprach, wobei wir freilich nicht im Unklaren blieben, daß sie, anders als er, unter der Decke des harmlos Gefälligen Temperamentsmöglichkeiten in sich barg, die nach gelegentlichen Ausbrüchen verlangten.

Der — man muß schon sagen etwas ungewöhnlich reddefreudige — Mann trug indessen kein Bedenken, ihr Kindliches und Heiteres ungenügend anzusprechen und sich von ihrem gutartigen Eingehen auf alles zu immer neuen Projektionen, Purzelbäumen im Reiche des Selbstgenusses und überschüssigen Phantastereien bafem zu lassen.

So wäre das Beisammensitzen fast zu einer Stunde wirklicher Entspannung gediehen, wenn nicht eine etwas üppige Neigung bei ihm obgewallt hätte, uns soviel Gutes aufzuzeigen, wie wir nur mit äußerster Anstrengung entgegennehmen konnten.

Dannoch ging soweit alles ganz erfreulich zu Ende. Wir begegneten uns noch öfter und konnten uns, wie es schien, mit der Zeit immer weniger der Überzeugung verschließen, daß wohl doch etwas Bestimmendes von dem Mann ausgehe, wie auch die Frau mit ihrem durch Sanftmut gefesselten Temperament ständig an Eindruckskraft zu gewinnen schien.

Wie es gekommen war, wußten wir später nicht mehr zu sagen: Eines Tages sahen wir uns vor die Tatsache gestellt, daß der redselige Herr und seine liebenswürdige Gattin häufiger bei uns blieben als wir vorher bei uns selbst gewesen waren und daß unsere Begegnung, nun völlig vom Niederschlag ihres Wesens durchdrungen, den endlosen Schall seiner Rede abwasche als die beglückende Herzlichkeit ihrer Sanftmut zurückgab, ohne uns überhaupt noch zu Wort kommen zu lassen.

In dieser Erkenntnis beschloßen wir, uns auszuweichen und für die Dauer unserer Bekanntschaft nur mehr noch ihn und sie als in unserm Bezirk wirkend anzuerkennen. So gewannen wir zugleich ein Mehr an Überblick und sparten unsere Kräfte, bis wir sie gebrauchten. Das aber war an jenem Abend vor unserer Abreise, als wir ihnen schonend die überraschende Entdeckung machten, daß wir zu unserm tiefsten Bedauern am andern Morgen fahren müßten.

Wir schieden mit herzlichsten Beteuerungen, einander nicht vergessen zu wollen — wie dann von meiner Seite auch durch diese Darstellung ausdehnlicher bekannt wird — und noch heute liegt mir der unaußerliche Fluß seiner stürmisch bewegten Rede im Ohr, mit der er den Abschluß unseres Freundschaftsbundes durch das Anerkennen des brüderlichen Da bestiegelte.

Dolchkunstflus
Witte

Dirndl-, Trachten-, Dekorations-, Bezugs-Stoffe
Aus eigener Erzeugung
Bäuerlicher Hausrat

München an der Hauptpost, Residenzstraße 3, Telefon 24395

GUSTAV LOUISE BERLIN
Fabrik feiner **Lohse** Parfümerien

Hitzewelle bei Milch-Suppe

Eine Grippe-Welle wurde mit aufsteigenden Milchsuppen gemindert. Nun kocht sie wie sonst. Sehr richtig! Denn das ist das Beste für die - - - - - Gesundheit! (Moral) Suppe - Grippe-Welle ausbleiben, denn Grippe-Welle fertig kochen. Arme und Halsstoffe bleiben erhalten.

Milch
der zuverlässige Ei-Austauschstoff

Ein Verschwender wirft das Geld aus dem Fenster
Vor die Raschheit seines Arztes werden Wind und Wetter und seine Medikation geworfen, handelt ebenso sinnlos.

TRON
Mit Tronin Präparaten haushalten - ein Gebot der Vernunft

Auf Deine Hand kommt es an!

Oh! genügt schon ein Hautris, eine kleine Verletzung, um die Sicherheit des Grills zu beeinträchtigen. Ausschlag, Werkstoffverlust, Minderleistung und geringerer Werklohn sind die Folgen. Darum sofort auf jede kleine Wunde das gebrauchsfertige Wundplaster

Traumaplast
Carl Blank, Verbandplasterfabrik, Bonn a. Rhein

Das Bad am Wochenende.

ist eine Freude für alle Beteiligten. Je heißer das Wasser schmeckt, desto schmerzloser die Muskelschmerzen, desto besser das Wohlbefinden. Aber! Man darf nicht vergessen, dass das Wasser mit etwas ATA ist, das Bakterien schnell wieder tötet, die Wärme bleibt, die Flusen gehen.

PERI KHASANA
KOSMETISCHE WELTMARKEN
Dr. Korthaus
20 KASSELSTRASSE 10
PERI

PHILIPS VALVO
SCHON SEIT JAHREN TONERFAHREN
PHILIPS VALVO WERKE
Hauptverwaltung Berlin, Filialen in Aachen, Nürnberg, Wien

Bei jeder Tablette daran denken:

Mit Silphoscatin soll man immer hantieren (es ist und bleibt rein reines, also nicht mehr zu mischen und nicht öfter, als es die Wirkstoffe verlangen). Vor allem aber: Nichts mit Honig, denn es unterliegt nicht!

Das gilt auch für **Silphoscatin-Tabletten**. Wenn alle dies ernstlich bedenken, bekommt jeder ein glückseliges, besseres Leben.
Carl Böhler, Konstanz, Fabrik der pharm. Präparate Silphoscatin und Thyliar.

LY
FLORIO MARSALA
VINO DI SICILIA

schon 2 Rheila
mehrmals täglich

beugen wirksam vor gegen Erkältungen und Grippe. Sie lindern Husten und bewahren vor Heiserkeit

In Apotheken und Drogerien zur Grippe-Prevention RM. - 30 - 30

VAUEN
Der altbewährte zuverlässige, gute Kamerad der Soldaten von 1870 und 1914

Schutzmarke **VAUEN Nürnberg S**
allerer deutsche Bräuer-Pfeifen-Fabrik

FLORIO MARSALA
VINO DI SICILIA

Florio Marsala - ein Spitzenvertreter der Jahrtausendalten Weinbeukultur Siziliens. Vollmundig, würzig und gehaltvoll will er anständig und in kleinen, prächtigen Zügen genossen werden.

Das richtige Waschbad

Lebenswichtig, niemals zu heiß und das richtige Seife-Wasser sein. Hierzu schützen wir aber nur so viel Wasser wie unbedingt nötig ist und geben dabei mit Kohle, Gas oder Strom statt sparsam um.

GLIXER Immün
der Seife-Wasser für jede Jahreszeit

Durchlöcherter Kochtöpfe

Alles-Kitt
heilt Alles-Kitt

Alles-Kitt mit Alabaster oder Gips oder Kreide an einer feinsten Masse vermischt gibt zum Behalt ein vorzügliches Dichtungsmittel für defekte Kochtöpfe usw.

Milly weiss Rat!

Koch hoch! Nicht die Mutterkorn schmeckt! Ein schmeckendes, harmonisches Gurgel in die warm bedruckte für eine neue Entdeckung.

MÜNCHEN, SCHWABENSTR. 11

MARS
STAEDTLER

DIE WITWE

VON HEINZ SCHARPF

Ein alter Mandarin hatte eine Junge und schöne Frau, wie hohe Würdenträger allenfalls an alten, hübschen Frauen weniger Freude finden. Als er eines Tages krank wurde und sein Ende nahen fühlte sagte er zu ihr: „Liebliche Lotusblume, ich höre eine ferne Glocke, die mich zu meinen Ahnen abberuft, gräme dich nicht allzu sehr, wenn ich gestorben bin.“ „Oh, mein Herr und Gebieter, du Leuchte meines Lebens“, begann die Frau zu jammern, „wenn du von mir ginstest, der Schmerz würde mich erdrücken.“ „Die Zeit wird ihn lindern“, tröstete sie die Mandarinin, „die Freuden des Lebens werden dich wieder aufrichten.“

„Nie und nimmer“, sagte die Frau, „ich werde Trauer bis an mein Lebensende tragen.“ „Das sollst du nicht, im Gegenteil, du sollst wieder heiraten.“ „O Gott!“, schluchzte die Chinesin, „welcher Gedanke. Wie könnte ich jemals mehr einem anderen Mann angehören.“ „Doch“, sagte der Mandarin, „nur eines versprich mir, holder Tau meines Alters, warte damit so lange, bis die Erde auf meinem Grabhügel trocken ist. Ich vermache dir dafür diesen kostbaren Fächer, mit dem kannst du dir die Kühlung zuleihen, wenn es die Wallung deines Blutes erheischt.“ „Drauf vermache ich die Frau nur zu schmelzen und vor Schmerz zu zittern.“ „Dann starb der Mandarin.“ „Oh, ich gräme mich zu Tode“, zerraupte sich die Junge Witwe am ersten Tage das Haar, am zweiten puderte sie sich denn das Gesicht aus dem Gesicht, denn Schmerz macht die Züge häßlich.

Am dritten Tag trat sie in ihrem Trauerkleid vor den Spiegel und richtete sich die Falten. Am vierten rief sie die Schneiderin herbei und ließ den Rock um eine Handbreit kürzen. Am achten aber besuchte sie das Grab ihres Mannes und strich unermüdetlich mit dem Fächer darüber hin und her, auf daß die Erde schneller trockne. Und die Leute, die es sahen, sagten mit Recht: „Weiß Gott, die Arme war lang genug mit einem alten Mandarin verheiratet.“

*

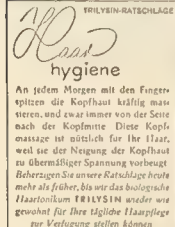
DER UMFANG

Treffen sie zwei.
Wie geht's? Wie steht's?
„Meine Frau ist wesentlich schlanker geworden.“
„Wirklich?“
„Ja. Sie kriegt jetzt in der Telefonzelle die Tür zu.“
J. H. R.



BONSÄ
die Königin aller Haarpflege
BONSÄ-WERK SÖLINGEN
Dieses sanfter und trocken aufbauende, ohne 1117 Bensa-Eingänge spart.

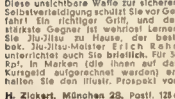
Sie sind wieder auf Draht...
wenn Sie **Lezithin-Silber** kennen. Bei Nervosität, Überanstrengung bestens bewährt. Eine Nervennahrung 1. Ranges. Packung 250 Stk. RM. 4.- inkl. Nachschme.
Werner Heilebarth, Drogen, Mersburg, a. S.



TRIELVINE
An jedem Morgen mit den Fingerspitzen die Kopfhaut kräftig massieren, und zwar immer von der Seite nach der Kopfmittellinie. Diese Kopfmassage ist nützlich für Ihre Haar, weil sie der Neigung der Kopfhaut zu übermäßiger Spannung vorbeugt. Beherzigen Sie unsere Ratsschläge, bevor Sie mehr als früher, bis zur das biologische Haarionium TRIELVINE wieder was gewohnt für Ihre tägliche Haarpflege zur Verfügung stehen können.



Warum... diese Anstrengung!
Jiu-Jiu
Diese unschätzbare Waffe zur sicheren Selbstverteidigung schließt Sie vor Gefahr in richtiger Griff, und das stärkste Gegenmittel ist wahrhaft lernen Sie Jiu-Jiu zu Hause, der best. Jiu-Jiu-Meister Erich Rehn unterrichtet auch Sie. Brieflich, 30 Rp. in Marken (ohne ihnen auf das sorgfältig aufgearbeitete, wenn Sie erhalten Sie den Jiu-Jiu-Prospekt von H. Zickert, München 28, Postl. 128c.



ERHÖHTE LEISTUNG UND LÄNGERE LEBENSDAUER
ELEFANT KLINGEN
Durch pflegliche Behandlung Klinge nach Gebrauch trocknen und auf den Messingbolzen anziehen.



SEIT 35 JAHREN
DARMOL-WERK
Dr. A. L. SCHMIDGALL
CHEM. PHARM. FABRIK WIEN 82



VIKTORIA
der Staubsauger ohne Motor reinigt
Polstermöbel Teppiche Decken Wälder Stroh Autositze usw. 100 000 fuch bewährt!
Hergestellt mit ca. 12-achtem Benzin nach DPK Verfahren - nicht zu verwechseln mit fächer bekannten, billigen, Hartgummi- oder stromlos betriebenen aus Holz mit Leinwand. Wunderschön! Bei Bezugswinkel und COLO K. G. METZ
Lieferung nur über die bisherigen Vertreter und Wasserleitungen



Briefmarken
weiterer Verkaufsmittel die „HANSA-POST“ Eine Werbe- und Markt-Marketing, München 28, 513 A. Kauf von Sammlungen



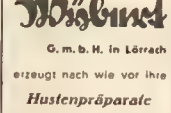
Phebrocon-Serol
gegen Fuss-Flechte
Juckreiz u. Entzündung zwischen den Zehen. Erhältlich in Apotheken



FAN-TAI
Merz & Co. Frankfurt am Main



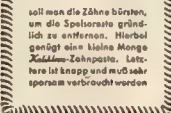
Wüßkind
G. m. b. H. in Lörrach
erzeugt nach wie vor ihre Hustenpräparate



Füllhalter
schwarz und farbig
PAUL TREBEL - GIRA - GIRA 1977
für durch das Füllhalter Institut Leipzig



Auskünfte
über edelmann in jedem Ort
Beratungen, Nachforschungen
Detektiv Winkler, geg. 1908
Hamburg 30-31, Colonnaden 41



Das Gebet der Zeit
FAN-TAI
Hand Hygiene und Mund Desinfektion
für Apotheken und Drogerien
Merz & Co. Frankfurt am Main



Eberhard Faber
Füllhalter & Co. in 87
Königliche Hoflieferanten in Weimar



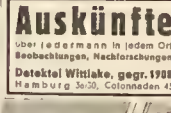
GOLD BRILLANTEN SILBER
MÜNCHEN
WEIN. TR. 5 (RING, SPORSTR.)
Nr. 6, 40 12001



anliedende Ohren
machen Gesicht und Auftreten sympathischer. Nach dem mod. „A.O.BE“-Verfahren können Sie ohne fremde Hilfe diese Korrektur in fünf Minuten vollkommen unschmerzhaft an sich selbst vornehmen
Prospekte kostenlos von Fa. A.O.BE, Esson 110, Schlögl, 327



Füllhalter
schwarz und farbig
PAUL TREBEL - GIRA - GIRA 1977
für durch das Füllhalter Institut Leipzig



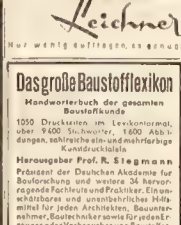
Auskünfte
über edelmann in jedem Ort
Beratungen, Nachforschungen
Detektiv Winkler, geg. 1908
Hamburg 30-31, Colonnaden 41



UAN DYKE
Wimpernbalsam Eclakori
(Reichspatentamt. W. Nr. 545 588)
das bekannte Wimpernbalsam und seine übrigen kosmetischen Präparate können Sie zu jeder beliebigen Zeit bestellen. Geben Sie deshalb bitte recht sparsam damit um und sorgen Sie dafür, daß diese Kosmetika nicht durch Risse und Abrieb verderben, austrocknen oder verdorben werden.



CREME PUDER
Leidner
Hof Meist. Söling. 28, 513 A.



Das große Baustofflexikon
Handwörterbuch der gesamten Baustoffkunde
1959 Druckrun im Lexikonverlag, über 9400 Stichwörter, 1600 Abbildungen, zahlreiche Tabellen und mehrfarbige Kunststoffbilder
Herausgeber Prof. R. Stigmann
Präsident der Deutschen Akademie für Bauforschung und weitere 26 herausragende Fachleute und Praktiker. Ein unerschöpfliches und unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Architekten, Bauingenieur, Bautechniker sowie für jeden Bauherrn oder Verbraucher von Baustoffen
Lexikonverlag gebunden RM 45.—
Zahlbar auch in Raten
Dr. E. M. L. THOMA
MÜNCHEN 2 WEINSTR. 9
Verlangen Sie Prospekt über weitere Buch!



MULCUTO DIAMON
Anatomisches
Spezialkosmetik
Mit Scheide Nr. 1
verwunden und mit Scheide Nr. 2
wieder nach
verwunden
ZWEISCHNEIDER



Eclakori Kosmetik
LABORATORIUM LEO SCHREUFEN
Köln-Lindenplatz Nr. 16

LIERE SIMPLICISSIMUS

(O. Nuckat)



Die Weihnachtstzuteilung von Kaffee geht allorts langsam zur Neige. Denn so gespart wie bei Halthaus wird in keinem Haushalt. Jeden Sonntag zählte Halthaus die Bohnen.

Heute stockte er entsetzt.

„Amalie!“ rief er, „es sind zwei Bohnen zu wenig! Jetzt entsinne ich mich auch, daß vorigen Freitag der Kaffee irrsinnig stark war.“ J. H. R.

Wir sparen Wäsche, wo wir können.

Nur Großvater kann sich nicht daran gewöhnen. Er will jeden Sonntag sein frisches Handtuch. Er kriegt es natürlich nicht. Nur alle zwei Wochen. Aber Großvater ist lüchlich. Er steckt einfach das alte Handtuch heimlich in die Wäschekiste. Und dann schreit er beim Waschen nach einem Handtuch.

Gestern auch wieder.

„Wo ist das Handtuch?“

Seine Frau rief zurück:

„Halte die Hände zum Trocknen zum Fenster hin aus, Großvater!“

Großvater jammerte:

„Wer spricht von den Händen? Ich habe ein Sitzbad genommen!“ J. H. R.

Island ist das Land der Traditionen und Konventionen. Wenn zwei Isländer zusammen sind, dann

gehören erst eine Menge Zeremonien dazu, um eine Unterhaltung in Gang zu bringen, es wäre nämlich sehr anstößig, wenn man ohne weiteres seinen Mitmenschen anreden würde.

Neulich saßen in Akureyri zwei Fischer nebeneinander auf einer Bank. Der eine stopfte sehr umständlich seine Pfeife, zündete sie an und sandte eine mächtige Rauchwolke in die Gegend. Er bemerkte nicht, daß ein paar Funken aus der Pfeife auf seine gute Sonntagschase fielen. Der andere Fischer blickte nachdenklich den Rauchenden an, nach fünf Minuten fragte er: „Wie heißt du?“ Der andere antwortete nach langem Schweigen: „Orla Sigurdson.“ Wieder eine Weile Schweigen, dann sagte der erste: „Ich bin Asmundur Jonasson von Björby. Wo bist du her?“ „Ich bin von Altavoll!“ Wieder fünf Minuten Schweigen, dann richtet sich Jonasson würdevoll auf, streckt den Finger aus und sagt: „Orla Sigurdson von Altavoll, deine Hosen brennen.“

Der unheimliche Fremde auf der Wendeltreppe



Hannelore, Schutzens älteste von drei Töchtern, stürzte ausgelöst in die Wohnung. Sie rang nach Fassung.

„Auf der Wendeltreppe. Ein fremder Mann! Flauschmotel, Schlapphulkrappe fiel im Gesicht! Ein Verbrecher! In der Hand...“

— das Mädchen erschauerte — „etwas Blitzendes. Sicher ein Messer!“

Ein paar Tage später hatte Hedwig das gleiche Schreckgesicht, und bald darauf auch Klärchen, immer auf der Wendeltreppe zur Woschküche. Gefahr im Verzug! Polizei!

Schupal! Wichtige Fragen stellte er. Plötzlich ein Geräusch auf der Treppe. Aha, es klappt! Furchlos ergriff der Polizist seine Maß-

nahmen. Hin zur Wendeltreppe! In respektvoller Entfernung drängten die Frauen nach.

„Halt!“ Der Schupo hob seine Schußwaffe gegen den übermüpelten Fremden. „Messer wegwerfen! Folgen Sie mir!“

Der Fremde entfaltete den Mantel. Kein Messer, eine Aktenkiste mit blitzender Nickelleiste hielt er in der Hand. Er kam die Treppe herab. Vor Schutzens offener Tür...

„Dort ist der Verbrecher! Halte ihn!“ Der Fremde strebte in die Wohnung, zum Badezimmer. Doch der Schupo setzte ihm ein Bein.

„Kennen wir, Fuchsversch!“ „Schade!“ sagte der Fremde. „Bei nahe hätte ich den Verbrecher erwisch.“

„In unterer Wo-h-nung?“ Die vier Frauen kämpften gegen eine Ohnmachtsspiele.

„Jawohl!“, sagte der Fremde. „Ich bin Detektiv Styx!“ Der Schupo legte die Hand grüßend an den Tische. „Übermäßiger Wasserverbrauch in diesem Haus!“

Haustier übertrag mir Nachforschungen. Was finde ich? Familie Schutz nimmt täglich fünf Vollbäder. Der Gasbaderlen krümmt sich vor Douchen! Welche Vergeudung! Kennen Sie den Verbrecher? Kohlenklaus heißt er.

Wo Kohle, Gas oder Strom vergeudet werden, sitzt Kohlenklaus daneben und feixt. Boden Sie wöchentlich je einmal, damit verpassen Sie dem Halunken die Reinigung, die ihm gebührt!“

Eine Wohlfahrt
Ist Ihre Fülle ist die ston-
dige Pflege mit
Eidechse-Fußpulver
Diese verleiht und be-
festigt Fußwuchs, brennen-
Wund- und Blasenläsen
und wirkt lindernd bei Ent-
zündungen und Frostschäden

CARL HAMEL & CO
FRANKFURT/M 9

Eidechse-Fußpflege

FASAN
Erst die Front
dann die Heimat

FASAN
0 10 m/m

**KRONEN-
KRAWATTEN-FABRIK**
Fritz M. Tübke &
BERLIN C₂

Neuer Erfindung!
GERHARD TANNENBERG
**Der Kampf
um den Zucker**
Deutsche Forschung und Teiklor
brachen ein Monopol
100 Seiten Großheft
mit 16 Bildern
Gebunden M 8.—

Die Entstehungsgeschichte des Rü-
benzucker, der in Jahrzehnten-
langem Kampf über den Fabrik-
zucker siegte und damit ein Welt-
monopol brach

**WILHELM GOLDMANN
VERLAG IN LEIPZIG**

„Kühnbier“
No. 21. 330 637 und 416 608
Es ist für mehr als 20 Jahren
eingetragenes Markenbier
für Bad von
Gaderbräu
München
unter Dampfbild
(3743. Ztr. 349960) hergestellt
aus bestem, bayerischen
Malz und Wasser
Kühnbier
Kühnbier

„Wer
seine Krankheit verhohlt,
verschlimmert sein Ubel.“

BAKER
ARZNEIMITTEL

F. Wolff & Sohn Karlsruhe
KALANDRIERNA KOSMETIK

Ein leerer Cremetopf gehört nicht in den Müll,
sondern mit dem Deckel zurück zu Ihrem
Händler, welcher sie sammelt und zur Ne-
uauflage wiederverwertet. Dadurch werden wert-
volle Rohstoffe und Arbeitskräfte gespart.

Ellorcar

Nichts wegwerfen
Das meiste können wir heute noch ersetzen. Galt Por-
zellan oder Steingut in Scherben, berechnen wir die Bruch-
stellen ganz dünn mit wasserfestem Klebstoff, der alles klebt.

UHU
Der Alleskleber
UHU-WERK BUNL-GADEN

Tube stets fest
verschließen!



DIE UNTERSCHRIFT

VON HANS WEINDL

Ferdinand Obermüller wohnte seit zehn Jahren im Haus Angerstraße 18 in Miete. Das Haus wechselte in dieser Zeit einigemale seinen Besitzer und einer nach dem andern übernahm den Mieter samt dem schriftlichen Vertrag, den er, der Mieter, einst mit dem Ubesitzer geschlossen hatte.

Der letzte Hausherr aber verklagte jetzt den Ferdinand Obermüller nach § 2 MSchG, auf Mietaufhebung und Räumung, weil er immer wieder nach 10 Uhr nachts den Rundfunk überlaut habe spielen lassen. Es kam zur Verhandlung.

Obermüller bestritt die Klagebeauptung. In seiner Wohnung sei das niemals vorgekommen. Beweis: Seine Frau als Zeugin. — Der Anwalt des Klägers wandte ein, daß die Ehefrau des Beklagten nicht als Zeugin auftreten könne, weil sie ja Mitbeklagte sei. Der Richter nickte. Obermüller sagte, seine Frau habe nicht mitverklagt werden können, denn sie habe mit dem Mietvertrag gar nichts zu tun, der bestehe nur zwischen ihm und dem Kläger.

„Aber, mein Lieber“, sagte der Richter, noch mit recht sanftem Tadel, „wie können Sie das behaupten, die Frau hat doch den Mietvertrag mitunterzeichnet.“

„Nein“, sagte Obermüller.

„Was?“ fragte der Richter, jetzt schon bedeutend schärfer, blätterte im Akt und legte ein Blatt oben auf. „Nun hören Sie mal, hier hab ich den Vertrag“ — er schlug mit der flachen Hand auf das Papier — „und hier steht schwarz auf weiß: Ferdinand Obermüller und Frau Anni Obermüller.“

„Ja, schon, aber —“

„Was aber? Zum Kuckuck, Obermüller, verscherzen Sie sich doch nicht von vorneherein Ihre ganze Glaubwürdigkeit beim Gericht durch solche Flunkerei. Im übrigen ist das ja gar nicht so wichtig, ob Ihre Frau als Zeugin auftritt —“

„Doch!“ beharrte Obermüller, „meine Frau muß mir Zeugin machen.“

„Wenn's aber doch nicht geht, zum Donner! — Passen Sie mal auf: Zeuge kann nur eine Person sein, die am Rechtsstreit nicht beteiligt ist, die also weder Kläger noch Beklagter ist. Verstehen Sie das?“

„Jawohl, freilich“, sagte Obermüller lächelnd.

„Also! Ihre Frau ist aber Mitbeklagte, weil sie den Vertrag mitunterschieden hat und weil sie folglich genau so Mieterin ist wie Sie.“

„Meine Frau hat aber da gar nicht unterschrieben.“ „Das ist unverschämte!“ rief der Anwalt des Klägers mit Überzeugung.

Der Richter lehnte sich mit hochgezogenen Brauen und gekniffenen Lippen in seinen Stuhl zurück. Dann versuchte er's noch einmal sachlich, kühl:

„Beklagter, hier steht: Frau Anni Obermüller. Wie heißt Ihre Frau?“

„Anni. Anni Obermüller.“

„Gut. Hat Ihre Frau, die Mitbeklagte Anni Obermüller das geschrieben?“

„Nein.“

„Dann wollen Sie also sagen, daß die Unterschrift gefälscht sei?“

„Nein, nein!“

„Das ist toll!“ lachte der Anwalt des Klägers erregt. Der Richter beherrschte sich mühsam.

„Sie geben also zu, daß die Unterschrift echt ist, wollen aber mit demselben Atem in Abrede stellen, daß sie von Ihrer Frau geschrieben ist? Dann sind Sie doch“ — brach jetzt der Richter zornend aus — „der plumptste Lügner, der mir je untergekommen ist. Wenn Sie jetzt unter Eid stünden, Mann, kämen Sie ins Zuchthaus, verstehen Sie, ins Zuchthaus?“

„Verzeihung, Herr Amtsgerichtsrat“, sagte Obermüller bescheiden, „das glaube ich nicht. Das ist auch gar nicht toll, wie der Herr Rechtsanwalt meint, das ist nämlich sehr einfach... Ich wundere mich nur ein bißchen, meine Herren, daß Sie nicht selbst draufkommen. Die da unterschrieben hat, das ist nämlich — meine — erste Frau, aber die ist schon lange tot. Natürlich hieß sie auch Obermüller und zufällig auch Anni, was ja wohl nicht allzu wunderbar ist.“



„Du hast doch immer gesagt, daß dich meine Anwesenheit bei der Arbeit sehr anregt!“
„Durchaus, durchaus, aber nicht bei der Steuererklärung!“

. Secondo il caso: „Hai pur sempre detto che la mia presenza ti è sempre di stimolo al lavoro!., — „Certo, certissimo, ma non già nella dichiarazione delle tasse!.,

Dr. JACKSONS BLONDINEN

VON ERIK STOCKMARR

Wenn Dr. Jackson, Professor in Anatomie und Physiologie, seine Vorlesungen am staatlichen physiologischen Institut beendet hatte, eilte er schleunigst nach Hause, und einer schnellen Mittagsmahlzeit begab er sich sofort in sein Privatlaboratorium, das in einem kleinen Gebäude hinter seiner schönen Villa lag. Hier saß er zwischen Haufen von Journalen und statistischem Material bis tief in die Nacht hinein, eifrig beschäftigt mit seinen unermüdbaren Versuchen. Das waren sehr interessante Sachen, mit denen Dr. Jackson sich beschäftigte, denn es war ihm nämlich gelungen, sensationelle Schlußfolgerungen betreffs des Charakters, der Haarfarbe und der Liebe zu ziehen. Diese drei Faktoren hatte Dr. Jackson, als erster Wissenschaftler, in Verbindung gesetzt. Warum Dr. Jackson sich in seiner Arbeit nur mit dem Charakter, der Haarfarbe und der Liebe der Frauen beschäftigte, ist zu umständlich zu erklären, die Leser müssen aber das Interesse des Doktors für die Frauen nicht falsch deuten, denn Dr. Jackson war der ausgeprägte Typus des ernsthaften Wissenschaftlers, ein zielbewußter Streber, von strenger Sachlichkeit erfüllt. Für ihn existierten nicht schöne und weniger schöne Frauen, oder z. B. schlanke und dicke Frauen, für ihn existierten nur Frauen mit verschiedenen Haarfarben, blonde, dunkle und rothaarige Frauen, und dann die kahlköpfigen natürlich, die doch seltener sind. Diese außerordentliche Gruppierung war besonders eigenartig, da Dr. Jackson ein sehr eleganter und charmer, junger Arzt war, und sogar in dem feuergefährlichen Alter von 35 Jahren. Diesem flotten Herzensblinder hätte man eine ganz andere Einstellung zu den Frauen zugeordnet, z. B. hätte man sich vorstellen können, daß er sie nach der Schönheit ihrer Beine einteilte, so wie viele andere es tun. Falls der Doktor aber seine strenge Haltung den Damen gegenüber nicht eingestanden hätte, wäre es ihm nie gelungen, seine wissenschaftlichen Experimente so weit zu bringen, wie es der Fall war.

Die Resultate, die Dr. Jackson erreicht hatte, waren von ganz anderer sensationeller Art:

Ruhige Nacht

Zum Winterhimmel heb ich den Blick,
Der zunehmende Mond bringt mir Glück.
Lacht nicht, ich laß mir meinen Aberglauben
von Euch doch nicht rauben.

200 Meter vor uns liegt der Iran, der Russe.
Aber heute ist eine ruhige Nacht.
Die Geruchstoffe schweben.

Nur einige Leuchtugeln steigen
und einhüllen für Sekunden flackernd
das Geheimnis schlafender Winterpracht.

Ab und zu malst tackernd
ein MG, aber das hat nichts zu sagen.
Sonderbar ist diese Stille nach rötenden Tagen.
Die Nacht scheint so friedlich, so ohne Not.
Aber 200 Meter weiter lauert der Tod.

Beinah kokett hängt der zunehmende Mond
schief zwischen seinen Sternen.
Da löst meine Seele von Feind sich und Front
und entleert in heimatische Fernen.

Wilhelm Hammond-Norden (im Felde)

1. Schwerhaarige Frauen sind gewöhnlich boshaft und melancholisch.

2. Braunhaarige Frauen haben ein sehr kompliziertes und tiefes Seelenleben.

3. Die rothaarigen sind die lebhaftesten und unermüdeten.

4. Die Blondinen sind kalt, schlich und berechnend und sind im allgemeinen ohne Temperament. Das ist sehr interessant, nicht wahr? Wenn diese Theorien einmal anerkannt worden sind, werden die Damenfriseurinnen mit dem Färben der schönen Locken viel zu schaffen bekommen.

Nur durch seine unermüdbaren Versuche war es Dr. Jackson gelungen, dieses festzustellen. Er hatte keine Schwierigkeiten gehabt, um das notwendige Menschenmaterial für seine Experimente zu bekommen, denn es gäbe wohl keine Frau in der ganzen Stadt, blond, dunkel oder kahlköpfig, die sich nicht von Herzen gern zur Verfügung gestellt hätte für die Versuche des jungen, eleganten Arztes. Der Doktor nahm aber keine Notiz von den Damen, die in seinem Laboratorium saßen und viele verlebte Tauben gurrten. Daß er mit einer jungen Blondine verheiratet war, war für die vielen, liebeskranken Tauben kein Hindernis. Die Frau des schamlosen Doktors Jackson ließ sich niemals im Laboratorium sehen, was nach der Meinung des Doktors ein kleiner Beweis für ihre Temperamentslosigkeit war, denn sie beschäftigte sich augenscheinlich überhaupt nicht mit dem brennendsten Gedanken, daß so viele schöne Frauen im Laboratorium ihres Mannes wären. Wäre seine Frau dunkel gewesen, hätte sie ihn bestimmt ab und zu einen Besuch abgestattet, um sich davon zu überzeugen, daß alles korrekt vor sich ging, denn dunkelhaarige Frauen haben Temperament. So erklärte sich Dr. Jackson die Interessiertheit seiner Frau, trotzdem es doch auch andere Gründe hätte geben können, die Frau Jackson vom Laboratorium weghielt, z. B. wäre es ja möglich, daß sie ihn erst in dem psychologischen richtigen Augenblick besuchen wollte, aber daran hatte der Doktor gar nicht gedacht.

Die Frage, die Dr. Jackson am meisten interessierte, war das Temperament der blonden Frauen, das, wie gesagt, sehr gering ist. In den letzten Monaten hatte er sich nur mit den Blondinenversuchen beschäftigt, um dadurch endlich den Beweis für ihre Temperamentslosigkeit zu bekommen. Tag und Nacht hatte er in seinem Laboratorium mit 17 blonden Frauen, die er sich ausgewählt hatte, gearbeitet. Alles hatte er untersucht, die Funktion ihrer Herzen, sowie auch ihre Fähigkeiten zum Küssen, die er auf seinem Liebesregulator gemessen hatte. Die letzten Worte muß ich wiederholen: auf seinem Liebesregulator hatte er es gemessen. In seinem Laboratorium war es jetzt so heiß wie an einem Sommerstag in der Hölle, denn die Versuche mußten bei einer Temperatur von 38° vorgenommen werden. Der Duft von 17 verschiedenen Parfüms machte den Aufenthalt im Laboratorium noch anstrengender. Gerade an dem Abend, an dem Dr. Jackson den Beweis für die Temperamentslosigkeit der Blondinen endgültig geführt hatte, traf ein Ereignis ein, das eine entscheidende Änderung in die sensationelle Theorie des Doktors brachte. Es war spät am Abend, gegen Mitternacht. Während Dr. Jackson seine interessantesten Versuche mit einem jungen Mädchen, Fräulein Daisy, anstellte, geschah etwas sehr Unwissenschaftliches, indem das Mädchen plötzlich den Doktor, anstatt den Liebesregulator, umarmte, und ihm einen heißen Kuß (77°), mitten auf den Mund drückte. Es war, wie man sich vorstellen kann, nicht das erstemal, daß so etwas passierte, denn wie sollte es mit so vielen Frauen und bei 38° Hitze anders sein können?

Solche Situationen bekämpfte der junge Arzt aber gewöhnlich mit einer ersten Mahnrede. In dem vorliegenden Fall geschah aber etwas anderes, was noch peinlicher war, indem Frau Jackson zum erstenmal und ganz unerwartet im Laboratorium auftauchte, um sich die wissenschaftliche Arbeit ihres Mannes ein bißchen näher anzusehen. Gerade in dem Augenblick als das Fräulein ihren Mann küßte, und ihm ein sehnsuchtsvolles „Ich liebe dich“ zuzulustete, trat Frau Jackson in das vom liebesstürmigen, blonden Frauen erhitzte Laboratorium ein. Resolut ging sie zu der jungen Dame hin und knallte ihr eine Ohrfeige (57°) zur Abkühlung ins Gesicht. Auch der Doktor bekam eine. Diese Aufmerksamkeiten beantwortete Fräulein Daisy mit einem energiegelassenen Foltritt in Frau Jacksons betäubendes Hinterteil, worauf die beiden blonden Damen einen wütenden Kampf angingen.

In dem Laboratorium befanden sich außer diesen zwei kämpfenden Frauen noch die 16 anderen Blondinen, die alle in den jungen Doktor bis über die Ohren verliebt waren. Das Signal war jetzt gegeben, und bald begannten sämtliche Damen auf dem Boden und kämpften einen wahnhaften Kampf aus, den Kampf um das Herz des geliebten Doktors. Was sich jetzt abspielte, ist kaum zu beschreiben. Die wütenden Blondinen kratzten, bischen und schlugen einander wie kämpfende Löwen, während sie wie Wahnsinnige heulten, oder sagen wir es gelanter, wie eine Schar wilder Vögel. Während dieses erbitterten Kampfes im Laboratorium wurden sämtliche Apparate des Doktors vollständig zerstört und seine unersetzlichen Journale, die er über die Temperamentslosigkeit blonder Frauen geführt hatte, wurden als Wurfgeschosse gebraucht und flogen wie schwere Granaten durch die Luft. Die Temperatur zeigte 75°. Im Verlauf einer halben Stunde war das Laboratorium vollständig unkenntlich geworden. Dr. Jackson saß in der einen Ecke, unter seinem Liebesregulator, der „Draken“ zeigte, vollständig erschlagen. Niemand in seinem Leben hatte er so etwas wie diese furchterliche Amazonenschlacht erlebt.

Dr. Jackson wurde von seiner blonden Frau geschieden und heiratete später eine dunkelhaarige Frau. Er hat jetzt seine Untersuchungen betreffs die Temperamentslosigkeit der Blondinen eingestellt und arbeitet an einer Abhandlung über Ähnlichkeiten zwischen blonden Frauen und Raubtieren.

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes hat eine etwas absonderliche Art, zu rechnen.

Einmal las er eine Anzeige über irgendeine Lotterie. „Ich werde mir ein Los kaufen“, sagte er. „Es kostet nur 1 Mark und man kann 1000 Mark gewinnen.“

„Tu das“, entgegnete ich.
Einige Tage nach der Ziehung ließ mir die Sache wieder ein.
„Nun, Johannes, hast du etwas gewonnen?“ fragte ich.

„100 Mark“, sagte er so ganz nebenbei.
„100 Mark? Du hast du aber Glück gehabt! Hundert für eine – ein ganz netter Gewinn.“
„Ja, wenn man es so sieht, kann ich je eigentlich doch noch ganz zufrieden sein“, grüßte Johannes.

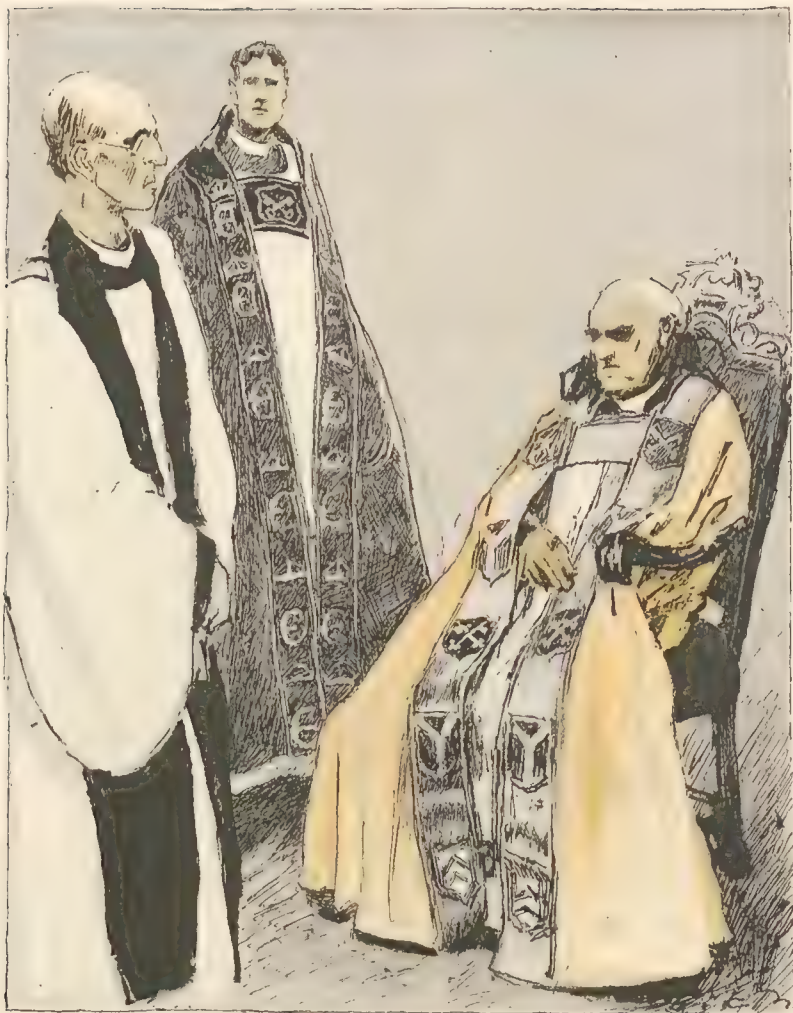
„Wie um des Himmels willen willst du es sonst sehen?“ fragte ich erstaunt.
„Ja, wo man doch 1000 Mark gewinnen konnte, habe ich doch bei 100 Mark noch 900 Mark Verlust“, sagte Johannes.

1. Bieger



„Herrgott — löscht sie aus, diese hundert Millionen Deutschen!“

La pia Miss: “O Signore Iddio... estinguitli Tu... questi cento milioni di Tedeschi!..



„Und wann wollen wir das besondere Gebet für die Sowjetunion verrichten, Herr Erzbischof?“

„Anschließend an den Seelengottesdienst für die durch unsere Freunde umgekommenen Geistlichen, mein Lieber!“

Servizio divino in Canterbury: „Signor Arcivescovo, quando faremo la preghiera speciale per l'Unione Sovietica?..

„Immediatamente, mio caro, dopo le esequie per i nostri amici ecclesiastici uccisi!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT. MÜNCHEN

Der rote Lord

(Wilhelm Schütz)



„Und dieses Zeug soll ich in der Massenversammlung tragen, John?“ — „Trösten Sie sich, Mylord, die Jakobiner-
mütze ist mit feinsten Seide gefüttert und die Russenbluse aus echtem englischen Homespun gearbeitet!“

Il Lord rosso: „E questa roba, John, devo portarla io nell' assemblea popolare?.. — “Confortatevi, Mylord,
il berretto giacobino è foderato della più fina seta e la blusa russa è vero tessuto inglese 'homespun',..



ÄHNLICHKEIT

VON WALTER FOITZICK

Später spielt es nicht mehr so eine große Rolle, wem man ähnlich sieht, aber als Kind wird von jedem verlangt, daß er jemand ähnlich ist. Im Familienkreis wird lebhaft erörtert, ob Max der Mama oder dem Papa gleicht oder gar einem der vier Großeltern. Alles ist erstaunt, wenn es der Fall ist. Es tritt da das übliche „Ganz der Papa“ oder „Ganz die Mama“ ein. In Pferdeschüchternkreisen rechnet man viel bestimmter mit der Ähnlichkeit und man erwartet sogar, daß der Sohn ebenso schnell läuft wie der Vater oder die Mutter und

womöglich noch schneller als Großvater oder Großmutter. Nun, aufs schnelle Laufen kommt es bei den Menschen ja nicht so sehr an, man sieht die mehr auf die Augen und die Haare und die Nase.

Ich selbst habe meine Jugend in Ähnlichkeit mit einem Onkel Eduard zugebracht. Ich konnte zu fernsten Verwandten kommen, es hieß sofort: „Ich glaube, du siehst dem Onkel Eduard ähnlich, nein, so eine Ähnlichkeit!“

Ich habe diesen Onkel Eduard nie lebendig von Angesicht zu Angesicht gesehen und weiß nicht, wer er gewesen ist. Ich kann nur eins sagen, er muß mir sehr ähnlich gewesen sein, wenn ich den andern glauben soll.

Später hab ich mal ein Bild von diesem sogenannten Onkel zu Gesicht bekommen. Ich bin erschrocken. Er war ein Mann mit einem rauhenden Vollbart und einem Schnauzbart dazu, sonst blieb eigentlich nicht viel mehr vom Gesicht übrig. Na, wenn ich dem als Kind ähnlich gesehen habe, alle Achtung! Ich hätte mir schon damals nicht gefallen. Aber Tante Walaska sagte immer, ich hätte so einen zarten Teint und so einen möchte sie auch haben. Ich vermute, Onkel Eduard hat an den

unbewachten Stellen die gleiche Haut gehabt. Um eine Ähnlichkeit richtig feststellen zu können, muß man eigentlich eine Tante des in Frage stehenden Kindes sein. Tanten sind für Ähnlichkeit zuständig. Ich selbst bin nicht begabt für Ähnlichkeit. Ich finde, alle kleinen Kinder sehen wie Olaf Gulbransson aus. Man schätze ich Gulbransson sehr, aber den Vätern und Müttern kann man das halt nicht sagen, denn sie hören's nicht gern.

Wenn ältere Männer ähnlich sehen, so ähneln sie bedeutenden Leuten. Die Mäler nennen sowas Studienköpfe. Sehr beliebt ist die Sorte Goethe, Beethoven und Gerhart Hauptmann, man erkennt sie sofort am vollen, etwas strubbligen Haarwuchs und der charaktervollen Nase

DER ÄLTE WANDRER

Einmal war mein Tor der Anfang aller Straßen,
Die, sich verzweigend, um die Erde gehn,
Und immer schienen Ruf und Hörnerbläsen
Verführerisch um Wand und Dach zu wehn.

Nun hat das Tor zum Eingang sich gewandelt,
Hab jede Straße sich als Ziel erwählt,
Daß sie, was draußen glänzt und lebt und handelt,
Mir eifervoll und nimmermüßig erzählt.

So bleib ich ruhend doch der Welt verbunden,
Hab Teil an ihrem Mühen, an ihrer Luft. —
Nachts nahen all die alten Wanderstunden
Und legen sich mir wärmend an die Brust.

Hermann Sendebach

KRITIK

Vor acht Tagen machte ich mit zwei jungen hübschen Damen einen Ausflug ins Gebirge. Es war ein herrliches Wetter und begeistert begann ich Goethes Verse zu zitiern:

„Die Sonne lónt nach alter Weise — In Brudersphären Weisung — Und ihre vorgeschriebene Reise — Vollendet sie mit Donnergerang.“
Da unterbrach mich die jüngere meiner Begleiterinnen: „Meister, das Dichten liegt Ihnen nicht, machen Sie lieber eine Kurzgeschichte.“ — pf

SCHWER MÖGLICH

Als sich Frau Wotruba, die Gemahlin meines Schneiders, unlängst bei mir über ihren Gatten beschwerte, sagte ich, um loszukommen: „Ja, Frau Wotruba, wenn er Sie so schlecht behandelt, wie Sie sagen, dann wird es wohl das Vernünftigste sein, Sie lassen sich scheiden!“

„Das möcht ihm so passen, dem b'soffenen Lackelli!“ rief Frau Wotruba. „Und i soll nachher als g'schiedene Frau umanderrennen! I dank schön dafür! Das derleibt er neil! Masandanna, da tet i mi ja vor mir selber schamen! Wenn er mi loswerden will, dann soll er dazuschauen, daß i das wieder werden tu, was i g'wesen bin, ehvor i eh'm g'hieft hab —“

„Liebe Frau Wotruba“, sagte ich lächelnd, „das dürfte wohl schwer möglich sein.“
„Aber geh'n S', was Sie wieder glauben!“ Frau Wotruba stieß mich verschämt mit dem Ellenbogen in die Seite. „Sie san mir a Schimmerl... Wissen S' denn net, daß i Witfrau war?“ H. K. B.



„Ich stehe hier für Europa!“

La sentinella all'est: "Io sto qui per l'Europa!..



„Zu dumm, daß ich Arme habe — sonst könnt' man mich für die Venus von Milo halten!“

La figura classica: „Che stupidità ch' lo abbia le braccia ... altrimenti mi si potrebbe prendere per la Venere di Milo!..“

MÖBLIERTES ZIMMER MIT ONKEL

VON BERTO PEROTTI

Ja, so ist es! Ich bin ein gutmütiger Mensch, gern in Gesellschaft, bereit, ein Auge zuzurücken, wenn es sich um Streiche unruhiger Geister handelt, aber etwas, zum Donnerwetter, was ich nie habe vertragen können, und was mich im höchsten Grade beleidigt, das ist, wenn jemand allzu sehr seine gute Laune hervorkehrt, und ich gerade schwere Sorgen wälze. Ja, meine Lieber, so ist es wirklich Charakterfehler? Narvenschwäche? Nun, denkt, wenn Jedemfalls kann ich einen Idioten, der lecht, wenn ich an meine Schulden oder an sonst ein Unglück gerade denke, einfach nicht verdauen. Und übrigens, warum soll ich nicht auch irgendeinen Charakterfehler haben? Ich rauche nicht, trinke nicht, bummle nicht nachts, kurz, ich bin ein anständiger und stummer Mensch. Meine einzige Sünde ist die, mit denen Streit anzufangen, die da lechen, wenn ich an die Schwiegermutter denke. Aber lieber Gott, ich bin doch nicht hierhergekommen, um auch meine Sünden zu bekennen und von euch Absolution zu erbitten. Mein Neini! Ich wollte euch nur in die Lage versetzen, das was ich euch über das unvorige Betragen der Herrn Giacomo erzählen will, zu begreifen. Wie? Ihr wollt wissen, wer der Herr Giacomo ist? Aber so habt doch ein bißchen Geduld! Seid doch so zudringlich! Herr Giacomo ist der Onkel von Frau Mercedes, und Frau Mercedes ist meine Wirtin. Aber ich mache euch darauf aufmerksam — um Mißverständnisse zu vermeiden — daß ich nicht etwa mit Leuten, die Onkel besitzen, böse bin. Jeder kann Onkel sein allein nennen, soviel er nur will, er sollte sich aber auf den persönlichen Gebrauch beschränken und sie nicht anwenden, um das Leben des Nächsten unglücklich zu machen.

Ich bin in der Zeitung das Inserat für ein möbliertes Zimmer aufgepaßt, habe ich einmal im Traume daran gedacht, daß es außer einem Zimmer mit Bad, mit Heizung, mit separatem Eingang auch ein Zimmer mit Onkel gäbe, und auch bei dem Angebot, das mir Frau Mercedes machte, konnte ich nicht die geringste Anspielung auf eine Tatsache dieser Art entdecken. Erst als ich mich dahin begab, um das Zimmer zu prüfen, wurde mir diese Neuigkeit enthüllt. Um die Wahrheit zu sagen, im ersten Augenblick fühlte ich mich durchaus nicht beunruhigt. Die Wirtin ließ mich in das Zimmer eintreten, zeigte mir das Bett, den Schreibtisch, ließ mich ans Fenster lehnen, das auf einen Hof mit prächtigen herumflatternden Hühnern führte. Schließlich pflanzte sie sich mitten im Zimmer auf und sagte: „Das hier ist mein Onkel Giacomo. Ein Mann, der zu seiner Zeit Aufsehen erregte. Er war Architekt und hat die halbe Stadt erbaut.“ Herr Giacomo stand da mit dem Ellenbogen an einen mächtigen Sessel gelehnt. In der Hand hielt er ein geöffnetes Buch und lächelte wohlwollend. Er schien, mir zufrieden mit dieser Vorstellung, zu sagen: „Ich bestaune alles. Ich bin ein großer Mann gewesen. Die halbe Stadt habe ich erbaut; nun verbringe ich meine Zeit in diesem Rahmen. Manchmal, wenn niemand da ist, lese ich in diesem Buch.“

Zuerst legte ich wenig Gewicht auf diese Dinge. Ich war viel zu glücklich, ein Zimmer gefunden zu haben, um mich vor dem Vorhandensein eines Bildes beeindrucken zu lassen. Einige Tage später begann der Konflikt mit Herrn Giacomo. Vom Morgen bis zum Abend war ich herumgeleitet, um gewisse Angelegenheiten zu regeln; aber ich hatte kein befriedigendes Resultat erreicht. Sehr betroffen war ich von allen diesen Mißverständnissen, in die ich mich verstrickt sah. Ich betrat mein Zimmer, setzte mich an das Tischchen und verhierte einige Minuten,

den Kopf in die Hände vergraben, um über mein unglückseliges Schicksal nachzudenken. Als ich den Kopf hob, sah ich vor mir den jowiesigen und eingebildeten Lächeln des Herrn Giacomo. Alle meine Geschäfte gingen daneben, meine Seele war voller Trauer und Wut, und Herr Giacomo, vollkommen unempfindlich für meine Sorgen, lächelte ruhig weiter, aufgeblasen über sein geheimnisvoller Glück. Ich ballte die Fäuste und rief wütend: „Ward lacht du?“ Meine Worte tönten unhöflich in das Schweigen des Zimmers. Aber Herr Giacomo lächelte weiter; ohne mit der Wimper zu zucken lächelte er sein spöttisches Lachen. Er schien zu sagen: „Nichts kann mich erschüttern; nichts kann mich stören. Ich habe die halbe Stadt erbaut, jetzt lehne ich an diesem Sessel und lecke über die Wut. Manchmal, wenn mich niemand sieht, lese ich in diesem Buch.“ Ich muß euch gestehen, ich kann spathische Menschen nicht ausstehen, diese Leute, die auf meine Worte und Gesten nicht reagieren. Wehe, wenn einer sich meiner Wut gegenüber gleichgültig zeigt! Lieber will ich Faustschläge einstecken, als mit Gleichgültigkeit behandelt werden. Ihr könnt euch wohl meinen Seelenzustand vorstellen, als ich diesen hochmütigen und ironischen Blick der Überlegenheit auf mir ruhen fühlte. Ich nahm Hut und Mantel und ging davon. Die frische Luft beruhigte meine Nerven. Als ich so dahinfuhr, kam ich zu der Überzeugung, daß ich nicht recht hatte, mich über ein Bild zu kregen. Ich lechte sogar über mich selbst, und ich wunderte mich, daß ich den Kopf über eine solche Kleinigkeit verlieren konnte. Die folgenden Tage waren mit heiterer Tätigkeit ausgefüllt. Meine Geschäfte gingen an, besser zu gehen, und ich schien mich mit meinem Mitbewohner ausgesöhnt zu haben. Aber sehr schnell, als bei mir die schlechte Laune zurückkehrte, wurde die Frage meiner Beziehungen zu Onkel Giacomo wieder akut. Eines Abends, als ich zu Bett ging, erfüllten trübe Vorahnungen meine Seele. Mein Bruder Francesco hatte mir geschrieben, daß

der Hauswirt uns hinausgeworfen hatte. Mein Freund Claudio hatte mich um die Bezahlung einer alten Schuld gedrängt. Vor mir lag ein Haufen Unannehmlichkeiten. Obwohl ich mich bemühte, einzuschlafen, gelang es mir doch nicht. Bis mir plötzlich ein Gedanke kam, der mich schaudern ließ. In diesem Augenblick, in dem ich mich mit meinen Ängsten abplagte, ist jemand hier neben mir, der den Mut hat, zu lechen. Direkt besessen wurde ich von dieser Idee, ich hatte den Eindruck, daß mir etwas Listiges und Unheilvolles aus der Dunkelheit drohte. Schließlich konnte ich nicht mehr. Die Hand erhob ich und machte Licht. Herr Giacomo, der ehrenwerte Architekt, lächelte friedlich, an den Sessel gelehnt; stolz war er über seine Erfolge und seine Gesundheit. Einige Augenblicke starrte ich ihn an, mit solch wunden Augen, wie man nur einen Totfisch anschaut. Das ganze Zimmer schien von dem Lachen, das dem Gesicht dieses Mannes entströmte, erfüllt zu sein. „Du Hund!“ dachte ich, „ich zerreiße dir die Seele vor Qual, und du freust dich darüber.“ Er erhob ich mich schlich auf Zahenspitzen zu dem Bilde, packte einen Stuhl und stieg hinauf, um es umzuheben. Aber mochten es nun meine zitternden Hände sein oder trug meine Kurzsichtigkeit die Schuld daran, das Bild rutschte ab und fiel mit großem Krach zur Erde. Starr vor Schreck blieb ich auf dem Stuhl. Ich glaubte, daß etwas Schreckliches durch mich passiert wäre, und daß bald das ganze Haus deshalb in Aufruhr geriete. Statt dessen blieb alles weiter ruhig, und in dieser Stille vernahm ich deutlich, durch die Wand, das rochelnde Schnarchen meiner Wirtin. Ich hatte Angst, daß sie aufwachte. Vorsichtig stieg ich vom Stuhl hinunter und verkroch mich unter der Bettedecke, ohne mich um das Bild zu kümmern. Am nächsten Morgen fiel meine Wirtin fast in den Arm, als sie bemerkte, was geschehen war. Sie räumte sich die Haare, schaute einmal nach an, einmal das auf der Erde liegende Bild und rief: „Jesus Maria, die Geister!“ Duster erwiderte ich: „Ja, auch ich glaube es.“ Und

Der widerspenstige Bratfisch - Il pesce da friggere renitente

(Gg. Geggeli)



eiligst verließ ich das Haus, um nicht der Wiederauferstehung des Onkels Giacomo zum Beherrscher meines Zimmers beizuwohnen.

Von da an erliefte mein Haß für diesen lästigen Nachbarn in einen wahren beständigen Krieg aus. Bisweilen, während ich in meinem Zimmer meine Mahlzeiten einnahm, hob ich den Blick zu dem Bilde und wurde von solcher Wut gepackt, daß ich ihm am liebsten ein Stück Fleisch oder einen Löffel voll Suppe an den Kopf geschleudert hätte. In den kritischsten Augenblicken hielt ich jedoch die Furcht zurück, daß eine solche Handlung, wer weiß was für eine Reaktion von Seiten des Herrn Giacomo hervorgerufen hätte. Eines Tages jedoch machte ich mir auf besondere Weise Luft. Ich wartete, bis meine Wirtin kam, um den Tisch abzuräumen, und plötzlich platzte ich heraus: „Ihr Onkel ist ein Dummkopf!“ Frau Mercedes drehte sich mit den Tellern in der Hand um und sah mich ernst an: „Was haben Sie gesagt?“ „Ihr Onkel ist ein Dummkopf!“ wiederholte ich und fühlte unsagbare Befriedigung, daß ich diese Worte noch einmal sagen konnte. Die Erregung und Überraschung der Wirtin mußte sehr groß sein; denn zwei Teller glitten ihr aus der Hand und zerschellten auf dem Boden. Sie bückte sich, hob sie auf und wiederholte wie im Traum: „Ein Dummkopf — der Onkel Giacomo? Ein Dummkopf?“ Darauf verließ sie mit verstörtem Gesicht das Zimmer, schloß sich in der Küche ein und ließ sich den ganzen Tag nicht mehr sehen. Ich wandte mich dem Gemälde zu und stellte

fest, daß mein Feind absolut uninteressiert bei meinen Schmähungen blieb. Fortgesetzt betrachtete er mich von oben bis unten und schien zu sagen: „Ich verdrödele meine Zeit nicht mit Geschwätz, noch kümmere ich mich um Verleumdungen. Ich betrachte die Welt; lausche und lache. Manchmal, wenn mich niemand sieht, lese ich in diesem Buch.“ Trotz Widerwillen war ich gezwungen zuzugeben, daß in der Heiterkeit meines Gegners etwas Edles und Unangenehmeres lag. Und gewiß war es dieser würdevolle Gleichmut, den ich fürchtete und hatte, vielleicht nur deshalb, weil ich absolut machtlos dagegen war.

Eines Nachts träumte ich, der Onkel Giacomo wäre vom Bilde herabgestiegen, hätte sich an mein Bett gesetzt und mich gekitzelt. Ab und zu beugte er sich über mich und blies mir in die Nase. Dann nahm er einen Strohhalm und kitzelte mich am Ohr. Die Sache spitzte sich so zu, daß ich im Traum in ein so schallendes Lachen ausbrach, daß ich plötzlich aufwachte. Das war zu viel. Am Morgen entschloß ich mich, diese Frage endgültig zu klären. Ich wartete, bis meine Wirtin mit dem Kaffee kam und stellte ihr folgendes Ultimatum: „Mit Ihrem Onkel kann ich mich nicht vertragen. Entweder verschwindet er, oder ich gehe Einer von beiden.“ Mit offenem Munde vor Überraschung stand die Wirtin da. Sie stammelte: „Mein Onkel Giacomo war ein großer Architekt und ausgezeichnetster Familienvater. Ich wundere mich, Ich wundere mich. Hier haben solche feine Herren gewohnt, sogar adlige, und keiner hat

sich jemals über ihn beklagt.“ Aber ich war unbeugsam und erwiderte: „Ihr Onkel kann so gut gewesen sein wie Sie wollen, aber ich will ihn nicht mehr in meinem Zimmer sehen.“ Angesichts meines resoluten Betragens mußte sich die Wirtin fügen. Sie lief hin und her durch die Wohnung, dann klopfte sie und meinte schüchtern: „Ich habe etwas anderes gefunden. Ich hoffe, daß Sie zufrieden sind.“ Dann zog sie den Onkel Giacomo herunter und setzte an seine Stelle ein anderes altes Bild mit einem älteren Herrn. Zu meinem größten Trost bemerkte ich sofort, daß der Neugewonnenen nicht lachte. Als sie vom Stuhle stieg, schaute die Wirtin das Bild einige Augenblicke an; ernst sagte sie darauf: „Das ist der Onkel Onorio. Er war Arzt im psychiatrischen Institut von San Tommaso. Er hat beinahe alle Geisteskranken der Stadt geheilt.“ In diesem Augenblicke glaubte ich, daß der Ton ihrer Stimme eine kleine, fast unmerkliche Erregtheit ertollt. War es Ruhmung, oder was war es?

Onkel Onorio saß im weißen Kittel vor einem großen Schreibtisch und schaute mich finster durch seine Brillengläser an. In der rechten Hand hielt er eine große Pfeife mit gebogenem Mundstück. Es schien, als wollte er sagen: „Ich bestätige alles, ich bin ein Genie! Meine Aufmerksamkeit ist auf das Gehirn der Geistesgestörten gerichtet. Die andern Sachen interessieren mich nicht. Ab und zu, wenn ich nichts zu tun habe, rauche ich diese Pfeife.“

(Aus dem Italienischen von Charlotte Opitz.)

Die bekümmerte Elefantin - L' elefantessa afflitta

(fr. B. Ioh.)



„Sei unbesorgt, Barbara, mir gefällt du auch ohne Dauerwellen!“

„Sia tranquillo, Barbara! Tu mi piaci anche senza ondulazione permanente!..“



„Dieses Dollardekor sieht ja ganz hübsch aus — ich kann aber nicht viel damit anfangen. Haben Sie kein Flugzeugmuster mit Bomben drumrum?“

La signora Tschiangkaisek nel salone di mode americano: “Questa guarnizione di dollari è davvero graziosissimo ... ma non so che farne. Non avete un complene con aeroplani e bombe tutt' attorno?”.

DER JÄGER

VON WERNER STELLY

„Weißt du“, sagte meine Frau, „wir könnten wieder einmal Möhlmanns einladen. Wir waren zuletzt bei ihnen. Sie werden sicher schon darauf warten.“

„Wir waren aber zum Abendessen bei ihnen“, sagte ich.

„Sie müssen natürlich auch zum Essen zu uns kommen. Es geht ganz gut, ich habe ein paar Fleischmarken gaspirt.“

„Ach so“, meinte ich, „jetzt wird mir klar, warum wir seit zwei Wochen so wenig Fleisch hatten. Aber gut, ich werde morgen früh im Dienst Möhlmanns einladen. Knesbeck konnte dann auch mitkommen. Du weißt, wie sich heute ein Jagdgeselle freut, wenn er zum Essen eingeladen wird.“

Knesbeck war ein Kollege, der erst vor kurzer Zeit an unser Amt von außerhalb versetzt worden war. Er war Junggeselle und wohnte als Altermieter bei einer älteren Witlin. Sie wissen selbst, daß man mit einer mehrgliedrigen Familie ganz gut einmal etwas an Marken ersparen kann — wir haben drei Kinder —, daß das aber einem Junggesellen, also einem Wesen, das nur mit einer Karte bedacht ist, doch schwer fällt. Und so jemand ist natürlich dankbar, wenn er hier und dort einmal zum Essen kommen kann.

Ich lud also anderentags Möhlmann mit seiner Frau und Knesbeck für einen der nächsten Abende ein. Meine Frau hatte Gulasch gemacht, weil man es, wie sie sagte, gut etwas in die Länge ziehen könne mit Gurkenstückchen, ein paar Pilzen und sehr viel Soße, ich stiftete von meinem Wein zwei Flaschen und Möhlmann und Knesbeck bekamen jeder eine Zigarre. Ich hatte deshalb zwei Tage nicht geraucht.

Knesbeck ließ es sich schmecken. Meine Frau hatte das Gulasch wirklich recht schmackhaft angerichtet. Der Wein und die Zigarren waren auch nicht schlecht. Wir hatten eigentlich von dem Gulasch noch am nächsten Mittag essen wollen.

Aber es schmeckte Knesbeck so trefflich, mit einem Wort, er haute gehörig hinein, und wenn man gegährt sein wollte, konnte man auch sagen, er schlang förmlich.

„Ja“, sagte Knesbeck, „solch ein Essen, das ist doch etwas ganz anderes als das, was man im Restaurant bekommt. Ich bin es so leid, dieses ewige Gasthausessen, und mit den Marken muß man sich dabei auch so sehr einrichten.“

„Heiraten“, sagten Möhlmann und seine Frau. „Heiraten, Herr Knesbeck. Dann haben Sie das nicht mehr nötig.“

„Ich will es Ihnen erzählen“, sagte Knesbeck. „Sie werden es ja doch bald erfahren, ich brauche demnach nicht mehr in den Gastwirtschaften zu essen. Ich gehe unter die Zigarre.“

Er lehnte sich zurück und brannte seine Zigarre an. „Ja“, fuhr er fort, „ich gehe unter die Zigarre. Ein Onkel von mir starb kürzlich. Er war ein leidenschaftlicher Weidmann. Von ihm habe ich ein Jagdgewehr geerbt, einen prächtigen Drilling.“

„Sie dachte ich, ein Jagdgewehr, was soll ich mit einem Jagdgewehr?“ Bis ich auf den Gedanken kam, daß man als Jäger doch allerlei Vorteile genießt. Bedenken Sie, man darf eine ganze Menge Hasen behalten, Enten braucht man überhaupt nicht abzuleben und vom anderen Wild bekommt man immer Leber, Niere und Herz. Das ist schon etwas. Meine Witlin will mir dann das Essen bezahlen.“

„Und lieber Herr Knesbeck“, fragte meine Frau, die sofort die Perspektiven ahnte, „von dem, was Sie abliefern müssen, können Sie sich doch sicher die besten Stücke zurückbehalten gegen die Hälfte der Marken? Für Wild bekommt man ja die doppelte Menge.“

„Sicher“, sagte Knesbeck, „guten Bekannten konnte ich wohl hin und wieder etwas abgeben und vor allem dafür sorgen, daß sie für die halben Marken ein gutes Stück Wild bekommen.“ Von da ab bewegte sich unser Gespräch in weidgerechten Bahnen. Ach ja, das edle Weidwerk. Welch wirklich männlicher Zeitvertreib. Unsere Reden wuzten wir in fachmännischer Weise mit Ausdrücken wie Schweißfahnte, Lichte, Löffel, Blume und Hehl. Diese Jäger, sind sie nicht zu beneiden! Sie führen ihrer Leidenschaft und gewinnen dabei noch etwas für den Topf.

Als Möhlmanns und Knesbeck endlich gegangen waren, sagte meine Frau: „Weißt du, den Knesbeck müssen wir uns warm halten. Du lädst ihn am besten recht bald wieder einmal zum Essen ein.“

Am anderen Morgen im Dienst ging ich zu Knesbeck. Als ich die Tür öffnete, kam gerade Möhlmann heraus. Der war mir also zuvorgekommen. Ach, es waren mir noch andere zuvorgekommen. Ich erfuhr es, als ich Knesbeck für die folgende Woche einladen wollte.

„Ich komme recht gern“, sagte Knesbeck, „nur geht es leider in der nächsten Woche nicht, da bin ich spürbar bei den anderen Kollegen versprochen. Aber in 14 Tagen werde ich Ihre Einladung gern Folge leisten.“

Wir waren 14 Kollegen und so ab Knesbeck dann immer abwechselnd während vierzehn Tagen in einer anderen Familie. Meine Frau sparte während der zwei Wochen, wo es nur ging, damit wir Knesbeck auch ein Essen bieten konnten, das wahrhaft üppig zu nennen war. Es kam so weit, daß ich mich während der ganzen Zeit auf den Tag freute, an dem Knesbeck unser Gast sein würde. Da gab es denn alle die schönen Sachen, die ich nur noch dem Namen nach kannte.

Dreizehn Tage sparten wir und, wie ich unter der Hand erfuhr, auch die Kollegenfamilien, aber am jeweils vierzehnten Tage wurden wahre Festessen veranstaltet. War es da ein Wunder, daß Knesbeck ausseinerdergung wie ein Hefekuchen? Er war schon wohlgenährt gewesen, als er den Dienst bei uns antrat, aber wie er vor unseren Augen zunahm, das grenzte an das Unwahrscheinliche.

Denn leider dauert es seine Zeit, eh man den

Jagdschein bekommt. Knesbeck hatte einen langwierigen Kursus durchzumachen, der sich einbeißend in die Länge zog.

Es war uns allen klar, daß wir durchhalten mußten. Nach einem Dreivierteljahr sollte es endlich so weit sein. Die Prüfung stand in wenigen Tagen bevor. Da geschah das Unglaubliche, das einfach Entsetzliche. Knesbeck wurde versetzt. Zwei Tage vor der Prüfung wurde Knesbeck kurzhand aus unserer Mitte gerissen. Meine Frau weinte heftig. Wir Männer trugen den Schlag gefaßter, wenn auch nicht weniger schwer.

Einige Zeit später, an meinem Geburtstag, bekam ich unter anderem auch Briefe von zwei guten Freunden. Der eine Brief lautete: „Lieber Karl zu Deinem Geburtstag gratuliere ich Dir recht herzlich und wünsche Dir für das neue Lebensjahr alles Gute. Ich bitte Dich, Knesbeck bestens zu grüßen, der, wie ich erst kürzlich erfuhr, seinerzeit von hier auf eigenes Betreiben an Euer Amt versetzt wurde. Er ist ein netter geselliger Mensch, wir möchten ihn alle gern. Er war jeden Tag bei einem anderen Kollegen eingeladen. Er war Jäger, vielmehr er wollte es erst werden. Kurz vor der Prüfung wurde er dann nach dort versetzt. Grüße ihn bitte herzlich. Er ist wirklich ein reizender Kerl.“

Der andere Freund schrieb: „Lieber Karl zu Deinem Geburtstag gratuliere ich Dir recht herzlich und wünsche Dir für das neue Lebensjahr alles Gute. Weißt Du übrigens, daß wir hier einen früheren Kollegen von Dir im Amt haben? Den dicken Knesbeck. Er hat sich von dort nach hier versetzen lassen. Als ich ihm neulich sagte, daß wir befreundet seien, wurde er merkwürdig einseitig. Hast du dich mit ihm nicht verstanden? Er ist doch wohl ein netter geselliger Mensch. Wir mögen ihn alle gern. Er ist jeden Tag bei einem anderen Kollegen eingeladen. Er ist Jäger, vielmehr er will es erst werden. Demnach wird er die Prüfung machen. Er ist wirklich ein reizender Kerl.“

„Was hast du?“ fragte meine Frau. „Du bist ja ganz blaß.“

Ich gab ihr die Briefe. Als sie sie gelesen hatte, schluckte sie ein paarimal tief. „Er ist wirklich ein reizender Kerl“, sagte sie. „Oh, dieser Schuft.“

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes nennt Haus und Garten vor der Stadt sein altes.

Seine Nachbarn sind fleißige, praktische Leute. In ihren Gärten wächst prächtiges Gemüse, und in Ställen und Boxen wimmelt es von Schweinen, Hühnern, Gänsen und Kaninchen. Bis zum Ackerbau hat Johannes sich auch schon durchgesehen. Aber an die Viehzucht wagt er sich noch nicht heran.

Eines Tages war Kleinierzählung. Auch bei Johannes erschien ein Mann und brüllte seine Listen aus.

„Wieviel Schweine haben Sie?“ fragte der Mann. „Keines“, sagte Johannes. Der Mann machte an der zuständigen Stelle in seiner Liste einen Strich.

„Wieviel Geflügel?“ fragte er dann.

„Keines“, sagte Johannes. Er wachte mißtrauisch vor der Mann Ja, aber ein wenig durch seinen Strich.

„Nun, aber wieviel Kaninchen?“ fragte er dann. „Fehlzeitige“, sagte Johannes. Verwundert und betrübt machte der Mann auch diesen Strich.

„Aber irgendwelche Kleintiere werden doch auch Sie haben? Schafe? Ziegen?“ Es klang wie ein letztes Angebot.

Treuzig schüttelte Johannes den Kopf. „Gar nichts“, sagte er.

Da wankte der Mann gebrochen zu Gartentore. In Johannes erweckte das Mitleid. Er lief hinter ihn her.

„Sie, ein paar Flegeln hätte ich. Wenn Ihnen vielleicht damit gedient ist?“ sagte er. 2. Blager

Schiffsjunge träumt

Wär ich Kapitän, Kapitän aller Meere,
Ich baute den träumenden Jungen ein Schiff,
Ein Schiff ohne Steuer und Segel und Schwoer
Und triebe hinaus gegen Wind und Riff.

So fuhr ich die große Fahrt der Gestirne
Und pflichte die Wege mit ahnendem Bug.
Und spürte das Salz auf unmittelter Stirne
Und misse den kühlen Meeren den Flug.

Und hinter mir hundert irre Fragelaten
Durchbräuden den Bannkreis des leuchtenden Turms,
Bemannt mit den bleiden gepusteten Schafften
Verunkelter Matrosen im Wirbel des Sturms.

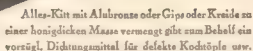
Wir würden entdecken viel neue Gestade
Und nicht mehr glauben an Kampf und Lot.
Und finden Stienen zum seligen Bade
Im Märchenbilde, korallenrot.

Im Fluge zu nie gedachten Zonen
Uns Grenzenlos tösend den Kiel,
Sah ich des Nachts in den Sternen thronen
Das uralte Göttergäh!

Wär ich Kapitän, Kapitän der Meere,
Ich stübe vom Ufer der irdischen Raums
Hinauf in die weite, die himmlische Leere,
Ich der Kapitän, Kapitän des Traums!

Rainer Preuß

(*)



DER PARSIFAL

Ein Parvenü ist ein Emporkömmling, ein Paravent ist ein Wandschirm, ein Pavian hat einen roten Hintern, ein Parmesan... Ja, was ist ein Parmesan? Fürst Talleyrand war der erste, der Parmesan in die Suppe rief, und ein Partisan kommt zwar nicht in die Suppe, aber zerlieben gehörte er trotzdem... und jetzt erzählen wir, wieso das alles zusammengehört und weshalb Parsifal, der reine Tor, noch hinzukam.

In Köln wurde kürzlich ein ungarischer Film aufgeführt, der den Titel trug „Vision am See“. Ein junges Mädchen, das gefragt wurde, ob sie sich unter „Vision“ auch etwas Ordentliches vorstellen könne, antwortete:

„O Ja. Die Vision... das ist doch das, was die Soldaten haben...“

Wo? Wo! So verblüffend diese Auskunft war, es lag nahe, an Division zu denken... aber haben

die Soldaten die Division, oder hat die Division die Soldaten?

„Ach was“, meinte das Mädchen und wies diesen Ulk überlegen von der Hand: „Vorn am Gewehr doch...!“ Bei dieser Gelegenheit erlebte der Witz mit dem Parvenü an einem Kölner Stammtisch seine Grundsteinlegung.

Tunnes, beginnt er, kommt von einer Gesellschaft und beklagt sich bei Schil, man habe ihn dort einen Parvenü genannt. Das sei eine Gemeinheit, denn ein Parvenü sei doch das scheußliche Affenvieh mit einem knallroten Hintern...

„Nk“, beruhigt ihn Schil, „das verwechselst du. Der Aap heißt doch Paravent.“

Als diese Geschichte erzählt wurde, lachte jeder darüber mit kennehaftem Einverständnis, bis sich nach drei Minuten plötzlich einer auf die Knie schlug und ausrief: „Eine tolle Biesterlei, einen Wandschirm mit einem Parmesan zu verwechseln...“ Starr sahen ihn die anderen an. Die Fröhlichkeit

erstarb. Bis einer seinem Herzen auf einmal Luft machte und tuschelte: „Nun möchte ich bloß wissen... warum macht der denn einen politischen Witz daraus?“

„Ja, was hat denn ein harmloser Pavian mit den verfluchten Heckschützen zu tun?“

Später als sich einer nach dem anderen in der Straßenbahn verabschiedete, sagte der alte B., der bisher starr und stumm geblieben war, schmunzelnd zu mir: „So schön diese unfrommwilligen Witze vorhin auch waren — es bewaisst doch allgähnd Weltfremdheit, um nichts Schärferes zu sagen, wenn einer den Parsifal als Parmesan bezeichnet und die anderen damit auf den Gedanken bringe, es wäre von Parisenzen die Rede... Ein Glück, daß der alte Wolfram von Eschenbach, der nicht einmal schreiben konnte, auch nichts mehr hören kann...“

Und ließ uns mit lächelndem Kopfschütteln von der nächsten Station absteigen.

S. Kesa

PARFÜMERIE UND
FEINSEIFENFABRIK
GEORG DRALLE
HAMBURG

1889 Dralle 52

Pelikan

Füllhalter
Tinte

Seit 1889
brennt

GÜNTHER WAGNER-GEGR. 1858

Seit 1707
Breslauer
Brennerei

ORIGINAL
Schirdewan

Nicht vergisten, gut verdaulich!

Jka

Strümpfe

München
Neuhäuser Str. 15
Wolnerstr. 14 Am Stachus
Oachauer Straße 7 Reichenbachstr. 13

STARKT FACHINGEN

Für die
Gesundheit

Tinte u. Auszientusche
Dauer-Schreibbänder u. Kopierpapiere

Gutenberg KLEBER

Die gute weiße
Klebstoffe für Papier
Geschwindigkeit
bis zum letzten Rest!

„Kleber-All“ u. „Büroleime“

GUTENBERG-Werk für Bürobedarf n. H. Mainz

B

Seit 36 Jahren

Biomalz
Werk
Gebr. Patermann
Teltow

Seha
Duplex

KOHLEPAPIER

Es ist aus knappen
wertvollen Rohstoffen
hergestellt. Werfen
Sie also kein Blatt
eher fort, als bis seine
hohe Farbkraft voll-
ständig verbraucht ist.

GEHA-WERKE-HANNOVER

Über
100 Millionen

Deutsche Reichs-Lotterie

500.000
500.000
300.000
200.000
100.000

Ziehung 1. Klasse 16. u. 17. April
1. 4. 20. 48. 72. RM je Kl.
Hönig
Hamburg-Altona
Polischke Hamburg 53 170

Auskünfte

über jedermann in jedem Ort
Besuchungen, Nachforschungen
Detektiv Witzlako, gegr. 1908
Hamburg 36.50 Colonnaden 45

Enkutoel
Haaröl

Bekanntes Haaröl, das die Haare
schonend pflegt, auch nach der
Krautbehandlung, Sargol und
Kraut ausziehen. Halte die Haare
glänzend.

Agfa

immer ein Zeichen für
photographische Wertarbeit

1857

wurde am Hofe in Wien die Firma
JOHANN KATTUS
gegründet

der bekannteste Marke ist der Wiener Sekt
HOCHRIEGL

Für deinen Soldaten
eine echte
VAUEN

Älteste Ausführl. Bruchschneidfabrik VAUEN Nürnberg

Für Kunst, Technik u. Kunstbedarf

LYRA Tinte

Das
Wahrzeichen:
Bürwitz
STEINHAGER

(O. Nuckoll)



von Finsterwalde. — „Was sagen Sie zu unserem Klienten, Herr Kollege?“
Der Kollege sagte:
„So natürlich und einfach wie er ist — so reizend
leutselig —“

Ich deinen offer? Darf ich in Berlin in deiner Wohnung absteigen? — Ich schwieg eisen.
„Warum antwortest du nicht, Janos?“ fragte er eingeschneppelt.
Ich kann nicht leiden, wenn man mich Janos nennt. Ich heiÙe Johannes. Ich lege Wert darauf. Er weiß es.
„Alsdann, was ist, Janos?“ wiederholte er trotzdem.
„Zu dummi! Zu dummi!“ sagte ich.
„Hast keine feste Hetäre für mich, Janos?“
„Zu dummi! Zu dummi!“ wiederholte ich.
„Magst nel oder willst net, Janos?“
„Zu dummi! Zu dummi!“ „Was hast denn?“
„Ich denke nach und denke nach und komme nicht darauf!“
„Auf die Adresse von einer sauberen Hetäre?“
„Nein. Nein.“
„Was hast dann vergessen, Janos?“
Ich seufzte:
„Wie das Geiztiet auf ungarisch heiÙt!“ J.H.R.

Schlurft! Eine verweinte Frau
offnete.
„Mein Name ist Styx. Detektiv.
Brauchen Sie Hilfe?“
Die Frau brach in Tränen aus.
„Ach ... Mein Mann ... Diese
furchtbaren Telefonanrufe! Alle
zehn Minuten dasselbe unheim-
liche Wort! Er ist zusammen-
gebrochen!“
Styx sah ins Zimmer. Der Laut-
sprecher raste. In einem Lehn-
stuhl kauerte der vor Angst
zitternde Hausherr.
„Rrr ... rrrr! Wieder ein Anruf!
Styx nahm den Hörer ab, lautete,
das seltsame, kuternde Wort. Der
Detektiv sprach zurück: „Im Prin-
zip haben Sie recht. Sie Herr aus
dem Erdgeschoss. Aber lassen
Sie das.“

„Erlauben Sie mir!“ kam es von unten, „von früh bis spät Rundfunk da oben.“ Windstärke zwölf!“ „Ich werde für Ruhe sorgen“, versprach Sylx. „Ende!“

Er legte den Hörer auf, schaltete die Musik ab und sagte zu dem erlöst aufzulebenden Hausherrn: „Der alte typische Fall! Das Rundfunkgerät ist keine Kessel-schmiede mit Tag- und Nachtschicht. Nur, was interessiert, hört man. Das schreckliche Telephonat „Kohlenkaut“ hat Sie wohl endlich aufgerüttelt. Auch mit vernünftigen Rundfunkgebrauch jagt das Kohlenkaut, diesen Kohlen-Gas und Stromdampf, aus dem Hause. Also Schluß mit der rasenden Dauerwelle! Ich empfehle mich!“

Zug um Zug:

Überlegen ob das Bild lohnt — Jedes Für und Wider sorgsam wägen und im rechten Moment handeln (knipsen) — wie beim Schachspiel. So erhalten wir wirklich schöne Fotos und sparen den guten

Wimpernbalsam *Eleskori*
(Reichspatentamt. Nr. 34 358)

Die präparierte Wimpernbalsam und alle übrigen Kosmetika können sich in Zukunft nicht mehr durch den Lagerbestand liefern. Geben Sie deshalb sofort Ihren Auftrag an die *Eleskori* Kosmetikfabrik, damit Sie bald in den Genuss der *Eleskori* Kosmetika kommen können. Die Kosmetika werden Ihnen zu einem sehr niedrigen Preis geliefert. Die Kosmetika werden Ihnen zu einem sehr niedrigen Preis geliefert.

Eleskori Kosmetik
LABOR DR. RICHARD SCHUEFFEL
Köln-Lindenthal Nr. 16

Nur für Männer

Die Sammlung von Erfahrungen und nützlichen Kniffen für Selbststraster kann z. Z. nicht neu gedruckt werden. Deshalb ersuchen wir hier nach und nach die wichtigsten Ratseide aus der „Gold-Stern-Ratierkunde“ der Rowerklingenfabrik.

GOLD-STERN-Werk Schönen



KRONEN-
KRAWATTEN-FABRIK
Fritz M. Tübke & Co.
BERLIN C.

Die Versorgung

mit Damenbinden ist noch nie
so gesichert. Danken Sie bitte
dafür, daß nur vollüberlegende
Schwengelenken daran schuld sein
können, wenn Sie trotzdem einmal
Camello nicht überall erhalten

Camello

OT - 60-11-81-35-08 OT

6. Junghans-Rai

Nicht schütteln!

Klopfen und Schütteln können Ihrer Junghans-Taschen- oder Armbanduhr nur schaden, wenn sie einmal stehen bleibt

Schonheit ist schon der reichste Schmuck. Und das ist die Überzeugung, denn ob sie die Uhr noch aus dem Geschäft. Aber trotzdem geklebt manchmal da ganz Können eines Schmuckes dazu, um den Schaden zu beheben.

MADE IN GERMANY

Junghans
schont und pflegt
hat sie noch länger



Perutz Film

Der große Wert im Kleinen

FAN-TAI

Die große Freude an einer kleinen Zigarette ist die, dass sie so leicht zu rauchen ist und so leicht zu bekommen ist. Sie ist die ideale Zigarette für den Mann, der es liebt, zu rauchen, und für die Frau, die es liebt, zu rauchen. Sie ist die ideale Zigarette für den Mann, der es liebt, zu rauchen, und für die Frau, die es liebt, zu rauchen. Sie ist die ideale Zigarette für den Mann, der es liebt, zu rauchen, und für die Frau, die es liebt, zu rauchen.

FAN-TAI

Mund Hygiene und Kraft können Sie zugleich
in 100 Stücken

Dahlem & Co. in A. S. 22
KÖLNIGER PLATZ 100 F. A. R. N.

**Wann darf ich
Pfeilring
Haut-Creme
verwenden?**

Hilfe bei ris-
siger und sprö-
der Haut, Er-
haltung ihrer
Geschmeidig-
keit – das sind
Gründe nach Pfeilring Haut-
Creme zu greifen.
Wo empfindliche Haut ge-
schützt, ungeschädigte Stellen
wieder glatt und ge-
schmeidig gemacht werden
sollen, dorthin gehört Pfeil-
ring Haut-Creme – Für die
Schönheit wird später wie-
der gesorgt – heute zuerst
für das Kind, dann für ar-
beitende Hände.

SEKT KUPFERBERG CO. MAINZ

KUPFERBERG

**Terokal
klebt
ideal**

Terokal
Klebstoff

Deutsche Reichslotterie
Über 100 Millionen RM
bis 500.000 Gewinne und 3 Prämien

5 x 500.000
3 x 300.000
3 x 200.000
15 x 100.000
24 x 50.000 usw.

Lospreise je Klasse für
 $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$ RM
Z. 2. 1. 1943 1. 1. 1943 1. 1. 1943 1. 1. 1943

Ich bestelle hiermit
Los

Nach unten nach 1. 1. 1943

Name
Hr. oder
Strasse

Lösche
Staatliche Lotterie-Einnahme
Leipzig C1, Katharinenstraße 16

ETWAS ABWECHSLUNG

VON KONRAD SEIFFERT

Ramon und ich, wir fuhren zur Hauptstadt, weil wir glaubten, ein bißchen Abwechslung könne uns nicht schaden. Wir hatten Abwechslung, viel Abwechslung hatten wir in der Hauptstadt, wie Sie gleich sehen werden.

An einem Abend saßen wir in einem Varieté. Es war ein feines Haus. Und wir waren fein angezogen. Nur daß mir mein weißer Kragen wie ein nasses Handtuch am Halse lag, das war nicht fein. Auch Ramons Kragen war aufgeweicht. Das kam von der Hitze. Die Hitze macht aus jedem Kragen einen nassen Lappen. Sie können es glauben.

Wir hätten gern unsere Kragen abgeben. Aber das ging nicht. Denn wir befanden uns mitten in einem eleganten Publikum. Die Herren, die da mit uns in Plüschsesseln saßen, hatten Kragen am Hals, und auch diese Kragen verwandelten sich schnell oder langsam in unsäglich läppigen, in nasse Lappen.

Die Damen dagegen waren viel besser dran. Was sie auf ihrem Körper hatten, das trug eine Katze auf dem Schwanz weg, ohne sich dabei anzustrengen. Wir hatten deshalb viel zu sehen. Aber davon will ich nicht weiter sprechen. Sie kennen das sicher auch.

Wir saßen ziemlich dicht an der Bühne. Wir hatten einen Tisch für uns. Wir tranken. Natürlich tranken wir. Aber unsere Kragen wurden davon nicht trockener.

Auf der Bühne geschah allenthalben. Es gab da nur erstklassige Nummern. Die Leute taten ihr Bestes. Und wir, der Ramon und ich, wir klatschten mächtig.

Es trat dann eine Sängerin auf. Sie war ein hübsches Mädchen. Doch, das konnten wir sehen. Nun sind Sie, lieber Herr, vielleicht der Meinung, bei einer Sängerin komme es vor allem darauf an, daß ihr Gesang das Eintrittsgeld werft ist. Weil gefehlt! Wenn eine Sängerin auf die Bühne tritt, dann muß sie vor allem hübsch gewachsen sein, und man muß das sehen können.

Also: wir sahen, daß diese Sängerin hübsch war. Sie hatte außer einigen goldenen Armbändern eigentlich recht wenig an, noch weniger als die Damen, die da saßen. Und das war wirklich nicht viel. Sie können es glauben.

Die Sängerin sang. Ob sie gut sang, weiß ich nicht. Ich bin da nicht ganz zuständig. Aber die Leute waren begeistert. Wir auch. Und da gerade eines der Blumenmädchen an unserem Tisch vorbeikam, nahm Ramon ihr den Lappen weg, den sie trug, und warf ihn auf die Bühne.

Ich fand das in der Ordnung. Das Blumenmädchen ebenfalls. Sie mußte ja, daß sie die ganze bunte Pracht bezahlt bekam. Das haben Sie schon mal gelesen? Sicher. So etwas kommt vor in der Hauptstadt und auch anderswo. Und das war gar nicht die Hauptsache.

Die Hauptsache kam etwas später. Die Sängerin knickte, lächelte uns dankbar zu, trällerte noch etwas vor sich hin, und dann fiel der Vorhang. Kurz danach begann die nächste Nummer, irgend so eine Tanzgeschichte.

Nein, wir ahnten nichts Böses. Wir wussten uns dem Schweiß aus dem Kragen und aus dem Gesicht. Da kam die Sängerin an unseren Tisch. Ja, wohl, zu uns. Wir sprangen auf, verbogen uns, ein Kellner schob einen Sessel herbei, und dann saß die Sängerin.

Sie hatte einen dunkelroten Mantel auf den Schultern. Darunter war sie auch jetzt so spärlich bekleidet wie vorher auf der Bühne. Das konnten wir sehen. Nein, sie war gar nicht zimperlich. Sie sprach mit uns. Ob uns ihr Gesang gefallen habe, wollte sie wissen. Und Ramon bejahte sie, wir versichern, er habe nie etwas Besseres gehört. Auch ich sagte das. Na ja, man spricht

manchmal etwas so leicht aus. Aber mit mir gab sie sich nicht weiter ab. Ich erkannte gleich, daß sie Ramons wegen an unseren Tisch gekommen war. Das ärgerte mich zwar ein wenig, aber ich nahm die Sache nicht tragisch, wahrhaftig nicht. Und ich war neugierig darauf, was sie von uns wollte.

Sie begann uns auszufragen: woher wir kämen, was wir in der nächsten Zeit zu tun beabsichtigten. Wir gaben ihr Antwort. Ich merkte dabei, daß Ramon sehr entzückt war von dieser hübschen Sängerin. Und auch sie zeigte, daß ihr Ramon gefiel. Doch das war weiter kein Wunder: es hatte schon viele Damen gegeben, die sich in den Ramon vergiftet hatten.

Nachdem wir uns etwa eine halbe Stunde recht

eine schöne Fahrt. Nein, es gab keinen Sturm, kein Unwetter, nichts. Und wir kamen planmäßig an.

Nun aber zeigte es sich, daß sich meine geheimen Ahnungen und Befürchtungen bewahrheiteten. Ja, ich hatte vom ersten Augenblick an solche Ahnungen und Befürchtungen. Ich hatte dem Ramon auch auf der Fahrt erzählt, daß mir bei der ganzen Sache nicht recht wohl war. Aber er hatte gelacht.

Also: es geschah, daß die Teresa Maria nach ihrer Ankunft in Rio nicht daran dachte, den Ramon aus seiner Verpflichtung zu entlassen. Es gefiel ihr sehr gut, ihn als Gatten zu haben. Und Ramon — ach, ich muß sagen, daß wir Männer zuweilen eben doch nicht ganz beisammen sind — Ramon biß sich und tonnte sich an der Seite — das hübschen Mädchen, mir wurde ganz übel. Nun werden Sie sagen, lieber Herr, so etwas sei Neid. Sagen Sie es nicht. Es war kein Neid. Es war nur der Gedanke an das, was später kommen mußte.

Denn ich war mir klar darüber, daß dies ein Ende mit Schrecken nehmen konnte. Wir waren so weit entfernt von allen unseren Grundlagen. Wir waren in einem fremden Lande. Wir wußten nicht, wie wir zurückkommen konnten. Wir hatten in Rio keine Freunde. Und das Leben war teuer, sehr teuer.

Teresa Maria sang, gewiß. Sie verdiente Geld, sie verdiente für uns mit. Aber so etwas ist doch niederdrückend, meinen Sie nicht auch? Das sagte ich dem Ramon. Er sah es ein. Aber die Liebe, ach, die Lieber! Ja, die beiden hatten sich gern. Doch was sollte daraus werden?

Ich zählte das Geld, das ich noch besaß. Es reichte für Ramons und meine Rückfahrt. Ich hielt mich oft am Hafen auf und sah mir die Schiffe an, die da lagen, und die nach Süden fuhren. Und ich wurde dabei sehr wütend auf Ramon, den ich nicht überreden konnte, mit mir zu einem dieser Schiffe zu gehen und abzumachen. Weil so eine Teresa Maria dazwischensteckte.

Der Zufall ist eine feine Einrichtung, wahrhaftig. Der Zufall half mir. An einem Vormittag lag die „Zarzmora“ im Hafen (Zarzmora heißt Brombeere, und dies ist ein nicht alltäglicher Name für ein Schiff).

Als ich die „Zarzmora“ liegen sah, schrie ich auf vor Freude. Und ich wußte sofort, daß nun alles gut werden würde: der Kapitän dieses Schiffes war Werner Altmeier aus Küstrin an der Oder, den kannten wir sehr gut, und er kannte uns, den Ramon und mich.

Ich sprach mit Werner. Er brauchte Leute, sechs Mann waren ihm krank geworden, er mußte sie in Rio lassen. Ich bot mich ihm an als Kohlentrimmer, Heizer, Koch, Steward, als Mädchen für alles. Und ich bot ihm auch den Ramon an, das war ja das Wichtigste. Ja, ich erzählte ihm, wie es um Ramon stand.

Werner grinste, kniff ein Auge zusammen und fragte nur: „Hast du Ramons Papieren?“ Ich hatte Ramons Paß, den echten, er hatte ihn mir gegeben. Den anderen, in dem er als Ehemann erschien, den bewahrte Teresa Maria auf. Ich gab dem Werner Ramons Paß und auch meinen. Darauf meinte er: „Ich will das klar machen. Kommt beide morgen abend an Bord. Übermorgen früh fahren wir ab!“

Bis zum nächsten Nachmittag verheimlichte ich Ramon, daß die „Zarzmora“ und den Werner Altmeier gesehen hatte, es fiel mir schwer. Aber dann erzählte ich ihm die Neuigkeit. Vorher schon hatte ich unsere paar Sachen an Bord gebracht. Ramon freute sich mächtig auf Werner und die „Zarzmora“. Ich brauchte ihm nicht viel zuzureden, mit mir zum Hafen und zum Schiff zu gehen. An diesem Abend sang Teresa Maria,

Vorfrühling

Windmütter die Kronen kämmen,
da fällt, was morsch und krank;
nun steigt der Saft in den Stämmen
und macht sie warm und blank.

Es schnaubt der Föhn hernieder
und frißt den letzten Schnee,
man riecht den Fuchs schon wieder
und sieht jungen Hasenkele.

Mariandl, die schlanke Meise,
die jüngst noch zur Schule gmußt,
singt jetzt untertags immer leise
und bekommt eine runde Brust.

WILLIBALD OMASEN

neht unterhalten hatten, fragte die Sängerin den Ramon, ob er sie heiraten wolle. Und als ich etwas dazu sagen konnte, rief er reichlich laut: „Heiraten? Sofort! Auf der Stelle!“

Sie werden zugeben müssen, lieber Herr, daß auch Ihnen die ganze Sache so schnell gegangen wäre. Mir ging sie zu schnell. Dem Ramon nicht. Aber die Sängerin lachte, legte ihre schmale Hand auf Ramons Arm und meinte, es solle nur so eine Art Scheinehe sein, und auch nur für kurze Zeit, und ob er da mitmachen wolle.

Ja, Ramon wollte auch da mitmachen. Wir erfuhr: die Sängerin war verpflichtet, in etwa vierzehn Tagen in Rio de Janeiro aufzutreten, das hier, heute, das war ihr letzter Abend in unserer Hauptstadt. Morgen wollte sie abfahren, zu Schiff. Alles war schon bereit. Nur eine Schwierigkeit bestand: sie durfte in Rio nur dann an Land gehen, wenn sie verheiratet war. Doch, solche eigenartigen Bestimmungen hat es zeitweilig gegeben. Vielleicht existieren sie auch heute wieder, ich weiß es nicht. Die Dame brauchte also einen Mann. Und der sollte Ramon sein.

Ach, ich will Sie nicht langweilen: wir machten die Sache. Ich sagte: wir. Denn daß ich zurückblieb, während Ramon mit der Dame davonfuhr, davon war nicht einen Augenblick die Rede. Einen Paß für das neue Ehepaar beschafften wir am nächsten Morgen. Es war da schon gut vorbereitet worden. Am Mittag war Ramon der Gatte der Dame. Sie hieß übrigens Teresa Maria. Am Abend verließ das Schiff den Hafen. Es war

Kampf dem Verderb

(K. Heitgenstedt)



„Ich habe gestern alle Briefe verbrannt, die ich von Männern bekam!“

„Ach, wie schade — ich habe mir mit meinen ein Schnitzel gebraten!“



„Ach, Lisa, so 'n galanter Handkuß geht einem durch bis auf die Straps!“

„Ah, Lisa ... un baciamano sì galante penetra giù fino alle garrettiere!..

wie an jedem Abend. Nein, immer horten wir uns diesen Gesang nicht an. So etwas geht ja dann doch auf die Nerven. Und das Mädel fand es auch ganz in der Ordnung, daß wir sie nur am Schluß ihres Auftretens in Empfang nahmen. An diesem Abend wartete sie umsonst auf uns: wir kamen nicht.

Wir konnten nicht kommen. Es gab bei Werner so viele gute Flüssigkeiten, daß wir es vergaßen, zu Teresa Maria zu gehen. Ramon sang, er koopte das Mädchen, das machte er sehr gut, und

dann konnte er nicht mehr singen. Gehen konnte er auch nicht. Mit mir stand es ähnlich.

Am nächsten Morgen verließ die „Zarzemora“ den Hafen. Wir, Ramon und ich, wir merkten nichts davon. Und als wir etwas merkten, da war es zu spät für Ramon. Nein, er tobte und brüllte nicht, als er sah, was ich angerichtet hatte. Er war nur etwas nachdenklich.

Ich stülpte ihm eine hohe weiße Mütze auf. Denn Werner hatte ihn zum Koch gemacht. Kochen konnte Ramon, besser als Sie vielleicht,

lieber Herr. Und so kochte er eben, bis wir in der Hauptstadt ankamen.

Unterwegs sagte er zu mir: „Es war sehr schön, das Verheiratselien mit dieser — dieser — wie hieß sie wohl schon? Aber wir brauchen Abwechslung!“ Und dann kochte er.

Ich trug das Essen zu Werner. Dann Ich war so eine Art Steward. Nein, es war für diesen Dienst sonst kein Mann auf dem Schiff. Und es ist keine Schande, Steward zu sein. Ich hatte schon ganz andere Sachen gemacht, wahrhaftig!

Der kleine Außenseiter mit dem großen Brett

(nach Schilling)



„Der Bolschewismus ischt für mich nicht g'fährli' — ich hab Gott sei Dank ä guete Schutz dagäge!“

Il piccolo internazionalista collo grande asse: „Il bolscevismo non sarebbe per coloso per me o graz e al cielo, ho un buon riparo contro esso“

Isländische Gastfreundschaft

Horwegens berühmter Liederkomponist Christian Sinding reiste um die Jahrhundertwende einmal nach Reykjavik, der Hauptstadt von Island. Damals war eine Reise nach Island noch eine große Begebenheit, und man kann sich denken, mit welchem Jubel der Komponist auf der Insel des Nordens empfangen wurde. Er reiste auf Einladung der Regierung im ganzen Lande umher bis hinauf nach Akureyri. Diese Reisen waren etwas beschwerlich, da sie meist auf dem Rücken der kleinen zähen Island-Ponys zurückgelegt werden mußten, und deshalb mußte unterwegs

des öfteren Station gemacht werden. Aber die isländische Gastfreundschaft zeigte sich hier von der schönsten Seite. Auf den Gehöften im Innern der Insel wurde aufgesucht, was man nur hatte und meist bis tief in die Nacht hinein gefeiert. Sinding übernachtete auf dieser Reise auf einem alten Hof in der Nähe von Akureyri. Das Zimmer, das ihm sein Gastgeber anwies, war groß und geräumig, aber es lag dicht unter dem Dach und man mußte, um dorthin zu gelangen, über einen dunklen Boden gehen. Es war für den Komponisten etwas schwierig, sein Zimmer zu finden, deshalb sagte der freundliche Wirt: „Ich bleibe hier unten an der Treppe stehen, bis ich höre,

daß Sie auch richtig in Ihr Zimmer gekommen sind!“ Sinding kletterte die steile Treppe zum Boden empor. Licht durfte wegen der Feuersgefahr nicht angemacht werden und Taschenlampen hatte man zu damaliger Zeit noch nicht. Vorsichtig tastete sich Sinding vorwärts, aber plötzlich stieß er mit einem hölzernen Bums mit der Stin gegen einen vorspringenden Balken. In diesem Augenblick rief der Gastgeber freundlich: „Richtig, Herr Sinding! Nun scharf nach links drehen, da ist die Türe!“

Er hatte nur darauf gewartet, daß sein Gast gegen den Balken rannte, so wußte er Bescheid, daß er auf dem richtigen Weg war...



„England wäre zufrieden, wenn in Europa die Sowjets herrschten . . .“

Lord Beaverbrook: „L'Inghilterra sarebbe contenta se in Europa dominassero i Sovieti . . .“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT MÜNCHEN

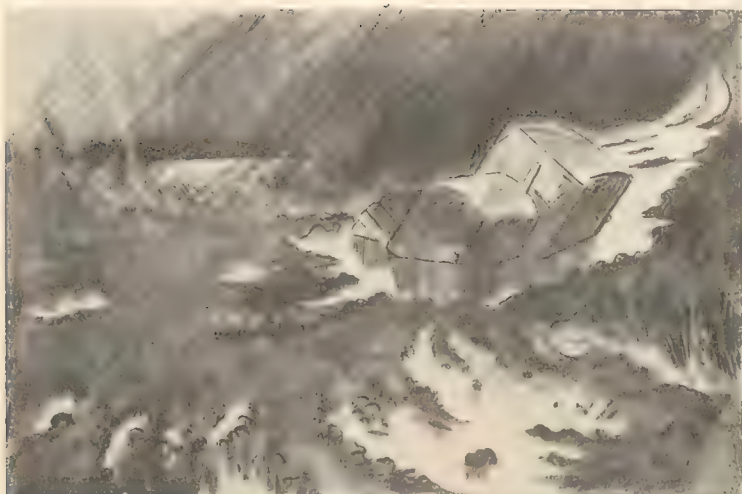
Der Mörder

(Erich Schilling)



„Ich versteh' nicht, was man gegen mich hat — Ich will doch nur den Frieden nach Europa bringen!“

L' assassino: „Non capisco che cosa mai si abbia contro di me. Io non voglio altro che portare la pace in Europa!..“



DAS LIEBLINGSSTÜCK

VON WALTER FOITZICK

Man kommt jetzt bisweilen in die Lage, sich zu überlegen, was man wohl retten sollte, falls es einmal brennt. Bei den durchaus lebensnotwendigen Dingen ist die Frage leichter zu entscheiden, schwierig wird es mit den Lieblingsstücken. Kinder sind da schneller bei der Hand und wählen sicherer und entschlossener. Ich sah einen Bubben, der hatte ein Stückchen Knetgummi ausgewählt und man merkte es ihm später an, daß er durchaus überzeugt war, das Rechte getan zu haben. Ein anderer trug eine elektrische Lokomotive. Ich war auf Seiten dessen mit dem Knetgummi, denn Knetgummi ist etwas, was für sich selbst vollständig besteht, während eine elektrische Lokomotive ohne Schienen nur noch optischen Wert besitzt.

Nun stehe ich oft in meinem Zimmer und suche nach dem, was in meinem Fall das Stückchen Knetgummi ersetzen könnte. Natürlich müßte es etwas sein, was einmalig, was nicht mehr wieder zu beschaffen ist. Ich sehe die Reihe meiner Bücher anfang. Es steht viel dort, was ich liebe und manches, was Seltenheitswert besitzt, aber ich kann mich nicht entschließen, diesen oder jenen Band aus der Reihe herauszugreifen. Oh, es sind noch mehr Gegenstände von Wert da, an denen ich hänge, was man so hängen nennt, aber gewiß, es ließe sich auch ohne sie weiterleben: die Teppiche, die Aquarelle, das alte Steinzeug, die große Messingkanne, der japanische Teekessel, die alte Ansicht von Altdorf, der Stuhl mit dem Kolumbus, der fotografische Vergrößerungsapparat und mein Mikroskop. In dem ich bisweilen sehe, wie sich die Mikroben gegenseitig auftreffen. Schade wäre um das alles schon, aber ich kann mich nicht ent-

schließen, diesem oder jenem Stück die besondere Ehre zuzuerkennen, als mein Liebstes zu gelten.

Nun, ich will gestehen, was ich getan habe. Ich habe die kleine Scherbe einer Muschel zu mir gesteckt, die ich einst am Strande einer Mittelmeerinsel fand. Sie ist ganz abgeschliffen von den Wellen und hat einen rosaroten Luster. Sie erinnert mich an Wärme, Frieden und offene Welt. Ach, ich bin mir dabei gar nicht als weiser und überlegener Mensch vorgekommen, ich tat es eigentlich aus Verlegenheit, und weil der Junge mit dem Knetgummi mir imponiert hat.

TRAUER IM FRACK

VON ERNST SANDER

Die Serenitäts eines deutschen Kleinrents war — um das Jahr 1910 herum — gestorben, und das Professorenkollegium der Landesuniversität war zu den Bestattungsfreierlichkeiten befohlen worden.

„Anzug: Frack“ stand auf den Karten. Der erst kürzlich aus Süddeutschland in die Residenz berufene Professor P. geriet darob in gelinde Verwirrung. „Zum Frack gehört eine weiße Blinde“, sagte er;

„aber die Farbe der Trauer ist schwarz.“ — „Ein anständiger Mensch, sofern er nicht dem Gestaltengewerbe angehört, trägt zum Frack eine schwarze Blinde höchstens im eigenen Saß“, antwortete seine lebenskluge Frau. Nach einigem Hin und Her entschied sie folgendermaßen: „Du bindest eine weiße um und steckst die schwarze in die Tasche. Wenn du dann siehst, wie die übrigen Herren es gehalten haben, wirst du immer noch Gelegenheit zum Wechsel finden.“ Und es geschah also. Der erste, dem Professor P., feierlich entgegen, begegnete, war der alte Museumsdirektor Geheimrat L., der, als seit Jahrzehnten in die Residenz anständig, es wissen mußte. Und siehe da: der Geheimrat trug eine schwarze Blinde! Die beiden Gelehrten begrüßten einander, jeder mit einem Schielblick auf die ominöse Stelle unterhalb von des Gegenübers Kinn, und dann traten sie, der langen Dauer der Zeremonie von vornherein sicher, in eine jener Türen ein, deren Durchschreiten, wie eine Inschrift umlänglichend anwies, einzig den Herren der Schöpfung vorbehalten ist. Nach kurzer Weile, nach einem Zwillingswassertrinken, klappte hinter jedem ein Sonderbüchsen ins Schloß, und beide maßten einander mit erstaunten und gleich darauf wildenden Augen. Denn jetzt trug Professor P. eine schwarze Blinde — Geheimrat L. dagegen eine weiße!

O quae mutatio rerum!

Beim Kaffertstahl, am Oberrhein,
Da wächst ein Ichänenwörter Wein
beziehungsgewisse noch er.

Denn bald wird er verichmunden fein;
tut nicht mehr einen Muehler.

Doch lamentiert bloß nicht: o noch!

Man pflanzt statt feiner Jent Kaffee.
Verfehlt mich richtig: echten

— nicht etwa aus Zichorie
und ähnlichen Gebrechen.

Kaffee? ruft ihr, Kaffee? Manu!

Womöglich gar mit Rahm dazu!

Das häm' ja wie geruchnen,
daß wir die Semmeln in der Fruh
in Kaffertführer tunken!

Ratatöhr



„Du Georg, du hast heute Nacht im Schlaf gesprochen!“

„Ach, Liebling, laß mich doch, irgendwo möchte ich auch ein bißchen reden!“

Giorgio, il taciturno: „Stanotte, Giorgio, hai parlato in sogno!..“

„Ah, lasciamo, diletto; in qualche luogo devo pur parlare un pochino anch' io!..“



„Lassen Sie mir, bitte, wenigstens das Nötigste!“ — „Tut mir leid, Sir, haben Sie denn noch nichts von einem Pacht- und Leihgesetz gehört?“

Metodi di Roosevelt: „Vi prego, lasciatemi almeno ciò che mi occorre di più!..

„Me ne dispiace, Sir Ma non avete Inteso ancor nulla di una Legge di Appalto e di Prestito?..

DER SMARAGD

VON BRUNO WOLFGANG

Herr Mey war das, was man einen verbummelten Studenten zu nennen pflegt. Im Jahre Neunzehnhundertvierzehn hatte er Rechtswissenschaft zu studieren begonnen und die Langeweile des römischen Erecisches hätte ihn fast getötet. Der Krieg enthielt ihn der weiteren Sorge in dieser Richtung. Er setzte das Studium nach Kriegen nicht fort und lebte von Gelegenheitsverdiensten, Nachhilfestunden, Spielgewinnen im Kaffeehaus oder von Künstlerhonoraren, die er als Statist beim Film oder als Volksgesummel beim Theater zuweilen bezog.

Er war ein Phantast und hoffte unerbittlich auf einen glücklichen Zufall, auf einen amerikanischen Millardär, dem er das Leben rettete, einen Großindustriellen, der ihn für eine welterschütternde Reklameidee sofort zum Generaldirektor machte, und schließlich — das war noch das Realste — auf eine reiche Frau, die auf der Straße ihren Cadillac plötzlich hinten läßt, herustürzt, Herrn Mey um den Hals fällt und zwischen Lachen und Weinen flüstert: „Du, nur du... komm schnell zum Standesamt!“

Vorstellungen dieser Art beruhten auf dem Bewußtsein eines gefälligen, Äußeren und dem Besitz einiger eleganter Anzüge, die aus einer Periode günstiger Einnahmen stammten. Wenn er gut rasiert und gewaschen durch die Gassen der Inneren Stadt promenierte, machte er durchaus den Eindruck soliden Wohlstandes und in seinem Inneren prickelte es hoffnungsvoll: Vielleicht... Ein gelbes Plakat fesselte seinen Blick.

Verloren

wurde am 14. Mai ein

tropfenförmiger Smaragd,
eingelöst von 24 gelben Diamanten
auf dem Wege Zentralkino—Hirschgasse—
Lindauer Platz—Café Promenade.

Abzugeben gegen eine Belohnung von
600 Mark

W 130 Halmsstraße 56, T. 8.

Dieses Plakat interessierte ihn außerordentlich. Es behauptete ihn geradezu: In der Zeit des tüglichen Glanzes nach dem Kriege hatte er eine kleine Schwärze für schönen Schmuck und Edelsteine gehabt. Manches schöne Stück war durch seine Hand gegangen. Davon war nur noch eine wehmütige Erinnerung zurückgeblieben. Aber auch sechshundert Mark hatten etwas Verführerisches. Wie schwer war es, sechshundert Mark anständig zu verlieren. Sogar unanständig war es nicht leicht. Irgendeiner mußte der Glücksspiel sein, der den Schmuck fand, ihn abließerte und sechshundert Mark als nahezu arbeitloses Einkommen dafür erhielt. Warum konnte er nicht dieser eine sein? Er, Ernst Ludwig Mey?

Unwillkürlich blickte er zu Boden. Als ob der tropfenförmige Smaragd gerade hier neben dem Plakat heruntergefallen sein würde, zu seiner geübten Bedienung.

Er bummelte weiter und noch mehrmals sah er das gelbe Plakat, „Tropfenförmiger Smaragd...?“ Wie mochte er aussehen? Groß wie eine kleine Glühbirne oder klein wie Großmutterchen Nezentropfen? Hatte er die Form einer Pfilzmaße? Oder einer Hagebutte, die ausgesprochen tropfenförmig ist und eine krapprte Marmelade liefert, die innen haarig ist, als wäre sie mit gebrauchter Rasierseife gemischt? Und wie mochte eine Dame aussehen, die tropfenförmige Smaragde trägt und verliert? War sie eine Fürstin oder eine Abenteuerin? Alt oder jung, schön oder häßlich? Vielleicht war sie auch tropfenförmig? Oben spitz, unten breit. Oder umgekehrt? Größlich. Er beschloß, nicht mehr an den Smaragd zu denken. Aber plötzlich ertrappte er sich dabei, daß er schon seit einer Stunde nichts anderes

tat, als den Weg vom Zentralkino bis zum Café Promenade nach dem Smaragd abzuschauen.

Im Kaffeehaus griff er, um sich abzulenken, nach dem ersten besten Zeitung. Das Feuilleton hieß: „Das Wundermetall.“ Er begann es zu lesen. Das Wundermetall war nicht Duktungsgold, sondern Beryllium. Es hatte in der Tat hervorragende Eigenschaften. Es findet sich in dem Mineral Beryll, das wieder in zweierlei Formen auftritt, in einer undurchsichtigen und in einer durchsichtigen. Die durchsichtige heißt Smaragd. Blitzschnell schloß sich wieder der Kontakt mit dem Plakat. Das war schon kein Zufall mehr. Das Schicksal verfolgte zweifellos besondere Absichten, in denen der Smaragd eine Rolle spielte. In der Zeitung stand noch, daß der Ring des Polykrateas einen prächtigen Smaragd enthalten habe, daß Plinius seine (des Smaragdes) bezaubernde Schönheit pries, und im Mittelalter die ganze Welt von den geheimen Kräften des Smaragds überzeugt war.

Doch wie sollte er den Wink des Schicksals verstehen? Was hatte er zu tun? Da er den Smaragd nicht gefunden hatte, gab es nur eines. Er mußte eben ohne den Smaragd an die angegebene Adresse gehen. Das Weitere würde sich finden. Er hatte nur dem geheimnisvollen Drängen nachzugehen, welches dem unsichtbaren Smaragd entströmte. Er zahlte und ging Richtung Halmsstraße. Heute war ihm etwas Besonderes zugefallen. Das fühlte er deutlich, als er seinen schwarzen, steifen Hut unternehmend auf den Scheitel setzte. Das Haus war kein Palast, aber schön und sauber. Auf dem Schild der Tür Nr. 8 stand: Hertha Worsky. Das konnte ebensogut eine polnische Gräfin wie eine inländische Fleischschwanzwitwe bezeichnen. Er drückte auf den Taster.

Die Dame, welche die Tür sofort nach dem Klingelzeichen öffnete, war ohne Zweifel Hertha selbst. Sie trug einen schönen Schlafrock und duldet nach Canal 22. Sie stand offenbar seit der Plakatierung ununterbrochen hinter der Tür und wartete auf den Bringer des tropfenförmigen Smaragds.

„Haben Sie ihn?“ rief sie bebend und zuckerte nervös ihre Zigarette auf einem Blumentopf. Sie war sehr hübsch, Mitte der Zwanzig, ein wenig

DER TAUWIND

Voll Wolken fegt der Wassermund,

Er wühlt im Wald, er stürmt das Feld

Und noo er klatscht stolpert, fällt,

Schlurkt er den Schnee, der grau zerirrt.

Vom nassen Berg aufs nasse Haus

Wirft er sich grob, an Tür und Tor,

Durchs Giebelloch, ins Ofenrohr

Schnauft er sich ein, bläst winelnd aus,

Durchrüttelt Kammer, Flur und Dach,

Schlurkt Rauch im Herd, bläht Rock im Schrank,

Bläst Augen, Fenster, Himmel blank

Und bohrt stets nur sich selber nach.

Verbohrt in seine Melodie,

Die dröhnt in Büschen, jammert laut,

Singt in mein Ohr zart und vertraut,

Er zirpt, er schnauft, er ergelt sie

Die Melodie, seit Tagen schon,

Ich kenn den Ton vom vorigen Jahr

Und wie es sonst im Märzen war:

Er schreit dem Frühling, seinem Soln!

WILLI REINDL

bläß, lebhaft glänzende Augen, vibrierende Netzen. Vielleicht eine Künstlerin?

„Nicht wahr, Sie haben ihn?“ wiederholte sie liehend. Was konnte er darauf sagen? Doch nur eines: „Nein.“ Aber was dann? Dann war alles in trauriger Banalität zu Ende. Dann mußte sie natürlich fragen: „Also, was wollen Sie eigentlich?“ Darauf mußte er irgendeine Ausrede stammeln und mehr oder weniger rühmlich abziehen. Das ging über seine Kräfte. Sie gefiel ihm sehr, sie war gerade jener Frauenteufel, den er besonders liebte und der ihm seit der Zeit des Niederganges nur noch als unerreichtes Ideal vor Augen schwabte. Sie sah ihm in höchster Spannung auf die Lippen und zerbrach dabei eine leere Zündholzschachtel in winzige Stückchen, die unhörbar auf den Teppich niederfielen. Ein glattes Nein wäre brutal gewesen. Er suchte nach einer verbindlichen, weniger schmerzhaften Form. Einstweilen lächelte er höflich und sagte: „Vielleicht... darf ich... einige Worte...“

Auch sie schien einen Augenblick nachzudenken. Mit einem raschen Blick überflog sie nochmals sein Äußeres, dann legte sie ein leichter Schatten über ihr Gesicht. Mit einer hastigen, fast ängstlichen Bewegung zuckerte sie den Rest der Zündholzschachtel in der Hand, dann beherrschte sie sich blitzschnell wieder und sprach mit vollendeter Heuchelmäßigkeit: „Bitte, treten Sie doch ein.“

Er folgte ihr in ein kleines, üppig ausgestattetes Zimmer mit schönen Teppichen, Klubfauteuils und weichen Polstern. Sie nahmen bei einem kleinen Raucherischen Platz, sie bot ihm eine Zigarette, nahm auch selbst eine und zündete beide an. Dann legte sie ein Knie über das andere (die schimmernden Strümpfe erhoben noch den Eindruck ihrer tadellofen Beine), blies einen feinen Rauchstrahl von sich und begann:

„Ich hoffe, daß Sie ein Gentlemen sind und es nicht mißverstehen werden, wenn ich aufrichtig mit Ihnen rede.“

Er wollte etwas Verbindliches sagen, aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern fuhr sehr rasch und bestimmt fort:

„Sie sind mißtrauisch. Sie befürchten, daß ich den Schmuck nehme, schönen Dank sage und Ihnen die sechshundert Mark nicht gebe. Ich könnte mir zwar vorstellen, daß ein Kavallerier einer Dame einen gefundenen Schmuck zurückgibt, ohne auf den Fiederlohn Anspruch zu erheben. Aber das sind vielleicht veraltete Vorstellungen. Heute ist alles Geschäft. Bitte, warum nicht? Regnen wir also vom Geschäft!“

„Verzeihen Sie...“, unterbrach er.

Sie ließ sich aber nicht unterbrechen, sondern fuhr noch rascher fort:

„Nein, Sie haben ganz recht. Aufrichtigkeit ist immer das Beste. Ich will Ihnen jetzt auch die Wahrheit sagen. Ich kann Ihnen die sechshundert Mark nicht geben, weil ich sie nicht habe. Ich lebe nicht in so glänzenden Verhältnissen, wie es vielleicht aussieht. Man hat mir gesagt, daß es üblich ist, auf solche Plakate einen recht hohen Betrag als Belohnung zu drucken, damit der Finder sich leichter entschließen, den Fund wirklich abzugeben. Aber dann wird immer nur der gesetzliche Fiederlohn gegeben. Hat man mir gesagt, sechshundert Mark wäre doch auch viel zu viel für diesen Schmuck. Aber bitte, da Sie nun einmal auf dem Fiederlohn bestehen, was Ihr auch Recht ist, bitte, hundert Mark, sehr gerne, bitte.“

Sie kramte hastig in einem Täschchen und legte einen zerknüllten Hundertmarkschein auf den Tisch. Sie warf ihre kaum angerauchte Zigarette weg, zündete eine neue an und sah ihn fest an. Sie war sehr hübsch in ihrer Kampferlichkeit und entschlossenen Geschäftsmäßigkeit. Auch der Hundertmarkschein hatte einen eigenen Reiz. Lange hatte er einen solchen nicht gesehen, gewöhnlich dem besseren, Nichtsdestoweniger fühlte er sonderbarerweise, fast gegen seinen Willen, eine Art Empörung in seinem Innern aufsteigen. Einen solchen Bettel für einen tropfen-

förmigen Smaragd mit vierundzwanzig Diamanten zu bieten, war kleinlich, krämerhaft, beinahe unverschämte. Noch war er nicht so weit, ein Trinkgeld anzunehmen. Seine Sympathie verminderte sich. Er wollte ein wenig die Brust und preßte die Lippen zusammen.

„Nun? Geben Sie mir den Schmuck“, sprach sie, leise bebend.

„Ich habe ihn nicht“, erwiderte er kurz.

Sie machte einen Satz, daß die Ottomane achtzte. Sie krallte sich die polierten Nägel in die Schößen und stieß einen leisen Laut ohnmächtiger Erbitterung aus. Einen Augenblick war es, als wollte sie ihm wie eine Katze ins Gesicht springen. Aber dann begann sie plötzlich zu lachen, daß ihr fast der Atem versagte. Als sie wieder zu sprechen anfang, war ihr Ton ein ganz anderer, voll kindlichem Spaß und kameradschaftlicher Herzlichkeit: „Ist das nicht wahnsinnig komisch, daß wir hier nebeneinander sitzen und handeln wie Hausierer?“

Ach, wie lange habe ich nicht so gelebt. Ich danke Ihnen.“ Sie ergiff seine beiden Hände und knietete sie förmlich. „Ich holla. Sie haben meinen Scherz richtig aufgefaßt. Es wäre doch lächerlich, Ihnen hundert Mark anzubieten. Sie sind aus guter Familie, das sieht man sofort. Also geben Sie mir den dummen Smaragd. Bleiben wir gute Freunde.“ „Ich sagte schon, daß ich ihn nicht habe ...“, „leider ...“, „Ich ...“, stammelte er zögernd. Sie war sehr schön in diesem Augenblick.

„Nein, jetzt lassen wir schon die Späße. Geben Sie mir den Schmuck. Ich werde Ihnen ewig dankbar sein. Es wird mich freuen, Sie bald wieder bei mir zu sehen ... nun?“

Sie stützte sich mit dem Ellenbogen auf sein Knie und sah ihm von unten her in die Augen. Ihre Lippen waren den seinen ganz nahe, er fühlte die Glut ihres brennenden Hauches und das Vibrieren ihres biegsamen Körpers. Ein sinnverwirrendes Glück tanzte auf der Spitze einer funkelnden Nadel für ihn, der den Mut hatte, es zu nehmen. Doch nun zeigte sich die schädliche Wirkung des römischen Rechtes, das er einst ein Semester lang studiert hatte. Das Bewußtsein der mangelnden Übereinstimmung des Willens bei diesem Rechtsgeschäft (consensus) lähmte seine Entschlußkraft. Unwillkürlich griff er nach seiner Rocktasche. Vielleicht war ein Wunder geschehen und der Smaragd lag darin. Vielleicht ... Aber die Tasche enthielt nichts als einen alten Straßenbahnfahrschein und einige Brotkrumen. Es geschah keine Wunder mehr. Er sah sie noch einmal an mit einem traurigen Blick, wie einer, der das gelobte Land sieht, das er nicht betreten darf. Nun war der Augenblick gekommen, die die schimmernde Seifenblase platzen mußte. Seufzend schüttelte er den Kopf.

Sie fuhr zurück, wie von einem elektrischen Schlag getroffen. „Sie haben ihn nicht? Wirklich nicht? Ehrenwort?“

„Ehrenwort.“ „Oh!“, kreischte sie wütend. „Nicht? Nicht? Hin- und her! Sie lügen.“ Hastig durchwühlte sie seine Taschen. Er ließ ergeben die Arme hängen. Sie zitterte immer heftiger, sie stampte rasch und stoßweise, mit Tränen kämpfend (bezaubernd sah sie aus).

„Nichts!“ schrie sie bestürzt und schlug klatschend die Hände zusammen. „Oh, hinaus! Diebstahl!“

Er riß die Tür auf und stürzte davon. Der schwarze steife Hut, den sie ihm nachschmiss, hüpfte vor ihm die Treppe hinab und lag dann unten beim Hausitor wie ein großer schwarzer Schlupfboot. Langsam ging er heimwärts. An der nächsten Straßenecke erblickte er das Plakat. Er blieb stehen. Wie im Nebel sah er die Worte vor sich und es war, als kämen sie von ihm:

Verloren

einen tropfenförmigen Smaragd
mit 24 gelben Diamanten,
einen Traum von unsagbarem Glanz
und sechshundert Mark

MUT MIT VORBEHALT

VON ADOLF WALTER

Sehr begeistert, entzückt berichtete Herr Schmidt, während sie auf der vollbesetzten rückwärtigen Wagenabnahme des Vorortzuges standen: „Denken Sie nur! Gestern habe ich den Edi Greillinger gesehen! Ich habe ihn gleich erkannt! Diese überbreiten Schultern! Und das mächtige, eckige Kinn! Und die zerquetschte Nase! Einmalig! In Zivil, sozusagen, sieht er noch eindrucksvoller, imponierender aus als bei der Arbeit, im Ring! Na, den möchte ich nicht zum Feind haben!“

Herr Moldschlag zog verächtlich die Mundwinkel tief. Herr Moldschlag, eine schlotterliche Gestalt, war untermittelgroß, über einer sogenannten Hühnerbrust und einem viel und senkrecht gefülltem Hals saß ein mageres Vogelköpfchen. „Sie werden doch nicht behaupten wollen“, wandte Schmidt ein, „daß Sie mit einem, wie diesem Edi Greillinger, anbinden wollen?“ „Hören Sie zu, Herr Schmidt“, sagte Moldschlag väterlich überlegen, „den Greillinger, also den, den steck' ich in die linke obere Westentasche. Verstehen Sie?“

Schmidt schwieg bestürzt. Edi Greillinger — und dieses Fragezeichen, dieses Nichts von einem Moldschlag! Wie das? Aber, wie das Spitzwort sagt, es sind schon Hausherrn gestorben.

„Also, mit dem Greillinger“, begann Moldschlag, „mit dem bin ich in die Schule gegangen. Er war kein Kirchenlicht, nein, das kann man nicht sagen. Dann erlernte er schlecht und recht das Schmiedehandwerk. Später wurde er, entdeckt. Und wieder ein paar Jahre später gründeten wir in unserer Heimatstadt ein Sportausüstungsgeschäft: Greillinger & Co. — Greillinger, nimmere schon ein berühmter Kump, gab das Geld. Ich steuerte die kaufmännischen Erhebungen bei. Der Laden ging zugrunde. Warum? Weil Greillinger meist nicht vorhanden war. Und seinetwegen hätte ja die Kundschaft herbeigelaufen sollen, verstehen Sie? Er wälzte die Schuld auf mich. Das war der erste Anlaß zur Vermistung.“

„Greillinger war wohl sehr verärgert?“ „War er. Verflucht und zugenäht!“ er fuhr den. Das ist so eine stehende Redensart von ihm. Knapp vor dem Zusperren gab es noch einen Grund zur Entfremdung. Das kam so: es war uns, der Firma, ein Klassenlos zugeschickt worden, ein ganzes. Greillinger wollte das Los kaufen. Ich auch. Da ich zur Zeit nicht bei Kasse war, ließ

mir Greillinger den Betrag. Das Los gewann den Haupttreffer. Dies hat Greillinger, der natürlich leer ausging, krumm genommen.“

„Haben Sie nicht Angst gehabt? — Ich meine: wenn so ein Hauptkri, so ein Bär von einem Mann in Wut gerät ...“

„Ach, Angst? Ich? Lächerlich. Er schrie: Verflucht und zugenäht!“ Damit war die Angelegenheit erledigt. Aber dann kam die Sache mit Olga. Sie schlug dem Fuß den Boden aus.“

„Die Olga? — Wer ist Olga?“

„Olga war, Olga war die Gattin Greillingers. Sie hat sich scheiden lassen, und ich hab' sie geheiratet. Verstehen Sie?“

„Ehrlich herausgesagt, Herr Moldschlag“, zweifelte Schmidt, „sagen Sie mir nicht böse, aber das versteht' ich wirklich nicht.“

Moldschlag lachte herzlich, so daß sein Adamsapfel in heftige vertikale Schwingungen geriet. „Es gibt im Menschenleben Dinge, denen unser Hausverstand nicht gewachsen ist, oder so ähnlich. — Olga, also Olga wäre ihm ein lebendes, aufpoliertes Weib gewesen, aber sie kam nicht dazu. Verstehen Sie? Er war nie da. Allein auf dieses Dasein legen die Frauen erheblichen Wert. Er war immer auf Reisen. Und wenn er da war, war er im Training. Das war genau so, als ob er nicht dagewesen wäre. Verstehen Sie?“

„Ein wenig.“

„Ein Moldschlag in der Hand aber ist besser als ein Greillinger in, sagen wir: in Tbbio. Wir, Olga und ich, zogen hierher, und als er erfuhr, daß ich jener Glückliche sei, den Olga ihm vorgezogen, geriet er in mächtige Erregung und leistete den Schwur, daß er mich durch ein Kneiglatter durchschneiden werde.“

„Eine schreckliche und eigentlich unwürdige Todesart“, urteilte Schmidt.

„Das will ich meinen. Doch ich bin schlau und weise und mich erwischte kein nicht, oder so ähnlich. Auch muß man Glück haben. Als ich gestern spät nachts aus dem Gasthaus kam, stieß ich bei dem nächsten Straßeneck mit einem Herrn zusammen, das heißt, ich trat ihm mit dem vollen Körpergewicht auf den Fuß. Bevor ich mich entschuldigen konnte, schrie er mich an — Ich spürte seinen Atem im Gesicht: — Verflucht und zugenäht!“

„Um Gottes willen! Was geschah?“

„Ich entfernte mich schweigend. Die Nacht war mondlos und die Straßen vorfindlich verdundelt — Immerhin nahm ich mir vor, ihm einmal gründlich meine Meinung zu sagen. Soll ich immer und ewig der klügere, der nachgiebige Teil sein? Mich fortwährend antippen lassen und dann schweigen wie ein pensionierter Sargträger? — Mitnichten. Mein lieber Greillinger, habe ich gesagt, du hältst mich anscheinend für einen doppelten Weisenknaben, weil ich dein unfähiges Benehmen wieder einmal widerspruchlos hingenommen habe? Das stimmt nicht, du Erzbüffel, du. Denn: es kann der Schöne nicht in Frieden leben, wenn's einem Boxer nicht gefällt, oder so ähnlich. Glaubst du, weil du Europameister im Schwergewicht bist, du Nilpferd, zitiere ich vor dir? Olga läßt übrigens grüßen, falls du uns zu besuchen vorhast, dir sagen, daß wir auf acht Wochen verreisen. Weißt du auch, daß du schon viel zu üppig geworden bist infolge Verhältnisse- lung durch Publikum und Presse und reif bist für eine ausgiebige Tracht Prügel?“

„Fürchterlich“, ängstigte sich Schmidt, „und was hat er darauf ...“

„Gesagt? Das weiß ich nicht. Ich habe aufgehängt.“

MEIN STROHSACK

Nun habe ich dich wieder hart geprügelt

Mit meinem Leib, der dich an dich genöht.

Zwar bist du fahmal, doch bin ich wohlgebetet

Und nur im Anfang hab' ich leicht geföhnt.

Jetzt bin ich froh, daß ich dich kennen lernte:

Du birgst ein Stüchchen fomerliche Welt,

Vom goldenen Korn das Stroh, das dich von Ernte

Zu Ernte gut als Neft im Bunker hält.

Im nächsten Herbst merb' ich dich wieder klopfen

Mit frischem Stroh, an dem noch Sonne hängt.

Du fährst ganz facht das Herz des Landlöhre klopfen,

Das ficht lo gern an deine Mulde drängt.

Heinz Friedrich Kamecht

Die Müde

(K. Heiligenstedt)



„Wie du es nur fertig bringst, so spröde zu sein, Lilly?“ — „Ganz einfach, Erich, ich denke nur dran, wie früh ich morgen aufstehen muß!“

La stanca: „Come mai, Lilly, sei capace d'essere tanto ritrosia?..“

„È logico. Non penso ad altro che a quanto di buon'ora dovrò alzarmi domattina!..“



„Sie haben früher immer nur mit ganz wenigen Strichen gezeichnet. Ich vermisse jetzt diese sparsamen Mittel bei Ihren Blättern!“
 „Ja, wissen S', ich denk mir halt, wo Sie jetzt so knapp mit Papier dran sind, mußß man dem Publikum ein bißl mehr bieten —?“

Il vero pazzo: „Prima disegnaste sempre con pochissimi tratti e adesso nei vostri fogli manca purtroppo questa parsimonia di mezzi!..“
 „Eh sì; ma sapete, io penso che ora che scarseggia tanto la carta, si dovrebbe offrire al pubblico un pochino di più...?“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Auf einer Nebenstrasse der Eisenbahnlinie Oelobergen wurden kürzlich Ausbesserungsarbeiten vorgenommen. Eine Gruppe Arbeiter war damit beschäftigt, neue Schwellen zu legen. In gleichmäßigem Takt wurden die schweren Hämmer geschwungen, aber plötzlich schrie einer der Arbeiter einen Schrei aus. Sein Nebenmann hatte nämlich mit voller Wucht den schweren Hammer ihm aufs Bein fallen lassen. Natürlich ließ man sofort ein Krankenauto kommen, und der Vorarbeiter brachte seinen verwundeten Kameraden zum nächsten Krankenhaus. Am nächsten Tag verlangte die Eisenbahnverwaltung von dem Vorarbeiter einen genauen Bericht, wie der Unfall geschehen war, und sandte deshalb einen Fragebogen ein. Der Vorarbeiter machte

sich auch gewissenhaft an die Arbeit. Er füllte alle Rubriken sorgfältig aus, er schrieb den Namen, das Alter, die Arbeitsleistung und was sonst noch alles dazugehörte, er beschrieb auch genau, wie der Unglücksfall zustande gekommen war. Zum Schluß war da noch eine Rubrik, die bezeichnet war mit: „Besondere Bemerkungen.“ Lange kaute der Vorarbeiter am Federhalter. Schließlich tauchte er die Feder entlossen ein, und wenige Sekunden später konnte man in dieser Rubrik lesen: „Die Bemerkungen, die der Verunglückte auf dem Transport ins Krankenhaus machte, eignen sich absolut nicht dazu, schriftlich wiedergegeben zu werden.“

*

Die gute alte Frau B. traf auf dem alten Wall, Richtung Stadtpark, einen jungen Herrn, den sie

kannte, mit einer jungen Dame, die sie nicht kannte. Sie erzählte es einer Freundin. Diese einer Dritten. Die Vierte berichtete der Fünften: „Ja, mit einer Tänzerin vom Stadttheater.“ Die Siebente der Achten: „Und küßten sich auf offener Straße. Frau B. hat es selbst gesagt.“ Die Zehnte der Elften: „Ja, danken Sie, auf einer Bank in der Dämmerung. Frau B. hat es selbst gesehen.“ Die Vierzehnte der Fünfzehnten: „Im Gespräch, obwohl sie schrie. Frau B. hat es selbst gehört.“ Schließlich: „Aber schuld ist Frau B. Warum erzählt sie nicht zur Vereinfachung gleich, der junge Mann habe die Vaterschaft an den Drillings anerkannt. Oder wenigstens an zweien davon.“

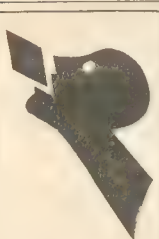
Steckbrief

Kohlenklau

Wenn in jedem deutschen Haushalt in einer Woche nur 1 Schaufel Kohlen unnötig verfeuert wird, so fallen 2,5 Millionen Tonnen Kohlen „Kohlenklau“ zum Opfer. Das ist dieselbe Menge, die nötig ist, um z. B. 28.000 schwere Panzer oder 22.000 Bomber herzustellen.

Darum paßt auf und denkt daran:

Weißt die „Kohlenklau“ aus dem Haus hinaus!



Heisen Sie sparsam
angst vor Erkältung,
dann wenig

Winkbrand

wirken viel

VIKTORIA
der Staubsauger
ohne
Motor
reingt
Polstermöbel
Lipische Decken
Kleider Stoffe
Autositze usw.
100 000-fach
bewährt!

Hergestellt mit
ca. 12 Jahren
Garantie durch
DRL Vertriebs
GmbH. Vertikaler
Staubsauger mit
Halter bekanntlich,
billig, Hartgummi-
Verbindungsstücke
aus Holz mit Lacküberzug.
Wunderbar leicht, für typische Anwendung.

COKO K.G. METZ
Lieferung nur über die beiliegende
Verkaufs- und Gewährleistung

Briefmarken-
semer fortgesetzt kostenlos die
„HANSA-POST“
für jedermann und Postkarte
M 12 Briefmarken-Sammlung, 50 Pf.
A Anzahl von Sammlungen

Rudol
333
wassertest

VAUEN
Vereinigte Pfeifenfabriken
Roßdorf, K. N. Nürnberg

Über
100 Millionen B.
Deutsche Reichsbank
500 000
500 000
300 000
200 000
100 000
Ziehung 1. Klasse 10. u. 17. April
Doppel 3 faches 100
200 000 400 000 720 000 1000 000
Verwandte, 1. Klasse 10. u. 17. April
Hönig
Hamburg-Altona
Hönig & Co. Hamburg-Altona
Hönig & Co. Hamburg-Altona

Ein Buch für viele Menschen
LIEBE UND EHE
von Prof. Dr. H. G. G.
160 Seiten, 160 Abb., 200, gebd. RM 4.15
Neuauflage RM 30 mehr
BUCHVERSAND HERMES
Berlin-Charlottenburg 1, Postfach 50

Was Sie grundlegenden Kennt-
nisse in der Mechanik, Bau-
technik, Elektrotechnik und
anderen technischen Fächern
erwerben wollen - kein Problem,
das Ihnen wir anbieten. Sie
erhalten ein Buch, das Ihnen
alles, was Sie brauchen, enthält.
Es ist nicht nur ein Buch, sondern
eine Sammlung von 1000
Illustrationen, die Ihnen
alles, was Sie brauchen, enthält.
Es ist nicht nur ein Buch, sondern
eine Sammlung von 1000
Illustrationen, die Ihnen
alles, was Sie brauchen, enthält.

LY
Kleine
Materialarbeiten hochrechnen

PÖN
Kleine
Materialarbeiten hochrechnen

Phebroconferol
gegen
Fuss-Flechte
Juckreiz u. Entzündung
zwischen den Zehen.
Erhältlich in Apotheken

Kampf und Sieg
unseren herrlichen Wehrmacht schildern
dieser Erinnerungsbuch vom GKW
Sieg in Polen . . . 3.75
Der Große Befehl . . . 1.50
Trotz allen Gewalten . . . 1.50
Serie 1: RM 6.00, auch einzeln, o. Nachn.
Benötigt: Trillits Düsseldorf-K. 12

"VAN DYKE"
Kamm
Eberhard Faber

Radio „Emweke“
Ein transportable
Apparat, der alle
Arten von
Musikinstrumenten
reproduziert. Preis
10000
Markenapparat, keine Reparatur
Kosten. Reichweite 10000
m. Gebraucht, Apparat in
guter Lage. Preis 10000
Markenapparat, keine Reparatur
Kosten. Reichweite 10000
m. Gebraucht, Apparat in
guter Lage. Preis 10000



DIE INSPEKTIONSREISE

VON ALEXANDER KELLER

Klligaard, der Generaldirektor der Brockenhuus-Bahn, setzte seine Unterschrift unter den letzten Akt, den ihm sein Sekretär vorlegte und schlug die Mappe zu. „Noch was?“ fragte er. „Nichts von Belang“, entgegnete der Sekretär. „In den letzten Wochen liefen einige Beschwerden ein — von Reisenden über Reisende. Allgemein wird geklagt, daß sich einige Reisende ungehörig benehmen. Man hat bereits Weisungen an das Personal ausgegeben und...“ Klligaard unterbrach seinen Sekretär. „Das hat wenig Wert“, meinte er. „Die Leute sind zudem überlastet und können sich auch nicht um jeden Reisenden kümmern — Ich werde einmal eine Fahrt machen und mir die Sache aus nächster Nähe ansehen. Lassen Sie mir aber kein Abteil sicherstellen, denn ich will unerkannt bleiben. Besorgen Sie mir nur eine Karte 3. Klasse.“ Der Zug fuhr, wie Klligaard zufrieden feststellte, pünktlich ab. Er saß beim Fenster und sah gelangweilt hinaus. Mit ihm fuhr nur noch ein junger Mann. Dem war augenscheinlich langweilig, erst räusperte er sich, dann fluchte er und endlich spuckte er dreimal auf den Boden. Der Generaldirektor zählte es. Endlich zog der junge Mann seine Schuhe und Strümpfe aus.

„Lassen Sie das bleiben“, sagte Klligaard ärgerlich. „Sie müssen Rücksicht auf die Mitreisenden nehmen.“

Der junge Mann lachte. „Wieso Mitreisende? Wir sind doch allein.“

„Ich habe mich schlecht ausgedrückt“, entgegnete der Generaldirektor, „ich wollte sagen: auf den Mitreisenden.“

„Ich verstehe das nicht“, sagte der junge Mann ruhig. „Ich habe meinen Platz bezahlt.“ Er begann seine Zehen zu reinigen.

„Sie haben für eine Fahrt bezahlt, nicht für ein Bad!“ entgegnete Klligaard empor.

Der junge Mann reinigte unverdrossen weiter. „Ich verlange ja auch nicht, daß mir die Bahnverwaltung die Füße reinigt.“

Er sah den Generaldirektor herausfordernd an. „Von mir aus können Sie sich ausziehen und ganz waschen.“

„Ich will aber nicht“, schrie der Generaldirektor wütend, „und ich verlange, daß Sie sofort Schuhe und Strümpfe entziehen. Ich habe ein Recht das zu verlangen.“ Er zog eine Besuchskarte aus der Tasche und reichte sie dem anderen. „Vielleicht werden Sie vernünftiger, wenn Sie wissen, wer ich bin.“

Der junge Mann nahm die Karte und ließ sie ungelesen in der Tasche seines Rockes verschwinden. „Später“, meinte er freundlich. „Jetzt habe ich keine Zeit.“

Der Schaffner kam und verlangte die Fahrtausweise. „Hören Sie“, sagte Klligaard mit vor Erregung zitternder Stimme, „ich dulde nicht, daß sich jemand hier im Abteil seine Füße reinigt. Das ist zudem streng verboten.“

„Natürlich“, entgegnete der Schaffner. Er wandte sich an den jungen Mann.

„Ziehen Sie sich an. Das dürfen Sie nicht tun. Wer sind Sie?“

Der junge Mann zog die Karte des Generaldirektors aus der Tasche und reichte diese dem Schaffner. Dieser las sie und gab sie dem jungen Mann mit einer Verbeugung wieder zurück.

„Nun?“ fragte Klligaard energisch.

Der Schaffner beugte sich zum Ohr des Generaldirektors. „Reden Sie nichts mehr“, flüsterte er.

„Der Kerl ist der Generaldirektor der Bahn und ein Ekel. Kein Mensch kann ihn leiden und wenn er sich seine Füße badet, dann gebe ich ihnen einen guten Rat: Tun Sie's auch!“

Der Generaldirektor stieg bei der nächsten Station aus und fuhr nach Hause. Er hatte genug.



„Ist es wahr, Suleima, daß der Pascha eine neue Lieblingsfrau sucht?“ — „Im Gegenteil, er hat inseriert: ‚Tausche drei prima Lieblingsfrauen gegen Lieblingsköchin!‘“

Schiarimento: „È vero, Suleima, che il pascià cerca una nuova favorita?..“

„Al contrario. Egli ha inserito: Offro tre favorite di prima qualità per una 'cuoca favorita',!..“

DIE HEIMKEHR

VON A. WISBECK

Wandern — wandern — immerzu wandern. Was hatten Sie da und dort zu suchen? — werde ich bisweilen gefragt. Zu suchen? Nichts. Denn, was ich suchen konnte, finde ich am Rande meiner Straße. Das Geschwärm der Apfelblüten, ein Komfeld, das sich im Winde wiegt, die erlöschende Glut herbistlicher Gärten. Vielleicht ist es aber auch nur ein Käferchen, das mir über den Weg läuft, ein blanker Kiesel im Belt des Wiesenschlammes, der liebende Strunt einer Waid. Wandern — wandern! Und nun seht, so geht das Jahr, gehen die Jahre an mir alten Manne vorüber, und nun züngelt schon wieder die Lohr der Buche aus blau verdämmenden Wäldern, streicht der Schwerm der Krähen über die erloschenen Äcker. Bald — bald — es wird still in der Welt. —

Und nun habe ich wieder den Strom hinter mir gelassen und steige hinein in den Wald. Denn „Bayerischen“ nennt man diese zerklüfteten Blöcke des Urgeistes, über denen der Moder von Jahrtausenden Höhen und Täler formte. Aus grauenhaften, flechtenbehangenen Stämmen dringt neues Leben zum Licht, reckt sich kühn in die jagenden Wolken, zerbricht und bricht krachend in tausendförmigen Wald. Nebelstetten haben sich in zerzausten Fichten verfangen, ringen sich los, brauen milchige Schwaden, zerfließen wieder in Straßen und wallende Bänder. Nun aber schmettert die Farnse der ersten Sonnenstrahlen durch das düstere Gewoge, spaltet es und drängt es in Senken und Tal. Wohin, ich grüße dich, Licht des ersten Schöpfungstages, ich grüße dich und neige mich vor dir in Dankbarkeit und Demut. Rose Beeren leuchten am Rande meines Weges auf, aus verwitterten Brocken zerschnittenen Gesteins quillt mannshoch der Wedel urweltlicher Farne, Pilze aller Formen und Farben besprenkeln das Moos. —

Still und einsam ist es im helligen Bezirk dieses Waldes, selten nur begegnet die einem Menschen auf den spärlichen Straßen. Stiebst du aber auf einen, dann wirst du kaum mehr denn ein „Ja“ oder „Nein“, aus seinem Munde vernehmen. Dann die Einsamkeit hat wortreich gemacht und gut. Sollte denn auch nicht ein hilfreiches Geschlecht auf diesen weiten Höhen und Wäldern herangewachsen sein, wenn es gegolten hätte, gegen die wuchernde Wildnis, gegen Wolf und Bär, Feuerbrunst und Winternot gemeinsame Sache zu machen? —

Schon webt die Dämmerung ihre Schatten in das Holz. Auf dem Kamm der Bergstraße raste ich, denn mein Fuß ist müde, und der Weg zum Nachtkorn quer über weite, langsam nähert sich Hufschlag aus der Tiefe. Nun sehe ich: Ein greubäriger, etwas beliebter Mann führt ein hageres Rößlein, dann man eine silbermüde Kutsche angehängt hat. Neben mir hält der alte Herr, setzt sich zu mir an den Straßenrand. Wir plaudern ein wenig, wie man mit Unbekannten so schwatzt. Plötzlich wendet mir der Mann sein breites, ein wenig gerötetes Gesicht vor, blickt mich forschend an und sagt: „Heißt Sie nicht Viktor Thomas, und hast du nicht auf der Schulbank des Gymnasiums neben einem gewissen Peter Stumpf gesessen?“ „Doch“, antworte ich erstaunt, „das stimmt alles auf der Wahr. Woher können Sie es aber wissen?“ „Weil ich ein gewisser Peter Stumpf bin“, lecht der Mann, und aufleuchtige Freude glänzt aus seinem guten Gesicht. Ach ja, der kleine Stumpf ist das also ich erinnere mich seiner genau, denn er war es, der mir die Horst-Übersetzung einflüsterte, von dem ich die Alpbirge abschrieb, und der ich neben meinem scharfen Auge die Note III der Alpbirge verdankt habe. Ich liebe die Aufmerksamkeiten oder Bekanntheiten nicht, aber in diesem Falle überkam mich doch die Rührung. „Wie kommt du hierher?“

Frage ich, „was treibst du? Welches Schicksal hat dich in diese Wildnis verschlagen?“ „Gespielt, daß ich mich vorstelle“, schmunzelt mein alter Mitschüler, „Doktor Peter Stumpf, praktischer Arzt, Spezialist sämtlicher innerer und äußerer Krankheiten, Feldwehrhauptmann, Kutscher, Hebamme und Beurlaubter im übrigen habe ich meine Bezeichnung da unten, in dem kleinen Nest, und, daß du bei mir dein Nachzügler nimmst, ist selbstverständlich. Viel kann ich dir zwar nicht bieten, doch kommt es aus vollem Herzen. Und besser, auf meinem alten Karren eine trockene Hase, als sich im feuchten Moos die Ischias zu holen!“ Wir klettern auf den Kutschbock, und das Rößlein trabt, den Stell witternd, frohgemut zutal. —

Nun säumen beschleiende Häuschen den Weg, ein Kirchlein hebt sich aus der Dämmerung auf einem heiligen Marktplatz halten wir. Dr. Peter Stumpf, prakt. Arzt und Geburtshelfer, kündigt das Schild an einem Gartenzäun. Ich werde in ein etwas alteschönes Zimmer geleitet. Rote Plüschmöbel, gehäkelte Decken, ein Askulap aus Gips, künstliche Mohnblumen, vergilbte Familienbilder in verschnörkeltem Rahmen. Wir plaudern von der Jugendzeit, rauchen gemächlich eine Zigarre. Dann öffnet sich die Tür, und eine grauhaarige, etwas gebückt gehende Dame tritt ein. „Meine liebe Frau — mein Schulfreund Thomas“, stellt Stumpf vor. Ich habe Renate auf den ersten Blick erkannt. Eine kurze, harmlose Liebe meiner Studentenzeit, verschwärmte Briefe, Betauerungen ewiger Treue, ein paar rasche Küsse im nächtlichen Städtgen. Dann vorbei — vorbei! Ich behaupte mich bald, dann nichts deutet aus Renates Munde, daß sie sich mehr oder meines Mannes noch erinnert. Und nun rüste nach heimischem Brauch dem Gast ein Bad!“ sagt Stumpf, „oder, noch besser: Strecke die Suppe ein wenig, lege ein drittes Schnitzel in die Pfanne und — nicht zu vergessen — lege die Spinnweben vom Schwarzen Kerzengest!“ „Gut — gut!“ lächelt mir Renate zu, „es ist mir eine große Freude, einen Schulfreund meines Mannes kennenzulernen.“ Klar und rein, wie in den Tagen ihrer Mädchenzeit blickt mich das Auge der Frau an. Nein, nein, sie hat mich nicht erkannt. Sie hat vergessen, wie ich verag. —

Wir sitzen beim Mahl, die Gläser klingen aneinander. „Entschuldige“, sagt Stumpf, „in der Freude des unverhofften Wiedersehens vergaß ich, mich nach deinem Lebensweg zu erkundigen. Was tatest du in dieser langen Zeit, welchen Beruf hastest du? Bist nun wohl Pensioist und hast dich

auf deinen Ruhegehalt zurückgezogen?“ „Nein“, muß ich etwas zögernd sagen, „da ich ein war, gab es keinen Ruhegehalt, weder bei den Goldgräbern, noch den Kohlenhimmern, den Peltzjägern, Schankburschen und Zeitungsverkäufern.“ „Nun“, versucht Stumpf in seiner gültigen Weise zu trösten, „du hast wenigstens das Welt gesehen, während ich zeitlebens diesem verdammten Wald verhaftet war. Hast du geheiratet?“ „Nein, ich hatte nie eine Frau“, sage ich, „Deshalb es mir schon“, lacht mein Freund, „dann mußt du müßig wissen, Renate, schon als Student war er wie ein Spukhund hinter den Mädels her, heute war es das, morgen jenes Nun hat er die richtige nicht gefunden, und wenn er sich jetzt in seinen alten Tagen am Straßenrand die Ischias holt, das die gerechte Strafe!“ „Du aber bist befohlen!“ sage ich, und habe mein Glas Renate zu. Sie stößt lächelnd mit mir an. —

Das Telefon schillt auf der Diele. „Ein schwerer Fall“, sagt Stumpf, „es er in das Zimmer zurückkehrt. Sein ganzes Wesen hat sich verändert, ein schmerzlicher Zug spielt um seinen Mund. „Das Kind ist verloren“, murmelt er düster, „nun heißt es lugen, sich als Zauberer, als Wundertrichter zu gebären. Und —“ doch, noch anderes, als ein kleiner Arzt im Wald! Nun, wieder herum, müdes Rößlein, denn Beine werden es gerade noch schaffen!“ Bald heißt Hufschlag über den Platz, verklingt in der Weite.

Schweigend sitzt ich Renate gegenüber. Sie hat den Kopf gesenkt, sieht vor sich hin. Plötzlich wendet sie mir ihr Gesicht vor. In ein bitteres Zug spielt um ihre Lippen. „Sagen Sie mir doch, Herr Viktor Thomas“, fragt sie, „welchen Grund hatten Sie damals, meine Briefe nicht mehr zu beantworten? Welchen Anlaß gab ich Ihnen, mich zu entwerdigen, mich meiner edelsten Gefühle schämen zu müssen, als seien sie ein Makel? Was habe ich Ihnen angetan, daß Sie mich beiseite warfen?“ „Ich sehe es heute ein“, sage ich, „mein Verhalten war unentschuldig, doch bedauere ich eines, ich war jung!“ „Gewiß, Herr Thomas“, höhnt Renate, und durch ihre Stimme bebt nun Zorn und Verachtung, „aber auch ich war jung. Wäre ich älter, mein Herz erfahrener gewesen, hätte es schon den Zweifel gelehrt — nun ja, was konnte mir dann eine üble Erfahrung noch schaden? Sie aber haben geliebt, Herr Thomas. Geteilt! Und nun habe ich im Haus zu tun.“ Sie verläßt das Zimmer.

Ein müder Hufschlag holpert herein. „Das Kind war bereits gestorben“, sagt Stumpf kurz und mit ermatter Stimme. „Nun wollen wir zu Bette gehen!“ „Ich danke dir, lieber Peter“, antworte ich, „doch fiel mir noch rechtzeitig ein: Ich habe dringende Geschäfte in der Stadt zu erledigen. Wenn ich losmarschiere, werde ich die Bahn erreichen.“ „Unheim!“ wendet Stumpf ein, „mit deinem müden Bein!“ „Sie sind es nicht mehr“, lüge ich, „die Rest hat mich gekräftigt. Es muß sein, Peter, es muß!“ „Nun ja, wenn eine Pflicht rief, kann man nicht widerstehen“, meint Stumpf, ich würde dich fahren, doch brähe ich das übermüdete Rößlein gerade noch in seinen Stadel.“ Renate tritt ein. „Denke dir“, sagt mein Freund, „Viktor will uns wieder verlassen. Ich kann es ihm nicht ausreden, in die Nacht hinauszuwandern.“ Renate sieht mich betroffen an. Der bittere Zug weicht aus ihrer Miene, und der sanfte Blick ihrer Mädchenzeit ruht wieder mild auf mir. Ich schillere meinen Rucksack, greife zum Stock. Unter der Haustüre verabschiede ich mich von den beiden. Stumpf hat sich schon der Treppe zugewandt, die Fülle ich nochmals Renates Hand in der meinen und höre: „Lebe wohl, Viktor, und kehre heim in Frieden!“ — Und nun stapfe ich in die Nacht hinaus. Mein Fuß ist müde, aber mein Herz schlägt in Frohmüt, als hätte es einen Freispruch vom Leben und jeder Schuld erhalten. Der Himmel funkelt vom Gewirre der Sterne, als silbernes Band laßt die Straße vor mir her. Dann nimmt mich ein dunkler Tor des Waldes an. Wandern — wandern — heimkehren! Und, wo ich liegen bleibe am Rand der Straße, da wird es sich gut ruhen.

(fr. Bilder)



Ondulation

(R. Krieger)



„Und wie lange wird die Frisur wohl halten, lieber Mann?“
„Das kommt ganz auf die Leidenschaft des Herrn Gemahls an!“

Ondulazione: „E quanto mai a lungo, caro signore, durerà la pettinatura?“,
„Eh, tutto dipende dall' ardore del signor consorte!..“

Der größtenwahnsinnige Feuerwehrmann Churchill

[Wilhelm Schulz]



„Nur keine Angst! ... Sollte sich der rote Brand zu sehr ausbreiten, wird es mir ein Leichtes sein, ihn einzudämmen!“

Churchill, il pompiere megalomane: „Nessuna paura! ... Qualora l'incendio rosso si dilatasse troppo, sarà per me una bagattella l'arginarlo!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Hausherr in Marokko

(E. Thöny)



„Bitte, nach Ihnen!“ — „Ach nein, bitte nach Ihnen, ich bin hier zu Hause!“

Il padrone di casa nel Marocco: „Prego, dopo di Voi!..“ — „Ah no, prego dopo di Voi. Qui il padrone di casa sono io!“



„Ja, steh mich nur an, Menschlein; ich bin eine Naturgotttheit!“ — „Danke — danke — dann wäre ich ja in diesem Fall nicht einmal betrunken!“

“Sì, guardami pure, omicciatello. Io sono una divinità della natura!.. — “Grazie ... grazie ... f Allora ... In questo caso ... io non sarei mica ubriaco!..

Der Kuß der Muse

Von Alexander Keller

Spät am Abend traf Peter Niedermoser in der kleinen Stadt ein. Sein Zug hatte Verspätung gehabt und der Anschlußzug ging erst am nächsten Vormittag weiter — so sah sich Peter Niedermoser nach einem Zimmer um. Er war sehr jung, hatte sich freiwillig gemeldet und war nun auf dem Wege zu seiner Abteilung irgendwo im Westen.

Der alte Bahnhofsdienner, an den er sich um Rat wandte, schüttelte den Kopf. „Ein Zimmer? Ja, ich verstehe, Sie wollen einmal ausschlafen — aber, die Stadt ist sehr klein und wir müßten viele Leute aus den Kampfgebieten aufnehmen.“

„Mir genügt auch die kleinste Dachkammer“, meinte der junge Soldat schüchtern.

„Wir werden ja sehen“, entgegnete der Alte und nahm Niedermoser in die Stadt mit. „Sind Sie noch auf der Schule oder haben Sie einen Beruf?“ Peter Niedermoser wurde rot. „Beruf habe ich noch keinen“, entgegnete er verlegen, „aber... ich bin — ein Dichter.“

„In Ihren Jahren“, meinte der alte Dienner lächelnd, „waren wir alle Dichter. Ich habe einmal gelesen, daß es da eine Muse geben soll, die den wahren Dichter küßt — na ja, mich hat sie jedenfalls nicht gefunden“, setzte er lachend hinzu.

Später, als er in einer hochgelegenen Dachkammer auf einem alten Sofa lag und schlaftrunken

durch das Grenzland zwischen Wachen und Träumen fuhr, kam Peter Niedermoser immer wieder sein Gespräch mit dem alten Mann in Erinnerung. Seit Tagen arbeitete er an einem Gedicht, aber die Gedanken hatten nicht den Flug, den sie

In der Märzensonne

Die Meilen piepen im Getröge,
Ich bin' auf einem leeren Fuß;
Und während ich mich sonnwärte neige
Denk ich an dies und auch an das...

Daß man die Träume noch nicht messen
Und nicht auf Flaschen füllen kann...
Wie gut ist's, daß man noch vergessen
Und wieder neu erleben kann!

Wie oft laß ich in Märzen-Sonne:
Die Augen zu, gelippt das Ohr,
Doch heute, hier auf dieser Tonne,
Ist alles rote noch nie zuvor.

Die Meile piept, es bräut der Hahn.
So war's, so ist's, so wird es sein:
Jent warb mein leeres Fuß zum Kahn,
Und ich schlief in der Sonne ein...

Karl Otto

haben sollten. Wenn einen doch die Muse küßte! Er schloß die Augen und sah — halb schlafend — ein junges Mädchen, das eine lichtblaue Toga trug und sich über ihn beugte... aber dann fiel ihm rechtzeitig ein, daß dieses junge Mädchen gar keine Muse war, sondern ein gewisses Fräulein Friederike, das in seiner Heimatstadt wohnte und in dem Augenblick vielleicht an ihn dachte...

„Schade“, dachte er und schlief ein. Sein Schlaf mußte aber nicht sehr tief sein, denn plötzlich war er wach — nicht ganz, aber doch so weit, daß er alles, was um ihn geschah, fühlte — sehen konnte er bei der herrschenden Finsternis nichts... Jemand stand neben seinem Sofa und beugte sich über ihn... dann küßte er, beglückt, die Nase eines warmen Mädchenkörpers und wurde geküßt... Sehr nachdrücklich sogar, und dann sagte eine glockende, gedämpfte Stimme. „Gute Nacht!“

„... Nacht“, murmelte Niedermoser und streckte sich erst einmal. Und dann fiel ihm ein, daß er nicht allein war und erhob sich langsam. Es war eine wunderbare klare Sommernacht. Er ging zum offenen Fenster und sah hinaus. Niedermoser beugte sich hinaus und bemerkte, daß rund um das Dach ein breiter Balkon lief, wie ein Stimmreifen um eine mächtige Stille. Aber der Balkon war leer und der junge Soldat ging wieder in sein Bett.

Am Morgen hatte er nur mehr eine ungewisse Erinnerung an die Ereignisse der Nacht... aber

Karl Arnold zum Sechzigsten

(O. Gultbransson)



Weit offen stehn des Lebens Tore.
Dahinter purzeln die Humore,
die aber nur ad nosam nimmt,
wer klug durchschaut den ganzen Zimt.

Er ist von diesen wenigen Einern,
ein Kasperletheaterdirchreiner.
Und, Herrgott, welchen Augenschmaus
steht er hinein, zieht er heraus!

Nur weiter zugedriffen, Bester,
in Lumpen-, Spießer-, Weipenneister!
Wer so die Nafen und drauf stößt,
legt aus, erquicht, erbaut, erlöst!

Ratatöhr

dann geschah etwas Seltsames — plötzlich fielen ihm Worte ein, klingende, süße Worte, und als er länger nachdachte, formten sie sich zu Reimen, und als er zum Bahnhof ging, war das Gedicht — das ihn so lange gequält hatte — fertig... Er hob die Hand und sandte einen Gruß an die unsichtbare, treue Muse...

Zur gleichen Zeit saßen in einer Dachkammer des

gleichen Hauses, das Peter Niedermoser beherbergt hatte, zwei junge Mädchen beim Frühstück. Die Kammer lag am gleichen Balkon, den der junge Soldat in der Nacht gesehen hatte. „Hast du einen Schlaf gehabt“, sagte Lieselotte lachend. „Als ich gestern zu dir in die Kammer stieg und dir den Gute-Nacht-Kuß gab, hast du scheinbar schon geschlafen...“

„So?“ Margarete schüttelte den Kopf. „Ich war bis Mitternacht wach. Hast du meinen Zeitel an deiner Tür gefunden? Ich schrieb dir, ich hätte meine Kammer für eine Nacht abgeben müssen... Ich weiß aber nicht, an wen.“ „Du meine Güte!“ Lieselotte erstarrte. Nach einer Weile murmelte sie fassungslos: „Wen habe ich denn da gestern abend geküßt?“



„Dieses bißchen Schwarz, sagt Robby, stünde mir besser zu Gesicht, als mein ganzes blaues Kleid!“

Senso del colore: „Robby dice che questo po' di nero mi converrebbe meglio al viso che non tutto il mio abito blu!„

HANNIBALS UNTERGANG

VON KARL TRAMM

Nachdem Herr Dalquist den Schuppenpanzer mit einem Federbusch vom Staub befreit hatte, ging er in das Haus zurück, um die Seifenlauge anzurühren. Währenddessen blieb Hannibal, das Krokodil, allein im Garten. Reglos lag es da und schaute mit seinen glänzenden Augen aus buntem Glas vorwärts über den abendlichen See, als wäre es tief in Gedanken an seine morastige Urwaldheimat versunken. Sein fetter, nebenbedeckter Leib mit dem lückigen Kopf und dem gewundenen Schwanz sah abenteuerlich genug aus, den Unvorstellbaren beim ersten Anblick fliehen zu lassen. Ließ nicht die nähere Betrachtung auf Holzbohle statt auf unermessliche Eingeweide in seiner zugehauenen Bauchhöhle schließen. So erklärte es sich auch, daß Hannibal ungerührt die Seifenlauge über sich hinwegschäumen ließ und gewissermaßen ohne mit der Wimper zu zucken, auch die Toilettebürste errug, die wesentlichsten Anteil an dieser sich alljährlich wiederholenden Frühjahrsreinigung hatte.

Zufrieden beobachtete Herr Dalquist, wie das kalte Spülwasser die letzten Schuppenreste davonswemmte. „Nun, nun“, sagte er dabei begütigend, als spräche er zu einem Lebewesen, „gleich haben wir ja geschafft! Schön wollen wir doch aussehen — nicht wahr?“

Ja, Herr Dalquist hing voll Zärtlichkeit und Liebe an Hannibal. Zwar war er es nicht gewesen, der die Echse einst aus ihrem engstammigen Schuppenwinkel aufgeschreckt und waldgerecht erlegt hatte — dafür war es ihm nie vergönnt, sich als Großwildjäger zu betätigen, geschweige denn, die nialwärts zu fahren. Aber wenn er sie auch vor Jahren nur auf einer ganz simplen Auktion in Stockholm ersteigen konnte, so verlor sich doch schon sehr bald sein ganzes Herz an diesen ausgestopften Popanz, den er nach langem Grübeln auf den klingenden Namen „Hannibal“ taufte und nicht wenig stolz auf diesen Einfall war — ja, man wäre fast geneigt zu sagen, es war weniger das Krokodil selber als der Name allein, denn diese Liehe gebührte. Seitdem also zierte das Tier den Wintergarten seines Jungesellenheims und bildete im Verein mit einer Kaktien-Gruppe eine sinnvolle Dekoration.

Herr Dalquist streifte seine Handschmelz wieder herunter, legte den starren Hannibal behutsam über zwei aufgestellte Holzbocke, damit er abtropfen und über Nacht trocknen könne, und ging dann in das Haus zurück. — — —

Als er am Morgen des nächsten Tages auf die Terrasse trat und in den Garten hinunter sah, mußte er sich an den Stüben des sitzenden Vönders festhalten, um nicht zu taumeln vor Schrecken: die beiden Holzbocke waren leer — Hannibal verschwunden! Fieberhaft begann Herr Dalquist zu suchen und zu rufen. Wie ein Besessener durchstöberte er jeden versteckten Winkel, spähte unter jedes Mistbeet und benehm sich so vorstellt, daß sich einige teilnahmsvolle Nachbarn der Suche anschloßen. Aber es war umsonst. Drei Tage und drei Nächte suchte Herr Dalquist vergeblich, bis er es völlig erschöpft aufgab. Wie konnte sein Hannibal nur verschwinden, wie nur in aller Welt war das möglich? Hier lag ohne Zweifel eine Mystifikation größten Ausmaßes vor, das war sicher!

Nach einer Reihe ruhloser Nächte kam Herrn Dalquist endlich der Gedanke, eine Verlautbarung in der Zeitung aufzugeben. Und so geschah es auch. — Der Erfolg war verblüffend! Zuerst kam die Feuerwache vorgelassen und erbat sich nähere Informationen von ihm, dann rief der Syndikus für „Sicherheit und bürgerliches Wohlergehen“ an und teilte Herrn Dalquist in einem erregten Wortschwall mit, daß er, wenn jene Bestie eine Penik oder gar Verheuerungen unter der Bevölkerung erregte, ins Arbeitsbüro käme. Ferner meldete

sich eine Rundfunkgesellschaft und bat ihn, einen kurzweiligen Vortrag über Großwildjagd im Schwarzen Kontinent am Mikrophon zu halten — ganz zu schweigen von den unzähligen mündlichen und schriftlichen Anfragen aus allen Kreisen der Bevölkerung und von den verschiedensten Instituten und Ämtern, die sich im teils weiteren, teils engeren Sinne mit dem Verschwinden des Krokodils verbunden fühlten. Erwähnt sei nur noch die Steuerbehörde, die Herrn Dalquist antwortet sein widriges Verhalten vorhielt, das Krokodil, das in diesem Falle als Haustier zu werten sei, nicht gemeldet zu haben. Man habe bahndienlich bereits dafür etwa die hundertfache Hundesteuer errechnet usw. — Und so ging es fort.

Es war nun Herrn Dalquist wirklich höchst zuwider und peinlich, aller Welt unermüdlich darüber aufzuklären zu geben, daß es sich bei seinem Hannibal um kein lebendiges, sondern um ein ausgestopftes Krokodil handle. Als ihm aber eines Tages der Direktor des Zoologischen Gartens persönlich seine Aufwartung machte, um ihm sein wertvolle Erfahrungen über die Lebensgewohnheiten der Riesen-Echsen auszutauschen, da packte ihn das Entsetzen, und er verschanzte sich fortbald konsequent gegen alle weiteren Annäherungen, die ja doch nichts Positives erbrachten. — So verging die Zeit und mit ihr der Tumult, der sich um das Verschwinden des Krokodils Hannibal erhob. Niemand sprach mehr davon, und selbst Herr Dalquist hatte alle Nachforschungen eingestellt — womit jedoch nichts über seinen großen Kummer gesagt ist.

Eines Abends aber schellte es an seiner Türe. Ein blasser, abgegrüneter Mann stand davor. Er trug einen kummerlichen Bartwuchs im Gesicht, hatte tiefe Schattungen unter den Augen und stellte sich mit brüchiger Stimme als ein gewisser Axel Hansen vor. Ehe er sich näher erklärte, bot er Herrn Dalquist, ein wenig weiter heraustrreten und was auf die Straße, wo ein kleiner Handkarren mit einem länglichen Etwas, in ein weißes Laken gehüllt, vor der Gartentür stand.

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen“, ächzte der späte Besucher, „lassen Sie mich verhaften oder lassen Sie mich hier auf der Schwelle, es ist ohne mich einverleitet. Ich bringe Ihnen Ihr Krokodil wieder, denn ich bin der, der es stahl — — —“

Herr Dalquist war zumeist, als schlug ihn jemand mit einer Keule vor den Kopf. „Sie — meinen Hannibal — — —“, vermochte er nur zu heuchen. „Ihren was? Ihren Ha — Hannibal? Auch richtig,

verstehe schon.“ Herr Axel Hansen nahm Herrn Dalquist sanft beim Arm und ließ sich mit ihm in der Korbstuhlarmatur auf der Terrasse nieder. Er bot dem Betäubten eine billige Zigarre an, streckte sich selbst eine in Brand und fuhr fort:

„Ich weiß, Herr Dalquist, in welchem Kummer ich Sie gestürzt habe. Ich habe mich an einem Eigentum vergangen, ich bin zum gemeinen Dieb geworden. Aber wenn ich Ihnen eben sage, daß Sie mit mir machen können, was Ihnen beliebt, so ersuchen Sie bitte daraus, daß es für mich keine Freuden mehr gibt auf dieser Welt. Zwar gab es eine Zeit, in der ich glaubte, das Verhältnis bannen zu können — die Zeit nämlich, wo ich Ihr Krokodil stahl — — — aber — — —“

„Erzählen Sie weiter, Hansen“, sagte Herr Dalquist barsch, denn er hatte sich inzwischen wieder sammeln können. „Wozu haben Sie meinen Hannibal mißbraucht!“

Wie aus einem tiefen Traum schrak Herr Axel Hansen empor.

„Mißbraucht — ja, das ist die richtige Ausdruck.“ Und nach einer kurzen Pause: „Sie haben ein Recht daran, meine Geschichte zu hören, besser gesagt: die Geschichte ihres Krokodils. — Sehen Sie, ich bin ein friedlicher Mann und bewohne nicht weit von hier ein kleines Haus voll einem Garten. In dem ich meinen Kaktienbaum und die glücklich verheiratet bin und auch Familie habe, fehlt es mir an nichts. Es fehlt mir auch nicht an einer gewissen Größtente Emma — und diese eben ist es. Tante Emma!“ Schmerzlich ließ er diesen Namen aus, um erregter fortzuleben.

„Herr, ersparen Sie mir die Beschreibung dieser Verwandten und begnügen Sie sich mit dem Wissen, daß Tante Emma uns alle vier Wochen besuchen kommt, um uns zu terrorisieren — ja, uns zu terrorisieren! Was ihrer Horkernase angeht das ersparen Ihre Falschungen, und Dinge, die man gemeinhin unausgesprochen läßt, sind auf ihrer spitzen Zunge gewissermaßen zu Hause. — Aber zur Sache: Eines Tages, vor gar nicht langer Zeit, hatte sich Tante Emma wieder einmal angemeldet. Ich fühlte, daß ich mich bald aus dem mehr ertragen würde, daß dieses Mal etwas geschehen mußte, ganz gleich, was es war am Vorabend ihres Erscheinens, als ich mehr im Schmerz als in Gedanken versunken nicht des Weges achte und zufällig an ihrem Garten vorbeikam. Wie es geschah, weiß ich heute nicht mehr zu sagen, jedenfalls kam mir mit dem Anblick ihres Krokodils eine Idee, die mich sofort ganz erfüllte und die mir meine Rettungsanker schenkte. Wie quäbelvoll langsam verstrich die Zeit, bis es völlig Nacht wurde und die Finsternis mein Tun bemäntelt. Gerungen habe ich mit mir und alle guten Geister beschworen, mich doch zu bewahren. Zu sehr aber schmeichelte mir der Böse Tante Emma oder das Krokodil — das war hier die Frage! So stahl ich Ihr Krokodil und trug es auf dem Rücken nach Hause.“

„Weiter!“ befahl Herr Dalquist kurz, als der Gast innehielt.

„Ja, weiter“, echote Herr Axel Hansen dumpf und fuhr nach einigen Seufzern fort: „Der schmale Weg von meiner Gartentür bis zum Haus ist mit herrlichem Rhazabar eingetieft, ein einen üppigen Blattwuchs entfalten. Unter einer dieser Pflanzen postierte ich das Krokodil darauf, das es verwegen und zahnbeleckend mit seiner spitzen Schnauze darunter hervorlockte und jedem unvorhergesehenen Besucher, der da vorbeiging, Angst und Schrecken einflößen mußte. Da ich ganz sicher gehen wollte, machte ich zuvor einen Versuch am lebenden Objekt. Zwar war es unglücklichweise der Gelddiebtrüger, der schreiend wieder davonlief, als er nichtssahnend durch den Garten auf unser Haus zuschielte wollte; immerhin aber gab mir dieses Beispiel genügend Mut für meinen Plan. Ich rechnete denn aus, wann der Zug mit Tante Emma eintrifft müßte, wie lange sie zum Bahnhof zu gehen hätte, wann sie bei uns sein könnte. Ja, und dann erschien sie plötzlich vor der Gartentür. Nach heilete ich ihre hagere Gestalt aufsteigen, das zugezogene Sommerkleid,

APRIL

VON PAUL VERLAINE

Der Nordwind sturzt durch Busch und Baum
Sie stein ganz schwarz, ganz grün im Raum
Zerstreut Schnee frei ringum weiß
Auf den besonnenen Land zu Eis.

Ein Duft steigt herb vom Waldessaum,
Von Stimmen schallt der Himmelsraum.
Der Turmhahn dort im Dorfe blüht
Grell, wenn die Wolke drüberflutet.

Wie kuschelt, aber läßt nicht's gehn
Still durch das leichte Nebelnehn,
Das hier und dort ein Windstöß trennt.

Doch plü! Mein altes Feuer brennt!
Und in den Haaken zuckt ein Schmerz
April satz! Vorwärts, altes Herz!

Deutsch von Gerhart Haug



„Schreiben doch diese Engländer, wir würden die Hände nach Ihnen ausstrecken!!“

„Scrivono pure questi Inglesi che noi stenderemo le mani verso loro!!“

den knallgelben Strohhut, die funkelnden Brillengläser, das ewig mahlende Gebiß — — —.“ Herr Hansen schlug seine Hand vor die Augen. „Die ganze Familie stand hinter der Gardine und schaute dem Schicksal, das sich gleich an Tante Emma erfüllen sollte, zu. Jetzt trat sie durch die Gartentür, ein paar Schritte — — nun mußte sie der Bestie ganz nahe sein — — da! — — erstarrt hemmte sie ihren Fuß, fixierte das Ungemälte scharf, und — — ein Lächeln verzerrte ihre Zügel. In diesem Moment wußte ich, daß sich das Schicksal gegen mich entschieden hatte. Das Krokodil hatte versagt, über mir schritt das Verhängnis hinweg — — Ich lag zermalmte am Boden. Was weiter geschah? Wir beobachteten, wie Tante Emma ihrer großen Handtasche einige Stückchen Zucker entnahm, sie dem Tier vor die Schnauze warf und dabei mit ihren spitzen Lippen süßlich flöste, als sei sie des Teufels Uroßmutter, die eine arme Seele lockt, selber. Mich, der ich geglaubt hatte, Tante Emma unverzüglich erschrecken zu können und sie auf Nimmerwiedersehen laufen zu machen, hielt es nun nicht länger und ich trat aus der Haustür. „Asch!“ rief sie mir entgegen, „wie schade! Ich dachte, das Krokodil sei lebendig! Aber es ist auch so ein elender Einfall von dir, mein lieber Axel, den ich dir nie zugeutraut hätte. Ich schwärme ja so für das Exotische — —!“ Ja, erwiderte ich verkrampt, ich habe mich eben bamüht, deinen Geschmack zu treffen, liebe Tante. Ich will jetzt

den ganzen Garten mit ausgestopften Tieren bevölkern; In vierzehn Tagen bekomme ich einen präparierten Elefanten.“ Keine Spur davon, daß sie sich abgestoßen fühlte. Im Gegenteil: sie glühte förmlich vor Begeisterung und war freimütig genug, zu bekommen, daß sie gerade vorgehabt hätte, uns nicht mehr so oft zu besuchen, da wir ihr zu langweilig und zu baurisch vorkämen. Nach diesen reizenden Einfällen jedoch, die ja geradezu ins Exzentrische gingen, fühlte sie sich mehr denn je zu uns hingezogen. — Am Abend unternahm ich noch einen letzten schwachen Versuch, indem ich ihr gestand, das Krokodil hätte ich auf den Namen „Emma“ getauft — — was sie aber nicht im mindesten kränkte, sondern sich im Gegenteil als eine besondere Auszeichnung anrechnete — —.“ Hier brach Herr Axel Hansen ab und begann zu schluchzen. Er bot einen mitteilenderen Anblick. Nach einer Weile erhob sich Herr Dalquist und fragte rauh: „Wie sagten Sie? Wie haben Sie mein Krokodil getauft? Emma?“ Herr Hansen nickte stumm. „Es ist gut“, sagte Herr Dalquist; und nach einer kurzen Pause: „Sie können jetzt gehen — lassen Sie mich allein. Übrigens schenke ich Ihnen Ihre Freiheit.“ —

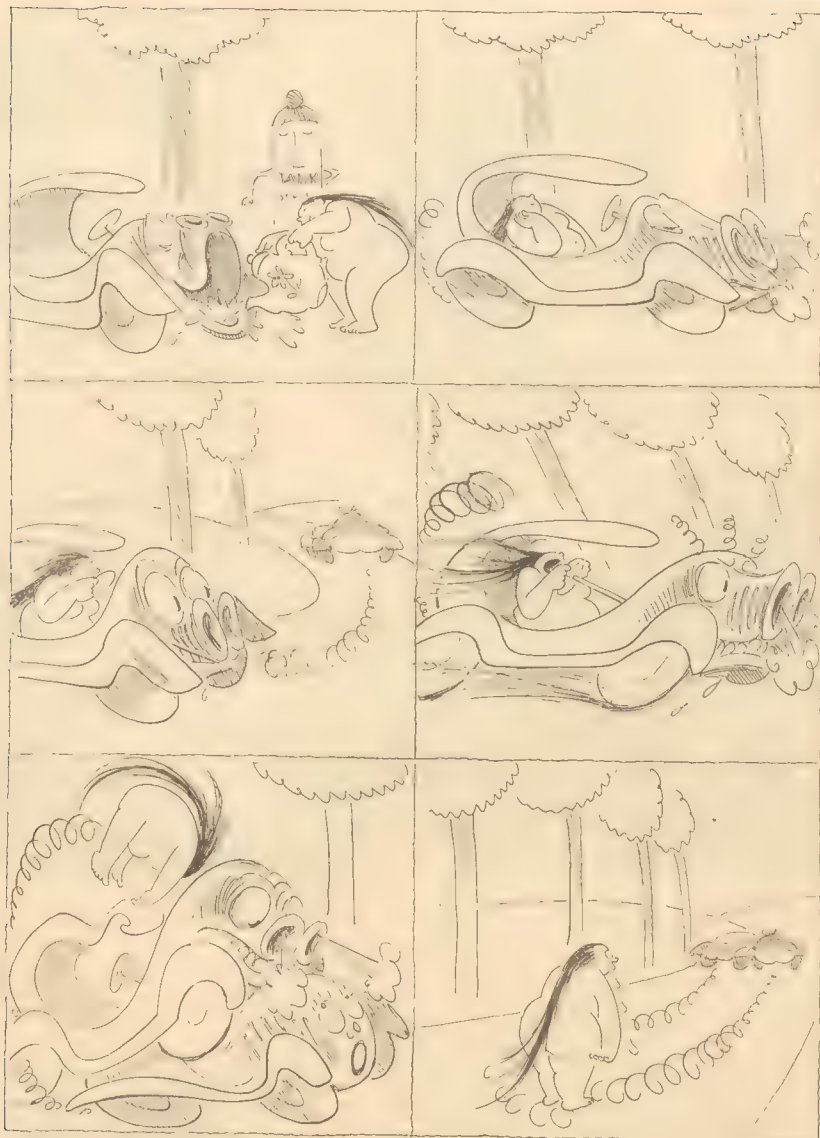
Die ganze Nacht verbrachte Herr Dalquist vor dem Krokodil, als hielte er stumme Zwiesprache mit ihm. Hin und wieder schüttelte er heftig den Kopf, als wollte er einen Gedanken gewaltsam verschrecken. Dann wieder begann er zu mur-

meln und erregt auf und nieder zu gehen, als kämpfe er mit einem Entschluß. Endlich, es ging schon auf den Morgen zu, gab er sich einen Ruck, stellte sich aufrecht vor das Krokodil hin und zelebrierte mit fester Stimme: „Hannibal, man hat dich geschändet! Einen heroischen Namen gab ich dir — nach einer Tante aber hat man dich „Emma“ geheißt. Nie würde ich das verwinden können, nie! Du mein alter, stummer Gefährte, du Opfer einer bösen Tat: wir müssen uns trennen!“ Nach dieser seltsamen Ansprache trug Herr Dalquist den ehemaligen Hannibal hinunter in den Garten, schnitt ihm mit einer großen Papierschere den vergilbten Bauch auf, entfernte die Holzwohle daraus und tat Steine, schwere und leichte, wie er sie gerade fand, dafür wieder hinein. Beide hielten sich gut bei dieser Prozedur, Herr Dalquist und Hannibal. Zwar ging ersterer außerordentlich bleich zu Werke, Hannibal aber bewahrte sein kaltes Lächeln in den fälgigen Mundwinkeln, was dort festgefroren schien — selbst als man ihm den Bauch öffnete und er die nachkalteten Steine in sich aufnehmen mußte. Darauf schleppte Herr Dalquist den innerlich Umgewandelten zum Sund und ließ ihn an einer tiefen Stelle von einem felsigen Stein ins Wasser gleiten, worin er alsbald versank.

So ging Hannibal unter. Im Osten aber erhob sich strahlend die Sonne und vergoldete die kleinen Wellen.

Der temperamentvolle Wagen

fr. Bille



L'automobile focosa



„Kinder habt Ehrfurcht vor ihm, er ist einer der Hauptanstifter von zwei Weltkriegen!“

Pierpont Morgan dal diavolo: "Ragazzi, rispettatelo! Egli è uno dei capi istigatori di due guerre mondiali.",

VERLORENES GLÜCK

Kunstmaler Emallius Fingerhut hatte eine Winterlandschaft ausgestellt. Motiv: Tiefverschneites Barock-Parktor eines alten Schlosses. Alles sehr naturalistisch und so heerscharf gezeichnet und gemalt, wie es Balthasar Neumann vor 200 Jahren entworfen und der liebe Gott vor wenigen Tagen mit großen weißen Hauben versehen hatte.

In diesem Schlosse war kurz vorher ein lohnender Einbruchsdiebstahl verübt worden.

Um das wenig freudige Ereignis auch auf dem Bilde anzudeuten, hatte Emallius Fingerhut eine vom Dieb verlorene goldene Kette in eleganten Schnörkeln in den Schnee gemalt. Da dem phantasiebegabten Malersmann bei der eingeübten Ritterkette des sagenhafte „Glück von Edenhall“ vorschwebte, nannte er das Ganze

„Verlorenes Glück“. — Bald darauf erschien folgende Zeitungsnottiz: „Der Einbrecher ist nach dem Gemälde ‚Verlorenes Glück‘ von Emallius Fingerhut ermittelt worden. Der Täter hatte in den frischgefallenen Schnee seine Notdurft verrichtet und konnte auf Grund seiner dabei auf dem Bilde festgehaltenen Unlenführung, verglichen mit seiner Handschrift, überführt werden.“

Dehler.

renden Anmut ausgeliefert, mit der dieser Mann alles vollbrachte, in flammendem Rot erglühend, doch keineswegs aus Entrostung. Seine Heiterkeit wirkte indessen ansteckend und so sagte sie nach einer kleinen Atempause in entzückender Mischung von Zurechtweisung und Lustigkeit: „Würden Sie das wirklich getan haben, wenn Sie noch so jung und so froh wären wie früher?“

„So wahr ich hier stehe!“ erwiderte er hinterlassen von der Hektik des Augenblicks. „Ja, ja, ich wäre vielleicht gar so unverschämte gewesen, es zu wiederholen... so... sehen Sie... so...!“ Und er kufte sie abermals.

Nun schien es ihr aber doch klar zu werden, daß hier nicht lediglich ein etwaiger Fall demonstriert oder illustriert, sondern doch schon mehr ein richtiges Geschehen getriggert worden war, und so entließ sie, den Krug in den Händen, mit einem nicht allzu entrüstet klingenden Geächze.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

10. Nuckell



Graf Bobby ging als Göd. Stolz trug er sein Patenkind zur Taufe in den Stephansdom. Hochwunden betrachtete verwundert den Täufling „Für ein neugeborenes Kind ist der Kleine aber über die Maßen groß“, sagte er verwundert. Graf Bobby erschrak: „Mein Gott! Jetzt habe ich in der Aufregung den Vorfallhaken erwischt!“

J. H. R.

Am Aschermittwoch — in tiefsten Friedenszeiten — saß die Vorstandschaft einer Münchener Künstlervereinigung mit dicken Köpfen beisammen.

„Was habi's denn?“ fragte eintretend der dicke Bildhauer G.

„A Defizit hammar“

„Dos macht doch nix — dos vasauß mal“

H W G.

Heute genügt oft ein Glaserl Wein auf nüchternen Magen. Wir hatten vier getrunken und gingen über den Stephansplatz. Vor dem Stock im Eisen blieb mein Freund stehen, gab mir seinen Mantel zum Halten, trat zum Postkasterl, warf zehn Pfennige hinein und schaute auf die Turmuhr und seufzte:
Jessas! Jessas! Schon wieder zwei Kilo abgenommen!" J. H. R.

2. H. R.

Steckbrief



Kohlenklaus

Wenn in jedem Haushalt täglich nur 1 Glühlampe von 40 Watt ¼ Stunde lang unnötig brennt, so fallen in einem Jahr bei 19 Millionen stromversorgten Haushalten fast **70 Millionen Kilo Kohle** „Kohlenklau“ zum Opfer, denn elektrischer Strom wird meist mit Kohle erzeugt. Aus dieser Kohlenmenge könnten **12 Millionen Liter Treibstoff** für unsere Jäger und Bomber hergestellt werden. Darum paßt auf und denkt daran:

Weeßt die „Kohlenkläu's“
aus dem Haus hinaus!



Wir bitten die Herren Autoren,
zum Preisanschreiben für das
Unterhaltungs-Schrifttum be-
stimmte Manuskripte uns schon
jetzt einzureichen.
Verlag Webnert & Co., Leipzig C 1



Graifix-
Lungensaft
be
Grippe, Asthma,
Husten, Verschleimung
bittet um Rückgabe leerer
Flaschen an die Apotheken
u. an Laboratorium Graifix,
Leipzig-Wiederitzsch



SEVERIN + CO + KÖLN



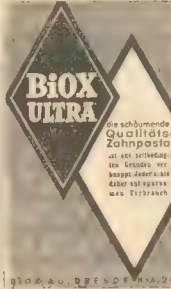
Soldaten aller Waffengattungen
haben das neue Tante mit Ehrlichkeit
und Begeisterung angenommen.

TANTE

Hand Hygiene und Mund-Schutz sind gesund!

*Es ist sehr sehr leicht das
Saugen, und es schmeckt so
in Apotheken und
auch direkt vom Hersteller*

Dahlem & Co. m.B.H.
KOBLENZ-PFAFFENDORF RH.



**Biox
ULTRA**

die schäumende
Qualitäts
Zahnpaste

ist die Verbindung
von Grundes und
knapp Jodiers, und
daher ein sparsa-
mes Verbrauch

BIOX-ULTRA DRESDEN 1982



Die Versorgung
mit Damenbinden ist noch nie
vor geschehen! Denken Sie bitte
daran, daß nur vorübergehende
Schwierigkeiten daran schuld sein
können, wenn Sie trotzdem einmal
Camila nicht überall erhalten



Kampf und Sieg
 unserer herrlichen Weibsmacht während
 dieser Erinnerungstagen vom OZK
Sieg in Polen 3,75
Der Große Befehl 3,60
Trotz allen Gewalten 1,50
 Serie 1: RM 0,85, auch einzeln, 6 Nachn
 Buchhandlung **Triltsch** Glaserstr. 12


**Gummiwaren
 Weltruf**



Da hilft
SAHÜKO!

Sie erhalten dieses
wirksame Mittel für
65 Rpf. in Ihrer Apo-
theke oder Drogerie
Pinseln Sie Sahüko
auf die Hühner-
augen und verhö-
rten Hornhaut
stellen. Das wirkt
schon nach we-
nigen Malen.
Schmerzlos und
sicher sind Hüh-
neraugen und
Hornhaut ver-
schwunden



BAROCK

VON SCHLEHDORN

Der heute 50jährige Dichter Klaus Kleinpielpel wurde interviewt.

„Als Klingsche, hatte er sich schnell die legäre Samjacke angezogen, in der er sich bei der Arbeit übergeben zu lassen pflegte. „... entgegenzitterte“, diktierte er laut, als der Besucher eintrat. „... entgegenzitterte“, wiederholte Fikseln Blechplättchen an der Maschine mit gleichmütiger Stimme. Dann nahm sie die Brille von der zu großen Nase und ging hinaus.

Vom Arbeitsraum des Dichters sieht man auf die Kanalstraße; gegenüber liegt die 63. Gemeindestraße, daneben ein Ständesamt und dann eine kleine Leihbibliothek.

„Dort werden sie groß, dort pflanzen sie sich fort, und dort lebt der Geist weiter (Für 20 Pfennig Leihgebühr pro Woche)“, erklärte der Jubilar. „Sagen Sie, Dichter sein heißt: Beziehungen finden, wo eigentlich keine sind. Und von zarten Beziehungen reden, die einmal waren oder nicht waren. So entsteht der Liebesroman. ... Dichter sein heißt: die Großen der Geschichte klein zeigen und deren kleine Geschichten groß. So entsteht der historische Roman.“

Auf Befragen berichtete Kleinpielpel über sich selbst: „Wir entstammen einem alten Patriziergeschlecht, wahrscheinlich haben wir einmal Großpöpel geheißt. Ich habe mich aus eigener Kraft hochgearbeitet, obwohl ich auf der Schule nur eine 3 in Geschichte hatte. Heute kommt es mir auf eine Unterhaltung zwischen Talleyrand, Teil und Nofratote nicht mehr an.“ „Und woran?“, forschte der Aufzuehler (Interviewer), „arbeiten Sie zur Zeit?“ — „Mein nächster Roman betrifft sich: „Eine Frau erlebt August den Starken.“ — „Oh, wie neu!“ — „Ja, neu — Ich habe eine auch gefunden, die nicht beschrieben ist. Wenn es gelingt ist, treten Sie mit mir in das barocke Lustschloß am Elbufer ein. Gebaut von Longuelme, die Decken bemalt mit viel Mythologie und wenig Gewändern von L. de Silvestre. Über der Tür laden die geremelten Alexandriner ein:

Sich sie's von innenw'd,
selbst Venus würd' es loben,
Man möchte sprechen.

Manch, die Pracht ist nicht zu glauben.

Wir gelangen natürlich gleich in ein Schlafgemach. Auf dem Deckengemälde Iulii Venus den Köcher von Cupido neu. Die Wände sind mit schwallender lachender Selde bespannt. Bouffonöbel — natürlich — bilden die Elmschur. Selbst unter dem Bett steht eine Zephschale, mit einem Henkel aus blutroten Rubin.

In diesem Bett, das mit Dumen hochmätster Gänse gestopft war und dessen Decke Selde war und Brokat, und alles mit Hohlraum — nein, hier hat mich die Dame an der Schreibmaschine berichtet — also einfach Brokat, genügt je auch — ruhete Euphrosyne. Ihr linkes Bein, nur halb bedeckt, zeigte die zartrosen Tönungen Kändlerschen Porzallens. Das rechte war zweifellos ähnlich und so fort. ... Eigentlich wollte ich das Ganze in Alexandrinern schreiben. Also etwa:

August der Starke neht, —
sio möchte sich verkiechen.
Es wogt die bange Brust

In ditte Atemtügen

„Ach, renvoyiert mich“

Ich bin ein breves Mädchen:

„Dienen gleicht du ganz,

die wir zum Fest benötigen.

Herkulisch wallt mein Blut

In den berockten Adern.

Ich setz' mich auf dein Bett,

denn könn' wir 'n bißchen plaudern.“

Damit setzte sich August der Starke auf die Bankette, und während er ihr von dem Fest erzählte, wo er als Jupiter und sie als Diana erscheinen würden, dazu Nymphen, Najaden, ne ja und so, — griff er in die breitgeschlittene Tasche seines brokatenen, mit 1195 Saphieren überlachten Staatsrockes (ponceusiert mit vellichenfarbenen Aufschlägen) und ließ dann eine Handvoll Perlenketten in ihre abweichend erhobenen Händen gleiten. Es waren Rosenketten von der Größe zwischen Tauben- und Hühnerriemen, seine größten waren bezaubert wie Straußenhaar; aber auch diese hatten schon Lustre genug, eine schönleiderliche Seele lustern zu machen.

Dann trat er heraus an das Gelande des Altars, riß nachlässig drei bronzene Gitterstäbe heraus und flocht sie mit seinen riesenstarken Fingern zu Zöpfchen. Das ist die Seelenstärke, die nicht nur bei dem schwachen Geschlecht den Sieg gewinnt. Und nun kam er ihr näher, schritt-wels immer näher — und sagte gemächlich: „Heute nachmittag machen wir nach Pillnitz eine olympisch-dämonisch-bucolische Wasserfahrt. Au revoir, schöne Diana.“

So also sieht eine illegitime Verlobung aus, dachte sich Euphrosyne. ...

„Nicht wahr“, unterbrach sich der Dichter, „Ich habe den König doch sehr menschlich gezeichnet. Vielleicht hat August der Starke in manchem anderen empfunden als Kleinpielpel. Hören Sie weiter:

Nachmittags auf der Elbe. — Loschwitz, Johannstadt, Waldschlösschen zogen langsam an dem Dampfboot vorbei, das, schwer vergoldet, mit „schwarzen Diamanten“ geheizt, den König trug und seine neue Gunstmedie. Sie saß und schürte, wie es damals so üblich war, Diamanten durch ein goldenes Sieb, dessen Maschen nur Steine über acht Karat hielten — die anderen fielen in die Elbe.

„Warum schneidet man nicht die großen Steine durch, damit die kleinen Leute auch welche kriegen?“ fragte Euphrosyne gutheilig. „Weil sie dann beim Schütteln auch durch die Maschen fallen würden“, erwiderte August der Starke. Er saß derwalle und rollte spielerisch Teller auf, goldene und silberne abwechselnd, und warf die Rohren in die Ecke.

„Wieviel Pferdekräfte haben Sie eigentlich, August der Starke?“, fragte Euphrosyne. Der schüttelte geschmeichelt die Allongepärücke, im Hochberock ließ man sich willig bewundern.

Dann erzählte er ihr von dem Fest, das er nächste Woche zu Ehren des jungen Friedrich des Großen (zur Zeit sei er freilich noch Kronprinz) geben wollte. Im Zwinger, den Poepelmann auf drei Seiten fertig gebaut hatte, die vierte war eine hölzerne Tribüne, gedachte er Lebewesen verschiedenster Art, Löwen, Eber, Pferde, Hunde und sogar leihaltige Affen aufeinander zu setzen; die sollten brüllen und bellen und einander fressen, wie im schönsten Parlamentarismus. Aber sie freßen sich in Wirklichkeit meistens nicht. Und die Bevölkerung von Dresden, darunter äußerst zahlreiche Pensionäre, würden zusehen und wissen, daß Zusehen beinahe so viel ist wie Haben. Das gilt besonders beim Feuerwerk. Dann sprach August der Starke im Anschluß an seine Briefe und Tagebücher noch treffliche Worte über Sinnenlust und große Politik. ...

Nächstes Kapitel.

Am folgenden Abend lag Euphrosyne wieder in dem Großboudoir und — um die Wahrheit zu sagen — wartete. August der Starke war noch durch die vorige Affäre aufgehalten.

Da hörte sie ein Geräusch und eine Stimme aus dem Dunkeln. Die konnte nur von dem kleinen Mohren Mirkhan yed Rämäl kommen, den ihr der König gestern geschenkt hatte (war sprach hier sonst solchen Dialekt?). Mirkhan war schwarz wie Schokolade bei Nacht, und soweit sich das

nach einem Tag beurteilen ließ, sehr anhänglich. „Schü-äde“, sagte er, „auch für Sie wird es nicht lange dauern. Aurora von Königsmarkt ist mit ihrem Temperament wie Champagner verschümt. Kaum ein Jahr, nachdem sie den Märkchen der Saxe gebohrt, fühlte sie sich Abbliss und ging nach Quadelburg. Die Gräfin Cosel wollte in den acht Jahren ihrer Regierung allzu sichtlich den Herrscher beherrschen, und — es war die Zeit der Alchemisten — mit der Säure der Eifersucht das Gold seiner Treue herausdestillieren. Aber Eifersucht — Ich weiß das von meinem Couleurebruder Ossi — ist eine Krankheit der Liebe: illegitime Eifersucht ist ihre tödliche Krankheit. Und nun wird die arme Gräfin Cosel bis zu ihrem 85. Jahr in Schloß Stolpen sitzen bleiben. Die meisten anderen sind durch ihre Liebe nicht einmal historisch geworden. Später werden dann die Leute nach Dresden reisen und bewundern, was August der Starke geschaffen, und mitbilligen, was er nicht unterlassen hat. Der reisende Ehemann wird den Kopf schütteln: Nein, nein, wie konnte er das nur. Und seine Frau wird fragen: Wiesam, meinst du wohl, daß es im Ganzen ganz gewesen sind, Gustav?“

„Als Hofmohr“, fuhr Mirkhan fort, „war ich zur Indoktrination verdammt. Ich habe soviel als Schwarzhörner gesehen, daß ich jetzt zu den Schwarzhörnern gehöre.“

Und dann erzählte er ihr zur Abschreckung alle die Liebesgeschichten, die nach der anderen. Mit der Darstellungsgut von Tausendund einer Nacht. Es war ein genes Tagebuch von Nächten. Und als er fertig war, seufzte Euphrosyne:

„Ich wollt', er käme endlich!“

Da schlug die Spieluhr auf dem massivgoldenen Kamin neu — Dingelinger selbst hatte ihr Gehäuse mit 937 Edelsteinen geschmückt, und sie klang wie sein Name. Der kleine Mohr sprang vom Kamin herunter — er hatte da zwischen dem Rauchverzehrer und dem Radio gegessen —, knöpfte das Licht an, zog dann die Stores zurück, — druckten die Dresden von der Elbe bis zum Bahnhof im Glanz der massivgoldenen Sonne — und während er sich an dem saphimischen Steckkontakt der Teemaschine und des Toastrosters zu schaffen machte, seufzte er. „Sie tun mir leid bis in meine schwarze Seele hinein.“

„Ich mir auch, Mirkhan“, sagte sie. „Aber da ist nichts zu machen. Als ich ihn sah, fühlte ich mich gerötet von seinem Blick, meine Pulse gingen auf Touren und der bewußte elektrische Funke sprang über. Männer mit Erfolg sind noch gefährlicher als Frauen ohne Grundstücke. Und woher sollte ich bei meiner Jugend Grundstücke nehmen?“ — Mein Unterbewußtsein sagt mir, ...

„Pardon“, unterbrach der Besucher die Vorlesung, „das ist ein Anachronismus. Unterbewußtsein gab es damals noch nicht, das hat erst die moderne Psychologie erfunden.“

„Alle Geschichtsschreibung ist anachronistisch“, erwiderte der Dichter. „Im Grunde sind allein die Autobiographen historisch wahr — und die sind immer gelogen.“

Man muß sich nur in die Zeit dichterischer hinein-denken. Ich fühle mich ganz August der Starke. Ich rolle Teller, wenn auch nur Pappteller. Trage zu meinen Ringen auch noch die von meiner Frau. Und habe zu diesem Roman schon die dritte Sekretärin (zweilen war er zu aufregend). Innerlich nenne ich Frühelein Blechplättchen aufgewarteter Königsmarkt. Außerlich danke ich sie mir, wenn ich die Augen schließe, verlockend jung und bezaubernd schön, in schwallenden Gewändern und mit Diamanten, Collars und Agraffen — Agraffen, sag ich Ihnen. — Ich sammle imaginäre Edelsteine. Das Grüne Gewölbe ist dagegen ein Ausverkauf. Sehen Sie, so innerlich reich sind wir Dichter. ... Dann schloß mit vielem Händeschütteln Kleinpielpels Interview.



„Stell dir vor, Genosse Iwan, in Deutschland gibt es keine Maniküre mehr!“
 „Schrecklich, schrecklich! Übrigens wie schmeckt eigentlich das Zeug?“

Che situazione: "Pensa un po', compagno Iwan, in Germania non c'è più la manicure!,"
 "Cosa orribile, orribile! ... Del resto che sapore ha in realtà questa roba?,"

DAS VERHEXTE SCHWERT

VON L. HULEK

Um die Jahrhundertwende war der Dienst in der k. u. k. österreichischen Armee von mehr oder minder schweren Gefechten auf dem Gebiete der Dienstvorschriften ausgefüllt. Besonders junge Offiziere standen stets auf dem Kriegsfuß mit dem Reglement, während die höheren Dienstgrade sich in der Handhabung und Auslegung der heiligen Dienstbücher nicht genug zugeben konnten. Ein solcher Kampf fand in einer kleinen, geräumigen Provinzstadt an dem außergewöhnlich heißen Sommernachmittag des 15. August des Jahres 1911 in der Zeit von 14 Uhr 35 bis 15 Uhr 17 statt.

Leutnant Wendon knüpfte rasch seine Bluse zu, setzte die Kappe auf, um — husch, husch — zu seinem Jahrgangskameraden Fritz zu eilen und ihn in einer jenen wichtigen Wichtigkeit um Rat zu fragen, wie sie ein Leutnantsherr bewegten. Pferdegelegenheiten, Liebesorgen oder gar der Kummer kleiner Schulden. War es die Schwere des Problems oder nur der hitzig sengende Tag? Wendon hatte den Säbel vergessen. Das aber wurde ihm erst bewußt, als er in Sicht der Villa des „Alten“, des Oberst, war. Aber leichtsinnig, wie Leutnants schon einmal sind, er machte nicht etwa kehrt, um sich mit dem Zeichen der Wahrheithaftigkeit zu umgürten. Da das Haus rechter Hand blieb und er außerdem im Stillen annahm, daß der Gewalttätige sein wohlverdientes Mittagsschläfchen halte, hoffte er, unbehelligt vorbeizukommen. Doch der Gefürchtete schlief keineswegs, sondern war sich seiner hohen Aufgabe wohl bewußt. An Hand der Karten der Umgebung ent-

wickelte er gerade das nächste Kriegsspiel. Das Thema sollte diesmal knifflig werden, erforderte also besondere Geistesanstrengung. Was tut ein k. u. k. Oberst, wenn er intensiv nachdenkt? Er geht auf und ab, dreht sich eine Zigarette und sieht zwischendurch vom Fenster hinaus. Und schon zappelte Wendon auf der Nezhaut des scharfen Adlers.

„Herr Leutnant Wendon, ich bitte Sie einen Augenblick zu mir.“ Wendon, der waffen- und wehrlose, hörte die scharfe Stimme des Herrn und seine Helmschläger gegen den Leutnantsstern klopfen. Er sah sich schon — verdammt bei den schönen Tagen — im Stubenarrest vom Höchstmaß, die Adjustierungsvorschriften handschriftlich ins Reine schreiben. Es wurde ihm rasch abwechselnd kalt und heiß, sonderlich in der kühlen dämmigen Diale, wo ihm etwas Blitzendes entgegenleuchtete. Das Kriegsschwert des Furchtbaren. Nein, Wendon war nur leichtsinnig, aber kein Verbrecher am fremden Eigentum. Es waren nicht Wendons Hände, sondern die seines guten Schutzeigenen, die nun folgendes taten: Die blankte Waffe an sich zu reißen und sie sich umzuhängen.

Wohl gerüstet führte ihn dann sein guter Geist in das Arbeitszimmer, beziehungsweise die Wandelstube des Obersten, nicht ohne ihm vorher die Kummerfalten in ein strahlendes Antlitz zu verwandeln und ließ ihn sich besonders zackig zu melden. Ein stummer Oberst ist vor einem Leutnant eine komische Figur, ein geistesgegenwärtiger jedoch hat immer noch Anspruch, in der Kriegsgeschichte lobend erwähnt zu werden. Daum segte der Alte nach ganz kurzer Wortsause: „Ich möchte Sie für den nächsten Mittwoch um 8 Uhr zu einem bescheidenen Abendrost und einer anschließenden Bridgepartie bitten.“

Der Schutzeigenen nahm Wendon in der Diale die gefährliche Stahlklinge wieder ab und versetzte ihm einen Stoß, daß der Schutzeigenen wie aus einer Pistole geschossen aus dem Haustor flog. Der strenge, aber gerechte Chef hingegen wollte dem forschenden Marsjüngling noch einen wohlwollenden Blick nachsenden, konnte ihn aber nicht erblicken, denn er bemerkte zu seiner Überraschung vor seinem Haustor einen friedfertigen, wohllosen, hoppelnden Dackel in Dragoonierform! Trotzdem scheint er ihn mit einem Leutnant verwechseln zu haben, da er abermals vom Fenster hinabrief: „Noch auf ein Wort, bitte, Herr Leutnant.“

Nun aber war es an Wendon, stumm zu einer Bildsäule zu erstieren, als er unter denselben Umständen wie knapp vorher wieder die Studierstube betrat. Denn dort stand er statt seinem Oberst einer zitternden Jammeregestalt gegenüber, die sich mit einer Hand mühsam an einen Stuhl stützte, mit der anderen aber in Quelen über Augen und die schwitzende Stirn strich. Ein dünnes, zitteriges Stimmchen aber sagte, wie aus weiter Weite: „Ich verzeih dir Herr Gerichtspräsident! Ich auf einer Dienstreise. Er hat für Mittwoch weder fest zu noch abgesagt. Bringen Sie jedenfalls Ihren Jahrgangskameraden mit. Schlimmensfalls spielen wir eben zu fünf.“ Als Wendon die schweißkalte Rechte in seiner Hand fühlte, war er nahe daran, zu Boden zu sinken, die Reite des Alten zu umfassen, um ihm mit einem peccavi alles zu beichten. Aus diesem walchreizigen Anfall wurde er wieder erweckt durch ein leises Klingeln, als der Alte wie von ungefähr mit seinem Singspiel den Korb des Palastes streifte. Aber schließlich nützt es ja dem im Zweikampf gefallenen Gegner nichts, wenn sich der Sieger über seiner Leiche selbst entleert.

Wendon verließ ruhig und gehobenen Hauptes die Kampfstätte mit dem festen Vorhaben, nun ein tüchtiger Soldat zu werden. Dieser Voratz

war belleibig kein Hölleweg-Meilenstein, sondern das Bewußtsein, daß für einen Soldaten, der derart vom Glück verfolgt wird, der Marschallstab schon in der Drehbank eingespant ist. Der Herr Oberst aber stürzte schnell ein Glas Wasser hinab, wischte sich den kalten Schweiß von der grandmürrischen Stirne und begab sich in die Gemächer der Frau Oberst, um ihr Mitteilung von den ergangenen Einladungen zu machen. Doch diese meinte nicht ohne einen Leinwandwurf: „Gerade diesen Windbeutel Wendon! Ich wollte dich nur vorhin nicht töten. Aber vor einigen Minuten sah ich ihn um die Ecke schleichen, wieder einmal ohne Säbel.“ Doch ihr Gemahel erwiderte resigniert: „Liebeste, wir werden alt. Unsere Augen wollen auch nicht mehr recht mit. Ich dachte genau dasselbe zu sehen. Aber ich habe mich aus nächster Nähe optisch, akustisch und durch den Teststein einwandfrei überzeugt. Er hat einen.“

Epilog: An einem verregneten Augustnachmittag, am 15. um 15 Uhr 18, eine Minute nach Ablauf der gesetzlich verfahrensfrist für Verbrechen vom Elternort Vorwärts, hat Wendon diese wahre Begebenheit sich von der Seele gesprochen. Ihr Bericht hat sicherheitshalber mit ihrer Niederschrift noch einige Jahre zugewartet. Die Dienstbücher der ehemaligen k. u. k. Armee sind außer Kraft und werden nicht mehr nachgedruckt. Es ist also auch nicht mehr mit einer Berichtigung derselben zu rechnen, dahingehend, daß in Hinkunft auch der Dienstgrad auf dem Portepaie kenntlich zu machen ist, um ein Mehreren ähnlicher Fälle hintanzuhalten.

DIE BESTE ENTE

In Helsinki lecht man sehr über folgende Geschichte, die sich dort in einem Arztheim am Silvesterabend zutragen haben soll. Vier Ärzte saßen beim Kaffee und der Gastgeber brachte den kleinen Rest in seiner Kognakflasche, den er für diesen Abend aufbewahrt hatte. Schließlich war nur ein Glas übrig, und die Mediziner einigten sich, daß derjenige es haben sollte, der die beste Geschichte aus seiner Praxis erzählen könnte. Dr. B. siegte mit folgendem Bericht:

„Ich kenne alle meinen alten Gärtner Leht, der ja auch meinen Wagen versorgt. Eines Tages erzählte er mir, daß er an Schlaflosigkeit leide und bat mich um ein Schlafmittel. Ich verschrieb ihm ein Gläschen Medizinal. Aber schon nach einem Monat kam Leht wieder zu mir: seine Frau leide auch an Schlaflosigkeit, ob er nicht auch für sie solche Schlafmittel bekommen könne. Ich segte zu ihm: Leht, an der Geschichte stimmt was nicht, heraus mit der Wahrheit, sonst bekommen Sie kein neues Rezept!“

Er druckte etwas, aber schließlich kam er mit der Wahrheit heraus. Als er einmal am Ufer unseres kleinen Sees gestanden und die dort schwimmenden Wildenten beobachtet hätte, sei er auf die Idee gekommen, ob er nicht einen willkommenen Weihnachtsgeschenken erhalten könne, wenn er eine Ente einschlieferte. Am nächsten Tag knietete Leht eine Schlafbrette in ein Stücken seines Frühstücksbrottes, das eine große Ente gerig verslang. Nach einer Viertelstunde wurde die Ente schlaftrig, kurze Zeit später schlief sie fest, da griff er sie und hatte so am Weihnachtsschlaf seinen Entenbraten.

Als Dr. B. soweit gekommen war, unterbrach ihn der Gastgeber mit etwas melancholischem Lächeln: „Dahne — Ente ist so schön, daß wir anderen damit leider nicht konkurrieren können. Gib dein Glas her, du sollst die letzten Tropfen meines letzten Kognak haben.“

(H. V. Vierthaler)



„Sieh doch, mein Lieber, wie alles schon grünt und blüht!“ — „Seh' ich, seh' ich, aber darüber lößt sich spür' immer noch reden!“

„Ma guarda un po', ma caro, come tutto già verdeggia e fiorisce!...“ — „Eh veggio, veggio, sì; ma di questo si potrà sempre discorrere più lott!“



„Weißt du, das Parfüm war teuer, aber Rudi riecht mich nun
auch aus allen seinen Freundinnen mit Sicherheit heraus!“

Preferenza: "Il profumo era caro, sai. Ma così Rudi avrà con sicurezza sentore di me anche fra tutte le sue amiche!.."

BERGFRÜHLING

(R. Sieck)



So still ist es hier oben
und, oh, so wunder-wohlig warm!
Kein Rattern und kein Toben
erschreckt das Herz und kein Alarm.

Die liebe Himmelsbläue
durchgleitet sacht ein Wolkenkahn.
Bescheiden hebt aufs neue
der kahle Hang zu blühen an.

In alter guter Weise
haucht Gottes Odem durch den Raum.
Der Schnee versichert leise,
man hört es nicht und sieht es kaum.

Dr. OWLGLASS

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sowjetkultur

Erich Schill (not)



„Er ist schon ganz kultiviert: er trägt zum Essen unser Dinnerjackett und nimmt dazu englische Soße!“

Cultura sovietica: „Egli è già perfettamente civilizzato. A pranzo porta il nostro ‘Dinnerjackett’, e vi aggiunge la salsa inglese!..“



„Weißt du, Mausl, Regenwürmer schmecken ja scheußlich, aber was man hinten herum bekommt, frißt man halt hinein!“

“Sai, lopolino, i lombriichi hanno già un gusto orribile; ma ciò che si riceve di soppiatto, lo s'ingola senz' altro!”

DER HOCHSTAPLER

VON WALTER FOITZICK

Drüben am Tisch sitzt ein Herr, ein ganz gewöhnlicher Herr, wie er in besseren Modejournalen für die reifere Herrenwelt auch vorkommt. Er hat ein sehr markant geschnittenes Gesicht, ist braungebraunt, sehr groß, sehr schlank, sehr elegant. Haare und Hosen sind sorgfältig geschneit. Wenn einer so aussieht, wie dieser gepflegte Herr, so wissen die geübten Leser der Familienzeitschriften sofort, daß es sich hier entweder um einen

ausländischen Diplomaten oder um einen noch ausländischeren Hochstapler handelt. Der Herr ist von unbestimmbarem Alter, das besonders schriftstellernde Damen lieben. Also, er ist fast grau meliert, aber das merkt man erst später, nämlich dann, wenn sich eine Hand auf seine Schulter legt und eine energische Stimme so laut flüstert, daß man es bis in den höchsten Rang hinauf hört: „Folgen Sie mir unauffällig, mein Herr!“ Aschfahl wird er dann auch im Gesicht.

In Romanen und Theaterstücken leben diese Herren im Frühjahr an der Riviera, im Winter in St. Moritz und im Sommer am Lido und in San Sebastião. Noch nie aber hat man erfahren, wo sie etwa im November sind.

Von dieser Sorte scheint der Herr drüben am Tisch zu sein. Aber bei solchen Leuten kennt man sich schwer aus, denn ein Hochstapler darf eigentlich nicht aussehen wie ein Mann, der wie ein Hochstapler aussieht. Darin liegen ja seine ganzen Aussichten. Man darf keine Minute, keine Sekunde daran zweifeln, daß er ein wirklicher Graf ist. Erst viel später, wenn es sich herausstellt, daß er ein Maschinenschlosser von weit hinter Bukarest, oder ein Zahntechniker aus einer Vorstadt von Lemberg ist, muß es einem wie Schuppen von den Augen fallen, indem man dazu ausruft: „Wer hätte das gedacht, dieser feine Mensch, dieser charmante Pleaderer, dieser formvollendete Kavallerist!“ Man müßte geradezu eine Tochter zur Hand haben, die man ihm unbeschogen gibt, inklusive Mitgift in der Höhe einer Summe, wie sie nur bei Bilanzen im Handelsteil der Zeitung vorkommt. Der Herr benimmt sich vollkommen programmgemäß. Er läßt sich die Zeitung geben, er liest die Familiennachrichten, das gehört zu seiner Branche, er sieht nervös auf die Uhr, steckt sich danach Zigaretten an, die er nicht zu Ende raucht. Ein Bote bringt einen Brief. „Schon gut“, sagt er mit merklich fremdländischem Akzent und bewahrt eiserne Ruhe. Der Kerl spielt den Hochstapler vom Blatt.

Jetzt sollte ich aufstehen, meine Hand auf seine

zusammenzuckende Schulter legen und ihm sagen: „Mein Herr, folgen sie mir unauffällig.“ Haut er mir dann eine rein, ist er ein echter Diplomat, wird er aschfahl, ist meine Vermutung richtig. Aber wer kann sich zu so etwas gleich entschließen. Da zählt der Herr mit vornehmer Lässigkeit und geht.

„Kennen Sie den merkwürdigen Herrn da drüben?“, frage ich die Kellnerin bedeutungsvoll. „Aber natürlich, der kommt seit vielen Jahren, der ist doch Zahntechniker, der stammt aus Lemberg.“

VERHINDERTER ROMAN

Es ging so zu: Herr Ewald Hahn traf Fräulein Leonore Glahn und beide saßen wie entrückt, beglückt, verzückt, entbratenstücht – wenn man, weil sprachlich recht verfeinert, so fagen darf – beim Mittagessen.

Sie, schließlich bei sich angekommen, hat nun ein Stüchchen Fleisch genommen, und er schob ihr den Senf hinüber, darauf ging man zu Pudding über.

Sonst wurde weiter nichts getan. Und Dennoch waren Glahn und Hahn bestimmt, einander zu gehören und sich den Treueeid zu schwören.

Was ist die Quelle des Verzichts? Sie merkten leider beide nichts und auch ihr Schicksal wollte zwar, daß sie sich trafen, dann aber hat es leider plönnlich Luft gehat, zu schialen.

Peter Scher

ILLUSIONEN

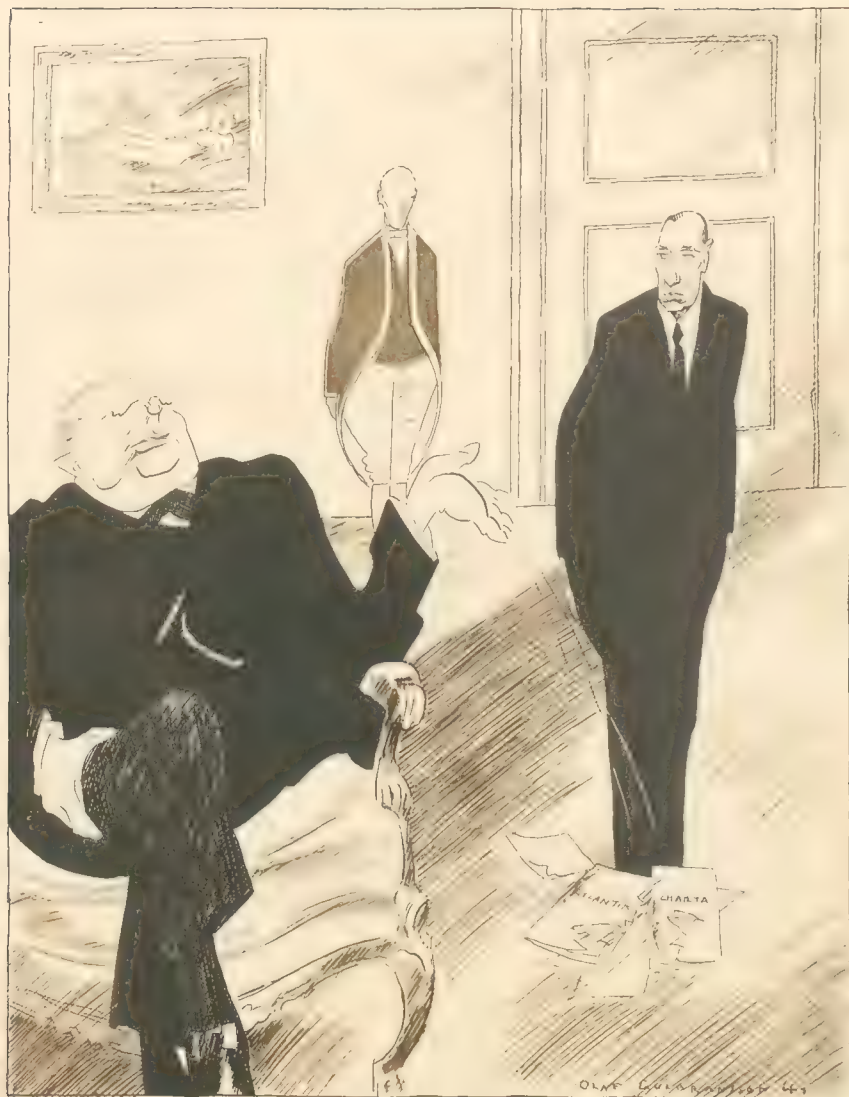
Tannenzapfen gab's vorigen Jahr unenblich viele, ganz wunderbar! Noch hängen sie üppig an allen Ästen und halten uns arme Toren zum besten, weil, wenn sie die Abendblonde befeuchtet, man lauter Knackwürste zu sehen vermeint.

Möcht' uns der Himmel gefälligst verköhnen mit derlei vagen Illusionen!...

Und doch... und doch... mir brauchen sie. Was taugt die ganze Philofophie, machst sie uns nicht was Hubisches vor für Herz und Sinne, für Aug' und Ohr, als melches uns aus der Höhle der Sorgen hinüberloßt in ein lichterles Morgen?

Nicht minder als unser tägliches Brot tut uns die tägliche Selbsttäufung not.

Ratatzöhr



„Der Pole hat seine Schuldigkeit getan, der Pole kann gehen!“

Un pezzo di carta: „Il Polacco ha fatto il suo dovere ... Il Polacco può andarsene!..“



Erinnerung an das Schlaraffenland

Wer leugnet das Schlaraffenland?
Ich nicht! Und war ich nur ein Wicht.
Als mir sein Duft fuhr ins Gesicht,
Und wenn ich's auch nicht wiederfand.

Spenerkel in der Kousperhaut,
So gut im B.B. Das reiche Brot,
Vergiß auch nicht die Knackwurst rot:
All das und mehr hab ich geschaut.

Der Guggelhupf, die Kücheln rund,
Die Stiezel'n mürb, die Strauben braun,
Der feurgoldene Kapsaun,
Bekannte waren sie dem Mund.

Der Waller mit dem Hängebart,
Für den war fast zu klein der Tisch.
So riesenhaft war dieser Fisch.
O Schmaus, von seinem Fleische zart!

Der Stelapiz mit dem feuchten Hut
Blich starr, wenn ihn das Messer schütt,
Doch wenn er über'n Feuer lit,
Wie wallte dann sein grünes Blut

Bratwürste waren's ungezählt,
So fingerle'n, so gaumenceln,
Wie schrie ihr Fett im Feuerschein,
Wenn sie der Gabelspieß gestählt.

Ja, Langeweile gab's da nicht,
Ein Fingerpuff des Nachts, ein Schrei,
Viel Mädchen waren wohl dabei.
Man hielt damals nichts vom Verzei.

Man kannte keinen Überdruß,
Wer trank das Bier und schlürfte Wein
Vom Faß und schlief nicht selig ein.
Noch lächelnd in dem Nadelgenuß?

Der Tod ging wie ein Wirt entlang
Und bot die Zelt- Speerangelwelt
Sprang auf die Tür zur Ewigkeit
Und feraher hörte man Gesang.

Ach Gott, was ich als Kind verstand!
Die Vaterstadt hab ich verlo'n
Und dennoch ward ich einst gebor'n
Tief drinnen im Schlaraffenland!

Hermann Seydow

VERSÄTUNG

VON GIGI VIVIANI

Ich stiege langsam die Treppen hinan und flüsterte, fast unbewußt, vor mich hin, nicht Worte, die ich dir wiederholen werde auf dem Bahnhof, kaum daß du aus dem Zug steigst, sondern die du mir sagen wirst, leise, zwischen zwei flüchtigen, beinahe gleichgültigen Küßen, zwei offiziellen Küßen. Wir haben zwar vereinbart, ich soll dich zu Hause erwarten, aber ich glaube, ich werde dir Lust zu kommen, nicht widerstehen können, ich werde dich gleich bei der Ankunft überraschen um dich zu sehen, wie du dich dem Ausgang zuwendest und mit gesenkter Stirn dahingehst, als müßtest du die Menge zerteilen, die sich zu dir schon de ne Ehe und meine Erwartung drängt.

„Kleines, liebes Kleines, wie geht's dir?“ Es sind zu viele Leute als daß du mehr sagst, aber du hast den eigenartigen Ton, der die Erregung verbringt und den ich kenne; es wäre

mir fast lieber, du sprichst nicht mehr, als wir zu Hause sind. Auch stelle ich mir vor, wie du während der Fahrt, in einer Ecke des Abteils lehnd mit deinen großen, ruhigen Augen in Gedanken an mich die Frauen betrachtest, die mit dir reisen, und wie du, lächelnd bei solchen Gedanken sie anlehnst! Du wirst, ohne es zu wollen, mancher schönen Frau den Hof gemacht haben. Alles das, das werde ich dir nie sagen; ich denke nur daran, indem du von Minute zu Minute mir entgegenkommst, die dich mit ihrer Liebe erwartet Zurückkehren ist eine Lust, Warten eine Qual. Drei- oder viermal habe ich schon die Zeit deiner Ankunft nachgeprüft, auf zwei verschiedenen Fahrplänen, um sicher zu gehen und jeden Irrtum auszuschließen.

Ich habe mich vor die Uhr gestellt, die hastiger tickt, weil ich mich einbilde, sie geht rascher als

die andere, und bringe die letzte halbe Stunde damit zu, mir die Nägel zu polieren und die Perlen meiner Kette aufzulehnen, die ich gestern Abend aus Zerstretheit zerriß. Dabei versuche ich, mir deine immer ein wenig zweifelhaften, immer ein wenig gabelartigen Gedanken zu denken. Ich möchte in dein Gehirn eindringen können und deine Überzeugungen und Befürchtungen ein wenig durcheinanderwirbeln und nichts als jene unerschütterliche Liebe darin lassen, die mir so fest in der Seele wurzelt.

Jetzt muß ich fort, sonst kommt du, und ich kann dich nicht mehr mit dem Abholen überraschen. Nun, da ich fürchte zu spät zu kommen, überstürzt sich die Uhr, die hastiger tickt, geradezu; ich glaube, sie richtet sich nach meinem Herzschlag.

■

Verspätung. Zwanzig unerträgliche Minuten. Ich gehe unterdessen auf dem Bahnsteig auf und ab und begegne einem Herrn im Pelz, der schon zweimal die Gepäckträger gefragt hat, ob der Zug von Rom bestimmt um dem rechten Gleis ankommt. Die Auskünfte, die er einholt, kommen auch mir zugute, denn ich erwarte denselben Zug, und ich gehe weiter auf und ab, langsamer, ein wenig unsicher, wie jemand, dem es nicht gelingt, ein inneres Zittern zu überwinden, ganz ähnlich dem, das einem in die Knie fährt, wenn man öffentlich etwas sehr Wichtiges sagen muß. Es ist kalt. Auf den Bahnhöfen ist die Kälte durchdringender als in der Stadt. Sie riecht nach Rauch, Eisen, Kohle und Öl und kühlt mich, dem Herrn und mir, jedesmal wenn wir an den beiden Enden des Bahnsteiges kehrt machen, in die Flanke. Bei den ersten drei oder vier Begegnungen beachtet mich der Herr im Pelz kaum, dann, wie nach und nach die Zeit vergeht und wir uns aneinander gewöhnen, betrachtet er mich aufmerksamer, bleibt stehen, um mich vorbeigehen zu sehen, und sagt schließlich mit gelassener Stimme:

„Verspätung!“ Wobei er leicht hinaus auf die Strecke weist.

„Zwanzig Minuten, ist mir gesagt worden.“

Die Gepäckträger, die um den Ausgang gruppiert sind, bemerken, daß der Herr mit mir einige Worte gewechselt hat, und als ich an ihnen vorbeigehe, sagt einer ziemlich laut:

„Bei Zugverspätungen gibt es immer jemanden, der davon profitiert.“

Es kränkt mich dermaßen, daß ich fast Lust hätte, zu weinen, und als ich wieder dem Herrn begegne, blicke ich ihn bitterböse an. Er lächelt, bleibt stehen und sagt in beschwichtigendem Tone:

„Beruhigen Sie sich, es handelt sich nun nur noch um Minuten.“

Ich bleibe stehen und fixiere ihn mit Augen, die ich nicht sehen möchte.

„Mich stört nicht die Verspätung, sondern das Gerede der Träger.“

„Hören Sie nicht zu. Sie reden, um sich die Zeit zu vertreiben, und schwätzen belangloses Zeug.“

„Verleitetes dummes Zeug.“

Der Herr begreift den Grund meiner geheimen Erregung nicht, die meine Ungeduld noch steigert. Plötzlich läßt ein Strömton mich zusammen-

schrecken.

„Da ist er!“

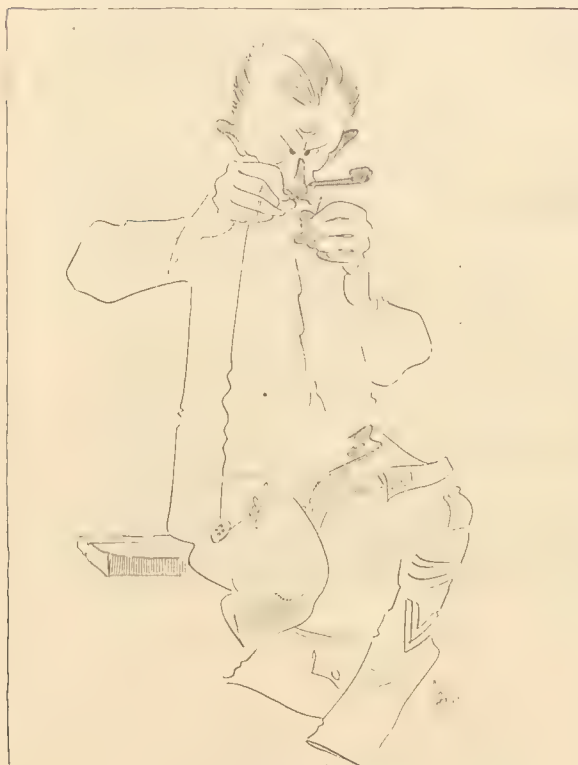
Aber nicht ein Gepäckträger hat sich gerührt. Ein Zug taucht aus der Nacht, zwei fröstelnde Scheinwerfer vor sich herstoßend, scheukelt auf den Gleisen hin und her, gleichsam als könnte er sich über die Richtung nicht schlüssig werden, und verschwindet schließlich hinter dem Stationsgebäude, etwa zehn erleuchtete Wagen hinter sich ziehend, mit chinesischen Schattenspielen an den verschwitzen Fensterscheiben.

„Es ist nicht unser. Ich fürchte, die Verspätung wird immer größer. Sie warten auch auf den Zug von Rom, nicht wahr?“

„Ja.“ — Aber plötzlich habe ich Angst, der eben eingelaufene Zug könnte der sein, den ich erwartete, er wurde fälschlich auf ein falsches Gleis geleitet.

Das Nadelöhr - La cruna dell' ago

(F. Bleyer)



„Nee, durch so'n Ding kann wirklich kein Kame! gehn!“

“Ah che! Per questo cosino qua non può davvero passare un cammello...”

(J. Hagenbarth)



„Mensch, da drohen, nu aber mal wat von Händel — Liszt jeh mir zu stark uff's Jenick!“

„Ehi, quassò, mariuolo... ebbene, anche un po' di Händel... Liszt mi preme troppo sulla nuca.“

gerüschlos eingeleiten, auf den Schienen dahingleitend wie auf Samt, in Rot und Schwarz, die Dächer mit Schnee bedeckt.

„Sehen Sie, wie recht ich hatte?“ Dann setzte ich

Geßpäckträger laufen im Sturm auf die ersten

Klassen zu. Ich lasse die dritter und einige zweiter

an meinem Blick passieren. Die erste ist ganz

hinten, hinter dem Speisewagen. Aus einem der

letzten Wagen endlich steigt er, behend, zu-

frieden mit dem strahlenden Gesicht, das er immer

hat, wenn er sich über etwas freut oder wenn

ihm etwas in Erfüllung geht; noch weiß er nicht,

daß ich da bin. Die Aussteigenden drängen mich

zurück; ich befinde mich wieder neben dem un-

bekannten Herrn, der bemüht ist, mir Durchgang

zu verschaffen. Aber mit einem Ruck bleibt er

stehen, ich ebenfalls; ich verstecke mich hinter

seiner hohen Gestalt, die mich ganz verdeckt,

während er sich unter eine Gruppe schwer-

bepackter Fremder zu mischen sucht.

Mein „Verwunderter“ ist nicht allein, und ich habe

oftmals begriffen, war die Frau ist, der er die Hand

engestreckte und beim Aussteigen behilflich

ist und mit der er einen Augenblick stehenbleibt

(ein Gepäckträger nimmt die Koffer beider)

und einige Worte wechselt, die bis zu uns dringen,

zwar ein wenig mit anderen Stimmen vermengt,

aber allzu deutlich noch für unsre Herzen.

„Sie waren sehr freundlich, ich werde daran

denken.“

„Werden Sie mich anrufen?“

„Bestimmt! Morgen vormittag, sobald ich frei bin.“

Wir können den Tee gemeinsam bei mir zu Hause

nehmen, denn ich kann mich nicht öffentlich mit

ihnen sehen lassen.“

„Auch ich nicht.“

Er neigt sich zum Kuß über ihre Hand, da be-

merken sie, daß der Träger beide Koffer genommen

hat und lachen über den Irrtum.

„Ich bringe Sie zu einem Taxi. Sind Sie sicher,

daß Sie niemand an der Sperre erwartet?“

„Ganz sicher.“

Ich krampe mich an den Herrn im Pelz, der sich fast bis in die finstere Türrinne eines Büros zurückgezogen hat. Er dreht sich unvermittelt um und sieht mich dastehen, totenbleiß, mit so stark zitternden Lippen, daß ich nicht zu sprechen vermag. Auch er ist bleiß, aber er ist ein Mann, er hat ein stärkeres Herz und vermutlich eine weniger große und tiefe Liebe als ich. Sicherlich hat er die Frau erobert, nachdem er sie unworben, begahrt, geliebt hat; ich hingegen habe mich meinem Geliebten geschenkt, das ist etwas ganz anderes. Ich fühle mich demnach vernichtet, demmaßen am Ende, daß ich zusammenzubrechen fürchte.

„Stützen Sie sich, gnädige Frau...“ Er lächelte kaum merklich „Ärgern Sie sich nicht. Es ist ja nichts Schlimmes. In einer Weile gehen wir nach Hause und tun, als wären wir nicht auf dem Bahnhof gewesen.“

„Unmöglich.“

„Inzwischen nehmen Sie etwas Heißes und Kräftiges, kommen Sie, Sie dürfen nicht mit dem verstörten Gesichtchen nach Hause kommen. Ihr Verwunderter würde wer weiß was denken.“

„Sie haben recht.“

Wir treten an das Bahnhofsbüfett; die plötzliche Wärme benimmt mir den Atem. Wir setzen uns abseits an einen Eckisch und er bestellt etwas für mich. Dann stürze ich das heiße, starke Getränk hinab und fühle mich alsbald besser.

„Hören Sie“, sagt der Herr mitteilend, „vielleicht mehr um sich selber zu trösten, als um mich abzulenken, „wir machen es so: Ich bringe Sie im Auto bis ziemlich an Ihr Haus, denn ich kann Sie in diesem Zustand nicht allein lassen. Während der Fahrt schöpfen Sie neuen Mut und können dann mit einer gewissen Ruhe vor ihn hinfahren.“

„Ich habe recht.“

Ich zucke zusammen.

„Ich habe Sie ja nicht gebeten, mich zum Tee einzuladen. Sie sollen mich nur anrufen, um mir mitzutun, ob Sie sich erholt haben. Wir leiden beide an derselben Krankheit.“

„Ja.“

Ich lasse mich zu einem Auto schleppen. Doch als ich eingestiegen bin, will ich nicht, daß der Herr zuseht.

„Nein, danke, ich fahre allein. Es geht mir jetzt besser, es ist vorüber. Ich bin Ihnen sehr dankbar.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ich muß schon sagen, Kitty hat viele Tugenden, aber ihre Untugenden gehen nicht in zwei Haushälter. Neuerdings suchte sie alle meine ledigen Freunde zu verheiraten. Eine richtige kleine Agentur hat sie sich zurechtgelegt. Neulich fand ich zufällig einen Brief an ihre Freundin Marietta. „Liebste Marietta“, stand darin, „Ich habe jetzt den richtigen Mann für Dich — ein „eich. gutmütig, unabhängig — anbel sein Bild — wie gefällt er Dir, Liebste?“

Mich stach der Hafer.

Ich nahm das Bild heraus.

Ich legte das Pressefoto von Bubu, dem Wunder-

verschönd, bei!

Verschied den Brief und gab ihn heimlich zur Post.

Nach fünf Tagen kam die Antwort.

„Einziges Kitty!“, schrieb Marietta, „der Mann ist

ich wiederhole belahnte die Dankesworte, die die andre sprach, und ich spüre einen stechenden Schmerz im Herzen.

„Sehen Sie, daß es noch nicht vorbei ist! Ich beglücke Sie. Sie können kurz vor Ihrem Hause aussteigen, aber ich lasse Sie nicht allein.“

Ich sage kein Wort, drücke mich in die Wagenthecke, schließe die Augen und öffne sie erst, als der Herr, dessen Namen ich nicht einmal weiß, ganz saftig sagt:

„Wir sind da — gute Nacht, gnädige Frau.“ Dabei reicht er mir seine Visitenkarte. „Es ist besser, Sie rufen mich an, ich bin morgen den ganzen Tag im Büro.“

„Ja.“

Kaum, daß ich ausgestiegen bin, gewahre ich, während der Herr die Autotür schließt, daß sein Gesicht jetzt plötzlich ganz bleiß ist. — Ich hebe den Kopf; die Fenster meines kleinen Salons sind erleuchtet. Um mir Mut zu machen, versuche ich zu lächeln und lege noch auf der Treppe viel Rot auf die Lippen und viel Puder auf die Wangen; ich maskiere damit meinen Schmerz und meine Enttäuschung.

Amendmags telefoniere ich nicht. Ich gehe persönlich zu Herrn Prandl, der mich mit melancholischer Besorgnis empfängt. Als die Türen zu seinem Arbeitszimmer geschlossen sind, bietet er mir einen Klubessel an, in den ich mich erschöpft fallen lasse.

„Nun?“

„Nun...“ Ich liebe ihn nicht mehr.“

„Haben Sie es ihm erzählt?“

„Nein. Ich kann es ihm nicht erzählen, noch nicht.“

Und Sie?“

„Ich auch nicht. Sie hat gelogen.“

„Er auch.“

Pause. Wir denken beide daran, daß im selben Augenblick vielleicht der Mann, den ich liebe, und die Frau, die der andre vielleicht nicht mehr

liebt, dabei sind, den Tee zu nehmen, in einem kleinen, wohl durchwärmen Salon, allein, ohne zu wissen, wie allein...“

„Wollen wir zusammen eine Tasse Tee trinken?“

Mit einem Ruck stehe ich auf, dann, um die brüste, rebellische Gebärde abzuschwächen, sage ich mit der Sanftmut der Verzweiflung:

„Nein... Einen Augenblick... Noch nicht!“

(Einzig berechtigte Übersetzung von Thea Weide)

zwar kein Adonis — aber dieser kluge Blick, dieses durchgeistigte Gesicht, dieser aparte rote Bart — Ich nehme ihn! Marietta.“ J. H. R.

Sie war eine emulnige Junge Frau, aber sie hatte neben dem hübschen Mund schon jene zwei feinen Falten der Enttäuschung. Achtung, Ehemann, darin macht er Verhalten das Antlitz einer Frau gleichsam zum Bildnis eines Dorian Gray.

Ihr Mann hatte nämlich jetzt abends immer sehr lange zu tun. Die Sek-e-tern ließ Editha Drechsler.

Die Junge Frau war denn auch schließlich allein ins Konzert gegangen und hatte da denn auch den fleißig plaudernden Herrn Becker kennengelernt.

Aber er war ihr unbegehrlich, daß Herr Becker in letzter Zeit immer häufiger und immer näher kam.

Ihr Mann dagegen träumte von einer schlichten Schreibmaschine mit einer reallosen Stanotypen drehn und von einem Gewissen ohne doppelte Buchführung.

Mit solchen Gedanken saßen die beiden am Frühstückstisch, sahen offiziell aneinander vorüber, sahen sich heimlich an und genossen traurig das verlorene Glück.

Der vierjährige Peter-Dieter trank seine Milch. Er hielt den Becher mit zwei Händen, sah mit zwei runden Augen über den Rand (trinkende Kinder sehen fast wie Entenköpfe aus) und wollte Vit und Mutl unterhalten. Also setzte er den Becher ab und erhob seine unbeschwerte Stimme:

„Mutli, war um herloset der Onkel Becker nicht

einfach das Fräulein Drechsler?“



„Schau, Fritzl, es kann doch auch eine bloße Kameradschaft zwischen uns bestehen!“ — „Gewiß — gewiß — im äußersten Fall!“

Ultima riserva: „Vedi, Fritzl, fra noi due può esistere anche il solo cameratismo!“,
„Certo ... certo ... in caso estremo!..“



„Endlich muß einmal Ordnung in meine Briefschaften kommen. Ich lege einfach Edi ab unter ‚Erledigt‘, Fredi unter ‚Laufend‘ und Rudi unter ‚Dringend‘!“

Registrazione: “Finalmente devo pure far ordine nelle mie corrispondenze. Metto senz’altro da parte Edi sotto ‘Liquidato’, Fredi sotto ‘Corrente’, e Rudi sotto ‘Urgente’,”

DER MALARIA-LENZ

VON WASTL FANDLER

„Is des a Schwindl, oder is des koa Schwindl?“ — Eben sind sie mit der Kompanie vom Strand gekommen, wo ein Zaubermeister seine Vorstellung hielt. Nun wird beim Abendessen eifrig diskutiert über die fabelhaften Leistungen des Arztes, der Deutscher war, sich aber „Minorell“ nannte. Der Huber Lenz konnte sich am wenigsten über das Gesehene beruhigen.

„Is des a Schwindl, frag i, oder is des koana?“ — Wild stieß er den Löffel ins Teller Gröhl. Das mit dem üblichen Zaubern und Verschwindenlassen hat Lenz ja weniger bewegt. Nur einmal hat er da mitnähmeln laut „Bravol!“ gerufen. Das war, wie Minorell ein Trinkglas mit Meersand füllte und diesen, ohne daß einer zum Mitschauen gekommen wäre, in helles, hochschäumendes Bier verwandelte. Aber wie gesagt, man hat schließlich im Krieg hier schon allerhand gesehen an Theatern und Varietés, in Köln, in Antwerpen und in Athen druben. Und was das Verschwindenlassen anbelangt, so kann das der Oberschicht Huber Lenz auch. Ohne daß ein Mensch was davon merkt. Sei das ein junges Gockel, welches sich unglücklicherweise zur Nahrungssuche in Lenz' Quartierküche verirrt, oder sonst was. —

Nein, was den Huber Lenz zur Begeisterung hinriß, war der Schlußakt, des Hypnotisierers. Er wandte sich an den Jäger Schnöll, der sehr belesen war und über alles Bescheid wußte. „Versteht Du, was des mit'n Hypnotisier'n zugeht?“

Schnöll war auch jetzt, während der Mahlzeit, in ein Buch vertieft, schickte sich aber bereitwillig zum Vortrag an: „Das Wort Hypnose ist abgeleitet von Hypnos, dem griechischen Gott des Schlafes. Der Hypnotist sucht sich ein suggestibles, seelisch leicht zu beeinflussendes Medium und versetzt dieses in Hypnose. Er bewirkt damit einen schlafähnlichen Bewußtseinszustand —“

„Aha!“ unterbrach Lenz. „So is des!“ „Rindviech!“ dachte er sich wütend noch nebenbei. Da meldete sich der Haslinger Schorsch. „Des ischt ganz oafach mit der Suggestionsasch!“ berichtete er. „Des ko i ä!“ Lenz schaute böse auf den „Zillachaler“. Seit damals, wie ihm dieser hinterlistigste Mensch statt dem Kopfwepulver ein Hunde-Abfuhrmittel überreichte, hatte er einen ständigen Hock auf ihn.

„Ausgerechnet Du mit Dein Wasserkopf!“ „Magsch! wat'n, daß i Di hypnotisier!“ Lenz schenkte dem Zillertaler keinerlei Beachtung mehr. Das Kapitel Hypnose ließ er ungeschlossen und widmete sich dafür eingehend dem kelt gewordenen Schlaftrief.

Das war ein Fehler, denn so konnte er nicht sehen, daß der Obergefreite Haslinger seinem Nebemann leise kichernd etwas ins Ohr erzählte. — Es vergingen einige Tage. Die hat Schorsch gebraucht zur Vorbereitung seines Hypnotisierplanes. Nun konnte die Sache losgehen.

Huber Lenz stand am Morgen auf, gesund und frisch wie immer. Sein Schlafgenosse Langmose Ferd blickte wie unvernünftig in Lenzels Gesicht. „Hast net guat g'schlaf'n heit Nacht?“

„I? Warum?“ „Weilst so schlecht ausschaut!“ „Mir fehlt nix!“

Ferd betrachtete ihn interessiert. „Du schauast aber ganz furchtbar schlecht aus, jetzt sieh i's erst! Und Deine Aug'n lieg'n ganz tief drin!“ Besorgt hielt er einen Spiegel hin.

Lenz zog die Stirne in Falten. „Woeß, so ganz und gar wohl fühl' i mit eigentlich net, des mußt i scho zuegeb'n, aber spür'n tus i weiters nix.“ „Gib nur obacht, daß d' koa Malaria kriegt. Näm-

lich a so geht's o, daß ma rapid schlecht ausschaut!“

Eine Stunde später gingen beide auf den Appellplatz. Der Hauptfeldwebel stand da.

„Huber, ham's g'soffen gestern?“ „Nein, Herr Hauptel!“ „Sind's krank?“

„Nein, Herr Hauptel!“ Das heißt, der Kaffee hat mir heut gar net g'schmeckt!“

„Selbstverständlich sind S' krank! Ihr grün's G'sicht leucht ja kilometerweit. Gehen S' jetzt zur Kammer auf Arbeitsdienst und wann's schlechter wird, so melden S' ihnen zum Arzt! Am End kriegen S' Malarie! Verstand'n? Ab!“

Der Spieß drehte sich um und grinst ins Schreibbüch. Für ein lustiges Stück war er immer zu haben.

Bedrückt machte Lenz kehrt, schüttelte den Kopf und ging wie befohlen.

Von der Feldküche her erscholl die Stimme des

Traum einer Jugend

Vor seiner Hütte
Im Wald tief drinnen,
Geht's in grobes,
Besetztes Linnen
So seh' ich ihn manchmal,
Gebugt und uralt,
Den letzten der Mohikaner,
Erloschen das Auge und kalt.

Das tote Auge,
Einst schloß es Blitze,
Kühn und verwegen,
Vom Pferdesitz ...
Da brannte die Flamme
Im Herzen so rot —
Nun blühen viel kleine Blumen
Vor bitterem Sterben und Tod.

Die kleinen Blumen —
Trug nicht beim Tanze
Die hebbliche Tochter
Sie leuchtend im Kranze —?
Die süßeste Stimme,
Erloschen auch sie —
Nächtlich nur summen die Winde
Das heimliche Lied der Prärie.

Er nur, der letzte
Von Unkas' Söhnen,
Hört ewig die Lieder
Mannstüm tönen —
Dann strafft sich des Hüpflings
Gebogte Gestalt:
Auf herrlichen Pferden reiten
Die Krieger durch majestätischen Wald.

In seiner Hütte
Fürbei, vorüber —
Aus dunklen Gräbern*
Ins Licht hinüber,
Und mitten im Zuge,
Im endlosen Ritt,
Da reitet auf seinem Schimmel
Der letzte der Hüpflinge mit.

Herbert Lestiboudois

Kochs. „He! Huber! Bist Du an Tod z' Öding sei? G'schäftsreisender, oder bist selber der Tod?“

Lenz blieb stehen, verhielt aber jedes Lächeln.

„Bist schlecht beimand, weilst so weiß bist im G'sicht?“

Lenz nickte. „Ziemlich.“ „Wo fehlt's denn?“

„Ja mei, fast überall! In der Fruh hat i no net viel g'sponnt, bloß der Kaffee hat mir schon nimmer recht g'schmeckt. Und latz werd's allweil schlechter.“

„Bist recht muad?“ fragte der Koch mit gewichtigem Neugier.

„Und des wia?“ „Ausweh, des hames schol A so geht's oi!“

„Was geht oi?“ „D' Malarie!“

Lenz zuckte wie von einem Hieb getroffen zusammen. Für ihn stand es nun fest, er mußte unbedingt zum Arzt und das unverzüglich. Also schwenkte er um in Richtung Gesschäftszimmer.

Schreiber Leonhard, der in die Innige des Zillertaler Schorsch nicht eingeweiht war, reichte am Hausgang eben seine Morgenzigarette. Drinnen am Schreibtisch war das verboten.

„Leonhard, sei so guat und meld an Spaß, daß i zum Arzt geh!“ bat Lenz.

„Was fehlt Dir dann, Huber?“

„Was fehlt dir denn!“ äßte Lenz nach. „Schaug mi nur genau o, nachs kimmt scho drauf, was mir fehlt!“

„Du schaut ganz g'sund aus“, wunderte sich der Schreiber.

„D' Malarie hab i im höchst'n Grad!“ erklärte Lenz verzweifelt.

Schreiber Leonhard zuckte den Stummel in einer Mauerlücke, kehrte in die Kanzlei zurück und berichtete dem Hauptfeldwebel, „Stimmt schon“, grinste dieser, der Huber hat Malarie.“

Auf dem Weg zur Sanitätsküche, im hellen Gelände in den unteren Orstteil führte, stieß der Haslinger Schorsch auf den mit gesenktem Kopfe wandelnden Huber Lenz. Völlig zufällig natürlich. Ohne Einleitung schob er seinen Arm stützend über die Hüfte des Kranken und geleitete ihn mitleidvoll bis zum Ziel. Lenz ließ dies in Anbetracht seines Zustandes dankbar geschehen, an die Hunde-Abfuhrmittel-Affäre erinnerte er sich im Moment absolut nicht. Er dankte dem Kameraden Haslinger sogar innerlich bewegt für die liebevolle Hilfeleistung, als ihn dieser im Vorzimmer des Krankenreviers einlieferte.

Am Mittag stand die Schar der Essenholer mit klappernden Feldkesseln an der Ausgebeiste in leiser, ausgelassener Diskussion versammelt. Unter ihnen, mit sieghaftem Lächeln im Antlitz, als Held des Tages, der Haslinger Schorsch.

„Sehng hält i des mög'n, verstehst, und hör'n, wie daß er g'ammersch hat beim Oberarzt und wie dumm daß er g'schaut hat, wie er wieder zum Diensth gehn hat müß'n, weil d' Untersuchung einwandfreie Gesundheit ergeben hat!“

Schallendes Gelächter hallte über den Platz, verstummte aber jäh, als der Huber Lenz um die Ecke bog. Dessen Gesicht war nun in Wirklichkeit kreideweiß, nur sein müder, schleppender Gang von vornhin hatte sich geändert. In raschen Schritten, den Blick geradeaus gerichtet, versuchte er dem Blickfeld der Spötter zu entziehen.

Das, was ihm der Zillertaler mit getrickelten Händen nachschrie, mußte er aber doch anhören. Es war ein einziges Wort nur, jedoch traf es sein Herz, gleich einer spitzen Lanze: „Suggestionsasch!“



„... und hier an diesem Tischchen hat sich Außenminister Eden zurechtgemacht, ehe er seinen Vortrag über den Bolschewismus hielt!“

Cronaca di Washington: „... e qui, a questo tavolino, si acconciava il Ministro degli Esteri Eden, prima di tenere la sua conferenza sul bolscevismo!„

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Im anglo-amerikanischen Schönheitssalon

(Wilhelm Schult)



„Wie gefällt dir das Lockchen über Stalins Stirn?“ — „Sehr niedlich! Und ich werde ihn inzwischen maniküren!“

Nel Salone di Bellezza anglo-americano: „E che ti pare del ricciolino sulla fronte di Stalin?“ — „Assai grazioso! E intanto io gli farò la cura delle mani!“



DAS HANDTUCH

Auf meiner Ehre liegt ein Handtuch, ein düsteres Handtuch. Goethe pflegte, wenn etwas auf seiner Seele lastend lag, es sich von dieser seiner Seele herunterzuschreiben, und schuf dadurch die unsterblichen Werke für kommende Geschlechter und für die Oberklassen der höheren Schulen. Ich werde mir dieses Handtuch jetzt auch herunter-schreiben, allerdings mit dem Bewußtsein, nichts für kommende Geschlechter und Oberklassen getan zu haben. Dann kann ich wieder als ehrlicher Mensch vor irgend etwas hintreten.

Also es ist ein gewöhnliches Handtuch, nicht sehr

groß, aber aus festem Stoff. So ohne weiteres sieht man ihm seine Sonderart gar nicht an, wenn man aber näher hinschaut, merkt man, daß es signiert ist, wie Filmschauspieler und Filmschauspielerinnen ihr Foto signieren, mitten auf die Fassade, auf daß kein Zweifel möglich sei. Auch bei meinem Handtuch ist kein Zweifel möglich. In Flammenschrift ist das Wort eingewoben, "Mitrope". So, jetzt laß' heraus, ich nahm es einmal aus einem Schlafwagen versehentlich mit, dieses Handtuch, Eigentum der Mitteleuropäischen Schlafwagen- und Speisewagen-Gesellschaft. Ich schwöre, es geschieht nicht mit Absicht. Eines Tages lag es wieder gewaschen und gebügelt zwischen meiner Wasche. Der Büglerin wird ein angenehmes Geseus über den Rücken gelaufen sein und sie wird mich für einen internationalen Hotel- und Eisenbahndieb gehalten haben oder eine ähnliche mannhafte Figur ihrer Träume.

Dies war bisher das letzte Mal, daß mein Handtuch, Verzeihung, das Mitropehandtuch, an die Öffentlichkeit kam. Seit jenem Tage lag es in der untersten Lade meines Wäscheschranks. Ich mußte es vor dem Zugriff von Zugeherinnen, Zimmermädchen und Leuten, die mich plündern wollten, verbergen. Oft hätte ich gerade dieses kleine Handtuch gebrauchen können, aber unsichtbare Hände hielten mich davon zurück. Ich hatte es natürlich zurückschicken müssen. In Stunden erster Gefahr des Entdecktwerdens beschloß ich dies immer wieder, aber später vergaß ich es doch. Ich wollte es auf Reisen mitnehmen, um es im Schlafwagen liegen zu lassen, und einmal war es wirklich so weit, daß ich es eingepackt hatte, aber da vergaß ich es liegen zu lassen. Die Angst konnte sich sich vorstellen, als ich an eine Grenzstation kam und der Zöllner meinen Koffer untersuchte. Besonders unten, wo die Zigaretten zu liegen pflegen und die anderen Gegenstände des

Grenzübertritts. Ich brachte das Tuch als Wäscheausstattung mit in die Ehe und machte meine Frau zur Mitschuldigen. Mit ehernem Handtuch sind wir seither aneinander gekettet und bei seinem Anblick fallen uns alle Sprichwörter über unrecht Gut ein.

Dieser Tage fiel es mir wieder in die Hände, als es hieß, man solle ein Tuch in den Luftschutzkeller mitbringen, um es sich notfalls vors Gesicht zu binden. Da sagte meine Frau, ich solle das lassen, denn es liege kein Segen auf dem Linnen. Das Handtuch hat oben in der Wohnung das Bombardement überstanden, aber ich habe doch beschlossen, wenigstens ein Bekenntnis abzulegen.

Folitzick

ALP

Kennst du den Traum?

... Auf einmal steht er da, der Schweinehund, den du schon lange lufstest, steht hart vor dir, wie aus dem Nichts gemachten, und grinst dich an ...

Ein fäher Zorn schließt hoch.

Du hebst die Hand, den Arm, legst aus und haust - ach nein, du möchtest wohl, doch wie geküßt sind deine Muelein, jeder Schwingkraft bar, müß'n durch die Luft sich wie durch Heleleis, und, statt zu zünden, landet deine Watsche sanft wie ein Zephire oder Blumenblatt auf des verfluchten Gegners praller Backe, der höhnisch feindlich dir die Zunge zeigt.

Ein Herenbann preßt dir die Kehle zu, bis endlich, endlich sich ein wilder Schrei frei macht und du errachst ...

Kennst du den Traum?

Dr. Omglaß

Hab' guten Schlaf, Kamerad!

Wir haben dich mit Erde zugebedet, Mit guter Erde, die auch lauter Blumen wech, Und kehrt ins Land der Sommer wieder ein, Dann wird dein Grab ein bunter Hügel fein. Wir aber - ach! wer weiß, wo wir dann sind? Vielleicht erzählt es dir der kühle Steppenwind, Vielleicht die Wolke hoch im Abendrot - Und wenn wir nicht auf dieser Welt mehr sind, Dann sehen wir uns wieder nach dem Tod.

Hab guten Schlaf, Kamerad!

Wir müssen weiter, immer weiter - Schmal ist im hohen Steppengraß der Pfad, Und lang, so lang der Weg der grauen Steppenreiter -!

Hab guten Schlaf!

Die Nacht wohl kommen und die kalten Sterne - Und unter Ilt auf Erden und im Himmel Allein die Fern!

Herbert Leifboudots



„Erstaunlich, wie wichtig die Herren ihre Rolle nehmen! Dabei kostet es mich nur einen Wink und sie verschwinden in der Versenkung!“

Churchill e gli emigranti: „C" è da stupire nel vedere con che sussiego questi Signori fanno la loro parte! E dirè che basta un mio cenno perchè scompariscono nel trabocchetto!..

ZWISCHEN SCHAUKELPFERD UND TIGER

VON ERNST HOFERICHTER

Das war einst, als die Liebe begann und das ganze Jahr aus Frühling bestand. Da hing über meinem Mahagonischreibtisch der Reklamedreibalkender einer Seifenfabrik.

Darauf war in Lebensgröße der Kopf eines Mädchens abgebildet, dessen Schönheit nur durch ein lyrisches Gedicht nachgefühlt werden könnte. Durch ihr Haar floß chinesisches Tusch in wohligen Strömen. Aus ihren Schaukelpferdäugen tropfte die Güte, ihre Lippen aber erinnerten an Vierfuhrtsmamelode oder an das Sammetweiche von Plüschkissen in Wartezimmern. Je, so sanft und ohne Arg war dieser Mund, daß ich mir an seine Ufer ein Wochenendhaus mit Sonnenblumen dachte. Und sie lächelte so oft ich hinsah oder ein Blatt vom Kalenderblock abließ. Dieses milde Lächeln hatte sie auch am 17. Juni — als es draußen hagelte, — am 21. August — als der Blitz in die Starkstromleitung einschlug — und am 11. Dezember — als ein Schneesturm das Dach eindrückte.

Bald war ich in dieses Bild verliebt, küßte es jeden Tag und benutzte aus tiefster Zuneigung die darunter angepriesene Vollmilchseife „Aurora“. So wurde mir allmählich dieser Kopf — im Vierfarbendruck — zum ersetzten Typ. Alles in mir verlangte nach dem lebenden Vorbild. „So eine Frau — oder keine!“

Im Bummel durch die Straßen, in Kaffeehäusern, auf Hotelterrassen und an den Verkaufstischen der Seifenfabrik sah ich nach meinem Typ. Täglich trug ich ein Stück Auroraseife in der Tasche, um meine Eroberung sogleich damit zu beschenken und meine Sehnsucht beweisen zu können.

Auf der Plattform der Straßenbahnlinie Nr. 9 entdeckte ich plötzlich diesen Kopf, als wäre er von meinem Abreißkalender mit der Seife ausge schnitten. Liebliche Haarströme... Schaukelpferdäugen... plüschgepolsterte Lippen — alles stimmte wie die Normaluhr. Meine Pulse hämmerten gleich einem elektrischen Klavier, und meine Zunge drohte vor Aufregung. Sie mußte dieses Klavierspiel und meine Trockenheit bemerkt haben — und schlug die Augen als Jalousien nieder.

„...die Güte selbst...“ dachte ich, trat einen Schritt auf sie zu und stotterte etwas von ungleicher Ähnlichkeit... Ideal... Typ... Aurora... Verzeihung... Vollmilch... Zutuf! — Und dazwischen hinein drückte ich ihr das Stück Seife in die Hand. Nach zwei Haltestellen hatten wir uns bereits so weit gefunden, daß wir uns für Sonntag wiederfanden.

Wir fuhren auf einem Ausflugsdampfer. Sie fütterte die Möven. Wenn ich „Ja“ erwartete, nickte sie mild mit dem Kopf, in die gewünschten „Nein“ schüttelte sie gleichgültig ihre Locken. Dann sprach sie von Säulen, Tempeln und Weinlaub im Haar. Ich streichelte sie und gab ihr den wohlge- weichen Namen „Amalie“.

Über dem Dampfersteg hätte ich sie gerne auf den Händen getragen. Aber aus Furcht, sie könnte mir aus Zärtlichkeit zerbrechen und vor Milde schmelzen, schwebte ich mit ihr nur Arm in Arm ins Seerestaurant. Dazu gurrte sie wie Tauben... Und ich dachte, daß mein Typ nur von der Tasse nippt und den Kuchen in Krümlen aufpickt. Aber bis zum Abend hatte sie zwei Portionen Kaffee, vier Stück Torten und drei Würstchen verzehrt. Zur Nacht besuchten wir zwei Speisekale. Amalie ließ sich jedesmal nachservieren und trank dazu drei Schoppen Mosel und vier Kirsch. Ich bekam für das Wohlergehen meines Typs Angst und zählte heimlich in der Tasche mein

Bargeld nach. Es reichte zum Glück aus, weil sie nur mehr zwei Eisbecher und Salzburger Nockerl nachbestellte.

„Wenn es dir nur nicht schadet, Amalie...?“ „Du, warum bist du so höflich zu mir... das finde ich nicht nett...“ erwiderte sie gedemütigt.

Um sie meinen Formfehler vergessen zu lassen, sprach ich von Schwänen, die durch die Fluten ziehen, von wehenden Rosengärten, Zypressen- waldern und Palmenhainen...

Da war sie wieder in ihrer Heimat des Edlen heim- lich geworden — und um zehn Uhr sagte sie „...bestell mir, bitte, einen Wagen...!“

„Aber Amalie... wir können doch auch mit dem Autobus zurückfahren...“

„...Jetzt wirst du aber geschmacklos... Ich wün- sche nicht, daß...“

„...aber, meine Taube, wir haben uns doch auch auf der Plattform...?“

„...Willst du mich im Wagen zurückfahren oder...?“

„...Ober, ein Taxi...!“ —

Am Heustor hatte sie wieder das Lächeln aus Schneewittchen und Puppenfee. Ihr Gesicht zer- ließ beim Abschied zu Märchen und ich drückte dem Chauffeur als Pfand meine goldene Sprung- deckeluhr in die Hand —

Wir trafen uns jetzt jeden Tag. Amalie bekam immer mehr Appetit. Eine Freude an neuen Abendkleidern erwachte in ihr. Ich wuchs in neue Gesellschaftsformen und Manieren

hinein, weil sie mich täglich laktloser und unmög- licher fand.

Ich mietete ihr eine Achzimmerwohnung. Um alle Stunden ihr zu opfern, gab ich meinen Beruf auf. „Amalie, jetzt hast du wohl Raum und Zeit genug durch mich...?“

„...mir das auch noch vorzuwerfen, finde ich mehr als kitschig...“ antwortete mein Typ.

Drei Tage darauf überraschte ich sie nach Mit- ternacht in der Neptun-Bar. Mit Taubenäuglein zog sie einem Autohändler die grauen Haare aus den Schläfen —

Das Bild meines Ideals explodierte.

Mit dem Seifenkalender „Aurora“ heizte ich mir den Ofen zur Nacht meiner Enttäuschung an. Aus war es mit Sammetlippen, Billardaugen und wie- genden Locken...

Jah schlug mein Typ ins Gegenteil um. Wer zuvor Schlagsahne verspottet hat, sehnt sich nach sauren Gurken. Und beim Speziergang durch die Raub- tiergärten des Zoo sah ich den Gegenpol alles Sanften und Zarten.

Sie — neckte mit ihrem Sonnenschirm einen bengalischen Tiger, entnahm ihrer Kokodillerteutsche etwas Fleisch und warf es zwischen die Gitter- stäbe. Tiger: stand gegen Tiger. Und Raubtier gegen Raubtier tauschten Gefühle aus.

„...Oooh, wie gemein...!“ hörte ich im Geiste meine entflozene Taube zischen. Aber diese Er- innerung verstärkte meine Zuneigung für die Tigerrame, die bis in die Mundwinkel hinein der schreiende Gegensatz zu Amalie war.

In diesem Mädchenanitz war alles Sanfte ab- gemißt und alle Milde weggesirrt. Ihre Haare brannten rot wie ein Großfeuer. Die graugrünen Augen waren nur durch den Spalt eines Schlitz- verschlusses sichtbar. Die Lippen waren ein Paar Korallensternchen, die mit offenen Augen scheinar schliefen. Und ihrer Figur glich nichts so sehr als ein Staubsauger, der sich über das Gelände schleppte.

Ich kaufte vom Wärfen Fleisch — und beinahe hätte ich die Bestien verwechselt und das erste Stück der Dame zwischen die Zähne geworfen. Ich machte für mich das Heulen einer Hyäne nach. Sie nahm es mit Wohlgefallen auf und durch diese Tierlaute kamen wir uns menschlich näher. Sie liebte Zirkus mit Todesschleifen, verspeiste nur Beefsteak à la tartare und sammelte Speere und Dolche. Und konnte wie Neiron aufbrausen... Nach einer Stunde warf sie mir eine Portion Italienischen Salat an den Kopf und drohte mir mit der dreizeckigen Gabel, als ich für sie be- zahlen wollte. „...Messalina...!“ schrie ich. Darauf fiel sie mir um den Hals, wo sie noch lang lag. Sie gab Plötschen und aß aus der Hand. Die Lektüre von Brehms Tierleben ließ mich tiefer in ihren Charakter eindringen. Und sie wurde zu einem Wunder der Dressur.

Und wie alle Tiere war sie im Grunde ihres Wesens ein Engel. Und Onkel Nietzsche sah um die Ecke, wenn er entdeckte, daß jedes schlimme Ding zwei gute Seiten hat.

Aber mein Typ verstand das nicht, weil sie es selbst war. Blinzend saß sie mit leicht gekrümm- tem Rücken neben mir. Und Angst bekam ich nur, wenn sie von den Nebenstischen her mit durchbohrenden Blicken gerzelt wurde.

Da konnte es sein, daß in ihr die Bestie siegte und in einem Sprung über drei Service hin- schnellte.

Aber durch ein Tartarbrötchen habe ich sie immer be- zähmt. Das war einst, als die Liebe be- begann und das ganze Jahr aus Frühling bestand...

DIE BEIDEN MÄDCHEN

Das Mädchen aus der Stadt
ging heut im Dorf spazieren
und plüschte sich ein Blatt,
um drauf zu musizieren.

Die Weiße, die es blies,
war eine feldene Weiße,
ich ging und lüftete dies:
Sie geht bald auf die Reife.

Mir kühlen, von Trauer fiel
ein Ton aus ihrem Munde,
doch rief zu Tanz und Spiel
ging bei ihr die Gelunke.

Und lachte überhell,
die Freundin zu betören.
Ich überlegte schnell:
Wae hönn't ich ihr wohl geben?

Es muß't ein edler Stein,
strahlend rote ein Gedanke,
oder ein Brief von ihrem Liebsten sein —
nichts fand ich für die Kranke.

So traurig rief sie war,
nahm sie das Blatt vom Munde
und nun erst ward mir klar:
Wie schön ist die Gefunde!

Peter Schar



„Früher hat eben so 'n Jraf Millionen für 'n paar Mä'chenbeene hinjeschmissen,
aber heute sieht 'se jeder Stiesel for nischti uff der Straße!“

Giorni svaniti: „Una volta un qualche contfno sprecava dei milioni per un paio di gambe
di ragazzo ed oggi un bardassa qualunque se le può guardare per niente sulla strada!..“

DIE ROSE VOM KAPRUNER TAL

VON ALFRED UHLMANN

Eigentlich wollte ich Schauspieler werden. Dem Amplezer-Hansgigl von Antelsbach allein verdankt es das Theaterpublikum, daß es sich heute nicht über meine Lekteln, Herolde, Mönche und reisenden Boten zu ärgern braucht. Meine kurze Bühnenlaufbahn trat ich als jugendlicher Liebhaber beim „Dramatischen Verein Thalls“ in G. an, wo die Heinzlener-Resl die jugendliche Salondame spielte. Die Resl war ein hübsches Mädchen mit kecken Augen und Wangen wie reife Pilzische auf Rahm. Sie war sauber um und um und ließ sich von keinem was vormachen. „Wer gerantert denn no für a Mannsbild?“ sagte sie und zeigte ihre blitzenden Zähne. Gleichwohl hatte ich das Gefühl, als ob die Resl mich nicht ungern sähe: Da man aber in jungen Jahren nur das bemerkt, was einem gerade interessiert, übersah ich dabei völlig, daß die Dorfbutchen, jedes Blinks in den braunen Augen der Resl verdächtig schön, sich selbst arg über mich glichen. Voran der Amplezer-Hansgigl, der seit Jahr und Tag auf die Resl spannte und ihre Wege sogar zählendes

Mitglied beim „Dramatischen Verein Thalls“ war, nachdem man ihn als aktiven Spieler abgelehnt hatte, weil er als nicht ganz heil auf der Platten geht. Zu damaliger Zeit probten wir an dem Volleisstück „Edelweiß und Almensrauch“ oder: „Die Rose vom Kapruner Tal“. Der Hansgigl hockte derweil breit und finster am Ofentisch vom „Roten Ochsen“, pöfste verdrossen aus seiner Pfeife und glotzte in einem fort auf die Heinzlener-Resl. Aber in der Pause raunte er ihr zu: „Resl, du waerst die recht! für mi! Di tat i glei heirat'n!“ Die Resl jedoch verzog den hübschen Mund und warf ihm schnippisch hin: „Mei Ruah iß ma, ohdrahte Leckli!“ Auf diese dramatische Szene am Tisch folgte eine heilere auf der Bühne, in der Jedes Wort wie Gift in die zerrissene Seele des Hansgigl tröpfelte. Da fing nämlich der Held des Stückes, der schneidige Zigeiburch Lolai, an, mit der Heidin zu spenzeln. Die Rose vom Kapruner Tal aber war ausgerechnet die Resl und der Jäger-Lolai war ich. Wann mir ein Blick in die Zukunft vergönnt gewesen wäre, hätte ich mich jetzt aus dem Staube gemacht; so aber trat ich auf der Bühne sonnig

lächelnd in die Gaststube des Wirtshauses „Zum Wasserfall“, wo die Wirtstochter Resl in aller Herrgottsfrüh blaue Bauernrömpfe stopfte. Wie es die Rolle verlangte, spenzelte ich forsch mit der Resl und dröngte in sie: „Hält'st heut auf d' Nacht net a biß Zeit für mich?“ Die Rose vom Kapruner Tal, die ihren wilden Vater vor meiner lödlichen Büchse erraten wollte, hauchte eröndend: „Leicht gang's“, was also heißt: leicht ging es. Jetzt muß ich die Resl umarmen und sagen: „Gib mir a Bussel, G'schmecher, laß!“ Die Resl blinzte keck lachend auf den Gigl am Ofentisch und überraschte mich mit einem so herzhaften Kuß, daß ich wie betäubt dastand. Der Gigl aber hieb mit der Faust auf den Tisch, rumpelte hoch und brüllte, daß die Luft zitterte: „Sautier, bramsige, loß's nit stehn, d' Resall! Himmikruß, di stich ich pfeigrod o wia a Saul!“ Mir war's in der nächsten Probe nicht gerade sehr wohl, jedoch verhielt sich der Gigl still, bis sein Spezl, der Gerstmal-Simmerl, erschien. Ihm machte es wohl Spaß, den Gigl zu kitzeln. „Scheun o, den Tag's“, raunte er, breit grinsend, „der woab's, wie ma si's leb'n schön machst! Der teilt si's richti al: bei d'Nacht schlief't im Wald, aba keam, daß d' Sunn kimm, fangt'r mit die Resl's Speanzeln oi Mei Liaba, dös is e ganz Heil!“ Der Gigl gab nun einen dumpfen Stöhnlaut von sich und sagte verblissen: „Wert no, dem Bazi roß'n ma's scho noch all!“

Auf das hin geschah jedoch rein gar nichts. Erst am Abend der Premiere von „Edelweiß und Almensrauch“ raunte ein Bursche uns zu: „Pab's auf, haunt drab's es was und nix Guats!“ Indes war der Gigl bei meinem helken Auftritt im „Wasserfall“ ganz brav, nachher aber verschwand er mit dem Simmerl aus dem Saal. Der nächste Akt spielte wieder in der Gaststube, wo ich mit dem Steinbeißer-Viktori, einem Wilderer, eine Reiberei hatte. Ich saß mit drei Bauern auf der Bank, der Wirt stand am Schankfleisch, das Stüchwort für den auftretenden Viktori fiel... da hörte man aus einem mächtigen Gumpel hinter der Szene seine erbotste Stimme: „Himmikrußel'n, loß's mi einli!“ „Halt dei Maul, Sauhamml, demisch! Do geht einli!“ raunte auf das hin die Stimme des Simmerls. Eine Tür krachte ins Schloß, dann hörten wir Schritte... und aus den Kullsen trat — der Amplezer-Hansgigl...!

Es gibt Augenblicke im Leben, in denen sich der Mensch über alle menschlichen Möglichkeiten erhebt und solche Übernatürlichen Taten vollbringt, daß er sie später mit seinem Verstand nicht mehr begreifen kann. So war es auch hier mit dem Gigl, „Grüß Good, beinand!“ rief er mit pitifligem Grinsen in den gestopften vollen Saal. Der vor Staunen starre „Wasserfall“-Wirt fiel, als er sein Stichwort vernahm, wie hypnotisiert in seine Rolle und plärte: „S Good! A schön's Wette ham ma heil!“ G'wiltte hot si v'zohgn, dös werd di g'reuin!“ Der Gigl schallte ihn schlief an und polterte völlig rollenwidrig: „Halt's Müu, du Trohpfl! Dös geht di an Schmarin o, ob's G'wiltte mi, d'g'reuil Scheun o, daß's nei amsi bei dir eischlagt, du demische Rittal!“

Die Zuschauer im Saal brachen in vernünftiges Wiehern aus; der Gigl aber faßte mich scharf ins Auge, kam langsam näher, und was nun folgte, spielte sich viel rascher ab, als man es erzählen kann. Gigl packte mich am Kragen, ich selbst wußte, daß Altruismus jetzt fehl am Platze war und daß ich mein Bestes geben mußte. Im gleichen Augenblick trat der „Wasserfall“-Wirt einen wackligen Stuhl zusammen und bückte sich hastig mit unseren anderen Kollegen nach den herumrollenden Beinen, denn schon drängten Gigris Freunde rabiat zu Bühne. Die Lampe krachte herunter, der schnaubende Viktori stürzte mit dem Simmerl von hinten her; ein hitziges

Der Ausweg - L'espédiente

(O. Hermann)



„Was tut eigentlich Egon, wenn er auf einen anderen Mann eifersüchtig ist?“
„Er sagt zu ihm: Herzliches Beileid!“

„Che fa in realtà Egon quando è geloso d'un altro uomo?“, — „Egli gli dice: Le mie cordiali condoglianze!“



DIE UNERWARTETE REDE

VON CAMI

Erstes Bild. Die Liebenden Schauplatz: Ein Jungesellenehm
 Herr Edmondo (allein): „Seit zwanzig Jahren bin ich der Geliebte der Frau meines besten Freundes. Obwohl ich selbst verheiratet bin, habe ich dieses Jungesellenehm gemietet, um mich die schuldige Gattin an bestimmten Tagen aufsucht. Da kommt sie schon!“
 Die schuldige Gattin (tritt ein): „Es ist etwas passiert. Mein Mann ist tot.“
 Herr Edmondo: „Der arme Kerl! Er hat uns nie gestört. Grenzenlos war sein Vertrauen in uns. Er hat nie etwas geahnt.“
 Die schuldige Gattin: „Niet Schüchtern und willenlos wie er war, hätte mein Mann mich nie zu verdächtigen gewagt. In deiner Eigenschaft als elter. Freund wirst du, lieber Geliebter, am Tage seiner Beerdigung ein paar gerühnte Worte reden müssen.“
 Zweites Bild: Die Rache eines Schüchternen Schauplatz: Ein Friedhof.
 Herr Edmondo (beendet vor dem Grab seine Rede): „Lebwohl, guter Freund! Ruhe in Frieden! Der unerwartliche Tod raffte dich hinweg im Alter von neunundfünfzig Jahren. Lebwohl!“
 Der Chor der Leidtragenden: „Herr Edmondo hat schön gesprochen. Doch was soll das: man stellt

vor dem Grab eine Filmleinwand auf...?“
 Der Notar des Verbliebenen: „Ich vollstrecke den letzten Willen des Toten. Alles soll dabei bleiben. Der Tote wird eine Ansprache halten.“
 Chor der Leidtragenden: „Eine Ansprache?“
 Der Notar des Verbliebenen: „Jawohl. Kurze Zeit vor seinem Tode kam meinem Klienten der Gedanke, in einem Tonfilm die Rede zu halten, die Sie sogleich hören werden. Er beauftragte mich sodann, am Tage seiner Beerdigung diesen sprechenden Film vorführen zu lassen.“ (Er gibt dem Vorführer ein Zeichen. Auf der Leinwand erscheint das Bild des Toten. Er trägt einen schwarzen Gehrock, waschlederne Handschuhe und in der Hand den Zylinder.)
 Der gefilmte Verbliebene: „Meine Damen und Herren! Sie staunen zweifellos darüber, daß ein Toter am Tage seines Begräbnisses das Wort ergreift. Ich weiß, das ist nicht Brauch. Allein, ich mache mir den Fortschritt unserer Zeit zunutze, um auf meinem Grab eine kleine Rede zu halten und Ihnen das Geheimnis meines Lebens zu enthüllen. Während meines ganzen Lebens war ich außerordentlich schüchtern. Ich habe nie gewagt, meiner Frau gegenüber die Stimme zu erheben. Mir graute vor Stenzen. Die Elende nutzte dies aus und betrog mich mit meinem besten Freunde Edmondo,

der hier anwesend ist. Zu Lebzeiten hatte ich nie die Stimme zu erheben gewagt: das soll jetzt anders werden! Heute, da ich tot bin, habe ich keinen Grund mehr, schüchtern zu sein, nichts kann mich hindern zu rufen: Edmondo, Sie haben an mir gehandelt wie ein Schweinekerl!“
 Herr Edmondo (verpöfft): „Aber... Aber...“
 Der gefilmte Verbliebene: „Wo, Sie haben sich nicht geschämt, Edmondo, auf meinem Grab eine Rede zu halten. Sie, der mir zwanzig Jahre lang Hörner aufgesetzt hat! Oh, mein Lieber, Sie haben sich eingebildet, ich wüßte nichts von Ihrem folgen Verrat? Oho, ich besinne mich auf seine kleinsten Einzelheiten: Meine Frau verliebte sich in Sie am ersten Tage, da ich Sie zum Essen mit heimbrachte. Nach dem Essen, bestirnen Sie sich, haben Sie ein pikantes Liedchen gesungen, dessen Kehrreim Sie hören sollen...“ (Man hört das Lied.)
 Herr Edmondo: „Das ist ein Skandal! Aufhören! Wenn sich der Tote nicht achtet, soll er wenigstens den Ort achten, wo wir sind!“
 Der gefilmte Verbliebene: „Und nun will ich Sie, Edmondo, für immer verlassen. Aber ehe ich gehe, möchte ich Ihnen, lieber Don Juan, das folgende sagen. Seit Jahren betrügt Sie Ihre eigene Frau mit einem Bankbeamten; Ihre ältere Tochter vergnügt sich mit einem Jäger der Schutztruppe und die jüngere mit einem alten Herrn im vierten Stock. Ihre Hausgehilfin endlich...“
 (Herr Edmondo stürzt sich auf die Filmleinwand, zerschlägt sie und sinkt ohnmächtig hin.)
 (Aus dem Italienischen von HBW.)



Europa als Sowjetparadies

Il giardino di Eden: L'Europa... Paradiso dei Sovieti



„Viel von mir kann er ja durch das Schlüsselloch gar nicht sehen,
aber es soll dann doch wenigstens etwas Besseres sein!“

DAS WUNDER DER BLÜTE

Japanische Frühlingsgedichte · Nachdichtung von Gerhart Haug

BLÜTEN IM SCHNEE

Nun schneit's!
Die Pflaumenblüten
Wollt' ich den Liebsten zeigen.
Seh' ich nun Blüten oder Schnee
Sich mir vom Baume neigen?

Akaho (8. Jahrh.)

FRAGE

In den Tagen des Frühlings,
Wo der Himmel im Glanz
Sanft die Erde bezaubert
Und das Herz birst vor Liebe,
Warum fallen die Blüten da?

Tomonori (9. Jahrh.)

IN DER VERBANNUNG

Einsamer Bergkirschenbaum!
Aller Freude bin ich nun bar,
Freunde wie du —
Nur deine Blüten
Die blühen mir noch!

Gyoson (1054-1135)

BITTE

Die Pflaumenblüte sprach zu mir im Traum:
„Sieh meine Schönheit hier im Morgenduft
erglimmen.
Laß mich umsonst nicht flattern in den Raum,
Auf deinem Weine laß mich schwimmen!“

Okura (etwa 660-735)

ANTWORT

Kirschblüten!
Wenn ihr auf breiten Bergestrüchen
Viel Tage lang so lieblich weiterblüht,
Würde man so euch lieben?

Akaho (8. Jahrh.)

REGEN IM FRÜHLING

Rauh fällt der Regen in den Kirschenflor!
O stell' dir dieses Bild der Wehmüt vor:
Tropfen und Tränen rinnen still —
So ist das Herz — so ist's April!

Kuronashi (9. Jahrh.)

ALLES GUTE KOMMT VON OBEN

VON HEINZ SCHARPF

„Das Sonntagsblatt hat angerufen“, sagte meine Frau so nebenbei, „es braucht bis morgen früh eine kleine Humoreske, ich habe zugesagt.“ „Ah!“, staunte ich, „du willst eine Humoreske schreiben?“ „Et ist jetzt vier Uhr nachmittags“, stellte Ursula sachlich fest, „bis morgen hast du noch zwanzig Stunden Zeit, da wirst du wohl so eine Geschichte aus dem Ärmel schütteln können?“ „Natürlich“, renommierte ich, „ich habe sogar, ich habe schon etwas, vorderhand steckt es aber noch im Unterbewußtsein.“

„Na, denn hol' es so rasch als möglich herauf! Hier hast du einen Musenkub, setz' dich hin und gebäre. Die werden inzwischen ein wenig Klavier spielen.“ Und sie setzte sich an den Flügel, aber sie spielte nicht nur, sie sang auch, wie Werner Kroll, wenn er Zarah Leander imitiert. Nach einer halben Stunde war sie den Klavierdeckel zu, daß mir die Augendeckel klapperten. „Nun, wie weit ist die Geschichte schon gediehen?“ drehte sie sich herum.

„Wieso?“ fragte ich, „ich habe dir doch zugehört, wie du in den tiefsten Tönen musizierst.“ „Heiliger Strohsack“, rief sie ungehalten, „ich spiele, damit ich den Mann nicht störe und er spielt, statt zu arbeiten, Auditorium. Nun aber fix an die Maschine!“ Drauf nahm sie am Teetisch Platz und verhielt sich mühsenstill. Nur ihre Finger trommelten nervös auf der Glasplatte. Sobald sie damit inne hielt, wartete ich, ob sie wieder bagänne, und trommelte sie, wartete ich, wenn sie damit wieder aufhörte! Nachdem sie sich eine Zeitlang so betätigt hatte, ohne daß ich herausbekommen hätte, ob es sich bei dem Spiel um den Hohenfriedberger Marsch oder um Preußens Gloria handelte, war mir noch immer nichts eingefallen. „Zum Teufel!“, knurrte ich, „warum hast du zugesagt? Der Genius läßt sich nicht an Termine binden.“

„Owastsch“, sagte meine Frau, „das ist nur angeborene Faulheit!“, legte sich auf die Couch und zeigte mir den schönen Rücken. Nun bemühte sich mein Oberbewußtsein bei meinem Unterbewußtsein anzufügen, ob sich dort nicht ein brauch-

bater Stoff für eine Humoreske vorfände, aber es war keine Verbindung zu bekommen. Nicht der Silberstreif einer Idee wollte auftauchen. Dafür kam anderes zutage. Zuerst eine junge Tänzerin, welche, na, das ist Privatsache. Dann meldete sich die fällige Steuererklärung, schließlich jedoch riß es mich so tief in das Unterbewußtsein hinab, daß ich laut aufschriebe. Doch schon fuhr mir die gepöhlte Hand meiner Gattin in den Haarschopf. „Mensch, mir scheint, du pinnst!“ posante sie mir in die Ohren.

„Ich träumte“, wies ich diese vulgäre Redensart zurück, „auf der Suche nach einem Motiv. Du kennst nicht verlangen, daß ich gleich in die Seitzmaschine träume. Ich bin kein Roboter.“

„Ich dachte, du wärest ein Schriftsteller!“, lelte Ursula. „Aber du hättest besser Baumeister werden sollen, dann fällt leichter etwas ein.“

„So 'n Bär!“, strich ich vom Kinn bis zur Nabelgegend, dann befahl ich kurz: „Koch mir einen Kaffee und du wirst sehen, wie ich mit Vollogas drauf losstoppe.“

„Richtig“, nickte Ursula, „man muß einfach drauf loschreiben, der Leser wird den Einfall dann schon finden. Aber es ist der letzte Kaffee, den ich im Hause haben“, warnte sie, „sollen wir ihn nicht lieber für ein Drama aufsparen?“

Nach einer Stunde war die Kaffeekanne leer, so leer wie das eingespargelte Papier in der Schreibmaschine. „Einen Kognak“, stöhnte ich.

„Wie, für eine kleine Geschichte auch noch einen Kognak?“ entsetzte sich Ursula, „die Herstellungskosten deiner Werke fressen uns noch auf.“

„Einen Kognak“, altpapelle ich mit den Füßen. Nach einer weiteren Stunde war auch die Kognakflasche geleert. Die Uhr schlug acht. Ich begann den Staub von der Schreibmaschine zu blasen.

„Nun denn“, sagte Ursula, „wenn es so weit ist, will ich lieber meine Freundin aufsuchen und dich allein lassen. Aus Trennungs- und Herzeleid sind schon große Literaturwerke entstanden. Leb wohl!“ Als meine Frau gegangen war, schlug es neun. Die beste Zeit zum Arbeiten. Aber wer konnte bei einem solchen Kater arbeiten? Ich versuchte ein Kreuzworträtsel zu lösen, doch der erste

Mensch mit vier Buchstaben wollte mir nicht einfallen. Ich sann und sann. So saß ich dann noch, als Ursula wieder zurückkam.

„Hast du schon etwas“, stürzte sie zur Tür herein, „dann zerreiße es, dann ich habe viel was Besseres. Ich habe nämlich etwas Kostliches erlebt.“ Und sie lachte aus vollem Halse. „Also auf dem Heimweg, hah, da ist mir was Ukigies passiert. Da ging ein kleiner dickler Herr hinter mir her und wollte mich anquetschen. In diesem Augenblick fiel ein Blumenstock auf den Gehsteig herab. Haha, den Mann hättest du sehen sollen, mit welchem Sprung der zur Seite sprang. Haha, weißt du, es war zu komisch. Stell' dir das vor, so ein kleiner Dickwast, hah, und macht so einen Satz wie ein türmendes Känguruh. Das muß du beschreiben, da kannst du deine Fantasie schweifen lassen.“

„Und was soll daran die Pointe sein?“ fragte ich eiskalt bis ans Herz hinan.

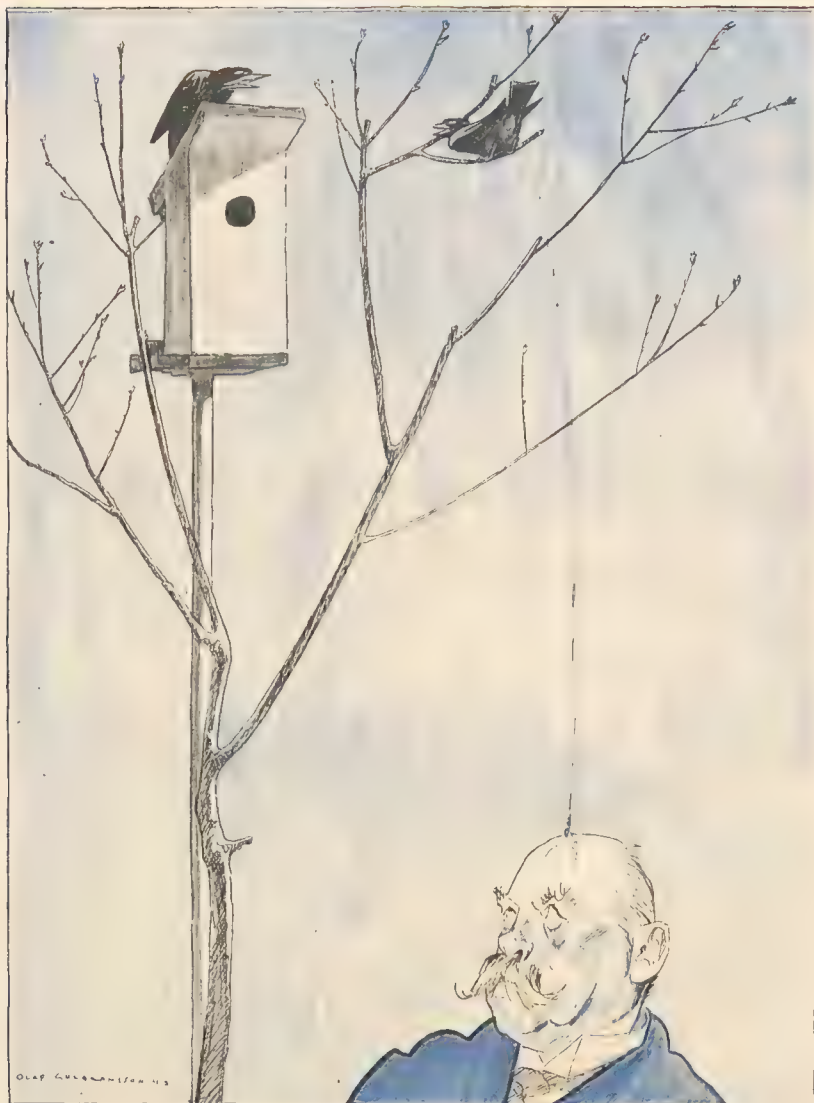
„Die was?“

„Nun das Zündhütchen, der Knallreffekt, der Witz des Ganzen?“

„Ja, ist das nicht schlagkräftig genug? Dann laß den Mann den Blumenstock auf den Kopf fallen, dann springt er noch einmal so hoch, hah, das Zwerchfell möchte ich sehen, das davon nicht erschüttert wird, den Bauch werden sie sich halten in der Schriftleitung. Hah! Na, bin ich deine Muse?“ Dann ging sie zu Bett und noch im Traum lachte sie über den kleinen dicklen Herrn, den meine Fantasie zu einem Rekordspringer machen sollte. Ich aber saß da, wie mit einem Brett vor dem Kopf, mit brummem Ober- und Unterbewußtsein und schrie mir meinen Herzblut diese Groteske nieder, wie sie die Muse mir diktiert hatte.

Am anderen Tag kam ich mit dem Honorar heim. Ursula legte es sofort mit Beschlag. Beschwingt begab sie sich auf den Weg zu ihren Kaffee- und Kognaklieferanten, aber die Lieferanten waren seit Jahren bis auf die letzte Bohne und den letzten Tropfen ausverkauft. Um doch was heimzubringen, an dem ich mich erfreuen konnte, kam sie mit einem neuen Hut nach Hause.

Ja, wenn Frauen Geschäfte abschließen.



„Aber Paulchen, du sollst doch nicht immer die untenstehenden Leute bekleckern!
Manieren hast du von den amerikanischen Soldaten angenommen!“

Ritorno dall' Africa: „Ma, Paoluccio, non dovresti mica imbrattar sempre
la gente che ti sta sotto! Che maniere hai mal preso dai soldati americani!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Nach dem Urlaub

(E. Thöny)



„Woaßt, Maxi, vo' oan Madl Abschied nemma, kannst leicht schaff'n, aber glei' vo' fimfe — dees strengt fei' an!“

Dopo la licenza: „Sai, è facile prender congedo da una ragazza solo, ma da cinque ad una volta ... la è una bella fatica!..“



„So übe ich grausame Rache an der Menschheit: das prima Lenzgedicht bekommt sie nicht!“

“Così ... mi vendico crudelmente coll' umanità: essa non avrà il fior fiore della poesia di primavera...”

VOLLER OMNIBUS

Ganz voll ist der Postomnibus, gestrichen voll, teils von Menschen, teils von schlechter Luft. Da halt er wieder einmal und einsteigen: die Dame, der Herr, die Kinderpflegerin und das Kind. Jetzt ist der Omnibus noch etwas voller und die schlechte Luft etwas wohriechender vermittelt des Parfums der Dame. Da ein freundlicher Herr im Omnibus ist, bietet er die Pflegerin mit dem Kinde seinen Platz an, und, weil der eingetragene Herr durch leichtes Lufteln des Hutes sich bei dem freundlichen Herrn bedankt, tut er damit kund, daß er für das Kind verantwortlich zeichnet. Dieses wiederum veranlaßt alle Anwesenden, eingehende Betrachtungen und physiognomische Untersuchungen anzustellen, ob er nicht nur im ehrethelichen Sinn, sondern auch im naturwissenschaftlichen der Vater sei. Aller Blicke wandern also abwechselnd zu dem Herrn, der Dame und dem Kinde, wobei in dem Kreis der Untersuchungen gelegentlich auch die sympathische Pflegerin einbezogen wird.

Um keine Zweifel aufkommen zu lassen, zeigt der Vater allerseits sich im Profil und an face, weisend die charakteristischen Merkmale. Das Publikum zeigt sich höchst befriedigt und nun hätte man sich allgemein den Betrachtungen über die Fülle und die schlechte Luft wieder zuwenden können, wenn das Kind nicht aus seiner Lethargie erwacht wäre und es Dada herausgeschmettert hätte und dabei auf die sehr hübschen Beine und Knie einer gegenüberstehenden jungen Dame gezeigt hätte.

Obwohl der Vater den Beobachtungen seines Sohnes längst zuvorgekommen war und diese nur hätte bestätigen können, tat er nichts dergleichen, sondern mißachtete die Freudrufe seines Nachkommen.

Die Mutter lächelte, die Pflegerin lächelte mehr und die junge Dame erröte teilweise, teilweise zog sie an ihrem Rockchen. Der Vater aber stupte ganz sinnlos mit dem Zeigefinger seinen Sohn legend wohnen, um ihn verspätet zu veranlassen, sich darüber zu freuen.

Nein, das tat der nicht, er freute sich weiter über die Damenbeine und zeigte sie seinem Publikum deutlich und laut.

Es schien, als ob der Vater solche Beine für nichts ersichte, denn er wies seinen Sohn auf Kuhe, an denen man vorbeifuhr, auf Telegraphenstangen, auf Blumen, und die Mutter unterstützte ihn darin, indem sie die Schönheiten der Landschaft unwahrscheinlich pries. Aber der Sohn ließ sich durch keine bunte Kuh verlocken. Auch er sah die Schönheit dieser Welt und fand sie außer in der jungen Dame in der Nase, in der ziemlich großen, ziemlich knolligen, ziemlich geröteten Nase einer älteren Dame, die er mit hellem Jubel begrüßte und die ihm schöner dunkte als alle Kuhe, Blumen und Telegraphenstangen der Welt zusammen. Er strebte zu dieser Nase hin. Er hatte es ganz gewiß nicht verstanden, warum man seine Begierde an Gottes Schöpfung dedisch zu stören versuchte, daß man ihm immer wieder sagte, er soll schön brav sein. Und als der Omnibus hielt und man aussiegte, winkte er mit der einen Hand den Knien, mit der anderen Hand der Nase einen Abschiedsgruß zu.

Foltzick

DAS KÄUZZCHEN

Von Giovanni Pascoli

Wo war nur der Mond? Schon vergaßen,
verschwindend wie Perlen, die Räume;
aufreckten, daß besser sie schauten,
sich Apfel- und Mandelbäume,
Ein wetterndes Leuchten in Wäldern
kam dunkel mit Wolken herzu;
ein Rufen kam aus Gebirgen;
Schnuht ...

Nur selten glitzerten Sterne
im nebelig miltigen Raude;
ich hörte das Meer in der Ferne;
ich hörte ein Knistern im Strauch;
und hörte, im Herzen erschallend,
verlorenen Klang durch die Ruh'.
Ein Adren, im Leeren verhallend;
Schnuht ...

In Höfen, schimmerbeladen,
verzitterten Seufzer der Winde;
es rüttelten kleine Zikaden
an silbernen Glückchen gehnde,
fein Klingeln, verborgen, an Türen,
die schlossen wohl ewig sich zu (...).
End dann, an Sterben des Ruhens;
Schnuht ...

Deutsch von Maximilian Brandt



„Was meinst, Katherl, wie der Osterhas zu den vielen Eiern kommt?“
 „Ja no — der legt halt schwarz!“

La spiegazione dell'enigma: „In che modo credi tu, Caterinetta, che il coniglio pasquale abbia avuto tante uova?„ — „Eh, sai ... le depone clandestinamente!„

DER AUSWEIS

VON SCHLEHDORN

Zu Herrn X. kam der neue Ausweispostbote. Hier wäre ein Paket, er möchte sich als Empfänger ausweisen.

„Was gehört dazu?“

„Eine Photographie.“ — „Hier ist eine.“

„Ja, das sind Sie, fehlt noch die eigenhändige Unterschrift.“

X. zog seinen Filzfederalter und haute seinen Namen unter die Photographie.

„Das ist unleserlich, also offenbar echt. Geht in

Ordnung. Hier haben Sie Ihr Paket.“

Dann, wenn die Photographie mit der Unterschrift und die Unterschrift mit dem Empfänger übereinstimmt, muß doch der Photographierte der Empfänger sein.

Und was fehlt da noch? — Nachdenklich tappte der Postmann die Treppe hinunter.

*

Ein Mensch ohne Schatten ist überdies, Chamois hat das am Peter Schlemihl dargestellt. Aber nicht so über — man besaß ja nicht in der Sonne zu gehen, und die Nachbarn finden immer etwas von Schatten an uns.

Aber ein Mann ohne Ausweis ist eine Tragödie. — Der Vorsteher des Meldeamts war Großvater geworden. Wie er den Knaben so deligend sah, krebstrot vom Schreien und nach Behauptung der Tanten allen Aszendenten wie aus dem Gesicht geschwunden, fiel ihm plötzlich auf die dienstlich einwandfreie Seele: Da liegt er nun, hilflos, und hat noch keinen Ausweis! — Und es erging ihm ein tiefes Mitleid mit dem geschäftsunfähigen Kreatur.

In der folgenden Nacht träumte er wie folgt: Zu Person: er selbst war noch ganz klein und lag in der Wiege.

Zu Sache: da traten Feen ein, die ihn begeben. Die eine mit voll befriedigender Erfüllung seiner Amtspflichten. Die zweite mit schneller Erreichung von Aufstiegsstellen. Die dritte legte ihm durchaus geordnete Familienverhältnisse in die vorerwähnte Wiege. Die vierte aber, offenbar eine assozielle Fee, rief, als gerade die vorangehenden Feen abgefertigt waren:

„Du sollst niemals einen Ausweis haben.“ Und tatsächlich (es war ja im Traum), er hatte keinen Geburtschein. Er wurde mit Erfolg geklopft und erhielt keinen Impfschein. Kein Abfertigungszettel, keinen Wehrpaß, nichts...

Da folgte er sich ein Herz und besuchte sich selbst auf seinem Dienstzimmer — wenn auch nicht ohne Bedenken, da er immens in eigener Sache tätig worden mußte.

Um so kühler empfing er sich von seinem Schicksal aus: „Bitte sehr, was führt mich zu mir, bzw. was führt mich zu dir, bzw. Sie zu mir, mich zu Ihnen, egal — also, bitte?“

„Ich wollte nur um eine Auskunft bitten.“

„Heil — zunächst, haben Sie einen Ausweis?“

„Ich komme ja gerade.“

„Haben Sie keine behördlich ausgestellte, mit Lichtbild und Namensunterschrift versehene Kennkarte?“

Er kühnte sich von sich an, wie sich ein ertränkter Verbrecher im Spiegel ansehen würde und sagte kleinlaut:

„Nein, aber...“

„Dann sind Sie am Ende gar nicht ich?“

„Du hast mich doch empfangen, weil man sich kennt...“

„Wer kennt sich? Ohne Kennkarte glaube ich mir selbst kein Wort. Ein ehrlicher Damenabdruck ist mir lieber als alle Selbstkenntnis.“

„Aber wir sind doch eins.“

„Mir scheint: Höchst unseins.“

„Meine Existenz wird doch durch mein Erscheinen bewiesen.“

„Ihre Existenz interessiert vielleicht die Bevölkerungsstatistik. Hier interessiert lediglich Ihre Identität.“

„Mit wem?“

„Ne, mit Ihnen, mit sich, mit dir, mit mir — vor allem mit dem Ausweis.“

„Ich wollte ja gerade.“

„Und weil Sie keinen Ausweis haben, sind Sie eben nicht identisch. Das ist doch klar.“

„Können Sie mich, sich, dich, uns nicht vielleicht identifizieren?“

„Ich werde den Teufel tun — in eigener Sache.“

„Können Sie mir nicht wenigstens bestätigen, daß ich nicht identisch bin?“

„Ja, schon, aber wer stellt den Antrag?“

„Nun, ich.“

„Dazu gehört ein Ausweis!“

Er verlegte sich auf Bitten: „Kannst du mir nicht vertrauen — nach vierzig einwandfreien Dienstjahren?“

Aber da kam er an den Unrechten. „Ich vertraue

nur ordnungsmäßigen Ausweisen. Verstehen Sie?“

Nun brach es aus ihm heraus, und er erschrak selbst im Traum über seine Worte: „Bürokratie ist das Einfachste, was es gibt. Alle alle Bürokratie sitzt das Mißtrauen. Das Mißtrauen zum eigenen Konnen: Je weniger einer wirklicher Beamter ist, um so mehr Bürokratie ist er. Das Mißtrauen gegen die Mitmenschen, das immer ein Zeichen mangelnden Selbstvertrauens ist. Das Mißtrauen gegen den Sachbearbeiter, der deshalb lange Aktennotizen machen muß...“

„Gegen den Sachbearbeiter? Das geht zu weit. Wissen Sie, Herr, Sie reden hier wie der Marquis de Sade. Marquis Sade paßt nicht in ein Meldeamt.“

Der hatte auch sicher keinen Ausweis — er ist nur eine von Schiller erfundene Figur. Außerdem ist...“ fuhr er milder fort, „außerordentlich würden Sie mir in gewisser Weise leid tun. Aber ohne Ausweis, — da weiß ich auch nicht ein und aus. Da ist meine Weisheit aus. Ohne Ausweis muß ich Sie hinausweisen.“ — Das muß ihnen doch ihr Gefühl sagen!“, schloß er das zwecklose Gespräch, „ein Ausweis ohne Mensch ist möglich, der kommt zu den Akten. Aber ein Mensch ohne Ausweis hat einfach keine Personalien, der ist so gut wie nicht da.“

Ganz charakteristisch war sein Dienstzimmer. — Da er nicht da war, wich er auf der Straße keinem aus, „Ochsi!“, schimpfte ein Angerempeller.

„Vielleicht“, erwiderte er schuldlos, „ich kann Ihnen den Gegenbeweis jedenfalls nicht durch Dokumente führen.“

Er setzte sich ein Bierlokal. Kummer macht hungrig. Der Kellner kam und ignorierte ihn. Er rief: „Oben!“ Der Kellner kam und strich alle Speisen von der Karte. Er bat um ein kleines Heiles. Der Kellner nahm das Salzfaß und die Zahntochter vom Tisch und kam nicht wieder. „Ist das nun so“, fragte sich der Unglückliche, „oder weiß der es auch schon?“

Nach Hause konnte er nicht. Ohne Heilratsurkunde war seine Ehe so gut wie nichtig. Die armdm Kinder der väterlich, seine liebe Frau kompromittiert.

In das Dienstgebäude wagte er sich auch nicht zurück. Ohne Erinnerungsurkunde — seine ganze Tätigkeit war Amtsanmaßung.

Ja, selbst wenn er stürbe, — ohne Totenschein, — da hieß es spuken, todeslänglich.

Was soll ich tun? Er verfiel auf einen tollen Plan: er ging auf den Bahnhof, setzte sich vorsitzlich in ein Nichtraucherabteil und starrte sich mit Überlegung handelnd seine letzte Zigarre an.

Jetzt werden sie mich identifizieren müssen. Aber nein, der Schelfner kam, kassierte die nach der Eisenbahnverkehrsordnung fälligen zwei Mark Strafe ein und ging.

Da fragte der Unglückliche einen Anwalt. „Tja“, meinte der schließlich (es war ein erfahrener Anwalt), „da bleibt nichts übrig, als daß Sie sich tot erklären lassen. Ihre Frau kann ja den Antrag stellen. Dann kommen Sie wieder und können anfechten. Ohne Ausweis. Allerdings müssen Sie dazu zehn Jahre verschollen sein.“

Er schickte sich an, zu verschwinden aus dem Kino und in solchen Fällen nur ein kleiner Kofferchen mit den Funktionen übernehmen muß, die weit unter denen der bishigen Gehaltsgruppe liegen. Ihm war zumute, wie etwa dem von Ithake scheidenden Odysseus, dem Iliensreichen (auch er war im Dienst, ein an Listen so Reicher gewesen), vorausgesetzt, daß Odysseus die ganze Odyssee vorhergewußt hätte.

Abschiednehmend umarmte er sein Weib. Da erwachten beide, „Nanu, Formularliber, so stürmisch?“ fragte sie.

Sein erster Griff war nach der Kennkarte. Er verglich Photographie und Unterschrift: ungebühret war er, unarsiert und im Nachhemd, aber göttlich wieder identisch.

Und frohgemut schritt er zum Dienste.

■

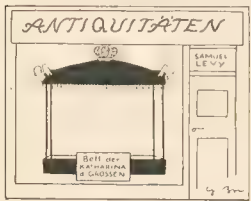
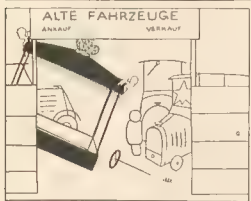
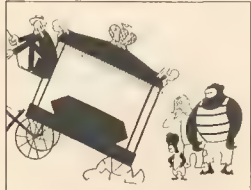
„Nur zum Paradies“, meinte Frau Dorette, als ihr Regierungsrat Julius diese tragische Geschichte erzählte, „nur zum Paradies ist wohl der einzige Ausweis: die Liebe.“

„Ja“, entgegnete Julius, „aber ob man hinein kommt, hängt jeweils von dem Engel ab.“

Amerikanische Szene:

KARRIERE

(G. BRUNSMANN)



Scena americana: CARRIERA



„Komm doch, Paul, und stieh dir den prachtvollen Sternenhimmel an!“
„Ja – ja – sofort – aber nicht vor dem Mittagessen!“

Giorno di festa: „Ma vieni, Paolo, e guarda che magnifico cielo stellato!“. – “Sì... sì... subito... ma non prima di pranzo!“,

NICHTS ALS EINE STUNDE IM FRÜHLING

VON ROLF FLUGEL

Wie ein breites, moosiges Fischmaul kommt der Hügel zu den Gleisen der Straßenbahn heran. Die Sonne hat aus ihnen vier weißgelbe Schlangen gemacht. In der Ferne, in der Höhe, zwitschert es im Blauen. Der Mann preßt die Augen zusammen, aber er nicht irgendwo den Punkt finde zu der Vogelmelodie. Doch ist er schnell gebendet vor so viel Helle. Welch ein Frühling, denkt er, dreht sich um ins Licht und blickt wieder, auf gewissigsten, auf einen gewissen bürgerliche Würde und temperierte Wohlhabensform eingerichtet. Sein Atem geht noch tief, er schämt sich vor dem Kind, tupft sich das glänzende Stirn und ist froh, daß ein lauter tönendes Bimbin eine Wendung einzuleiten scheint. Aha, die Straßenbahn, überlegt er, beinahe erleichtert. Aber es ist die Zither. Ihre mückenfeinen Klänge kommen aus dem offenen Fenster eines Hauses. Eine Zither, sinniert der Mann vor sich hin, die werden immer weniger Zithern nehmen ab wie Alpenrosen. Schon beginnen seine Gedanken jenen von Latschen auszuweichen, mit kantigen Kalksteinen bedeckten Pfad zu erklimmen, an dessen einem höheren Ende sich ungewissig, liest man, schindelgedeckt, in Jodler gehüllt, von Zitherklängen umweht, von einer sumptigen Wäse und sanften, läutenden Tieren umgeben — die Alm. Wie ein Füllen hüpfen das Mannes Einfälle heute auf der Koppel dieses Frühlings. Nun aber ruft er sich einmündig zur Ordnung, setzt den Hut tief in die Stirn, so als sollte dieses schützende Dach mehr als Sonnenschirm, ein Symbol sein. „So so, Übi's Tochter!“ ruft eine Stimme zum Fenster hinauf, aus dem die Salzen zirpen. Dort ist ein zotteliger Frühlingskopf erschienen. Wieder macht es zweimal, als sollte es eine Bekräftigung sein. Bimbin. Ein Staublumpen wird von einem Arm geschwenkt. Dann ertönt die Antwort: „Der Großvater ist Geburtstag — er hat sich die Appenzeller Glocklein gewünscht.“ Der Mann an der Straßenbahnhaltestelle findet, daß diese Appenzeller Glocklein ebenso gut an der zertürrigen Birke hängen und klutten könnten, bewegt von den Bienen dieser geschäftigen Geister, die den allerersten Blüten noch um ein paar Nasenlängen voraus sind. Er geht jetzt näher an das Fenster hin, aus dem die Musik dringt. Es muß ein langaufgeschossenes Kind sein, überlegt er sich, ein Kind, das sich bei den schwierigen Passagen mit der Zunge die Oberlippe leckt, das über leichte Stellen mit Hoppla, Hoppla hinwegspringt, vor schweren Griffen aber ruckartig stockt, um dann mit besagter Zungenspitze die Hüfte zu nehmen. Das Bimbin beherrscht es bereits mit der Routine des graubärtigen Wirtenspiels von der Schöndau. In diesem Doppelton liegt ein Triumph, ein Stück Sieg, ein Brösel vom Glück, wie sie der im Weltall dilatierende Mensch bei der Erzeugung von Harmonie empfindet.

Von irgendwo her macht es zweimal Bimbin. Der Mann, der inzwischen den Fuß gewechselt hat und auf dem Unken weiterhüpfte, ist in einen gewissen sportlichen Ehrgeiz geraten. Immer länger rind die Hüpfen geworden, es flattern die Mantelschüsse und die wenigen Haare haben sich von der Stirn gelöst. So stoßert er, sonderlich genug anzusehen, halb Rabe und halb Mause, auf dem Platz herum. Der Freudenbruch ist seltsam lautlos und erinnert in seinen flatternden Be-

wegungsformen an tanzende Vögel. Jetzt, als er einen mächtigen Sprung über die Schienen machen will, entdeckt er plötzlich das Kind Schnell, versetzt fast, sammelt er die Trümmer und läuft sie wieder zur nahelosen Welt der Erwachsenen. Die Krawatte ist locker geworden, das Schubband ringelt im Staub. Wie ist doch alles, was um den Leib sich klemmend schnürt und wieder, auf gewissigsten, auf einen gewissen bürgerliche Würde und temperierte Wohlhabensform eingerichtet. Sein Atem geht noch tief, er schämt sich vor dem Kind, tupft sich das glänzende Stirn und ist froh, daß ein lauter tönendes Bimbin eine Wendung einzuleiten scheint. Aha, die Straßenbahn, überlegt er, beinahe erleichtert. Aber es ist die Zither. Ihre mückenfeinen Klänge kommen aus dem offenen Fenster eines Hauses. Eine Zither, sinniert der Mann vor sich hin, die werden immer weniger Zithern nehmen ab wie Alpenrosen. Schon beginnen seine Gedanken jenen von Latschen auszuweichen, mit kantigen Kalksteinen bedeckten Pfad zu erklimmen, an dessen einem höheren Ende sich ungewissig, liest man, schindelgedeckt, in Jodler gehüllt, von Zitherklängen umweht, von einer sumptigen Wäse und sanften, läutenden Tieren umgeben — die Alm. Wie ein Füllen hüpfen das Mannes Einfälle heute auf der Koppel dieses Frühlings. Nun aber ruft er sich einmündig zur Ordnung, setzt den Hut tief in die Stirn, so als sollte dieses schützende Dach mehr als Sonnenschirm, ein Symbol sein. „So so, Übi's Tochter!“ ruft eine Stimme zum Fenster hinauf, aus dem die Salzen zirpen. Dort ist ein zotteliger Frühlingskopf erschienen. Wieder macht es zweimal, als sollte es eine Bekräftigung sein. Bimbin. Ein Staublumpen wird von einem Arm geschwenkt. Dann ertönt die Antwort: „Der Großvater ist Geburtstag — er hat sich die Appenzeller Glocklein gewünscht.“ Der Mann an der Straßenbahnhaltestelle findet, daß diese Appenzeller Glocklein ebenso gut an der zertürrigen Birke hängen und klutten könnten, bewegt von den Bienen dieser geschäftigen Geister, die den allerersten Blüten noch um ein paar Nasenlängen voraus sind. Er geht jetzt näher an das Fenster hin, aus dem die Musik dringt. Es muß ein langaufgeschossenes Kind sein, überlegt er sich, ein Kind, das sich bei den schwierigen Passagen mit der Zunge die Oberlippe leckt, das über leichte Stellen mit Hoppla, Hoppla hinwegspringt, vor schweren Griffen aber ruckartig stockt, um dann mit besagter Zungenspitze die Hüfte zu nehmen. Das Bimbin beherrscht es bereits mit der Routine des graubärtigen Wirtenspiels von der Schöndau. In diesem Doppelton liegt ein Triumph, ein Stück Sieg, ein Brösel vom Glück, wie sie der im Weltall dilatierende Mensch bei der Erzeugung von Harmonie empfindet.

Über den Gleisen ist ein Wartebschaufen. Auf der einen Seite ein Mädchen, das die Bäume weiß einandergeschlagen hat. Als das Mannes Blick sich dorthin verirrt, spürt er einen kleinen Schlag gegen das Herz. Er ist fast böse darüber, so aus dem Milde, Leichten, Flimmernden gerissen zu werden. Dann wendet er sich plötzlich um, liest heilig ein Plakat und fährt sich mit dem Finger in den Kragen, gerade als wäre er ihm zu eng geworden. Das ist doch zu dumm, denkt er vor sich hin, dreht sich wieder und hat das Mädchen Beine im Blick. Es ist, als ob sich seine Augen festsaugen wollten, so gebannt starren sie auf das es Strumpf und Fleisch gebildete Dunkle und Helle. Dann reißt er sich neuerdings los und pfeift mißbilligend in das Appenzeller Glocklein hinein. Es ist der Ariger, der sich Luft macht. Wie oft hast du so etwas schon gesehen! Schon ertappt er sich neuerdings bei einem Blick. Er dauert nur kurz und endet mit dem wügenden Schwur, daß es der letzte war. So stapft er in

die entgegengesetzte Richtung, schaut auf die Uhr und dann auf die Mäule der Wäse. Das runde Kind ist jetzt mitten unter den Hügel des Mauerwerks gelandet, pflückt in einer neuen Überlegung, andächtig fest, Gänseblümchen und zieht dann den Schilliten über den schon staubig gewordenen Weg seiner Wohnung zu. Der Mann fühlt darüber ein glückendes Lächeln in seiner Brust aufsteigen.

Dann zieht er eine Zeitung aus der Tasche und liest etwas über Moleküle. Es fesselt ihn nur teilweise um so mehr, als bald darauf eine Biene mit einem tolpatschigen Schlag, so als wäre sie noch nicht richtig ausgeschlagen, auf seinen Mantelschlag plätscht. Jetzt ist er wieder mitten im Frühlingswehen und auf die besagte Ansprache einer mit ihm wartenden Älteren Frau. „Sie haben ein Viech bei Ihnen“, hat er ein Lächeln auf den Lippen, das vom großen Pan antihien sein könnte, er zieht so, als wollte er erheben: Gute Frau! sagen, doch ist er, als ein trambahnähnliches Geräusch vom Wald her sich aufmacht, eher um den richtigen Kopsitz für das Tier besorgt. Ob ein Lachen aus dem Richtege ist. Bitten müde man haben, ein paar Pfirsichblüten, denkt er schnell, oder Sonnenblumen, riesige Scheiben, die dahängen wie Eisenbahnsignale. Mit einem raschen Blick stellt er fest, daß der Sonnenfall von vorn an der Seite eines Soldaten schließend dem Wald zueilen. Es ist jetzt ein Mädchen wie halt Mädchen sind. Mir wäre sie um die Hüften zu dack stellt der Mann außerordentlich erleichtert fest und wendet sich erneut der Biene zu. Er mag sie nicht einfach wegnippen. Dann hält er Umschau, ob er keinen kleinen Fänger, immer sind schwer zu erkennen. Es muß etwas geschehen, sauft er aufgeregt der näherkommenden Straßenbahn entgegen. Es ist ihr nicht mehr am Platze. Alles ist da, steht er, ein Papierenkorn, ein Fahrkartenautomat, ein Aufruf, Kohle zu sparen — nur für die Biene ist nichts vorbereitet. Schon fällt der Schatten der haltenden Straßenbahn auf die Frau von vorn blickt streng auf seinen Mantelschlag, macht einen Bogen um ihn und sagt beim Einstiegen zum Schaffner „Passen Sie auf den auf!“ Da erblickt sich die Biene des Menschen. Als hätte sie einen göttlichen Befehl bekommen, liegt sie davon. Nun steigt der Mann — und es ist ihm so gut zumute — ein; sein Gesicht ist das eines Menschen, der mit der Welt zufrieden ist. Die Straßenbahn macht Bimbin und fährt an. Einmal noch hört er die Appenzeller Glocklein läuten. Es ist schon ganz von der Ferne gewesen und es war so, als hätten zwei kleine Grashalme einander gestreift.

UNTERWEGS

Wenn im Sturm die Wetterwolken jagen, wann ins Unermessliche hinein, wollen wir verzagen und versagen? Nein.

Aber, Freunde, keine großen Worte, ob er füllt, der Zeiger, ob er steigt! Wenn es Ernst ist mit der engen Pforte schweigt.

Wenn es Ernst ist mit dem schmalen Pfade, der zum Leben führt, fragt nicht warum. Fragt nicht. Geht ihn — ist's ein Muß? ist's eine Gnade? — stumm.

Dr. Owlglaf

DIE WITZIGE DAME

Eine Dame, die sich jung empfindet und sich rosa Pünder in die Haare windet, spricht:

„Ich bemalte mein Gesicht wie man Leinwand bemalt; kritisiert es oder nicht — einen weiß ich, der dies Lied bezahlte und wenn auch nicht aufhängt, so doch will!“

Die hat Witze — schweigt still.

Peter Scher

Der „Sieger“ von Antwerpen

(Erich Schilling)



Il "vincitore", di Anversa



„Amery sagte, wir mußten in 374 Fällen auf die Inder das Feuer eröffnen — well.
Lhatschläge lassen sich natürlich statistisch nicht erfassen.“

Statistica Indiana: "Amery diceva: Noi dovevamo aprire il fuoco sugli Indiani
in 374 casi ... Well! Naturalmente non si può far la statistica dei colpi di 'lhatsi, i.,

AUS DER JUGEND ALTER HERREN

VON JOSEF ROBERT HARRER

Sie saßen balsamigen, acht alte Herren, und blickten von der Terrasse der Osteria weit über Neapel und das Meer hin. Sie waren Professoren, Dichter, Bildhauer, Musiker, auch ein Domherr war darunter, Monsignore Grassi. Immer wieder, wenn sie bei ihren kameradschaftlichen Zusammenkünften ein- oder zweimal in Jahre von der gemeinsamen Schultüte plauderten, wurden sie plötzlich stille und taten nichts als hie und da einen tiefen Zug des roten Weines zu nehmen und dann wieder versenken auf das schöne Bild der Stadt, des Meeres und des Himmels zu blicken. Schließlich hatten sie schon ein paar dutzendmal immer wieder die gleichen Episoden aus ihrer Jugend aufgewärmt, so daß jeder wußte, wenn der Bildhauer von dem Streich am Lateinlehrer erzählte, werde der Dichter die Episode mit der Schuldiensterkoster folgen lassen. Je öfter sie also im Laufe der rollenden Jahre zusammengekommen waren, um so weniger Worte füllten, dafür trank man ein Glas Rotwein mehr und freute sich einfach, daß man noch immer so vollzählig beisammen war.

So war wieder einmal das Gespräch verstummt, wieder blickten die Alten, das Glas Wein in der Hand, auf die Stadt hinunter, als plötzlich ein jämmerliches Kindergeschrei die Stille zerriß. Dazu rief eine zornige Männerstimme: „Du Mistbü, ich werde dir geben! Zuerst die Schule zu schwänzen wegen Bauchweh und dann die ganze Marmelade aufzufressen!“ Und wie zur deutlicheren Betonung dieser Worte klatschten tausende Hiebe. Es waren keine Luthiebe, sondern sie saßen gut auf dem Körperteil des Knaben, mit dem er sonst, wenn er ruhig war, zu sitzen pflegte.

Die alten Herren hörten eine Zeitlang zu, dann lüchelten sie; alle blickten auf den Domherrn. „Grazzi“, meinte einer, „der Knabe dürfte von dir gelernt haben! Er schreit wie du einst geschrien hast. Nur scheint er nicht so widerstandsfähig zu sein, wie du es warst!“ Der Domherr schmunzelte. „Ja, ich habe genug Hiebe als Bub bekommen!“ „Genug?“ unterbrach ihn der Dichter. „Es hat ja schon an Wunder gegranzt, was du, beziehungsweise, was dein, hm, du weißt schon, welchen Körperteil ich meine, ausgehalten hast!“

„Mit deinem hartgesottenen Hintern“, meinte der Musiker, der die Dinge gerne bei ihrem Namen nannte, „hättest du eigentlich einen anderen Beruf wählen sollen. Es ist schade, daß du diesen widerstandsfähigen Körperteil nur zum Sitzen verwendest!“

Nun war man wieder bei den Erinnerungen angelangt; und die zielte es sich, wie es oft zu geschehen pflegt: Einer leidet, andere haben deren ihren Zeitvertreib. Während der Wirt seinen Sohn weiter verdrosch, plauderten die alten Herren von den Hieben, die sie in ihrer Jugend bekommen hatten. Da konnte der Domherr ohne aufzuschrecken Berichte geben, die so lebendig waren, daß mancher sagte, alles stehe so deutlich vor ihm, daß er sich fast einbilde, der oder jener Körperteil brenne jetzt noch von den erhaltenen Hieben. Nur der Domherr lüchelte und sagte:

„Ich spüre nichts! Ich habe auch damals nichts oder nur sehr wenig gespürt!“

„Du warst eben am meisten von uns allen eintrainiert! Wenn es damals schon so etwas wie Weltrekorde in allen Lächerlichkeiten gegeben hätte, wie man sie heute veranstaltet, würdest du bestimmt der Weltmeister des widerstandsfähigsten Hintern gewesen sein!“

„Und dabei war mein Training ganz einfach!“

sagte der Domherr „Ich habe mir eben immer, wenn ich Hiebe ahte — und das war fast täglich, denn ich hatte immer etwas aufzufressen —, ich habe mir eine Hoseneinlage gemacht. Meist war es die umfangreiche Sonntagzeitung, die für mich die Hiebe erhielt. Obwohl ich so nicht viel von den Hieben spürte, schloß ich dennoch recht laut, damit der Zuchtiger nicht das Geräusch des Papiers höre!“

„Du Schwindler!“ fuhren da die Freunde über den Domherrn her. „Und trotzdem hast du dir von uns eiliche Centesimi geben lassen, wenn du unsere Streiche samt den folgenden Hieben auf dich nahmst! Das gehört heute nach so vielen Jahren noch bestraft!“

„Wir werden den Hintern unseres lieben Domherrn vom Wirt verprügeln lassen!“ schlug lachend der Musiker vor. Der Domherr wehrte mit dem Bemerkten ab, daß er schon längst nicht mehr die Zeitung an der ominösen Stelle verberge. Da sagte der Dichter:

„Vergessen wir nicht, daß uns der liebe Grassi, auch wenn er geschwindelt hat, dennoch so manche Prügelstrafen erspart hat. Aber er soll dem Knaben, der da eben von seinem Vater ge-

ledert wird, sein Geheimnis verraten, das er so lange bei sich behalten hat!“

Man rief den Sohn des Wirtes; heulend kam er. Man tröstete ihn. Dann erzählte ihm der Domherr, wie er es als Bub gemacht hatte, wenn Prügel in Aussicht standen. Da leuchtete das transnasse Gesicht des Knaben. Dankbar küßte er dem Domherrn die Hand...

Die Zeit verging. Als sich die alten Herren wieder in der Osteria trafen, fragten sie im Laufe des Abends den Buben, wie das Mittel des Domherrn gewirkt habe. Der Knabe schüttelte den Kopf und sagte düster: „Gar nicht!“

„Komisch!“ meinte der Domherr, „Bei mir hat es immer genutzt!“

Kleinlaut erwiderte der Knabe: „Mein Vater zieht mir nämlich seit neuester Zeit immer die Hose herunter, es wie drinhaul! Es sei bei den heutigen Zeiten schade um die Hosen, sagt er!“

Da schwiegen die alten Herren; sie griffen nach den Weingläsern und blickten versenken auf das schöne Neapel und das blaue Meer. Nur der Domherr mummelte: „Arme Jugend von heute! Da hatten wir als Kinder doch eine schönere Zeit!“

Das Merkmal - La caratteristica

(C. Sturckopf)



„Eine Dame raucht nicht, Else!“

„Quatsch nicht! Wenn man Damenstrümpfe trägt, ist man 'ne Dame!“

„Elsa, una signora non fuma! — „Non dir sciocchezze! Una volta che ti portano calze da signora, si è anche una signora.“



„Halt — noch nicht 'reinkommen — ich hab' noch keine Schuhe an!“

Bussano! „Alt! ... Non entrare ancora! ... Non ho ancora le scarpe!..“

DIE LANDPARTIE

VON WERNER STELLY

„Nein wirklich“, sagte meine Frau, „wir sollten nicht immer Sonntag nachmittags ins Kino gehen.“

Es war Sonnabend. Ich war aus dem Dienst gekommen. Wir saßen bei Tisch und aßen. Ich sah sie an, „Angelika“, sagte ich, sie heißt Angelika, ihre Eltern gaben ihr den Namen, ich bin deren unschuldig. Wir waren schon so lange verheiratet, um uns noch mit Kosennamen anzureden und noch nicht lange genug, um uns gegenseitig Vater und Mutter zu nennen. „Angelika“, meinte ich, „sagst du nicht heute früh, ich solle nicht vergessen, die Karten für morgen zu besorgen?“

„Nun ja. Aber ich finde wirklich, wir sollten einmal etwas anderes am Sonntag unternehmen, immer ins Kino.“

„Der Film soll aber sehr gut sein. Die Kritik war ausgezeichnet.“

„Hast du denn die Karten besorgt?“ fragte Angelika.

„Ja, natürlich“, sagte ich und holte die Geldtasche hervor. Die Karten waren nicht darin. Auch in den Taschen meines Anzuges fand ich sie nicht. „Das verstehe ich nicht“, sagte ich, „ich habe sie vorher gekauft. Ich kann sie doch nicht verloren haben.“

„Wurum kannst du sie nicht verloren haben?“ fragte meine Frau Angelika. „Natürlich hast du sie verloren gesteckt.“

„Was sollen wir denn deiner Meinung nach morgen unternehmen?“

„Du wirst sie vorbeigebracht und dabei verloren haben“, sagte Angelika. „Wir sollten einmal eine Tour machen, eine Landpartie, einen kleinen Ausflug in die Umgebung. Ich möchte wirklich einmal hinaus. Immer in der Stadt, im Lokal, im Kino, zu Hause. Da dir das gar nicht über wird, ich weiß schon nicht mehr, wie ein Baum oder eine Kuh aussieht.“

„Nun, nun“, meinte ich, „du übertriebst. Aber gut, meinetwegen, machen wir morgen einen Ausflug.“ Ich habe zu Frau Wolkenhauer gesagt, wir kämen morgen nachmittag bei ihnen vorbei. Wolkenhauer ist unser Milchmann. Manchmal kommt er, meistens aber kommt sie und bringt uns die Milch. Sie wohnen außerhalb der Stadt und haben eine kleine Landwirtschaft.

„Aha“, sagte ich.

Angelika sah mich an. Dann sagte sie leiser, als es sonst ihre Art war: „Ich hoffe, sie werden uns auch ein bißchen... Wo sie doch eine Landwirtschaft haben. Du verstehst?“

„Aha“, machte ich. Sagen Sie selbst, hat es Zweck, in einer derartigen Lage seiner Frau zu widersprechen oder Vernunftgründe ins Feld zu führen? Ich war der Überzeugung, daß es keinen Zweck habe. Kinder und Frauen sind, wenn überhaupt, nur durch Erfahrungen belehrbar.

Wir fuhren endertags auf Land. Das Wetter war schön. Die Sonne schien warm. Schon im Zuge hielt ich Angelikas Idee mit dem Ausflug für gar nicht so schlecht. Das Getreide stand gut. Es war bald reif. Ja, Kornblumen wollte ich pflücken, einen schönen großen Strauß blauer Kornblumen. Ein paar rote Mohnblumen dazwischen würden gut aussehen, aber sie hatten sich nicht, die roten Blätter der Blühe fallen zu bald ab. Das würde ich noch von früher. Ich würde überhaupt noch so manches. Es fiel mir wieder ein, als wir im Zuge paßten und durch die sonnenbeschienenen Landschaft mit Feldern, Wäldern und Weiden fuhren. Pferde und Kühe standen auf verschiedenen Wäldern. Pferde erhoben sich zuerst mit den Vorderbeinen, Kühe dagegen zuerst mit den Hinterbeinen. So war es doch? Die Kuh hat nicht nur einen Magen, sie hat deren vier; sie heißt: Pansen, Labmagen, Netzmagen und... Wie heißt der vierte? Vier magen es doch? Wie lange war es her, daß ich das lernte. Es war so lange her, daß ich es wieder

vergessen haben durfte. Ich würde im Keller in der Kiste nachsehen, ob die Schulbücher noch da waren.

„Ob wir Kaffee bekommen?“ fragte Angelika.

„Was meinst du?“

„Das kann schon sein“, erwiderte ich.

„Das ist doch eigentlich das wenigste“, sagte Angelika. „Sie müssen sich doch auf uns vorbereitet haben. Ich hoffe sogar, daß sie uns ein bißchen...“

„Hm“, machte ich. „Da bin ich nicht so ganz sicher.“

Wir bekamen Kaffee. Wolkenhauer führte uns in die gute Stube. Der rote Plüsch roch muffig. In den Sonnenstrahlen tanzten Stäubchen, auf dem Vertikow stand eine Nippesfigur, ein Schusterjunge, dessen einer Arm abgebrochen und durch ein Strohrohr im Innern am Körper festgehalten war.

Frau Wolkenhauer kam mit der Kaffeekanne herein. Sie sprach recht laut. „Nun wollen wir erst einmal Kaffee trinken“, sagte sie.

Als sie einen nicht sehr großen Stück alten Topfkuchens abschnitt, sagte Angelika, wir hätten uns unser Brot mitgebracht. Sie sagte das sehr zögernd.

„Dann legen Sie es man auf Ihre Teller, die ich Ihnen da hingestellt habe“, sagte Frau Wolkenhauer.

Angelika kramte in ihrer Handtasche und brachte zwei eingewickelte Scheiben Brot zum Vorschein. Wolkenhauer begann von dem Kuchen zu essen, während seine Frau den Kaffee einschenkte. „Hast du keine Milch?“ fragte er. Sie verneinte.

„Ein Milchmann und nicht einmal Milch zum Kaffee“, sagte er und lachte.

Angelika legte mir und sich je eine Scheibe Brot auf die leeren Kuchenteller. Sie klappte ihr Brot auf, als wolle sie sehen, womit es belegt sei. Es war dünn mit Butter bestrichen.

„Du hättest aber doch ein ganz klein wenig Wurst aufstreichen können“, sagte Angelika zu mir.

„Ich habe doch gar nicht...“, sagte ich.

„Auch richtig“, flüchte sie mir ins Wort. „Du hast keine Wurst gefunden. Wir haben unsere Wochenration ja schon aufgegeben. Da konntest du natürlich keine aufstreichen.“

„Ja“, sagte Frau Wolkenhauer laut, obwohl sie gerade ein Stück Kuchen abgebissen hatte, „man muß jetzt sparen.“

„Was machen Ihre Furunkel, Herr Wolkenhauer?“ fragte ich. „Sie hatten doch welche im Nacken, nicht wahr?“

„Mein Bruder hatte auch einmal darunter zu leiden“, sagte Angelika. „Er legte Speck darauf. Das soll sehr gut sein. Das macht geseund.“

Sie haben doch Speck?“

„Mit den Furunkeln geht es“, sagte Wolkenhauer. „Aber Rheumatismus habe ich. Kein Wunder, wenn man bei Wind und Wetter auf dem Wege sitzen muß. Manchmal kann ich nichts kein Auge zu machen vor Schmerzen.“

„Mit Schmalz einreiben“, sagte Angelika. „Die Ärzte verordnen ja alles mögliche bei Rheumatismus. Das beste sind aber doch immer die alten Hausmittel. Mit Schmalz einreiben und dick mit Watte verbinden. Versuchen Sie das einmal. Ich denke doch, daß Sie ein bißchen Schmalz im Hause haben.“

Frau Wolkenhauer sammelte die Kuchenkrumen neben ihrer Tasse zusammen und steckte sie in den Mund. „Ich habe ihm ein Katzenfell gekauft“, sagte sie. „Das Schmalz essen wir lieber.“

Ich bot Wolkenhauer eine von meinen beiden Zigarren an, die ich für den Sonntag gespart hatte. Er nahm sie an. Dann sprachen wir vom Wetter, das recht günstig für die Ernte sei. „Der erste Heuschnit ist gut und trocken herein“, meinte Wolkenhauer, „da ist mir für das Vieh nicht bange. Die Kartoffeln stehen auch gut.“

„Und da haben die Hühner natürlich auch gut geglegt“, sagte Angelika.

„Wir haben dieses Jahr besonders viel Hühne gehabt“, sagte Wolkenhauer.

„Wirklich?“ fragte Angelika. „Mehr als sonst? Ja, da kann man es wohl aushalten. Wenn man doch auch ab und zu ein Hühnchen braten könnte.“

„Ach ja“, sagte Frau Wolkenhauer, „wir hatten es schon aus. Uppig ist es ja auch nicht.“

Und dann sah Angelika es ein. Sie erhob sich. „Wir wollen nach ein bißchen gehen“, sagte sie.

„Haben Sie schönen Dank für den Kaffee.“

„Mehr konnten wir Ihnen leider nicht anbieten“, sagte Frau Wolkenhauer.

„Das haben wir auch nicht erwartet“, erwiderte Angelika.

Ich plückte noch einen schönen Strauß blauer Kornblumen. Als ich die Fahrkarten für die Rückfahrt lösen wollte, fand ich in der rechten Westentasche die beiden Kinokarten.

„Siehst du“, sagte ich, „daß ich sie nicht vorbeigegeben habe“, und zeigte Angelika die Karten. „Das siehst dir wieder so recht ähnlich“, sagte sie. „Wo ich so gern ins Kino gegangen wäre.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O Nuckel)

Der Schuster Jens Nissen in dem Städtchen Bogense auf Fünen (Dänemark) ist „Doppelverdiener“: er betreibt eine gutegehende Schuhmacherwerkstatt und ist außerdem von der Stadt als Leuchenträger angestellt. Seine Kunden sind mit diesem Nebenverdienst gar nicht einverstanden, denn er hat zur Folge, daß sie bei Jens Nissen ewig auf die Ausführung ihrer Reparaturen warten müssen.

Kürzlich war wieder eine Beerdigung und Schuster Nissen entdeckte zu seinem Schrecken im Trauerzug den Kaufmann Olsen, dessen Schute er trotz heftiger Mahnungen schon vier Wochen zum Beschen liegen hatte. Während der Pastor am offenen Grabe sprach, schlich er sich zu Olsen hinüber und flüsterte ihm ins Ohr:

„Sie müssen schon entschuldigen, aber Sie sehen ja, wie beschäftigt ich heute bin. Aber morgen, Olsen, das garantiere ich Ihnen, morgen kommen Sie dran...“

Zwischen Schweden und Finnland liegen im Bottischen Meerbusen die „Schären“. Das ist eine Gruppe von zahlreichen Inselchen, die so klein sind, daß oft jede Insel nur von einer Familie bewohnt wird. Auf einer größeren Insel ist dann meistens ein Kaufmannsladen, die „Insulaner“ allwöchentlich ihren Haushaltsbedarf decken. Es war im Beginn der barbarischen Kälte des vorigen Winters, als der Bottische Meerbusen zum Teil bereits zugefroren war. Der alte Westerman schickte deshalb seine Haushälterin mit einem Peik-Schlitten zur „Kaufmannsinsel“ hinüber. Ein Peik-Schlitten ist ein kleiner Schlitten, der nur für eine Person berechnet ist, den man mit einem Stock (Peik) vorwärtsstößt.

Durchgefroren kam die alte Haushälterin beim Kaufmann an und überreichte ihm Westermans gemuntelte „Order“, die folgendes Wortlaut hatte: „Gib ihr ein Paket Kräckebrot, 2 Pfund Grütze und ein Kilo Mehl. Das Geld schicke ich mit der Post, da es mir über das Eis mit dem Schlitten noch zu riskant ist...“

Der Sturm

(Wilhelm Schuff)



„Ich habe fast nichts mehr zu tun; diese U-Boote nehmen mir alle Arbeit ab!“

La bufera: „Non ho quasi più nulla da fare; questi sommergibili mi liberano da ogni lavoro!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Versenkte Munition

(Erich Schilling)



„Frau Hai sind in Trauer?“ — „Jawohl, mein guter Mann hat auf eine amerikanische Granate gebissen!“

Munizioni affondate: „Signora pescecagna, siete in lutto?.. — “Precisamente: il mio buon marito ha dato di morso ad una granata americana!..



ABSCHIED VON MEINEM PASS

VON WALTER FOITZICK

Ach, ich habe diesen Paß geliebt, er war der erste Paß meines Lebens. Vor Jahren hatte ich ihn erobert, erkämpft mit der ganzen Energie eines Individuums, von dem nur bekannt war, daß es Deutscher ist, das aber nicht nachweisen konnte, ob seine Wiege unter dem sanften Zepher eines Fürsten von Reuß jüngere Linie gestanden habe, oder ob seine Ahnen den mächtigen Königen von Preußen gedient hatten, oder ob es gar die schönheitsstrunkenen Augen zum ersten Male zu dem Symbol einer hanseatischen Stadtrepublik aufgeschlagen habe. Es war wirklich ein langer und harter Kampf gewesen, ehe ich meinen Paß erhalten hatte, in den, wie eine blutige Narbe der Vermerk eingekerbt wurde: „Preuß ohne Nachweis“. Auch diesen Makel habe ich später ausmerzen gekonnt, und ein Nachweis ist erbracht worden. Nein, das Ehrenschild meines beherrschenden Nachweises ist rein.

Ach, es war ein so schöner Paß.

Vorne prägte die Fotografie eines blonden, haarumwallten Jünglingskopfes, der durch eine Brillen kühn allen Paßbesitzer ins blendiaternenhele Antlitz in manchen nächtlichen Schlafwegen geblickt hatte. Laut vieler Inschriften stellte dieser Jüngling mich dar. Ein letztes Jugendbildnis, von der Kammerzofe Gretchen auf der Terrasse einer Tiergartenvilla in Berlin aufgenommen und von einem deutschen Diplomaten entwickelt und kopiert, ein historisches Bildnis. Wieviele schöne Marken waren in dieses Buchel-

chen hineingeklebt worden, braune, blaue, grüne, gelbe, rote, geziert mit den Hohheitszeichen und Wappen Europas, wie die Ruhmeshalle einer siegreichen Armee, und manche dieser Wappel hatten sogar die Existenz ihrer Staaten überdauert. Eine ganze Generation von Grenzbeamten dieses Erdteils hatte unverständliche Dinge hineingeschrieben und hineingestempelt, und mit vielen Sichtvermerken war mein Name in sämtliche Staatsregistaturen der politischen Polizeien eingegangen und ruht jetzt in kleinen schwarzen Kartothekskästen bis ans Ende der Tage.

Oh, ich liebte meinen Paß, denn er hatte den Mächtigen meiner Zeit kund getan, daß ich ich sei. Da ging ich nun eines Tages mit klopfendem Herzen und ängstlichem Gemüt, wie halt der Mensch vor seinen Polizisten tritt, in das zuständige Amt und wollte den Lieblingspaß verlängern lassen. Ich reichte ihn durch die schmale Schließscheide des Schalters und — und er war gewesen. Verlängerung ausgeschlossen, ein neuer muß ausgestellt werden. Ich versuchte auf seine prächtige Erhaltung hinzuweisen, auf die Tatsache, daß noch für Dutzende von Stempeln Platz auf leeren Seiten sei, Tummelplatz für Wappel und Unleserliches.

Man war freundlich aber erbarmungslos: Abgelassen wie eine Sanduhr! Der Paß mußte eingezogen werden.

Ich warf einen letzten Blick auf die jugendliche Erscheinung der zweiten Seite. Ich grüßte noch

einmal die Hohheitszeichen aller Länder, an denen die Grenzschikanen Europas und meine gelungenen Grenzübertritte hingen.

Geht mein Paß jetzt in die ewige Ruhe eines Archivs ein, oder verfällt er einer thermischen oder dynamischen Vernichtungsanstalt?

Ich grüße ihn zum letzten Male.

Einem älteren Lyriker

Verlaß' dich, den Frühling mit dem nötigen
Äplomb auch heuer zu befrichtigen,
mit Inbrunst teils und teils mit Schmiß.
Ich fürchte, es gerät dir miß.

Die met'rologischen Tatbestände
und die botan'ischen find am Ende
ja ungefähr rote jedes Jahr.

Doch in der Suppe schwimmt ein Haar.

Und zwar ein sozuzagen graues ...

Ja, tritt nur näher und bechau' es:
es fiel von deinem eig'nen Kopf
in Gottes grünen Suppentopf.

Du hantst es, leider, nicht befrichtigen
und, nochmals leider, nicht befrigten.

Es ist halt da. Punkt ... Sattle drum,
wenn schon nicht ab, Freund, so doch um.

Ratatouhr



„Sag' mal, Evi, warum sind bloß die Männer im Frühling so frech?“

„Ach, weißt du, da sind sie gerade vom Winterschlaf erwacht!“

La primavera: „Dimmi, Eva, perché mai gli uomini sono sì sfacciati soltanto in primavera?“

„Ah sai, si sono destati proprio adesso dal sonno brumale!“

PANTOFFELSALAT

VON SCHLEHDORN

I

Es war einmal ein Paar goldner Pantoffel. Klein; so klein, daß sie zu den lebendigen Füßen paßten. Sie paßten auch zu dem Spitzengeriesel eines lachfarbenen Morgenkleides. Und es lebte sich angenehm unter ihnen.

Als die beiden nach Padua fuhren, der Stadt des Giotto und des heiligen Antonius, waren die Pantoffel noch da. Aber als die beiden am nächsten Tag nach Venedig kamen, der Stadt des Tizian und des heiligen Marcus, waren sie nicht mehr da. Und als die beiden endlich in Perugia landeten, der Stadt des Perugino, in der Nähe des heiligen Franz, hatte man bereits höflich aus Padua geantwortet, sie seien in Zimmer 37 nicht da geblieben.

„Oh, die goldenen Pantoffel“, bedauerte die reizende Frau, als sie frühmorgens einen kleinen suchenden Fuß aus dem Bett auf den Teppich streckte.

„Oh, die goldenen Pantoffel“, hatte Antonia bewundert, als sie in dem großen Hotel in Padua das Zimmer 37 für neue Gäste herrichtete. Dann setzte sie mit nicht ganz sauberen Fingern das weiße Häubchen ab, nahm einen schwarzen Schleier über, unter dem sie aussah wie eine kleine Madonna, und ging zu der Kirche ihres Namensheiligen, die mit ihren Kuppeln von außen wie eine Gasanstalt aussieht. Nicht weit davon stehen im Kreis 7 Dutzend berühmte Paduaner in steinernen Busten und denken darüber nach, ob ihr Nachbar wirklich berühmt genug ist, hier zu stehen. Und der Gattamelata rettet auf dem Fleck, seit fast 500 Jahren, im Vergleich zu seinem venezianischen Kollegen Colleoni der Generalstabler unter den Kondottieri.

Die kleine Antonia kniete in der großen Kirche und saufte ein wenig und fragte fromt: „Stah her, heiliger Antonius, diese kleinen Pantoffel, queste piccoline, piccoline pantoffole. Ich habe

sie gewiß nicht genommen. Aber die Signora war so reizend und der Herr sprach ein so schauriges Italienisch, und als sie am Mittag noch unter dem Bett standen, habe ich gedacht: vielleicht ein Andenken für die kleine Antonia, weil die Signora so reizend war. Und richtig, als ich sie probierte, paßten sie wie angegossen. Da habe ich dem Portier nichts gesagt und habe sie mitgebracht, um sie dir zu zeigen. Erlaub, daß ich sie behalte, heiliger Antonius, queste piccoline, piccoline, pantoffole.“

Einer von den kleinen Bronzeengeln, der am Grab einen Leuchter hielt, hat ihr gesagt, der Heilige sei einverstanden, „das heißt, behalten darfst du sie nicht. Aber bis die Signora sie zurückverlangt, darfst du sie tragen, wenn du fromm bist.“

Matteo, ihr Bräutigam, fand das auch, und das sind nun schon 8 Jahre her; sie sind schon 7 Jahre verheiratet. Und Antonia, die Älteste, bewundert die langsam verblassenden goldenen Pantoffel und hört mit großandächtigen Augen zu, wenn die Mamma die erbauliche Geschichte erzählt, wie der heilige Antonius ihr damals die goldenen Pantoffel geschenkt hat — der gute Heilige.

II

(Aus dem Pantoffelheldenopus des Berliner Dichterkreises um Liesegang.)

... und was soll ich Ihn sagen. Wie ich rинkomme, find' ich mein' Aujust mit 'n Fremdkörper uff die Chäselong und knutschen da.

„Reus“, zu der Bliest, und „hierjebieben“ zu Ihn; dei war een Wort. „Det Bändelgebilde und Knotenjeknibbel könn' Se uff die Treppe veranstellen.“ Weg war se. Mein Aujust uff 'n Sofa wie 'n Pud-ding mit Hosentäjer und Schellfischchoolen.

Bloß Ihr' eenen Pantoffel ha' Ich Ihr noch nachschmeißen muss, — der war Janz schiefelatsch von lauta Seitenrumpen.“

III

„Ich muß Sie in Pantoffeln empfangen“, sagte Regierungsrat Gromcette, „aber ich habe als Erinnerung an den Weltkrieg das Zippariolen.“ Er hätte mit seinen zusammengewachsenen Augenbrauen und dem melancholischen Zug der Menschen, die eigentlich Abenteuerer sind, auch Troubadour, Torero, Conquistador oder Kondottiere sein können, und war Regierungsrat, — nirgend-wo als unter den Juristen findet man so viel Menschen, in denen noch was anderes steckt.

Als er mit etwas steilen Beinen zu dem kunstreich eingeleiteten Sakraltisch ging, den er als Schnapschrank benutzte, sah man: es waren tatsächlich graugelb karierte, hinten heruntergeratene Kamelharpantoffel — ein Held auf Filzunterlage.

Dann erzählte er.

Von Relistielein, die er sich früher auf der Wilhelmstraße anfertigen ließ, „wissen Sie, ich habe manchmal Musik gehört, Studentenlieder, Regimentsmärsche, Mädchenlachen und andere Kammermusik, — aber am schönsten klang doch das Singen der ersten Sporen über dem Trottoir.“ Von gefulterten, eingeleiteten Jagdschneidern sprach er, unter denen der Schnee knirschte und die Äste knackten, wenn man sich lautlos heranpirschte, und besonders, wenn man später davon erzählte, „Ich gehörte damals zu den Klassikern des Jagdschneidens.“ Und von Frackschuhen, die, wenn sie alt sind, mit ihrem krakelierten Lack und den hängenden Knöpfen ganz besonders verlobt aussehen.

„Schuwerk ist schließlich Kleidung, Pantoffel ist Philosophie. Unsere gute Frau Pudelwul in der Portierloge: „Vata ist eben mal um die Ecke wejen 'n kleines Helles“, sagt sie und begnügt sich mit dem ganzen Haus, und sitzt und philosophiert in ihren leisen, großen, einwärtsgekehrten Pantoffeln. Die ihren sind allerdings grün und Plüsch“, setzte er als Sachkenner hinzu.

„Und Pantoffel ist Poesie. Was wäre ‚Tausend und eine Nacht‘ ohne den beim Erzählen leise wippenden, rosenduftenden Pantoffel? Was wäre aus Aschenbrot ohne die Pantoffelprobe geworden? Und er war klein und zierlich und ganz gold“, heißt es im Märchen.“

„Ja“, ergänzte der Besucher, der das wußte, „eine glückliche Ehe ist ein Märchen, wo Er die Pantoffelprobe bestanden hat. Denn es gibt zwei Arten von Ehen (sagt ein kluger Mann): solche, bei denen der Mann unter dem Pantoffel steht, und — unglückliche.“

„Und es gibt zwei Ausklänge männlichen Schicksals: unter ihm oder auf ihm.“

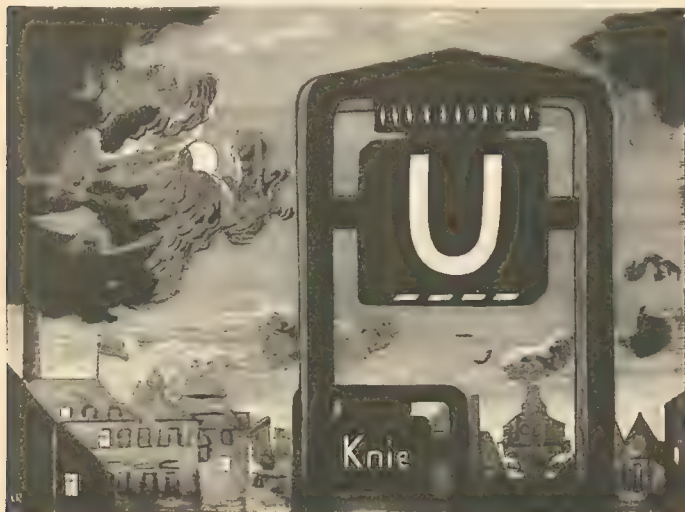
„Lassen Sie gut sein“, tröstete Regierungsrat Julius, „man kann auch in Pantoffeln ein Herr sein.“ „Gewiß, aber nur ein alter Herr.“

IV.

Die entscheidende Geschichte zum Pantoffelsalat muß nun jeder Ehemann aus Eigenem beibringen. Wenn er sie nur seinem besten Freund nach der zweiten Flasche anvertraut, ist es eine traurige Geschichte; zu viel Esstig in dem Salat. Wenn er sie aber seiner Frau erzählen kann, sonntags zum Frühstück, oder abends spät, dann langt sie für mehr als tausend und einen Tag.

Berliner Untergrundbahn - La Metropolitana di Berlino

(K. Bössing)





„Sie wollen für heute Abend frei haben, John?“

„Ja, Mylord, ich möchte gerne zu dem Sowjetvortrag ‚Über den Genickschuß und seine praktische Anwendung in besseren Häusern‘ gehen!“

Belle prospettive: „John, questa sera volete esser libero?“, — „Sì, Mylord, avrei molta voglia di andare alla conferenza sovietica sopra la scarica nella nuca e il suo pratico uso per famiglie rispettabili!“

DER RETTER DER STADT

ERZÄHLUNG VON HANS BETHGE

In der alten deutschen Festungsstadt Thorn lebte zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein Mann der in gewissen verführerischen Augenblicken seines Lebens in bedenkenloser Weise einem Gewerbe nachging, das die Heiligkeit des Tages scheute: er stahl. Er war sonst ein ausgezeichneter Mann, der seine Familie auf ehrliche Weise durch das Handwerk eines Kesselschmiedes ernährte, aber hin und wieder kam es über ihn, schön blinkende Gegenstände aus Silber oder Gold in seinen Besitz zu bringen, nicht etwa um sie gegen klingende Münze zu verkaufen sondern um sie in einem geheimen Raume seines Hauses anzusammeln und sich zuweilen, wenn ihn eine diabolische Lust dazu drängte, an ihrem lockenden Gefunkeln zu erfreuen. Lange Zeit ging alles gut, niemand wußte sich zu erklären, wer der Urheber der Diebstähle sei und kramte der gestohlenen Sachen je im Handel auf und man also auch keine Spur verfolgen konnte, — da wurde der seltsame Mann eines Nachts bei frischer Tat erwischt und ins Gefängnis geworfen. Man durchsuchte seine Wohnung und stieß endlich auch auf jenen geheimen Raum, in dem man nun staunend all die blinkenden Dinge beisammen fand, die schon seit Jahren aus den verschiedenen Häusern Thorns entwendet worden waren. Es herrschte ein händeringendes Entsetzen über den Sünder in der braven Stadt und eitel Freude bei allen denen, die ihnen so schmerzlich vermählten Besitz an schönen Gold- und Silbersachen nun plötzlich wiedererhielten.

Dem Dieb wurde der Prozeß gemacht und da man damals einen Unterschied zwischen gemeinem Diebstahl und krankhaftem Entsetzen über den Sünder der Mann zum Tode durch den Strang verurteilt. Er saß hinter festen Gittern, an denen er vergebens rüttelte, und sah seinem schmachtvollen Ende mit einem Empfinden des Grauens entgegen. Gerade in jenen Tagen gelangte das Gerücht in die Stadt, ein schwedisches Heer unter Führung des Generals Wrangel befände sich im Anmarsch und habe die Absicht, sich für einige Zeit in der Stadt Thorn einzunisten. Man wußte, was das zu bedeuten hatte: wo sich ein schwedisches Heer einquartierte, da zog es nicht eher wieder ab, als bis der letzte Sack Mehl und der letzte klingende Heller aus der Stadt herausgepreßt worden waren. Es wäre also sinnlos gewesen, einen solchen Besuch anzunehmen, und es gab nur ein einziges wirkungsvolles Mittel, ihn zu verhüten: indem man mit gut gezielten Kanonenkugeln zur Abwehr schritt.

Zunächst schickte man aber zwei Spione ins Freie, die auskundschaften sollten, ob das erschreckende Gerücht überhaupt auf Wahrheit beruhte. Man nahm einen Schuster und einen Schneider dazu, zwei Leute, die in dem Ruf großer Geriebenheit standen; die aber sonst nicht viel teugten, so daß man sich sagte: wenn diese beiden wirklich bei dem Abenteuer zugrunde gehen sollten, so hat die Stadt nicht allzuviel verloren. Die beiden Auserwählten zogen mit energischen Späherblicken hin-

aus, und sie waren etwa eine Meile weit gekommen, da hielten sie es für richtig, sich zunächst einmal geruhsam in dem Graben neben der Landstraße auszustrecken und einen Teil der mitgenommenen Lebensmittel zu verzehren. Sie tranken auch einen guten Schluck dazu und schlummerten dann, solange ihnen das Schicksal die süße Gabe des Schlafes vergönnte. Nach dem Erwachen erzählten sie sich lachend allerlei lustige Geschichten, äugten zuweilen vorsichtig über den Grabenrand, stellten zu ihrer Genugtuung fest, daß bis an den fernen Horizont hin kein Feind zu erblicken war, und nachdem sie so volle vierundzwanzig Stunden faulenzend in dem Graben zugebracht hatten, rüsteten sie sich und kehrten guten Mutes in ihre Heimatstadt Thorn zurück. Sie erzählten dort von mannigfachen ausgestandenen Gefahren und berichteten, daß der General Wrangel nicht daran denke, Thorn einen Besuch abzustatten, daß er vielmehr sicheren Nachrichten zufolge bereits in eine andere Richtung abmarschiert sei.

Die Stadt hörte diese Meldung mit Freuden, und der Schneider sowohl wie der Schuster, deren Verdienste ja in Wirklichkeit nur darin bestanden, einen Tag lang faul in einem Graben gelegen zu haben, wurden für ihre ausgestandenen Mühen mit besonderen Auszeichnungen belohnt, die sie mit würdigem Ernst, doch ohne Sträuben, entgegennahmen.

Der Magistrat hatte nun Zeit, sich wieder mit dem gelangenen Dieb zu beschäftigen, und um dem Volk die schon lange erwartete Sensation nicht länger vorzuenthalten wurde die Exekution gleich auf den nächsten Tag festgesetzt. Als am frühen Morgen das Armesünderglöcklein erscholl, setzte sich der Zug nach dem Richtplatz in Bewegung, der Bürgermeister, verschiedene Mitglieder des Magistrats, die Büttel, deren einer den gefesselten Dieb an einem Hanfstrick leitete, der Henker, der Plarrer und eine endlose Schlange des immer neugierigen Volkes. Der Richtplatz lag in der Nähe

der Stadtmauer, und der Galgen ragte hoch über den Mauerkranz hinweg.

Nachdem dem Sünder noch einmal seine Vergehen vorgelassen waren und ein Stadtbeamter den Stab über ihn gebrochen hatte, führte ihn der Henker zur Leiter, die der Unglückliche bebend und gesenkten Hauptes mit zögernden Schritten emporstieg. Der Henker, von menschlichen Gefühlen nicht beseelt, gab ihm einen Stoß in den Rücken und raunte ihm zu:

„Beeile dich, Mann, dir kann weder Gott noch der Teufel mehr helfen.“

„Der Teufel nicht“, erwiderte der Dieb, „aber Gott würde es schon können, wenn er wollte!“ Damit war er auf der Höhe der Leiter angelangt, und der Henker, einige Sprossen unter ihm stehend, begann die Schlinge in seinen Händen zurechtzulegen. Der arme Sünder richtete noch einmal seine Augen in die ferne heimliche Landschaft, um einen letzten freundlichen Eindruck mit ins Jenseits hinüberzunehmen, da hob er plötzlich erselbst seinen Arm, wies in die Ferne und rief:

„Die Schweden kommen! Das schwedische Heer rückt an!“

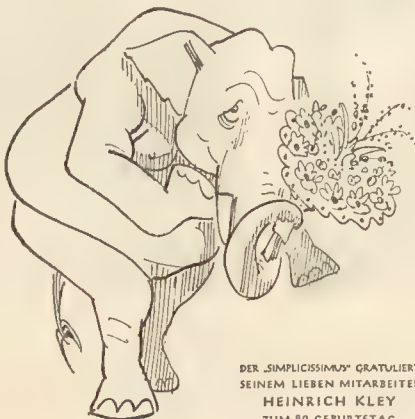
Der Henker stieg schnell die letzten Sprossen hinauf, äugte gleichfalls hinauf und rief:

„Er hat recht! Die Schweden kommen! Rettet die Stadt!“

Nun entstand ein ungeheurer Tumult, alles flutete wild durch den Graben, der Bürgermeister kommandierte: „Alle Kanoniere an die Geschütze!“ und jeder tat in Windeseile das, was ihm in diesem Augenblick das Notwendigste schien. Die Stadttore wurden geschlossen, die Feinde kochten in den Wäschküchen mächtige Kessel Wasser, um es den Ankommen von dem Mauerkranz herab siedend auf die Schüssel zu gießen, und als sich die Schweden der Stadt auf einen Kanonenschuß genähert hatten, da krachten auch schon die Böller los und schlugen mörderisch in die ersten Reihen des ankündenden Heeres ein. Die Rotten machten halt, sie hatten eine so energische Abwehr nicht erwartet, und da sich die Geschütze Thorns durchaus nicht mit einigen Schreckschüssen zufrieden geben, sondern immer wilder zu brüllen begannen, so kam schnell das Kommando „Kehrt!“ und die schwedischen Truppen wendeten sich eilfertig rückwärts, um ihren Marsch auf ruhigeren Straßen fortzusetzen, die weit um die tapferen Stadt herumführten.

Thorn war gerettet. Daß man dem verdienstvollen Bürger, dessen wachsamstes Auge im richtigen Moment den Anlaß zur Rettung gegeben hatte, das Leben schenkte, braucht kaum erwähnt zu werden, — aber die Dankbarkeit der Stadt ging weiter: da man die Freude des Retters an schön funkelnden Gegenständen wohl kannte, so machte ihm der Magistrat kurz entschlossen ein Paar herrlicher silberner Leuchter zum Geschenk, die ihn für alle Zeit daran erinnerten daß er mit Gottes Hilfe seine Vaterstadt vor der schrecklichen Heimsuchung durch die schwedischen Heerscharen, sich selber aber vor dem Tode bewahrt hatte.

(Fr. Billek)



DER „SIMPLICISSIMUS“ GRATULIERT SEINEM LIEBEN MITARBEITER HEINRICH KLEY ZUM 80. GEBURTSTAG



„Nein, Georg, ganz ausgeschlossen, ich kann Ihnen nicht als Eva Modell stehen!“
„Auch nicht, wenn Sie den Apfel behalten dürften?“

L' esca: „No, Giorgio, è assolutamente escluso ch' io possa posare da modello di Eva! — Nemmeno se poteste tenervi la mela?..“



„Sag', Vater, wat hat nur det Kleene, daß es so oft muß?' — „Ach, Emma, det is eben det rasende Tempo der Zeit!“

„Dimmi, papà, cosa ha il piccolo che ha sì spesso bisogno?, — „Ah, Emma, ne è causa la pazzia velocità del tempo!„

ZWEI MÄNNER UND STEFANIE

VON A. WISBECK

Hoch oben im Bergwald steht unsere Hütte. Noch einmal versucht es ein wackeres Häuflein zerzauster Fichten, Sturm und Blitz Trotz zu bieten. Dann beginnt der nackte Fels. Es ist einsam hier oben. Nur ein schmeiler, von Wurzelwerk übersponnener Jägerstieg führt über Wildwasser und an bräusenden Tobeln entlang zu unserer düftigen Behausung. Bestelzt du den verwilteten Felsblock, den in grauer Vertiefung die Faust eines Giganten aus den Schrotten gebrochen und herabgeschleudert hat, so öffnet sich ein weites Blick über die begrünte Ebene des bayerischen Vorlandes. Silberne Fäden durchziehen es, weiter sich zu Seen und entschwinden im Glanz des

nördlichen Horizontes. Hier und dort hat sich ein Dörflein, ein Marktflecken, in das saftige Weideland gebettet. Dem Gebirge zu aber hüpfen sich um den Kern bescheidenen Siedelung die kalkweißen Quadern von Landhäusern, Fremdenheimen und Kurhotels. Manchmal, in der schweigsamen Sommernacht, trägt der Wind die abgeblasenen Klänge schmeichelnder Musik aus den Bezirken des Lebens zu unserer Einsamkeit empor. Wir sitzen auf dem Felsbrocken und rauchen unter dem flimmernden Sternenhimmel unser Pfeilchen: „Kann mir schon denken, was sich da unten tut!“ knurrt mir verbißnenem Nald mein Arbeitskamerad, der Maler Schmecker. „Gestatten gnädiges

Fräulein, daß ich Sie nach Hause begleite?“ „Aber nein, lieber Graf, ich wohne doch gleich nebenan!“ „Tut nichts, mein Fräulein — ein kleiner Umweg durch den Wald — die Nacht ist schön und heiß!“ „Nur, wenn Sie ganz brav sind!“ „Ehrenwort, gnädiges Fräulein!“ — „Hildegard, wie kommt es, daß dein Abendkleid zerrissen ist?“ „Zerrissen?“ — „Ach ja, Mutter, es fällt mir ein: an einem Gartenzaun verling es sich.“ „Narri!“ sage ich zu Schmecker, „was geht das uns an? Hast du Schnaps? Nein? Nun, dann laß uns schlafen gehn!“ Es ist heiß in der kleinen Hütte. Sterne funkeln durch das enge Fensterchen unserer Kammer. „Mich kann die ganze Welt — —!

Tanz mit dem Dollar

(O. Gulbransson)



„Drück' mich nicht so, lieber Dollar!“

„Sei still, sonst lasse ich dich fallen, mein liebes Pfund!“

Danza col dollaro: „Non stringermi sì forte, caro dollaro!.. — „Sto zitta, mia cara sterlina, se no ti faccio cadere!..



„In der Sprache Homers könnte ich eine elegante Bestellung auf
Trockengemüse aufgeben. Aber wie drücke ich es kaufmännisch aus?“

La cultrice di filologia: „Nella 'lingua d' Omero potrei dare un' elegante
ordinazione di legumi secchi, ma ... come esprimermi commercialmente?..“

Die Kriegsgewinnler von Südamerika

(W. Thiem Schulz)



„Großartig, dieser Tonnagemangel! Man kann sich so richtig an Weizen vollfressen!“

I pescicani dell' America del sud: "Che bellezza questa mancanza di tonnellaggio! Così si possono dare delle grasse scorpacciate di frumento!..

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

IM AHNENSCHLOSS DER LORDS



OLAF GULBRANSSON 43

„Darf ich Mylady zum Umgehen einladen?“ — „Nein, danke, Mylord! Seitdem mich gestern dieser einquartierte amerikanische Lummel in den Popo gezwickt und eine ulkige Rübe genannt hat, ist mir die Lust dazu vergangen!“

Nel castello avito dei Lord: "Posso, Mylady, invitarVi a fare un giro di apporzione?," — "No, grazie, Mylord! Poiché ieri il villanzone di americano, qui acquarterato, m'ha pizzicato il deretano, dandomi della ridicolo, rape, me ne è passata la voglia!,"



P. P. Rubens in seiner Werkstatt, Halle VII, Abtlg. 4 B

P. P. Rubens nella sua bottega d'arte, rtimeso VII, sezione 4 B

DER ZEIGEFINGER

VON WALTER FOITZICK

Vor mir geht eine Dame und ein kleiner Junge. Die Dame macht das, was Damen mit kleinen Jungen, wenn sie mit ihnen spazieren gehen, meistens tun, sie erziehen ihn. Die Dame verbietet dem kleinen Jungen dasjenige, was er besonders gerne tun möchte. Sie weist ihn auf das Ungehörige seines Benehmens hin, wenn er mit beiden Füßen in eine Pfütze treten will, damit es ordentlich spritzt. Da er solches nicht tun darf, sinnt er auf neue Lustbarkeit und da fällt ihm ein, daß er gestern gerade das Auspucken entdeckt hat. Zum Glück fällt es ihm ein, denn das kann er gut betreiben, während er an der Hand der Mama weitergeht. Aber auch daran hat die Mutter merkwürdigerweise keine rechte Freude und sagt ihm, daß es sich gar nicht schickt. Das Kind seufzt und denkt vielleicht: „Alles Schöne ist verboten“ oder auch „Das Leben ist hart“. Da fällt sein Blick auf einen Apfelsinzenkern, und er deutet begehrllich auf die schönen Orangen. Die Mutter aber weiß, was sie dem späteren Fortkommen ihres Sohnes in der menschlichen Gesellschaft schuldig ist und sagt: „Man zeigt nicht mit dem Finger auf Dinge, die man haben will.“ So sagt die Mutter und verbreitet dabei feine Sitte und gutes Benehmen. Gerade gehen wir an dem Denkmal des Kurfürsten Max Emanuel vorbei und mein Böckl fällt auf den bronzenen Landesherrn, und da sehe ich, wie er seine Hand ausgestreckt hat und mit dem Zeigefinger zeigt.

Er weist auf Stadt und Festung Belgred, die er haben wollte, nehmen wollte mit stürmender Hand, wie man damals sagte. Dem hat vielleicht seine Mama nicht gesagt: „Emanuel, man zeigt nicht mit dem Finger auf Festungen, die man haben will.“

Aber der kleine Bub vor mir hat es Gott sei Dank nicht gesehen, sonst hätte er seiner Mama schon antworten können, wo doch Männer, die in Bronze irgendwo stehen, sozusagen Vorbilder fürs ganze Volk sind. Und auch auf den Blücher hätte er hinweisen können, der mit dem Finger auf einen Punkt der Landkarte tippt und dabei sagte: „Wo liegt Paris? Paris ist hier. Den Finger drauf, das nehmen wir.“

Ja, Prominente benehmen sich häufig etwas ungewöhnlich und man kann sie nicht reslos zu Erziehungszwecken verwenden.

Ich wäre fast zu der Dame hingegangen und hätte gesagt: „Hochverehrte gnädige Frau, das mit dem Zeigefinger ist so eine Sache. Auf den Marktplätzen der ganzen Welt und in vielen großen Hafenstädten stehen Herren in Stein und Bronze und weisen mit gestrecktem Zeigefinger hinaus in die Welt, auf Dinge, die sie haben wollten. Sie dürfen es also ihrem Herrn Sohn nicht allzusehr verargen, wenn auch er seinen Willen zur Macht auf historische Art äußert. Vielleicht ist er ein kommandierender Mann und braucht dann den Zeigefinger, um vorbildlich in die Welt zu weisen.“

Übrigens, warum hat man den Finger, mit dem man nicht zeigen darf, eigentlich Zeigefinger genannt?

ÜBER NACHT

Gestern noch lag die Heide brach.
Über Nacht ist ein Regen eingefallen,
Hat die lange Nacht
Auf der kalten Heid'

Hinterm Birkenwald verbracht.
Wie im Rausche
Hörte ich den Regen lallen.
Heute ist die Heide wach!

Einer Lumpenmaid
Hing der Regen an der Brust.
Schau ihr grünes Kleid,
Bürgen stummer Lust!

Blumen rot und Blumen blau
Tragen süße Not zur Schau.
Ob der Heid' der Himmel rund
Giert nach ihrem seligen Mund.

FRITZ KNOLLER



„Aber Brüderchen, wegen lumpiger zwolftausend Offiziere werden Sie uns doch nicht belästigen!“

Maiski e Sikorski: „Ma, fratellino caro, non ci molesterete mica per diecimila straccioni di ufficiali!„



„Karussell gefahren ist man zu meiner Zeit auch schon, aber mit größerem Ernst!“

„Anche ai miei tempi si andava in carosello, ma con più serietà...“

ABENTEUER

VON KARL LEMKE

Wenn man das Haus betritt, bleibt die Zeit draußen, empfand René. Die schwere Tür schloß sich schnell hinter ihm mit leisem Schnappen. Dicke Teppichläufer machten den Schritt unhörbar. In Wäite gepackt, lag reglose Stille im Raum. René sah sich im Dämmerdunkel um. Starre Palmen in Kübeln, eine Ecke mit Klubsesseln um einen niedrigen Tisch, auf altersdunklen Bildern Gesichter versunkener Zeiten.

Wohin führten diese Doppeltüren? Wer dies überhaupt ein Gasthaus? Der schwere Prunk des Raumes machte einen so privaten Eindruck. Brigitte wollte ihn hier erwarten. Wie sie nur auf das seltsame Haus am See gekommen sein mochte?

René stand eine Weile unschlüssig. Niemand kam; nichts hier erinnerte an einen Restaurationsbetrieb. Nach langem Zögern öffnete René eine der Türen auf gut Glück. Er sah in einen Barocksalon, kaum mehr erhalten als der Vorraum. Große Schimmelpilze standen neben kleinen runden Tischen. Jede zeichnete mit ihrem Schein nur einen mäßig großen Kreis. Eine beschien die anmutige Gestalt Brigittes. Ihr kupfernes Haar glänzte dunkel. Wie ist sie schön! dachte René, indes er auf das Mädchen zuschritt. Eine heiße Welle ging ihm durch Herz und Stirn.

Brigitte sah ihm mit weitgeöffneten Augen, in denen Furcht lag, entgegen. „Wir hätten doch nicht hierhergehen sollen“, flüsterte sie, als René sich über ihre Hand beugte. „Dies Haus...“

„Wieso? Was hast du?“ fragte René besorgt.

„Angst“, hauchte sie.

Nichts regte sich. Kein anderer Gast war da, außer einem sehr alten Herrn, der am Nebentisch in ein Buch vertieft schlief.

„Du hast bereits für uns bestellt?“ sagte René mit Blick auf die Karaffe roten Weines, die auf dem Tisch stand.

„Wir hätten doch nicht hierhergehen sollen“,

wiederholte Brigitte. René, mit unbestimmter Kopfbewegung: „Du schlugst das Haus vor. Du kannst es.“

„Ich kannte es? Ich war zweimal hier. Und beide Male ereignete sich Seltsames. Ich weiß nicht, was mich veranlaßt, unsere Zusammenkunft hier vorzuschlagen...“

„Was ereignete sich?“

„Der Kellner trat ein; er brachte eine Tasse Kaffee mit Kuchen zu jenem Tisch da neben der Tür. Niemand saß dort. Nach einer Weile aber holte er das Gedeck wieder fort... Daß er an zwei lange auseinanderliegenden Tagen genau das Gleiche tat, ließ es mir auffallen.“

René lachte, eine Nuance zu laut. Der Klang, den Teppiche, Portüren, Polster sogleich aufschluckten, erschreckte ihn.

Ein Zufall, wollte er sagen. Brigittes Hand, die plötzlich seinen Arm umarmte, verhinderte es. Ihre Augen waren schreckhaft weit geöffnet auf die Tür gerichtet. René folgte der Richtung ihres Blickes. Die Tür hatte sich lautlos aufgetan; ein Diener in schwarzer Livree — war es der Kellner? — trug auf einem Tablett eine Kaffeetasse und ein Stück Kuchen auf einem Teller. Er stellte beides auf das kleine Tischchen neben der Tür, das vom Schein der danebenstehenden Lampe matt bestrahlt wurde, und an dem niemand saß. Fast sah es aus, als mache er dabei eine kleine Verbeugung. Dann entfernte er sich lautlos.

Eine Stimme ließ Brigitte und René aufschrecken. Der alte Herr am Nebentisch — hatte er schon vorher ihnen so nahe gesessen? — sagte gedämpft: „Seit zehn Jahren bringt er seiner Herrin jeden Tag zu dieser Stunde Kaffee und Kuchen.“

„Aber sie ist nie da —“, hauchte Brigitte.

„Oh, sie ist schon da“, lachte der Alte leise, „man kann sie nur nicht sehen...“

Des Mädchens feingliederige Hand umkrampfte

noch immer René's Arm. „War ist sie?“ flüsterte sie und starrte gebannt auf den kleinen Tisch und den leeren Sessel davor.

„Sie ist nicht, sie war!“, entgegnete der Alte ebenso leise. „Moorberg, der Besitzer dieses Hauses, hat sie an jenem Tisch kennengelernt. Sie kam oft, immer allein, täglich kam sie zu einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen. Sie war jung und schön. Moorberg verliebte sich in sie. Und die Frau liebte bald auch ihn. Sie bezog ein Fremdenzimmer im Hause. Das war eine Zeit — Kein glücklicheres Liebespaar hat man je gesehen. Ein Jahr Glück... Aber sie war krank, schwer, unheilbar. Die Lunge. Ein Jahr wohnte sie hier; dann starb sie. Sie hatten sich geliebt bis zuletzt. Ach — und auch der Tod sollte sie nicht trennen, schworen sie sich. Sie versprach ihm, auch später immer um ihn zu sein... Seitdem bringt der Kellner ihr jeden Tag Kaffee und Kuchen an ihren alten Platz...“

„Und holt ihn später wieder fort“, sagte René abschließend. Es sollte belustigt klingen; aber der Ton mißlang. Der Alte schüttelte den Kopf. „Nur das Geschirr“, flüsterte er. „Der Kuchen ist jedesmal fort, die Tasse leer... Sehen Sie nur genau hin.“

Brigitte unterdrückte einen Schrei. Ihre Augen waren voll Entsetzen auf den kleinen Tisch gerichtet, ihre Hand, die René's Arm hielt, zitterte. „Sieh nur, sieh —!“ hauchte sie. Auch René's Augen hingen an der Tischplatte. War das Stück Kuchen nicht schon kleiner geworden? Ein Stückchen bröckelte ab und fiel zu Boden. „Heute hat sie wenig Appetit“, kam die Stimme des Alten nebenan. Sein Umriß, im Halbdunkel des Zimmers nur schattenhaft sichtbar, verlor sich in der schwarzen Draperie an der Wand.

Brigitte atmete heftig. „Fort“, flüsterte sie, „Ich will fort Schnell!“

René legte Geld auf den Tisch, viel mehr, als die Zeche ausmachte. Sie erhoben sich schon, Brigitte an René's Arm geklammert. „Wir müssen an dem Tisch vorbei...“, sagte René tonlos. Des Mädchens „Ja“ klang wie die Stimme eines Kindes im Schlaf.

Sie hasteten vorwärts, der Tür zu. Ihre Blicke aber konnten nicht los von dem Tisch, an dem Unablässbares vorging. Noch drei, vier Schritte, indes René schon die Tür ausließ, sahen sie, wie der Kuchen auf dem Teller sich spaltete... Aus der Tasse verschwand der Rest Kaffee mit leisem Schläpfen.

Vorbei. Den Vorraum durchschneite sie laufend. Draußen. Die schwere Tür ließ hinter ihnen ins Schloß mit bösem, schnappendem Laut, wie hinter entgangener Beute. „Um Gottes willen nicht umsehen!“ keuchte Brigitte heiser. Sie eilten, Arm in Arm. Sterne glänzten. Links lag ihr und unabwehrbar der See.

„Wohin?“ fragte René's ratlose Stimme.

„Ich weiß nicht...“, entgegnete das Mädchen.

„Kommst du zu mir?“ fragte er und wußte nicht, woher ihm die Kühnheit kam.

„Ja“, sagte Brigitte und drückte sich eng an ihn. Da war mit einmal das Dunkel verändert, freundlich. Eine gewaltige Freude überausachte das grausige Abenteuer und spülte es fort ins Vergessen.

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes wollte verzeihen. Ich brachte ihn an die Bahn. Als wir zum Schalter kamen, seine Fahrkarte zu lösen, fanden wir dort eine endlose Verbeugung vor.

„Zu unvernehmlich sind die Leute doch!“ grollte Johannes. „Daß sie immer alle erst im letzten Moment kommen müssen!“

„Darüber solltest du ja eigentlich wohl nicht schimpfen, Johannes. Schließlich hast du es ja auch nicht besser gemacht“, wies ich ihn zurecht. „Ich bin ja auch nur eine Person. Das macht ja nichts aus“, sagte Johannes. „Aber die vielen!“

J. Bieger



Mars: „Pfu! Teufel! Immer wieder diese Luftangriffe auf Frauen und Kinder, damit will ich nichts zu tun haben!“

Marte e l'Assassino: Marte: „Maledizione! Sempre nuovi attacchi contro donne e fanciulli! Io non voglio più averne a che fare!..“

Graf Bobbys große Stunde

Graf Bobby las die Geschichte von der seligen Königin Viktoria, die eines Tages ihre Seekadetten besichtigte.

Gerade als sie die Front abschritt, passierte ihr etwas Menschliches. Da aber Königinnen, besonders wenn sie eine Parade abnehmen, gemeinhin sich für höhere Wesen halten, so war ihr die unwillkürliche Äußerung ihres inneren Zustandes sichtlich peinlich.

Ein Seekadett, der als zukünftiger Offizier sich

jederzeit für seine Landesfürstin zu opfern hat, trat daher einen Schritt vor die Front und sagte: „Verzeihung, Majestät, das war ich.“

„Das macht nichts, Herr Leutnant!“, sagte geistesgegenwärtig die Queen.

„Verzeihung, Majestät, ich bin nur Fährlich“, stotterte der Seekadett.

„Nein“, sah ihn die Königin voll Gefallen an, „Sie sind Leutnant. Denn wer sich bei einem kleinen Wind schon so geistesgegenwärtig benimmt, der wird auch ein Schnitz im Sturm führen können.“

Diese kleine Anekdote las also Graf Bobby, las

sie noch einmal und dann sprach er bei sich: „Aha, das muß ich mir merken.“

Als er dann nach Wien zu einer Waffenübung ein gerückt war, wurde sein Regiment von dem alten Erzhertog Leopold inspiziert. Wie nun Seine Kaiserliche Hoheit die Front abschritt, war die große Stunde für den Grafen gekommen. Nun, Sie werden schon erraten, was dem alten Herrn in diesem Moment passierte.

Aufgeregt trat Bobby einen Schritt vor die Front, salutierte und rief: „Verzeihung, Kaiserliche Hoheit, das war'n Sie!“

H. Sch

AUF DEN HUND GEKOMMEN

VON KURT GROOS

Ach, was ist das Leben fächerlich einfach, wenn die Sonne scheint, die Vögel toll tun und einem die Halm in den Mund wachsen! Heutzutage, diese Sommerzeit mit ihrer Lustigkeit und Fülle! Du legst dich in die hohen Ähren und gähnst und schlafst, und abends meikst du anderer Leute Kühe, und die Mägde lassen sich in die Schenkel knien, und du bist immer satt und hast nichts als dumme Gedanken. Du ziehst die Fische aus fremden Teichen, und wenn du brav tun und ein Neues leben beginnen willst, pflückst du dir wilde Beeren und stielst des Nachts nicht bei einem viel, sondern bei jedem eine Kleinigkeit.

Nicola lebt mitten in so einem Sommer; ein königlicher Bettler, und Nicola ist nicht immer nur satt oder sinnlich; er denkt nach über die Dinge, er denkt daran, daß er nicht gern Millionär in einem Sommer sein möchte; ein Millionär kann nicht tun und lassen was er will und muß wohl den ganzen Tag Kopfschmerzen über die Gräber haben, wie es um seine Millionen steht; so ein armer Hund. Ein Millionär kann nicht einmal fremde Kühe auf den Wäldern melken, erstens versteht er es nicht, und zweitens kann er es nicht riskieren, deswegen ein paar Tage eingesperrt zu werden. Wahrscheinlich muß dieser arme Hund von Millionär immer vor irgendjemand auf der Hut sein. Sicher, er kann sich viele Kokotten halten. Aber solche Kokotten bringen ihm auf die Dauer nichts als Ärger, sie drohen mit Anzeigen, machen Steuen und wollen Polizeimittel und Ringe geschenkt haben. Darin denkt Nicola sich aus, und bei dem Denken kommen ihm immer neue Einfälle, so noch der: Der Millionär sitzt mit seiner Oberkotte in einem großen Automobil, und sie fahren durch die Sonnenblumenfelder und sind mächtigste alle anderen Menschen zusammen, wenigstens glauben sie das. Da wird dem Millionär plötzlich so zu Mute, und er nimmt eine Hand vom Steuer und legt sie auf den Schenkel der Oberkotte, und ein Auge spaziert der Hand nach. Somit hat er also schon seinen halben Verstand verloren. Nun kommt eine Mücke nachschwirrt und fliegt dem Millionär direkt in das gesunde Auge; er nimmt auch die gesunde Hand vom Steuer — der Wagen überschlägt sich, die Oberkotte und der Millionär brechen den Hals; aus, wie lustig!

So freut sich Nicola, daß er kein Millionär und nur ein Bettler ist und im Sommer lebt, ganz für sich, ein Bettler und ein Denker. Nicola ist aber doch nicht ganz allein, weil er auf seine Art mächtig ist, unter den Blinden ist der Eindringliche König. Nachmittags setzt er sich auf eine Bank und blinzelt über die Felder und legt sich dann hin; er sonnt sich und läßt die Hand von der Bank herabhängen. Und dann kommt ein anderer Bettler, der schön vor ihm tut. Nicola spürt, halb schon im Schlaf, eine kleine Schnauze und einen warmen Atem an seiner Hand und brummt vor sich hin „Weg, du armer Schnorri!“ Schließlich aber richtet er sich schimpfend auf, nimmt ein Stück Brot oder einen alten Knochen aus der Tasche und spuckt große Bogen und macht gewaltige Worte zu dem hergekommenen Hund, der seit Wochen schon um diese Zeit zu ihm kommt und den er „Millionär“ getauft hat. So füttert Nicola den Gast durch aus purer Güte, wie gut so ein Sommer macht!

Millionär und Nicola freunden sich immer mehr an, so manchmal haben sie doch gemeinsam mag der eine auch ein Hund und der andere ein Denker sein. Auch ein Millionär kann man jetzt sehen, was so ein lustiger Sommer auf sich hat. Als er im Vorfrühling zum erstenmal halbverhungert ankam, da standen ihm die Rippen aus dem struppigen Fell heraus, und die Rute hing traurig zu Boden. Nun aber haben Nicola und der Sommer aus diesem Schatzen von Hund und seiner Rute gemacht. „Er ist so fett geworden, daß er kaum noch laufen kann“, sagt Nicola zu dem Bettler, der gegen Ende des Sommers aus dem Norden zurückkommt, weil es dort schon mit den Frösten anfängt. „Ja, fett wie eine Mäde“, sagt der Bettler aus dem Norden. Dabel streichelt er den mageren Rücken des Hundes.

Nicola freut sich, daß ein Dritter gekommen ist, denn es beginnt auch hier schon kalt zu werden, und es friert sich leichter, wenn ein anderer mitfrieren. Die Einzelei ist ja noch eine lustige Zeit, dann aber wird es bitter. Nicola und der Mann aus dem Norden, die den ganzen Sommer vor Rüben ausgesucht haben, beginnen dieses Fruchtpflück zu haben. „Es geht nichts über Rüben“, sagt Nicola, „es ist eine gesunde Kur gegen das viele Fleisch vom Sommer; das Fleisch hat unsere Körper vergiftet.“

Auch der Hund kommt täglich zu der Bank, ihm scheint es noch am wohlsten zu gehen, obgleich er immer magere und struppiger wird. Er kaut an den Rüben herum und spuckt sie schließlich aus. „Ich habe ihn überfüttert während des Sommers“, prahl Nicola.

Nun kommt die ganz bittere Zeit. Es friert, es schneit, es stürmt, und die freundlichen Menschen sind ausgestorben. Nicola und der Bettler machen lange Märsche, um warm zu bleiben, sie schwärmen dabei von den Zeiten, als es noch Rüben im Überfluß gab. Nicola beginnt, den Millionär zu beneiden, der in Wirklichkeit gar keinen Autounfall gehabt hat und jetzt mit seiner Kokotte auf Eisbahren vor einem riesigen Kamin sitzt und heißen Wein trinkt und dazu geröstete Brote mit Schneepfandek kaut.

Eines Tages sind Nicola und sein Freund am Ende, obgleich sie schon oft so am Ende waren und Gott immer weitergeholfen hat; das hat er. Sie setzen sich auf die Bank, auf der sie im lustigen Sommer und in der Rübenzeit immer saßen, und der Mann aus dem Norden, der auch sehr klug und ein Denker ist, sagt, daß etwas noch tun müsse, damit sie nicht verhungern. „Du Schwärzer“, erobert sich Nicola, „mache Rüben aus Schnee, du kannst es ja wohl!“ „Laß mich nur nachdenken“, meint der Freund; er denkt nach. Plötzlich hat er seinen großen Einfall. „Willst du Brot essen“, fragt er Nicola, „einen riesigen Brot?“ Nicola beißt sich die Eiskrusten aus dem Bart, er ist während über diesen halbverhungerten Schwärzer mit seinem Braten.

Aber die Sache hat ihre Richtigkeit, der Mann aus dem Norden ist ein geschliffener Kopf „Nicola“, spricht er bedächtig, „Wohltun bringt Zinsen; auch du glaubst an einen Gott, der die Vesen der Erde verleiht. Den ganzen lustigen Sommer hindurch hast du Millionen geoffert und gemästet, er sah schon gar nicht mehr wie ein richtiger Hund aus, alle hatten ihn für ein kleines Schwein. Millionär wird gleich kommen, er kommt ja immer um diese Zeit. Wir werden wach sein und ihn packen. In unseren Sack stecken und braten. Danach muß der Mächtige uns noch zu

einem Schnaps verheffen, damit das fette Essen bekommt.“

Ach, auch im Winter ist das Leben lustig, wenn einen so die Braten auf viele Beinen zuläufen! „Breite den Sack schon aus“, ruft Nicola, „es laßt das liebe Nörchen, das jetzt hineinspringt!“

Nun warten sie, und das Wasser fließt ihnen im Grunde zusammen. Sie sind wohlgenut und spielen in das Schneefeldchen wie die Herren. Sie starren über die weiten frostigen, schneeverwehten und kahlen Felder auf den Waldrand hin, und sie riechen sich plötzlich auf, als ein schmeles Etwas austritt, sichernd wie ein Wolf, scheu, mager. Dann sieht Millionär die Freunde auf der Bank, immer schneller kommt er, immer größer wird er, er über den Schnee hinstiegende Mordbraten. Nicola Hände zittern, er legt den Sack auf die Knie, er lockt und schnalzt mit der Zunge.

In immer größeren Schritten fegt der ausgehangene Millionär heran, doch ein paar hundert Meter vor seinen Freunden verlangsamt er den Lauf, wittert unsicher, macht einen Halbkreis, bleibt scheu stehen — es sieht wahrhaftig aus, als ob er angestrengt überlege.

Dann lockt Nicola wieder, lockt wie eine Nachtigall, greift in die leere Tasche, und Millionär kommt einige schüchtern Schritte näher, immer ein paar Schritte näher. Aber er hat nachdenkliche Falten über der Nase, er macht einen unheimlichen Eindruck. Er sieht aus wie ein Verschärter, der ein warnendes Telegramm bekommen hat. Doch der Hunger scheint zu siegen, wie in den lustigen Sommern die Liebe siegt; alles kommt sich aus Hunger und Liebe näher. Ganz vorsichtig, ganz geduckt schneidet Millionär an seine beiden Freunde heran; jetzt, jetzt berührt er fast Nicola zerrissene Hose. Nicola blüht das Wasser im Grunde zusammen, er lüftet den Sack mit der einen Hand und mit der anderen will er den Gefährten der lustigen Tage am zottigen Kragen packen und in den Sack stecken — eine Sekunde, nur eine kleine Sekunde zu früh! Millionär springt zurück, duckt sich im Sprung, winzelt weh auf, schlägt einen inneren Kreis und rennt zurück. Immer wilder, immer unbeherrschter; kleiner und kleiner wird er, und hinter den Rücken, ganz, ganz weit weg, verschluckt ihn der dunkle, dicke Wald.

In Nicolas Augen stehen Tränen, seine Zunge wird trocken, die gleiche Zunge, die eben noch das Wasser im Grunde zusammenlaufen fühlte. „Diese widerliche Kanaille!“ sagt der Mann aus dem Norden. Er ist wütend, hungrig und enttäuscht. „Das hast du von deinen Wohltaten, du Narr, jetzt läßt er uns im Stich!“ Nicola schimpft nicht. Er sitzt zusammengesunken und fröstelt und grübelt. Er ist der bessere Denker. Er legt den Arm um den Freund Auch in ihm sitzt der Ekel vor so viel Treulosigkeit von einem Hund, nur tiefer inner. „Wunderschön nicht“, sagt er endlich und seufzt tief, „ich kenne es schon lange; Undank ist der Welt Lohn!“

Die Nachtswalbe

Die Nacht war hell und warm, die Seele schwang im Licht, als wollte sie sich Sterne pflücken. Ich lauschte tief, da kam vom Sandsteinrücken Des Ziegenmelkers surrender Gesang.

Ich stieg hinan. Da stand die wunderliche Nachtswalbe vor mir auf ein Heidehaug Zuckenden Flügelschlags. Es war, als strich Des Todes Vogel ab zum Seelenfang.

Ilse Friedrich Kamecke

Kastanienallee, bevor es grünt

Zu dem vom Himmel das schwarze Geisse, da steht das einsam und ratlos davor, dahinter des Baumes stillfunkelnde Gäste, die Sterne. O falle die Hände, du Tor,

und lob mir den Winter! Bald wird es grünen, bald megen die Blüten im Winde sich schwen. dann summen im Baume die goldenen Bienen, — aber die Sterne, die hat er nicht mehr.

Helmut Lenhardt



„Ob es wohl gut klingt, wenn ich ihm schreibe: ‚Oh, daß doch meine Lippen hundertachtzig Kilometer lang wären!?’“

Saluto lontano: "Che risuoni bene se gli scrivo: 'Magari fossero le mie labbra lunghe centottanta chilometri!'"

Die Macht des Frühlings

(fr. Billek)



Ein Nilpferd, weiblich und gesund,
Voll friedlichem Gedankenschwund,
Hält nichts vom Frühlingsüberschwang,
Noch weniger vom Vogelsang.



Die Langeweile quillt empor,
Es reißt das Maul auf wie ein Tor.
Der Vogel, frech und ungeniert,
Ist ahnungslos hincinspaziert.



Das Gähnen macht das Nilpferd faul
Und müde macht es zu das Maul.
Ob es den Vogel wohl verdaut,
Wenn es ihn nicht einmal zerkaut?



Da singt er aus dem Nasenloch,
Voll Staunen sieht's das Nilpferd noch,
Denn selbst im engen Nasenschacht
Zeigt sich des Frühlings große Macht: 5.

MEIN FREUND JOHANNES

Wir geben uns wirklich viel Mühe. Aber ganz ohne Lärm kann man nun einmal eine schwere Kiste die Treppe nicht hinunterbekommen. Vorsichtig ließen wir sie von Stufe zu Stufe hinabgleiten. Natürlich gab es jedesmal einen dumpfen Bums. Aber ist das nun wirklich so schlimm? Der Herr vom Eidgeschoß fand es schlimm. Er kam ins Treppenhaus und fragte: „Geht es nicht vielleicht doch noch etwas lauter?“

„Nicht nur etwas“, sagte Johannes, „viell!“ Und er ließ die Kiste los, so daß sie mit einem wahren Donnergewitter die Treppe hinabrutschte, gerade auf das Herrn vom Eidgeschoß zu. Der griff sich an den Kopf, lachte hysterisch auf und floh in seine Wohnung. „Sonderbar“, sagte Johannes nachdenklich. „Ich hätte watten mögen, er hätte es ironisch gemeint. Aber es hat ihm anscheinend wirklich Spaß gemacht.“

Johannes hatte eine Sekretärin. Oft kam es vor, daß er gewisse Dinge handschriftlich zu Papier brachte, die sie dann abtippen mußte. Johannes hatte eine furchtbare Schrift. Aber die Sekretärin entsifferte doch alles, was er ihr gab. Sie war ein Genie, in dieser Beziehung. Einmal aber ging es doch schief. Da las und schrieb sie ein Wort falsch. Johannes merkte es. „Na, da hab ich Sie also doch endlich mal reingelegt!“ sagte er, offenbar sehr befriedigt.

J. Bieger

BESUCH IM SCHLOSS

VON BRUNO WOLFGANG

„Ich gebe ja zu, daß es fürchterlich ist!“, sagte Herr von Maly zu seiner Frau, „aber es nützt nichts, wir müssen ihn einladen. Denn wenn er will, kann er uns enteignen und die Bahn gerade mitten durch unser Schloß führen.“

„Seit zehn Jahren war kein hoher Besuch bei uns. Es war so schön ruhig. Aber erinnere dich nur, was damals bei dem Domherrn alles passiert ist!“, seufzte Frau von Maly.

„Es wird nicht so schlimm werden. Der Ministerialrat kommt nach dem Essen und fährt noch vor dem Nachtmahl weg. Da haben wir keine große Schererei und es kann nicht viel passieren. Wir werden uns heute noch bei Martinek erkundigen, wie der Ministerialrat ist und wie man alles am besten macht. Du wirst sehen, es wird ganz gut gehen.“

So tröstete Herr von Maly seine bestürzte Frau. Dann spannte der Kutscher Hajek ein und sie fuhren zu dem Gutsnachbarn Martinek. Die Sorgen, die sich Frau Adele machte, waren nicht ganz unbegründet. Es lag eine merkwürdige Luft über dem kleinen Gutssitz des Herrn von Maly und seiner Nachbarn. Weitab von der Bahn, mit schönen Wäldern und ausgedehnten Kartoffelfeldern begrenzt, lag das naheliege Land, abgeschlossen von der hastigen Welt der Meschinen und Motoren, wie ein milder Käs unter einer riesigen Glasglocke. Das Leben ging hier seinen allhergebrachten Gang. Die slowakischen Bauern waren arm und spannten ihre mageren Kühe vor ihre Pflüge und Wagen. Aber auch die Gutsbesitzer waren nicht reich. Die eigenümliche Trägheit, die wie ein Fluidum aus der dunklen Ackererde und dem weichen moosigen Waldboden zu strömen schien, hüllte alle diese Guts- und winzigen Schloßhöfen in einen Dornrosenschlaf. Die Herren nahmen, was die gute Erde gab, nach Abzug der zwei Drittel, welche das Personal und die Bevölkerung seit uralten Zeiten gewohnheitsmäßig stahl. So lebten sie anspruchslos und behäglich durch den Wechsel der Jahreszeiten.

Es fehlte natürlich an allen Ecken und Enden. Im Haushalt des Herrn von Maly hatten durchaus nicht alle Stühle ihre vier Beine und es gab vielleicht kein einziges Stück Geschirr, an dem nicht etwas abgeschlagen war. Die wenigen Gäste, die hier und da kamen, waren schon damit vertraut und hatten es wohl deheim ebenso. Aber freilich, für einen Ministerialrat war Herr von Malys Schloß durchaus nicht eingerichtet.

Bei Martineks war der Ministerialrat vor einigen Tagen gewesen. Er war ein sehr umgänglicher Mensch, gar nicht herrlich, sondern eher sanft und still. Zur Jause hatte er Kaffee mit Gugelhupf verzehrt, den er auch bei Werners und Filipes bekommen hatte. Martinek hatte sich erkundigt. Der Ministerialrat war ein Musik- und Naturfreund. Hingegen schien er eine leise Abneigung gegen alle Weiber zu haben. Mit dem Magen war er offenbar nicht ganz in Ordnung. Nicht daß er etwa gerulpscht hätte, Gott bewahre, aber hatte sehr höflich um Speisesoda gebeten.

Das Ehepaar Maly nahm diese wertvollen Auskünfte mit Befriedigung entgegen und fuhr nach dem Kaffee gleich ab.

„Wir fahren noch über Kralowetz und nehmen gleich ein Kilo Speisesoda mit!“, meinte Herr von Maly.

Seine Gattin seufzte: „Stanislaus, glaubst du nicht, daß der Ministerialrat schon schlecht sein muß von dem vielen Kaffee mit Gugelhupf? Mit Germ ist das ein schwarzes Essen. Wäre es

nicht besser, ihm Tee mit Sandwiches zu geben? Das ist auch feiner.“

„Du hast recht. Wir kaufen in Kralowetz noch Tee, Rum, Sardinen, Rollmopse...“

„Ja, und endlich können wir die Lachskonserven verwenden, die uns Paul mitgebracht hat.“

„Ausgezeichnet. Etwas Wurst, kleine Gurken und das kalte Schweinefleisch von gestern. Der Ministerialrat wird Augen machen! Adele, jetzt können wir ganz beruhigt sein.“

Mit Päckchen reich beladen fuhren sie in der Dämmerung von Kralowetz ab und schliefen im schwenkenden Wagen alsbald ein. Daheim fragten sie noch die alte Mathilde, ob das fünfjährige Töchterchen Ade schon schlafe und nichts Besonderes angestellt habe, dann versanken sie in den gut mit mährischen Gänsfedern gestopften Betten und bald schlummerte das ganze Schloß dem großen Tage entgegen. Im Stall schneuten die Kühe und ein Käuschen schrie melancholisch in den Zweigen der alten Linden. Am nächsten Vormittag gab es viel zu tun. Zunächst mußte das Problem der Tante Sophie gelöst werden. Bei der bekannten Einstellung des Gastes älteren Damen gegenüber war es wohl besser, die Tante nicht zu zeigen. Sie war sehr alt, aber immer noch sehr lebhaft, überaus ge-

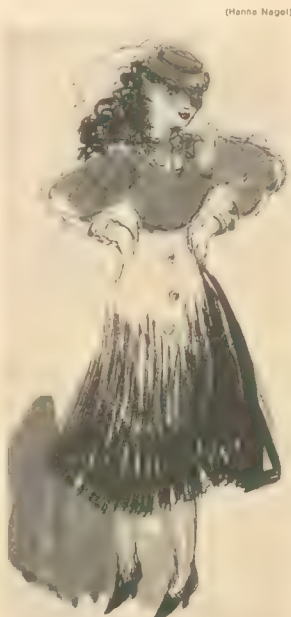
sprächig und ungemein eifrig. Zufällig hatte sie auch gerade an diesem Tage ihren Geburtstag, der stets mit einiger Feierlichkeit begangen wurde. Dann sie hatte irgendwelche verbliebenen Rechte und lastete gewissermaßen eine Hypothek auf dem Gut. Der übliche Gugelhupf war bereits gebacken. Es handelte sich nur darum, die eigentliche Geburtstagsfeier auf die Mittagessen vorzuzerlegen und durch ein Schnäpschen, das Tante Sophie gern zu sich nahm, ihr Mittagessen um ein paar Stunden zu verlängern. Dann war alles in Ordnung.

Der Vormittag war mit der Mobilisierung des Tafelgeschirrs und der Sandwichesfabrikation voll ausgenutzt. In entlegenen Zimmern und Rumpelkammern fanden sich allerlei Schüsseln, die noch zum Dienst einberufen werden konnten. Was an vierbeinigen Sesseln vorhanden war, wurde in das Speisezimmer geschafft. Die beiden wackligen Stühle, die nur links belastet werden durften, wurden in irgend einer Kämmer aufgehoben. Die gute alte Mathilde, Köchin, Stubenmädchen und Kinderfrau in einer Person, die einzige, die bei dem täglichen stundenlangen Suchen verkrampter Gebrauchsgegenstände schließlich doch alles fand, wurde wegen ihres Alters für diesen Nachmittag zu ihren Verwandten nach Kameny geschickt. Ein wenig gekränkt machte sie sich auf den Weg. An ihrer Statt wurde die hübsche junge Maruscha vom Gemüsegarten einberufen. Sie war frisch und knusprig wie das Gemüse, das ihr Vater baute, schön und bunt wie ein Blumenbeet, auf dem das Auge, auch eines Ministeriales, wohlgefallig ruhen konnte. Die kleine Ade war ein wenig ungehalten, weil ihr der Hals grundlicher als sonst gewaschen wurde und weil sie ein weißes Kleidchen anziehen mußte, das besondere Achtung verlangte. Auch Tante Sophie war beleidigt, weil die allgewohnte Einteilung geändert worden war. Sie blieb schmolend auch zu Mittag in ihrem Zimmer.

Frau von Maly erzeugte die Sandwiches eigenhändig, wobei ihr Gemahl sie mit Rat und Tat unterstützte. Er war selbst ein großer Freund belegter Brötchen und konnte sich nicht enthalten, immer wieder zu kosten. Frau Maly mußte dann das Fehlende ersetzen, bis sie ihn endlich ärgerlich ersuchte, die Küche zu verlassen. Es gab ja auch für ihn noch genug zu tun. Er mußte sich rasieren und die feinen Stiefel anziehen. Bald hörte man ihn rufen: „Verdammt, ich krieg die Luddn nicht an Maruscha, das Federweiß!“ Maruscha paitschte über die Stiege hinauf und hatte überhaupt alle Hände voll zu tun. Besonders in der Küche.

Es war schon fast vier Uhr, als der Ministerialrat mit seinem Sekretär ziemlich gerädet ankam. Zunächst zog er sich mit Herrn von Maly ins Schreibzimmer zurück und ließ sich an der Hand von Karten und Dokumenten über die Boden- und Besitzverhältnisse informieren. Dann machten die Herren einen kleinen Rundgang durch das Gut und kehrten nach getaner Arbeit in das Schloß zurück. Frau von Maly lud sie zu einer Tasse Tee ein und sie nahmen im Speisezimmer Platz. Herr von Maly bemerkte sofort, daß seine Frau gerötete Augen hatte. Sie zog ihn rasch beiseite und flüsterte ihm mit bebender Stimme zu: „Wir haben fast gar keine Sandwiches mehr. Ich glaube, das ganze Dorf ist zusammengekauft, um in der Küche zu stehlen.“

In der Tat, die Sandwichesplatten sahen aus wie ein Schlachtfeld. Allen war es unmöglich gewesen, von diesen nie gesehenen Kostbarkeiten



(Hanne Nagel)

„Diese verdammten Gummisohlen! Jetzt hat er nicht mal gehört, daß ich während mit dem Fuß gestampft habe!“

„Maledette queste suole di gomma! Adesso egli non ha nemmeno sentito con che rabbia io ho pestato i piedi!“

In der Mittagspause

(R. Kirsch)



„Schön, daß es den Frühling noch in dieser Qualität gibt!“
„Na ja, das werden halt noch Restbestände sein!“

Nella pausa meridiana: „Che bellezza che ci sia ancora della primavera di tal genere!.. — “Eh già .. saranno ancora avanzi di riserva!..

nicht gefesselt zu sein. Und alle hatten sich bedient: Maruschka, der Gärtner, der Kutscher Hajek, der Heger und seine Lebensgefährtin, die kleine Ada und sogar der Hund Teso. Mit größter Mühe wurde noch eine Platte zusammengestellt. Maruschka trug sie mit unendlicher Vorsicht die Treppe hinauf. Aber der Geist des Unheils war nun einmal im Schwunge. Maruschka, die nur an den höchsten Feiertagen Schuhe zu tragen gewohnt war, glitt aus, ließ die Platte fallen und rollte mit ihren kräftigen Hüften durch die überlebenden Sandwiches, die nun an ihrem feigen Rock haften wie ein Schuppenpanzer. Die Hühner kamen eilig herbeigelaufen und pickten die Reste auf. Maruschka heulte und mühte ebenso wie die Sandwiches ohne Dienst gestellt. Herr von Maly trieb mit bebender Stimme den Kutscher Hajek an, einzusperren, die alle Mahldiebstahl zu suchen und sofort herbeizuschaffen. Es war aufwendig wie der Film „Bring sie lebend heim!“ Im Speisezimmer hatte Frau von Maly bereits den Tee eingeeinkauft. Beim ersten Schluck verzogen die Gäste furchtlich das Gesicht. Frau von Maly stand beinahe das Herz still, als sie kostete. Der Tee war bitter wie Galle. Der Unglückskaufmann In Kralowitz hatte ihr Tausendgulden-Rat gegeben. Das war auch mit unentgeltlichen Einschuldungen nicht gut zu machen. Der Ministerialrat lachte zwar höflich. Aber in seinem Innern war gewiß ein bitterer Geschmack zurückgeblieben. Es blieb nichts übrig, als eiligst einen Kaffee zu kochen und Tante Sophie um ihren Gueghupf zu bitten. Das war peinlich und die spitzen Worte der beleidigten Tante stachen bis ins Herz. Endlich konnte serviert werden. Mahldiebstahl war eingetroffen und brachte den Kaffee mit dem Gueghupf. „Sie ist schon vierzig Jahre im Hause“, bemerkte Herr von Maly entschuldigend. In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür und herein rauschte eine Gestalt, die so aussah, als wäre sie schon vierhundert Jahre im Hause. Es war Tante Sophie, die durchaus nicht einseh, warum ihr Licht unter den Scheffel gestellt werden sollte, da sie doch seinerzeit in ihrem Salon Minister und Abgeordnete dutzendweise empfangen hatte. Sie war durch die beiden Schnäpse, die ihr Herr von Maly eingegeben hatte, hochst außergerichtet, hatte fingerdick Rot aufgelegt und stürzte sich auf den Ministerialrat wie eine Spinne, die sich jahrelang kein Bummelgasse geholt hat. Draußen fuhr ein Wagen vor. Es war der etwas entfernte Gutbesitzer Rochus Stark, der sich ein wenig zu früh erkundigen kam, wie der Ministerialrat sei und womit man ihn am besten beziehe. Er hatte seine Frau und seine Schwägerin mitgebracht. Alle drei zählten zusammen zweihundert Jahre, waren aber noch überaus ruhig. Auf Besuch war nicht geachtet. Maruschka, die sich wieder erholt hatte, schleifte hastig Stühle herbei. Doch kaum hatten sich die Gäste nieder-

gesetzt, gab es einen furchtbaren Knack. Das Ehepaar Stark sank rucklings zu Boden und die zukenden Beine hobten das Tischschub auf, so daß Kaffee, Kannen, Tassen und Gläser durcheinander kullerten. Die kleine Ada schrie vor Lachen und klatschte in die Hände. Herr Stark und seine Gattin hatten im Eifer des Gesprächs die Stühle rechts anstatt links belastet und waren umgekippt. Glücklicherweise war nichts geschehen. Herr und Frau Maly standen starr vor Schreck. Der Ministerialrat sagte verbindlich lachend: „Ich glaube, die Tante ist im wahrsten Sinne des Wortes aufgehoben.“

Man ging nun ins Nebenzimmer, um zu ruhen und zu musizieren. Verzeiwelt drehte Herr von Maly an dem Knopf des Radioapparates, der sonst den Lieblingsselbstvertrieb der kleinen Ada bildete, aber es kam immer nur eine Art Maschinengewehrfeuer heraus. Es wäre ja auch ein Wunder gewesen, wenn das Radio hier wirklich funktioniert hätte.

Der Ministerialrat erklärte nun, daß es Zeit sei aufzubrechen. Zuvor bat er noch um ein wenig Speisekost. Dafür war Herr von Maly gerüstet und konnte den höchsten Ansprüchen genügen. Auf seinen Wink enteilte Maruschka und zog gleich hinter der Tür die Schuhe aus, um schneller vorwärts zu kommen. Aber der Geist des Unheils gönnte Herrn von Maly auch diesen Triumph nicht. Der Ministerialrat begann furchtlich zu putzen und zu schlucken. Man hatte ihm statt Soda Federwölle gereicht.

Der Wagen fuhr vor. Der Ministerialrat stieg ein. Der Sekretär erschien aber nicht. Plötzlich horte man irgendwo im ersten Stockwerk klopfen und Hallo rufen. Maruschka kam hastig gelaufen und flüsterte Herrn von Maly etwas ins Ohr. Dieser stürzte sofort zu der kleinen Ada hin, die verknagte kicherte. Sie hatte den Herrn in einem kleinen unentbehrlichen Kammerchen eingesperrt und den Schlüssel Tasso ans Halsband gebunden. Es dauerte eine Weile, bis der Hund gefangen und der Sekretär befreit war. Dann schwankte der Wagen endlich aus dem Hof.

„Du wirst sehen, er wird nur die Bahn absichtlich mitten durch unter Gut führen“, klagte Frau Maly. Aber sie hatte Unrecht. Während draußen auf der Landstraße der Kutscher Hajek das linke Hinterrad, das sich losgelöst hatte, wieder befestigte, sagte der Ministerialrat zu seinem Sekretär: „Durch diese Gegend wird die Bahn nicht geführt. Ich habe es selbst in ihrem Hof, wie üblich ein Eisenbahnunglück. Das einzige, worauf man sich hier verlassen kann, ist, daß man Kaffee mit Gueghupf bekommt. Nie wieder ruhe ich einen an.“

Ein Wagen überholte die Kutsche des Ministerialrates. Er horte nicht, wie Herr Rochus Stark zu seiner Frau sprach: „Und übermorgen, wenn er zu uns kommt, machst du Kaffee mit Gueghupf. Das hat er gern.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nuckel)



Johannes nahm sich ein Paar Strümpfe aus dem Schrank. Seufzend hielt er sie zum Licht.

„O Killy! O Killy!“

„Wo fehlt es, Johannes?“

„Kannst du mir raten, durch welches der vier Löcher ich hineinschlupfen muß?“ J. H. R.

Und das geschah in einem hochvornehmen Weinrestaurant. Die dezenteste Musik spielte. Der Keller servierte den hinteren Teil eines Wildschweines. Der Gast deutete auf die Platte.

„Was ist das, Ober?“

Der Keller, verträumt, bel der Melodie:

„Das schönste Stück von der ‚Lustigen Wilwe‘, mein Herr!“ J. H. R.

Im Burgtheater gab man die Braut von Messina. Der Herr aus Oschetz schüttelte den Kopf. „Jetzt kommt das Stück hier erst heraus?“, brummte er. „Das hat man in Leipzig schon vor zwei Jahren gegeben!“ J. H. R.

Ursache und Wirkung

In Dänemark werden die privaten Banken ohne vorherige Anmeldung stichprobenmäßig von Staats wegen kontrolliert. So ein staatlicher Revisor kam im letzten Sommer in ein Landstädtchen in Jütland von rund 2000 Einwohnern zur Kontrolle einer dortigen Genossenschaftsbank, deren Kundenkreis ausschließlich aus den Landwirten des Agrar-Hinterlandes bestand. Das Städtchen schielte seine Mitbürger in der sengenden Augusthitze, während es im Banksaal schon kühl und — wo der gestrenge Beamte mit Stilmunzen feststellte, völlig menschenleer war.

Der Revisor wartete geduldig vor der Schranke für Publikumbefragung, aber als zehn Minuten vergangen waren, ohne daß jemand kam, ging er hinter die Barriere, setzte sich an den Tisch des Kassierers, prüfte den Kassenbestand und die Geschäftsbücher, ohne daß ihn eine Seele bei seiner Arbeit störte. Als er mit der Buchprüfung fertig war, ging er in das anstößende Büro des Direktors, und hier fand er die Erklärung für den Dörrroschen-Schick der Bank. Durch ein Schalterfenster konnte er in ein Hinterzimmer sehen, wo der Direktor, der Kassierer und die zwei Angestellten der Bank in ein offenbar höchst spannendes Bridge verknüpft waren.

Das war dem Revisor nun doch zu bunt, und er gedachte, den Herren eine drastische Lehre zu erteilen. Er ging an den offenstehenden Geldschrank und setzte durch einen Handgriff die Alarmvorrichtung in Betrieb, deren Lärm einen Toten wecken konnte. Dann versteckte er sich hinter einer Gardine, um die weitere Entwicklung abzuwarten.

Zunächst geschah gar nichts, die vier Herren spielten ungestört weiter. Aber nach wenigen Minuten öffnet sich die Tür und schlüpfende Schritte näherten sich dem Versteck des Revisors. Vorsichtig steckte er den Kopf heraus und sah — den Kassierer des benachbarten Gasthauses, vorwiegend ein Tablett mit vier Glas schäumenden Bieres balancierend, offenbar laut Vereinbarung die Wirkung der Inbetriebsetzung der Alarmvorrichtung...

Das abenteuerliche Huhn

Von Peter Scher

Ein Huhn verfaumte seine Pflicht und legte seine Eier nicht dorthin, wo man wohl mündigen kann, sondern brach' es fe nebenan.

Der Nachbar, prall von Biebefinn, trug fe gleich zur Nachbarin und bat noch obenbrein, dem Huhn nicht Ehrenrührige anzutun.

Da sprach das Huhn: Wie ist der Mann doch gar so ehrbar, feht ihn an; nun leg ich, weil es mir lo paßt, dort, wo, wer rollt, den Schan erlaubt.

Ganz ungeniert am Straßenrand eröffnete es einen „Stand“, also ob gerade Jahrmarkt fe, und schon kam ein Solbar vorbei.

Der büchte sich und schien vergnügt, also mürb' ihm Gutes zugefugt, dann blickt' er rot ein Heiliger, doch ging er etwas eiliger.

Das Huhn tat hüftig, rot es folkt', es hatt' nur eben mal gemollt, daß ein Erlebnis lo wie die ihm feilich feine Freiheit ließ.

Kronos und der Mord von Katyn

(Wilhelm Schütz)



„So oft wie in letzter Zeit hat sich meine Feder noch nie gesträubt!“

Kronos e la carneficina di Katyn: "Mai la mia penna s'è tanto arricciata come negli ultimi tempi!,"

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Almosen für Australien

(Wilhelm Schulz)



„Es bleiben alle Fenster zu, wenn betteln kommt das Känguruh!“

Elemosine per l'Australia: „Le finestre ognun bada di serrare, quando il canguro viene a mendicare!..“



„Die Eingeborenen glauben, die Menschenseele fahre in ein Schwein!“
 „So — so — umgekehrt habe ich es mir schon manchmal gedacht!“

“Gi' indigeni credono che l'animo dell'uomo passi in un porco!.. — “Ah, così? ... Io invece talvolta pensavo che avvenisse il contrario!..”

DIE BEIDEN PRINZEN

VON HEINZ SCHARPF

Es war einmal ein alter König, der nahm eine junge Frau.

Alle Könige nehmen gern junge Prinzessinnen zur Frau, dafür schenken alle Prinzessinnen wieder lieber jungen Landesherrn ihre Gunst. Seine Majestät sah, ohne daß man sich einer Majestätsbeleidigung schuldig gemacht hätte, aus wie ein geknickter Nußknacker. Eine sehenswerte Kartoffelfase stand ihm leuchtend im Gesicht, das auch ansonsten durch nichts verschönt wurde. Zu viel zu kurzen Beinen trug er viel zu lange Ziehharmonikahosen und wenn er lechte, meckerte er wie ein alter Ziegenbock. Das Volk nannte ihn nur den guten König Meckerbert, denn es liebte ihn, weil es unter seiner Herrschaft ebenfalls nach Herzenslust meckern durfte.

Die Staatsgeschäfte führte sein treuer Seneschall, der nach dem Motto: „Leben und leben lassen!“ in erster Linie selbst nicht schlecht lebte. Seine Familienangehörigen hatte er alle in hohen Staatsstellen untergebracht, sein Sohn war Kommandant der Palastwache.

Als die junge Prinzessin ins Schloß einzog, wurde sie von allen Seiten lebhaft beobachtet, dann sie war anzusehen wie ein junger Malientag, an dem die amtliche Wetterprognose schlechtes Wetter prophezeit hatte, so schön. Auch dem Kommandanten der königlichen Leibwache sammt seiner Mannschaft tat sie herzlich leid.

An der Schwelle des Schlosses erwarteten sie nach altem Brauch die Wunschfeen. Die böse Fee

Plullinde trat vor und verwünschte ihren Eingang mit den Worten: „Nicht einen Erben sollst du dem Lande schenken.“ Drauf lächelte sie hämisch und verschwand, nicht gerade einen himmlischen Duft zurücklassend.

Das kränkte die gute Fee Karamella, die ebenfalls zu Ehren der Prinzessin erschienen war. Da

sie aber nach den bestehenden Feengesetzen den Wunsch Plullindens nicht zunichte machen konnte, wünschte sie der Prinzessin statt des einen mißgünstigen Erben einfach deren zwei. Drauf lächelte sie gütig und verschwand in einer Wolke von Patschuli.

Und richtig, nach war kein Jahr vergangen, erdröhnten vom Schloß 202 Kanonenschüsse, die die Geburt von königlichen Zwillingen männlichen Geschlechts, zu sechs Pfund das Stück, anzeigten. Das Volk jubelte, der König meckerte, der Seneschall rieb sich die Hände und die Hofschatzen kamen aus dem Erstaunen nicht heraus.

Wieder erschienen die Wunschfeen, ungerufen wie immer, voran die böse Fee Plullinde. Gütig sah sie nach dem König, der stotzgeschwellt mit leuchtender Kartoffelfase und in seinen Ziehharmonikahosen nußknackerischer denn je dem freudigen Ereignis gegenüberstand. Sie überlegte nicht lange, sondern legte den beiden Knaben den hämischen Wunsch in die Wiege: „Ihr sollt ganz so werden wie euer Vater!“ Dabei sah das Biest feixend nach der guten Fee Karamella, als wollte sie sagen: „So, jetzt hast du den Salati!“

Aber Karamella lächelte nur gütig und schloß sich ebenfalls dem Wunsch der bösen Fee an, worauf diese höchst erboti wieder entschwebte, diesmal einen noch weniger palastfähigen Geruch zurücklassend. Und der Wunsch der Feen erfüllte sich.

Die beiden Knaben wuchsen heran und sahen ganz ihrem Vater ähnlich. Sie waren gleich klug und schön und, wie die Palastdamen tuschelten, dem eingangs erwähnten Kommandanten der Palastwache wie aus dem Gesicht geschnitten.

IM VORORTZUG

Viehhundertmal durchfuhr ich diese Stredie,
 ich henne jeden Baum und jede Hecke.
 Und doch ist sie mir immer wieder neu.
 Wer Augen hat, weiß nichts vom Eitelkeit.

Betreffe der meisten Menschen in dem Wagn
 lßt sich, Gott Lob und Dank, das gleiche sagen.
 Ich schau' sie an, bald offen, bald verfleht,
 und habe stets noch irgendwas entdeckt,

was neu und wert ist, daß man es bedenke.
 Nur manchmal spintet das Schicksal seine Ränke
 und legt mir Lebewesen vis-à-vis,
 die störend sind für meine Theorie,

indem sie mir den ältesten Senf erzählen
 und mich mit hochbetagten Witen quälen.
 ... Was für das Auge gilt (confer tuor!),
 gilt heinewegs zugleich auch für das Ohr.

Ratatoehr



„Wenn man bedenkt, daß ich vor dreieinhalb Jahren noch den Herrn spielte — und jetzt nur noch den Diener!“

Mutamento di parte di John Bull: „Se si pensa che tre anni e mezzo fa lo facevo la parte di padrone e adesso ... non faccio che quella di servitore!..“

DIE KLEINE SEELE

VON M. MATSCHKOVITSCH-KERN

Am 28. September erhielt Luka Frikovitsch folgende Aufforderung:

„Sie werden ersucht, sich am sonntagsvielten um die und die Zeit in dem und dem Amtsgebäude, Zimmer Nummer sonntags einzufinden. Falls Sie dieser Aufforderung nicht Folge leisten, werden Sie zwangsweise vorgeführt.“

Der Mann lies sich das durch und segte zu seiner Frau:

„Da, ich bin für Freitag vorgeladen.“

„Warum?“

„Das steht nicht da.“

„Besser wäre es, du gehst gleich morgen hin, denn am Freitag hast du sowieso keine Zeit.“

Und Luka machte sich am nächsten Morgen auf den Weg in das betreffende Amtsgebäude. Aber er kam zu früh. Die Parteien wurden erst ab zehn Uhr empfangen und jetzt war es kaum neun. Also spezialisierte er eine gute Stunde lang auf und

ab und ging dann um zehn Uhr wieder ins Amt. Der Beamte nahm die Aufforderung entgegen, holte das entsprechende Aktenstück hervor und war schon dabei, es aufzuschlagen, als er plötzlich bemerkte, daß der Mann erst für Freitag beordert war. Er schaute Luka verdrießlich an und sagte vorwurfsvoll:

„Ist heute Freitag?“

„Nein, Mittwoch!“

„Was wollen Sie also? Können Sie nicht lesen? Da steht doch, daß Sie sich am Freitag melden sollen.“

„Ja, aber ich habe am Freitag keine Zeit.“

„Das tut mir sehr leid, aber was geht mich das an? Wenn man Sie hierher ruft, müssen Sie eben Zeit haben!“

„Sagen Sie mir wenigstens, wozu es sich handelt.“

Aber der Beamte wollte nicht: sollte der da nur

fühlen, daß er da nicht so irgendein Schreib-
berling war, sondern daß er eine Macht hatte.

Als Luka am Freitag wiederkam, erklärte ihm der Beamte wichtig, daß er sein Gesuch vom 3. April zu wenig taxiert hätte, und daß er noch weitere Stempelmarken aufkleben müsse.

„Und das konnten Sie mir vorgestern nicht sagen?“

meinte Luka vorwurfsvoll

„Oho, das soll wohl eine Kritik sein?“ regte sich der Beamte auf.

„Wenn auch nicht gerade eine Kritik, aber ich meine doch, daß ihr Herren Beamten nicht dazu da seid, das Volk zu quälen, sondern um ihm zu helfen.“

Entweder wirkten nun Lukas Worte so stark, aber vielleicht war auch das Lebenslicht des Beamten in diesem Augenblick abgebrannt, jedenfalls griff er sich plötzlich aufstöhnend an die Brust, sackte zusammen und fiel leblos zu Boden... und seine kleine Seele flog schnurstracks hinauf in den Himmel vor das ewige Gericht...

Der morsche Baum - L' albero fradico

(A. Paul Weber)



„Wessen Seele bist du?“ fragte der Amtsdien-
er des himmlischen Gerichtes.

„Ich bin die Seele des Kajejan Pischmoll, eines
Beamten“, flüsterte der Schatten.

„Du bist zu früh gekommen. Es ist erst elf Uhr und
wir hier fangen genau zur Mittagsstunde an. Setz
dich da hin und warte.“

Pischmoll setzte sich und der Amtsdien-
er zündete sich eine Zigarette an.

Beide schwiegen. Kajejan's Augen wanderten in
dem großen Saal umher und blieben an einer
großen Waage hängen.

„Was ist denn das?“

„Eine Waage.“

„Und was wiegt ihr da?“

„Die Sünden. Du kommst auch auf die Waage.“

„Oh, ich habe keine Angst! Ich bin sündenfrei.
Mein Gewissen ist rein wie das eines kleinen
Kindes. Wenn es irgend jemand wirklich verdient
hat, in den Himmel zu kommen, dann bin ich das,
ich, Kajejan Pischmoll.“

„Bescheidener, du Grünlings, bescheidener!“

„Warum bescheidener? Was konnte ich schon sün-
digen? Nehmen wir z. B. die Fastentage. Ich habe
sie alle eingehalten.“

„Lächerlich, als ob das dein Verdienst wäre! Wenn
dein Gehalt nur weiter gereicht hätte! Nun, und
wie warst du in deinem Dienst?“

„Im Dienst? Oho, fragt nur meine Vorgesetzten!“

„Und was hast du gemacht?“

„Ich habe die Parteien aufgerufen und ihnen die
Entscheidungen ausgehändigt.“

„Ach, du bist dieses Vögelchen? Du Unglücks-
rabe, gerade vorgestern war von dir die Rede.
Du warst also dieser kleine Inquisitor! Na, du
wirst schon dein Teil bekommen!“

Der Amtsdien-er warf seinen Zigarettenstummel
weg und schwieg.

Bald darauf öffnete sich die Tür und der himm-
liche Senat schritt in den Saal.

„Wieder ist alles voller Staub! Nimm einen Fei-
zen und putz das da ab!“ befahl einer der hohen
Herren dem Diener. Der schaute sich um und
konnte keinen Staubfeizzen finden.

„Na, dann nimm doch das da!“ meinte der Rich-
ter und wies auf die Seele des Kajejan Pisch-
moll. —

Sie war so klein und unscheinbar, daß es sich
gar nicht lohnte, über sie ein Urteil zu sprechen.
Aber als Staubfeizzen konnte sie noch ganz gute
Dienste leisten.

(A. d. Kroatischen von Dorothea Müller-Neudorf.)



„Ihr habt Glück gehabt! Wenn nicht auf der ganzen Welt Krieg wäre, hätten wir Euch nicht entdeckt und Ihr hättet nie erfahren, daß es eine automatische Maschinenpistole gibt und wozu sie dient!“

Il portafortuna dagli USA.: „Avete avuto fortuna! Se non ci fosse la guerra in tutto il mondo, noi non avremmo scoperto Voi e Voi non avreste mai saputo che c'è una pistola automatica e a che uso essa serve!“,

MEIN FREUND JOHANNES

Frau Johanna liebte es, von Zeit zu Zeit die Möbel in allen Zimmern umzugruppieren. Johannes aber liebte das gar nicht.

„Warum tust du das nur immer?“ fragte er. „Ich mag nicht Tag für Tag die gleiche Umgebung um mich haben. Das ist so ermüdend und eintönig! Das neue Gesicht des Raumes aber regt an“, erklärte Frau Johanna.

„Gewiß“, sagte Johannes und verließ das Zimmer. Es war später mußte Frau Johanna den Klempner

holen, weil Johannes bei dem Versuch, der Toilette ein neues Gesicht zu geben, einiges zerbrochen hatte.

*

Es kann jedem mal geschehen, daß er vergißt, ein Taschentuch einzustecken. Mir geschah es, als ich Johannes einst besuchte. Und ich merkte es erst, als ich schon bei ihm war. „Kennst du mir ein Taschentuch leihen, Johannes?“ fragte ich.

„Weißt du es bist!“ sagte Johannes. „Aber gib es mir bald wieder.“

Als ich es entgegennahm, stellte ich fest, daß es eins war, das ich ihm irgendwann mal geliehen hatte. Lächelnd machte ich ihn darauf aufmerksam. „Dann gib es mir bitte sofort zurück“, sagte Johannes schnell.

„Das ist aber ein recht sonderbares Verlangen. Wie willst du das begründen?“ fragte ich erstaunt.

„Na, sonst findest deine Frau es erst bei dir, und dann sehe ich es ja nie wieder“, erklärte Johannes.

J. Bieger

GERICHTSBARKEIT IN PRINCETOWN

VON WILHELM GROSS

Schon damals, als er noch zur Schule ging, entpuppte Erik Südeikum sich als juristische Begehung von Format, wir prophezeiten ihm eine großartige Karriere. So bestand er denn auch sein juristisches Abschlußexamen mit Auszeichnung und erhielt in einer kleinen dänischen Stadt bei einem Advokaten Anstellung als Bevollmächtigter.

Und seine Tätigkeit wurde zu einem Wendepunkt in der Gerichtsbarkheit des Städtchens. Es fing damit an, daß er es als Verteidiger eines Mannes, der einen kleinen Diebstahl begangen hatte, in glänzender Verteidigungsrede durchsetzte, daß der Angeklagte freigesprochen und Anklage gegen den Bestohlenen erhoben wurde. Eine beispiellose Glanzleistung, die seinen Namen berühmt machte. Und die ihm zahlreiche Klienten zuführte, deren Interessen er dann ebenso mit bestem Erfolg vertrat.

Bis eines Tages auf Beschluß der Stadtväter seiner Wirksamkeit ein Ende gesetzt wurde, indem der Bürgermeister seinem Chef nahelegte, den hoffnungsvollen jungen Mann zu entlassen. Welches bald geschah.

Doch Eriks Schwester, die in Amerika verheiratet

war, schrieb ihm, er möge sofort kommen, denn das Land der goldenen Freiheit warte auf sein großes Können.

Seitdem verschwand Erik aus unserem Gesichtskreis.

Doch nach einiger Zeit traf ich ihn zufällig auf der Straße wieder.

„Nanu, schon wieder da?“ rief ich erstaunt. „Ich glaube, dir gehe es dort drüben so glänzend! Er aber wohnte heftig ab. „Das verstehst du nicht, mein Lieber. Daran sind die amerikanischen Verhältnisse schuld. Die sind nun mal ganz anders als bei uns. Komm', ich will es dir erzählen.“

Und in einem kleinen Restaurant bei einem Glas Bier erzählte Erik denn

„Ich reiste also zu meiner Schwester. Der Ort lag unmittelbar an der amerikanisch-mexikanischen Grenze und zwar lag die eine Hälfte auf amerikanischem Boden und hieß Princetown — die andere dagegen, San Berholomé, auf mexikanischem Territorium. Da ich nun aber keine amerikanische Einreiseglaubnis erhielt, ließ ich mich in San Berholomé nieder. Später siedelte ich dann heimlich nach Princetown über. Was ich ohne Bedenken tat, da mein Schwager dort Sheriff ist.

Es dauerte denn auch gar nicht lange, so hatte ich mir eine gute Praxis geschaffen. Mein Schwager verhaftete die Leute, und ich sprach sie hernach frei. Ein lohnendes Geschäft! Übrigens, bei dem auch der Gerechtigkeit hier und da Genüge getan wurde.

Da erschien mein Schwager eines Tages in meinem Büro.

„Du“, sagte er, „ich habe gestern den ‚Roten Tom‘ wegen Mordes verhaftet.“

Das verwunderte mich. Denn der ‚Rote Tom‘ war meines Schwagers rechte Hand auf seiner Farm. Sehr erstaunt sah ich drein.

„Ich war leider dazu gezwungen“, fuhr er erklärend fort. „Denn ich bin Sheriff in einem Lande, in dem die Gerechtigkeit der oberste Grundsatz der Verfassung seiner freien Bürger ist. Doch du mußt nun alles dazusetzen, daß Tom so bald als möglich vom Gericht freigesprochen wird.“

Und er schilderte mir die Einzelheiten des Falles. „Es war gestern Abend in McKellys Schenke. Tom stand an der Theke und schlürfte nichtsahnend einen Whisky, als plötzlich ‚Maulosel-José‘ das Lokal betrat.

Du mußt wissen, José ist Mexikaner und ein

(Fr. Billek)



Fröhlicher Olymp

Il giocondo Olimpo

„Sag', alter Graukopf, wer bist du denn?“

„Mein Name ist Bacchus — wir kennen uns vom humanistischen Gymnasium her!“

„Dimmi, testa grigia, chi sei tu mal?, — „Il mio nome è Bacco. Noi ci conosciamo dal tempo del ginnasio umanistico!..“

hitziger Bursche, der rasch den Revolver zur Hand hat.
Der also hörte sich Tom, „Hallo Tom! Wie geht's dir denn, du Stinktier?“
„Danke. Und was tust du hier, du mexikanisches Schwein?“

So standen sie und tobten sich eine ganze Weile zum Gaudium der anderen gegenseitig an. Der Wirt begann schon die Flaschen und Gläser fürsorglich in den Hof hinauszuschaffen — denn wer würde ihm den Hof schaden bezahlen, wenn die Schießerei einsetzte?

Aber es geschah vorläufig nichts. Bis denn José grob zu werden begann, „Bildst dir wohl ein, hundstergroßartiger Amerikaner zu sein!“ hieß es. Eine Beleidigung, die Tom natürlich nicht auf sich sitzen lassen konnte. — Im nächsten Augenblick lag José am Boden ausgestreckt mit einem winzigen Loch in der Stirn.

„Ich hätte ja nun als Amerikaner ob dem Tom zugefügten Schimpf beide Augen zugehen“, schloß mein Schwager seinen Bericht, „aber ich bin Sheriff und neben mir ständen ein Dutzend Männer als Augenzeugen. Doch nun, wie gesagt, steh, daß du ihn schnellstens wieder freibeikommst! Denn in der nächsten Woche beginne ich mit der Schur der Schafe und da brauche ich ihn dringend! Ich werde darum bereits für Übermorden die Gerichtsverhandlung ansetzen.“

„Es wird schwierig sein, ihn freizubekommen“, bemerkte ich.

Mein Schwager wurde ärgerlich. „Wenn es einfach wäre, brauchte ich keinen Rechtsanwalt! Doch das eine sage ich dir: alles, was in diese Sache geht, muß sich streng an die Regeln der amerikanischen Gesetze halten. Ich bin Sheriff und halte daran, daß strikte Gerechtigkeit walte!“

„Im — ja“, meinte ich daraufhin. „Da bliebe nichts weiter übrig, als auf Totschlag entsetzt Mord zu plädieren. Auf Mord steht Erhängen, das Tom auch Zuchthaus. Wenn man jedoch den Paragraphen über geistige und seelische Minderwertigkeit in Anwendung bringen könnte, käme er vielleicht mit einem Jahr Gefängnis davon.“

Mein Schwager griff diesen Gedanken mit Begeisterung auf. „Ich bin Tom Arbeitsgeber, ich kenne ihn wie kein zweiter. Ich werde ihm das Zeugnis ausstellen, daß er der größte Schwachkopf auf Gottes Erdboden ist, ein unmündiges Kind, das nicht mit einem Schiobelen umzugehen versteht. Und daß er es nur einem gutigen Geschick zu verdanken hat, daß er sich nicht selbst totschuß! Aus purem Mitleid nur nahm ich ihn in mein Haus auf.“

Ich besuchte Tom in seinem Arrest und setzte ihm den Plan meiner Verteidigung auseinander.

„Nun gut“, erklärte er, „für den Fall, daß Sie mich vor dem Gehängewort bewahren, zähle ich Ihnen funfthundert Dollars. Im anderen Falle aber jage ich Ihnen eine Kugel durchs Hirn!“

Darauf suchte ich den Vorsitzenden der Gerichts geschworenen auf — einen alten weißbärtigen Pelztierjäger.

„Ich zähle Ihnen hundert Dollar, wenn es Ihnen gelingt; die Geschworenen dahin zu beeinflussen, daß sie auf Totschlag und nicht auf Mord erkennen“, beschloß ich meine Rede.

„Wenn es sich so verhält“, meinte der Alte nachdenklich. „Sie müssen es ja besser wissen, denn Sie sind ja Rechtsanwalt.“

Und der Tag der Gerichtsverhandlung kam. Zugegeben, ich war ein blühendes Aufgeputz. Doch ich vertraute auf meine bewährte Eigenschaft als Verteidiger.

Der Vertreter der öffentlichen Anklage ergiff als erster des Wort. Er schilderte den Ermordeten als ein Wesen, reiner und unschuldiger als die Engel, und seinen Tod als unersetzlichen Verlust für die mexikanische Nation.

Dann nahm er sich Tom vor. Und er zählte alle großen Verbrechen auf, die in Amerika in den letzten fünfzig Jahren begangen waren. Wenn auch andere für diese Untaten abgeurteilt seien, Tom wäre der eigentliche Kürzel Kürzum, er müsse gehängt werden! Zum Segen für die Menschheit,

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(19. Nocturn)



Auf dem Programm eines Wilhelm-Busch-Abends fand ich folgende reizende Zusammenstellung. Das Programm schließt mit „Abenteuer eines Jungesellen“, worauf der Satz folgt: Regieansprüche bei Fliegeralarm bestehen nach der Vorstellung nicht.

F. K. H.

und als ein unvergänglichs Ruhmesblatt der Gerichtsbarkeit in Princeton.

Nun war die Reihe an mir. Ich sagte meinem Vorredner ein paar unverbindliche Schmeichelein und erklärte, mich seinen Ausführungen voll und ganz anschließen.

„Aber, meine Herren Mexikaner und Amerikaner“, fuhr ich alsdann fort, „der Anklagevertreter hat leider einen doppelten Fehler gemacht — Tom Buck So wie er dort auf der Anklagebank sitzt, scheint er ein Mensch wie alle anderen zu sein. Aber das ist nur Schein.“

Und ich las die Erklärung vor, die mein Schwager über Tom Gefängnisentlassung abgegeben hatte. Sie blieb nicht ohne Eindruck auf die Zuhörer.

„Meine Herren Mexikaner!“ fuhr ich dann fort. „Wenn solch ein Mann zu Ihnen käme und Sie Schwein, Stinktier, Kinderscheißer, Ketzer oder Irreger schimpfte, so würden Sie ihn doch nur auslachen und einen Narren heißen. Denn Sie wissen es selbst, daß Sie herrliche und freie mexikanische Bürger sind.“

An die Amerikaner gerichtet aber sprach ich weiter. „Was aber, meine Herren, würden Sie tun, wenn solch ein Narr käme und Ihre Nationalität und damit Ihr stolzes Vaterland beschimpfen würde?“

Ein dumpfes Gemurre entstand unter den Zuhörern.

„Ich glaube nicht, daß José Miguelis sich Bessere dabei gedacht hat. Es war gewiß nur ein Spaß, ein unglückseliger Spaß. Denn daß es ein solcher nicht gewesen wäre, dazu schätzen Mexikaner und Amerikaner einander viel zu sehr.“

Doch leider erkannte Tom — man muß ihm seine Beschränktheit zugute halten — den Spaß zu spät. Das Geschworne ist daher als trügerischer Unfaut anzusehen und als nichts anderes. Ich stelle dann Antrag, auf Totschlag zu erkennen und Tom zu dem im Gesetz vorgesehenen Mindeststrafe von einem Jahr Gefängnis zu verurteilen.“

Ich machte den Richtern eine Verbeugung und trat ab. Dabei beschloß ich mir die Zuhörer. Viele hatten Tränen in den Augen, andere lächelten Tom ermutigend zu. Die Geschworenen aber machten, als sie sich zur Beratung zurückzogen, unerforschliche Gesichter.

Der Gerichtsdienster nahm neben Tom Aufstellung. Das benehmte mich. Denn Tom brauchte nun ja nur die Hand auszustrecken, um dem Beamten den Revolver aus der Tasche zu ziehen. — Es dauerte eine Viertelstunde — eine halbe — eine ganze. Die Geschworenen karrten nicht zu-

Der Schorsch steht vor Gericht wegen Beleidigung.

Sagt der Richter: „Sie haben zum Martin Kleinfeld gesagt: „Du kennst mich kreuzweis...““
„Na“, sagt der Schorsch, „das ist net wahr, kreuzweis hab' i net g'sagt.“

A. F.

Die Geschichte beginnt, wie alle Anekdoten über diesen Gegenstand, damit, daß ein berühmter Gelehrter in einem Vortrag über Weltallfragen vom kosmischen Schicksal unserer Sonne sprach und ihr nur noch eine begrenzte Lebensdauer von — sagen wir: zehn Millionen Jahren zumaß; dann würde sie ausgebrannt sein, und damit wäre dann natürlich alles aus. Auch diesmal meldete sich aus der Hörerschaft die uns allen bekannte Dame, die sichtlich vorstolz wissen wollte, ob sie wirklich gehört hatte. Zehn Millionen Jahre? Der Gelehrte bestätigte es. Aber diesmal spielt die Geschichte in Wien, und er hatte das schuldbehaftete Gefühl, die Dame vielleicht unbillig erschreckt zu haben. Infolgedessen rückte er mit einer weilmännlich beschwichtigenden Handbewegung die Frage ins Reich der tröstlichen Ungewißheit und fügte hinzu:

K. L.

„Approximativ.“

rück erst nach drei Stunden kamen sie. Die Geschworenen haben auf Totschlag erkannt! verkündigte ihr Vorsitzender, der alte weißbärtige Pelztierjäger.

Tom wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Allseitiger Jubel brach aus und man beglückwünschte mich. Auch mein Schwager trat er mich heran. Er steckte mir die funfthundert Dollar zu, die er einstweilen für Tom ausgeliegt hatte.

Am nächsten Tage suchte mich der alte Pelztierjäger in meinem Büro auf.

Sogleich zählte ich ihm die hundert Dollar aus. Ruhig steckte er sie ein und sagte: „Ich war bei Tom. Er ist nun da. Böse auf Sie!“

„Böse auf mich?“ Ich war erstarrt.

„Ja wohl. Wenn er aus dem Gefängnis kommt, will er Sie über den Haufen knallen! Ich erzählte ihm nämlich, was für Mühe ich mit den anderen Geschworenen gehabt habe. Ich schlug Bill Jones zwei Zähne aus, Jonny Kellerson ließ ich zum Fenster hinaus und den Mexikanern drohte ich, sie niederzuknallen. Aber schließlich setzte ich es doch durch, daß sie geschlossen für Totschlag stimmten.“

Die anderen wollten Tom also gehängt sehen? Gehäng! I bewahr! Freigesprochen wollten sie ihn haben! Weil Sie doch so gut gesprochen hatten. Davon wollte ich aber natürlich nichts wissen.

Dann war es an der Reihe des alten Pelztierjäger. Justiz! Schließlich gibt es ja auch noch Gesetz und Gerechtigkeit in den Staaten, und wozu sind dann die Rechtsanwaltschaften da? —

„Ja, siehst du“, schloß Söderkamph sein Bericht. „Das also ist der Grund, weshalb ich Amerika wieder verließ. Ich reiste ab — eine Woche bevor Tom aus dem Gefängnis kam. Ich habe beileibe kein Faßgung — doch sicher ist sicher.“

Mein Schwager meinte dann auch, daß es die beste Lösung sei, die fatale Angelegenheit aus der Welt zu schaffen. „Denn“, sagte er beim Abschied, „das würde ja zu ärgerlich sein, sowohl für mich wie für deine Schwester, wenn dir hier ein Leid geschehen sollte. Du wirst sicher von der dann dem Mörder freigesprochen werden würde. Doch gar nicht auszudenken wäre es, wenn man Tom verurteilen und ich ihn schließlich ganz und gar verlieren würde, wo ich ihn doch schon ein Jahr entbehre.“

Na, und so fuhr ich eben zurück. Und das war — scheint auch mir — wirklich die beste Lösung.“ Ich nickte nachdenklich. „Ja, das schien auch mir die beste!“

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

GEHROCKS BÖSER GROSSVATER

VON HEILWIG VON DER MEHDEN

Kind hatte ich einen Freund von der Sorte, so Eltern nicht besonders gern als Spielkameraden ihrer Kinder und vor allem nicht ihrer wohl-erzogenen kleinen Mädchen sehen. Aber ich war ihm treu ergeben und bewunderte ihn sehr, denn er unterschied sich in allem interessant von meinem sonstigen Bekanntenkreis. Schon rein äußerlich: er besaß weder einen Sonntags- noch einen Schulanzug und was der lästigen Dinge mehr, sondern seine Bekleidung war gleichförmig wie das Fell der Tiere und bestand aus einem Trainingsanzug, und was für einem! Es war ein Erststück irgendeiner mildtätigen Seele, die sich jedenfalls mächtig in der Größe von meinem Freund unterschieden haben mußte, denn er konnte die Hose bis unter die Arme ziehen, und die Jacke reichte bis zu den Kniekehlen. Wir Kinder hatten diese Gewandung ohne jäh Boshheit den „Gehrock“ getauft, weil sie so feierlich aus- sah, und allmählich übertrug sich dieser Name vom Kleidungsstück auf den Besitzer. Der Gehrock also hatte noch andere bemerkenswerte Eigenschaften beispielsweise brauchte er sich nie den Hals zu waschen, wollte Cowboy werden, und hatte eine Unmenge von Flücken auf Leder, aber dafür keinen Vater, noch nicht einmal einen toten.

Aber er hatte einen Großvater, der mehr aus- machte als zwanzig gewöhnliche Väter zusammen- genommen: der war ein sehr schlechter Mensch, so schlecht, daß man ihn uns in der Schule als Beispiel für das vorhielt, was aus uns würde, wenn wir unsere Aufgaben nicht machten. Er schimpfte den ganzen Tag, mal laut, mal leise.

Laus über die Regelung, die schlechte Qualität des Schnapses, die Pastoren und Autofahrer, und leise auf das amstelige Leben, das so ein alter Mann führen mußte. Zwischenmenschlich verprügelte er seine Tochter, seinen Enkel und jeden Hund, der ihm über den Weg lief. Wenn er nicht gerade betrunken war, paßte er abends für ein paß Groschen auf, daß wir Kinder nicht in den Neu- baubau spielen, und entdeckte er uns dabei, ver- trieb er uns mit Ziegelsteinwürfen. So böse war er! Und eines Tages war er tot.

Meine übrigen Freunde und ich erfuhren es durch den Gehrock, der ernst und feierlich im Son- ntagsanzug eines wohlhabenderen Veters auf uns zugewandt kam. Wären wir etwas älter und den Forderungen feinen Benehmens mehr ge- wachsen gewesen, hätten wir ihn gewiß unserer Beileidschicht verschickt. So sprach aber nach einem Moment nachdenklichen Schweigens meine Schwe- ster das aus was wir alle dachten:

„Ob er wohl schon in der Hölle ist?“
„Kannste dich drauf verlassen!“ antwortete der Leidtragende stolz, denn schließlich hat ja nicht jeder so enge Beziehungen zur Hölle.

„Wie sieht er denn aus?“ fragten wir weiter. Die Entgegnung war ein unbestimmtes „Och“, des viel- und auch wieder gar nichts aussagte. Un- sere Neugier war aufs höchste gespannt, und ich hätte alle meine Spielsachen oder wenigstens beinahe alle darum gegeben, die leblose Hölle einer Seele, die schon in der Hölle schmorte, zu betrachten. Der Gehrock, dem ich das sagte, putzte sich die Nase nachdenklich am Ärmel des vertierlichen Anzugs ab, ehe er uns verkündete,

war ihm zwanzig Pfennig zahle, dürfe seinen Großvater mal begucken.

Nach ungefähr einer Stunde stand ich mit meiner Schwester vor Gehrocks Haus, in der Hand eine zusammengepreßte geschmackvolle Kombination von Heckenrosen, Stiefelmütterchen und Vergi- meinisch, die ein hochrotes Haarband wunder- hübsch, nur ein bißchen fest, zusammenhielt. Die Großmutter öffnete uns, murmelte etwas von „guten, braunen Kinderchen“ und führte uns dann zum lieben Verstorbenen.

Da lag er nun ausgestreckt auf seinem Bett, und es war totentstilt im Zimmer, nur draußen auf der Dachrinne zankten ein paar Spatzen. Und diese Stille war neben der Tatsache, daß er einen Schlips umhatte und ein langes weißes Hemd trug, das Überaschendste für mich; denn niemals war mir der Gedanke gekommen, daß es auch einmal eine Zeit geben könnte, wo das Gehrocks ewig schimpfende Großvater ganz verstummen würde. Und nun schwieg er nicht nur, sondern ganz friedlich aus, kein bißchen wild und verkommen. Sein langes weißes Haar, das sonst wie ein zottiges Fell um seinen Kopf stand, war glattgekämmt, und seine Hände hatte er gefaltet, als ob er betete. Ich fand das geradezu un- gehörig, wo er doch in der Hölle war.

Und dann tat er mir plötzlich leid. Ich stellte mir vor, wie er im weißen Hemd mit dem blauen, lustig rotgeputzten Schlips und den sauber- gekämmten silbernen Haaren vor der Himmels- tür stand, wo man ihn nicht einließ, sondern zur schwarzen Hölle hinabjagte, obwohl er jetzt so milde und brav aussah. Vor lauter Mitleid verzich ich ihm alle Ziegelpfeile, mit denen er nach mir geworfen und mich manchmal auch beinahe getroffen hatte. Jedoch dabei fielen mir alle seine schwarzen Taten ein, was mich vollkommen ver- wirrte, denn nun fand ich es wieder recht und billig, daß er in der Hölle weilte, trotz seines weißen Hemdes und der gefalteten Hände.

Als ich an diesem Punkt meiner Überlegungen angekommen war, putzte mich meine Schwester, die ein Jahr älter und Intellektueller viel, viel weltgewandter war, in die Rippen: „Ich glaube, wir müssen mal beim, das tut man so“, tuschelte sie, und ich folgte gehorsam meine Hölle, senkte den Kopf und begann: „Ich bin klein...“, und stockte Mein Gott, aus dem Fußboden wuchsen ja grüne Pilze, und tiefe schwarze Löcher waren darin! Ich sah mich weiter um: die Zimmer- decke hatte riesige Sprünge, Spinnweben hingen herab, und im Fenster fehlte eine Scheibe. Armer Großvater, vielleicht war er deshalb ein so böser alter Mann geworden! Das konnte ich gut ver- stehen, denn ich selbst hatte einmal einen gan- zen Tag gebockt, weil wir ins Kinderzimmer keine Tapete mit blutroten Rosen, sondern nur eine mit Punkten bekommen – und was war das gegen grüne Pilze?

Der Großvater lag jetzt ganz still und bockte nicht mehr, aber es half ihm nichts, denn nun war er in der Hölle, wo er ja wegen seiner Schlechtigkeit auch hingehörte. Bloß ließ konnte es einem ja doch tun. Nun hatte er es wieder so schlecht getroffen!

Meine Schwester, die wohl alle Abend- und Tisch- gebeide durchhatte, zog mich hinaus.

„Wie sah er denn aus?“ fragten meine Freunde, die die zwanzig Pfennige nicht hatte aufbringen können. Wieder war die Antwort ein unbestim- mtes „Och“. Dann riefte ich meinen ganzen Mut zusammen:

„Welchts Is er doch noch in den Himmel ge- kommen!“

„Quatsch, in der Hölle is er, und bra'n muß er!“ wies mich der Gehrock zu-echt, denn er wollte seinen Großvater in der Hölle nicht komplis auf- geben und hatte auch wohl die meisten Prügel von ihm bezogen.

„In der Hölle is er! – Wollen wir das mal spielen?“ – „O ja...!“

Vergessen alles Mitleid und alle Grübeleien über Strafe und Vergeltung; denn ich durfte der Töfel sein, der ihn am Höllentor gebührend empfing.

Die Fischdiebe

I ladri di pesce

(A Kubin)





„Freil'n Paula, i muaß auf meinen Paragraph drei aufmerksam machen: ‚Mehr als ein Bräutigam pro Quartal kann der Mieterin nicht gestattet werden!‘“

Trasgressione ammonita: “Signorina Paola, io devo richiamare l'attenzione sul mio paragrafo 3: ‘Ad una pigionale non può esser permesso più d'un fidanzato per trimestre, i.,



„Sag' mal, Lizzi, du hast wohl schon viele Männer verrückt gemacht?“
„Aber nein — bis jetzt sitzt erst ein einziger im Dauerbad!“

Modestia: „Di' un po', Lizzì, tu hai certo fatto impazzire molti uomini?!,
“Ma no; finora non ce n'è che uno che giace in bagno permanente!..

UM MITTERNACHT GING DIE TÜR AUF

VON RALPH URBAN

„Jaut Statistik verschwinden in Paris allein jährlich zwanzigtausend Menschen“, sagte sein Herr aus unserem Kreis. Er sagte es, weil wir gerade davon sprachen, wieviel Leute schon in den Bergen verschollen sind. Wir saßen nämlich hoch oben in einer Schutzütte, trockneten unsere nassen Kleider und unterhielten uns, wie sich oben Touristen unterhalten, die zufällig zusammenstießen. Der Regen trommelte dazu an die Fensterläden und durch die Bergnacht heulte der Sturm wie ein Regiment laufender Katzen.

„Ja, ja“, meinte eine noch junge Lehrerin, „die Welt birgt schreckliche Geheimnisse. Es war in einer Nacht wie dieser, da erlebte ich etwas — mir läuft es noch heute kalt über den Rücken“. Natürlich wollten wir die Geschichte kennenlernen und rücken näher zusammen. Bereitwillig begann die Dame zu erzählen.

„Vor vier Jahren verbrachte ich meine Ferien auf einer Tour in den Tiroler Bergen. Ich wanderte eigentlich ziellos und hatte daheim nur einige Orte angegeben, die ich unbedingt aufsuchen wollte und wohin man mir die Post senden sollte. Eines Tages traf ich in Mairtel am Brenner ein und begegnete mich gleich in das Postamt. Unter den Briefen für mich befand sich auch ein Schreiben von Tante Paula. „Mein liebes Kind“, hieß es darin, „wenn du hier eintriffst, dann suche nur gleich meine Jugendfreundin Hermine auf. Sie muß ganz in der Nähe von Mairtel wohnen. Der Landsitz heißt „Einsiedelei“. Grüße sie von mir, sie wird sich sicher riesig freuen, zumal wir schon seit Jahren nichts von ihr mehr gehört haben. Seit jener schrecklichen Geschichte.“

Diese Geschichte kannte ich gut, denn Tante Paula hatte sie mir an die zehnwundertel erzählt. Sie lernte jene Hermine als Mädchen im Pensionat kennen. Zu den Lehrkräften dieser höheren Tochteranstalt zählte auch ein junger Mann mit flatternder Mähne und abgehacktem Samtkragen der Klavierarbeit. Eines Tages quälten der Meister und die Schülerin Hermine vielsündig das Klavier. Eine — zwei — drei — vier — Das „ja“ — erstein plötzlich, Kopfsteifend warf sie die Vorhänge, die sich zufällig im Nebenstübchen befand, eine Welle auf, die sich über die Treppe rückwärts ausbreitete, sich zu Tür und offenem Rasen, zum Lehrer und Schülern klaben sich. Kracher Lehrer und Schüler flogen hinaus, ein jegliches auf seine Art.

Die wahre Liebe überleitete: Jenes Hindernis und harret aus. Innerhalb von sieben Jahren starben die Eltern des Mädchens und erst nach ihrem Tod konnten die beiden dann denken, sich zu vereinen. Hermine erbt das Vermögen und den Landsitz, so daß sie dem armen Musikus ein Heim bieten konnte. Sie heirateten, nachdem es dem Mann gelungen war, in Innsbruck eine Stellung zu finden. Ihr Glück dauerte nicht lange und fand einen erschütternden Abschluß.

Eines Morgens fuhr der Musikus wie gewöhnlich nach Innsbruck, aber er kam nicht wieder. Vergessens forsche man nach ihm. Der Schaffner des letzten Zuges, der von Innsbruck nach dem Brenner fährt, wollte den Mann noch in einem Abteil gesehen haben, aber dann verlor sich jede Spur. Erst im späten Frühjahr, als der letzte Schnee wegschmolz, fand man unterhalb des Bahnkörpers am Ufer des Sills die unkenntliche Leiche eines Mannes. Aus den Gegenständen, die der Tote auf sich trug, konnte man seine Identität mit dem Musiker feststellen. Man nahm an, daß er damals aus dem fahrenden Zug gestürzt sei und sein Körper in dem in jener Nacht herrschenden Schneesturm verweht worden war. Alle fanden sich mit dieser Tatsache ab, nur Hermine nicht. Die schrecklichsten Monate, die sie zwischen Hoffen und Bangen verbrachte, mußten ihren Geisteszustand verwirrt haben. Sie litt unter der fixen Idee, ihr Mann würde wiederkommen. In jeder Nacht machte sie das Abendessen für ihn zurecht, richtete das Bett und stellte sogar die Haus — tühe bereit, wenn der letzte Zug fällig wurde.

Nun sollte ich die unglückliche Frau auf Wunsch von Tante Paula berühren und deren Wünsche gälten als Befehl. Sie war nämlich als Erbtochter anzusehen. In ihrem Schreiben hatte sie mir noch aufgetragen, recht deilhaft zu sein und nur ja keinen wunden Punkt zu berühren.

Ich wollte die unangenehme Aufgabe so rasch wie möglich erledigen, fragte die Postmeisterin nach dem Weg und machte mich gleich auf, um nach vor Einbruch der Dunkelheit zurück zu sein. Ich erreichte bald die „Einsiedelei“. Ein massiger, kräftig aussehender Bau nach Art alter Bergkloster, durch den halbverfallenen Torbogen trat ich in den Hof. Da öffnete sich im Obergeschloß ein Fenster und im Rahmen erschien das hübsche Gesicht einer bejahrten Dame. Sie fragte mich, was ich wüschte.

Meine Tante, Fäulein Paula Meier aus Wien, läßt Sie herzlich grüßen, sagte ich und stellte mich vor. Paula Meier aus Wien? wiederholte die Dame nachdenklich, „ach richtig! Mit ihr bin ich ja einmal in die Schule gegangen. Wenn man alt wird, läßt das Gedächtnis nach. Kommen Sie doch gleich herauf, Liebes Kind.“

Sie wurde herzlich empfangen, unheimlich mich angezogen, vermied es aber geflissentlich, von der Vergangenheit zu reden. Deshalb sprach ich auch wenig von Tante Paula. Als ich gehen wollte, hielt mich die Dame zurück. Den ganzen Tag über war ein bedrohliches Gewitter hin und her gezogen, das jetzt mit voller Wucht losbrach. Nun wollte mich die Gastgeberin überhaupt nicht verlassen und so nahm ich ihre Einladung, die Nacht über in ihrem Hause zu bleiben, gerne an, zumal sie geistig ganz normal schien. Dies sollte aber bald anders werden.

Es war so gegen acht Uhr abends, als es anfang zu regnen. In einem altertümlichen Saal, der viel zu groß war, um gemächlich zu sein, und mir krachte der Regen, denn ich hatte seit Mittag nichts gegessen. Da fragte mich die Hausfrau, ob ich schon jetzt zu Abend essen wollte oder ob ich mich bis Mittag gedulden könne. Ich bejahte anstandslos und log, daß es mir am liebsten sei, zu Mittnacht zu essen. Da brachte mir die Dame für einweilenden Kaffee und Kuchen. Ich erwarre nämlich meinen Mann, sagte sie. „Er kommt mit dem letzten Zug aus Innsbruck und spielt dann gerne in meiner Gesellschaft. Er wird sich sicher riesig freuen, in dieser Einsiedelei einen lieben Gast begrüßen zu dürfen.“ Ich verspürte eine leichte Gänsehaut.

HOHE DINGE

Dinge gibt es, die man nicht berührt,
hohe Dinge, unbefredliche,
nie zu besetzen, zerbrechliche,
den gebührt,
der dennoch liebet,
daß sein Herz zur Strafe laßt
oder aber daß er Steine
in die Hand bekommt
Hatt Broten.
Liebe Seel, hütet deine
Heimlichkeit wie ich es frommt,
denn sonst halter erwas Totes
deinem Weten an und brugt es
nieder
und dein Mund
entbehrt der Lieber
troßvoll heitere Melöbten —
Dank dem Schöpfer, der die dir verliert n
und liebt
lächelnd dein Gesicht emporg,
lebe
freudig dankbar, wie es sich gebührt,
nenn man hohe Dinge nicht berührt.

Peter Scher

Ich bin schon etwas beunruhigt“, fuhr die Hausfrau fort, „denn ich habe meinen Mann schon gestern zurückgesehen. Er wird wohl in ein dringendes Geschäft aufgehalten worden sein, aber heute kommt er bestimmt. Er muß heute kommen.“ Die Frau stierte gesehenswund vor sich hin. Bekümmert wanderte mein Blick entlang der Wände und blieb an einem Bildnis haften, das das Bildnis eines Mannes mit Löwenmähne darstellte. Also das war der Musikus.

Das ist mein Mann, überraschte mich die Dame in meiner Betrachtung, nicht wahr, ein interessanter Künstlerkopf? Er wird ihnen in natura noch viel besser gefallen.“

Meine Gänsehaut varierte sich. Es wurde immer ungemüchlicher, draußen blitzte und donnerte es unheimlich, die Hausfrau zeigte sich von Minute zu Minute nervöser. Endlich stand sie auf und legte die Gedecke auf den Tisch. Dann machte sie sich in der Küche zu schaffen, murmurte im Schlafzimer und trug ein Paar Mähnhäuschchen durch das Zimmer. Ein painliches Gefühl beschlich mich, ich besaure, nicht in das Dorf zurückzugehen zu sein.

Als die Zeiger der Standuhr auf Mittnacht weis, gesellte sich die Dame wieder zu mir. Jetzt kommt der Zug in Mairtel an“, meinte sie, in einer Viertelstunde wird mein lieber Mann hier sein! Ich wüchte nicht recht, wie ich mich verhalten sollte, so sagte ich: „Vielleicht ist ihm das Wetter zu schlecht und er kommt erst morgen.“

„Um Gottes willen!“, kreischte die Frau, „er muß heute kommen, ich habe es genau, daß er kommt, er ist schon unterwegs!“

Mir wurde bang und bänger. Die Dame lief unruhig im Raum umher, richtete dieses und jenes zurecht. Plötzlich stand sie ganz still und leuchtete gesamt. „Jetzt, flüster sie, jetzt! Seine Schritte! Wir wollen ihn überhören, ich verstecke mich im Schlafzimer. Er wird Augen machen, wenn er Sie hier sitzen sieht. Hi, hi, hi!“ Damit huschte sie in das Schlafzimer, ich saß steif wie ein Stock, verzweifelte mit einem schrecklichen Angstgefühl kämpfend und hoffend. Ich dachte an die von der Diale herauf klang ein harter Laut, wie wenn jemand einen großen Schlüssel im Schloß herumdreht. Dann hörte ich Schritte, zögernde, schlurfernde Schritte. Die Treppe war mit Teppichen belegt, aber ich hörte an dem Knacken des Holzes wie auf Ziegeln heraufschlag, langsam aber unheimlich. Ich hielt es nicht mehr aus, wollte schreien, doch die Angst schloß mir die Kehle zu. Und jetzt — Gott, ach Gott! Ich sah, wie sich die Klinke bewegte, und ich fühlte ganz deutlich, wie sich meine Haare kräuselnde aufstellten. Langsam, ganz langsam ging die Tür auf. Ich wollte die Augen schließen, um das Schreckliche nicht sehen zu müssen, aber ich war vollkommen erstarrt. Es blieb mir nichts erspar, ich mußte sehen, was da herankam. Es war das Original zu dem Bildnis an der Wand, der tote Musikus blickte mich aus tiefen Augen verloren an. Stief wie ein Klotz tief aus dem Stuhl!“ Die Lehrerin versagte jetzt und starrte in die Glut des Ofens.

„Brrr —“ machte nach einer Weile ein Herr. „Schreckliche Geschichte; aber sie kann doch nicht zu Ende sein.“

„Nein“, meinte die Lehrerin, „aber Sie dürfen mich nicht erschrecken. Als ich zu mir kam, bemalte sich ein Arzt um mich. Dann klärte sich die Geschichte auf. Jene unglückliche Hermine war aus Gram schon vor einigen Jahren gestorben und in der „Einsiedelei“ lebte seither ein anderes Ehepaar. Der Mann hatte mit dem Musikus nur die Löwenmähne gemein und das Bild an der Wand stellte auch gar nicht den Toten dar, sondern den lebenden Gatten meiner Gastgeberin. Diese hieß gar nicht Hermine, sondern hatte sich nach nicht wissen können. Wie sich die Hausfrau später erinnerte, nannte sich ihre Schulfreundin aus Wien auch gar nicht Paula Meier sondern Paula Schmidt. Aber bei alten Leuten läßt manchmal das Gedächtnis nach.“



„Billy hat sich freiwillig für einen Geleitzug zur Verfügung gestellt, um begnadigt zu werden!“
„Na, Ich weiß nicht, ob mir ertrinken lieber wäre als der elektrische Stuhl?!“

Questione di gusti: „Per esser graziato Billy s' è fatto volontario In un convoglio!.,
„Ebbe', lo non so se a me gradisse di più morire annegato che non sulla sedia elettrica?!,

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Konkurrenz

(Erich Schilling)



„Wirklich ganz beachtlich, aber wir haben doch noch viel wirksamere Methoden!“

La concorrenza: "Davvero un modo apprezzabilissimo; ma pure noi abbiamo dei metodi ancor molto più efficaci!"



„Wenn Sie mit Menschenmännern nichts zu tun haben wollen, Fräulein Diana, verstehen wir das; aber wir sind doch schließlich schnittliger von Figur!“

“Comprendiamo bene, signorina Diana. Voi non volete saperne della razza umana; ma noi alla fin fine abbiamo pure un più bel taglio di figura“.

DAS SCHÖNE BILD

VON WALTER FOITZICK

Das Bild stand auf der Straße und war ohne Eintrittsgeld zu sehen. Es stand auf einer Ottomane und hatte ungefähr deren Länge, hoch war es einen halben Meter. Links von dem Gemälde stand ein Nachtkastl und auf diesem ein leeres Aquarium, rechts eine sehr reichlich gedrehte Säule, die ein alter Bergstiefel krönte. Diese Umgebung kam dem Bilde sehr zugute, denn ihre Erdgebundenheit hob seinen idealen Inhalt. Man sollte solches auch in Kunstausstellungen beachten.

Das Bild vor dem Trödeladen erregte allgemeines Interesse. Immer standen fünf bis sechs Leute davor und betrachteten es eingehend. Es war aber auch ein sehr inhaltsreiches Bild. Das meiste war darauf abgemalt, was schön und gut und traurig ist. Ich will versuchen, es zu beschreiben.

Also, es stellte eine Gegend dar, eine schöne Gegend, und wie schimmernde Säulentempel bezeugen, eine südliche Gegend mit Zypressen. Tempel waren lauslich verteilt und eingebettet in viel Blaugrün. In dem gewiß Nachtigallen nisteten und, wenn es dunkel wurde, ihr klagendes Liebeslied ertönen ließen.

Soweit der Hintergrund, namentlich rechts, in Richtung auf den Bergstiefel hin.

Mitten im Bilde aber sitzt sie, die das alles empfindet und fühlt, die Tempel und die Zypressen,

das weite Tal und das Blaugrün. Sie sitzt nämlich auf einer kühlen Steinbank an einer vorfallenden Mauer. Reichlich ist sie in Schleier gehüllt, denen es aber nicht gelingt, den jugendlichen Körper ganz zu verbergen. Sie hat den Hut abgelegt und blickt hinaus, das Land der Griechen mit der Seele suchend. Daß sie ein Leid hat, darüber besteht bei uns Zuschauern kein Zweifel! Sie hat sich fortgestohlen aus dem lärmenden Kreis der Freunde, darauf kann man warten.

Aha, da sind ja diese verständnislosen Gesellen und Gesellinnen! Sie sitzen links in einer Rosenlaube in der Nähe des leeren Aquariums und tafeln. In strohumlichtenen Flaschen funkelt der Wein nur so. Die fröhliche Gesellschaft ist von dem Sillleben auf dem Tische, Schinken in Bugunder, Fasan, Austern, Käse, Obst und Süßfrüchte. Der Kellner scheint vergessen zu haben, die einzelnen Gänge abzutastieren. Vielleicht hat die empfindsame Dame diese Schlamperie gestört. Einige glühende Goldorangen sind sogar vom Tische gefallen und rollten in die Landschaft hinein in die vielen bunten Blumen, die ganz im Vordergrund direkt am Rahmen angebracht sind. Das Bild gefällt uns allen ausnehmend.

Bald wird es Abend werden. Die weißen Lämmerwolken werden sich rosa färben, die Zecherl am Tisch wird ausarten — das verspreche ich ihnen — und die einsame Dame wird die Schleier noch fester um den immer noch jugendlichen Körper ziehen. Und dann wird der Trödlerr, Aquarium und den Bergstiefel in das Innere des Lebens stellen.

Der fromme Liebhaber

Hätt ein Glück sein können mit uns,
Über die Maßen!
Nun blasen
Die höllischen Teufel darcin!

Wär ein Paradies geworden,
Schon auf dieser Erden:
Ich dein und du mein!
Verschlossen die Pforten!
Wir werden
Im Jenseits erst glücklich sein!

Ob es das gibt?
Sagt mancher doch: Nein!
Aber der liebt,
Meint wohl es müsse so sein!

Liebe macht fromm.
Warte, und blasen
Drüben die Engel Willkomm!

GEORG BRITTING



„Verschwinden Sie, Sikorski. Sie sollen das liebe Tierchen nicht reizen, sonst kommt es herauf und frißt uns beide!“

Non si stuzzichi: „Via via, Sikorski! Non stuzzicale la cara bestiuolina, altrimenti essa vien su e ci divora tutti e due!“

ANGELSPORT

VON KONRAD SEIFFERT

Angeln? Nein, vom Angela hielt Ramon nichts, gar nichts. Und die Angler waren seiner Meinung nach ein überflüssiges und albernes Volk. Ich dagegen dachte und denke anders über das Angeln. Ich weiß, daß dies ein guter Sport ist. Sind Sie Angler, lieber Herr? Wenn ja, dann stehen Sie auf meiner Seite.

Ich will Ihnen hier etwas vom Angeln erzählen. Aber da werden Sie sehen, daß es zuweilen auch unter den Anglern Leute geben kann, die eigentlich niemals auf Fische losgelassen werden sollten. Ja, solchen Leuten begegneten wir, und sie bestärkten Ramons Abneigung gegen den Anglersport.

Wir waren gerade in die Hauptstadt zurückgekehrt, hatten wenig Geld und sahen uns nach irgendeiner Sache um, die fähig war, uns eine Zeitlang etwas über Wasser zu halten. Da lief uns Arturo Salinas in die Arme. Nein, es ist wenig über ihn zu berichten. Er fragte uns, ob wir Licht hätten, mit fünf Verückten aus Gottes eigenem Land eine Angelfahrt nach dem Norden zu machen, auf einer seelichthaltigen Fahrt.

Vom Norden waren wir eben gekommen. Eine Seefahrt hatten wir hinter uns. Und Verückte? Und noch dazu Angler? Ramon hatte keine große Lust, ließ sich denn aber doch mitschleppen. Arturo brachte uns mit den Leuten zusammen. Hundert Pesos sollten wir, der Ramon und ich, verdienen. Jeder, selbstverständlich. Und die Verpflückung sollte gut sein. Wir bekamen einen Scheck über zweihundert Pesos, holten uns das Geld am Nachmittag von der Bank, und am Abend besaßen wir nur noch etwa vier Pesos. Es war weg, das Geld. Ach, lieber Herr, wenn man leicht verdient, dann gibt man auch leicht aus. Das ist eine alte Sache. Und in der Hauptstadt, die gleichzeitig der Haupthafen des Landes ist, kann man sehr leicht Geld ausgeben. Sie können es glauben. Vertragsmäßig wollten wir nicht werden.

Und so gingen wir am andern Tag zu unsern Leuten. Sie lachten, als ich ihnen die Sache mit den zweihundert Pesos erzählte, und am andern Morgen fuhr er nach Norden. Die Fahrt war ein hübscher Kahn. Einen Motor? Selbstverständlich hatte sie einen Motor, einen sehr starken sogar.

Wir kamen schnell nach dem Norden hinauf. Die See war glatt, das Wetter gut und unser Kahn mit den Tüchtheite. Sie sahen auf diesem Gebiet vorstellbar können. Es war alles an Bord: von der Eismaschine angefangen bis zu einer reichen Auswahl trinkbarer Flüssigkeiten.

Und die fünf Verückten? Nein, ich will sie Ihnen nicht einfallen vorstellen, das führt zu weit. Ich will Ihnen nur sagen, daß es Burschen waren mit feblhaft realisierten Gesichtern, Angler natürlich, Sportleute, die mit ihrem Kahn hergekommen waren, um Hale zu angeln, ja, Halliche, rein zu ihrem Vergnügen, als Sport, wahrhaftig.

Das Jagdgebiet hatten sie schon festgelegt. Es sollte das Rieseneisland von Helen geben. Und das stimmte dann auch. Wir blieben in Küstennähe, liefen eine der kleinen Inseln, die flach und unbedeutend waren, und richteten dort unser Standquartier ein.

Nein, Hale liebe ich nicht. Den Mann möchte ich sehen, der für diese Bestien etwas übrig hat! Was aber unsere fünf Leute taten, das war denn doch eine üble Viecherei.

Sie hatten ledolose Haken mitgebracht, klitzige Sachen, feinsten Stahl. Jeder war an einer Kette befestigt und diese dann erst am Angeltau, damit die Hale, wenn sie zuschnappten, den Faden nicht durchbeißen

und mit dem Haken abgehen konnten. Gut durchdacht, die ganze Maschinerie. Unsere Leute hatten Glück bei ihrem Sport. Es ist wahr: ich habe nirgends solche kolossalen Halische gesehen wie dort oben. Sie gingen glatt an den Haken ohne sich zu bestreiten, schnappten wie verückt nach dem stinkenden Köder, zogen die Fahrt hinter sich her, Meile um Meile.

Und das war es, was uns, den Ramon und mich, so wild machte. Wenn man Jäger ist — und das waren doch unsere Leute —, dann sieht man zu, daß das Wild möglichst schnell vom Leben zum Tode befördert wird. Habe ich recht?

Aber das taten sie nicht. Ganz Im Gegenteil, ihr Sport war es, den Kahn hinter dem ziehenden Hal erfahren zu lassen. Man soll mit so einem Biest kein Mitleid haben. Bestimmt nicht. Ich hatte kein Mitleid. Nein, Mitleid war das nicht. Aber diese Methode behagte mir nicht. Dem Ramon auch nicht.

Immer wieder meinte ich, sie sollten den Hal an Haken erschlagen und heranziehen. Oder umgekehrt. Nein, das taten sie nicht. Und sie ließen die Fahrt im Schlepp des Fisches, bis der nicht mehr konnte. Manchmal dauerte das lange, zuweilen war es überraschend schnell vorbei.

In unserem Standquartier auf der Insel haften sich die Kiefer und Rückgrate der erbeuteten Hale. Denn was ein richtiger Sportler ist, der braucht Trophäen. Natürlich beim Halischangel sind das eben Kiefer und Rückgrat des Fisches. Das Zeug stank mächtig. Und die Sonne brannte.

Na schön! Wir waren wieder mal abgefahren, an einem Morgen. Kaum hatten wir einen beköderten Haken fallen lassen, da bild ein Hal an. Und was für ein Hal! Er zog uns weit in die See hinaus und schien nicht zu ermüden. Manchmal kam er an die Wasseroberfläche, und wir konnten sehen, was für ein Rieser das war. Die Angler freuten sich und schlossen gegenseitig Wetten ab über die Länge des Fisches. Außerdem sprachen sie von einem Rekord, den sie da aufstellten. Sie meinten, bisher habe noch kein Mensch so etwas an einem Haken gefischt. Das nennt man Rekord, jawohl.

Also: der Hal zog die Fahrt. Die Fahrt ging nach Südosten, dann nach Osten. Es war schon Mittag geworden, da bog das Vieh nach Norden ab. Das Bu brumme wie eine Geigenstimme, so straff war es gespannt. Ein Riesenkabel war das da vorn! Es sammelten sich nun rechts und links von uns Scharen von Helen an, die immer dichter, immer größer wurden. Sie begleiteten uns, Ramon sah mit Unbehagen hin. Schön ist es nicht, in solch einem kleinen Elmer zwischen Helen dahinzu schwimmen. Sie können es glauben! Daß die Hale von allen Seiten zu uns kamen, war natürlich. Sie rochen den Braten. Sie sind ja immer da, wo es was zu holen gibt. Blut lockt sie mächtig an. Und hier noch es nach Blut.

Was soll ich Ihnen sagen: es wurde Abend. Der Hal zog es wurde Nacht. Der Hal zog noch immer Ramon und ich, wir schimpften und fluchten. Aber unsere Angler waren begeistert. So etwas, sagen

sie, habe noch kein Mensch mitgemacht, sie sollen die ersten. Sie hätten einen Rekord aufgestellt. Ach, das war uns gleichgültig.

Ich will Sie nicht langweilen. Sie freuten ihn bei lebendigem Leibe auf: die Hale fraßen den Hal. Als der Rekord sich mildete, waren sie, Helen, sie über ihn her und verspeisten ihn. Das haben diese Bestien zuweilen so an sich.

Als unsere Leute merkten, was da los war — es war eine sehr heile Nacht —, fingen sie wie wehnsinnig an, das Tau einzuholen. Sie beoelten sich sehr dabei, ich muß das anerkennen, und wir halfen ihnen. Aber wir waren doch nicht einmal genug. Denn was wir dann aus dem Wasser holten, das war ein blanker Haken mit einem Stückchen Kiefer, weiter nichts. Und an diesem Knochenstück konnte kein Mensch mehr erkennen, daß es einmal zu einem Rekordfisch gehörte hatte. Es gab ein lautes Jammern.

In der Nacht noch drehten wir nach Süden ab. Ach, es war eine recht unangenehme Fahrt mit unsern verärgerten Anglern. Am nächsten Tag erreichten wir unser Standquartier.

Ich sagte wohl schon, daß die Insel klein und flach war, es war gar keine richtige Insel. Wir hatten da zwei Zelte aufgebaut, bei denen hatten wir den Mullen Bob zurückgelassen als Wache. Vor den Zelten, unten, am Wasser, lagen die Trophäen unserer Angler und stanken. An dieser Stelle ging auch die Fahrt vor Anker.

Ja, wir kamen an, versorgten das Boot, schleppen an den Strand, was wir mitgebracht hatten, und da begann der Sturm. Es war ein eigenartiger Sturm: der Himmel war klar und wolkenlos, die Sonne schien wie immer. Aber die See war furchtlich. Sie setzte zeitweilig das ganze Inselchen, die Zelte und uns unter Wasser, warf die Fahrt hin und her und spülte fast alles ins Meer, was nicht festgemacht war. Und dann war es wie vorher. Nein, viel geschehen war uns nicht. Wir waren so gemacht. Wir trockneten schnell.

Unsere Zucht war seelichthaltig geblieben. Allerdings mußten wir erst den Motor wieder in Ordnung bringen. Aber das war kein Problem. Ich schlimm für die Angler dagegen war, daß alle ihre Trophäen weg waren. Die See hatte sie wieder zurückgeholt. Sie stemten aus ihr. Sie behielt die Kiefer und Rückgrate der Halliche. Diese Tatsache und das Geheul unserer Angler über das Unglück führte uns nicht. Ramon bekam es sogar fertig, ihnen zu zeigen, daß er sich darüber freute. Ich hielt das für nicht ganz richtig.

Wir kamen zurück ans Festland. Sie gaben uns noch einmal einen Scheck, zweihundert Pesos, und Ramon sagte zu ihnen, das sei nicht zuviel, und er wolle mit Anglern nie wieder etwas zu tun haben, wenn man einen Hal um die Ecke bringen wollte, dann könne man das einfacher und auch billiger haben. Darauf sagten sie nichts, sie lachten bloß. Und sie wußten jetzt ganz genau, daß Ramon kein Angler war, daß er nicht einmal ahnte, was richtiger Sport ist.

In der Hauptstadt: lief uns Arturo Salinas in die Finger. Ramon fuhr ihn mächtig an und sagte ihm, er solle es nicht noch einmal wagen, uns mit Anglern in Verbindung zu bringen.

Arturo war zuerst wie vor den Kopf geschlagen. Aber dann erzählte er, daß er schon etwas anderes für uns habe, eine feine Sache, nein, nichts auf dem Wasser, sondern auf dem Rücken der Pferde. Auf dem Rücken der Pferde! O Glück der Erde! Es war selbstverständlich, daß wir bei solchen Aussichten unsere zweihundert Pesos am gleichen Tage noch ausgaben. Mit Arturo Salinas. Zweihundert Pesos sind eine Menge Geld. Aber der Sprung von den Helen zu den Pferden war groß. Ja, das muß zugeben, daß ich froh war, den Anglerhaken mit dem Sattel vertauschen zu dürfen, obwohl ich gern einmal angeln, wahrhaftig. Sie können es glauben!



„Ich war aber doch bei Ihnen schon immer Kunde!“

„Ma lo fu già sempre un vostro cliente!“



„Sag' mal, Olga, wie ist das nun eigentlich in einer jungen Ehe?“

„Ganz anders, als du es dir denkst — man ist zeitweise bei ganz klarem Verstand!“

Schiarimento: „Ma dimmi, Olga, in realtà come ci si sente da sposi novelli?“

„Tutt' altro da quello che pensi ... di tempo in tempo si ha il cervello completamente a posto!..“

Das Hutwunder

(Fr. Billek)



Bereit, sich einen Mann zu fangen,
Läßt Marie ihre Reize prangen.
Ihr Hut, entsprechend ihrem Alter,
Ist zierlich wie ein Frühlingsfalter.

Du, plötzlich, fängst er an zu leben,
Der Hut, läßt seine Flügel beben,
Entrollt den Rüssl um zu saugen,
Marie traut nicht mehr ihren Augen!



Der Hut fängt an, sich zu entfalten,
Marie ist äußerst ungehalten.
Er trinkt und als er ganz besoffen,
Steht ihm der blaue Himmel offen.

Drei Punkte von der Kleiderkarte
War wert der Fut, der schöne, zarte.
Marie kann es nur schwer verwunden,
Daß durch ein Wunder sie verschwinden. S.

EIN MANNESWORT

VON HANS FRANCK

Man schrieb den 22. August 1813. Der Waffenstillstand zwischen den Preußen und den Franzosen, der am 4. Juli geschlossen wurde, war seit elf Tagen abgelaufen. Zwar hatte sich während der Wochen völliger Waffenruhe die europäische Koalition gegen den Kaiser endgültig zusammengelagert, aber auch Napoleon war in den vergangenen beiden Monaten nicht müde gewesen Schachgebiert wie nur je stürmen seine Heere neuen Kämpfen entgegen. Indessen er selber, von Dresden aus, wider die schlesische, durch Blücher befehligte militärische Armee seiner Gegner wandte, griff General Oudinot die aus Schweden, Russen und Preußen gebildete Nordarmee heftig an, welche unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden stand, der als gebürtiger Franzose nicht nur den französischen Namen Bernadotte trug, sondern auch als Gemahl der Schwägerin Josef Bonapartes mit dem Kaiser von Frankreich durch Familienbände verknüpft war.

Das Ziel der Angriffe Oudinots lag offen zutage. Er sollte in kürzester Frist Berlin erobern und dadurch den Verbündeten einen Schlag zufügen, der für ihre gemeinsame Sache allerdings nicht tödlich war, jedoch dem einfachen Volk und den oberflächlich unterrichteten Ausländern als kriegsentscheidend gelten mußte. Alle Zeichen sprachen dafür, daß Oudinot den Auftrag seines Kaiserlichen Herrn in sehr naher Zeit ausgeführt haben werde. Es gelang ihm, die Nordarmee der Koalitionsmächte zwischen Thyrö und Wittstock zu durchbrechen. Der Paß von Wittstock ging verloren. Thyrö mußte aufgegeben werden. Der Paß von Suhrsdorf war nicht zu halten. Der Rückzug auf Blankenfelde ließ sich durch keine Gegenmaßnahmen verhindern. Nur noch knapp drei Meilen waren die ungestüm vorwärtsdringenden Franzosen von Berlin entfernt.

In diesen Stunden höchster Not, am Nachmittag des 22. August 1813, rief der Oberbefehlshaber der schwerbedrohten Nordarmee, Kronprinz Bernadotte, seine Generale zu einem Kriegsrat in das Hauptquartier, welches sich zu Philippsthal befand. Während sich die schwierige Lage besprach, erklärte der Kronprinz immer wieder, daß er dem Feind eine große Schlacht liefern wolle. Aber alle Maßnahmen, die er vorschlug, alle Pläne, die er entwickelte, ließen den unerschütterlichen Willen zum Halten Berlins schmerzlich vermissen. Denn Bernadotte machte, wenn er kaum seine Absicht, anzugreifen, bekundet hatte, selber dagegen Einwendungen über Einwendungen. Er bezweifelte, daß die Truppen durchhalten würden. Er befürchtete, daß Schweden, Preußen und Russen noch nicht zu einer einheitlichen Armee verschmolzen wären. Besondere Sorge bereite ihm die Landwehr, welche zum ersten Male ins Feuer geführt werden sollte, so daß nicht abzusehen war, wie, ja nicht einmal, ob sie die Schlachtprobe bestand. Der Schrecken und der Schrecken aber war für den Oberbefehlshaber die Möglichkeit, daß Napoleon selber zu Oudinot gestoßen sein konnte und dann die Nordarmee nicht einem besiegten französischen General, sondern dem unbesiegbaren Kaiser der Franzosen gegenüberstehe. Er habe, ver-

sicherte Bernadotte, glaubwürdige Nachrichten, daß Bonaparte nicht mehr nach Schlesien marschiere, sondern, damit die entscheidende Schlacht vor den Toren Berlins geschlagen werde, plötzlich umgekehrt sei.

Die Rückwanderung Napoleons entsprach durchaus den Tatsachen. Allerdings war sie nicht um der Nordarmee willen erfolgt, vielmehr damit die von Bohmen vordringende Hauptarmee des Fürsten Schwarzenberg nicht in seinen Rücken geriete. Da Bernadotte den wahren Grund der Schwankung des Kaisers nicht wissen konnte, da er sehr wohl annehmen durfte, daß dieser sich gegen ihn wenden werde, da er alsdann sich immer alles gefährdenden Übermacht hätte stellen müssen, so ließ — trotz der mehrmals bekundeten Absicht, den Feind anzugreifen — sein Vorschlag schließlich doch darauf hinaus: Es sei das beste, wenn man den notgedrungen begonnenen Rückzug der Nordarmee weiterführe und statt einer unsicheren, Schlimmes aufs Spiel setzende Schlacht herauszufordern, im Norden Berlins eine sichere, verschonte Stellung beziehe. Glücklicherweise lag die Brücke zu Charlottenburg noch unversehrt, auch habe er, um alle gebotene Vorsicht zu üben, bereits eine zweite Brücke bei Moabit, so gut es

Behelf - Expediente

(Hanne Nagel)



„So ist es mit Robert: für ihn bin ich nur ein Stammergericht am Ende der Markenperiode!“

“Con Roberto lo è così: per lui non sono che una plenzia fuoa alla fine del periodo della marche“.

In der Eile gegangen wäre, für den Rückmarsch heimziehen lassen. Keiner von sämtlichen Armeeführern hörte diese Vorschläge des Oberbefehlshabers mit gleich starkem Unmut, mit so heftiger, kaum zu bändigender Empörung wie der General Friedrich Wilhelm Graf von Bülow.

Da ihm das Wort schon gemeinhin schneller auf die Zunge sprang als den übrigen Generalen und außerdem sein Herz vor Entschlossenheit glühte, an seinem Teil mitzuhelfen, daß die Schmach von Jena und Austerlitz nicht wiederkehre, was nur durch die Parole „Angrreifen! Angreifen um jeden Preis! Angreifen immer und überall!“ verhindert werden konnte, so erklärte er rundweg: Berlin dürfe in keinem Fall aufgegeben werden. Bestimmt freiwillig! Also müsse man die Schlacht vor seinen Toren, koste es was es wolle, wagen. Auch wenn ihnen, was er nicht glaubte, morgen Napoleon gegenüberstehe.

Weil Bülowes Entschlossenheit sich leicht einmal überschlug und dann als Heftigkeit wieder aufsprang, weil seine Bestimmtheit selbst durch Nehestehende von Schrotthol oftmals nur schwer unterschieden werden konnte, war diese Erklärung mit solcher Schärfe herausgekommen, wie sie einem General seinem Oberbefehlshaber gegenüber nicht wohlstand.

Bernadotte, bei dem — wie konnte es anders sein? — das geläiche Blutespiel infolge der inneren Aufgewühltheit sich gleichfalls — wie bei Bülow die Deutscher — stärker geltend machte als im Gleichmaß der Tage, Bernadotte glaubte die peinliche Stille, welche nach den Sätzen des polternden Preußen unter den Anwesenden entstanden war, am schnellsten durch ein Scherzwort zu überwinden und sagte daher leichthin: „Was ist denn schon Berlin? Eine Stadt!“

Zwar, eine Stadt! Irl, noch mehr in der Hand geratend, Bülow, der bei verästelnden Dingen keinen Spaß verstand. Aber nicht eine Stadt wie andere Städte. Sondern die Hauptstadt Preußens. Das Herz des Widerstandes gegen Napoleon! Wenn diese Herz nicht mehr schlage, sei Preußen, sei Deutschland, sei Österreich, sei Europa verloren. Das treffe nicht zu, widerspreche — nunmehr auch mit vollem Ernst, freilich in durchaus beherrschter Form — der Kronprinz von Schweden. 1806 hätte man nicht nur Berlin aufgegeben. Sondern das ganze von ihm aus regierte Land! Bis zu der Grenze des Russischen Reiches wäre man, dem Zwang des Krieges folgend, zurückgewichen. Und trotzdem sei Preußen nicht untergegangen. Es habe sich sogar in einer viel schnelleren Zeit, als irgend einer für möglich gehalten hätte, erholt und gegen den allmächtigen Kaiser Napoleon erhoben!

Gerade darin, daß die Rückwärtsaufmarscherei von 1806 sich nicht wiederhole, bestünde ihre gemeinsame Aufgabe als Heerführer betonte konzentrisch Bülow mit Küstermann nachdruck. Diese Aufgabe könne aber nur dann erfüllt werden, wenn man die Schlichen — statt ihnen, wie in ihrem Fall vorgesehen, auszuweichen — unter allen Umständen annehme. Er und seine Truppen jedenfalls, darüber wolle er keinen Zweifel aufkommen lassen, würden die Rückzugsbrücken nicht benutzen. Weder die Charlottenburger, noch die heimlich geschlagene bei Moabit. Wenn es nach seinem Willen ginge, wäre, so hätte man nicht eine neue Brücke gebaut, sondern die alte



„Wundervoll ist dieser Band Lyrik, unersetzlich heute — übrigens könnte ich ihn gegen eine noch gut erhaltene Unterhose tauschen!“

“E magnifico questo volume di lirica... oggi non sostituirlo! Del resto lo porrei barattare con un paio di malande ben conservate!”

Brücke abgebrochen. Um jeden Rückzug unmöglich zu machen!

„Dann“, rief, nun gleichfalls entflammt, Bernadotte, „wäre unser aller Los, zu fallen!“

Da war es Bülow zur Gewißheit geworden, daß dem Kronprinzen von Schweden nicht nur die letzte Entschlossenheit zum Kampf fehle, sondern er verumstele — zu Unrecht, wie sich späterhin einwandfrei erwiesen hat —, daß diesem der ernsthaftige Wille mangle, Napoleon, durch dessen Gnade er vom Rechtsanwaltssohn zum Thronerben emporgestiegen war, zu besiegen und, vergessend, daß er seinem Vorgesetzten gegenüberstand, sprang der Hitzige hoch, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Wenn mir bestimmt ist zu fallen, dann sollen meine Knochen vor, nicht hinter Berlin im märkischen Sande bleichen.“

Alles erwartete, daß Bernadotte, dem der Oberbefehl über die Nordarmee zustand, den aufzugehrenden Untergebenen aus dem Zimmer schickte und ihm die gebührende Strafe seines Königs in Aussicht stellte, zum mindesten aber, daß er ihm unverzüglich das Ungehörliche seines Tuns und Redens verwies.

Indessen das Wort zu rechter Zeit, jener Generalsruf, der nach außen hin das Zorneswort eines Augenblicks zu sein schien, jedoch in seinem Innern ein weit über die Zeit hinausreichendes Mannevers war, es brachte ungeplant die Befreiung aller aus Dummheit und Ungehörigkeit: so wie der von Donnerpöppel begleitete erste Blitz mit einem Schlage die Schwüle und Schwere eines überheulenden Sommerregens verscheucht.

Bernadotte — wohl ein Zauderer, aber keineswegs ein Schwächling — gab, über die Formverwirrung seiner Generale hinwegsehend, den Gedanken des Rückzuges der Nordarmee bedingungslos auf. Zwar erließ er nicht, wie der ungeratene Bülow wollte, den Befehl zum allgemeinen Angriff. Doch erhielten die versammelten Generale eindeutige Anweisung, in ihren Stellungen zu verharren. Wenn sie angegriffen würden, sollten sie sich, damit Berlin nicht preisgegeben zu werden brauche, den besten Kräfte wehren. Selber den Kampf aufnehmen, wurde ihnen — weil die Lage vollkommen undurchsichtig sei und man noch nicht wissen könne, was Napoleon mit seinem Rückmarsch bezwecke — streng untersagt.

So kam der 23. August 1813 heran. Es regnete in Strömen. Trotzdem griff, während der Kaiser sich

gegen die Hauptarmee der Verbündeten wandte, Oudinot die Nordarmee an. Und zwar jenen Teil von ihr, den Graf Tauentzien befehligte. Ausschließlich diesen! Er wollte offenbar Tauentzien von Bülow trennen und auf diese Weise günstige Gelegenheit für einen erneuten Durchbruch schaffen, mit dem das Schicksal Berlins besiegelt war. Bülow mußte, da er nicht angegriffen wurde, dem empfangenen, unmißdeutbaren Befehl seines Vorgesetzten gemäß, untätig bleiben, müßte jenes nationale Unglück, gegen das er sich bei dem Kriegsrat am Vortage mit aller Kraft gewehrt hatte zähneknirschend geschehen lassen. Alles in ihm empörte sich gegen diesen unsinnigen Zwang. Die Entfernung zur Armee Tauentziens betrug nur eine Meile! Diese Lücke galt es zu schließen! Folglich geschah es. Dann solcher Vorsichtsmaßnahme widersprach die Anweisung des Oberbefehlshabers nicht. Aber damit war das Notwendige bei weitem nicht getan! Also Tauentzien kämpfend zu Hilfe eilen! Verboten! Jedoch auch dann, wenn es nicht verboten gewesen wäre, reichte dieses Tun zur Erringung des Sieges nicht aus. Nur der Angriff, und zwar der Angriff auf einem anderen, zweifellos geschwächten Frontabschnitt der Franzosen, konnte außer der Entlastung Tauentziens einen entscheidenden Erfolg bringen.

Bülow, den der strömende Regen in keiner Weise bekümmerte, ritt selber nach vorn, um die Stellung des Feindes zu erkunden. Es stimmte, was er vermutet hatte: sie war schwach besetzt, war angreifbar, war einzunehmen. Oudinot hatte, um Tauentzien in jedem Falle zu werfen, einen Teil der Truppen aus ihr herausgezogen.

Als Bülow pfeudeln von dem Erkundungsritt zu seinen Soldaten zurückkehrte, war der schicksalsmäßige Entschluß gefaßt. Er zwangte ihn in drei, weit über das Schlachtfeld hinausführenden, von der Truppe mit Jubelgeheul aufgenommenen Worten. Diese lauteten: „Wir greifen an!“

Weil aber dieser Befehl gegen den ausdrücklichen Befehl des obersten Heerführers der Nordarmee erteilt worden war, schickte Bülow den Kronprinzen von Schweden die veränderte Kampflage schildern und die Erlaubnis zum Angriff erbitten. Das war eine Sache der Form. Denn der Befehl Bülowers ließ sich selbst durch einen Gegenbefehl seines Vorgesetzten nicht mehr rückgängig machen. Bernadotte verhehlte denn auch seinen Unwillen über

den eigenmächtigen Entschluß des ihm unterstellten Generals nicht, gab jedoch nachträglich die erbetene Erlaubnis zum Angriff. Das war eine Sache zum Belächeln. Denn schon donnersten Bülow's Kanonen in das Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Nordarmee herüber. Als Reiche daraufhin Bernadotte bat, seinem General, der eine schwere Sache begonnen habe, zu Hilfe zu kommen, lehnte der mit den Worten seiner Muttersprache: „J'ai l'ennemi devant moi. Chacun défend son front!“ rundweg ab. Obwohl es recht nahe lag, zu erwägen, daß es nicht darauf ankäme, seinen Frontteil zu behaupten, wohl aber darauf, das Ganze im Auge zu behalten, schlug der Major. Denn er wußte: Bülow, der in dem gleichen Falle freilich nicht geschwigen hätte, würde es schon schaffen.

Und Bülow schaffte es

Es war inzwischen des Nachmittags fünf Uhr geworden. Der Regen hatte, obwohl dies am Vortage unmöglich zu sein schien, noch zugenommen. So glaubten die Franzosen sich in ihrer Stellung sicher. Aber plötzlich waren die Preußen da. Allüberall sprangen sie durch den Wasservorhang. Die Gewehre der Angreifer freilich versagten. Doch die bis zur Haut durchnässten Landwehrmänner wußten sich zu helfen. Sie drehten ihre Knieen um und haben mit dem Kolben drein

„Was macht ihr denn?“ fragte Bülow, der allenfalls, was es nützte, anfeuernd zur Stelle war. „So flucht es besser!“ rief man ihm lachend zu. „In Ordnung“, rief Bülow lachend von seinem tiefenden Gaul herunter. „Die Hauptsache, daß wir siegen wie, ist gleichgültig.“

„Natürlich siegen will!“ versicherten weitersüßend die Soldaten.

Um acht Uhr, als es bereits zu dunkeln begann, hatte Bülow die Schlacht bei Groß-Beeren gewonnen. Berlin war gerettet. Dieser erste preußische Sieg wurde das flammende Signal zu einer Reihe weiterer Siege, deren funkelnde Krönung der Übergang Blüchers über die Katzbach und die Völkerschlacht der vereinigten Heere bei Leipzig war.

Was aber hatte, als die Waage bedenklich schwankte, den Ausschlag nach der Siegesseite hin gegeben? Ein Menneswort zur rechten Zeit, das Wort des Generals Friedrich Wilhelm Graf von Bülow, den man später den Dannerwitzer nannte. Es ist für einen Soldaten, wenn ihm vom Schicksal bestimmt wird, zu fallen, besser, daß er vor der zu haltenden Linie als hinter ihr den Tod erleidet.

MEIN FREUND JOHANNES

Wir drei waren auf einer Flußwanderung. Diesen Tag hatten wir ein tüchtiges Stück geschafft. Nun bauten wir an einem schönen Platz das Zelt auf, kochten ab und gingen endlich zur Ruhe. Ein Weichen noch schauten wir schweigend in den gebimmelten Zelteigenen hinein. Die Stimmung. Wellen und Wind rauschten leise. In der Ferne spielte ein Bläuelor. Ein Dampfer turtelte. Wie es war sehr stimmungsvoll. Plötzlich schnitt Martin's Stimme in den Frieden. Ich muß noch noch eine lustige Geschichte erzählen, die ich neulich gehört habe“, meinte er. „Als 'man, Martin', sagte Johannes flüchelnd, 'ich glaube, wir sind von diesem Tag müde genug und werden auch so einschlafen.'“

*

Martin hatte manchmal ein wenig schwärmerische Momente.

Wir saßen bei Johannes und ließen das Grammophon spielen. Es spielte die Unvollendete. „So, beim Anhören dieser Musik, möchte ich einschlafen. Für immer!“ flüsterte Martin versessen. Da stellte Johannes die Platte ab. „Du scheinst vergessen zu haben, daß du mir morgen früh im Garten helfen wolltest!“ sagte er. „Abends können wir es dann je malenwegen noch einmal spielen.“

2. Sieger



„Stell dir vor, Sally, gerade hat mich einer einen Schwindler genannt, weil ich ihm Gips für Mehl verkauft habe. Unglaublich, wie der Antisemitismus bei uns zunimmt!“

Incredibili situazioni in Inghilterra: „Pensa un po', Sally, proprio adesso un tale mi ha dato del truffatore, perchè gli ho venduto gesso per farina. È incredibile, come l'antisemitismo vada crescendo da noi!“

Wunder über Wunder

Die Legende der Ht. Elisabeth, einer Landgräfin von Thüringen, dürfte bekannt sein, doch sei sie in Kürze wiederholt: Als Elisabeth eines Tages mit einem Körblein durch den Wald ging, das Lebensmittel für einen Bedürftigen enthielt, wurde sie von ihrem Gemahl, dem herzerzogen und geizigen Landgrafen Ludwig angehalten. „Was ist in

dem Korb?“ herrschte er seine Frau an. Elisabeth schwieg betroffen. Da riß der Landgraf das Körblein an sich und öffnete es. Es enthielt Rosen, nur Rosen, sonst nichts. Ein Wunder war geschehen!

— — — — —
Als Herr Müller von einer mehrtägigen Rundfahrt, die er über das flache Land unternommen hatte, in die Stadt zurückkehrte und einen Handkoffer

durch die Sperre des Bahnsteiges zu tragen beabsichtigte, wurde er von einem Herrn angehalten, der sich hieselbst als berechtigt auswies. „Was ist in dem Koffer?“ frag der Mann mißtrauisch Herrn Müller. Dieser schwieg betroffen. „Öffnen Sie das Koffer!“ befahl der Herr. Mit etwas zitterigen Händen schloß Herr Müller den Handkoffer auf. Er enthielt einen Anzug, Leibwäsche und drei Krawatten, sonst nichts. A. Wisbeck



„Natürlich hast du meine Flanellhose auf dem Markt angehabt, Elli. Als ich im Amt niesen mußte, habe ich die Zwiebel mit dem Taschentuch rausgerissen!“

Corpus delicti: „Naturalmente, Elly, avevi indosso al mercato i miei calzoni di flanella! Quand' io in ufficio dovetti starnutare, ho tirato fuori la cipolla insieme al fazzoletto da naso!..“



„Aha, der Herr Kollege ist auch geschäftlich unterwegs! Und wen wollen Sie verschwinden lassen?“

Kidnapper e GPU. negli USA.: „Ah ... anche il signor collega in giro per affari! E chi volete far scomparire?„

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Britannias Sorge

(Wilhelm Schütz)



„Mein Hausarzt Malski rät mir dringend zu einer Badereise nach dem Kontinent! Ich fürchte aber, ich bin für die Fahrt zu schwach!“

Apprensione di Britannia: „Il mio medico di casa Malski mi consiglia urgentemente di andare al bagno nel continente; io però temo d'esser troppo debole per tal viaggio!“



Gespräche der Maler

Von Walter Foltzick

Auf dem Gymnasium habe ich in der Literaturgeschichte den Titel eines Buches gelernt, der lautete: „Gespräche der Maler“.

Wenn ich mich recht entsinne, hat das einer in der Barockzeit geschrieben und es muß ein wichtiges Buch gewesen sein, sonst hätten wir nicht den Titel gelernt. Ich hätte ihn auch schon längst vergessen, wenn die Maler nicht jenes aufregende „n“ am Schluß gehabt hätten. Nach meinen Erfahrungen möchte ich aber doch zweifeln, ob alles in dem Buche drin gestanden ist, was Maler so miteinander reden.

Ich habe da meine Erfahrungen. Ich komme oft mit Malern zusammen. Sie sitzen am Künstlerisch, und die andern Stammgäste ringsherum wissen, daß hier die Maler sitzen, und sie ahnen, daß in diesen Leuten ein inneres Feuer glüht und daß ihre schönheitsstrunkenen Augen, wenn sie nicht zufällig auf einem Kalbsglasch ruhen, in unbekannte Fernen tauchen, ins Ultramarinblaue, wo das schaumgeborne Aktmodell sich dem Zinkweiß der Wellenköpfe entwindet. Wellenförmige Schwärmer, diese Maler, denken die Herren am Nebentisch, immer den Drang nach dem schönen Schein im Herzen. Stimmt! Ich weiß sogar, daß der schöne Schein häufig ein Tausendmarktschein ist. Wollt ihr sie deswegen schelten? Ein tolles Volk, dieses Malervölkchen, stets zu mutwilligen Bil-

derpreisen aufgelegt. Sie schwärmen von Anstellung und Staatszulagen und auf Goldgrund träumen sie sich einen Mäzen, einen rest pastosen. Ich habe in den Briefen Michelangelos gelesen —, was steht drin? Da steht geschrieben, daß er stets knapp mit Kleingeld war, und daß der Papst Julius II. so knickrig gewesen ist. Und in Albrecht Dürers Briefen habe ich gelesen, und viel schreibt er da von Bilderpreisen, und daß die Leute für Kunst kein Geld ausgeben wollen.

Bestimmt aber weiß ich, daß, wenn Michelangelo abends an seinen Stammtisch im Borgo, hinter dem Vatikan, kam, er über Julius massive Worte gesprochen hat, wie sie sicher nicht in den „Gesprächen der Maler“ stehen. Von Dürer aber vermute ich, daß das öfteren seine Ehehälbste, die etwas unaromatisch war, zu ihm gesagt haben wird: „Albrecht, du bist jetzt auch in dem Alter, wo man eine Staatsanstellung bekommen könnte, sprich doch mal mit Pirckheimern, er soll den Ratsherrn, der des Ressort für Olmalerei innehat, auf dich aufmerksam machen. Schließlich ist es doch nicht notwendig, daß immer nur die Kitschiers die schönen Stellungen bekommen.“ Dürer aber wird seinen gepflegten Bart gestrichen und gesagt haben: „Liebe Agnes, du hast wohl gesprochen, aber leider sitze ich nicht mit dem zuständigen Referenten am gleichen Stammtisch, obwohl ich inwendig voller Form bin. Übrigens werde ich doch einmal mit Pirckheimern reden.“

Aber sowas schreiben die Kunsthistoriker aller Zeiten nicht auf

Der Forellenfischer

*Der Donner hat geknallt,
Rot schrieb der Blitz sein Zeichen.
Die Buchen und die Eichen
Stehn regenfeucht erfrischt.*

*Es ist, als hätt der Wald
Sich Sommerstaub und Müdigkeit
Aus dem Gesicht gewischt.
Und wiederum der Kuckuck schreit.*

*Wer jetzt Forellen fischt,
Kommt leicht zu seinem Ziele:
Denn der sich an den Köder drängt,
Dann blitzend an der Angel hängt,
Der nasse Fisch,
Liegt bald gebraten auf dem Tisch.*

*So brich das Brot und trink den Wein
Und lob den Tag im Abendschein —
Es folgen ihm noch viele.*

GEORG BRITTING



„Wie nett Albert das wieder gesagt hat: ein hübsches Bein und ein reines Herz, dann kann ich auf jeden Büstenhalter verzichten!“

Vaneggiamento: „Che belle parole ha detto di nuovo Alberto! ... 'Con una graziosa gamba e un cuore puro posso ben rinunciare ad ogni reggipetto!..

DER BRAND

VON KURT GROOS

Wenn ich manchmal das Abends durch den Schloßpark schlendere, und wenn ich dann die Kinder-mädchen mit den kleinen weißen, frischgestärkten Schürzen sehe, dann muß ich an Edith denken, obgleich sie meinem Gesichtskreis schon seit dreißig Jahren entschwunden ist.

Ja, damals waren die Zeiten wohl zu ruhig, und die Leute erfanden sich etwas, damit sie ihn und wieder mal ins Gruseln kamen. Und Edith glaubte, was die Leute erfanden.

Dieser aufgedunsen acht Tage vor dreißig Jahren entsinne ich mich noch ziemlich genau. Irgend- einer hatte prophezeit, daß die Welt an dem und dem Tag abends um acht Uhr untergehen würde. Es war eine große Spannung und Angst und Aufregung in der Welt, besonders unter den Kinder-mädchen und ihre Gleichgesinnten, die fast an den Weltuntergang glaubten.

Am achten Tag der Prophezeiung ging Edith mit uns Kindern im Schloßpark spazieren. Sie ängstigte sich und uns in einem fort und redete von nichts anderem als von dem Weltuntergang. Trotzdem war das mit dem Weltuntergang vielleicht gar nicht das Schlimmste, das Schlimmste für Edith war wohl, daß es einige Stunden vor dem Untergang in Segehorns Holzmühle zu brennen begann; ein Großfeuer, von dem manche Leute noch Jahre-lang sprechen. Dieses Feuer hat unsere Stadt gewissermaßen berühmt im weiten Umkreis gemacht.

Edith war zur Zeit des Weltuntergangs siebzehn Jahre, und ich sah einmal, wie sie eine Photographie küßte. Es war ein Foto des Briefträgers Stolbrink, der später Karriere machte und Briefmarken hinter einem Schalter verkaufte. Mit diesem Briefträger war Edith heimlich verlobt, man sprach schon von der nah bevorstehenden öffentlichen Verlobung. Man war voll des Stolzes über Herrn Stolbrink, und mit Recht, denn später machte er ja die Schalterkarriere. Aus den Gesprächen meiner Eltern hörte ich, daß Stolbrink das große Los für Edith war, und mehr als einmal wurde sie ermahnt, sich seiner würdig zu zeigen. Kinder sind besonders kritisch und grausam; aber ich muß sagen, daß ich an Stolbrink nie einen Makel entdecken konnte. Alle seine Handlungen waren auf Korrektheit und darauf ausgerichtet, seinen über ihm stehenden Milneisen zu gefallen und den unter ihm Wandelfenden ein Vorbild zu geben. Einmal beobachtete mich Herr Stolbrink, wie ich einen Groschen fand, für den ich mir Süßigkeiten kaufen wollte. Er redete so lange eindringlich und quäbend auf mich ein, bis er mich dazu gebracht hatte, den Groschen meinen Eltern abzuliefern. Das war Herr Stolbrink. Damals merkte ich schon sehr genau, daß Ediths Gedanken um den Weltuntergang nicht in erster Linie der Sorge um das eigene Fleisch entspringen; es waren die Gedanken an den möglichen Verlust des Briefträgers Stolbrink, die ihr die Tage über den Katastrophen verdrängten.

Aber dann war auf einmal vor lauter Aufregung der Weltuntergang vergessen; hinter den hohen Baumkronen des Schloßparkes hielten es rotnistend auf — Segehorns Holzmühle leuchtete wie eine ungeheure Fackel zum Himmel empor. Die Menschen rannten mit seltsam gespannten, mir damals grausam vorkommenden Gesichtern zum Brandherd. Auch Edith, meine Geschwister und ich standen bald zwischen der schweigenden, unheimlich starrenden Menschenmenge. Ich fürchtete mich und war gleichzeitig unter einem bisher unbekannten, lockenden Bann. Meine kleine Schwester weinte, aber nicht, weil sie

sich ängstigte; sie wollte von Edith auf den Arm genommen werden, um alles besser sehen zu können. Zweimal knallte es kurz hintereinander, und mancha duckten sich Folge zusammen, und ein Mann neben uns sagte, es seien Benzinfasern explodiert. Ein anderer erzählte gleich darauf, daß in der Holzmühle viel Sprengstoff lagere, und wir wohl alle in die Luft fliegen würden. Bei diesen Worten duckten sich die Umstehenden wieder, ihre Gesichter erschlanten mir noch ängstlicher und grausamer, aber keiner wich von der Stelle. Es war ein schauerig-schöner Brand, und als wir uns alle etwas daran gewöhnt hatten, schaute ich mich um und sah, daß Ediths Gesicht leuchtete und glühte; sie ließ den Mund ein wenig offen stehen, obgleich sie uns Kindern das Jedsamkeit vorbot.

Als der Brand seinen Höhepunkt erreicht hatte, kamen zwei Feuerwehren. Ich hätte damals alles gewarnt, daß keiner von diesen beherzten, diesen tollkühnen Männern wieder aus den Flammen zu rückkehren würde. Doch schon einige Stunden später spielten sie alle Mann Stet im „Prinzen Heinrich“ und tranken große Bierkrüge aus und ließen sich feiern.

Die seltsame Wende in unseren Kreis aber brachte August Ramsloh, sonst ein einfacher Eismann, heute aber ein Titan. Er war, gerade als der Brand begann, mit seinem Eisfuhrwerk vorbeigekommen und hatte unter den Gaffern als erster angepöckelt. Er verließ seinen Posten zwischen den Flammen erst, als die Feuerwehr ankam und die beste Arbeit fortrahm.

Noch Jahre nachher habe ich mir alle Helden wie August Ramsloh vorgestellt: jung, stark, erhitzt, die Haare zerzaust und angesengt, den Leder-schurz voll Ruß und Mörtel, auf dem linken Hand-rücken eine blutende Ribwunde. So kam August zu uns. Die Menge machte eine Gasse, eine Gasse dem Großen, dem Verwegenen. August ging schurstracks auf Edith zu; diese Auszeichnung! Er begrüßte Edith, und sie, die ihn sonst nicht ansah, weil Herr Stolbrink das nicht litt, grüßte wieder und bekam ein unruhiges Gesicht.

„Was zu machen ist, ist gemacht“, sagte August Ramsloh grobartig, „lassen wir den Rest der alten Bude jetzt ruhig zu Ende brennen!“ Er schlenderte bei diesen Worten ein wenig vom Brandherd weg, und Edith und wir Kinder folgten ihm. Wir gingen immer am Rande des Schloßparkes her, der im Süden übergeht in die Koppeln; dort ist es ganz einsam. August Ramsloh redete in seiner sicheren, starken Art ein auf Edith, und ich sah, daß Edith energisch den Kopf schüttelte, aber nur im Anfang. Nachher nickte sie ein paarmal

und seufzte, und August Ramsloh umfaßte sie mit seinen starken Armen, so daß die weiße Schürze beschmutzt wurde, was Edith sonst nie geduldet haben würde; schon gar nicht von August Ramsloh, der mal verschönte Bemerkungen über den Briefträger Stolbrink gemacht hatte.

Es roch überall nach Brand, nach Brand und Frühling. Als die Koppeln mit den dichtbewachsenen Knicks vor uns lagen, ist August Ramsloh etwas, das ihn in meiner Achtung noch höher steigen ließ. Er schenkte mir eine Mark und sagte, dafür möge ich mir und den Geschwistern einiges beim Zuckerbäcker holen. Nachher sollten wir alle drei wiederkommen und hier auf der letzten Bank am Südfuß des Parkes uns hinsetzen und warten, bis er und das Fräulein Edith zurückkämen; sie wollten beide noch einmal zu Segehorns Mühle.

Ich beschloß, August Ramsloh zum Dank für die Mark die Hand zu reichen und eine Verbeugung zu machen, was ich sonst nur sehr ungern tat. Aber dazu kam es nicht, August packte mich wie ein Kanarienvogel am Rückgrat und schwenkte mich hoch über seinen Kopf, daß mir die Luft ausging. Dann setzte er mich ganz vorsichtig nieder und lachte.

Das war August Ramsloh! Das Letzte, was ich von August hörte, war die zu Edith gemachte Bemerkung: „Die Welt geht ja heute sowieso unter, da ist es schon gleich!“ „Meinst du wirklich?“ fragte Edith, und dann bogen sie in den Weg zu den Koppeln ein, und wir liefen zum Zuckerbäcker und holten für eine Mark Naschzeug, mehr als wir sonst im ganzen Monat zu sehen bekamen.

Als wir wieder zur Bank zurückkamen — August hatte uns gesagt, daß Elfe beliebige nicht not tue —, schlug es achmal von der Georgikirche. Mein (ia) ein, daß jetzt eigentlich die Welt untergehen müsse. Ich war entsetzt, daß nichts geschah; vielleicht haben sich die Astrologen um einen Tag verrechnet, dachte ich. Endlich kam Edith zurück. Allein. Meine kleine Schwester war an meiner Seite eingeschlagen, und mein jüngerer Bruder spickte Tannenzapfen in den Sand hinter der Bank.

Edith hatte ein ganz anderes Gesicht bekommen, viel größere und fremde Augen, auch der Mund war anders; ich war erstauet und erschreckt darüber. Wie im Traum setzte sie sich neben mich und sagte anfangs gar nichts. Wahrscheinlich hatte sie sogar vergessen, daß meine Eltern schimpfen würden, weil wir nicht um acht Uhr zum Abendbrot nach Hause kamen.

Dann schlug die Turmuhr der Georgikirche wieder; dieses Mal neun Schläge. Edith preßte das Gesicht in ihre Hände und legte sich ganz vornüber auf die Schenkel und sagte in einem: „Mein Gott, mein Gott, was nun?“

Mir wurde unbehaglich zumute, ich schmeigte mich an sie, die solchen Kummer hatte, und ich fragte, um überhaupt etwas zu sagen, ob die Welt denn nicht untergehe.

„Mein Gott, mein Gott“, schrie Edith und preßte mich fest an sich, „komm, laß uns beden, daß sie nun wirklich untergeht — gültiger Gott, laß sie untergehen, laß sie untergehen!“

Die Welt ist nicht untergegangen, ich weiß nicht einmal, ob Edith untergegangen ist. Ich muß nur hin und wieder an sie und August Ramsloh danken, wenn ich des Abends die Kinder-mädchen mit ihren kleinen weißen, frisch-gestärkten Schürzen im Schloßpark sehe. Ich zürne in meinen Gedanken dann auch manchmal diesem August Ramsloh, weil Edith seinetwegen ihre Stelle bei uns verlassen mußte. Aber ich denke wieder freundlicher von ihm, wenn ich an Stolbrinks Schalter die druckfrischen Briefmarken kaufe, die so makellos sind wie er selbst.

DENN DU BIST ICH

Von Herbert Lestiboudois

Du wirst aus meinem Wesen niemals weichen,
Du grauer, stummer, namenloser Schatten, du,
Denn du bist ich — und ich muß dir nun immer gleichen
In allem, was ich denke, trachte, tu.

Zwei Jahre ist dein Schritt mit mir gegangen,
Und als der Tod dich schlug, da gingst du in mich ein,
Und deine Dunkelheiten, die zum Lichte rangen,
Das werden meine Dunkelheiten sein.

Ich seh' dich noch in einer Nacht des Grauens —
Du fragst: „Was ist Gott?“ — und rings die Erde birst — —
Seitdem ward unser Aug' des Ineinandersehens
Nie müde mehr, solange du lebendig warst.

So haben wir uns tief in uns hineingesehen,
Und ich bin du geworden, da du nicht mehr bist,
Und deine dunklen Fragen, die durch meine Seele gehen,
Sie ruhen nicht, eh daß es Tag geworden ist.



Wie wird mir? Meine Pulse stocken ...
Du thronst, umwoigt von Silberlocken,
die Krone sitzt ein bißchen scheps.
Und huldigend zu deiner fête
verneigen sich Geheimeräte
und jubelt rückhaltlos der Plebs:



„Heil, Fürst der Karikaturisten,
in dessen Hirn die Späße nisten
nach einem unerforschten Plan!“
– Gehüllt in deinen Krönungsmantel,
als Szepter eine Zentnerhantel,
hörst du den Sums gelassen an.



Skribenten, düsternernst wie Pinien,
orakeln über deine Linien
und sezernieren Wisch um Wisch.
Du aber sitztest stumm und fachelst,
indem du wie ein Zugur lächelst,
den Bockmist lässig untern Tisch.



Auf einmal wirfst du voller Tücke
hoch in die Lütte die Perücke
und Kron und Mantel hinterdrein,
reckst nackt die Glieder (Bilek, mal' se!)
und lachst und lachst aus vollem Halse.
– Und so was will nun siebzig sein!

Dr. Owiglaß



PISTOLENDUELL

VON JO HANNS ROSLER

Nur wenige Leute aßen um die Mittagszeit im Grandhotel.

Wer zahlt auch gern für ein schlichtes Schnitz-
sieben Silberlinge? Tot er es dennoch, so mußte
seine Brieftasche wohl gespickselt sein und seine
Uhr aus purem Golde.

So waren auch heute nur sechs Tische besetzt
und zu einem dieser von einem einzelnen Herrn
besetzten Tische trat plötzlich durch die Tür ein
Herr, verneigte sich kurz und bat.

„Darf ich Ihre Lebenswürdigkeit eine Minute in
Anspruch nehmen?“

„Bitte? Worum handelt es sich?“

„Ich befinde mich in einer entsetzlichen Ver-
legenheit!“

„Goldiche? Art?“ bemerkte der andere Ironisch.
Der Fremde winkte ab.

„Nein — nein — wenn es nur das wäre! Dann
würde ich mich nicht an einen mir völlig fremden
Herrn wenden. Es handelt sich um ein Duell.“

„Ein Duell?“

„Ja ich habe heute nachmittag ein Pistolen-
duell!“ erklärte der Fremde. „Ich bin erst gestern
in dieser Stadt angekommen und kenne keinen
Menschen, der mir die Ehre eines Sekundanten
erweist.“

„Aber Sie brauchen doch zwei Sekundanten?“

Der Mann in der Notlage nickte:

„Eben. Sie wären der eine und der zweite könnte

ein Freund von ihnen sein. Sie haben doch Ehren-
männer unter Ihren Freunden?“

„Erlauben Sie!“

„Ich wußte es“, sagte der Fremde und stellte
sich vor.

Auch der Herr am Tisch hatte sich erhoben.
„Tibor Tilden“ nannte er seinen Namen.

Als die beiden Freunde und der Duellant in der
kleinen Gehölz ankamen, das als Kampfstätte ver-
einbart war, warteten dort bereits drei Herren.
Die Duellanten traten abseits während sich die
vier Zeugen miteinander bekannt machten. Sie
schienen wohl alle noch an keinem Duell teil-
genommen zu haben. Jeder achtete sorglich
darauf, was der andere tat, um es ihm genau
nachzutun. Alle vier waren durch offensichtliches
Wohlleben ein wenig befebt und unbeholfen und
es stellte sich bald heraus, daß auch die Sekun-
danten des Gegners in ähnlicher Weise erst in
letzter Minute geworben worden waren. Einer vor
ihnen übernahm das Amt des Unpaneelschen.

„Der Beleidigte hat die Wahl der Waffen!“

Die Duellanten wählten sich ihre Pistolen.

„An die Plätze, meine Herren!“

Die beiden Gegner gingen auf ihre Plätze.

„Eins!“

Sie kehrten sich den Rücken

„Zwei!“

Die Pistolen hoben sich

„Dreil!“

Kein Schuß ertönte.

Die beiden Duellanten schritten mit erhobener
Pistole aufeinander zu. In der Mitte trafen sie
sich, machten eine scharfe Rechtswendung und
gingen direkt mit entschärfter Pistole auf die vier
Sekundanten zu.

„Dürfen wir um die goldenen Uhren bitten!“,
sagte der Herr, der zu Tibor heute mittag an den
Tisch getreten war, „ebenso zeigen wir Interesse
für goldene Ringe, Tabakieren und ihre Brief-
taschen, meine Herren! Auch auf Krawattenknos-
pen verzichten wir nicht!“

Die vier Geprellten gehorchten zitternd.
Gegen entschärfte Pistolen läßt sich nicht mit
Fäusten fechten.

Tibor Tilden warf ihnen seine Brieftasche wütend
vor die Füße.

„Verlogenes Gasindell“, zischte er.

Der Andere hob die Brieftasche auf und schüt-
telte den Kopf.

„Wir haben nicht gelogen, mein Herr!“, sagte er
sanft, „zwischen diesem Herrn und mir besteht
tatsächlich eine Duellforderung. Schon seit Jah-
ren. Aber stets, wenn wir unser Duell austragen
wollen, ergibt sich immer wieder eine so gute
Gelegenheit wie heute —“



„Ach, Paul, Männer können eben nicht so stark lieben wie Frauen!“ — „Nee — nee — aber öfter!“

Compensazione: „Ah, Paolo, già gli uomini non sono capaci di amare sì forte come le donne!“, — “No . . . no . . . più spesso però!“,

DER ZIEGENBOCK SEDLAK

VON OTTO HOFMANN-WELLENHOF

Den Juli 1939 verbrachte ich im Gebirge, hoch droben, fern in der Einsicht, dort, wo es noch echte Butter und echte Bauern gibt. Die Bauern kannte ich alle seit Jahren schon. Am Regentagen — die hier zwar gemäß Verkehrsvereinspropaganda selten wie in der Sahara waren — besuchte ich meine Freunde in den weitem verstreuten Höfen und half ihnen bisweilen bei allenthalben schriftlichen Arbeiten, da es sich mit der Zeit herumgesprochen hatte, daß ich zur Gild der sogenannten „Tintenschreiber“ gehörte. Als geübtem Fragebogenhelfer füllte mir denn auch die gewisse Formularistik nicht allzu schwer. Besonders gern besuchte ich damals den Hof des Kendlbachers und bearbeitete seine Fragebögen mit einer ausführenden Gewissenhaftigkeit, ja mit der Akribie des Wissenschaftlers, die jedes gewiegte Amtsgeschäft entzücken mußte.

Dort beim Kendlbacher hatte sich 1939 ein reizendes Wesen eingelemelt. Fräulein Ella. Daß sie nicht gleichgültig war, ließ sich sehr rasch und zuweilen fast feststellen. Daß ich ihr nicht, dürfte ich aus gewissen Anzeichen hoffen.

„Ach, Sie sind so geschickt!“, bat Ella ich sogar mit einem Augenaufschlag, für den ich ihr Tadel den Großen Arienscheuchen auszubereiten versprochen hätte, „können Sie mir nicht diese paar Formulare ausfüllen?“ Ich war glücklich.

Es galt nun nur, ein schickliches Mittelmaß zu finden, das ermöglichte, Ella liebe Nähe lange zu genießen, andererseits aber auch durch fixes Tempo meine geistige Wendigkeit in entsprechend vorliegendes Licht zu rücken.

Selber fand ich das nicht. Die Gegenwart der entzückenden Kleinen verwirrte mich im Vereine mit dem Wust ihrer und des Kendlbachers Formulare. Ich trug in Ella Fragebogen unter die Rubrik „Fremdsprachliche Kenntnisse“: Bei Grünfütter täglich 8,5 Liter“ ein und in die Stammrolle der Kuh „Enzian“ unter „Durchschnittlicher Milchertag“: „Französisch; 4 Jahre Lyzeum“ Da waren die unersetzlichen Bögen verpatzt. Sie heulte und nannete mich einen Idioten, ich schied verzweifelt und wäre nicht dort die Höhenluft so anerkannt gesund, vielleicht hätte mir der Kummer das Herz gebrochen.

Sie schwer machen wir Menschen uns das Leben. Wie glücklich hätten wir zwei sein können. Sie wollte was von mir und ich was von ihr. Es war nur nicht dasselbe. Dichter nennen das Tragik. Und dabei hätte mein Anliegen keines einzigen Fragebogens bedurft...

Am nächsten Tag, Sonnabend, teilte ein gewisser Herr Egon auf. Egon trug zu angelegentlichem Knien einen blauebendenden Leinwandanker. Vom spitzen Strohhut wippte eine kecke Feder und am Hosenriemen stand gestickt „Seppi hoß“, was wegen offenkundiger Folschmelzung polizeilich bestrahlt gehörte.

„Gonner!“ jubelte Ella und fiel ihm um den Hals, wozu Egon Nacken in ausgedehnter Weise Gegenheit bot.

Mit quälte Ellerscher schlimmer noch als rote Ameisen in der Lederhose. Ich irte planlos um, haderete mit Gott und der Gegend und plötzlich klarte sich mein Blick, ich sah wieder die Grate und Spitzen, das freundliche Tal mir zu Füßen und im Norden die blau verdämmende Ebene. Da ward mir Ella so grenzenlos wuschel, daß ich ihr von Herzen den blauen-nennen Gonner gönnte.

Um mich zu belohnen für meine neidlose Entsagung, bediente sich der liebe Gott eines Ziegenbockes.

Ich trat — wieder ganz mit mir im Reinen — aus dem Wald auf den Almboden. Den stillen Frieden der Wildauermähe störte ein grüner Fleck. Der Fleck war blau. Und ich sah nicht mehr rot. Ella

und Egon standen innig aneinander geschmiegt dort. Hinter ihnen nahm ein wackeliger Ziegenbock — vermutlich in seinem Sinn für Harmonie durch die allzu schreienden Farben geirrt — zu kurzen Anlauf. Er schickte das würdige Gehörn und preschte prächtig nach vorn. Egon rief Ella mit. Sie flücht ins Gras, sanft und weich — zu weich vielleicht, denn auf einer Alm wandeln Kühe. Ich hob in stiller Dank meine Arme nach oben. Im Tal rauschte der Bach und die weißen Sommerwolken trieb ein lustiger Wind übers „Bjrg“. Nun soll man aber nicht nur den fernen waltenden Überirdischen Mächten Dank zollen, auch die Werkzeuge, deren sie sich bedienen, seien mit eingeschlossen.

Den Ziegenbock kannte ich. Es war Sedlak und er gehörte dem Wildauer. Ich hatte das kluge Tier bereits einmal fragebogenmäßig bearbeiten müssen, wobei sich gleich bei Punkt 1 „Name?“ Schwierigkeiten ergaben.

„Tauft man es ihn net!“ erklärte der Wildauer lakonisch, welche Auskunft in mir begriffliche Bedenken und die Furcht vor unbeschränkten Komplikationen hervorrief.

Ich betrachtete grübelnd den ungestalteten Bock. Er wies mir sein Profil. Und wie ich so den langgestreckten Schädel, den dünnen Kinnbart und die etwas vorstehende Unterlippe sah, durchzuckte eine läche Assoziation meine Gedanken; aus den Tiefen der Vergangenheit leuchtete das Haupt meines Physik Lehrers Sedlak auf, jenes Mannes, dem ich verdanke, in die Geheimnisse der Atwoodschen Fallmaschine und des Papinischen Topfes eingeweiht worden zu sein. Und ich schrie mit festen Lettern hinter 1 „Sedlak“. Hiet ich also damals bereits dem Treitlichen vielleicht durch diese spontane Namensgebung einen Dienst erwiesen, so schien mir jene Tat für seine heutige Aktion doch nicht hinreichend zu sein. Was kann nun ein „Tintenschreiber“ für einen

MORGENFAHRT

*Wild mäht sich, aufgeschreckt vom Traum,
ein Dorf auf seiner Lagerstatt.*

*Ein Schloß treibt hin am Waldesnaum
Es kugelt mächtig aus dem Raum
ein Berg, der keinen Halt mehr hat*

*Die Straßen flattern lang und leer.
Ein Teich wird aus dem Land gezerrt.
Die Felder schleifen kreuz und quer.
Die Zäune schwanken hin und her.
Die Koppeln werden aufgesperrt*

*Ein Kornstein wird himmelgewogen
Ein Kirchturm treibt das Gleis entlang
Ein Mädchen wird vom Feld gefegt
Ein Baum am Bach wird umgestoß.
Ein Strom zerbricht mit schrillen Klang.*

*Doch dann grüßt alles, was entschwand,
noch einmal her als roter Licht,
als sammelte das wirre Land,
dem Menschenherzen nah verwandt,
sich voller Trost im Morgenlicht.*

K. M. Schiller

Ziegenbock tun? Eine Eingabe machen, daß man ihn zum Ziegenbock oder zum Überziegenbock ernenne? — Ist das statthaft?

In schweren Gedanken wanderte ich heim. Ich suchte Ablenkung beim „Moarwirt“, trank ein, zwei Viertel Weißwein für das Gemüt und einen „Gspritzin“ gegen den Durst und blästerte zerstreut in den Illustrierten, die offenbar bereits sehr eifrig von den Stufenplänen gelesen worden waren.

Das Bild eines majestätischen Ziegenbockes in Großaufnahme hielt mein Auge fest. Nach den heutigen Eindrücken fühlte ich mich zur Lektüre der nebenstehenden Abhandlung verpflichtet. Ich erwartete, lediglich ein Loblied auf den Käse zu finden und eine Statistik über die hundertjährigen Bulgaren. Ach — das tat der Verleser in fünf Zellen ab. Was aber dann folgte, ließ mir den Atem in banger Vorehrung stocken.

Armer Sedlak!
Da stand nun, daß es der Forschung gelungen sei, den Ziegenbock der Himmel was alles zu machen. Ich glaube, sie kommen gleich nach der Braunkohle.

Aus den Klauen Zahnbursten und aus den Hörnern Kämme, aus der Zunge Ochsenmaulstiel und aus den Zähnen Taschenrechner, aus dem Fell, aus der Haut, aus den Haaren, aus dem Blut, aus den Eingeweiden — Parfum konnte man aus ihnen gewinnen, Benzin und Kognak mit 3 Sternern. Was sind wir Menschen doch dagegen mit unserem bioklonen Leib und Seele für eine unrentable Konstruktion!

Bedrückte wanderte ich meinem Quartier entgegen. Armer Sedlak! Was so viel Nutzen in sich birgt, das Leben und Freiheit ist von kurzer Dauer und ich beschloß, ihn zu retten.

Schon tags darauf suchte ich mir beim Wildauer die Zeitschrift der Akte Sedlak heraus, setzte mich hin und beantragte, unverzüglich „im Nachhänge zur Einreichung vom 17.“ eine Ergänzung in Spalte 15 „Bemerkungen“ aufnehmen zu wollen, derzufolge „o. a. Ziegenbock Sedlak“ unter Naturschutz zu stellen sei.

Dann kam der Krieg. Der Akt geriet in Verstoß und ich in die Kaserne. Viele Monate später — wo waren Wildau, Kendlbach und Sedlak? — sollte mir noch einmal das Geschehen dieser fern Sommerstage Jäh vor Augen treten. Ich wurde zum Gefreiten befördert und wir feierten die Beförderung weit außer unserer Stellung irgendwo im Grünen. Zum Schluß packte mich unser fürsorglicher Spieß in sein Belangenkrad.

Die Nacht war spät, die Nacht war kühl. Das Kred ließ sich nicht anstehen. Der Spieß schimpfte gewallig: „Heut' bockt aber das Leder!“ In die Nebelschwaden meines Feierzustandes leuchtete plötzlich das Wort „bockt“ wie ein Blitz.

„Das ist der Sedlak, Herr Hauptwachmeister!“ sagte ich und machte aus Platzi Anstalt, den Beiwagen zu verlassen. „Ich hab's ja gewußt, daß man einen Benzin aus ihm machen wird. Sie haben Sedlak im Tank und darum bockt die Maschine!“

„Sedlak?“ fragte argwöhnisch der Hauptwachmeister. „Was ist denn das für ein chemisches Zeug?“

„Das ist kein chemisches Zeug“, belehrte ich ihn mit wehmütiger Stimme „das ist ein Ziegenbock und aus dem haben sie jetzt Benzin gemacht.“ Ein rechter Spieß hörte den Ehrentiteln „Mutter der Kompanie“ und so legte auch dieser liebevoll seinen Arm um meine Schultern und sprach mild: „Schau, warum soll's das eigentlich nicht möglich sein, daß sie heutzutage aus einem Ziegenbock Benzin machen können, wenn es schon möglich ist, aus einem Rindvieh einen Gefreiten zu machen!“ —



„Mensch, Karle, hast du 'ne Arbeitswu!“ — „Klar! — Wo ick doch immer denke, Ich treff mit jedem Schlag so 'n jottverdammten Plutokraten!“

Incitante: „Ehi, Carlo ... che furia di lavoro hai in corpo!.. — “Si capisce! Penso sempre ad ogni colpo di battere su un maledetto plutocrate!..

AUFSTIEG

(R. Sieck)



Du wähnst, hier oben auf den Höh'n
sel's klar und schön,
und fliehst empört die Nebelschwoaden,
worinnen sich die Täler baden.

Du wetterst auf den blauen Dunst.
— Nun, mit Vergunst:
hast du, als du heraufgeklommen,
dich denn nicht selber mitgenommen?

Dein schwarz verräuchertes Gehirn,
die Faltenstirn? ...
Erst gilt's, die eigne Stube fegen.
Dann magst dich in die Sonne legen.

Dr. OWIGLASS



K & V

„Nutzloses Vieh, man kann ja nicht einmal die Eier von dir essen!“
 „Gott sei Dank – ich lege eben immer noch aus idealistischen Beweggründen!“

„Animale inutile! Nemmeno le uova si possono mangiare!“
 „Grazie a Dio! Io le depago ancor sempre per soli motivi ideali!“

ABEL MJÖLBYS BRIEFE

VON ALEXANDER KELLER

Frau Erika Varberg, die Gattin des Kapitän Sten Varberg, der sich auf einer Auslandsfahrt befand, gewährte Herrn Stenstorp einen Kub. Zur Erläuterung und zum Andenken. Sie küßten sich in der Abenddämmerung in den Trüble-Anlagen am Sund.

Als Frau Varberg, allein, die Trüble-Anlagen verließ, folgte ihr Abel Mjölby, ein entlassener Matrose, der die Kübstene mitangehen hatte. Er kannte Frau Varberg vom Sehen, ebenso aus der Abenddämmerung. Mjölby beschloß, aus seiner Kenntnis materielle Vorteil zu ziehen. Frau Varberg fuhr in die Stadt und ging in eine Konditorei, in der der Beder ihres Mannes, Herr Bolmo, sich aufzuhalten pflegte. Herr Bolmo war zufällig abwesend, und Frau Varberg wollte sich toeben entfernen, als sie in der Tür mit Frau Anita Malmbock zusammentieß.

„Was tust du denn hier?“ fragte Frau Malmbock erstaunt.

„Ich wollte Bolmo fragen, ob er weiß, wann das Schiff meines Mannes ankommt“, entgegnete Frau Varberg.

„Übermorgen früh“, sagte Frau Malmbock. „Ich erfuhr es heute. Setze dich doch zu mir, wir können dann zusammen nach Hause gehen. Was trinkst du? Tee? Kaffee?“ Sie bestellte zwei Tassen Tee. „Du siehst gut aus, Erika! Mir geht es elend schlecht. Ich habe die Empfindung, mein Mann betrügt mich.“

„Wirf ihn doch hinaus!“ entgegnete Frau Varberg. „Diesmal werde ich es auch tun“, sagte Frau Malmbock bitter. „Was ist er denn den ganzen Tag? Nichts! Er lebt von meinem Geld. Wenn ich ihm diesmal auf eine Untreue komme, lasse ich mich sofort scheiden!“

Mjölby hatte sich, in Verfolg seines Planes, so gesetzt, daß er jedes Wort, das die beiden Frauen sprachen, hören konnte. Zwei Tische weiter, an der Wand, saßen ein Herr und eine Dame. Der Herr versuchte, sein Gesicht hinter einer Zeitung zu verstecken. Er erröte den Argwohn Abel Mjölby, der näherträte. Er hörte Teile eines Gesprächs. „Warum versteckst du dich denn ununterbrochen?“

„Dort sitzt meine Frau...“, mit Frau Varberg. „Wenn sie mich sieht, wirft sie mich hinaus... eine Katastrophe!“ Die Dame lechzte geringschätzig Mjölby rief eines der Hausmädchen und fragte es, wer die Dame wäre, die mit Frau Varberg saß. Er bekam die Antwort, daß es Frau Malmbock war.

Mjölby entfernte sich zufrieden. Wenn alles nach Wunsch ging, müßten ihm beide Teile Schweigegeld zahlen. Von einem Fernsprechautomaten rief er Frau Varberg an. Er erkannte ihre Stimme. „Wer spricht?“

„Das werden Sie noch rechtzeitig erfahren. Ich habe Sie heute in den Trüble-Anlagen gesehen. Sie haben einen Herrn geküßt. Was zahlen Sie, wenn es der Kapitän nicht erfährt?“

Frau Varberg älte erschrocken aus der Zelle, verabschiedete sich von Frau Malmbock und lief nach Hause. Von Angst geschüttelt lag sie die ganze Nacht wech.

Mjölby betrank sich, schlief gut und schrieb am nächsten Tag zwei Briefe. Einen an Frau Malmbock, den zweiten an Herrn Varberg. Er schrieb keine Adressen und wartete die Briefe am nächsten Morgen eigenhändig in die Hausbriefkästen.

Kapitän Sten Varberg, der gut angekommen war, fand den Brief. Während Frau Erika zitierte und auf das Schlimmste gelaßt, in ihr Schlafzimmer, las der Kapitän den Brief. „Sie betrügen Ihre Frau. Ich habe Beweise. Wie wollen Sie es verhindern, daß ich mit Ihrer Frau spreche? Abel Mjölby.“ Sten Varberg schob den Brief rasch in seine Tasche. „Wenn ich nur wüßte, welcher von meinen Passagieren dieser Mjölby ist“, dachte er erschrocken. „Ein anderer konnte nicht wissen, daß ich mich während der Fahrt mit der Amerikanerin amüsiert habe.“

Er folgte seiner Frau und küßte sie „Ein Geschäftsbrief“, log er. „Wenn die Leute einen doch in Ruhe lassen wollten – Willst du mit mir ausgehen? Ich möchte dir eine Freude bereiten und dir ein Armband kaufen.“ Mjölby, der auf einer Bank gegenüber dem Hause saß und wartete, sah erstaunt, wie Herr und Frau Varberg, zärtlich aneinandergeschmiegt, aus dem Tor traten. Er wollte ihnen folgen, als ihn Herr Malmbock aufhielt. „Sind Sie Abel Mjölby?“ „Ja“, entgegnete Mjölby erschrocken. „Was wollen Sie?“

„Haben Sie diesen Brief an meine Frau geschrieben?“ fragte Herr Malmbock und hielt Mjölby einen Brief hin. Mjölby las: „Ich möchte mit Ihnen eine kleine heikle Angelegenheit ordnen. Untreue muß bestraft werden. Kommen Sie um zehn Uhr zur Bank vor dem Hause Olaf Gade 10. Abel Mjölby.“

„Das ist ein Irrtum“, leuchtete Mjölby. Herr Malmbock lächelte ihn und verprügelte ihn. Frau Varberg sah die Szene. „Sieh doch diesen rohen Menschen an“, sagte sie erregt zu ihrem Gatten. „Er bringt ihn noch um. Du mußt dem armen Mann helfen!“

„Wie du wünschst“, entgegnete der Kapitän und ging auf die andere Seite der Straße. „Was tust Sie hier?“

„Ich verprügele eben diesen Herrn Mjölby“, entgegnete Malmbock, ohne anzuhören. „Abel Mjölby?“ fragte der Kapitän erstaunt. „Ja...! Ist Ihnen etwas nicht recht?“

„Treten Sie zur Seite“, flüsterte Sten Varberg, „damit ich dem Keil auch einen Fußtritt geben kann.“ Er ließ die Tat den Worten folgen. Malmbock zu und ging zu seiner Frau zurück. „Du bist ein roher Seemann“, sagte Frau Erika und schluckte eine Träne. „Wann hast du dem Mann nicht geholfen? Aber ich verzehne dir, weil ich dich liebe... Komm, laß uns gehen.“

Abel Mjölby riß sich los und lief davon. Während des Laufens wurde ihm klar, daß er die beiden Briefe vertauscht hatte. Er weinte aus Zorn über seine Gedankenlosigkeit. Herr Malmbock begab sich zu einem Arzt, um seine verstauchte Hand heilen zu lassen. Er litt große Schmerzen. Das war richtig, denn er war der einzige wahre Schuldige, und auf diese Weise bekamen die Geschenisse nahezu einen moralischen Anstrich.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Hackett)



„Ich hörte einen Pfälzer Bauern beim Umwenden auf dem Acker zu seinem französischen Beutepferd sagen: „Ach, du ilwerer Gotti! Vortestich mich denn gar net, du Lumpenvieh! Des ich keen Wunner, daß ihr den Krieg verlorst hab!““

Das ist aber nett, daß ich dich treffen!“ sagt Ottilie zu ihrer Freundin Berta. „Du kannst mich gleich in die Apotheke begleiten!“

Berta geht mit, Ottilie flüstert dem Apotheker, der verständnisvoll nickt, etwas zu, und als die Freundinnen wieder auf der Straße stehen, fragt Berta neugierig: „Was hast du denn gekauft, Ottilie?“

„Blöb'n paar Abkühlpillen.“

„Ach nein!“ sagt Berta. „Also, ob du mir's glaubst oder nicht, ich war in den letzten Tagen in mindestens zehn Apotheken, weil ich mir dasselbe besorgen wollte, und bin immer wieder unverrichteter Dinge abgezogen. Gewisse Sachen kann ich mir von einem Apotheker nicht verlangen. Es ist mir zu peinlich!“

„Peinlich?“ sagt Ottilie. „Ich würde nicht Ich habe dem Apotheker gesagt, daß es für dich wichtig ist.“

H. K. B.



„So, jetzt will ich Sie mal abhören!“ — „Aber bitte, Herr Doktor, nicht weitererzählen!“

Il fabbricante segreto di chiacchiere: “Così ... adesso voglio fare l'ascoltazione!..” — “Ma Vi prego, Dottore, non ne parlate ad altri!..”

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

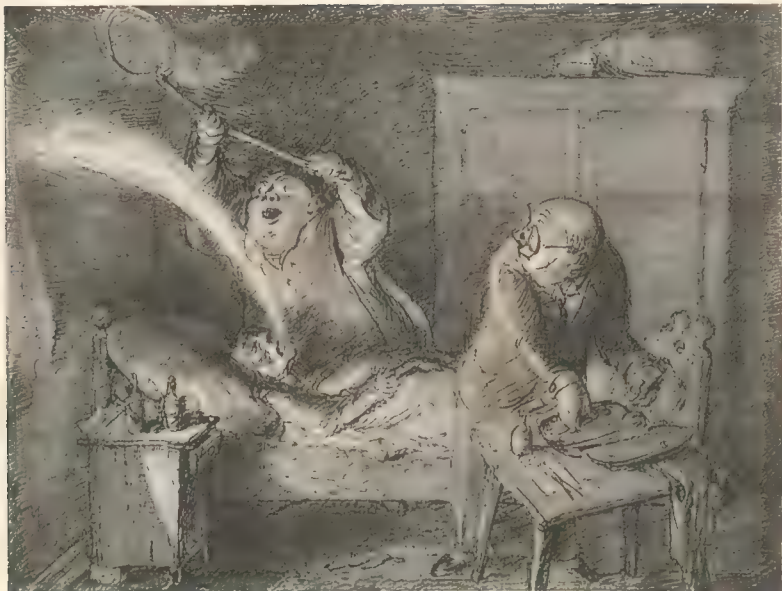
Brief an Henry Kaiser, Schiffswerft USA.

(Bruch Schilling)



.... und danken wir Ihnen für die schönen neuen Schiffsserien. Sie haben damit meiner Firma einen großen Dienst erwiesen."

Lettera al signor Kaiser, cantiere USA.: "... e Vi ringraziamo per le nuove belle serie di navi. Con ciò avete reso un gran servizio alla mia Ditta..



Eine nervöse Dame fährt durch die Maiennacht

Der letzte Postomnibus steht am Bahnhof. Die kleinen Lämpchen im Wagen brennen trübe, es regnet. Der Postwagen ist gut besetzt. Da wird es am Eingang noch einmal lebendig, eine Familie steigt ein. Die Familie hat natürlich Koffer, es sind nicht eben große Koffer. Es ist auch noch Platz im Wagen. Man hätte die Koffer ruhig auf den Boden, auf einen freien Platz stellen können, aber die Mutter der Familie, eine ältere Dame, ist eine sorgsame Hausfrau, sie will das Gepäck nicht einfach herumstellen, sie will sich nicht von ihren Koffern trennen. Vielleicht ist die Dame eine nervöse Dame, sie ist sogar bestimmt eine nervöse Dame. Sie klemmt also eine der Handtaschen ihrer Nachbarin auf die Knie, den andern Koffer

nimmt sie selbst auf den Schoß und den dritten, ja wohl mit dem dritten? Den balanciert sie auf der flachen Hand. Für einen Variétékünstler wäre das schon schwierig gewesen, für eine Nervöse ist's geradezu ein unhaltbarer Zustand. Der eine Koffer pendelt, der andere rutscht und der dritte bohrt sich noch tiefer in die Weicheile der Nachbarin. Beim Anfahren des Wagens geraten Dame und Koffer ins Wanken. Mittlerweile haben wir die Gefahr für uns erkannt, klauben die Dame aus dem Gepäck und stellen die Koffer sorgsam auf den Boden.

So könnte die Fahrt gut weitergehen, aber nun begehrt in der Dame die ordnende Hausfrau auf. Sie stellt einen Koffer auf die hohe Kante und legt einen andern quer darüber. Die Gesetze des Gleichgewichts sind nicht ihre starke Seite. Wir warnen darauf, daß es kippt. Es tut's. Jetzt legt die nervöse Dame ein Bein über beide Koffer und das andere stemmt sie gegen den dritten. Bei der nächsten Kurve wird die Komposition ins Rutschen geraten. Unsere Befürchtungen gehen in Erfüllung. Es entsteht ein ziemlich unheimliches Gemänge.

Der Familienvater scheint Hartes gewohnt zu sein, er nimmt vieles mit Gleichmut hin, macht nur gelegentlich kleine Vorschläge, um nicht seine Uninteressiertheit zu zeigen.

Die Dame aber steckt voller Einfälle, wie man die Koffer unpraktisch anordnen könnte. Sie ist darin sehr erfindungsreich. Sie versucht, einen viel zu großen Koffer in ein Netz zu klemmen, legt den andern auf einen Hut, schiebt sich den dritten unter. Wir haben es vorher nicht gewußt, was man mit drei Koffern alles anstellen kann. Das Gepäck saust im Wagen umher, und die kurveteiche Straße des Gebirgstales kommt den Plänen der Dame sehr entgegen.

Wir Mitreisenden haben alle Hoffnung aufgegeben, ihr zu helfen. Wir sind nur in Schutzstellung gegangen, oder haben rhythmisch die Beine, wann wieder ein Geschöß herausst. Die Dame erbeutet wie ein Lesitzäger, alle vier Gliedmaßen sind gleichzeitig in Bewegung. Sie versteht es, den Objekten alle Tücken zu entlocken. Sie leistet darin wirklich Außerordentliches.

Leider müssen wir in der nächsten Station aussteigen. Als der Omnibus weiterfährt, können wir gerade noch sehen, wie die ordnende Hausfrau jetzt ihre ganze Kraft zu einem grandiosen Endspurt zusammennimmt. Durch unsere freigewordenen Plätze waren ganz neue und ungeahnte Möglichkeiten entstanden.

Folzick

Sonntag

Leer sind die Straßen im Sonntagsgemind:
Die Menschen hat es ins Freie getrieben.
Nur die weißen Wolken find
Über der Stadt geblieben.

Die Häuser stehen wie unbewohnt.
Alles lacht draußen das Gluck:
Einen Atemzug Waid, einen Weg durch das Korn,
Eine Stunde im Dorf, einen Ritterporn,
In der schwarzen Schlucht einen flüsternden Born,
Von der Welt ein glänzendes Stüb.

Und kommen die Schaulucher abends zurück,
Vertraut und vom Sehen fatt,
Hängt zwelfen den Wolken der goldene Mond
Unbesetzt über der Stadt.

Georg Britting

Nenn es dann, wie du willst

Wir trafen uns wieder nach langer Frift.

Mein Freund, geborener Optimist,
rief: »Donnerwetter, altes Haus,
du leichst ja böllig vergiftigt aus!«

»Was du nicht sagst!« begann ich zu lällern.

»Mir ist blo daso nicht aufgellallen

ein nennenerwetter Zumache des Grift's.

Ich fehe nur - und die Waage brinell's -

das Jüfendich kühnenewetter Entfinkeben

der Feftubilität aus den Leibegeweben.

Wie? Oder meinft du, daß dort ein Plus

aus dem Minus hier sich ergeben muß?

Das glaub' ich nicht, und wenn fle mich itzigen.

Jedenfalls nicht bei mir und dem meiningen.

... Wir wollen uns auf »enthörpert« einigeln«

Ratatzehr



„Na, was sagen Sie, Mylady, zu unseren neuesten Schöpfungen, sind die Modelle ‚Unschuldengel‘ und ‚Frommes Lämmchen‘ nicht entzückend?“

Tà di moda presso Maiski: „Ebbe‘ che ditte, Mylady, delle nostre nuovissime creazioni? ... Non sono incantevoli questi modelli d’ ‘Angelo d’ Innocenza, e di ‘Pio agnello,?„



DIE RATTE

VON F. L. NEHER

Die Ratte kam im Herbst — ich glaube, es war im Oktober. Wir sagten: „Die Ratte ist da.“ Ganz einfach „die Ratte“. Sonst haben wir immer für jedes Tier einen Kosennamen. Meine Frau, ich nenne sie übrigens „Pinschelt“, gab unserem Dackel den Namen „Fünferl“, ich nenne ihn „Waff“, und die Kinder je nach ihrem Alter rufen ihn mit „Butt!“ und „Wuu-wuu“. Selb antwortete Name aber ist „Fünferl“. Bären nennt man gern „Teddy“ und Kanarienvogel „Hansi“, ich nenne den unsrigen „Pegamir“. Der Kater hatte sogleich bei seinem Einzug den Namen „Hing“ — er ist übrigens seit einigen Wochen verschollen. Ich glaube, daß die Neugier, Tiere mit liebenswürdigen Namen zu belegen, unserem Bedürfnis sie zu humanisieren entspringt. Wir wollen, vielleicht unbewußt, durch diese Namensgebungen etwas überbrücken, das sich nicht überbrücken läßt, die Kluft zwischen unserer und ihrer Seele. Als wir noch in Brasilien lebten, entdeckten wir unter der Veranda eine buntestreife, armideck, meller-lange Schlange. Sie war harmlos. Sie lebte gute zwei Jahre auf unserem Boden. Wir nannten sie „Leopold“. Ich konnte nicht sagen, wie uns der Name für dieses Kriechlief, einmal, weil wir in der ganzen weiten Familie keinen Leopold haben und auch niemals Unterarten irgendeines Leopold waren und voraussichtlich sein werden. Aber „Leopold“, der sich auf warmen Stielen schmecken ließ, schien uns gesellschaftlich näher zu stehen als „die Ratte“. Wir sahen ihn oft mit einer sich behaltend wahren großen Grille zwischen seinen kalten dreieckigen Kiefern im Gras verschwinden. Ich bin nun ganz von der Ratte abgekommen. Also, die Ratte hatte keinen Namen, weil... — nun ganz einfach, sie hatte etwas an sich, das keinen Namen zuliess. Ich erinnere mich noch gut der ersten Begegnung zwischen der Ratte und mir. Ich ging in den Keller, um einige Äpfel und einen Korb voll Kartoffeln zu holen. Unser Haus ist achtzig Jahre alt, und der Keller gleicht eher einer Höhle als einem kunstgerecht gemauerten Keller. Ich nehme immer eine stabile Stiebtreppe mit hinunter und leuchte gewohnheitsmäßig in die Ecken des kleinen Raumes. Man kann da allerdings unerwartete und ungebote Gäste entdecken, Molche, Salamander, Glaschlangen und ähnliches Getier. An jenem besonderen Oktoberabend, da ich um Äpfel und Kartoffeln in den

Keller ging, traf das scharfe Licht der Stiebtreppe auf die Ratte. Sie kauerte in einer Ecke nahe der Wasserleitung und blickte eine Apehölle. Ihre Flüchte nicht, sie hielt nur mit Nagen ins. Sie rührte sich nicht. Sie blieb bewegungslos über dem Apfelrest gekauert, rechte die Schnauze etwas vor und starrte in das Licht. Wir götterglücklichen Zweifler aber sind es gewohnt, daß Gocköpfe der Rattenklasse bei unseren Nahen Mächten oder sich vor Angst klein machen. Wir sind erstaunt und alarmiert, wenn diese uralte Überlieferung verletzt wird. Ich überheute malme die Ratte auf Armstütze und stampfte mit dem Fuß kräftig auf. Sie flüchtete nicht. Statt dessen schlen sie flacher zu werden und sich zum Kampf zu stellen. Sie zog ihre graue, schnurbaartige Oberlippe hoch und ließ ein bösariges lautes Pfaffen hören.

Ich gebe zu, daß ich zurückwich und den Keller mit meinen Äpfeln und Kartoffeln rasch verließ. Ich fühlte mich zuulast verletzt und mein Manns gehirn suchte sofort nach Waffen und Rache. Waffen sind unsere Stärke und unser Trumpf: wir haben keine Krallen, wir haben scharfe Stiehklingen; wir haben keine Giftzähne, wir können Giftschlangen nur mit künstlichen Waffeln töten. Ich kaufte eine Rattenfalle

Diese Rattenfalle war ein tödliches Ding, eine schwere Maschine, das stärkste Modell, das zu haben war. Die Falle war rüchlich, man konnte sich damit mit größter Leichtigkeit, während man sie stellte, einen Finger amputieren. Die leichteste Erschütterung, die geringste Berührung des Köders, und sie schnappte zu. Sie schnappte eigelicht nicht zu, sie hieb zu, und das mit einem stählernen Klang, ein für allemal. Ich brachte die mit einem Stückchen Käse versehene Falle in den Keller. Das Licht meiner Laterne spielte in alle Ecken, Winkel und Spinnweben. Die Ratte hatte den Apfel gefressen oder verschluckt und war verschwunden. Ich stellte die Falle mit größter Vorsicht nieder, da stand sie dann im tiefsten Dunkel, ein unerleuchtetes, heimliches, unbesessenes und bareites Instrument des Todes.

Noch in der Nacht sprang die Falle. Der Klang des zuschlagenden Eisens weckte uns. Ich wollte sogleich in den Keller gehen und nachsehen, doch gab ich das Vorhaben auf. Wozu dann? Die Ratte war ja nun tot und nicht mehr wert, das sie in der Schliefenzug der Oktoberkälte auf der Straße. Aber gleich am Morgen, noch vor dem Frühstück, ging ich hinunter. Der Käse war weg. Die Falle war leer.

Das war im Oktober gewesen. Während der folgenden drei Monate habe ich die Falle etwa zwanzigmal geködert und gespannt und im Keller abgestellt. Ebensooft ging ich in den Keller, um jedesmal die Falle leer, ohne Ratte und ohne Köder, zu finden.

Inzwischen aber machte sich die Ratte als Mitbewohnerin des Hauses deutlich bemerkbar. Ich sorgte dafür, daß wir nicht zur Ruhe kamen und erlaube weder meiner Frau noch — was das Überste war — den Kindern, ihre Gegenwart oder die Tatsache ihrer Existenz, ihrer Freiheit, ihrer Unerschrockenheit und Unüberwindlichkeit zu verneinen. Während bitterkalter Winterkälte horten wir sie nagen, nagen, nagen... Wir sahen von unserer Lektüre auf und segten: „Die Ratten!“ Wir erwachten in unseren Betten und flüster: „Die Ratten...“ Wir konnten sie, wir hörten ihre Schritte und ihre röhrenden Erben aus über uns, über der Schlafzimmedecke nagen und dann überall in den leeren Dachräumen über uns. Sie wurde herausfordernd, sie war entschlossen und nicht mehr minder. Der Kampf war entbrannt. Das war ein Kampf ums Götze, und zwar mit allen Listen der Taktik und mit allen Lehren der Strategie und mit aller Leidenschaft, deren ein Rattenheim, eingeschlossen in einen kleinen, schmalen grauen Schloß, fähig war. Die Ratte war kein verstohlen eingeschleichener Eindringling mehr, sie war ein erklärter Feind, ein Feind mit dem Mut des Hasses und unerlöschlichen Absichten. Die Kampfszene Mann gegen Ratte war klar, es mußte eine noch bessere Rüstung gefunden werden.

Im Februar kaufte ich eine neue Falle, ein Muster,

das ausdrücklich töten sollte, köderte sie und stellte sie für die Ratte im Keller ab. Ich mußte sie töten, ich mußte ihr das Rückgrat brechen. Noch zweimal im Laufe des Monats sah ich sie — ich und die Ratte — uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber, und beidermale benahm sie sich genau so wie bei der ersten Begegnung. Sie blieb regungslos niederkauert. Ihre Augen glommen rötlich in das blendende Licht der Stiebtreppe, sie entblöte ihre langen, gelben Vorderzähne...

Als ich am Morgen, nachdem ich die neue Falle aufgestellt hatte, wieder in den Keller ging, dachte ich zuerst, die Falle sei wieder leer und ohne Nutzen zugelegt. Dann, als ich näher sah, bekam ich plötzlich ein übles Gefühl in der Magengrube. Der Käse war weg und die Ratte war weg, aber in der Falle, just innerhalb der scharfen Stiehbügel, lagen säublich nebeneinander die beiden Vorderfüße der Ratte. Ich hatte beinahe „Arme“ gestopft! Die beiden Füße erinnerten grauig an Blitze. Es war kaum eine Spur von Wut zu entdecken.

In der folgenden Nacht hörten wir von der Ratte nichts. In der nächsten und nächsten und übernächsten Nacht. Eine ganze Woche verging, zwei Wochen... Wir waren sicher, die Ratte war nun tot. Sie wird sich in irgendeinem tiefen Winkel unter den Steinen des Fundamentes vergraben haben. Einundzwanzig Nächte vergingen. In der zweiundzwanzigsten Nacht — wir lagen im Bett und lasen — hörten wir ein Geräusch. Tappt-tappt... tappt-tappt... tappt-tappt... tappt-tappt...

Wir wußten sofort, was das war. Die Ratte lebte. Sie kroch oben im Staub zwischen Dachrinne, Dachsparren und Dachboden auf ihren Vordersternen herum. Sie hatte sich also einundzwanzig Nächte lang versteckt und mit ihrer schwachen Zunge die Wunder ihrer Stümpe geleckt. Nun war sie wieder da, und bald würden wir sie wieder hören, nagen, nagen, nagen... Sie lebte. Sie hatte die Stärke des Hasses.

Es läßt sich nicht mehr viel über die Ratte sagen. Eine Woche lang hörten wir ihr Tappt-tappt, es wurde immer lebhafter, wir konnten ihr Wege in den Wänden und unter den Dielen verfolgen, sie wurde unsversämter als je zuvor. Noch dreimal spannte ich die Falle, und dreimal fand ich sie leer, die Ratte war nicht da. Sie genommen und war nicht geblieben. Wir sahen nicht fallenscheu geworden. Unsere Ratten kannte den Terror der Falle, der jedes andere Tier ergreifen hätte, nicht. Wir hörten in der Stille der Nacht die Falle mit dumpfen, stählernen Klang zuschlagen, wir hielten den Atem an, um besser zu lauschen, da plötzlich... tappt-tappt... tappt-tappt... tappt-tappt...

Die Ratte kam jedesmal, auf welchen Wegen konnte ich nicht erforschen, hörte in den Raum über unserm Schlafzimmer. Ich nehme an, daß sie dort den Käse verzehrte. Da hörten wir dann zuweilen merkwürdige Geräusche, ein Rascheln und Schleifen, ein weiches, gedämpftes Fallen und Kratzen — ob sie spielte? Unheimlich zu denken, daß sie spielte, daß sie das Spiel von ihrer Lüfte, ich weiß, daß es Tiergibt, die zuweilen „spielen“. Ein Spiel, ein grausiges Spiel, eine Art blutdürstiger Carnagiolle voller Lust am Spiel mit dem Tode. Ich habe keinen Zweifel, die Ratte tanzte und spielte einen unheimlichen triumphierenden Rhythmus voller Enten über das vergebliche Zuschlagen des Todes.

Dreimal, wie ich schon sagte, entwich sie. Beim vierten Male hatte ich sie. Ich hatte sie. Die Fallenbügel hatten ihr das Rückgrat gebrochen, sie war tot. Ich sah, daß das Licht der elektrischen Lampe über den gebrochenen Körper strahlte und blickte mit verkniffenen Augen auf das Bild „Fünferl“, der Dackel, stand dicht daneben, der ganze Hund angespannt wie eine Sehne, und hielt seinen Vorderpfote beständig hoch, er zitterte dabei.

Ja, ich glaube, daß die Ratte, selbst nachdem die Falle zugeschlagen war, noch eine oder zwei Minuten lebte. Und in jener letzten Minute, da der Stahl ihre Knochen brach, brüllte sie es fertig, den Kopf zum Himmel zu heben und vorzucken, um die letzte Krümelchen meines Käses zu fassen. Die Rattenschauze war so sonderbar verzogen, daß sie einem phantasiebegebenen Mann erschien wie das höhnische Grinsen letzten Triumphes.



„Sieh' mal, Otto, nun ist er da, der Sommer!“

„Ja, ja — der wenigstens scheint seinen Lieferungstermin einzuhalten!“

Buon esempio: „Vedi un po' Ottone, che l'estate è già qui!.. — ‘Già... già! Almeno esso pare mantenga il suo termine di torniture!..“

AUS DEM FELDE GESCHLAGEN

VON RUDOLF SCHNEIDER-SCHELDE

An jenem Abend hatten Carlo und ich ein kleines Essen vor, wir hatten Frülein Duda dazu eingeladen, die uns balden ausnehmend gut gefiel, und ich stand erwartungsvoll am Fenster und blickte in den Garten hinaus, wo Carlo mit unserem Gast auftauchen mußte. Es war schon etwas später, als wir ausgemacht hatten, aber ich dachte, Frülein Duda würde sich verspätet haben. Carlo hätte sie eholen wollen, um mit ihr zu mir zu kommen. Ich trank ein Glas Wein und dann noch ein Glas, bis Carlo nicht mehr da war, dann bald mit Frülein Duda ankommen werde, und freute mich darauf und auf den ganzen Abend, Frülein Duda gefiel mir wirklich ausnehmend gut, wir hatten sie gemeinsam bei Bekannten kennengelernt und wußten weiter nichts von ihr, als daß sie auf irgendeiner Schule für Photographie war, ich fand sie reizend, ich dachte, während ich wartend am Fenster stand, daran, wie reizend sie war, mit dunkelblonden, lebendigem Haar und lebendem, vollem Mund, und dann sah ich plötzlich Carlo mit Doktor Venus und nicht mit Frülein Duda unter den Kastanien auftauchen.

Ich verstand nicht, wieso Venus hierherkam und noch dazu an der Stelle von Carlo. Ich ahnte, daß irgend etwas nicht geklappt hatte, und wartete darauf, daß sich die beiden vor der Gartentür voneinander verabschiedeten. Aber sie gingen schleichend daran vorbei und verschwanden, und nach einer Weile, während der ich dastand und mich zu ärgern anfing, kamen sie beide von der anderen Seite her wieder zum Vorschein. Ich dachte, jetzt würden sie sich bestimmt voneinander verabschieden, und hatte den Eindruck, daß Carlo gebückt ging als vorher, und dann standen sie eine Zeitlang wie unschlüssig vor der Gartentür, und ich hörte das sonore Lachen von Venus. Schließlich ließ ich, wie Carlo langsam die Gartentür aufmachte, und sie kamen beide herein und gingen aus Haus zu. Carlo starrte vor sich hin, und Venus lächelte einladend. Wir kannten Venus seit langer Zeit, aber wir mochten uns nicht viel aus ihm, und keinem von uns wäre es je eingefallen, ihn einzuladen. Wir trafen ihn manchmal da und dort, es konnte sein, daß andere Leute sich etwas aus ihm machten, aber zu diesen Leuten gehörten wir nicht. Er war irgend etwas bei Zeitungen, Korrespondent oder etwas Ähnliches, und trug immer Zeitungen bei sich und war überhaupt sehr gebildet und beläsen. Er hatte etwas Künstlerisches in seiner Erscheinung, das vielleicht den Frauen gefiel. Uns gefiel es nicht. Er hatte schönes kastanienbraunes Haar, das anfang grau zu werden und in Locken fiel, und trug sich gern in Beige, irgend wie war immer ein Schimmer von Beige oder Bleu über ihn gebreitet, wodurch er etwas Gedämpftes und Geplantes bekam. Er hatte eine hohe und schlanke Gestalt und immer sehr erlesene Bewegungen; uns war er zu mager.

Als Carlo mit ihm herinkam, wußte ich nicht, was ich tun sollte. Das Essen, es war ein hübsches kaltes Essen, stand angerichtet auf dem Tisch in der Glasveranda, und ich hatte den Tisch hübsch gedeckt und den Servierkellern daneben geschoben, auf dem eine kalte gebratene Ente stand, und Gläser standen da und der Wein in einem Kühler, weil wir eine Bowle hatten machen wollen und auf einem kleinen Abstellplatz auf der Glasveranda stand eine Torte, von der wir ankommen hatten, daß sie Frülein Duda besonders zusagen würde. Ich hatte nicht die leiseste Absicht, an ihrer Stelle Venus beim Essen abzuholen, und es war nicht annehmend, daß Carlo diese Absicht hatte, außer er war verückt geworden. Da keine Zeit mehr war, den Tisch abzuräumen, machte ich rasch die Flügelhür zu der Glasveranda zu; leider war es eine Tür mit Glasfenstern und nur dünnen Vorhängen, durch die man hindurchsehen konnte. Venus sagte, Carlo habe ihm keine Ruhe gelassen, und so sei er auf einen Sprung mit herein gekommen. Er lächelte, als er es sagte, und schüttelte mir kordial die Hand. „Sie wohnen hier reizend“, sagte er und lief sofort an, sich umzusetzen, „es ist fast in der Stadt und doch beinah wie auf dem Land.“

„Ja“, sagte ich und versuchte mich so aufzustellen, daß er keine Aussicht auf die Glasveranda bekam.

„Allerliebst“, sagte er, „und so intim. Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie zu leben verstehen. Ich habe es mir immer gedacht; Ihre Erscheinung ist so, daß man den Eindruck hat, sie verstehen zu leben.“

„Wir sind alle Lebemänner“, sagte Carlo.

„So meine ich es nicht“, sagte Venus. „Sie wissen, was ich meine.“ Er richtete seinen Blick auf ein Bild an der Wand und trat hinter mich.

„Wo hast du den aufgegebelt?“ flüsterte ich Carlo zu.

„Er mich“, flüsterte Carlo ebenso leise

„Und die Duda?“ fragte ich.

„Kann nicht“, flüsterte Carlo zurück.

„Ah, das ist echtes Dixhumilum“, sagte Venus, der vor dem Bild stand und es durch sein Monokel betrachtete. „Es ist die reine Blasphemie; sehr pikant.“

„Es ist sechzehnte Jahrhundert“, sagte Carlo. Carlo hatte Kunstgeschichte studiert. „Es ist von Parmigianino, dem Erfinder der Interessanten Maseri. Er malte alle seine Madonnen so.“

„Sehr interessant“, sagte Venus und ging weiter an der Wand entlang. Es war leicht vorauszu sehen, daß er nach und nach an die Gläser kommen würde, wo er dann den Blick auf die Ente haben mußte, wenn ihn nicht irgend etwas abhielt. Ich überlegte, was ihn abhalten konnte.

„Reuchen Sie?“ fragte ich.

„Danke, jetzt nicht“, sagte Venus und ging langsam weiter an der Wand entlang. „Sie haben lauter interessante Sachen hier“, sagte er, „man merkt, daß Sie alles mit großer Liebe und Kenntnis zusammengetragen haben.“

„Ich habe die Wohnung möbliert gemietet“, sagte ich.

„Oh“, sagte Venus. Er war an der Gläser angelangt und mußte die Ente gesehen haben, aber es war nicht sicher, ob sein Ausruf ihr galt. Er blieb eine ganze Weile an der Tür stehen und blickte angelegentlich hinaus. Man konnte von dort, wo er stand, auch über eine Wiese hinaus, auf der allerlei Büsche und Sträucher wuchsen, aber es war nicht wahrscheinlich, daß jemand den gedeckten Tisch mit der Ente im Vordergrund dabei über sah. „Ein entzückender Blick“, sagte Venus nach einer Weile und setzte sich in einen Sessel.

Der Star - II divo

(H. Bommelt)



Ich wartete darauf, daß er wieder gehen würde, und hoffte es, aber ich glaubte nicht daran. Für den Fall, daß die Ente gesehen hätte, wäre es besser gewesen, ihn zu sagen, wie die Sache stand, und ihn zum Essen einzuladen. Es konnte sein, daß er schon gegessen hatte. Es konnte auch sein, daß er die Einladung ausschlug. Wenn er aber die Ente nicht gesehen hatte, dann war es töricht, ihn zum Essen einzuladen; sowohl wegen der Ente, als auch darum, weil wir ihn den ganzen Abend auf dem Hals haben wollten. Während Venus mit Carlo von Bildern sprach, überlegte ich, was richtig zu tun sein würde, und warf Blicke zu Carlo. Im stillen hoffte ich, daß Carlo etwas Entscheidendes unternehmen würde, um Venus wieder an die Luft zu setzen, und versuchte ihm Zeichen zu geben, aber Carlo sah nicht, wieviel er und zuckte mit den Schultern. Er redete entschlossen Blech über Malerei, augenscheinlich in der Hoffnung, Venus zu reizen, aber Venus lächelte und stimmte ihm zu und schien sich äußerst wohl bei uns zu fühlen. Schließlich sagte er, daß er den Abend am liebsten im intimen Kreis bei uns improvisierten Unterhaltung verbringe. „Drei Männer so wie wir“, sagte er, „ergeben die beste Gesellschaft.“ „Vorwiegend, daß sie gegessen haben“, sagte Carlo.

„Was mich betrifft“, sagte Venus und schlug die Beine übereinander, „ich bin in der Empfindlichkeit meines Magens ziemlich unabhängig von jeder Nahrungsaufnahme.“

„Wir nicht“, sagte Carlo, „oder, Paul“, fragte er mich, „sind wir unabhängig von der Nahrungsaufnahme?“

„Nicht so ganz“, sagte ich.

„Ich vermute, daß Sie schon gegessen haben“, sagte Venus.

Ich war zugeben, daß dies kein schlechter Schachzug von ihm war, Angesichts der Ente konnten wir nicht wagen, mit Ja zu antworten, wenn wir aber nein sagten, dann mußten wir ihn jetzt wohl oder übel einladen.

Carlo antwortete mit einer Gegenfrage: „Und Sie?“ fragte er.

„Oh“, sagte Venus, „bei mir spielt es wirklich keine Rolle. Ich esse bands fast niemals und mache mir auch nichts daraus. Aber es würde mir leid tun, wenn ich Sie vom Essen abgehalten hätte.“

„Wir erwarten einen Gast“, sagte ich und dachte, daß er jetzt aufstehen und sich verabschieden würde, aber er blieb sitzen und sagte:

„Dann erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Gesellschaft leisten, bis er kommt.“

„Er kommt nicht“, sagte Carlo und verdarb mir das Spiel.

„Er kommt nicht!“ fragte ich mich möglichst viel Überraschung in der Stimme.

„Ochse!“ sagte Carlo zu mir und zerstörte die Situation vollends, „ich habe es dir doch schon vorher gesagt.“

„Schön“, sagte ich entschlossen, „dann wollen wir jetzt essen.“ Ich stand auf, und auch Venus stand auf. Ich wartete noch einmal darauf, daß er sich verabschieden würde, aber er bewegte sich mit kleinen, gefälligen Schritten auf die Veranda zu. Es wurde klar, daß nichts mehr zu machen war. Ich tauschte ein paar fürchterliche Blicke mit Carlo, und dann fragte ich Venus, ob er mitgehen wolle. Er sagte, er wolle kein Spielverderber sein und uns zu Gefallen ein paar Bissen nehmen.

Wir gingen auf die Veranda hinaus und setzten uns. Venus setzte sich vor das Gedeck, das ich für Frülein Duda aufgelegt hatte. Er lächelte lebenswürdig und sah Carlo zu, der die Bowle zusammenschüttelte. Ich fragte ihn, ob er Vorspeise haben wolle, und er antwortete, Vorspeisen verträge er noch am ehesten, und nahm sich ein tüchtiges Stück Aal auf seinen Teller. Er sah hinterneinander ein Drittel des Aals, ein gutes Drittel der Ente, von dem Käse und der Torte, daß er die Hälfte.

Ich habe noch nie einen Mann so essen sehen. Er hatte einen wunderbaren Appetit und einen ebensoischen Durst, und für jemand mit empfindlichem Magen leistete er Hervorragendes. Dabei



Il pianista festeggiato

unterhielt er sich noch während des Essens mit uns und redete darüber, daß solche gelegentliche Haggas das einzige seien, was ihm keine Beschwerden verursache. Als die Kaspelatte leer war, sah er umher, als erwarte er noch Einiges. Wir hatten alle Mühe gehabt, mitzukommen, obwohl Carlo und auch ich ganz anständige Esser sind. Aber er schlug uns spielend, und daneben bestritt er die Unterhaltung fast allein; denn durch einen gelegentlichen Nicken oder anderen kleinen "Ja" brachten wieder Carlo noch ich etwas heraus. Es war wie eine gemischte Olympiade, bei der wir den kürzeren zogen, und wir hatten uns das Essen anders vorgestellt. In gewisser Weise nötigte Venus uns Bewunderung ab. Aber es war eine kalte Bewunderung, bei der das Herz ohne Beteiligung blieb. Ein paarmal versuchte Carlo zu lachen und sich einlächeln zu erheben, aber die Sache war vertiefte ernst, und bei jedem derartigen Versuch verlor er soviel Zeit, daß Venus ihm vier oder fünf Gabeln vorkam, die nicht mehr einzeln waren.

Die Ente war delikat; es war eine junge, saftige, knusprig gebratene Ente, aber ich kam nur zur Handlung in der ersten Gabel. Dann noch ich, um nicht aus dem Rennen zu fallen, genötigt war, große Stücke fast ungekaut hinunterzuschlucken. Carlo erging es ebenso; als wir bel der Torte waren, sah ich, daß er mit dem Löffel auf sie einhieb, offenbar nur, um einigemmaßen zu seinem Recht zu kommen. Aber es nützte uns nichts. Venus schien ganz zufrieden mit Carlo, als die Platten bis auf den Brotkorb leer waren, sah er muntere und vollkommen frohen da, während Carlo der Schweiß herunterlief und ich mich fühlte wie nach einem Tausendmeterlauf.

Etwas später, als Carlo den Kaffee machte und Venus für einen Augenblick hinausgegangen war, sah ich zum erstenmal Gegebenheit, mit Carlo zu reden. Aber ich sah den Mund öffnen konnte, winkte er mir ab und sagte: "Schweig! Behalte deine geistreichen Bemerkungen für dich. Ich kann gar nichts dafür. So wenig du dafür kannst, daß du ihm zum Essen eingeladen hast, so wenig kenn ich dafür, daß ich ihn mitgebracht habe."

"Nicht", sagte ich, "obwohl ich ihm nimmte zum Essen hätte einladen müssen, wenn du ihn nicht mitgebracht hättest. Es war die Folge."

"Ja ist der Kausalnexuss.", sagte Carlo, "kein Mensch entrinnt ihm."

"Schön", sagte ich wieder, "du hast dich nicht wie ein Trottel! Warum ist die Duda nicht gekommen?"

"Offenbar konnte sie nicht. Es ist jemand bei ihnen krank geworden, ich glaube, die Schwester. Sie kam nicht, und als ich anfragte, sagte sie es mir."

"Wer sagte es dir?"

"Ich glaube, die andere Schwester. Sie konnte nicht selbst ans Telefon kommen, weil der Arzt gerade da war."

"Und als Ersatz hat er mir diesen Venus mitgebracht?"

"Ich habe ihn dir nicht als Ersatz mitgebracht", sagte Carlo, "sondern er gabelte mich am Telefon auf, als ich an die Duda telefonierte. Er war vor mir in dem Gassen dir und wartete dann nachher einfach auf mich. Sie nicht blissig, Liebling, oder ich werde auch blissig und sage dir, daß ich Fräulein Duda überhaupt nicht für dich, sondern für mich mitgebracht hätte."

"Um mit ihr bei mir zu essen?"

"Genau das."

"Das hättest du mir früher sagen sollen", sagte ich, "denn wir den Platz zu dem Abend nicht. Ich wäre dann ausgegangen und hätte auch nicht gegist."

"Ich erwartete von deinem Zeitgefühl sowieso, daß du uns nicht gestört hättest", sagte Carlo, "Pardon", sagte ich, "ich wußte nicht, daß Erna Duda deine Braut ist. Sie hat sich mir gegenüber bisher nicht so verhalten."

"Sondern?" Carlo lachte und streckte mir die Hand hin: "Ist es dir recht, wenn wir um sie wüßten? Wenn wir diesen Kell losgeworden sind, wollen wir das Orakel fragen, wann sie gehören soll, sonst zu streiten. Wir werden den Sekt trinken."

"Welchen Sekt?"

"Den ich gereizt habe", fuhr Carlo fort. "Ich habe mir Sektlers in die Bowle gegossen. Ich habe ihm den Sekt nicht gegnät. Hast du es nicht bemerkt?"

Ich hatte tatsächlich nicht bemerkt, daß vor Wasser in der Bowle war; sie war mir dünn vor-

gekommen, aber ich hatte es auf die Anwesenheit von Venus zurückgeführt. Ich sagte es.

"Ich werde uns rehabilitieren", sagte Carlo, "Ich werde die Ente riechen. Du sollst mir mitzufrieden sein. Wo steckt er eigentlich?"

Wir sahen uns nach Venus um und hörten aus dem Badezimmer das starke Rauschen der Wasserleitung. Wir warteten eine Weile, das Rauschen ließ nicht nach. "Anscheinend badet er jetzt", sagte Carlo, "es würde mich nicht wundern, wenn die Ente riechen. Du sollst mir noch dem Essen was zu baden."

Aber Venus hatte sich nur erfrischt. Als der Kaffee fertig war, kam er frisch zurück und sah neu onduiliert und wie gebügelt aus. "Ein Blick auf die Uhr", sagte er, "hat mich belehrt, daß wir uns verschweigt haben. Ich muß nun leider gehen."

"Aber Sie werden bestimmt noch eine Tasse Kaffee trinken", sagte Carlo, "oder zwei."

"Kaffee ist tatsächlich meine einzige Schwäche", sagte Venus.

"Schenk ihm ein, Paul", sagte Carlo, "wie wäre mit einer Zigarre für den Heimweg?"

Ich goß den Kaffee ein, und Venus giß in die Zigarettenrinne, die ich Carlo hinhielt, und fischte sich eine Zigarre heraus.

"Die kleinen sind besser", sagte Carlo.

"Oh", antwortete Venus, "ich bin nicht so ein Kenner."

Er trank den Kaffee, und Carlo sagte, "Schade, daß Sie weg müssen. Wir haben noch französischen Champagner, es ist das beste für empfindliche Mägen. Geht es nicht, daß Sie bleiben?"

"Nein, leider", sagte Venus, "ich habe noch eine Verabredung."

"Ist es was Galantes?" fragte Carlo. "Ich nehme an, daß Sie ein starker Herzenbräuter sind. Leute mit verdorbenen Mägen sind meist starke Herzenbrecher. Es ist der Kausalnexuss."

Venus lächelte. "Galantes?" sagte er und betrachtete seine Zigarre. "Vielleicht haben Sie recht mit dem Kausalnexuss. — Die Enthaltenskeit in materiellen Dingen macht den Menschen für die Liebe empfänglicher. Und anziehender" fügte er hinzu.

"Ich habe noch die gehört, daß ein Mensch, der aus dem Mund riecht, für die Liebe besonders anziehend ist", sagte Carlo. Er kam allmählich in Fahrt.

"Darf ich noch um ein Täbchen bitten?" sagte Venus zu mir und hielt mir seine Kaffeetasse hin.

"Aber dann muß ich wirklich gehen." Ich goß ihm den Kaffee und sagte leicht zu Carlo: "Ein empfindlicher Magen ist nicht identisch mit einem kranken Magen. Sie haben mißverstanden."

"Ich mag aber Leute nicht, die aus dem Mund

riechen", sagte Carlo. "Paul", sagte er zu mir, "magst du Leute, die schlecht riechen?"

Es war vorauszu sehen, daß Carlo jetzt nicht mehr zu halten sein würde, ich versuchte abzulenken und bot Venus einen Schnaps an, den er denkend annahm.

Aber ich hatte kein richtiges Glück mit meinem Ablenkungsversuch. Carlo sagte: "Schnaps ist gut für Mundeigenschaften, vor derer leidet, sollte vor jedem Rendezvous mit Schnaps gurgeln."

"Ich habe schon gehört, noch die 'Rendevous', sagte Venus lächelnd zu mir und stand auf. Ich stand auch auf, Carlo blieb sitzen. "Es ist ein Schützling von mir", sagte Venus, "ein reizendes Mädchen, ich habe ihr für heute Abend eine Theaterkarte verschafft und hole sie nun ab. Es ist eine Improvisation. Ich liebe Improvisationen. Es ist ein ganz reizendes Mädchen", wiederholte er schwermütlich, "eine Photographin."

"Eine Photographin?" fragte ich.

Carlo sagte nichts, aber er blickte auf.

"Genaue eine Photographiestudentin", sagte Venus. "Ein Fräulein Duda, Erna Duda."

Carlo sagte wieder nichts. Ich sagte auch nichts. Venus drückte mir jetzt wirklich einschüchternd, fuhr Venus gewinnend fort, "es war net bei ihnen, sehr nett, es war eine nette Improvisation. Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder."

"Hoffentlich!" sagte Carlo und keute, um mehr zu sagen, aber er brachte nichts heraus.

Venus drückte anderen die Hände, das heißt, Venus drückte die anderen, und ich begleitete ihn hinaus. Ich stand neben ihm, aus dem Spiegel im Vorplatz und sah ihm zu, wie er seinen Hut, seinen Stock und seine Handschuhe nahm, es waren mattgelbe schweißelnde Handschuhe und ein grauer Hut mit schwarzem Band und einem weißen Seidenfutter innen und ein Stock mit Bambushaut. Siles sehr fein und wie neu. Ich überlegte, wie ich tun konnte, um mir etwas weniger dum vorzukommen, als ich mir vor kam, aber es fiel mir nichts ein. Dann verbeugte sich Venus noch einmal lächelnd zu mir hin und ging.

Als ich wieder ins Zimmer kam, sah Carlo da und glitzte mich nicht sehr gelächelt an. "Was sagst du?" fragte ich.

"Die Rehabilitation war wunderbar", sagte ich. "Wir hätten ihm einfach eins in die Fresse haben sollen", sagte Carlo und fing an, sich aufzuregen.

"Ist das nicht ein Schweinehund? Die ganze Sache war abgekartet und ausgedacht."

"Gar nicht so übel ausgedacht!"

"So ein Scheiß! So ein Scheiß meinst du, was wir mit ihm machen werden?"

"Er ist uns über."

"Findest du?" Carlo sprang auf und lief im Zimmer umher. "Findest du wirklich, daß er uns über ist? — Und ob er uns über ist! Da kann man was zuleimen, Fräulein! Ich habe dir jemand ins Haus gebracht, von dem du was zuleimen kannst. Sag dank!"

"Danke", sagte ich.

"Willen wir jetzt den Sekt trinken?" fragte Carlo und begann plötzlich zu lachen. "Sag, was du dir denkst?"

Ich überlegte und schwieg und sah ihn an. Ich sah, daß er während war.

"Fein gemacht", sagte er, "Gestehen wir uns ohne Umschweife, daß es sehr fein gemacht war. Da können wir nicht mit."

"Nicht so leicht", sagte ich.

"Aus dem Feldo geschlagen!" deklarierte Carlo und lief auf die Veranda hinaus und holte die Flasche. Er machte aus dem Kühlen, den er unter dem Tisch versteckt hatte. Er kam mit der Flasche und zwei Gläsern zu mir her, öffnete die Flasche, goß die Gläser beheimut voll und reichte mir eins.

"Prost!" sagte er und sah mich mit seinen dunklen Augen lachend und doch voll Zorn an, "worst wollen wir trinken? Herr, wir danken dir sehr, Tage, daß wir doch nicht wieder andere Lein Trinken!"

So-Auge befeuchtete sich, und wir tranken. Er goß die Gläser wieder voll, stellte die Flasche zurück in den Kühlen und sagte: "Aber den Sekt habe ich dir doch gereicht. Gib zu, daß es schlau von mir war."

"Außerordentlich schlau."

"Es war wirklich ich bin nicht unüchtig. Ich kann's vielleicht noch zu etwas bringen. Wenn die Welt lang genug steht, bringe ich's vielleicht noch zu etwas." Er lachte wieder und fragte: "Liebst du sie sehr?"

"Müchlig!"

"Lüge nicht! Du liebst sie sehr, und ich liebe

IM LAZARETT

*Hier liegt ich im Lazarett,
und meine Knochen tun mir weh,
rechts neben mir in seinem Bett
träumt Peter Gruhl, still wie ein See.*

*Ich les' ihm manchmal vor zur Nacht,
denn sprechen kann und darf er nicht,
doch alles, was er durchgedacht,
steht hart in seinem Angesicht*

*Sein Vater fiel bei Scapa Flow.
Er hat ein Haus am Semmering
und eine kindhaft schmale Frau.
ein holdes, zwanzigjährs Ges Ding*

*Sie kam aus ihrem fernen Land
im Zwiespalt zwischen Angst und Lust,
sie nahm des Mannes schwarze Hand
und legte sie auf ihre Brust. —*

*Als ich die Augen aufgemacht,
da war sie plötzlich nicht mehr da,
und nur die Schwester Barbara
erschien und wünschte "Gute Nacht"*

Wilibald Omsanen



„Woaßt was, Alisi, i fürcht' tuschuh, daß s' mi dahoam nimma vaschtenga,
indem daß ich mir bereits einen franzesischen Aksa zuazog'n hab!"

„Sai, Luigi, femo 'louljours, che a casa non mi copiscano più, perchè mi sono diggià appropriato un 'accent, francese!..

sie auch sehr. Wir haben alle drei noch einmal
Schwein gehabt. Wir sind Glückspilze."

„Nai?" sagte ich.

„Schwacher Magen reitet drei edle Herzen", sagte
Carlo, „denn stell' dir vor, was passiert wäre, wenn
wir uns wirklich in sie verliebt hätten."

„Schön. Aber sie war auch noch da, vermutlich
hätte sie einem den Vorzug gegeben."

„Sie hat sogar einem den Vorzug gegeben,
mein Engell Offenbar haben wir ihr weniger gut
gefallen."

„Na also?", sagte ich, „Beruhige dich schön!"

„Beruhigen?" fragte Carlo. „Ich denke gar nicht
dran. Kannst du verstehen, daß dieser Fatke ihr
besser gefallen hat als unsere beiden ehrlichen
Gesichter? Ich kann's verstehen. Es ist der Kausal-
nexus. Der Kausalnexus ist eine große Theorie."
„Meinotwegen. Aber ich sehe nicht recht ein,
was uns das hilft?"

„Dann verstehst du's nicht. Ich werde es dir er-
klären. Ist Fräulein Duda ein famosos Mädchen
oder ist sie's nicht?"

„Sie seh so aus."

„O du Schlaumeier! Sah sie so aus oder ist sie's?
Siehst du die Hinterrüt, durch die du entwichen
willst, damit du dich nicht an eine Unwürdige
vergaudet hast? Wie sah sie denn aus?"

„Naja", sagte ich.

„Soll ich sie dir entwerfen? Soll ich ein Bild von
ihr malen, wert, von Titian zu sein, oder ist dir
Correggio lieber?" Er trank und begann in die
Luft zeichnend sie zu beschreiben. Es wurde ein
warmes Bild, es schien mir eher von Burne-Jones
zu sein. Ich sagte es ihm.

„Auch nicht übel", sagte er. „Burne-Jones war
auch ein großer Maler. Hauptsache, daß es stimmt.
Stimmt es?"

„Und diese edle Seele verfiel dem Venus",
sagte ich.

„O du Enttäuschter, tut sie dir leid? Wenn sie dir
in die Hände gefallen wäre, täte sie dir weniger
leid? Und wenn sie mir in die Hände gefallen
wäre, wie leid täte sie dir dann?" Er sah mich
lachend an. „Was für ein Riesensidiot du sein
kannst! Mußt sie denn nicht notwendigerweise,
wenn sie alle die Qualitäten hat, die wir ihr zu-
schreiben, auf eine Fassade hineinfliegen? Glänzen
dann nicht gerade die Augen des unverdorbenen
Menschen beim Anblick eines Pa-
lasts? — He, wie klingt das?"

„Prost", sagte ich, „ein feiner Palast!"

„Könnte es nicht von dir sein? Paß auf, ich werde
uns doch rehabilitieren!" Er ging und holte die
Flasche und goß uns ein. Er war ein blöcher be-

trunken. „Es gibt überhaupt keine Paläste, Lieb-
ling, es gibt bloß Verputz. Hast du vergessen, was
du lehrst? Abnst du den Kausalnexus, ehnst du,
was Verführung ist?" Er hob sein Glas und roch
an dem Wein und blickte aufmerksam auf die Per-
len, die es eilig hatten, nach oben zu steigen.
„Trinken wir auf die große, blinde und hilflose
Natur", sagte er im Predigerion, „die so Schönes
erschafft wie Fräulein Duda, und so Häßliches wie
schlechte Mägen, und das Schöne an das Häß-
liche ausliefert, sobald nur das Häßliche, das sie
lehrt sich zu verputzen, sich wirklich verputzt!
War das ein guter Satz?"

„Geht."

„Er ist von dir. Trinken wir auf den Teufel und
den ohnmächtigen Gott, der zusehen muß, wie
wir zusehen, um dann zu philosophieren, wie wir
philosophieren, während der Teufel handelt! War
das besser?"

Ich lachte.

„Freund!" rief er und kam auf mich zu und um-
armte mich, während er mir den Wein über den
Anzug schüttete, „was kann ich denn noch für
dich tun? Wollen wir jetzt um Fräulein Duda
würfeln, falls sie uns wiedergegeben werden
sollte, gesetzt den Fall, daß es Gott wider alles
Erwarten gelingen sollte, sie zu ertreten?"



„Schlüpfer“ klingt mir zu sachlich, sagt Rudi immer, im „Hösle“ liegt die wahre Seele der Frau!“

L'idealista: "Rudi dice sempre che la parola 'calzoncini', ha un suono troppo materiale, mentre la vera anima della donna sta nelle 'mutandine'.!,"

DEM VERDIENSTE SEINE KRONE

VON HEINZ SCHARPF

Gern und stolz wurden früher Krawattennadeln und Armbränder mit den Initialen hoher Herrschaften getragen.

Man bekam sie für persönliche Verdienste verliehen. Huldvollst. War man dichterisch begabt, veröffentlichte man im Residenzboten schwungvolle Namens- und Geburtszitate zu Ehren irgendeiner erlauchten Person, war man mit musikalischen Talenten ausgestattet, komponierte man zur Silberhochzeit eines fürstlichen Paares, das 25 Jahre lang miteinander im Krieg gelegen, einen schmetternden Jubiläumsmarsch, es genüge aber auch, auf profane Weise die Aufmerksamkeit allerhöchster Kreise auf sich zu lenken, wie zum Beispiel der Konditor Muntigl, der Erzeuger der Erzherrzogin-Valerie-Törtchen.

Nach einiger Zeit traf dann ein nach Form und Inhalt stets sich gleichbleibendes Dankschreiben von den Kanzleivorstellungen der aufs Korn genommenen Persönlichkeiten ein, dem für Herren eine in die Augen springende Krawattennadel, für Damen ein goldenes Armband mit dem eingravierten Namen des Spenders beilag.

Wiederleben mit meinem Bett

Von Karl Lerba

Also ich wieder einleif in den heimlichen Hafen, hielt mir mein Bett eine Gärtnereipraxis: „Ja, flecht du“, sprach es, „bleibst du hin und erliegst. Spürst du gar keine Reue?“

Du hast in lauter fremden Betten geküßelt.

Ich hielt dir die Treue.

Du liebst dich von fremden Kissen verführen;

mir war unfre Verbindung lakronant.

Mich durfte kein anderer Körper berühren.

Und tote hat du mir's gedankt?

Und – was hatten du davon? So fragte es hart.

„Angenehmere Ruhe! Besseren Schlaf!“

Überall haben die Sprüngeorden geknarrt.

Mal war die Decke zu schwer, mal war sie zu leicht.

Aber nirgendwo hat sie richtig gereicht.

Du Schaff!

Überall haben sie dir zu wenig Kissen,

und du hast dir dabei den Hals verbissen.

Einmal war der ganze Bezug zerfallen.

Deinen Pyrama behandelten sie liegender.

Nebenan wurde immerzu die Spülmangel genossen.

Und die Stiefel wurden batfch vor die Türen gekliffen.

Es ist widerlich!

Na, jedenfalls bist du gründlichst geküßelt

und hast bei der Sache nur Schäden genommen.

Schliefst du und endlich bist du ja wieder gekommen.

Hast du Kopfmehl? Schmerz dich der Magen?

Komm her, mir wollen uns wieder vertragen.

Nicht wahr, hier ist alles lieb und vertraut?

Hier wirst du vergessen, was dir gefah.

Die Kissen sind grade richtig gebaut,

und die Kühle in der Matraße ist auch noch da.

Hier gibt's kein Geknarre und kein Gebuller,

und auch das Laken ist ohne Fehl.

Du schliffst noch ein Säugling mit feinem Schnuller.

Du Kamell!

Na komm schon in die gemohte Arche.

Den Frieden findest du ja doch nur bei mir.

Dich wird kein böser Nachbar mehr rechen

mit feinem Gehulte und feinem Geknarre.

Du brauchst dich nicht mehr nach der Decke zu strecken:

Hier streckst dich die Decke nach dir.

Nach diesen sichtbaren Auszeichnungen, deren Wert zweifeln im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Kostbarkeit stand, war auch der verhängende Sinn der Ehegatten Haberlander, der Wirtseule „Zur Teufelswand“, gerichtet. In diesem Wirtshaus, am Fuß des Dachstein gelegen, kehrten wiederholt illustre Jagdgäste ein, darunter auch der leutseule Herzog Willibald. An dessen Adjutanten nun pirschte sich der Teufelswirt wegen der Erfüllung seines Herzenswunsches weidgerecht heran.

Der freundliche Herr gab ihm gern einen Fingerzeig.

Herzog Willibald war nicht nur ein eifriger Großwildjäger und ein ebensolcher auf kleine Mädchen, er war auch ein leidenschaftlicher Insektenkundler bekannt. Seine Flohensammlung war berühmt. Und hier winkte dem Teufelswirt eine Chance. Wenn er auf diesem Gebiet Seine Hoheit mit etwas überraschen konnte —

„Ja, Floh hat mir grad gnua“, brüstete sich der Teufelswirt.

„Natürlich keine gewöhnlichen Exemplare“, meinte der Adjutant.

„Ganz große“, versicherte ihm Haberlander.

„Weder Menschen- noch Hundeflöhe, lieber Wirt, aber Gletscherflöhe; Gletscherflöhe sucht Seine Hoheit.“

„Aha, Schneehupen“, grinste der Teufelswirt. Und damit war ihm der Weg zu dem ersehnten Krawattenschmuck gewiesen.

Von da an stieg er fleißig auf den Dachsteingletscher hinauf, setzte sich in die Sonne und paßte den Flohen auf. Hatte er einen dieser munteren Springer erwischt, stopfelte er sein kleines, mit Schnaps gefülltes Fläschchen auf und ersäufte ihn liebevoll darin. Zu Hause schüttete er dann seine Jagdbeute zur sichereren Aufbewahrung in eine größere Flasche um.

Als er den Boden derselben schon fingerdick mit solch edlem Wild bedeckt hatte, stürzte eines Tages sein Weib, die rundliche Frau Elise, aufgeregt mit der Nachricht daher, Seine Hoheit, der Herzog Willibald sei soeben in der Teufelswand eingekehrt — mehr brachte sie vorderhand nicht heraus, schändet sie auf zu zwei Stufen.

Der Teufelswirt knöpfte sich rasch einen Sonntagstragen um seinen stattlichen Kropf und begab sich in die Wirtseule. Da saß der gute Herzog mit noch einem Herrn und sagte: „Grüß! Gott, Haberlander, habt's an guten Speck und an scharfen Schnaps zum Wärmen? Wir müssen gleich weiter.“

Der Wirt machte seinem Hausnamen Ehre und schoß wie der Teufel in die Küche ab. Während Frau Elise in der Elle beinehte die Kellerstiege hinunterkugelte, um den ältesten Wacholder und den saftigsten Speck heraufzubringen, holte er seine Flöhscheibe herbei, um sie bei schicklicher Gelegenheit zu überreichen. Frau Elise stellte dann ihre mit dem Wacholder daneben, schnitt den kernigen Speck in appetitliche Scheiben, verwechselte in der Hast die Flaschen und schenkte denn Seiner Hoheit fleißig aus der Flöhscheibe ein. Den Herzog Willibald wärmte der Schnaps prächtig. Er und sein Begleiter sprachen ihm so tüchtig zu, daß bald nur mehr der Bodenbelag zurückblieb.

„Was ist denn das für ein merkwürdiger Bodensatz?“ fragte der fürstliche Gast, wobei er Frau Elise gönnerhaft um die Taube lächelte.

Die Teufelswirtin hielt die Flasche gegen das Licht und fühlte ihr Herz stille stehen. Aber rasch gefaßt sprach sie:

„Das sind Wacholderkörner, Hoheit, die wecken die Lebensgeister und machen das Blut wieder jung.“

Der hohe Herr zerbiß lechzend einige der wunderthätigen Beeren, glaubte an sich schon eine fühlbare Wirkung konstatieren zu können und faßte Frau Elise tiefer um die Mitte. Und als er dort genügend lang verweilt hatte, brach er auf. Nachdem er in seinem Jagdwagen Platz genommen hatte, überreichte ihm der Teufelswirt untertänigst die Flasche, die Frau Elise für den hohen Besuch aus dem Keller heraufgeholt hatte.

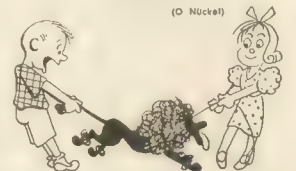
„A prima Dachsteinleischung, Hoheit!“, betonte er blinzeln, worauf der Herzog kreuzvergnügt davonfuhr.

Nach drei Wochen kam an Herrn Georg Haberlander eine goldene Krawattennadel und an dessen Frau Elise ein ebentisches Armband. Diesen Geschenken lag ein Schreiben der herzoglichen Kanzleivorstellung bei, worin der Dank Seiner Hoheit für die prima Dachsteinleischung ausgesprochen und ein weiterer baldiger Besuch des hohen Herrn in der Teufelswand in Aussicht gestellt wurde, wobei — wie wortwörtlich stand — Seine Hoheit hoffte, dann auch wieder einen so köstlichen, blutaufrischenden Wacholder vorgesetzt zu bekommen.

Der Teufelswirt ließ hierauf Ochs, Esel, Weib und Kuh im Stich und ward nicht vom Dachstein herabzubringen.

Er suchte dort oben nach seiner inneren Ruhe und nach neuen Wacholderkörnern, wie sie auf dem sonnigen Gletscher herumhüpfen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O Nuckel)

Meine Kinder wollten einen Pudel.

Also gut — bekamen meine Kinder einen Pudel.

„Dressiert ihn recht schön, Kinder!“

„Wird gemacht, Vater!“

Am Abend kam ich nach Hause

Mümmchen lief mir aufgeregt entgegen.

„Er kann schon ein Kunststück!“

„Was denn?“

„Er steht auf drei Pfoten und hält sich mit der vierten am Schrank fest!“

J. H. R.

*

Mein Freund Johannes ging zum Zahnarzt. Leicht fiel es ihm nicht.

„Wo tut es denn weh?“ fragte der Zahnarzt.

„Im letzten Backenzahn rechts unten“, berichtete Johannes.

„Das will ich gerne glauben. Da ist ja auch ein riesengroßes Loch drin“, stellte der Zahnarzt fest. „Ein riesengroßes Loch?“ wiederholte Johannes schaudernd. „Ach, dann behandeln Sie doch lieber erst mal einen anderen Zahn.“

J. B.

Die artige Britannia

(Wilhelm Schütz)



„Nein, nein, ich mag nicht mehr mit euch spielen, mein russischer Vormund sieht es nicht gerne!“

La garbata Britannia: „No no, non ho più voglia di giocare con Voi; Il mio tutore russo non lo vede volentieri!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Vor der Höhle des Bären

W. Schütz



„Wenn wir nur wüßten, womit wir ihn herauslocken könnten!“

Davanti al covo dell' orso: "Se mai sapessimo con che mezzo poterlo adescar fuori!.."



„Wissen Sie, meine volle Figur sagt noch nicht, daß ich viel esse!“ — „Nee, aber sie ist 'ne Rücksichtslosigkeit gegen andere!“

“Sopete, la mia figura piano non dice affatto ch' io mangi molto!.. — “No, ma essa è una mancanza di rispetto verso gli altri!..

ÜBER LEDERHOSEN

VON WALTER FOITZICK

Lederhosen, das ist ein weites Feld. Ich habe über sie viele befragt, natürlich Leute aus Oberbayern, die über Lederhosen bescheid wissen müssen. Es ist nicht ungewöhnlich, über Lederhosen Fragen zu stellen. Waren mehrere Befragte beieinander, gerieten sie oft in Streit über ihre Qualitäten und Verwendungsmöglichkeiten. Manche sagten, man könne sie auch in die Oper anziehen. Die Ansichten über Lederhosen gehen weit auseinander. Ich habe nur Weniges einwandfrei feststellen können, zum Beispiel das: die Lederhose muß aus Leder bestehen. Das ist nicht so ohne weiteres klar, denn viele solcher Hosen bestehen eben nicht aus Leder. Voller Verachtung sahen meine Gewährsmänner auf solche herab. Sie sagten, eine gute Lederhose müsse drei Generationen halten. Das waren Feinschmecker auf dem Gebiet der Lederhosen. Die Patina ist das Schönste. Manche Hosen bestehen nur aus Patina. Sie sind farblos oder eigentlich von der Farbe der Umgebung, ungefähr wie die Fahrzeuge der Wehrmacht, die dem Gelände angepaßt sind. Infolgedessen sind Leute in Lederhosen für feindselige Flieger fast unsichtbar. Aber deswegen werden sie nicht getragen.

Die eigentlichen Lederhosen sind ursprünglich schwarz mit grüner Silberleiste. Die wirklichen, echten Lederhosen sieht man bei den oberbayerischen Bauern. Die feinen, die man am Sonntag trägt, werden von den Kennern nicht geschätzt, dagegen diejenigen, die bei den Gewehren in der Ecke stehen. Sie haben das Aussehen alter Bronzeschwerter und sind ebenso hart. Lederhosen für Kinder sind eine Erfindung der Südt. denn seine Lederhosen soll der Mann zwar nicht von der Wiege, so doch bis zum Grabe tragen. Das Anliegen der ersten Lederhosen kommt der Mannbarkelsterklärung mancher Völkerstämme in der Südsee gleich.

An der Außenseite des rechten Hosensbeins befindet sich eine Tasche für den Hintling, das feststehende, manchmal leicht stitzende Messer. Daher kommt es, daß es in gewissen Fällen als corpus delicti auf dem Richterisch liegt. Dieses Messer dient in friedlichen Zeiten zur Nahrungsaufnahme, zur Reparierung der Taschenrechner und zur Schönheitspflege, namentlich für diese ist es unentbehrlich. Am meisten geschätzt sind die Gamsledern, denn kommen die Hirschledern, es gibt auch

Rindledern, Rabledern und Hundledern, und was denn kommt, ist die dunkle Welt der Surrogate.

Als vor Jahren einmal die Luxussteuer erlunden wurde, gerieten durch einen Reichstagsbescheid auch die Lederhosen unter die Luxusartikel. Da aber zeigte sich, wozu ein bayerischer Gesandter in Berlin ist. Der schlug mit markiger Faust auf einen grünen Tisch und befahl: die Lederhose davon, in der Gesellschaft der Brillantringe und duftenden Parfums zu verbleiben.

Es wäre noch manches über den Verschluss der Lederhose zu sagen, der die Form einer Zugbrücke hat und in den oberbayerischen Minneliedern, den Schnederhupln, eine Rolle spielt. Aber hier wird das Feld immer weiter.

Im Spiel der Lüfte

Drei Nachmittage am Fenster stehend

und mißgelaunt ins Weiße stehend

— Der Weiswind faucht, die Pfeile glimmt —
— bemerk' ich was, das mich entnimmt,

und zwar in Richtung Wohlgefallen:

ein Frauentimmer Ich' ich willien,

also reichlich mit des Windes Lüft

in Widerspruch geraten ist.

An der mir rohrleertrauten Ede

bermühtigt er sich ihrer Röche,

moaus sich ein Äpseht ergibt,

denn mancher, der ihn wahrnimmt, liebt.

Nur gilt der Sah nicht toll und immer.

Zum Beispiel diefer Frauentimmer

ist, wie mir scheint, dem Weß, der Spaß,

figürlich nicht ganz angepaßt.

Nun ja, man kann nicht alles hregien.

Die schilme Laune zu befragen,

genügt oft schon als Gegengilt

ein Mißgeföhd, das andre trifft.

Ratatoöher

MEIN FREUND JOHANNES

Wir wollten zusammen in die Sommerfrische fahren. Aber nun hatte Johannes plötzlich Bedenken. „Eigentlich kann ich mir das gar nicht leisten“, erklärte er. „Den Aufenthalt vielleicht. Aber die teure Reise!“

Ich rechnete ein wenig. „Gut, Johannes“, sagte ich dann, „Ich will dir die Reise bezahlen. Aber wir müssen dann III. Klasse fahren.“

„Die ganze, lange Strecke?“ fragte Johannes bedenkenlos. „Das halte ich nicht aus. Du weißt ja, wie schlecht ich gepostet bin.“

„Na ja, wir müssen ja ohnehin ein paar mal umsteigen. Fahren wir also ein Stück zur Erholung II. Klasse“, entschied ich.

„Schön. Ich werde dann also die Karten besorgen“, schloß Johannes.

Am nächsten Morgen brachte er sie mit. Hamburg—München, München—Innsbruck und so weiter, alles II. Klasse.

„Aber Johannes, wir wollten doch ein Stück III. fahren!“ rief ich ein wenig böse.

„Für die S-Bahn habe ich ja auch III. besorgt“, sagte Johannes freundlich.

*

Martin sah kreuzunglücklich aus. Es war ihm deutlich anzumerken, daß er sich nicht wohl in seiner Haut fühlte. Dieser Eindruck wurde noch durch die sonderbaren Bewegungen verstärkt, die er machte. Er drehte und wand sich, zuckte hin und wieder zusammen, kurz, er benahm sich, als wäre er einem Tobstuchanfall nahe.

„Was ist denn mit dir los, Martin?“ fragte Johannes schließlich, nachdem er ihn eine Weile mit steigendem Belauern beobachtet hatte.

„Ach, es ist zum wahnsinnigwerden. Es juckt mich wie toll auf dem Buckel. Gerade da, wo ich nicht hinlangen kann“, erklärte Martin verzweifelt.

„Siehst du, ich hab ja dir ja damals gleich gesagt, du solltest nicht Kaufmann werden!“ sagte Johannes bedeutungsvoll.

„Was hat denn das Jucken mit meinem Beruf zu tun?“ wollte Martin höchst erstaunt wissen.

„Das Jucken nichts“, erklärte Johannes. „Aber wenn du nun Schlangennemen geworden wärest, dann könntest du dich jetzt auch überall kratzen.“

J. Bieger



„Ja, ja, Xaver, mir gefällt er auch sehr gut, aber was meinst, wieviel Einmachgläser man für den braucht?“

Zoologia pratica: „Sì sì, Saverio, anch' esso mi piace assai; ma quanti barattoli da conserva credi tu occorran per esso?..“

GROSSAUFNAHME

VON WILHELM PLEYER

An unsere Soldaten wird — aus der fernen Heimat — immer wieder die beteiligte Frage gerichtet, was sie denn machen, wenn sie momentan oder auch längere Zeit einmal Ruhe haben. Zu gerne möchten die Mütter, die Töchterinnen, die Brüder und die Schwestern, je sogar die Töchter wissen, was man da so tut. Ja, was machen wohl unsere Soldaten dann, wenn sie zu Hause — ach, zu Hause — gerade die schönste Zeit tun, ihre Zeit mit den — ach! — so wohlbekannten, älteren, trauten, nicht immer restlos freundlichen, aber nun doch mit Wehmut betrachteten Gepflogenheiten hinbringen würden? Die psychologischen Gründe und die des Herzens für solche beteiligte Frage liegen wehlich auf der Hand.

Sich gedanklich jedoch den Rahmen der nachfolgenden kleinen Geschichte nicht mit einer langen und breiten Beantwortung dieser Frage zu sprengen — den Rahmen einer kleinen Geschichte, die ich um so eher prächtig nennen darf, als ich sie nicht erfunden habe, sondern sie bloß getreu der Wirklichkeit nachzählen.

Ich stelle zunächst ihre beiden Hauptgestalten vor; ich selber bin nur am Rande dieser Geschichte beteiligt, insofern, als ich den Kontakt eines Photoparates auslösen mußte.

In der Natur der Sache liegt es, daß die Hauptgestalt mit dem höheren Dienstgrad der Ältere, Reifere, Ruhigere, in jeder Hinsicht Solider ist; „Adalbert“ ist er, wie wir später erfahren, eine kleine Existenz, die man mit jedem Gewicht dieses Wortes bürgerlich nennen darf. Von seiner Frau scheint er vergöttert zu werden, das Verhältnis zur Schwiegermama muß auf wechselseitigem Entzücken basieren und das zu seinem Schwiegervater in dem ständigen Austausch unbegrenzter Schmeichelei stehen. Adalbert findet, eine kleine, niedlichen aber sind die wohlgezogensten und nettesten von ganz Mitteleuropa, und wie könnte es auch anders sein, — nie würden sie an irgendeiner Lebensäußerung ihres Papas etwas wahrnehmen, was der Entfaltung der Lilienknoten zum schimmernden Kelche auch nur den geringsten Abbruch tun könnte.

Der Dienstjüngere meiner beiden Gestalten jedoch ist von alledem ungefähr das Gegenteil. Nicht nur, daß er im Zivilberuf Zeitung macht, er ist auch unverheiratet und kinderlos und hat also jederzeit seine Gedanken für mancherlei und allerhand frei und eine ungebrochene Lust zu knabenhaften Streichen; und eine demüßten zur Scheu getragene Soltheit, die die seines Älteren Kameraden kann nur aufreizend und herausfordernd auf ihn wirken. Darum wird er nicht müde, dem anderen, den er nicht ohne einen Unterton von Verachtung stets mit dessen akademischem Titel „Doktor“ nennt, einen Pösser zu spielen, dem möglichst wenig Akademisches eigen.

Wenn seine Alte Dame ihn schreit: „Lieber Erich, was tust du doch immer, wenn du momentan nicht Krieg führst?“, dann hat diese Frage viel Sinn; denn es ist ganz allgemein darauf zu antworten, daß der Erich dieser Alten Dame immer etwas tut, wenn man ihr auch nicht immer verraten könnte, was. Wenn aber Mama oder Mami an seinen Kameraden Adalbert dieselbe Frage richtet, so kann sie nicht halb so interessant sein; denn es ist darauf nur zu antworten: So recht oder so schlecht es sich in diesem mittelrussischen Kaff umfern der Hauptkampflinie tun läßt, lebt euer Adalbert so gesetzt und solid und wohlverhalten, wie er es zu Hause gewohnt war und wie ihr es nie anders an ihm gekannt habt. Selner guter Herkunft und den besten Verhältnissen in die er hineingeheiratet hat, macht er weder beim Zähneputzen, noch beim Kettelfrischeln, noch bei dem zeitweilig unvermeidbaren Gebrauch des Donnerbalkens die geringste Schande; er ist und bleibt euer wohlgeleiteter Adalbert.

Er war ein sonnenheißer Nachmittag. Erich ging, mit einem traumverlorenen Zug in seinem noch jungen Antlitz erzählte er von zu Hause, von Berlin. Immer in seiner Erzählung brach er ab, sein Blick bekam etwas Glasiges, und er stierte auf eine und dieselbe Stelle. Ich sah, daß sich dort auf einem hölzernen Bördchen Adalberts Leica befand.

„Wo wollen Sie das Eiweiß anbringen?“ fragte ich Erich, weil er tags zuvor die Schalen von Adalberts Zigeretten mit etwas Eiweiß bestrich-

chen und nachher wieder die Zigeretten hineingelassen hatte.

Erich schüttelte den Kopf. „Ein Mann wie ich wiederholt sich nicht.“ Er stand auf, griff nach der Leica und machte sie schußfertig. Nach einem Blick auf die Beleuchtungsverhältnisse wies er mir den Standort an, entledigte sich der Bluse und des Gürtels und entblößte jene monumentale Partie des menschlichen Körpers, von der Cornelius in seinem Orbis pictus wohlweislich abgesehen hat. So schrecklich diese hier ausgesprochene Situation auf den Leser und insbesondere auf die Leserin wirken mag, so wenig Überraschendes dürfte sie für denjenigen haben, der Erich bereits seit einiger Zeit kennt.

Zwischen dem hochgezogenen Hemd und der herabgelassenen Hose wölbte sich also jener Körperteil mit beziehungsweise dem Objektiv der Leica zu einer Großaufnahme entgegen. Ich hatte nur noch die Einstellung zu korrigieren, bevor ich schaltete. „Ab!“ rief mir zum Bewußtsein, wie oberflächlich das Urteil ist, es sei doch einer wie der andere. Neln, die individuellen Züge sind auch hier nicht zu verkennen und vermögen gewiß schon einer einzelnen Aufnahme Reiz zu verleihen. Endlich war die Sache richtig und ich belichtete. Durch die ehrene Ruhe des Objekts, die Schärfe der Objektivs und die Kunst der Beleuchtung war eine präzise Großaufnahme gewährleistet. Erich brachte seinen Anzug in Ordnung, ohne eine Miene zu verziehen, nahm mir die Kamera ab und brachte sie in den vorigen Zustand und auf denselben Ort. Einstweilen war nichts weiter darüber zu sprechen.

Am Abend saß man wieder gemütlich beisammen, auch Adalbert war nach seinem Dienst dabei. Man unterhielt sich über dieses und jenes, man sprach auch davon, wie der Krieg, vor allem die jahrelange Entfernung von der Heimat und den früheren Lebensgewohnheiten manchen Menschen verändere, und wie wohl manche Alte Dame und manche Gattin durch diesen Wandel in einiges Erstaunen versetzt werden dürfte. Adalbert hörte mit verschlossener Miene zu und schüttelte den Kopf: „Bei einem Charakter schließen sich solche Überraschungen aus.“

Ich habe nun nichts mehr darüber erfahren können, was mit diesem Film und unserer Großaufnahme geworden ist, und muß es abblehnen, meinen Lesern eine Erfindung der Phantasie zu bieten, nachdem ich bisher die schlichte Wahrheit berichtet habe. Doch werden sich meine Leser das Weitere nach dem Schluß dieses Berichtes selbst auszumalen vermögen: Als nämlich Erich gähnend und wie beläufig an Adalbert die Frage richtete: „Doktor, was machen Sie eigentlich mit Ihren Filmen, was entwickelt dies?“, da triumphierte der Mann, der wieder einmal zeigen konnte, wie sehr bei ihm alles in Butter war, auf: „Oh, das ist bei mir besonders einfach; meine Schwiegereltern haben nämlich selber ein Photogeschäft.“

Ukrainischer Bauer

(Dr. Oberberger)



SALITER

VON WILLY PENKNER

In Bulgarien werden die Leute steinalt, weil sie statt Alkohol Joghurt trinken, sagt man, in Schien sind die Leute aber ebenfalls von hartnäckiger Gesundheit und lang anhaltender Lebenskraft, und da kann es jedenfalls nicht eine durch ein spezielles Milchsäurebakterium vergorene Milch sein, die das bewirkt, eher der Alkohol, der doch sicherlich in großen Mengen, aber nicht in größeren als anderwärts konsumiert wird. Ich glaube aber, hier muß es der Menschenschlag als solcher sein, der das Leben konservierend angeht und in sich hat. Jedenfalls ist die körperliche Widerstandskraft des ober- und unterschiedlichen Menschenstammes fast sprichwörtlich, und nachfolgende Geschichte hat nicht nur den Vorteil der Unterhaltung, sondern auch den der Wahrheit.

Xaver Saliter, es ist der Held unserer Geschichte, wurde im Jahre 1856 in K. geboren. Seine Sippe bestand aus 102 männlichen und 52 weiblichen Menschen, von denen die männlichen, soweit sie das 15. Lebensjahr überschritten hatten, alle Bergleute waren und sind. Er kam sozusagen in Knappeneiform zur Welt, und es wäre bei seiner Genealogie das Paradoxe zur Wahrheit geworden, daß er nämlich in der Welt und der Welt der Welt Licht der Welt erblickte. Doch die zwar auch ergötliche Geschichte gehört nicht hierher, und so will ich gleich in medias res gehen und die weiteren Schicksale des Helden erzählen. Klein Saliter lebte, soweit er sich erinnern kann, in recht ähnlichen Verhältnissen, denn anfangs im Familienverband mit seinen 19 Geschwister, Vater und Mutter zu ernähren, und später hatte er für fast ebensoviel Kinder zu sorgen; dabei wurde seine eigene Tätigkeit als Ehegatte nicht wie heute, prämiert, und der Staat half noch nicht, diesen armen Leuten diese Lebensbedürfnisse zu untermauern. Diese Armut machte aber hartnäckig und widerstandsfähig. Saliter konnte die Sippe der Saliter davon abbringen, daß ein einziger unter 90 Jahren von dannen ging, und ich bin sicher, daß die jetzt Lebenden diesem guten Beispiel beherrlich folgen werden.

Im Jahre 1882, mit 16 Jahren, fuhr Saliter mit seinem Vater unter Tag. Er lernte seinen selbstverständlichen Umgang mit der Pike und der Unterbrechung, die zur Aushaltung seiner auf dem Felde des Bergbaus zugezogenen Verbindungen notwendig waren, sollte ihn jeder Tag über 56 Jahre hindurch und jeder Tag 10 bis 12 Stunden die Erde mit ihrer unheimlichen Ruhe und Finsternis in ihren Bann schlagen. In einer der größten Zechen arbeitete er sich bis zum Obersteiger empor, und während dieser Zeit gilt insgesamt sieben Male der Tod nach Saliter, der ihm aber jedesmal eine entschiedene Abfuhr erteilte, ohne allerdings Dankzeit beizubringen. Art am Körper Saliters zu vergehen.

Saliter war 21 Jahre alt, als der Tod in Form eines schlagenden Gewitters nach dem Leben von 35 Bergleuten griff. 34 Kameraden nahm der Tod mit sich, ein Mann wurde verschont. Saliter sammelte mit, einem müde er zurücklassen, aber wie sah der Zurückgebliebene aus? Saliter wurde am Schädel trepaniert, verlor ein Auge, das durch ein glühendes gläsernes ersetzt wurde, und arbeitete nach 6 Wochen mit 4 gebrochenen Rippen wieder unter Tag als ob es das selbstverständliche wäre.

Nicht für 21 Jahre, sondern für 40 Jahre mochte man diesen Mann halten, der struppig und wild aussah, wortkarg wurde und von nun ab gerne ein blühen mehr ins Glas schaute, worum ihm die Bergwerksleitung in Form einer Aufbesserung von 6 Kreuzer in der Woche geholfen haben mochte. Dabei soll nicht gesagt werden, daß Saliter anschließend dem Alkohol frohlockte. O nein, er hatte um diese Zeit bereits 3 Kinder und eine sehr nette Braut, die er eldand nach dem vierten Knaben auch heiratete. Er war der beste Vater und der rührigste Ehemann.

Saliter stand im 42. Lebensjahre, als er mit zwei Stiegnern in einem stürmischen Abstürze und allein lebend blieb. Sechs Wochen waren alle vier Glieder Saliters in Gips, nach 9 Wochen außer Gips und er selbst wurde als frisch gebackener Stieger im Stollen. Mit diesem Lebensabschnitt sollte sich Saliter auch innerlich verändern. Er wurde gleich seiner äußeren Form streng, ja Überstern mit seinen Untergebenen, wie man das so oft bei



„Erbitte dringend Rezept, wie man sich in Stier verwandelt. — Roosevelt.“

Telegramma a Giove: „Prego urgenza ricetta: come ci si può trasformare in toro. — Roosevelt..“

Jenen Leuten findet, die durch eine harte Schule gegangen, plötzlich Macht über andere erhalten. Besonders die jungen akademischen Volontäre hatten unter Saltiers Strenge blühen zu leiden, weil er ihnen keinerlei Erleichterungen gewährte. Je viel genauer auf die Erfüllung ihrer Pflichten drang wie bei den armen Bergleuten; doch auch die empfinden die Härte des vom Schicksal geschnitten Mannes sehr. Ja die jüngeren ertrugen das Kommando Saltiers mit Murren, und manch einer sann im Übermut darauf, ihm eins auszuwichen bevor es aber dazu kam, daß die Jungen zu ihrem Triumph eine Schlappe Saltiers knipfen konnten,

wurde dieser durch einen gerissenen Treibriemen, der ihm an den Kopf knallte, auf das Krankenlager mit einer schweren Gehirnerschütterung geworfen, deren Aushellung bewahre nicht im Krankenhaus, sondern bei der Arbeit abgewartet wurde. Der Schnaps schmeckte Saltier von da ab um so besser, als er dabei sehr jämmerliches Kopfweh leichter erlitt, das ihm monatelang erhalten blieb.

Saltiers Pflichtbewußtsein stieg nun ins Ungemessene, und er führte ein Akkordsystem unter Tag ein, was ihn nun zu einem der unbeliebtesten Steiger machen sollte, ihn über Tag zu haben,

war Sinnen und Trachten gerade wieder der Jungen Belegschaft.

Und so kam, was kommen mußte. Gerade an seinem 47. Geburtstag war es, als unser Held im Stollen einen Jener dazu bereitgestellten Kübel aufsuchte, um seinen negativen Tribut an das Leben abzustatten. Als Saltier gerade vermerkte, daß weil und bielt keine Manchenseele zu sehen war, erfolgte (eigentlich nichts, von Saltier aus gesehen, denn dieser erwartete erst nach 3 Tagen im Hospitel) — für uns also erfolgte eine schreckliche Detonation, die Saltier samt dem Gefolge an die Decke schleuderte, woselbst einiges verblieb,

während das andere zurück auf den Stollenboden fiel. Verdächtig knickte und knackte es in den Verpötlungen und Versteibungen des Stollens. Dann stand Ruhe, Totenstille im Raume. Den Toten war das Lehen sehr schnell vergangen, es würde ja auch zuerst in dem Tosen und nicht in der Totenstille ersticken sein. Jedenfalls wußten es mehr als sechs junge Leute, daß eine Sprengkugel an den Kübel gelegt war, aber wer war das zu einem Geständnis zu bringen, geschweige denn als Mörder auszuforschen?

Im Reiche der Halbschatten aber wollte unser Sieger, der im Großen und ganzen erhalten war, im einzelnen aber fehlten sämtliche Oberkieferröhre, zwei Fingerringe, drei Rippen und das Glasauge. Die südliche Gegend Saltirs, also jene dem früher erwähnten Kübel zugekehrte aber erinnerte von da ab an jene dunkelrote Färbung unserer Pavane. Aber die Farbe wäre ja gleichgültig gewesen, es war vielmehr peinlich, daß Salter nicht sitzen und rechtschaffen liegen konnte, er stand und lehnte und war groß in seinem Schmerz. Bis er wieder mit Hilfe einer Prothese haften konnte und wieder zusetzte einen Mann darstellte, sollten sechs Monate vergehen. In dieser langen Zeit aber tat sich sehr viel. Auf die Meldung des Unfalls kam die Staatsanwaltschaft, um festzustellen, ob nur eine Sprengpatrone oder auch ein Sprengkörper größerer Art dieses Malheur verursacht und um das festzustellen, wurde verfügt, daß ein ebensolcher Kübel mit ebensolchem Inhalt mit einer dazu gemachten Puppe mit einer Sprengkugel in die Luft gejagt werden mußte. Die Herren vom Gericht und die Sachverständigen sollen nur mit Nachschuttsvorrichtungen an ihr herumgegangenen sein, etwas Positives kam jedenfalls nicht aus Tagelicht und stützliche Protokolle, Meldungen, Gutachten usw. waren zwecklos geblieben. Nur Salter war vom Schicksal mehr gezeichnet, trank mehr und diffusierte das zu Trinkende auch mehr, als hätte er sich das Recht erworben, es besser zu genießen. Wir können darin mit ihm fühlen.

Nach diesem Fehlgehit des Todes verzog Salter nach und nach 11 Kinder. Wo dies geschah, blieb allen ein Rätsel, da Saltirs Wohnung aus einer großen Küche bestand, in welcher 4 Botten standen, 3 Wägen schaukelten und Gerät aller Art so aufgestellt war, daß mehrere Personen umgänglich stünden, geschweige sich bewegen konnten. Boshafte Leute behaupteten, Salter bläse öfters Haselnüsse nach Hause, die er seinen flüchtigen Jungen so unter Tisch und Botten streue, daß die junge Frau miteinander laufend unter die Möbel schob, damit jeder möglichst viel erhasche; diesen, vielmehr diese Momente soll Salter ausnützen, seiner Frau minniglich zusetzen zu sein. Wie dem aber in Wirklichkeit auch war, es steht fest, daß die Familie tüchtig erscholl und der Ernährer ein guter Vater und Ehemann blieb. Freilich hatten die Schicksalskräfte des Gatten die Frau Salter frühzeitig abgeheimt und vergrämt und sie sah nicht mehr mit frohem Mut und sehr lebensbejahend in die Welt. Dafür wuchs

Salter über jedes Unglück mehr und mehr über sich selbst hinaus und war nun förmlich stolz, daß er, der schon vielmals Totverurteilte, noch immer lebte und Leben zehrte.

Salter mußte mit 59 Jahren zwei Verkehrsunfälle absolvieren und mit 62 Jahren, in einem Alter, wo jeder anständige Mann an seine Sklerose denkt und Ordnung macht in seinem Lebensbuch, stürzte der brave Bergmann in der Dunkelheit einer Straße in ein Kallergewölbe, in welchem er hilflos und ohnmächtig bis zum Morgen liegen blieb. Einen Motorredunfall verschleihte ihm ein junger Student, der ihn nach der Großhauptstadt mitnahm und in einem Graben landen ließ, während der zweite Coup dem Bergwerksdirektor gelang, welcher in seinem Rennwagen Salter mitnahm, um durch einen Reifendefekt gerade bei großer Schnelligkeit und Kurve sich selbst in den Tod zu fahren. Salter erhielt einen zweiten Beinbruch, Nasenbeinbruch und ein drittes Glasauge zuerkam. Damit aber war Salter wirklich zu einem fast unerkennlichen Menschenwrack geworden und er gab selbst zu, daß er nur mit allergrößter Mühe seinen Pflichten nachkommen könne. Trotzdem hielt er noch 10 Jahre als Obersteiger sein strenges Reglement im Bergwerk aufrecht und wurde mit 72 Jahren zur Verwaltung eines Handmagazins und als Hauptpostier des Werkes unter Belassung seiner Obersteigerbestellung bestellt. Da war Salter so recht in seinem Element, hatte er doch die Fabrikapotheke zu überwachen, die in einem Kasten der Portiersloge untergebracht war und deren sonstiger medizinischer Bestand ergänzt wurde von ein paar Dutzend Flaschen Kognak, Wodka, Kessel usw., eine alkoholische Reserve, deren Dämmelberechtigung immer wieder von Salter unterstrichen wurde, wenn die Bergleute mit größeren und kleineren körperlichen Gebrechen sich zur Lebung einfanden. Unter diesen zu Lebenden waren allerdings sehr viel der akademischen Belegschaft, die auffallendweise sehr oft an Magen- und beschwerden verschiedener Grade litten. Aber sehr bereitwillig war Salter stets bei der Hand mit dem Labetrunk, von dem er, scheinbar um sich von der Qualität des Trunkes zu überzeugen, selbst ein wenig zu sich nahm, bevor er dem Kranken 1—3 Gläschen übergab.

Die Bergwerksdirektion hatte das Empfinden, daß auffallend viel Schnaps in die Apotheke nachgeliefert würden und ließ einmal Bilanz nachziehen. Man fand, daß ungefähr die dreifache Menge Alkohol in jener Zeit nachgeschickt wurde, sei eine große Anzahl Studenten als Volontäre dem Werk zugezählt waren.

Und weil diese Schnaps sehr beliebt waren ob ihrer ausgezeichneten Qualität (Salter verstand schon etwas davon) und die Direktion die Meinung vertrat, daß für viele Zwecke auch eine weniger erstklassige Qualität genügen würde, so verfügte sie den Ankauf von solchen Spirituosen, die geeignet waren, nicht als besonderes Reizmittel für Magenverfälschungen zu fungieren. Es ist Tatsache gewesen, daß Leute, die natürlich zwei- bis dreimal in der Woche zur Lebung kamen, hinfort sehr

sellen zu sehen waren, da sie angeblich nach Einnahme der Medizin keine Besserung ihrer Beschwerden verspürten.

Es war eine rapide Einsparung von Alkohol erreicht und Salter wurde nicht so oft die Schlüssel rücken zu dem allen im Bergwerk so bekannten Schrank.

Böse Zungen behaupteten, daß Salter diesen Rückgang des Konsums erheblich hätte vergrößern können, wenn er sich auch etwas mehr zurückgehalten hätte beim Konsum. Jedenfalls hätte Salter den Schrank samt Inhalt mit größter Gewissenhaftigkeit vor fremden Zugriffen. So ging Jahr für Jahr dahin, Salter ging zwar schon etwas gebückt, doch ohne Invalidität, wie wir ihn und zu jener Zeit als Wächter von städtischen oder staatlichen Sammlungen oder Gärten eingesetzt waren.

Zu dieser Zeit — Salter ging in den 91. Lebensjahr — hatte ich dienstlich in der Grube zu tun und hörte gerne in der Portiersloge die Lebensgeschichte unseres Helden aus seinem eigenen Munde. Freilich glaube ich manchmal nicht alles als bare Münze nehmen zu müssen, was er da über seine Vergangenheit erzählte. Ich habe ihn erzählte, um so mehr, als ich mich wirklich wundern mußte, daß ein so geprüfter Mensch noch immer so viel Kraft und Willen bewahren konnte, wie oben er, doch immer wurde mir von diesem und jenem die Wahrheit von Salters Erzählungen bestätigt und ich selbst sollte nun zusetzen den dramatischen Höhepunkt der Schicksalschläge, die an Salter verübt wurden, miterleben.

An einem Morgen war es, als Salter auf seinem gewachten Wege zur Arbeit eine Stuhllehne passierte, an deren Rand Kippwagen zum Abladen ihrer Last bereit standen. Just als Salter eine Stelle umging, wo die Gleise nicht viel Platz zum Vorübergehen ließen, kamen die Massen des Gerölles zum Stillstand — zum Stillstand und begannen im Nu den armen Altler mit seiner Pele, die nun seine Leuchte werden sollte. Durch das Getöse herbeigeküßt, kamen viele Menschen und gruben, dem ausfallenden Pfeifenschein folgend, nach kurzer Zeit Salter aus dem Schutt und ließen ihn in seine Loge, wo ich zufällig anwesend war.

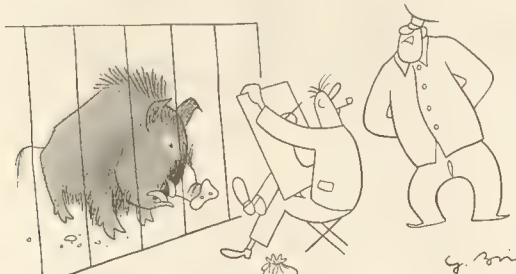
Der Anblick war schrecklich, der herbeigelaufene Arzt bemerkte, daß wohl jede Hilfe vergebens wäre, da Salter gewiß tot sein müßte. Ich beugte mich über das arme Antlitz mit den Schuttschutt an Wangen und Hals — und wie ich zu-erstaunlich erschütterte dieses Häußchen Unglück bedauerte, ihm ließ, ganz ohne Zweifel aus Saltirs Munde kommend, ein lautes Fauchen und — erschrocken mehr, daß er näher an den Mund blickte — ganz deutlich das Wort „Schnaps!“ und noch einmal „Schnaps!“ Ich fuhr auf, rief den Arzt, der herantrot und das Wunder nicht lassen mochte. Doch auch er hörte nun eindeutig das Wort „Schnaps!“. Ich alle zum Schrank, ließ ihn ohne Schlüssel auf, ergiff eine Flasche, goß ein Glas voll, eilte zu Salter, um ihm das Feuerwasser einzufüllen, als dieser sagte: „Von bestieren“. Das verstand ich aber nicht und befehlte ihn, es wäre das Gewissheit Salter nippie, das heißt ich ließ ein paar Tropfen auf seine Lippen fallen, als er allen vernehmbar inselerte: „Das ist ja nicht der gute, die Flaschen stehen rückwärts.“ Diesen Wunsch erfüllte ich und der Alte sank zurück und rührte sich nicht mehr.

Als ich ein paar Tage nach diesem traurigen Ende Saltirs im Direktionszimmer bei einer Besprechung saß, wurde vom Diener gemeldet, daß Frau Salter den Direktor gerne sprechen möchte, was dieser sofort bewilligte. Direktor E. kam nach 10 Minuten zurück und erzählte nur so nebenbei, daß Salter nur eine Sorge hätte, seinen Posten als Portier nicht zu verlieren.

Auf meine ganz erste Frage, wieso eigentlich ein Toter besorgen sein könnte, wurde mir die Erklärung, daß Salter ganz gegen die Feststellung und Annahme der bei seinem Unglück Anwesenden, inzwischen im Krankenhaus ganz zu sich gekommen, einige Operationen durchgeführt und sicherlich am Wege der Genesung sei. Freilich würde diese ein paar Monate in Anspruch nehmen.

In Wirklichkeit kam Salter zwei Monate nach dem Unfall an seinen Dienst zurück. Er machte noch zwei Jahre, in die ich hörte, bis Salter seine Arbeit und zog im 98. Jahre im Besitze einer Ehrenrente ganz nach Hause, wo er im 103. Lebensjahre ohne Unfall eines Tages seine Seele den Göttern der Unterwelt übermachte.

(G. Bräunlein)



„Was sind Sie von Beruf, junger Mann?“ — „Politischer Zeichner. Warum?“

„Giovannotto, che professiöne faet?“, — „Il diagnöste politico. Perché!“



„Sagen Sie, Fräulein Erika, strengen Sie die achtzig Kilometer nicht an?“
„Ach woher doch — an meiner Nähmaschine mache ich jeden Tag hundertzwanzig!“

Gita domenicale: „Dilemi, signorina Erika, non Vi affaticano gli ottanta chilometri?“,
„Macché! Colla mia macchina da cucire ne faccio ogni giorno centoventi!“,

PUNKT DREI

VON HANS KARL BRESLAUER

„Herhörent!“ sagte der Gefreite Lembacher zu den Stubenkameraden „Haut müssen wir unser Himschmalz zusammentun, weil der Wunderer Alois auf Brautschau geht. Er ist der Jüngste von der Kompanie und hat in solchen Sachen noch keine Erfahrung nat... Bist fertig, Alois?“

„Fix und fertig!“ antwortete der sich blitzsicher präsentierende Alois

„Scheust nat' über aus!“ sagte der Gefreite Lembacher zufrieden. „Aber jetzt kommt die Hauptsache. Die Verhaltensmaßregeln... Nur keine Dummheiten reden, Alois, verstehst mich? Anfangen tust mit Familiensachen, dann redst von der Liebe und hintennach, als Punkt drei, kommt wie man so sagt, das Resümee!“

„Was ist denn das?“ fragte der Alois

Feingefühl

(O. Heilmann)



„Herr Hagelmaler, gegen vornehmen Damenbesuch habe ich nichts, aber bal a Schlampen solchane Latschen tragt, leidet der Ruf meines Hauses!“

„Das ist der Abschuß. So g'wissmaßen die Zusammenfassung von dem, was du zuerst g'sagt hast. Wann du dich an die drei Punkte halten tust, nachher kennst nat' schiel gehen. Hast mich verstanden?“

„Jawohl!“ sagte der Alois. „Jetzt kann mir nix mehr g'schehn!“

„Hat ihm noch einer was zu sagen?“ wendete sich der Gefreite Lembacher an die aufmerksam zuhörenden Kameraden. „Niemand?... Alsdann, Alois, nachher kennst abireien — und schau halt dazu, daß du uns ka Schand nat' machst!“

So saß der Alois etliche Zeit später neben der bildsäuberlichen Emerentia auf dem Divan, ließ sich den Kaffee und das Wurstbrot schmecken, sah bald die Emerentia, bald deren Mutter an, die ihm ermunternd zunickte, dachte an die drei Punkte und sagte:

„Heben S' leicht eine Schwester, Fräul'n Emerentia?“

„Nein...“ flüsternte Emerentia

Alois nahm diese die Familienverhältnisse klärende Antwort zur Kenntnis, griff, einem Teller mit Zwetschkengucken kaum einen Blick schenkend, nach einem neuen Wurstbrot und ging auf den Punkt Liebe über:

„Was lieben Sie mehr, Fräul'n Emerentia: Zwetschkengucken oder Speckwurst?“

„Zwetschkengucken!“ hauchte Emerentia, die Alois alle Speckwürste der Welt vergönnte.

Damit war also die Familie und die Liebe glücklich erledigt und Alois hatte nur noch den Punkt drei vor sich, das Resümee, wie sich der Gefreite Lembacher ausgedrückt hatte, weshalb er nach längerem Nachdenken sagte:

„Schau' S', Fräul'n Emerentia, wie schön wär das, wenn S' jetzt doch eine Schwester haben täten, die was auch keine Speckwurst nicht lieben tut!“

*

FEUERÜBERFALL

Wie es näher kommt! Es pfeift.

Es dröhnt und grollt,
Feuer, das über die Erde rollt,
zuckend in den Boden greift,
Dreckfontänen in die Höhe reißt.

Alles schüttelt, birst und beb't!

Was da lebt,
wieß erst jetzt, was Leben heißt,
duckt sich, atmet kaum.

Brüllend spricht nur der Tod,
flammt und loht,
schmettert Eisen in den Raum
zwischen Nacht und jähem Rot.

Dröhnend greift
es in Graben, Schützenloch.

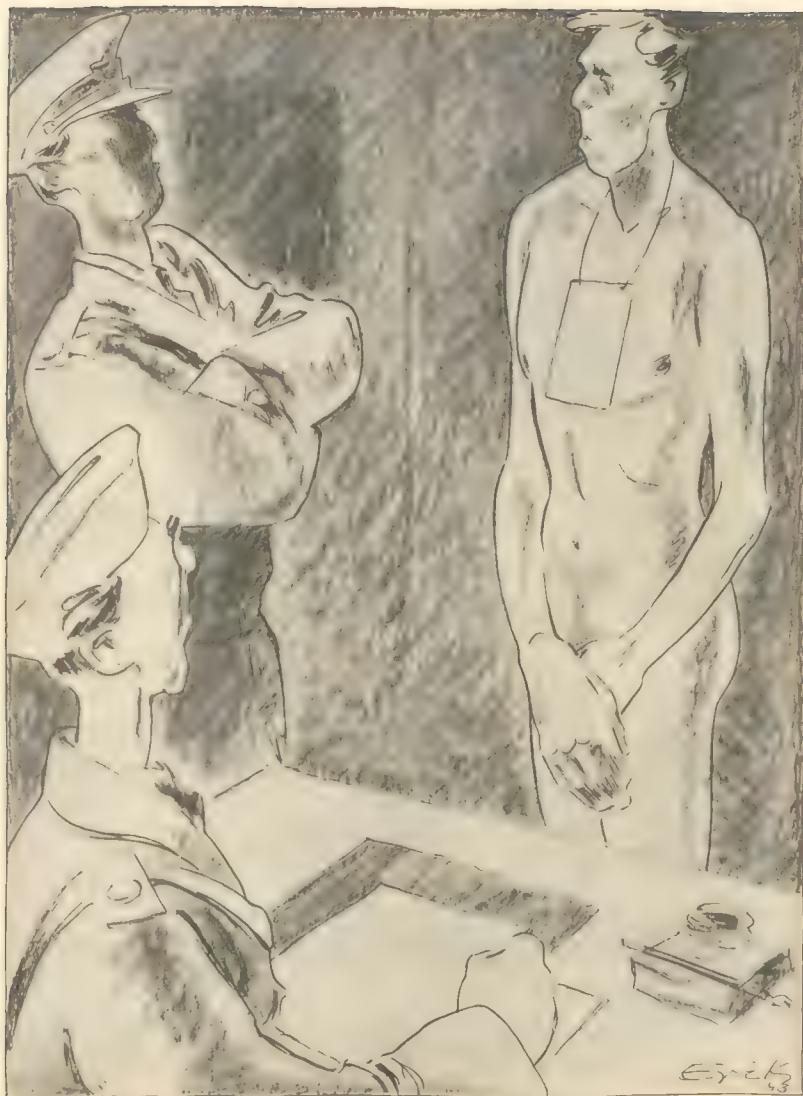
Kommt das Letzte? Kommt es doch?

Und es dröhnt. Und es pfeift,
aber ferner. — — Und du atmest noch!

FRITZ RAST

Musterung in USA.

(E/18)



„... und denken Sie daran, daß Sie ausersehen sind, amerikanische Kultur in die Wildnis unserer neuen europäischen Kolonien zu tragen!“

Rassegna negli USA: “... e badate bene che Voi siete prescelto a portare la cultura americana nelle nostre nuove colonie selvagge dell' Europa!..”



„Paß auf, Steffi, ein junger Mann beobachtet uns!“
„Ach Gott, schließlich sind wir doch auch bloß ein Stückchen Natur!“

Il bagno solitario: „Bada, Stefania, un giovane ci sta spiando!„
„Eh, Dio mio, alla fine anche noi non siamo che un pezzetto di natura!„

IKARUS

Ein nackter Leib und zwei der Federn,
die man dem Vogel Strauß geraubt.
Der Jüngling fährt auf hohen Rädern
hin an den Strand.
Und hinter ihm im Festgemand,
die ihm geglaubt.

Der Sand liegt gelb. Es weht kaum Wunde.
In Fernen kühlt das grüne Meer.
Er lüchelt über Angebinde
und läßt sie los
die blauen Tauben Helios
und schaut unher.

Die Alten nickten. Und er schreiet
geflüht Haut aufs Kaspul:
„Ach, daß ich mich zum Flug bereitet,
mein junges, unglückseliges Herz
ist daran schuld.“

Und dann geschah — Ich kann's nicht sagen.
Die Vase hat hier einen Riß.
Wir sehen einen halben Wagen
und Männermünder auf in Klagen:
O Helios,
den Flammenstoß
warf ihn in Meer und Finsternis.

ALBERT HIEMER

ARABELLA

VON FELIX RIEMKASTEN

Eines Tages, als Junge, war ich einmal im Zirkus
gewesen. Dort hatte mir am meisten das Pferd
Arabella gefallen. Es wirkte mullig, es ward
breit und prächtig gebaut, es hatte einen starken
Hals, einen feurigen Blick, und es war über die
Maßen prächtig anzusehen, wie es aufgestockt
war. Es funkelte und klirrte von Gold und Rot und
Pracht. Auf dem Haupt trug es einen wehenden
weißen Federbusch, vor der Brust hatte es eine
klirrende, schimmernde Messingplatte. An rot-
ledernen Gähnen, mit Glöckchen! — Dieses
Pferd Arabella hatte sich meinem Gemütsleben
tief eingepreßt; es galt mir als Sinnbild für Reich-
tum, Macht und Pracht.

Dann, etliche Jahre später und schon etwas äl-
ter, als ich ein Jüngling war und zur Tanzstunde
ging und wahrscheinlich — wie ich das heute
einsähe — weiter nichts dastand, als ein grün-
schüssler, einen Laffen, da sah ich beim Tanz-
stundenball ein Mädchen, das mir soviel in die
Seele fiel und dort Eindrücke wachrief... Ich
dachte angestrengt darüber nach, bis es mir ein-
fiel: „Arabella!“ Denn dies war der Eindruck, den
sie auf mich machte: mächtig, prächtig, edel und
dabei gewaltig!

Gott bewahre mich davor, selbst heut noch, so
kühn zu sein, auch nur im Traum den Arm um
ihre Hüfte zu legen. Rein Instinkthaf mied ich
sie, ich vermied es sogar, auch nur an sie heran-
zutreten. Sie war viel zu groß für mich, auch zu
schwer. Sie war, um es kurz zu sagen, weit über
meine Gewalt.

Diesem Eindruck teilte ich meinem damaligen
Freund Berkersdorf mit ohne zu ahnen, daß ich
damit die Flammen der Liebesglut in ihm auf-
schürte. Unheil schuf ich ihm damit, ohne es zu ahnen.
Berkersdorf nämlich war ein Kameel. Er hatte Glotz-
augen, er hatte einen Silbernack, er hatte an
Feingefühl überhaupt nichts, er war eben — wie
ich das vorhin schon gesagt hatte — ein Kameel.
Er war ein Roß, er war ein Rindvieh. Nur so
konnte er die Dreistigkeit haben und den Mut,
sich in Arabella zu verlieben, in dieses Mädchen,
dieses Ungeheuer. Und drüben saß ihre Mutter
ich war nicht etwa von Nald erfüllt, auch nicht
von Eifersucht, ich stand nur, seht und gaffte. Wenn
irgend etwas in meiner Seele war, so war es
Grausen, vermischt mit Neugier.

„An die geh' ich ran“, schrie Berkersdorf in dem
Sils, in dem man als Siebzehnjähriger seine Schwüre
schwört. „An die geh' ich ran!“

Er wollte nur nicht, wie es er machen sollte. Er
tentzte mit ihr, aber er wollte kein Wort zu spre-
chen, er schwitzte nur.

„Mensch“, flüsterte er mir nach dem Tanze zu,
„Mensch, die ist was, da geh' ich ran!“
Beim zweiten Tanz sprach er sogar mit ihr.

„Müchlig heiß haut“, offenbarte er ihr. Und fragte:
„Schwitzen Sie auch so?“

„Und was hat sie geantwortet?“ fragte ich.
„Mensch“, sagte er stolz, „sie hat gesagt: Ich
auch! — Also du siehst“, eröffnete er mir, „das
ist was, und nun komme mir gefälligst nicht da-
zwischen. Die ist für mich!“

Weiter aber fiel ihm nichts ein, denn ein Blick auf
Arabellas Gliederpracht und Feurigkeit, das legte
ihm in Angst und schuf ihm kalte Füße. Unbe-
dingt aber mußte er sich mit ihr unterhalten. Er
ging also aufgeregt an die Theke, trank sich dort
mit zwei Glas Bier etliche Geisteskräfte an und
grübelte über die Frage: Wie unterhalte ich mich
mit ihr? — Es fiel ihm denn etwas ein.
„Fräulein“, sagte er beim dritten Tanz, „wissen
Sie, was mein Freund von Ihnen gesagt hat?“
Das wollte sie nicht, aber sie hatte sofort Ver-
dacht und legte einen pfundschweren Blick auf
mich, als sie mir vorüberstiehe.

„Nein“, sagte sie zu Berkersdorf. „Was hat denn
Ihr Freund gesagt?“

„Das sage ich Ihnen“, sagte er, „wenn Sie mit
mir in die Ecke gehen, wo die Palmen stehen.
Dort sage ich es Ihnen.“

Da ging sie mit ihm in die Ecke, und er, das Rind-
vieh, sagte es ihr. Er meinte, damit groß auf-
stiegen zu sein in Wichtigkeit! „Mein Freund sagt,
Sie einemen ihn an ein Pferd, Fräulein.“

„Wieso?“ fragte sie.
„Einfach so, überhaupt so!“

„So, so“, sagte sie zu mir und warf sich sozusagen
im stummen Wahren ins Geschirr, in ihr Pracht-
geschirr. Mit den Hüften stampfte sie. Sie sagte es
stracks ihrer Mutter, die drüben saß. Da stellte
ihre Mutter mich zur Rede, unter den Palmen, und
fragte mich, ob es wahr sei, daß ich ihre Tochter
mit einem Pferd verglichen habe. Da dachte
ich: Soll mich der Berkersdorf, dieses Rindvieh,
vor allen Leuten blamieren? Ich wurde feuerrot
und stritt es entsetzt ab und sagte zur Begrün-
dung nur, daß Berkersdorf ein gemeiner Mensch
sei. Das Lügen sei seine zweite Natur, sagte ich.
Daraufhin bedachte sie sich bei mir und ging zum
Tanzmeister. Sie verlangte, daß dieser Herr Ber-
kersdorf auf der Stelle den Kursus verlassen
müsse, andernfalls würde ihre Tochter den Kursus
verlassen, denn es sollte ein Kameel für fal-
nere Leute sein, ein Kursus für Bildung und Schill
Und Berkersdorf wurde wütend vor Wut und de-
mütig unfein, und der Skandal war erheblich Andem-

lags vertinnte er mich auf dem Schulhof und
nachher noch in der Turnstunde, und am fol-
genden Tag ging er hin, in seinem besten Anzug,
um der Mutter der Dame das zu erklären, und
daß ich es doch gesagt habe, und daß er nicht
ein Lügner sei, und er habe das Fräulein Tochter
nie für ein Pferd angesehen, Ja, er sagte sogar,
sie sei kein Pferd, das sei von mir nur so be-
hauptet.

So wurde ihm denn geglaubt und verziehen. Er
wurde zum Kaffee dabehalten und sogar einge-
laden, öfter wiederzukommen. Das hat er denn
auch getan, dieses Rindvieh. Er war sogar noch
stolz, daß er mit ihr spazieren gehen durfte, er
zeigte es allen Leuten, er prunkte öffentlich als
Brautbesitzer.

Siebzehn Jahre war er erst alt.

Seltdem, wenn ich mitunter in meine Heimatstadt
fahre, sehe ich stets mit Kopfschütteln ihn und
seine Gattin, denn er hat sie geheiratet, es war
ihm nie gestattet worden, anderswo seine Zeit
zu verbringen. Vom siebzehnten Lebensjahre an
bis zum fünfunddreißigsten hatte er kein Mäd-
chen kennen gelernt als sie, und nachher, als er
geheiratet hatte, war ihm das erst recht nicht er-
laubt worden. Denn wie soll ein Mensch etwas
wollen dürfen, was so einem Majestätsmäddchen
wie ihr nicht gefiele! Ich glaube: so, wie er schon
damals beim ersten Tanz mit ihr geschwitzt hatte,
so hat sie ihn aus dem Schwitzkasten nie her-
ausgelassen. Es sah nicht danach aus.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nückel)



Johannes kam strahlend.

„Ich habe gestern ein Mädchen kennengelernt,
das noch nie geküßt hat!“

Zellbor fuhr auf:

„Das Wunder muß ich mir ansehen!“

Johannes lachte:

„Zu spät zu spät!“

J. H. R.

*

Dies ereignete sich in Oberbayern, unweit des
Tegernsees. Der Lehrer einer Landschule erläuterte
an Hand eines großen Wandbildes den Bau der
ägyptischen Pyramiden. Der Pharaon in seiner
Pracht war auf dem Bild zu sehen, die Würden-
träger des Landes, schon weniger prächtig — die
Kleinenhändler in weißen Gewändern — alles
erklärte er ihnen und wies dann auf die Skleven.
„Und was sind das nun für Leute, die mit ent-
bündelten Oberkörpern, meist nur mit einer Hose und
Sandalen bekleidet, herumschleichen?“

Der kleine Obergebensbrandersrepp rief:
„Das sind die Sommerfrischler, Herr Lehrer!“

J. H. R.

*

Kitty wollte sich von Johannes scheiden lassen.
„Warum, Kitty?“
„Johannes' Sekretärin trägt meine seldenen Nach-
hemden.“

„Hast du es gesehen?“

„Nein, Aber Johannes.“

J. H. R.



„Seld ihr alle umgeschminkt, Genossen? Gleich beginnt unser erster Auftritt. Daß mir aber keiner beim Singen der Königshymne zu grinsen anfängt!“

Teatro comunista a Londra: “Vi siete tutti truccati per bene, compagni? Tosto comincia la nostra prima comparsa. Che nessuno però si metta a ghignare al canto degli Inni Reali!”

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN



„Auf die Zahl der Opfer kommt es nicht an, die Hauptsache ist, daß wir unsere Ideale hochhalten!“

La filosofia dello zio Sam: „Il numero delle vittime non conta; l'importante si è che noi teniamo alti i nostri ideali!“



DIE PAUSE

VON WALTER FOITZICK

Theaterstücke und Konzerte bestehen aus zwei Teilen, aus dem Teil, wo da vorne auf der Bühne einer oder mehrere etwas machen, und aus der Pause. Häufig ist die Pause der angenehme Teil. In der Pause hat man die Verpflichtung, über dasjenige, was eben gesehen oder gehört wurde, Anerkennendes oder Abfälliges oder Gelstreiches zu sagen. Man sagt solches zu seinen Bekannten. In der Pause sind immer Bekannte. Da sie in Klumpen beieinanderstehen und man ihnen nicht ausweichen kann, stellt man sich zu ihnen. Und da Bekannte immer wieder Bekannte haben, wird man immer wieder neuen Leuten vorgestellt, die einem gar nichts angehen. Da ich weiß, daß ich die Leute schwer wieder erkennen werde und ein höflicher Mensch sein möchte, lerne ich sie beim Zusammenstehen auswendig; um sie vielleicht doch wiederzuerkennen. Bisweilen verneige ich mich in der Pause planlos in die Menge hinein, und meine Vermählung trifft regelmäßig auf Leute, die es angeht und deren ich mich nicht entsinnen kann. Ich erkenne das an Verneigungen, die im Umkreis meines Blickes entstehen. Dann gehen wir womöglich aufeinander zu und fragen gleichzeitig: „Wie geht's?“ und antworten gleichzeitig, daß es ein sehr interessanter Abend ist, weil wir nicht wissen, ob einer von uns mit einem auf Bühne und Podium bekannt, verwendet, verkracht oder verschwägert ist. Dann stehen wir noch eine Weile und wissen nichts weiter zu sagen, oder stellen uns einfach weiteren Unbekannten vor.

Ich kenne viele Leute die nur in Pausen zu existieren scheinen, es gibt sie nur dort, dort aber regelmäßig. Sehr gut ist es, wenn man weiß, daß die Leute Kinder haben. In diesem Falle kann man sich interessiert nach dem Befinden und den Fortschritten der Kleinen erkundigen, wobei es meist zweifelhaft bleibt, ob der Nachkomme männlichen oder weiblichen Geschlechts ist, da man sich mit der Unkenntnis davon keine Blöße geben möchte. Seit Jahren kennt mich ein Ehepaar, das sich in

jeder Pause nach meiner Tochter erkundigt. Nun habe ich nicht die geringste Andeutung von einer Tochter, aber vor Jahren habe ich es versäumt, das richtigzustellen, und wie soll ich mich jetzt diesen Leuten gegenüber meiner imaginären Tochter entledigen. Sie wächst in der Phantasie der Familie heran. Ich lasse sie von Schulklasse zu Schulklasse aufsteigen, Massen bekommen, Ausflüge machen, radfahren lernen und an Heuschrecken leiden. Es scheint ein kränkliches, aber intelligentes Kind zu sein. Neulich hatte ich die Jahre unserer Unbekanntheit unterschätzt und so bekam meine phantastische Tochter Zähnechen in einem Alter, in dem andere Mädchen bereits die Aufnahmeprüfung in die Kunstgewerbeschule machen. Es war sehr, sehr schwer, die Zähnechen wieder abzulegen.

Vor jeder Pause bereite ich mich auf das Zusammentreffen mit jener Familie sorgfältig vor, und auf meine Tochter. Ich habe viel Freude an ihr, aber natürlich auch manche Sorge. So sagt man doch wohl in elliatischen Gesprächen?

*

REGENMORGEN IM FRÜHLING

Zwischen den Nebellaken, die eine schmutzige Nacht auf flachem Lager zurückließ, federn sich ungenek zahllose graue Sperlinge, frühzeitig aufgewacht, sich bekeifend mit unartig lauten Gezänk.

Meine Fenster sind narbig mit Feuchte besprengt. Breite Tropfen rinnen auf schleimiger Bahn nieder die Scheiben, wie dicke Schnecken, gehängt an die tauzähnen Blätter von Lattich und Löwenzahn.

Gestern lief sonnig ins helle Jahr hin der Weg. Fröstelnd schlag ich den Frühling mir heut aus dem Sinn. Mit den Tropfen am Fensterglas, fahlgrau und trüg, flüchte ich nach und nach in die Traurigkeit hin.

K. M. Schiller

Mein Freund Johannes

Wir standen am Strande der Nordsee. Mir wurde es poetisch ums Herz, und schauspielend deklamierte ich: „Brüder! hören, ihr Wogen. Greift mit strolcher Hand Über den brechenden Deich tief in das sündige Land!“ Freundlich schaute Johannes mich an. „Vielleicht versucht du es nachher noch einmal“, sagte er. „Jetzt abt es nämlich gerade.“

J. Bieger



„Es freut mich, meine Genossen, daß Stalin beschlossen hat, ihr seid von jetzt ab ungefährlich!“

Il Lord ed i comunisti: „Godo, compagni miei, che Stalin abbia deciso che Voi d' ora in poi non state pericolosi!..“

LIEBE IN TIROL

VON SPRINGENSCHMID

Langer als anderswo breucht es, bis in Tirol die Liebe über ein Mannsbild kommt, dafür nachher um so ärger.

Wenn der Mensch im Paradies, wie es heißt, aus Lehm erschaffen ist, in Tirol aus Holz, aus Lärchenholz. Ein Klotz ist der Klüber Klaus, Lärchen durch und durch. Über die dreißig ist er schon und eiliches drüber. Und ist noch allmal seiner Mutter bloß der Bus, und die Weiberleut im Dorf, die ledigen, die viel eher als die Mannsbilder spüren, für was sie anders erschaffen sind, nehmen ihn, den Klaus, auch noch mit als „mannern“. Aber einmal im Frühjahr, wie die schönen Tag sind, herunten im Dorf alles in der Blüh und oben auf dem Berg des erste Grast, da packt es den Klaus ganz erg, daß er erst gar nit weiß, was das ist und was ihn auf die Höh treibt eigentlich. Bloß dem Herrgott ein wenig in seine Werkstatt schauen, denkt er: „Und auf Gams nebenbei“,

meint der Bachler Lenz, der alte, und greift um den Stecken.

Den Wald steigen sie auf, alle beide, die eine Stund und die andere. Zu reden haben sie weiters nit miteinander.

Auf der Gauzalm steht das Jungvieh. Die Mariann, die Sendin, die Junge, die saubere, ist bei den Kalben und lockt sie mit einem Jodler, wunderschön. Meint aber wohl nit die Kalben dabei, meint die Mannsbilder, die zwei, die aus dem Wald daherstiegen, und eigentlich, wann man es richtig nimmt, bloß den einen, den Klaus; denn der Bachler Lenz, der alte, weißhaarete, ist ja schon drüber, aber für den Klaus, den jungen, wär Zeit, daß er „mannern“ wird.

So schön liegt der Jodler über der Alm, daß der alte Bachler das erstemal an diesem Morgen zu reden anhebt: „Ist es nit schön da, Klaus?“ fragt er.

Da faßt der Klaus bloß den Felsen an und steigt die Wand hochauf, und erst, wie sie oben auf der Talsenhhö sind, und die Alm liegt tief unten im Grund, tut er dem Bachler Antwort auf seine Frag: „Schlan woll“, sagt er, „aber ohne Weibart“.

„Weibart?“ staunt zehnelnuckelt der Bachler Lenz, „hascht du schon eppes mit Weiber, Klaus?“

„Nix mit Weibart!“ sagt der Klaus hästet und nimmt, daß er nit mehr sagen brauch, den Gangstieghünder zum Grot. Und über die Stund hocken sie oben auf dem Rettenstein, dem vorderen. Da liegt sie jetzt vor ihnen, die Schöpfung Gottes, Berg über Berg, eine ganze Welt voll.

„Der Herrgott“, sagt der Klaus und selbgt noch immer beim gleichen Gedanken, „der Herrgott ist nit ja eh ledig blieben!“

„Aber der Tuifl ist verheilt“, spuckt der Bachler Lenz über die Wand, „und treibt die ledigen zamm!“ Was sollen's die Leut auf Erden besser haben als er selber, denkt er, der Tuifl!

Und sie hätte er mit diesem Worte ihn selbgt, den Leibhaftigen, beschworen, blieben ihm auf einmal mitten im Schauen die Augen steck; denn drüber auf dem hintern Rettenstein...!

Er muß das Fernglas nehmen.

„Gems?“ fragt der Klaus.

Der Bachler schüttelt bloß den Kopf, stellt schärfer noch das Fernglas ein.

„Was ischt?“ fragt der Klaus wieder.

„Viel!“ sagt der Bachler und laßt kein Blick nit aus. „Was viel?“ schreit der Klaus ungeduldig und greift um das Glas.

Aber der Bachler laßt es nit los. „Klaus, dös ischt nix für di!“ sagt er ernst.

Doch der Klaus hat jetzt das Glas und nimmt den hintern Rettenstein hinein und richtig! „Tuifl!“ stößt er hervor! Da stehn zwei Leut beinand, mannern und weibern, und haben einand gern. Als wären sie ganz allein auf der Welt, so lang dauert das Buß!

„Verfluchte Tuifl“, spuckt der Klaus, „sie hören nit auf, die zwei!“

„Schaug halt nit hin!“ meint der Bachler.

„Aufhören!“ schreit der Klaus, „Tuifl ös!“

Der Bachler lacht bloß und hat so seine Gedanken dabei, was doch der Tuifl, wann er in Tirol auf Liebe geht, alles anstellen muß, daß er so einen Klotz, einen Lärchen, wie den Klaus, in die rechte Art bringt.

Oh, wie gem sich die zwei haben, allein, zwischen Himmel und Erden! Eine wahre Höllequal für den Klaus. Ganz ins Schwitzen ist er gekommen, so lang dauert die Lieb auf dem hintern Rettenstein.

Über die Stund, wie sie über die Felsen absteigen, findet der Klaus seine Sprache wieder, die er verloren hat vor lauter die heimliche Lieb anschauen.

„Und für so was steigen dös zwei aufm Rettenstein, aufm Hintern“, sagt er nachdenklich, „dös geht dös weiter unten an!“

„Ja höher oben die Lieb, ja schlaner“, blinzelt der alte Bachler und schaut zum Klaus hinüber, merkt wohl, wie schnell er jetzt ausgreift und über das Stiegl springt, als könnt er die Gauzalm nit erwarten. Gar zu Jodeln hebt er an! Den het der Liebsteu packt, das kennt er.

Und richtig, grad in dem Augenblick, da von unten, von der Alm her, der andere Jodler, der weibliche, in den selnen, den mannern, dreinspringt, schlägt er über die Baumwurzel hin auf den Weg und lacht: „Aus is, Lenz!“

„Was ischt denn aus?“ fragt der Bachler und stellt sich dumm, „I glaub eher, es fangt was an!“ „Den Haxen hab I mir verstaucht“, deutet der Klaus.

„Mariann“, schreit der Bachler auf die Alm hinunter, „Hilfe, Mariann! Hilft der Klaus, der Bus, ischt hin, aber a Mannsbild ischt dafür da, a junges!“

Drei Tag brauch der Klaus auf der Gauzalm, bis er auf gleich ist, mit sein Fuß und so. Der Mariann aber hat der Tuifl längs verziehen, daß sie selbetwegen den alten, krumpen Schafhalter bußt hat auf dem hintern Rettenstein, als wär's ein junger Liebhaber, damit der Klaus auf dem vorderen einmal „mannern“ wird. Ja, der Tuifl hat's nit leicht mit der Liebe in Tirol!

Stilwandel - Mutamento di stile

(Des Oberbayer)



„Ich tu mich schon hart, die innere Stimme schreit nach passlosem Farbauftrag und die Zeit fordert Sparsamkeit mit dem Material!“

«È difficile per me; la voce interna grida: «larga pastosità di colore, ed il tempo vuole parsimonia di materiale».



„Woßst no, Xaverl, wie i vor dreißig Jahr auf 'm Fasching so süß In dem Nymphengwandl ausg'schaugt hab? — Gib i's jetzt der Spinnstoffsammlung, oder moanst net, daß i's do no amal zum Oziag'n brauch'!“

Dubbio: „Ti ricordi ancora, Saverio, come trent' anni fa ero così carlina in carnevale nel costume di ninfia? ... Che lo dia adesso alla 'Raccolta Filati', oppure credi tu ch'io ne abbisogni un' altra volta?“

MEIN FREUND JOHANNES

Ich wollte meinen Geburtstag feiern. Aber es traf sich recht unglücklich: Alle Freunde, die ich einladen könnte, waren auf Reisen.

So beschloß ich also, den Tag still und ohne Feier vorübergehen zu lassen. Entsprechend traf ich auch keinerlei Vorbereitungen.

Wie ich nun so einsam in meinem Zimmer saß, schellte plötzlich das Telefon. Frau Johanna war es, die mir gratulierte und mir ganz im Vertrauen mitteilte, daß Johannes seine Reise unterbrochen hätte und mich in etwa einer Stunde überraschend besuchen würde.

Diese Treue rührte mich zutiefst, und sie sollte

auch unbedingt belohnt werden. In aller Eile rannte ich von Laden zu Laden, besorgte Blumen, Kuchen und Wein, um meinem Freund würdig empfangen zu können.

Und wirklich, als er kam, sah es nett und anheimelnd bei mir aus. Er hielt auch mit seinem Lob keineswegs zurück.

„Ja, Johannes, was würdest du erst sagen, wenn du wüßtest, daß noch vor einer Stunde alles trüb und leer bei mir war. Ich kann dir nämlich versichern, daß ich gar nicht feiern wollte, bis deine Frau mich vor einer Stunde von deinem netten Plan, mich zu überraschen, in Kenntnis setzte. Ich habe mich tüchtig beeilen müssen, um noch rechtzeitig alles vorzubereiten!“

„Es ist doch wirklich kein Verlaß auf die Frauen“, knurrte Johannes. „Ich hatte ihr ausdrücklich aufgetragen, schon zwei Stunden vorher anzurufen!“

*

Johannes hatte dem Rauchen abgeschworen. Ich weiß nicht, ob er den Schwur lange gehalten hat, aber nach drei Tagen, als ich ihn besuchte, mußte ich jedenfalls feststellen, daß er ihn zum mindesten an diesem Tage nicht hielt.

„Was soll ich machen“, erklärte er auf meine ersten Vorhaltungen, „ich kann es nun mal nicht leiden, wenn unnütze Gegenstände im Zimmer herumstehen. Und denkst du, es machte sich hier jemand die Mühe, die Aschbecher wegzuräumen?“

J. Bieger



Der Unbefangene

Il disinvoltò

(C. Sturzkopf)



„Wenn Sie wüßten wer ich bin, würden Sie mich nicht „Rindvieh“ heißen!“

„Na ja, dann ist's doch nur gut, daß ich's nicht weiß!“

„Se Val sapeste chi sono io, non mi chiamereste „Buaccia!..“

„Evvai, allora va pur bene ch' io non lo sappia!“

LONDON

Von Paul Verlaine

Ach, ist's nicht wirklich traurig! Und endet das nicht böß!

Ja, nicht einmal bestürzt darf man darüber sein.

's ist wirklich wie der Tod des Tiers, das ganz allein,

Vergeh'nden Blicks, sein Blut sieht rinnen ins Gefäß.

Denn London dampft und kreischt. O welche Stadt der Bibel!

Das Gaslicht zuckt und schwimmt. Die Schilder glüh'n rot.

Die Häuser schrumpfen ein und stehen da wie tot,

Wie kleine alte Weiblein, grauenhaft und übel.

All das Vergang'ne springt, miaut und quietscht und kreischt

Im Nebel rot und gelb und schmutzig von „Sohos“

Und von „Indeeds“ und von „All rights“ und von „Habs“.

Nein, wirklich, 's ist zu martervoll, zu hoffnungslos!

Nein, wirklich, 's ist zu übel, es endet wirklich trüß!

Oh, fiel' ein Feuerregen auf diese Stadt der Bibel!

Deutsch von Gerhart Haug

Telegraphenmast Nr. 1346

VON JOSEF ROBERT HARRER

Was hatte schon Gonzalez davon, daß sich in seiner kleinen Vaterstadt Puntarenas in Costa Rica einige Volksschulen befanden, wo man lesen, schreiben und andere unangenehme Dinge lernen konnte? Nichts hatte er davon, denn er zog lieber im Freien herum, er lag am Ufer des Stillen Ozeans, er träumte in den blauen Himmel, er phantasiierte den Wolken auf ihrer Reise nach und er streifte durch die üppigen Wälder und Fluren. Weil er aber dabei doch gerne zugriff, wo es etwas zu tun gab, brachte er abends immer einige Centavos heim, so daß sein rumlebender Vater sagte: „Ach, lassen wir den Jungen, wie er ist! Wenn er nur Geld verdient! Der alte Onkel Cleto kann sogar mit roter Tinte schreiben und dennoch muß er sich den Schnaps von reicheren Meslizen zahlen lassen!“

Und nun war Gonzalez dank seiner linken Beine und seiner ausgezeichneten Kletterkunst seit etlichen Jahren Staatsangestellter. Er, der Analphabet, trug die mit silbernen Borten verzierte Uniform eines Post- und Telegraphenbeamten. Costa Rica's. Ein Zwanzigstel der dreitausend Kilometer langen Telegraphenleitung stand unter seiner Oborgie; und zwar gehörte Gonzalez zu der Kontrollabteilung, die nichts anderes zu tun hatte, als die Telegraphenmasten daran zu hindern, daß sie sich wieder in lebende Blüme verwandelten. Bei der üppigen, überquellenden Vegetation Mittelamerikas trieben besonders nach den tropischen Regengüssen die Masten, so dürr und ausgetrocknet man sie auch aufgestellt hatte, aus dem toten Holz Schößlinge, die in unglaublich kurzer Zeit weiterwucherten, die Drähte durcheinanderbrachten und Kurzschlüsse verursachten.

Gonzalez brauchte zu seiner Arbeit weder das Lesen noch das Schreiben, gerade daß er die Nummern der Masten ablesen konnte. Er wanderte die Leitungen entlang und entfernte von den Masten die Triebe und Schößlinge. Da er, wie gesagt, ein guter Kletterer war, machte ihm die Arbeit keine Mühe. Ja, er freute sich, wenn ein Mast am höchsten Ende einen Schößling trug; denn dann konnte er weiter in das Land blicken, wenn er hinaufgeklommen war, um mit dem scharfen Messer den Trieb abzuschneiden. Es war ein beneidenswertes Leben, das Gonzalez führte. Wenn er bisweilen mit seinen Jugendfreunden zusammentraf, die flüßig die Schule besucht hatten, sagte er:

„Ihr seid dafür bestraft worden, weil ihr nicht die Schule geschwätzt habt! Ihr schreibt in dicke, staubige Bücher, ihr sitzt in dunklen Stuben, während ich draußen arbeite, wo die Blüme wachsen und die Wolken wandern und wo ich manchmal zwischen zwei Telegraphenmasten einem hübschen Mädchen begegne, das mir einen Kuß schenkt! Dankt doch, einen Kuß während des Dienstes, für den mich der Staat bezahlt!“ Einmal brüstete er sich wieder mit seinem freien Leben. Da meinte einer, der gleichfalls Postangestellter war, aber ein schreibender Beamter, wie Gonzalez zu sagen pflegte:

„Dein Beruf, lieber Gonzalez, wird leider bald ein Ende haben! Unsere Direktion in San José hat ein modernes Mittel angekauft, eine scharfe chemische Flüssigkeit. Mit dieser werden alle Telegraphenmasten angestrichen, dann werden sie für immer das Treiben lassen, dann werden sie für immer totes Holz sein... Du mußt der Post den Rücken kehren oder — lesen und schreiben lernen, damit man dich als Briefträger einstellen kann!“ Gonzalez erblicke. Nach einer Pause fragte er leise:

„Ist das kein Scherz von dir?“

Nein, es war kein Scherz! Schon wenige Wochen später teilte ihm sein Vorstand mit, daß er sich zu entscheiden habe. Entweder „Post lebawohl!“ oder „Lerne lesen und schreiben!“...

Nun mußte sich Gonzalez doch für die Schule entschließen. Während im ganzen Lande die Telegraphenmasten bestrichen wurden, saß er in einer Schule und versuchte, das nachzuholen, was er vor etlichen Jahren verstimmt hatte. Die Monate vergingen; Gonzalez war unglücklich.

Seit einer Woche tauchte nun der Tropenregen. Es war, als käme der warme Himmel hernieder. Das Land duftete von Blüten und von Lebenskraft. Und plötzlich hielt es Gonzalez nicht mehr aus. Er warf die Hefte weg und stürzte hinaus, er rannte in den Regen wie in ein lang entbehrtes Glück. Ohne zu überlegen, lief er die Wege, die er sonst gegangen war, von einem Telegraphenmast zum anderen. Da standen sie, kahl, grau, ganz gefoliet von der verfluchten Flüssigkeit, mit der man sie angestrichen hatte. Und rings dampften die Wälder vom werdenden Leben.

Gonzalez hatte die Schule vergessen. Ach, er würde schon etwas finden, wovon er leben konnte.

Plötzlich stutzte er. Er stand im tauschenden Regen, der duftete und sang. Vor ihm ragte ein Telegraphenmast, der nicht tot war. Schon trieben einige kleine Zweige aus ihm heraus. Trümete er? Gonzalez griff zögernd nach dem Schößling. Und dann weinte er vor Glück. Rasch schnitt er den Schößling ab und rannte in die Stadt zurück. Atemlos stürzte er zum Postvorsteher: „Da!“ „Ja“, rief er aus. „Da, da! Sehen Sie nur! Vom Telegraphenmast Nr. 1346!“ — „Ja“, der aus dem Himmel ist stärker als wir Menschen!“ sagte der Beamte.

Drei Tage später trugen fast alle Telegraphenmasten Schößlinge. Und drei Tage später durfte Gonzalez wieder die silberverzierte Uniform anziehen und hinausgehen. Seine 150 Kilometer warteten auf ihn.

Und wieder schnitt Gonzalez die Schößlinge von den Telegraphenmasten ab und wieder küßte er die Mädchen, die ihm begegneten.



„Ist 's nicht scheußlich, Fritz? Überall liegen Menschen herum!“
„Na ja, aber auf der Straßenbahn ist es noch voller!“

Ristoro: „Che errore, Fritz! Quanta gente giace qui tutt' in giro!„ — „Eh sì; ma nel tram c'è ancora più calca!„

DIE SPARBÜCHSE

VON BRUNO WOLFGANG

Gegen sieben Uhr abends kam Herr Scholz zu Doktor Lindner.

„Zieh dich an. Du gehst mit mir zur Geburtstagsfeier für Geheimrat Müsel. Es ist sein neunzigster Geburtstag, eine große Sache. Es kommen viele Persönlichkeiten hin und es gibt sogar Wein. Um dem alten Herrn eine besondere Freude zu machen, wollen wir alle im Frack erscheinen. Also vorwärts!“

„Du weißt doch, daß ich nichts anziehen habe“, erwiderte Doktor Lindner verdächtig.

„Das mußt du erst beweisen. Öffne den Schrank.“ Dr. Lindner öffnete den Schrank, in dem nichts hing als der gewendete Überzieher, der Touristenanzug, der leichte Sommerrock, ein ummoderner Frack und in der Ecke etwas Langes, sorgfältig in Leinwand Eingeschlagenes, liegend baumelnd wie ein Gehenker.

„Was ist das?“ fragte Herr Scholz streng. „Ist das dein neuer Frack?“

„Nein. Ich habe nur diesen alten. Und der war mir schon vor zehn Jahren viel zu eng.“

„Aber was ist unter dieser Leinwand?“

„Also, wenn du es durchaus wissen willst: meine Sparsbüchse.“

„Wie?“

„Ja, es ist meine Sparsbüchse. Aber um dir das zu erklären, müßte ich dir eine ganze Geschichte erzählen.“

„Bitte, erzähle. Wir haben noch eine gute Stunde Zeit. Dafür verpflichtest du dich, nachher unbedingt mit mir zu der Feier zu gehen.“

„Wenn mir mein Frack paßt“, ergänzte Dr. Lindner hinterlistig.

„Einverstanden.“

Während sich Scholz in seinem Stuhl erwartungsvoll zurechtsetzte, hob Lindner vorsichtig den langen Leinwandsack vom Haken und öffnete ihn. Es erschien ein alter, unglücklich schäbiger Mantel, anscheinend militärischer Herkunft. Der Kragen ähnelte einer gekrümmten Speckschwarte, die Knopflöcher waren so ausgewetzt, als wären sie der Einfachheit halber mit kleinen Granaten durch das Tuch geschossen worden. Die Knöpfe hatten die verschiedensten Größen und Farben, sofern sie nicht überhaupt fehlten. In den beiden Seitentaschen, deren ausgefranzte Klappen wie haarige Ohren wogend, aus irgend etwas Gewackeltes wie eine Handvoll Kleinststeine den faden-scheinigen Stoff abwärts in gefährlicher Spannung.

„Das ist der Mantel meines Kriegskameraden Will Kratoch, den ich aber noch immer Kratochwill nenne, wie er früher hieß. Wir dienten im Weltkrieg beide bei der Artillerie und standen eine Zeitlang nebeneinander an der russischen Front in Polen. Dann verloren wir uns aus den Augen und trafen uns erst nach der mörderischen Brusslow-Offensive, bei der größere Teile unseres Korps abgeschnitten wurden, in der Kriegsgefangenschaft wieder, im Lager von Tschite. Kratochwill war alles eher als ein Soldat. Er war stets mehr ein Freund des beschaulichen als des tätigen Lebens gewesen. Im Zivill schien er es trotz seinen dreißig Jahren noch zu keinem rechten bürgerlichen Beruf gebracht zu haben. In den Listen stand er immer als Privatgelehrter, und anscheinend hatte er von den Zinsen des Vermögens gelebt, das ihm sein Vater, ein tüchtiger Versicherungsagent, hinterlassen hatte. Er behauptete, an einem großen nationalökonomischen Werk zu arbeiten, er besaß umfassende, wenn auch nicht sehr gründliche Kenntnisse, hatte viel gelesen, verstand oberflächlich mehrere Sprachen und konnte, wie es schien, alle irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten der Politik und Finanzwelt.

Da er im Lager kein Material für seine wissenschaftlichen Arbeiten hatte, überließ er sich völlig dem Nichtstun. Nie habe ich einen Menschen mit solcher Innigkeit und geradezu künstlerischer

Technik faulenzen gesehen. Sein Interesse an der Helmkehr war gering. Die Nationalökonomie beherrschte er offenbar leicht. Hingegen wußte er in Verpflegungsangelegenheiten manches tiefgründige Wort zu sprechen. Das Lagerleben, das die anderen verfluchten, schlug ihm vorzüglich ein. Er gedieh prächtig und bald führte er den stattlichen Bauch des Lagers zwischen den Strohsäcken der riesigen Säle spazieren.

Ich hielt dieses Leben trotz allen Beschäftigungs- und Zerstreuungsversuchen nach drei Jahren nicht mehr aus. Bei einer günstigen Gelegenheit machte ich mich davon und es gelang mir, wie du weißt, im Jahre 1918 die Heimat wieder zu erreichen. Ich hörte nichts mehr von ihm.

Im Jahre 1921 sah ich ihn zum ersten Male wieder, als er eben aus einem besseren Stadtcafé auf die Straße trat. Ich trug natürlich schon längst wieder Zivill. Er aber trug noch Uniform, worum sich in dieser unerfreulichen Zeit niemand kümmerte. Der Mantel war damals noch sehr schön und wurde von der runden Gestalt Kratochwill prächtig ausgefüllt. Wir begrüßten uns herzlich. Er erzählte mir, daß er vor wenigen Monaten zurückgekehrt sei und nun auf die Flüssigmachung

seiner Kapitalien in den Nachfolgestaaten warte. „Bist du noch immer im Staatsdienst?“ fragte er schüchtern. „Unsin. Ein Mensch wie du müßte sich doch etwas Besseres finden. Ich gebe dir den guten Rat, geh zu Direktor Markowsky Grub von der Zillig“, bestellte ihm einen schönen Gruß von mir und sag ihm, er soll dich als Reklamation anstellen. Das wäre etwas für dich. Man hat mir den Posten angetragen. Aber meine Gehaltsansprüche waren ihnen etwas zu hoch.“

Ich dankte ihm herzlich und wir reichten uns die Hände zum Abschied. Kratochwill hielt meine Hand noch etwas länger fest. „Sei nicht böse... dumme Geschichte... Ich muß mir ein Auto nehmen, weil ich bei einem Advokaten wegen meiner Auslandspläne eine dringende Sitzung habe. Gerade jetzt, beim Zahlen, habe ich gesehen, daß ich nichts mehr bei mir habe. Die Banken sind schon gespart. Und ich kann doch den Wagen nicht gut mit einem Scheck bezahlen. Vielleicht könntest du so gut sein, mir 30.000 Kronen zu leihen. Morgen früh schicke ich sie sofort.“

30.000 Kronen waren damals nicht gerade viel. Ich gab sie ihm selbstverständlich. Er steckte das Geld einfach in die linke Manteltasche und ging. Daß er nichts schickte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Dann traf ich ihn zufällig an einem Vormittag bei der Oper, mit großer Aufmerksamkeit den Theaterzettel der abendlichen Festerstellung studierend.

„Servus Lindner“, „Servus Kratochwill.“

„Ich heiße jetzt Will Kratoch“, bemerkte er mit

(W Becker)

Prometheus - Prometeo



„Da schaugs her! D' Geierwally!“

wichtiger Miene. „Nicht etwa, weil Ich lyrischer Dichter geworden bin, sondern weil Ich Aussicht auf einen leilenden Posten bei einer großen deutschen Exportfirma habe und slowische Anklänge vermeiden will. Schade, daß heute kein einziger Parkettstiel in der Oper mehr zu haben ist. Meine Angelegenheiten in den Nachfolgestaaten sind noch immer nicht erledigt, was sagst du. Hästest du vielleicht zufällig Füll Schilling bei dir? Ich habe ein Geburtstagsgeschenk einzukaufen. Übrigens laß ich dir, kaufe „Polonia Naphis“, das ist jetzt das Beste. Aber schau, daß du gesperrte Syndikatstücke bekommst.“ Ich gab ihm fünf von meinen acht Schillingen, er steckte sie in die rechte Tasche und wir verabschiedeten uns freundschaftlich. Er trug noch immer denselben Mantel und steckte mein Geld immer noch in die Manteltasche. Ansonsten aber trug er schon Zivil. Sein Filzhut war so verblüßt und verbogen, daß ihn auch der romantischste Musiker verschmäht hätte. Der Mantel hatte schon sterb gelitten und hatte nichts mehr gemein mit Manteln, die man sonst auf leilenden Posten antrifft. Kratochwill selbst war auffallend mager geworden.

So begegnete Ich ihm nun alle Jahre zwei- bis dreimal. Jedemal war er ein wenig in Verlegenheit, gewöhnlich stand er vor einer Reise, um eine Stellung anzutreten. Da durfte ich wohl nicht nein sagen. Übrigens waren die Fahrten nie weit und ihre Preise in der jeweils geltenden Valuta meinen Verhältnissen durchaus angepaßt. Im Durchschnitt drei Schilling, Lustbakeitsteuer und Warenumsatzsteuer unbegriffen. Von einer Begegnung zu anderen wurde Kratochwill magerer. Sein unrasiertes Gesicht sah runzig aus wie ein geborener Apfel. Der Mantel sah schon ungeheuer so aus, wie du ihn hier siehst. Er trug ihn auch bei der größten Hitze und immer zugeknopft, vermutlich um einen noch ärmlicheren Anzug zu verdecken. Wahrscheinlich diente ihm der Mantel auch als Nachthemd, Bettdecke oder Tischschut. Armer Kratochwill. Es ging ihm wirklich schlecht. Vielleicht hätte er sich sogar entschlossen zu arbeiten. Aber zum Äußersten wollte er sich doch erst entschließen, wenn seine Auslandsangelegenheiten geklärt waren (bzw. der Betrag, um den es sich handelte, viel zu klein war, um ihm ein Remittenss zu ermöglichen). Auch mußte man damals schon um Arbeit kämpfen, und er war kein Kämpfer. Zuletzt sah Ich ihn vor drei Jahren. Einmal im

Frühling, einmal im Herbst. Schüchtern wagte ich die Frage: „Nun, Kratochwill, wie geht's?“

„Du wirst lachen“, erwiderte er, „ich lehrte.“ Ich war so verblüßt, daß Ich zu lachen vergaß. Unwillkürlich streifte ich mit einem Blick seinen Mantel, den immer gleichen, den ewigen, den kaum noch menschlichen Mantel, der ihm bereits angewachsen schien.

„Ja, du staunst du“, fuhr er fort. „Schön bin ich ja nicht und auch nicht gerade elegant. Aber du weißt ja, wie die Welber sind. Die Meinige fliegt auf mich, du müchtest es nicht glauben. Ihr Vater hat eine große Selcherei. Übrigens kann ich dir denn vielleicht eine Nebenbeschäftigung verschaffen, Steuerberechnungen oder irgend etwas dergleichen. Unser Umsatz ist sehr groß. Im Sommer soll die Hochzeit sein. Dann bin ich endlich sesshaft. Wenn du aber jetzt zufällig wie Schilling übrig hästest, wäre mir wirklich gedankt. Ich habe jetzt viele Repräsentationsauslagen, Autofahrten, Blumen, du wirst schon sehen, wenn du einmal heiraatest. Bis zur Hochzeit muß man alles selber zahlen. Eine ekelhafte Zeit.“

Es war der Letzte des Monats. Ich erschrak ein wenig und zog verlegen meine Geldbörse hervor. Er half mir das Geld hervorschnellen. Zwei Schilling krochen ängstlich heraus. „Ne also, siehst du“, sagte Kratochwill gültig und ersprachte mit scharfem Blick noch einen halben Schilling in einer Falte. „Da ist ja noch eine Kleinigkeit auf Zigaretten. Ich habe schon drei Tage nichts geraucht. Ha! und gib mir noch die Adresse. Du wirst uns hoffentlich das Vergnügen machen, wenn wir dich einladen.“ Dann ging er fort in seinem Mantel, und ich sah ihn noch von ferne bereits rauchend in die Straßenbahn einsteigen. Ich war blank und ging ohne zu rauchen zu Fuß nach Hause.

Das letztemal war dann im Herbst. Er kam in meine Wohnung, erstaunlich verändert, gewachsen, rasierst und in einem neuen Mantel mittlerer Qualität. In der Hand trug er ein ungeschickt verzierter Paket

„Servus Lindner“, sagte er ernst. „du wirst jetzt staunen, ich lehre nach Sumatra.“

Verstört konnte ich rasch, ob meine ganze Wohnungseinkauf für eine Fahrkarte nach Sumatra ausreichte. Kratochwill erlief mich danken. „Sei außer Sorge, ich habe schon meinen Schiffsplatz. Von meiner Frau bin ich geschieden. Es war gräßlich. Ich rief dir, heirate nie. Ich werde mich drüben im Tabakgroßhandel betätigen. Wenn gute Aussichten sind, werde ich dir schreiben. Vielleicht kannst du auch drüben dein Glück machen.“

Gewohnheitsmäßig glitt meine Hand in die Gegend der geldbewahrenden Hosentasche. „Nein“, wehrte Kratochwill mit seltsamer Milde ab, „Ich brauche nichts. Das zahlt die Gesellschaft. Ich bin dir eine Kleinigkeit schuldig. Das werde ich von dort aus durch die Bank von England regeln lassen. Ob wir uns noch einmal im Leben sehen werden, weiß ich nicht. Ich möchte dir nur ein kleines Andenken zurücklassen, kleinen Wertgegenstand, nur eine einfache Erinnerung. Er übergab mir das Paket und entfernte sich bald. Ich habe seither nichts mehr von ihm gehört.

Das Paket enthielt den wohlbekannten alten Mantel. So Kratochwill zu diesem sonderbaren Geschenk bewegen haben mochte, ist mir nicht ganz klar. Vielleicht wollte er weniger mir als dem alten Mantel etwas Gutes erweisen und dem treuen Diener bei einer verlässlichen Persönlichkeit, die Ich ja zweifellos war, eine Art Altersversorgung bieten. Ich ließ den Mantel ein Jahr lang an der Luft hängen, denn was ich ihm einen freien Platz im Schrank an, Aber damit war die Sache noch nicht zu Ende. Ich behaupte immer, daß die Dinge ebenso wie die Tiere bei angemessener Umgang mit Menschen etwas von der Seele ihrer Herren annehmen. Es war bestimmt keine Sinnesübertragung, als Ich einmal beim Öffnen des Schrankes den Mantel rasch flüstern hörte: „Verzeih, ich bin in Verlegenheit... wenn du eine Kleinigkeit hästest... drei Schilling fünfzig.“ Und hinter diesen Worten stand hypnotisch Kra-

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nückel)



Mein Walter machten wir schon etwas mit. Nie hatte er Geld bei sich. Immer, wenn es ans Zahlen ging, hatte er dieselbe Ausrede: „Verleitet es für mich, meine Freundin Ich habe meine Brieftasche daheim in meinem Schreibtisch liegen lassen.“

Vier Wochen flieten wir ihm darauf hinein. Als wir aber jüngst im Café Herrenhof saßen — wir saßen sehr lange. Die Polizeistunde nahte. Der Kellner kam. „Die Rechnung, meine Herren!“ Walter soglich: „Verleitet es für mich, meine Freundin Ich habe meine Brieftasche daheim in meinem Schreibtisch liegen lassen!“

In dieser Minute erschienen auf unseren Wink vier Mobelpacker in der Tür und schleppten Walters schweren Schreibtisch bis zu seinem Platz und stellten ihn vor ihm nieder. Wir hatten ihn heimlich herbringen lassen. J. H. R.

*

Meine Mutter war die beste Mutter der Welt. Eines Tages führte ich sie in Wien ins Burgtheater. Men gab Schakspeeres Sommernachtstraum. Beim Heimweg sagte meine gute Mutter kopfschüttelnd. „Und das schöne Stück, was du geschrieben hast, haben sie zurückgewiesen!“ J. H. R.

*

Ich hatte eine neue Sekretärin. Als ich den ersten Brief las — „Fräulein!“ lobte ich, „Sie schreiben Philister mit P?“ Die Sekretärin sagte: „Verzeihung! Aber das V auf der Maschine ist kaputt.“ J. H. R.

tochwill mahnender Geist Halb unbewußt nahm ich das Geld aus meiner Börse und steckte es in die wohlbekannte Manteltasche.

Das wiederholte ich nun öfters und so ist der Mantel in der Tat meine Spärbüchse geworden. Ich weiß nicht, wieviel er enthält, ich zähle nicht nach. Ich danke. Vielleicht führt das unbegriffliche Liebe Freund Kratochwill einst wieder über die Ringstraße. Und wenn er dann zwecks Antrittes eines leilenden Postens eine Fahrkarte, wenn er Blumen für eine schöne Frau, die ihn anbetet, oder einen Sitz in der Oper braucht, um die Neuinszenierung des Tristan nicht zu verpassen, dann soll ihm der alte Mantel dienen wie einst. Bisher ist Kratochwill nicht wiedergekommen. Ich spare weiter.“

„Aber jetzt gehen wir“, sagte Scholz und erhob sich. „Schade, daß wir nicht auf einen Maskenball gehen. Da hästest du in dem Mantel als Finanzminister eines kleinen Staates Eindruck machen können. Doch jetzt lehnt den Frack an.“ Doktor Lindner lächelte. Denn nun hoffte er zu triumphieren. Aber er holte sich eine völlige Niederlage. Denn er war in den letzten Jahren so mager geworden, daß ihm der Frack wieder taillöste. Zwanzig Minuten später war Lindner fertig. Er steckte dem Mantel noch siebzehn Pfennig zu, die er durch das heutige Essen ersparte. Dann gingen sie zum Fest.

SPANISCHE WINDMÜHLE

Schwer war der Wein der „entä“, — stolzer Trug!
Nun träum' ich tief in meinen leeren Krug
Und sehe Spaniens Himmel rasch verbleichen.

Der Mühlenflügel schlägt des Kreuzes Zeichen:
Vier Arme himmeln die Erde reiden
Mit Händen, die beschwören und die segnen.

Gott sendet Sonne, läßt ein wenig regnen.
Der dürre Acker schnivelt, gebiert das Brot.
Zermalmst von einem Mahlein, stirbt die Not.

So wirst du, seltsam Wesen, den Symbol
Des ewigen Gedehns. Von Pol zu Pol
Spannst du den Kreis, den einst Ceroantes sah,

Den Kreis der Phantasie uns arme Leben,
Das Kreuz der Illusion im steten Streben,
Und winkst du Don Quichoten, — Ich bin da!

Rainer Preuß



„Siehst du, Fifi, nur ein einziger Mann weiß, daß ich dieses Hemdchen trage!“
„Vielleicht wird 's sich doch bald weiter herumsprechen!“

Il segreto: „Vedi, Fifi, soltanto un unico uomo sa che lo porto questa camicietta!., — “Forse presto ne correrà la voce in giro!.,



Wo kann das sein?
Vielleicht an der Ilz,
Die sich der Donau spendet.

Dort duften die Wälder nach moosigem Filz,
Die Postwirthshäuser nach Bier und Milz.
Eine Stimmung: zeitabgewendet.

Ein Lagerplatz von Holz gesäumt,
Orellweiß, mondüberschäumt,
Träumt.

Die Säge schweigt, die am Tage schrie.
Im Stalle brummelt das Vieh,
Stiere, Kühe und Kälbchen.
In Nestern schlummern die Schwälbchen.
Das Haus, darum die Nachtluft streicht,
Von Wassernebel und Staub gebleicht,
Duftet nach Rinde und Spänen.
Und gelben Baumharztränen.

Eine zerraute Fichte im Vordergrund
Im Hintergrund [schauert.
Rollen Hügel kugelrund
Und haben die Landschaft zugemauert.
Und mittendrin ein Mann mit Hund.

Alois — Gestalt aus Volksbuchbildern,
Als junger Bursche tat er wildern
Auf Weiber, Fasanen und Hirsche —
Kehrt raunzend heim vom Wirtshaustische.
Es knirscht der angeschwemmte Kies
Hohl unter dem Schuh des Alois.

Ein Lagerplatz, mit Holz belegt,
Unwirklich weiß, windkalt umfegt,
Raunend sich regt:
Uralte bayrische Bauerngötter,
Rauschbeutel, Perchten, Viecher, Spötter,
Mit Hörnern, Fratzen, Haarwulstrehen
Heimtückisch hinter dem Mann hergehen.

Anton Schnack



Der Rekonvaleszent spricht

Die du so voll grüner Winkel bist,
Mütterchen Natur, geh, schenk' mir einen,
wo die Sonne stets bereit, zu scheinen,
und der Himmel ohne Bomben ist.

Mitten inne lockt ein Stuhl zum Ruh'n:
„Mache dir's behaglich, taste, säume!
See und Berge glänzen durch die Bäume.
Wag' es einmal kecklich, nichts zu tun!

Vegetiere fromm in Gottes Hut!
Keine Damen gibst's hier, keine Herren,
keine Apparate, die da plärren . . .“
— Mütterchen Natur, geh, sei so gut!

Dr. OWLGlass

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der hungrige Tschunkingdrache

(Erich Schilling)



„Tut mir leid, meine Herren, mit leerem Magen kann man nicht Feuer spielen!“

Il drago affamato di Tschunking: “Mi dispiace, signori; a stomaco vuoto non si può sputar fuori fuoco!,”



Modellpause bei Fr. Bilek

Pausa di modello presso Fr. Bilek

IN FREMDEN BETTEN

Das könnte der Titel einer Novellensammlung sein, die die Erlebnisse eines jungen Mannes darstellt. Es ist aber eine ganz gewöhnliche Überschrift, die auf Sonderbarkeiten von Betten aufmerksam machen soll, in denen wir für gewöhnlich nicht zu schlafen pflegen.

Da ist das „Bauernbett“. Es hat ein festgestopftes

Federbett als Zudecke. Da der menschliche Körper, roh und ungalant gesprochen, im allgemeinen die Form eines Zylinders hat, berührt er sich mit der Wurstform des festgestopften Federbettes im günstigen Falle nur in einer mathematischen Linie. In gewissen Fällen schrumpft diese Linie sogar zu einem Punkt zusammen, auf dem das Federbett gleich einer Magnethöhle drehbar angebracht ist. Es gehört die ganze erdgebundene Kultur des Bauernvolkes dazu, unter solchem Bett gut zu schlafen. Bei Ungeübten gerät diese Bedeckung in kreisenden Bewegungen, und sollten Sie zufällig doch einschlafen, so werden Sie Ihr Federbett am nächsten Morgen unsicher in einer entfernten Zimmerecke wiederfinden.

Interessanter finde ich eine gewisse Art von Hotelbetten, sie bieten eine immerwährende Unterhaltung. Hier vertritt die uns vor den Unbildern des Klimas schützende Bedeckung eine Wolldecke, die mit einem schönen, sauberen Laken mangelhaft verbunden ist. Das sieht durchaus ordentlich und hygienisch aus.

Wenn Sie abends Ihr Hotelzimmer betreten, ist eine Ecke einladend aufgeklappt: bitte bedienen Sie sich meiner!

Sie bedienen sich und fahren unter Decke und Laken. Da fühlen Sie, daß beide am Fußende fest verklemmt sind. Sie sind diesen Aufenthalt im Steckkissen nicht gewohnt, und mit einem wuchtigen Emporschleudern der Beine lösen Sie die Verklemmung. Unglücklicherweise, was haben Sie getan? Jetzt kommt das Chaos. Nie wieder werden Sie den Kosmos aus Plumeau, Wolldecke und Laken herstellen können. Ich habe ernste Männer in dieser Situation weinen sehen. Im Bett wälzte sich

ein schauerliches Gemenge aus Laken, erstem Mann, Kissen und Wolldecken umher. Immer wieder gerät man in die falsche Schicht, und doch war die Anordnung wie eine Prinzregententour geplant. Solche Kämpfe machen müde.

Am Morgen wachen Sie auf einem Schlachtfeld auf, völlig unbedeckt. Nur um den Hals tragen Sie ein teuflisches Gebilde, das was am Abend das schöne weiße Laken.

Folitzki

Glück und Glas

Kein Glück kann ewig dauern
und lebt' es hinter Mauern
Im tiefst verborgenen Gelaß.
Ewig! Ach «ewig», was ist denn das?

... Glück und Glas!

Es muß doch einmal sterben
und wie ein Kelch zerkerben.
Morgen vielleicht schon ist es gar
oder, wenn's hoch kommt, übers Jahr.

... Hart, aber wahr!

O Lebenering, du bunter!
Wir tauchen auf und unter
und beßen all ine grüne Grao.
Ist kein Betrand, ist kein Verlaß.

... Glück und Glas!

Dr. Omiglaß

EIN PEDANT

Der Island-Maler Assmundur Jonasson hat kürzlich in Reykjavik die alte St.-Olavs-Kirche gemalt. Zu diesem Zweck hatte er seine Staffelei in einer der alten Gäßchen aufgebaut. Selbstverständlich fanden sich auch Zuschauer ein, die interessiert den Fortschritt des Bildes betrachteten.

Assmundur Jonasson hatte nun schon beinahe drei Wochen an dem Bild gearbeitet und war beinahe fertig. Jeden Tag hatte unter seinen eifrigen Zuschauern ein alter Fischer gestanden, der stumm das Bild betrachtete und ab und zu einen vergleichenden Blick auf die Kirche warf. Er hatte bis jetzt noch nie ein Wort geäußert, deshalb war der Maler sehr erstaunt, als der Fischer ihn plötzlich auf die Schulter klopfte.

Als Jonasson sich fragend umwandte, zog der Fischer eine riesige altmodische Taschenuhr heraus, dann deutete er auf die Kirchturmuhren und sagte:

„Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß die Kirchturmuhr drei Minuten nachgeht...“
Er konnte es in seinem Lokalpatriotismus nicht über das Herz bringen, zuzusehen, wie eine falschgehende Kirchturmuhr auf einem Bilde verewigt wurde...

Der Händedruck in Algier zwischen Giraud und de Gaulle

[© Gulbransson]



Von vorne ...

Davanti ...



... und von hinten!

... e dietro!

La stretta di mano in Algeri fra Giraud e de Gaulle

IM SIEBENTEN HIMMEL

VON ERIK STOCKMARR

Über einen berühmten dänischen Artisten — wir wollen ihn hier Knick nennen —, der für seinen außerordentlichen Geiz bekannt ist, werden viele lustige Geschichten erzählt, unter anderen die folgende, die den Vorteil hat, daß sie durchaus wahr ist.

Ein Kollege des Artisten Knick — ein Kunstdrehfahrer, den wir Knack nennen wollen — war gestorben und im Himmel angekommen. Auf einer kleinen rosa Wolke stand er nun mit seinem Fahrrad vor dem goldenen Tor und wollte gerne hinein. An das Tor waren mit großen Buchstaben die lockenden Worte: „Im siebenten Himmel“ gemalt. Knack stellt sich auf die Zehen, kloppte und wartete einen Augenblick. Niemand kam. In der Ferne hörte er das wütende Bellen von einem Himmelhund. Dann klingelte er mit seiner Fahrradglocke, doch auch dies war ohne Resultat. Vielleicht sind sie in den Wald gefahren, dachte er, und wollte nochmals klingeln. Gerade in diesem Augenblick schwebte ein Engel vorbei und flüchtete ihm freundlich zu. Zu seinem Erstaunen entdeckte der Kunstdrehfahrer jetzt, daß der Engel seine leibhaftige alte Tante Hansigne war, die ihn einmal um 500 Kronen betrogen hatte. Hierüber geriet er in größte Wut, denn faktisch war es ja er, der die vergoldeten Flügel und die Glorie der Tante Hansigne bezahlt hatte. Schnurstracks sprang er auf sein Fahrrad, um die betrügerische, herumfliegende Engeltante zu verfolgen. Sie verschwand aber, schneller als eine Katze mit den Augen blitzeln kann, die Milchstraße entlang. Da das Radfahren auf dieser Straße strengstens verboten ist, dort dürfen nur Fußgänger, Spitzengucker, kleine Engel und Himmelsstürmer spazieren gehen, fuhr Knack wieder zum Himmelstor zurück. Trotzdem er ein sehr tüchtiger Kunstdrehfahrer war, punktierte sein Fahrrad unglücklicherweise auf einem Stein, und ärgerlich schmiß er es auf die rosa Wolke hin. Dadurch entstand ein Loch in der Wolke, und ein furchtbares Regenerwetter brach über die Erde los.

Jetzt entdeckte Knack neben dem Tor ein kleines Fenster mit schönen Gardinen und himmelblauen Topfpflanzen ausgeschmückt. Er klopfte leise an die Fensterscheibe, die aus feinstem Sternenschein gemacht war. Die Gardine wurde nun beiseite geschoben, und der alte Sankt Peter, der Pförtner des Himmelreiches, öffnete das Fenster. Aus seinem langen, weißen Bart guckte ein kleiner Paradiesvogel heraus und piepste munter seinen Morgengesang. Knack nahm den Hut ab, während er seinen Geldbeutel aus der Tasche nahm, denn er glaubte, daß man, ebenso wie im Zirkus, eine Eintrittskarte zum Himmelreich kaufen mußte.

„Eine Karte für Perkett A, bitte“, sagte er.

Sankt Peter guckte ihn an:

„Wieso?“ brummte er, „Perkett A?“

„Ach, es ist vielleicht ausverkauft? Dann geben Sie mir Perkett B.“

„Hör einmal“, knurrte der alte Wächter böse und klappte nach ein paar kleinen, unartigen Engeln, die wie frische Mücken an seiner Nase vorbeiflogen, „hier gibt es keine Eintrittskarten zu kaufen. Nur der, der die drei Aufgaben, die ich ihm stelle, löst, kommt in den Himmel hinein. Willst du den Versuch machen?“ Knack nickte.

Sankt Peter gab ihm jetzt eine kleine Nagelfeile. „Als erste Aufgabe“, sagte er, „mußt du zur Erde hinunterfahren und den Gipfel vom Mont Everest mit dieser kleinen Nagelfeile absägen. Wenn das erledigt ist, kommst du wieder zu mir.“ „Jawohl“, antwortete Knack. „Und wann geht der Zug?“

„Der Zug? Hier geht kein Zug. Ich stelle dir aber eine Sternschnuppe zur Verfügung. Wenn du das Ziel erreicht hast, springst du ganz einfach ab. Verstanden?“

„Jawohl!“

Der alte Pförtner des siebenten Himmels beugte sich nach vorne, blitzelte mit dem einen Auge und flüsterte Knack ins Ohr:

„Und wenn du die Venus passiert, dann grüße sie bitte von mir und sage, ich komme morgen abend zu ihr.“

Knack lächelte und nickte, während der kleine Paradiesvogel in Sankt Peters Bart ein paar Strophen aus dem Lied von Lill Marleen piepste:

„So woll'n wir uns da wiedersehn,
bei der Lateine woll'n wir stehn,
wie einst Lill Marleen...“

Sankt Peter nahm jetzt das Telefon und drehte die Scheibe:

„Ich möchte mit Frau Oberengel Möller in der Buchhalterei sprechen“, sagte er.

„Sie hat heute Schnupfen“, antwortete eine Stimme, „liegt im Himmelbett mit der Nase hoch.“

„Kruzidaxel: Dann geben Sie mir den Sternschnuppensekretär, Herrn Kleinpeter.“

„Apparat 575, Jawohl.“

Herr Kleinpeter kam zum Telefon.

„Eine Sternschnuppe, bitte“, sagte Sankt Peter, „aber schnell.“

„Soll geschehen.“

Eine halbe Stunde später saß Knack auf dem Gipfel des Mont Everest und fing mit der Nagelfeile seine mühsame Arbeit an.

Tausend Jahre vergingen, dann hatte er endlich den Gipfel des Berges abgefeilt und stand wieder vor dem goldenen Tor des Himmelreiches. Er

überreichte Sankt Peter die Nagelfeile, die inzwischen noch kleiner geworden war.

„Erledigt“, sagte er.

„Gut“, brummte der alte Mann. „Und jetzt kommt die zweite Aufgabe.“

Er gab Knack einen Teelöffel. „Nun mußt du wieder auf die Erde fahren und mit diesem kleinen Löffel das Wasser des Mittelmeeres in die Ostsee übergeben.“

Knack nahm den Teelöffel.

„Leider habe ich heute keine Sternschnuppen für deine Niederfahrt“, fuhr Sankt Peter fort, „die sind ja augenblicklich rationiert worden. Der große Bär hat eben heute Freisonntag, und die Kometen sind ins Bett gegangen, aber du kannst auf einem Regentropfen hinunterfahren, das geht ja auch schnell.“

Er nahm das Telefon und fragte nach dem Regenerwetterdirektor Naß.

„Geben Sie mir bitte ein recht schönes Regenerwetter, Herr Naß, und dazu noch eine handvoll Wind und einen Regenschirm.“

„Jawohl, Petermann.“

Knack sprang auf den Regentropfen und winkte dem alten Pförtner freudig zu.

„Bring mir ein paar Zigarren mit“, rief Sankt Peter, indem er das Fenster schloß.

„Jawohl.“

Zweitausend Jahre vergingen, dann kam Knack wieder zurück. Ein blühen müde war er, denn es ist ja ziemlich anstrengend in ständiger Fahrt zwischen den beiden Meeren zu sein, und all das Wasser vom Mittelmeer mit einem Teelöffel in die Ostsee zu gießen. Doch, das war nun alles erledigt.

„Gut“, sagte Sankt Peter und nahm den Teelöffel.

„Und nun ist nur noch die letzte Aufgabe übrig, dann kannst du in den Himmel kommen, mein Freund. Deine Flügel habe ich schon bestellt.“

„Und worin besteht denn meine letzte Aufgabe?“ fragte Knack.

„Jetzt sollst du deinen Kollegen Knick in Kopenhagen besuchen und von ihm — eine Krone borgen!“

Kaum hatte Sankt Peter diese Worte geäußert, als Knack einen Schrei ausstieß, wie eine Gazelle auf sein Fahrrad sprang, und dann fuhr er direkt in die Hölle hinunter, denn er wußte, daß es eine vollständig unmögliche Aufgabe war, eine Krone von dem geizigen Knick zu entleihen.

Man kann ja schließlich auch zuviel von einem Menschen verlangen. Dann lieber sofort in die Hölle fahren.

In der Hölle wurde er vom Oberteufel selbst empfangen. Es war Schneewetter und furchbar kalt, so daß er sein Hinterteil über dem großen Kessel wärmen mußte. Die kleinen Teufelkinder kniffen ihn in den Hintern und kicherten entzückt. Knack bekam sofort eine Durchlaßkarte für das Hölle reich, ein paar Badehosen, zwei Hörner an die Stirn und einen langen schönen Schwanz. Der Höllehund bellte, und Tante Hansigne leuchte im siebenten Himmel.

Wie gesagt, diese Geschichte ist wirklich wahr, denn Knack hat sie mir selbst erzählt, und er lügt nie. Er haßt das Lügen.

Ebenso wie ich. Diese verdammte Lügerei!

DER STELLUNGSHUND

Die treueste wohl aller Hundeselen

Hat uns der alte Dorfschmied jüngst vermach't.

Der Hund darf in der Stellung nicht mehr fehlen,

Da er voll Eifer mit uns Landlern macht.

Er'n nem er stammt, das ist und bleibt verschwommen,

Er klappt den Mond an, keiner weiß warum.

Wir lassen aber gar nichts auf ihn kommen:

Das grelle Licht des Wefers macht ihn stumm.

Er mittelt früh die feindlichen Maschinen,

Und sein Gehör geht wie ein Horchgerät.

Er mühte gern den Werfer selbst bedienen —

Brüllt die Kanonenbatterie, er steht!

Uns fehlte viel, wenn wir ihn nicht mehr hätten.

Ein Kamerad ist uns der treue Tier.

Und jeder dankt, wenn wir ihn an uns ketten,

Bleibt auch das Glück beim kleinsten Kanonier.

Heinz Friedrich Kamecke



„Ich werde Ihnen eine Botschaft an unsere südamerikanischen Freunde diktieren!“
„Soll ich ein Telegramm oder gleich ein Scheckformular verwenden?“

Messaggio a moneta sonante di Nelson Rockefeller: „Vi detterò un messaggio ai nostri amici dell'America del sud!„ — „Devo adoperare un modulo di telegramma o senz'altro uno di chèque?„

ACHTUNG VOR HUMORISTEN

VON HEINZ SCHARPF

Herr Milchner saß in seinem zentral gelegenen, hübsch ausgestatteten Zimmer, zum Mietpreis von 40 RM, alles mit inbegriffen, Bad, Telefon und eine nette Wirtin, und las in der Zeitung. Dabei fiel sein Auge auf eine Humoreske mit dem Titel: „Wie bekommt man leicht ein möbliertes Zimmer?“ Er las diese Groteske mit um so größerem Vergnügen, als er kurz vorher die Klage seines Schulfreundes Rogner mit anhören mußte, der nirgends ein Zimmer für sich auftreiben konnte. Aber das war bei diesem ekelhaften Kerl nicht weiter verwunderlich, bei seinem Anblick wurde den Wirtinnen ja die Milch sauer, der Lulatsch

war von einer Trockenheit, die nur noch von seiner Dürre übertroffen wurde. Im Büro pflegte man ihn nur den Blinddarm zu nennen, so überflüssig und gereizt war er.

Haha, lachte Herr Milchner, als er die Geschichte zu Ende gelesen hatte, dem Manne kann geholfen werden! Und er schrieb sofort die Humoreske mit ganz kleinen, den örtlichen Verhältnissen angepaßten Änderungen ab, um sie ihm zuzuschicken, unbekümmert darum, daß er sich damit mit fremden Federn schmückte. Aber das tun ja die Kurzgeschichtenschreiber häufig. Der Brief an Herrn Rogner und die Humoreske des Autors lauteten:

„Anbei will ich Ihnen einen Rat geben, wie Sie mit Leichtigkeit zu einem möblierten Zimmer kommen können.

Sie spionieren den Inhaber eines gemächlichen Zimmers, der jung verheiratet und eifersüchtig auf seine Frau ist, aus. Ich denke da z. B. an ein Ehepaar wie Müllers, wo wir beide einmal in Unkenntnis unserer Jährchenlang hühenchenrufenden Beziehungen zusammen eingeladen waren, einmal und nie wieder.

Dann setzen Sie sich an Ihren Schreibtisch und schreiben dem Mann sowie seiner kleinen, temperamentvollen Frau zwei verschiedene Briefe. Der Brief an die Frau lautet:

„Gnädige Frau

Ihr Gatte betrügt Sie! Wenn Sie sich davon überzeugen wollen, so gehen Sie morgen um acht Uhr abends in die Wagnerstraße 15, zweiten Stock, und klopfen dort an. Ihr Mann, der ja nichts ahnt, wird Ihnen die Tür öffnen. Sie stürzen ins Zimmer und erwischen ihn in flagranti mit Ihrer Nebenbuhlerin! Auf jeden Fall nehmen Sie einen Revolver mit. Ein Freund.

Dem Gatten schreiben Sie folgenden Brief:

Hören Sie, Sie gehobierter Siegfried, Ihre junge Frau betrügt Sie. Wenn Sie sich davon überzeugen wollen, so gehen Sie morgen um acht Uhr abends in die Wagnerstraße 15, zweiten Stock, und klopfen dort an. Dann wird Ihnen derjenige öffnen, der Ihre Familienheute beschmutzt hat. Sie erwischen ihn mit Ihrer Gattin in flagranti. Auf jeden Fall nehmen Sie einen Revolver mit. Eine Freundin.

Dem Herrn in der Wagnerstraße schreiben Sie dann den dritten Brief:

„Gewissenlos zwingen mich, Ihnen ein Geständnis zu machen. Ich gehöre gewozenermaßen einer Einbrecherbande an, die morgen abends bei Ihnen einbrechen will. Wenn man in ihr Heim einzudringen versucht, so überfallen Sie nicht lange und schließen gleich drauf los. Ein aufrichtiger Warner.“

Wenn Sie diese drei Briefe abgesandt haben, so warten Sie ruhig das Resultat ab.

Etwas wird passieren. Entweder wird der Mann die Frau erschließen oder die Frau erschließt den Mann — oder der Mann wird von dem Herrn in der Wagnerstraße niedergeknallt oder umgekehrt, der Herr, der die Einbrecher erwartet, tötet den Mann. Mit einem Wort, es wird sich ein blutiges Drama abspielen — aber für Sie wird es nur vom Nutzen sein. In dem einen oder in dem anderen Falle wird irgend jemand ins Gefängnis oder auf den Friedhof kommen, und dann wird für Sie ein Zimmer frei. Mieten Sie es sofort und Sie haben endlich eine Bleibe und stehen unter Mieterschutz. Sie dürfen nicht erschreckt sein, wenn Ihnen nachts die Geister der ermordeten Frau oder ihres Mannes, oder des Herrn aus der Wagnerstraße erscheinen. Ein Zimmer mit Geistern ist noch immer besser als gar kein Zimmer ohne Geister oder eines mit Wanzen. Herr Rogner. Verfahren Sie nach diesem Rezept und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Ihr Milchner.“

Nachdem er diesen Brief geschrieben hatte, brachte er ihn zur Post. Haha, lachte er dabei, von diesen Humoristen kann sich jeder eine Scheibe abschneiden, das wäre gelacht.

Nach fünf Tagen hatte Herr Rogner ein Zimmer. Ein zentral gelegenes, hübsch ausgestattetes Zimmer, zum Mietpreis von 40 RM., alles mit inbegriffen, Bad, Telefon und eine nette Wirtin. Das Zimmer des Herrn Milchner. Vom Wohnungsamt zugewiesen.

Herr Milchner erhielt von einem anderen Amt für längere Zeit einen anderen Aufenthalt zugeteilt.

Sommerreise - Viaggio d'estate

(Macon)



„Also, Onkelchen, wenn du uns deinen Besuch vier Wochen vorher ansagst, kann ich dir durch Beziehungen noch ein Kinderbettchen verschaffen!“

„Dunque, zielo, se tu ci preavisti la tua visita quattro settimane prima, posso ancora procurarti mediante relazioni un lettuccio da bambini!“



„Wie unangenehm, schon vor einer halben Stunde sollte ich bei Robert sein!“

„Tut nichts — erst nach zwei Stunden sucht sich der Kavaller einen Ersatz!“

Puntualità: „Come mi spiace! Dovevo trovarmi da Roberto già mezz' ora fa!„

„Non importa nulla! Solo dopo due ore il Cavaliere si cerca una supplente!“



„Merkwürdig — früher war ich Vorstand von einem Raucherklub, und heute suche ich meine Freunde nur noch unter Nichtraucherern!“

„Streno davvero? Prima ero presidente d'un club di 'fumatori, ed oggi cerco amici solo tra i 'Non-fumatori!'.

PUNKTE

VON SCHLEHDORN

Eine Fliege setzte sich auf den Sockel des Denkmals jenes seinerzeit unsterblichen Mannes, setzte just da, wo „denkbare Vaterstadt“ stand, einen Punkt, der nicht eben ein Gesichtspunkt war, und erklärte: „Ich bin die historische Kritik.“

„Sie sind sehr selbstbewußt!“, meinte Regierungsrat Julius, der auf einer Bank gesessen und gevergelt hatte, ob das Denkmal endlich das kortisier-behaarte Standbein mit dem dito Spielball wechseln, und wieviele es noch mit dickem entschlossenem Finger auf die Feuerwehr gegenüber deuten würde.

Aber die Fliege wies darauf hin: „Was Punkte wert sind, besonders heute, das können Berufene bei jedem sportlichen Wettkampf feststellen.“ Dann erzählte sie:

„Ich war Jüngst beim Familienrat der Familie Punkt. — Eine Fliege ist schließlich in jedem Sitzungssaal; so bleiben wir auf dem laufenden. Sie waren fast alle erschienen. Auch die dunklen Punkte, die gar nicht geladen waren, und der I-Punkt, obwohl er nur zu einer Nebenlinie gehört. Der Scheitelpunkt und der Schnittpunkt kamen sichtlich gerade vom Frieze. Der Nullpunkt saß mit seinem gefrorenen Lächeln etwas dumm an der Tür.

Den Berührungspunkten sah man an, daß sie schon mancherlei hinter sich hatten, und der Anziehungspunkt zeigte die süßliche Miene des Unwidertretlichen.

Ich suchte gerade den Höhepunkt, der für jedes Leben anders aussieht, da trat der ehrenwerte Hauptpunkt ein, der Einberufer dieses Familientags, und ergriff sogleich das Wort:

„Liebe Väter! Ich habe Sie bei unserm Vetter, dem Treffpunkt — er führt dieses große Hotel,

und der Aussichtspunkt wohnt gleich nebenan — versammelt, und Sie sind, nach unserer Familientradition pünktlich erschienen.“

Er könne, fuhr Redner fort, nicht alle Punkte für Punkt begrüßen. Er erwähne nur Seine Exzellenz — den Ehrenpunkt —, dieser war, auf den Stützpunkt geleht, eingetretten, und zierte, wegen seines Alters nicht mehr so empfindlich wie früher, hochverdient den Kreis. Ferner Seine Eminenz — den Kardinalpunkt —, der saß als rotleuchtender Fleck im Raum, wird aber selten noch genannt.

Man spricht mehr vom Angelpunkt, dieser ist in der Tür mit der Geduld, die Angeln auszeichnet, frischgeblüht seine Pflicht. Auch der Hauptverkehrspunkt hatte sich freigemacht, war aber etwas nervös, entschuldigt wegen Dienst fehlte der trigonometrische Punkt; er stand hoch auf dem Berg auf drei Beinen und ließ sich anspannen. Die Frage der Unterbringung der Familie sollte der Kostenpunkt regeln... „Liebe Väter!“, führte der Senior aus, „nichts ist so notwendig auf der Welt wie wir. Ohne uns gäbe es nicht einmal Nebepunkte, die sich wichtig machen können. Ohne uns entsünde keine Linie, theoretisch gebären dazu nur zwei Punkte, meist stellen aber wohl mehr flüchtig zur Verfügung. Also, ohne uns kein Äquator, keine Baufluchtlinie, keine Richtlinie.“

Was wäre die Welt ohne unseren verehrten Vaterschwerpunkt? (Der saß breit im Sessel und hatte einen Bauch). „Alles fiel um oder flöge davon Oder ohne die Standpunkte.“ Die standen steil in ihrem Smoking und verbeugten sich förmlich. „Schon der große Archimedes verlangte nur das mal pou sto (gib mir einen Standpunkt), und ich werde die Erde bewegen, und Professor Schulze-Rhombus meint, er habe das pou (pou ist im Griechischen beinahe soviel wie Punkt) gefunden: sein Schreibtisch sei der Mittelpunkt der Welt, von dem aus er die Erde, ja viel mehr, die ganze Weltanschauung bewegen werde — vorausgesetzt, daß er für sein neues Werk einen Verleger finde. Gleichzeitig gibt z. B. der Kunsthistoriker Dr. Fritz Fattenwurf, seine Arbeit „Entscheidende Punkte des Poincaréismus“ heraus. Ein Jurist liebt nichts so sehr wie Punktensachen, und Goethe meint (oder läßt meinen): es sei ihr ganzes Wah und Ach, so tausendfach, aus einem Punkte zu kurieren.“

Damit komme ich zum einzigen Punkt unserer Tagesordnung: Einer unserer Väter, der Dollpunkt natürlich, hat sich bedauerlicherweise mit einem Komma eingelassen. Also eine Metastelle. Wir haben Fälle, wo Punkte graziose, kapriziöse Kringel heimführten, Künstlerinnen, Ausländerinnen und so; dann entstünden Fragezeichen — aber Fragen können reizend sein, und wenn sie beantwortet sind, wird das Glück langweilig. Andere erhoben ihre Blicke zu hochgestellten Briten und Importanten dann als Ausfaltungszahlen in höheren Kommandostellen.

Aber ein Semikolon — der Name schon klingt bedenklich nach Rassenmischung — hat keine angemessene Stellung in der Interpunktion. Er bleibt eine halbe Sache. Nachher werden womöglich noch die Gänsefüßchen („Anführungsstriche“, wie sie sich überhablich nennen), als Kusinen angaulen kommen... Der springende Punkt, der schon lange unruhig auf dem Stuhl gezeppelt, fuhr auf: „Das ist der Gipfelpunkt der Tiefpunkt ist das!“

Der Streipunkt, der Siedepunkt und der Knotenpunkt (der jetzt die Anstellung bei der Elsen-

Violinsolo - A solo di violino

(Klein)





bahn hat) wollten Krach machen — sonst wäre es ja kein richtiger Familientag. Auch der Brennpunkt eilte schon herbei. Der Ruhepunkt besänftigte alle.

Und der Kontrapunkt, der eine Brille trägt und lange Haare, meinte: „Nun, es muß doch auch Dissonanzen geben, wo bliebe sonst die Harmonie?“

„Zur Sache“, rief der Wendepunkt.

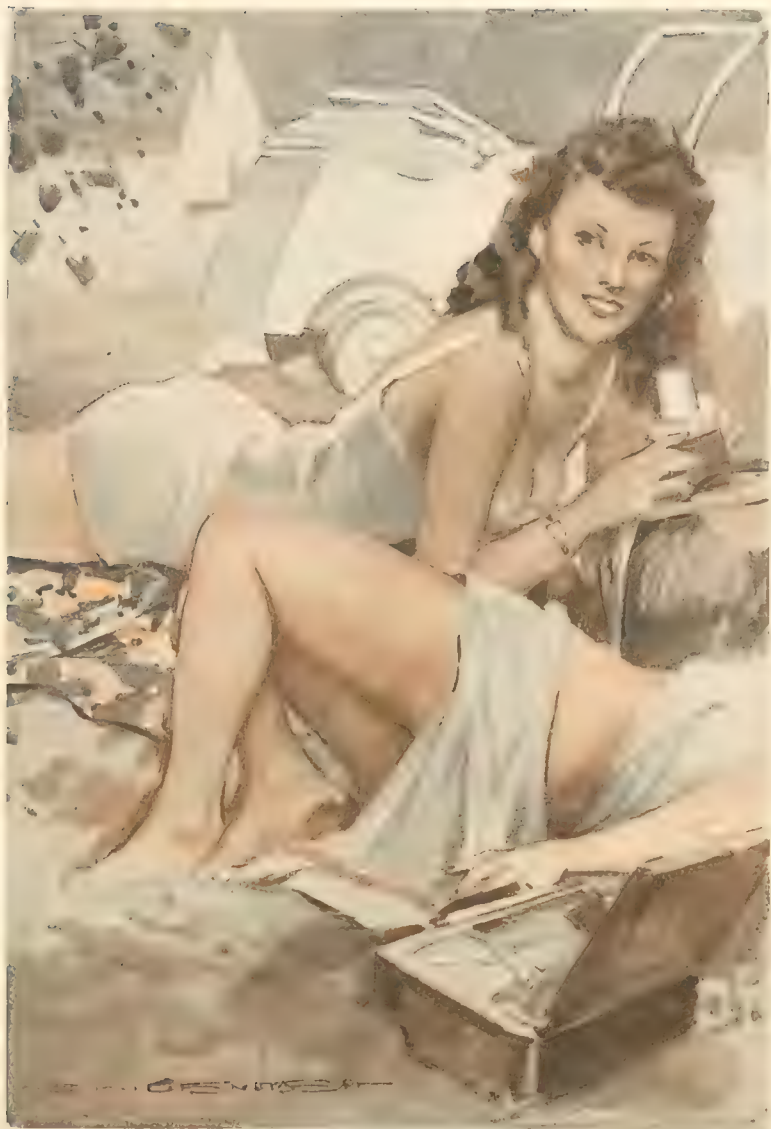
Schließlich schlug der Kernpunkt vor: „Das Semikolon wird mitten in den Satz gesetzt; hat nur Halbsätze abzutellen; dann kann es keine Dummheiten machen; und ein ehrlicher Punkt schließt das Ganze ab.“

So wurde beschlossen. Einstimmig! bei Stimmenthaltung der Zweifelspunkte. Und der Hauptpunkt schloß mit dem Appell:

„Liebe Väter! Wenn Sie heiraten, nehmen Sie

eine Frau aus unsern Kreisen. Dann entsteht ein Doppelpunkt, und hinter dem fängt oft die reizendste Unterhaltung an. Und wenn sie sehr reizend wird, macht der taktvolle Schriftsteller einen Gedankenstrich (eine Barriere von Punkten: Eintritt verboten!) oder es kommen drei Punkten und mehr. Das ist dann eine ersprießliche Ehe...

Ich schließe den geschäftlichen Teil.“ Punkt.



„Der guckt so rüber. Ich glaube, du hast schlecht verdunkelt!“

Nel bagno di sole: "Quegli guarda da questa parte; credo che tu abbia oscurato male!..

DER MÜDE SEPP

VON HERBERT A. LÖHLEIN

Sepp Kranewitter, der Senn von der Schullt-Alm, ist ein uriges Mannsbild von gewaltigen Füßen, mit Händen, die einen Stierschädel zu Kniebeugen zwingt und einem dichten Fell über Seele und Brust. Aber er hat so seine Mucken. So haßt er die Fremden, das Fußwaschen, das Bertschen und das Nasenputzen.

Deswegen hatte ihn seine einzige Braut, die Moni aus Maria Taleri, die er einmal vor Jahrzehnten kurzfristig besaß, verlassen. Sie brachte ihm das einmal ein Rasierrmesser, vier Sacktücher und lehrte ihm das Fußwaschen. Unklugerweise verbot sie ihm auch noch das Pfeifensuzeln. Die Besserung hielt dann auch nur zwei Tage an. Denn ging die Moni wieder und der Sepp schnauzte wie ehedem auf den Almboaden, schlankerte den Staub von den Zehen und suzte wieder am Pfeifentüfel, daß das Wasser im Kloben kochte. Dies zur notwendigen Einleitung, wie sehr die Dinge auf dieser Welt ins Drehen kommen können.

Der Sepp hätte dann auch weiterhin seine irdischen Tage zwischen Kühen und Geißeln stumpselndeckelweise dahingelassen, wenn nicht diese wunderliche Almsonne über die völlig unbekannte Schullt-Alm hergefallen wäre! Der Schulltsteig gleich ausgetretenen Filzstücken und die Almgebirge bohnten verachtungsvoll hinter den Talwänden her. Die Kühe stolperten bis hinauf zum Huifunzener Törlgait, um sich das saudumme Juchgeschrei aus den Ohrschwellen zu wedeln. In hellen Scheren waren sie heraufgestockelt: Blond, gelb, kupferrot und pechschwarz. „Mä-dchen“, wie der Sepp in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen hatte, geschweige denn aus nächster Entfernung hätte betrachten dürfen.

Mitbräutlich und scheu wie ein einsam gewordener Plätsboden-Hirsch war der Kranewitter Sepp anfangs von den seltenen und niegesehenen Mädeln in den Stall geflüchtet. Aber die putzigen Dinger mit den knallroten Schnäbeln, dauergewollt und lüsten nach Heuboden und Vollmilch, mit Sonnenbrillen wie Käsebläse und weißen, reißverschlossenen Leinwandhosen trabten dem Sepp bis in die letzten Fugen seiner Milchbude nach. Kramen aus Taschen und Koffern Zigaretten, Stumpen, Rauchbafapakete, zwinkerten vielsagend und nannten ihn ihren „Zünftigen Seppel“. Das Mädchen Margot aus Berlin-Schmargendorf, puppig und erotisch verspielt, hielt den Sepp für dümmel, als er aussah, setzte sich neben das Butterfaß und trällerte die neuartige Melodie: „Schenk' man sich Stumpen in Tirol, weiß man, was das bedeuten soll.“ Zug feiner ein kurzärmeliges Feuerzeug aus dem Büsenauschnitt und bot dem Sepp die Flamme.

„Kuzilürken...!“ sagte der, zündete den Stumpen an und fraß ihn von hinten an vor Aufregung. Bald hockte sie eintrüchtlich nebeneinander auf dem Meckelmer, und der Sepp zog an dem exotischen Gedüffelt, das ihn umfächelte, und wendete in der seltsam bemalten Gesichtslandschaft herum wie seine Kühe auf der Schullt-Alm. Wieder hat er kein Sacktüch in der Nähe. Aber o Wunder! Die Mädchen waren zutraulich, spielten mit dem Sepp, fragten klärend nach dem Heuboden und

frivol nach den Butterballen. Da kehrte auch der Sepp wieder zu sich selbst zurück, schnauzte auf den Almboaden, rülpste, wann es ihm paßte und spielte mit allem, was man ihm anbot.

Der sundige Ruch des Schullt Sepp drang bis nach Maria Taleri hinunter und erreichte auch das ungläubige Ohr der Moni und ihres jetzigen Gatten, des Korbinian, der mittlerweile Senn bei der Huifunzener Urschi, einem schelchxerten Brotgebiner nannte.

Als der Sepp an einem ruhigen, stillen Herbsttag auf dem Viehgetter hockte und seine gewaltigen Füße gegenkneifen und hin und her schaukelte, kam der Korbi vom Huifunzener Törlgait herunter auf die Schulltalm zu. Seine Begrüßung ließ erkennen, daß er im Bilde war: „Grüß di, du alter Saubärr!“ Geschmeichelt grinste der Sepp auf den armen Teufel, der bei der Moni in fester Hand war. „Bischit mir ja bloß neidi auf meine zwara-vierg Möldin, die wo bei mir ist, was Diat warn!“ Der Korbi horchte auf. „Was ischt dös für a Seustal mit der Diat?“

„Diläit!“ sagte der Sepp überlegen und spuckte über die Achsel. „Ma siecht scho, daß du vo Huifunz bischt Diät — das ischt, wann a emplindlich Magen keine Kartoffel und ka Kraut vertragn kann und vom Doktor a Vollmilch- oder a Butter verschleib kriagt und a Zigarm- oder Schnaps-gschäft drin in der Stadt hat, hascht mi, du dalkerker Tuilf!“

Es war eine Weile still auf der Schulltalm. Dann sagte der Korbi nichts als: „Aha...“ Kam aber doch nicht zu Rande damit.

„Und die Möldin, die zwara-vierg?“

„Die gehn drein...!“ ergänzte der Sepp aufklarende.

„Kuzilürken!“ sagte jetzt auch der Korbi und blickte auf den Sepp wie auf einen preisgekrönten Silberandäcker.

„Magscht was z' rauchen?“ fragte schließlich der Sepp leutselig. „Geh' einl in d' Kuchl und lang in den zwain Schubser vom Kescht. Da kanscht dir was aussein.“

Der Korbi biß sich das nicht zweimal sagen, ging hinein und zählte in dem Schubladen 17 Pakete Rauchbafas, 32 Schachteln Zigaretten aller Sorten, fünf Kisten Zigaretten und vier Patentfeuerzeuge, darunter zwei rote in Herzform.

„Höllmilch!“ entfuhr es dem Korbi. „Wie hascht dös bloß find bracht!“

Der Sepp schickte hochmütig mit den Fingern: „Wann ma ka Depp is und wann er was gleichsieht, dann bringst di Möldin gar nimmer al! Hab ene ghabt — Margot hatsi sich ghaß, sie war aus Berlin-Schmargendorf und solch'n rotn Haarschuppel hatsi ghabt, daß di glei beim Anschau brinnst hat — diesöbige war ma nimma oich-gangen ins Hötl. Ihr hat mei Heuboden so guet gleit und i dazue, daß i ihr vaxzilt hab, wie d' Goaßn jetzt im Summer vo die Föhl piegt san. Da is erischt auf und davo, dös Gasmocher! Hat mi hintennachl greult! Dann hab i ene ghabt — Heide-marie aus Köln, sie war anzwanzig alt und blond Sakramenter...“ Der Sepp hielt eine Welle an und schlechte nachträglich noch vor Vergnügen über die Bertschtoppen — „dös Moldi hat d' Mußl gittig wie meine Kaibl und eitwell hat sie sich, bala in Heuboden aufgeschloffen is, zerscht auszogen...“

„Saubärr, eiler!“ röhelte der Korbi wieder. „Erzähl weiter...“ „Laß dir Zeit — sie hat si' nachher a wieder azogen, aber net vul. Bloß so a schwarz-seidemes Zulgs.“

„Was ischt dös nachher gwesen und für was gört si dös?“ fragte der Korbi leuernd.

„I waß a net recht. Sie hat allweil „Pütschamma“ dazue gsgt. Dös Komische war, daß sie nachher dös „Pütschamma“ doch a wieder auszogen hat...“

„Dös ischt aber doch a Biederanz?“

„Freil — mir war s' ja a llaiber ohne dös Clump I man hat, es ghort si dazue, daß d' Mannsbilder recht wild wern solln.“

„Bischit nacha du wöld wörn drauf?“ fragte der Korbi bohrend wie ein lusterner Schraubenzieher. „Auf d' Leizi nimma sol!“ gestend der Sepp ehrlich. „Aber was i dir noch sagt wöld: Alles, was deiner Moni an mir amal net paßt hat, dös was deine Möldin wurscht. Dös kanscht alles de-ner Moni seukalt versödl. Dös häßt si alles a habn konn.“

„Sie werd halt ka Diät bracht habn!“ erwiderte der Korbi ohne Wimperzucken. „Und überhaups hat d' Moni recht guet verdient. Sie war Zimmer-mädel drunt im „Alpenhof z' Maria Taleri.“ „Ischt a schöns Gschäft gwesen, den Summer. Habn manche zwain Markl sparsen lassen für a Zimmer. Und habn manche an Gusto ghabt auf Terlaner, was doch kan gibst, hascht mi? Sie habn denn halt an Terlaner im Maßkrug kriagt aufs Zimmer ausst. Und dei Diät! hat ma i ghebt, in da Kuchl draußn, verstehst i. Es hat scho a Kopf gehörrt, daß ma net alle durchdanne bracht hat, aber d' Moni war bald eingebart in dene Schlich. Und wans du mansi, d' Huifunzener Urschi is aufn Kopf gfalln, dann bist aufn Holzweg. Da is mancher Bursch aufkomm und hat „liebe Urschi“ zu ihr gsgt. No ja, der hat denn halt a ka Wasser gußn. Ischt ja net zneidn gwesen, so a Loder. A hundertervierg Markl hat s' zambrecht, d' Urschi, misam dem, daß schelchxert is.“

„Was was tuescht jetzt, wo d' Salson rum ischt?“ fragte der Korbi leuernd.

„Jetzt denk i manchmal nach über d' Wölt und d' Weiber...“ bekannte der Sepp mit müder Stimme. „Gschien n' hab i den leztin rotn Haarschuppel außkriegt vom Fözl und a paar Schaufenl Zigarettstumpen dazue.“ „S' Heu is zangelgalt und an schwarzseidemes Pütschamma hab i drin in der Schubladen. Den hat s' ma d' lassn zum Andenken und i sollt ihr ab und zu an Butter schickn, hat s' gewußt.“

„Tuascht nacha dös?“ fragte der Korbi neugierig. „An Druck...“ sagte der Sepp saukalt. „Sie werd an neun Pütschamma habn, denk i, und an neun Loder. Soll ihr der an Butter und Oar verschaffen was rum ischt, ischt rum.“

„Warum bischt jetzt du froh, daß rum ischt?“ fragte staunend der Korbi, der einmal schon über die schwarze, knisternde Seide des Pütschamma hinschnupperte.

„Ja mel...“, bekannte der Sepp reumtlig. „Waß i — es ischt ja alles ganz schen gwesen — aber jetzt häßt i bald nimma derpackn kinne! Da ischt dös Kuehmekel a Druck degallen!“ —

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O Nücker)

Peter Silie ließ sich photographieren. Peter Silie betrachtete wütend sein Porträt. „Miserabel! Miserabel! Die Photographie läßt mich überhaupt keine Gerechtigkeit widerfahren!“, knurte er. Der Photograph rief: „Heiß! Was Sie brauchen ist keine Gerechtigkeit — Sie brauchen Gnade!“ J. H. R.

*

Zu Zellbier, dem Komponisten, kam eine mollerte Wiener-Lieder-Sängerin. Ungeniert setzte sie sich auf die Tasten des Klaviers. Zellbier lächelte höflich: „Das kann ich auch, schöne Frau — nur ist mein Anschlag nicht so weich —“ J. H. R.

ALLERHAND

Ein Taufenbühler, nicht mehr jung an Jahren, war in einer Kneipe gehörig verleidet. So kam er mitten auf der Straße aus dem Takt und wurde überfahren.

Er hat sich eitle Beine gebrochen, 911 an der Zahl.

Jetzt liegt er im Spital und die Schwester fortirt khon fett Wochen Knochen.

Wolfgang Borchert



„... und hier sehen Sie meinen neuesten Offensive-Wahrsageautomat. Er fabriziert
In der Stunde bis zu sechstausend verschiedene Vorhersagen von Achsenoffensiven!“

Miracolo di tecnica statunitense: „... e qui vedete il mio ultimo autòmato delle profezie di
offensive. Esso costruisce in un' ora financo seimila diverse predizioni di offensive dell' Asse!„

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Politisches Exerzieren in England

18. 11. 43



„Die Herren vom rechten Flügel haben das Linksum noch immer nicht begriffen. Das muß ruckartig gehen!“

Esercizioni politiche in Inghilterra: „I signori dell'ala destra non hanno ancora compreso il 'Fianco a sinistra!'. La conversione dev'essere subitanea!..



Rechte Seite, linke Seite

Er und sie gehen ins Konzert. Sie haben noch zwei Karten bekommen, eine ganz vorne, wo die sehr feinen Leute sitzen, und eine ganz hinten, wo auch feine Leute sitzen.

Emil ist Kavaller, er läßt Emilia den Platz der ganz feinen Leute und begnügt sich mit dem andern. Nach der ersten Pause kommt Emilia und sagt: „Lieber, tu mir den Gefallen und setz' dich nach vorne auf meinen Platz; du sollst es auch gut haben.“ Er kann ihr nichts abschlagen und so geht er nach vorne, wo die ganz feinen Leute sitzen. Als er sich gerade setzen will, kommt ein Herr und will sich auf denselben Platz setzen. Die Männer funkeln sich an, und Emil setzt sich. Jetzt beginnt der übliche Krach von Menschen, deren Rechtsgefühl beleidigt ist. „Ich habe doch schon...“, zischt der fremde Herr. Klim, Plim, Plim beginnt der Klaviervirtuose und die Leute machen „Psst!“

Emil sitzt auf seinem Platz und hört nichts von dem schönen Musikstück und der Virtuosität vor lauter Empörung. Der fremde Herr steht neben ihm und hört auch nichts, auch vor Empörung. Applaus. „Werden Sie jetzt meinen Platz räumen?“ — „Ich habe den Platz bezahlt!“ — Klim, Plim, Plim „Psst!“ Beide hören wieder nichts. Applaus. Der fremde Herr hat jetzt Gelegenheit überzucken. „Zeigen Sie Ihre Eintrittskarte!“ Darauf hat Emil nur gewartet. Wie der Gesandte eines mächtigen Herrn die Kriegserklärung, so zieht er seine

Eintrittskarte aus der Tasche und überreicht sie dem Todfeind. Jetzt hätte dieser zerschmettert zusammensinken müssen, aber er sinkt nicht. Mit höhnischer Verachtung sagt er nur: „Dieses Kinobillett hat hier keine Gültigkeit.“ Emil starrt auf das Kinobillett. Emil stammelt, Emil benimmt sich wie ein Hampelmann, indem er gleichzeitig mit beiden Armen in die rechte und linke Tasche fährt und sucht. „Unverschämtheit!“ sagt der fremde Herr nur und setzt sich auf seinen Platz. Emil möchte jetzt ein Staubkorn sein und vom Winde weggeblasen werden oder wie Morgenebel zergehen. Um ihn herum sind nur höhnische Gesichter. Aber er wird nicht fortgeblasen, er zergeht nicht, er muß auf seinen zwei Beinen langsam abgehen.

Nun findet er die richtige Eintrittskarte, er sieht nach. Natürlich links statt rechts. Verdammte! Jetzt wird er sich durch die Tat rechtfertigen, jetzt wird er diesem verdammten Pack zeigen, daß er rechtmäßiger Inhaber eines so feinen Platzes ist. Er geht auf den ihm gebührenden Platz zu, doch jetzt ist gerade große Pause. Alles strömt aus dem Saal, nur Emil bleibt auf seinem Platz alleine sitzen, unbeachtet vom Volke.

Die Pause ist beendet. Die Leute strömen herbei, auch Emilia. „Möchtest du mich vielleicht jetzt wieder nach vorne lassen, Lieber?“ Emil ist noch immer Kavaller, Emil geht in die hintere Linie. Als er sich gerade auf seinen Platz in der hintersten Reihe setzen will, kommt der feine fremde Herr vorüber.

Emil hat sich nie rechtfertigen können.

Folzick

Alter Satiriker

Mit den Zähnen hat es angefangen.

In die Binsen find sie ihm gegangen.

Erst zum Kauen die und die zum Beißen.

Äh, es war ein ständiges Verflüchteln!

Immerhin: mit Hilfe des Dentisten

war's ihm möglich, neu sich aufzurüsten.

Liebreich trocknet seines Kummers Träne

ein patentos Adoptioezähne.

Äber dann, als Sommers letzte Rose,

pflücht den Giftzahn die Paradenofe.

Diefer ist ihm, nach den andern allen,

Eines Tages gleichfalls ausgefallen.

Und was nun? ... Er ist ganz sanft geworden,

außerland, noch geistig men zu morden.

Weisheitsprüche sprudelnd fast wie Goethe,

schlurft er durch die eigne Abendröte.

Ratator



„Die Ernährungskonferenz war wirklich ein großer Erfolg. Jetzt stehen hier schon zwei Kehrrichttonnen!“

La conferenza dell'alimentazione a Hotspring: „La conferenza dell'alimentazione ebbe davvero un gran successo. Già adesso ci stanno qui due recipienti di latta colmi d'immondezze!“

GELSOVIN SPIELT SCHICKSAL

VON GIGI VIVIANI

„Wer sind die?“ fragte Gelsomin, die vier Knöpfe seines Hemdes zuknöpft, das er über der Brust offen trug.

„Offiziere des Königs. Heute ist Jagd.“

„Kommt er hier vorbei, der König?“

„Ich glaube.“

„Werd ich ihn sehen können?“

„Wir klettern auf die Eiche hinterm Haus: von dort oben können wir ihn sehen, ohne daß man uns bemerkt. Es ist besser so...“

„Hast du den König schon mal gesehen?“

„Och!“

„Wie ist er?“

Pillac zuckte mit den Achseln und wußte für den ersten Augenblick nicht, was er antworten sollte. Der König! Als ob es möglich wäre, daß ein Bauer, wie er, den König, den König von Frankreich beschreiben könnte! Dann sagte er mit erschütternder Einfachheit:

„Er ist... Er ist eben Ludwig XV.“

Der andere sagte leise und überzeugt:

„Ah!“

Und er begann zu zitiern, denn von weitem vernahm man Pferdegetrappel und die Waldhörner, die zum Sammeln bliesen. Pillac und Gelsomin traten an die hohe Eiche, kletterten am Stamme empor und machten sich in den Ästen bequem. Unten, auf einer kleinen Lichtung mit frischem Grün und kühlen dunklen Schatten, hatten Diener ein Frühstück im Freien hergerichtet.

Welch kostbares Tischgeschloß und Silberzeug! Erlesene Leckerbissen und üppige Kissen, um bequem sich zu setzen oder gar auszustrecken während der Mittagsruhe...

Aus dem Walde brach eine Reitergruppe hervor und erschien am Rande der Lichtung.

„Ist das der König?“ fragte Gelsomin, indem er auf Ludwig XV. wies, der Madame de Châteauroux die Hand reichte, um ihr aus dem Sattel zu helfen.

„Ja.“

„Und das andre Ist... die Königin?“

„Nein. Das ist die Geliebte des Königs.“

Gelsomin ließ abermals ein „Ah!“ hören und riß vor Staunen weit die Augen auf. Dann flüsterte er: „Sie kommt mir nicht sonderlich froh vor. Wie kann man nur an der Seite des Königs traurig sein!“

Pillac antwortete nicht. Alle beide schauten sie aufmerksam Ludwig XV. zu, der auf einem prächtigen Kissen saß, neben sich die Herzogin von Châteauroux, mit der er leise sprach; ab und zu gähnte er, ohne Rücksicht auf seine Dame.

Die schöne Frau trank hastig zwei Glas Champagner, dann lächelte sie schon ein wenig lebhafter und beteiligte sich an der Unterhaltung. Der König von Frankreich schüttelte seine Müdigkeit ab; er hörte zu gähnen auf, und das Frühstück verlief allmählich heiter. Die schöne Herzogin aber, die immer mehr erblaute, vermochte kaum dem gräßlichen Geschwätz der erlesenen Runde zu folgen: sie fühlte, daß das Herz des Königs nicht mehr ihr gehörte, sie fühlte, daß ihre Schönheit nicht mehr Macht hatte über des Königs Wünsche, und sie litt entsetzlich unter so offenkundiger Machtlosigkeit, denn sie liebte ihren erlauchten Geliebten dennoch.

„Da kommt jemand“, rief Gelsomin und zeigte nach der Straße und auf ein blaues Kabinett, das mit einem weiß- und rosafarbenen Sonnendach überspannt war, und das von einem feurigen Pferde gezogen wurde.

„Oh, eine schöne Dame!“ rief arglos Gelsomin und beschattete die Augen mit der Hand. „Eine schöne Dame!“

„Sie hat einen kleinen Mohren, der das Sonnendach hält, sieh mal!“

Pillac wies mit dem Zeigefinger.

„Einen richtigen kleinen Mohren. Das ist die schönste Dame, die ich kenne. Sie ist noch viel

schöner als die Herzogin von Châteauroux...“

„Wer ist das?“

„Madame d'Étiolles.“

Und er sagte wiederum „Ah!“ weil der Name ihm neu war, weil die Dame, ganz in einer weiß- und rosafarbenen Wolke von Spitzen und Seide, sich mit ihrem Kabinett immer mehr der Lichtung näherte, wo der König und die Edlen von Frankreich im Begriff waren, ihr Frühstück zu beenden.

„Ob der König sie liebt?“ flüsterte Gelsomin zitternd.

Pillac zog die Schultern hoch. Er antwortete nicht. Das Kabinett der Madame d'Étiolles verlangsamte das Tempo, und das feurige Roß wechselte aus dem kurzen Trab in Schritt. Unter dem Sonnenschirm, den der kleine schwarze Diener hielt, saß Madame d'Étiolles und lächelte scharmant vor sich hin oder der Sonne dieses wunderbaren Tages zu, dem blauen Himmel und dem lichtgrünen Wald oder vielleicht auch gewissen geheimen Gedanken von künftiger Macht und künftiger Ruhm. Die schöne Dame lenkte ihr blaues Kabinett nicht zufällig in das Jagdrevier St. Majestät König Ludwigs XV.

Als sie an die Lichtung kam, zügelte sie ihr junges, nervöses Pferd ein wenig, wendete sich leicht gegen die Gruppe der Kavaliere und Damen und lächelte. Dann, als sie in der Gruppe saß, rief Ludwig XV. erkannt hatte, lächelte sie noch bezaubernder; sie heftete ihre großen, beredten und ausdrucksvollen Augen auf den König von Frankreich. Dann flog das blaue Kabinett, von dem temperamentvollen, ausgerathenen jungen Tiere gezogen, davon wie der Wind, nichts als eine Wolke von Duft, Jugend, Lebendigkeit, Liebe hinter sich lassend.

Gelsomin hatte den Atem angehalten und seine großen, unschuldigen Augen aufgespart, um ja alles zu sehen: die Dame im blauen Kabinett, die im Gras sitzenden Kavaliere, die allig ihm den Dienst nachkommenden Lakaien. Weder war ihm das Zittern entgangen, das Madame de Châteauroux befallen hatte, so daß sie genötigt war, das Sektglas niederzusetzen (sie hätte es sonst ihrem königlichen Geliebten über die Knie gegossen), noch die Blässe dieser schönen, in ihren Gebieten verlorenen Dame, jene seltsame Blässe, in der sich die Eifersucht verriet. Und obenwiegend hatte er den aufmerksamen, wohlgefälligen und freundlichen Blick des Monarchen versumt, der die unverhoffte Erscheinung bewundert hatte und, als sie vorüber war, wie in dankbarer Erinnerung lächelte, so munter und frisch und mit so unverhohlener Freude, daß es ihm einen zornigen Blick der Herzogin eintrug.

Ludwig XV. fragte seine Kavaliere:

„Wer ist die schöne Dame?“

„Madame d'Étiolles, Sir.“

Und die Herzogin sprach von der Jagd. Nachdem

DER PIANIST

Schöne Liebe überm Glänzen.

Dunkles Haar zurückgelegt.

Leise wendet er das Blatt um mit den Tänzen.

Seine Hände sind erregt.

Immer nur die Tassen,

und es mill nicht enden.

Eine Sarabande liegt bereit.

Ein paar Frauen sitzen an den Wänden

und vertraumen und verfühlen ihre Zeit.

* Albert Hiemer

sie sich mit ihrem königlichen Geliebten erhoben hatte, ergingen sie sich ein wenig im kühlen Waldschatten und stiegen dann wieder in den Sattel. Das Wild war zusammengetrieben, und die Meute verfolgte die Fährte. Ludwig XV. liebte die Jagd über alles...

Ganz erragt noch kletterte Gelsomin aus dem hohen Eichenbaum

„Ich gehe nach Hause“, sagte er zu seinem Freunde Pillac. „Ich bin glücklich, daß ich den König gesehen habe, aber noch glücklicher, daß ich Madame d'Étiolles sah. Nie habe ich eine schönere Dame erblickt.“

Und Gelsomin schlug den Waldweg ein, um in das Dorf zurückzukommen, in dem ihn die Eltern erwarteten. Er ging gesenkten Kopfes, die Hände in den Taschen und mit einem schmalen Lächeln auf den Lippen: derart lebte die schöne Dame in seinem Geiste und seinem Herzen, daß er ihr im Gehen unbewußt zuhächelte. Plötzlich jedoch erschreckte ihn der gelbe Schiel einer Frau. Er eilte quer durch den Wald der Straße zu und kam oben zurecht, dem kleinen Mohren zu helfen, die schöne Dame vom Boden aufzuheben und sie über das Gras bis zu einem Baume zu schleppen, der dem schönen, ohnmächtigen Geschöpf als Rückenlehne dienen sollte.

Das Kabinett war umgestürzt, und das Pferd, das wütend mit den Hinterbeinen schlug, hatte sich in der Aufregung in die Deichseln und die Zügel verstrickt, hilflos lag es auf der Flanke und schlug, um seine Wit auszubitten, mit den Beinen.

„Was machen wir? Was machen wir?“ fragte Gelsomin verloren und gerührt von der Nähe dieses Geschöpfes, das er für ein Traumbild gehalten.

Der kleine Mohr rief besorgt:

„Ein Wasser Wässer...“

Wo aber schnell Wasser finden? O Gott! Gelsomin fiel nichts ein, und in seiner Verwirrung dachte er nicht einmal an das plätschernde Bächlein, das zwei Schritte entfernt vorbeifloß. Dann, als er sich plötzlich daran erinnerte, lief er davon, um fast im selben Augenblick zurückzukehren, mit einem großen, rot und blau karierten, baumwollenen Sack, das von frischem Wasser trief, und weil er nicht wußte, was er beginnen sollte, fuhr er damit sanft, oh, so sanft, über der Ohnmächtigen blasse Stirn.

Inzwischen hatte der kleine Mohr das Riechfläschchen im Handbeutel seiner Herrin entdeckt und ließ sie daran riechen.

Madame d'Étiolles öffnete die Augen ein wenig und schloß sie sogleich wieder; sie versuchte schwach zu lächeln und hauchte mit dünner Stimme:

„Wo bin ich?“

„Im Wald“, antwortete der kleine Mohr.

Und die beiden warteten nun, daß die schöne Frau wieder zu Bewußtsein käme, um wieder Befehle geben zu können. Gelsomin kniete bei ihr mit dem Taschentuch in der Hand und betrachtete verwundert die Leibhaftigkeit dieses schönen, flüchtigen Traumes, und er zitterte ein wenig furchtsam, wenn seine Blicke über das herrliche rosafarbene Kleid glitten, das ganz von Wassertropfen übersät war. Solch schönes Kleid! Und vielleicht für immer verdorben! — Aber die Dame sagte wieder etwas:

„Meinen Spiegel, schnell!“

Und der kleine Mohr reichte den Spiegel, den zu halten sie sich nicht die Kraft hatte. Da, indes der Mohr Puder, Stift und Pflasterchen suchte, hielt Gelsomin, noch immer im Knieen, den kleinen, ziselierten Spiegel, darin die schöne Dame aus seltsamem Traum unter kleinen Zornesausbrüchen den leider hilflosen Zustand ihrer Toilette prüfte.

„Ein ruiniertes Kleid, mein Kind!“

„Madame waren ohnmächtig.“

„Wer bist du?“

„Ich heiße Gelsolin, Madame...“

Die schöne d'Étiolles warf mit einer mutwilligen Bewegung den Spiegel beiseite und heftete ihren großen, bezaubernden Blick auf den hübschen Burschen, der regungslos bei ihr kniete und glücklich war, sie so nahe sehen und hören zu dürfen. „Wenn die Zeit gekommen ist, Knabe, werde ich an dich denken.“

„Madame“

„Du kommst an dem Tage nach Étioles, an dem Madame de Châteauroux nicht mehr die Geliebte des Königs sein wird... Was hast du gelernt?“

„Ich bin Gärtner, Madame...“

Da löste Madame d'Étiolles einen Fliederzweig von ihrem Gürtel und legte ihn in die Hände des Burschen.

„Zur Erinnerung“, sagte sie. „Und nun hilf meinem Mohren Pferd und Wagen aufrichten.“ Gelsolin stand auf, um dem kleinen Mohren zu helfen. Er fühlte die Manneskraft in seinem Arm. Denn beugte er das Knie, damit die Dame besser in den Wagen steigen konnte, und blieb mitten auf der Straße stehen, um sie entzweit zu sehen, fern, in einer goldenen Wolke... Er betrachtete die Blüten, die sie ihm geschenkt hatte, und dachte verwirrt an den König und die Herzogin von Châteauroux.

„Ach was!“ brummte er, „Ich werde mit Pillac sprechen. Was weiß ich von der Herzogin von Châteauroux, dem König und von Madame d'Étiolles!“

Er nahm wieder den Weg durch den Wald. Von ferne begleitete ihn der Hörnerklang und das Echo der Flintenschüsse. Ein aufgeschauelter Hirsch setzte vorüber, die Meute der Hunde hinterdrein.

Flink wie ein Eichhörnchen kletterte Gelsolin, erschreckt, auf den ersten Baum, wo er regungslos blieb und Ausschau hielt.

Der Hirsch verschwand und die Hunde ihm nach; dann kam ein Reiter mit verhängtem Zügel, dann ein anderer, dann eine ganze Gruppe.

Gelsolin wies ihnen mit der Hand die Richtung, und die Reiter stürzten sich auf die frische Spur. Es folgten einige Damen, dann erschien die Herzogin, ganz erblüht von dem toten Ritt, ganz glühend. Hinter ihr kam König Ludwig; er blickte bald links, bald rechts und schien sich unschlüssig, welchen Weg er einschlagen sollte.

Unter dem Baume, auf welchem Gelsolin saß, hielt der König und sah neugierig zu dem Burschen auf.

Ohne zu wissen, was er tat, ließ Gelsolin aus seiner Höhe den Fliederzweig hinabfallen auf den Sattel des Königs und stammelte lais:

„Madame d'Étiolles... hat ihn mir gegeben, Sire.“ Der König lächelte und führte die Blume der Frau, die einst die Beherrscherin von Frankreich werden sollte, an die Lippen. —

Gelsolin wartete, bis alle Reiter vorüber waren, dann kletterte er aus dem Baume und ließ sich trübungsam am Boden nieder. Er kam sich traurig und verlassen vor. Er hatte die Stirn einer überirdisch schönen Dame berührt und hatte die Blumen dieser Frau dem König von Frankreich zugehen lassen. Er fühlte dunkel, eine bedeutsame Geste getan zu haben, eine Geste, die ihn Anlaß zu etwas sein konnte, was man Schicksal nennt. Und bedrückt von so dunkler und schwerer Ahnung, kehrte er zurück in sein einfaches Haus, in seinen kleinen, duftenden Garten, den blau- und rosa-bebauten Traum: d'Étiolles... im Herzen.

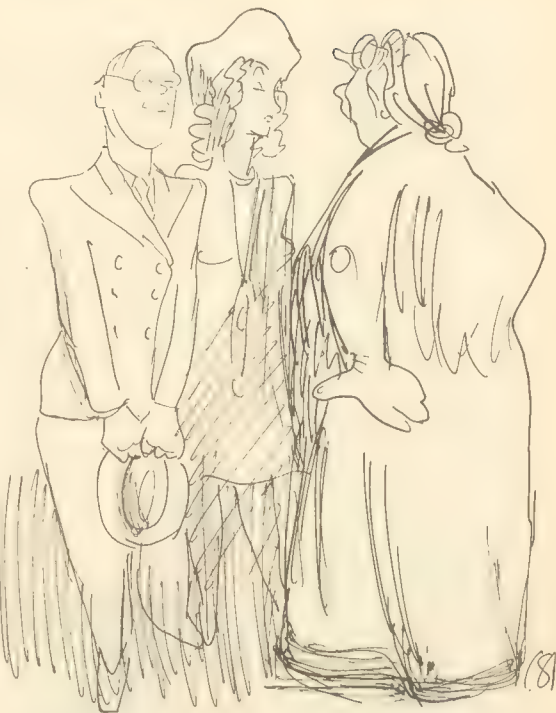
Bald darauf, auf einem Maskenball, warf Ludwig XV., König von Frankreich, einer Maske mit flammendem Blick das Taschentuch zu; sie hatte ihn während des ganzen Abends durch ihre Anmut und ihren Geist gefesselt.

Madame de Châteauroux trat die Herrschaft an Madame d'Étiolles ab, die, als Madame Pompadour, den Gärtner Gelsolin als Nebenwonnig vergab, wie Ludwig XV. den blassen Fliederzweig des fremden Bauernburschen, der auf einen Baum in seinem Jagdrevier geklettert war.

(Übersetzung von Thea Weide.)

Auf Zimmersuche - In cerca di stanza

(C. Sturzkopf)



„Wenn Sie's genau wissen wollen: einem Stier vermiete ich das Vorderzimmer überhaupt nicht, und denn hat Ihr Fräulein Braut noch nach Zwillinge im Quadranten — — Jott behüte!“

“Se volete saperlo esattamente: Di norma io non affitto lo stanza sulla strada ad un Toro, e per giunta la vostra fidanzata ha anche i Gemelli nel quadrante, ... Che Dio me ne guardi!..”

DIE MAHNUNG

In Stockholm gibt es hunderte von kleinen Pensionen, wo Studenten, kleine Angestellte, Verkäuferinnen usw. wohnen, die nicht das Geld haben, sich eine eigene Wohnung zu leisten. Sehr angenehm ist es nicht, in so einer Pension zu wohnen, weil irgendwo immer ein Störenfried sitzt, der intrigiert oder Krach macht. Die Pension „Svealand“ wurde schon seit Jahren von dem alten Fräulein Hansson in Furcht und Schrecken gehalten. Sie war Angestellte in einer Telefongesellschaft, zahlte ihre Miete und das Pensionsgeld pünktlich, es war also leider kein Grund vorhanden, die streitsüchtige, saure Dame vor die Tür zu setzen, und die anderen Bewohner der Pension, meist junge Leute, mußten dieses „Hauskreuz“ über sich ergehen lassen.

Aber seit ein paar Wochen war die Situation ein bißchen anders geworden. Ein junger, hübscher Student aus Upsala hatte seinen Einzug in „Svealand“ gehalten, und alle atmeten auf. Denn der junge Mann nahm nicht die geringste Rücksicht auf die saure Miene des alten Fräuleins, er

ignorerte vollständig die bösen Blicke und die spitzen Bemerkungen, und schien sich augenscheinlich glänzend zu amüsieren.

Vor ein paar Tagen war der junge Mann zu einem Fest eingeladen, und er kam erst nach Hause, als draußen schon das erste Frühlingslicht Stockholms Dächer beleuchtete. Man kann nicht sagen, daß er gerade leise war, und selbstverständlich wurde Fräulein Hansson, die das Zimmer neben dem jungen Manne bewohnte, wach. Während klopfte sie an die Wand — aber der junge Mann regierte überhaupt gar nicht. Beim Mittagessen am nächsten Tag sagte Fräulein Hansson spitz: „Haben Sie nicht gehört, daß ich heute nacht bei Ihnen an die Wand geklopft habe?“

Atemlose Stille der übrigen Pensionsgäste. Aber der junge Mann antwortete fröhlich:

„Sie müssen tausendmal entschuldigen, Fräulein Hansson, gehört habe ich Ihr Klopfen selbstverständlich, aber ich war so glücklich müde, ich konnte nicht überkommen! Vielleicht ein andermal, wenn Sie wieder klopfen!“

Fräulein Hansson kündigte zum nächsten Ersten

TAUSEND NACKTE BEINCHEN

VON G. HEMPELL

Ja, davon sprach der Spieß bei der Parole, von den nackten Beinchen, für die jeder sich melden könnte. Alle meldeten sich. Können Sie sich ein Bild davon machen, was es heißt, wenn man einem Landsor verspricht, nackte Beinchen zu sehen? Einem Landsor überdies, der seit neun Monaten mindestens das Sowjetparadies genießt, der schon zum xten Male eingesehen hat, daß sein Urlaub aus taktischen Gründen weiterhin der Zukunft vorbehalten bleiben mußte. Nein, das können Sie nicht! Das muß man erlebt haben. Ich habe das erlebt.

Übrigens, Mädchenbeine meine ich natürlich. Das ist ja so — Sie werden das schon gemerkt haben —, wenn man von Beinchen spricht, meint man meistens Mädchenbeinchen. Die Männerbeinchen schneiden demgegenüber schlecht ab, man strafft sie mit Mißachtung, man meint sie ganz einfach nicht.

„Abmersch zum Varieté, morgen früh 9 Uhr, nach

Jelissawetowka, Führung Uffiz, Droste“, ja, so hatte der Spieß wörtlich gesagt. Jelissawetowka war für russische Verhältnisse und im Hinblick auf nackte Beinchen nicht weit, nur 15 km. Hin und zurück 30 km. Was sind 30 km für einen Landsor in Rußland, der nur noch dreistellige Kilometerzahlen zu achten weiß. Die Stimmung der Truppe war daher nicht nur gut, nein, sie war sogar ausgezeichnet. Erinnerungen an nackte Beinchen wurden ausgetauscht. Die zarten, schlanken der kleinen Lilo, die stämmigen, festen der derben Kasi und die braunen, sehnigen der herben Matland, sie alle fanden enthusiastische Verehrer und Verteidiger und kämpften um den Schönheitspreis. Die Träume der Grenadiere gingen in dieser Nacht nicht um Bolschewisten und Kanonenkugeln, nein, sie gingen um 1000 nackte Beinchen.

Und endlich am nächsten Morgen — keiner kam zu spät — ging es den Mädchenbeinen wirklich

entgegen. Ich muß es noch einmal betonen, daß es in Rußland geschah, daher war die Straße nach J. eine breilige Matschspur. So kämpften sich die Kommissstiefel durch den Brei den 1000 nackten Beinchen entgegen. Dabei sehen die Landsore ein, daß man den Beinchen allerdings niemals hätte zumuten können, etwa durch diesen Brei nach vorn zu ihnen in die Frontlinie zu kommen. Nein, das konnte man wirklich nicht, man mußte ihnen schon etwas entgegenkommen.

Frontvariété! Große Bretterbude, Podium, angenehme Überfüllung. Der Vorhang öffnet sich, nein, es erscheinen keine nackten Beinchen, o nein — das wissen sie ja auch — die nackten Beinchen kommen nie gleich, sie lassen auf sich warten. Dafür erscheint zunächst der Zauberer Luzifer. Soviel steht fest, ein Zauberer von Format; er zaubert die umgibtlichen Sachen aus den unmöglichsten Ecken, Spielend beherrscht er eine Unzahl phantastischer Tricks. Es ist geradezu unheimlich. Er läßt allerhand verschwinden, der Zauberer Luzifer, nur er selbst verschwindet nicht. Der Beifall kann noch so groß sein, er beherrscht weiter das Podium. Doch einmal kommt die Pause. Und wieder öffnet sich der Vorhang. Was glauben Sie wohl, wer jetzt erscheint? Luzifer, der Zauberer, und nicht die nackten Beinchen. Es ist unglaublich, was dieser Mann noch alles zaubern kann: Fähnchen, Tücher, Eier, nur eins zaubert er nicht herbei, die nackten Beinchen. Auch eine Jungfrau zum Zersägen hat er leider nicht vorrätig. Schließlich ist das Varieté aus. Zauberer Luzifer weg, Varieté aus! Ein Teufelskeil, dieser Luzifer, macht das ganze Varieté allein ohne nackte Beinchen. Man muß sich die nackten Beinchen verknellen. Ja, das müssen die Grenadiere, es ist sehr traurig.

Enttäuschte Kommissstiefel kämpften sich heimwärts durch den Brei. Vielleicht kommen die nackten Beinchen später mal, man soll die Hoffnung nicht aufgeben. Da brennt ein Haus! Es ist die Sauna. Sie müssen das wissen, daß in Rußland Häuser sehr plötzlich anfangen zu brennen. Es ist das nichts Aufregendes weiter. Viel geht nicht dabei verloren. Nitschewol! Aber seinen Spaß, den hat man daran. Was soll ich Ihnen sagen, vor der Tür des Hauses — es brennt lichterloh — erscheinen nackte Beinchen. Braune, sehnige, behaarte, frisch gewaschene Beinchen. Landsorbeinchen! Schneller als die Beinchen war das Feuer gewesen. Die Beinchen hatten die dazu gehörigen Unterhosen nicht mehr erreicht. Schicksal! Direkt aus der Badetonne mußten die Beinchen das Weiße suchen. Da stehen die Beinchen nun, sie sind etwas unsicher, merklich von dem Ablauf der Geschehnisse nicht erbaut.

Ja, lieber Leser, so kamen die Grenadiere doch noch zu dem Anblick nackter Beinchen. Nicht zu den richtigen, ersehnten Beinchen. Nein, gewiß nicht. Es mußte wohl so sein, daß die Mädchenbeinchen der Zukunft vorbehalten bleiben sollten. Wie meinen Sie? Ja, ganz recht, wie der Urlaub. Schließlich sind Mädchenbeinchen ja auch etwas ganz Seltenes, 30 km sind das noch nicht immer ausreichend. Man fährt da besser gleich mit der Eisenbahn, das ist sicherer. Dann können man sich jedenfalls ganz bestimmten Beinchen, das ist immer das Beste. Sie wissen das sicher auch. Es kann vorkommen, daß die Beinchen dann sogar etwas entgegenkommen, wenigstens bis zum Bahnhof. Aber wie ich Ihnen schon sagte, darauf müssen die Grenadiere noch etwas warten und übrigens, ihren Spaß haben sie doch gehabt, die Grenadiere, oder meinen Sie nicht?

Wandel der Zeit — Tempi mutati

(O. Herrmann)



„Sist, Reserf, heut' weiß a Mann scho glei, wia a Madl unt' ausschaut, aber dein' Vata selig hat 's hi'ghaut, wia er meine Knta g'sehen hat!“

„Vedi, Teresina, oggi giorno un uomo sa subito come è fatta sotto una ragazza; ma la buon' anima di tuo padre rimase a bocca aperta al solo vedere i miei ginocchi!“



„Evere Jerippe sind ja for 'nen Mann bloß 'n fleischloser Tag!“
 „Na ja, und du bist dafür bloß Stammjericht!“

Scaramuccia: „I vostri scheletri per un uomo sono soltanto un giorno di magro!„
 „Eh sì; ma tu all' incontro sel soltanto una pietanza usuale!„



RAUM UND ZEIT

VON SCHLEHDORN

Rolfwulf und Christheide treffen sich unter der Normaluhr. Adam und Eva trafen sich nicht weit vom Baum der Erkenntnis. Der Hans und die Grete unter dem Denkmal von Goethe. Irgendwo werden sich die Betreffenden immer treffen.

Über die Normaluhr ist schon viel geschrieben worden. Regleratrat Julius vergleicht sie einer gewissen Art von Beamten, die entweder im Dienst sind, korrekt ohne Erbarmen, oder entschuldigend durch ein Peppschild „Außer Betrieb“, also in Urlaub oder in Reparatur. Schon der Name „normal“ klingt anspruchsvoll und langweilig, aber keiner hat den Mut, es nicht sein zu wollen. Dabei sind nicht nur Trottel, sondern auch Genies nicht normal, also gäbe es immer eine Entschuldigung.

Die Normaluhr ist auch einer der Fälle, wo die Technik leicht taktlos wird. Für ihn zerlegt sie die Wertezeit in periodische Lieferungen zu 5 Minuten (die 5 wird auf dem Zifferblatt nicht etwa durch Zahlen dargestellt, sondern durch Blöcke. Sachlich = hübsch! + unpraktisch!) Sie serviert ihm die Gefühlsskala: geschmückte Eitelkeit (sie kommt!) — Unruhe (kommt nicht!) — Erwartung (kommt!) — Ärger (kommt nicht!) — Sehnsucht (kommt!) — verletzte Eitelkeit (kommt nicht!) — alle 5 Minuten neu.

Für sie ist die Normaluhr ein ferngeleiteter Vorwurf der Verspätung. Aber der Vorwurf wird der Normaluhr auffallenderweise meist nicht übernommen.

Es gibt auch pünktliche Frauen, — aber die sind

hernach gestrenge Herrinnen, und verzeihen weder kleine Feuer für fremde Damen, noch Asche auf dem eigenen Anzug.

Dann gibt es Frauen, die 5 Minuten zu früh kommen, — vor denen hüte dich; denn in den 5 Minuten kann man nur kritisieren oder splonieren oder intrigieren.

Frau Dorette kommt immer mit einer reizenden Verspätung, entweder mit ihrem Lächeln oder mit ihrem Wagen voll Grazie um die Ecke, — warum hat noch kein Maler Venus am Volant gemalt? Und es ist so hübsch zu hören, was sie gerade in den Minuten der Verspätung alles erlebt hat. Die Normaluhr ist im Grunde ironisch. Sie weiß, daß ein Rosenstrauß rettungslos lächerlich wird, wenn man ihn zwanzigmal auf kleinem Raum hin und her tragen wird. Und ebenso traurig abgeblüht wirken die Versetzten (männliche Sorte) und die Sitzengebliebenen (weibliche), deren Tregik es ist, daß sie sich komisch finden, und die sich ebenso genieren, noch zu bleiben, wie schon zu gehen.

Eine taktvolle Kommunalverwaltung sollte vor jeder Normaluhr zwei Elektrische halten lassen, — zwei, denn wenn eine kommt, warten alle mit lässiger Miene gerade auf die andere.

Und ein Findiger wird das Kennenlernen zwischen den versetzten Herren und den sitzengebliebenen Damen arrangieren. Sie kennen sich ja bereits vom Ansehen. Sie haben sich gegenseitig nichts vorzuwerfen. Und im Kunststund der Resignation erblüht manch stilles Glück. Aber dann würden

Schwarzwartende kommen, die gar nicht verabredet sind, sondern nur am Ausverkauf profilieren wollen...

Als Rolfwulf gerade im Begriff ist, zu gehen (man ist immer gerade im Begriff, zu gehen), kommt Christheide, „Mensch“, sagt sie in moderner Sachlichkeit, „da bist du ja.“

„Ich wäre jetzt woanders hingegangen“, brummt er. Damit bringt er jedoch das Raumproblem in die Sachbetrachtung, die der geneigte Leser bisher nur unter dem Gesichtspunkt des Zeitproblems vorgenommen haben dürfte.

■

Zugleich mit Rolfwulf und Christheide treffen sich nämlich der Raum und die Zeit unter der Normaluhr. Denn wenn sie nicht zusammentreffen, verfehlen sich alle. An der flachen Normaluhr zur richtigen Zeit ist um nichts besser, als umgekehrt, und die Formel für Pünktlichkeit ist Wurzel R + Z — Pü oder ähnlich.

Die Zeit ist zierlich, geradezu ein Strich, etwas nervös, — deshalb so reizvoll in der Jugend und im Alter so lästig. Sie hat immer neue Namen, z. Z. heißt sie Inge.

Er, der Raum, ist breit, man merkt ihm seine drei Dimensionen an, und wenn er einen Vornamen hätte, hieße er Max.

„Ei, du liebe Zeit!“, sagte er gemütlich, „wie geht's?“

„Ach, der alte Raum, wie steht's?“

„Danke, zeitgemäß“, sagte der Raum, „Ich bin ganz voll Geopolitik. Und Sie?“

„Ich komme schon gar nicht mehr zu mir selber. Ich werde immer weniger bei so vielen Verkehrseinrichtungen, mit denen man hier zehn Minuten, dort zwei Minuten spart.“

„Und was macht man mit den gesparten Minuten?“

„Und Sie wären überhaupt nicht das Nach neuester Forschung sind Sie doch nur meine vierte Dimension.“ Der Raum wollte so weiterstreiten. Aber die Zeit hatte dazu keine Zeit. Denn es war eine bedeutsame Zeit und mußte repräsentieren. „Bis sich so was im Raum herumgesprochen hat!“ dachte sie kopfschüttelnd, winkte Ihrer treuen Dienerin, der Normaluhr zu, ließ den Raum stehen und enttelt.

Die armen Seelen, die noch unter der Normaluhr

(F. Bloyer)



"Attenzione, Fritz? Adesso mi faccio sì bello che le ragazze per un mio bacio faranno ore di coda!",

den Linden.
Und wieder hatten sich Raum und Zeit getroffen,
— aber beide wurden vergessen...



„Na, und was sagt dein Mann zu deiner Malerei?“

„Er sagt: ‚Die Verknappung der Pinsel wird sich noch segensreich auswirken!‘“

Critica: „Ebbene, che dice tuo marito della tua pittura?.. — “Egli dice: ‘La penuria dei pennelli apporterà i suoi buoni frutti!,,“

KLEINES ABENTEUER

VON HANS FAHRWOL

Mein Leben, das Leben einer Frau, ist wunderbar ruhig verlaufen, ohne alle Abenteuer. Ich bin Berlinerin und habe fast das ganze Leben in meiner Vaterstadt verbracht. Man sollte meinen, eine Weilstadt rüde ganz von selbst das eine oder andere Abenteuer an seine Bewohner heran — aber nein, ich habe nichts davon zu spüren bekommen. Ich eigne mich wohl nicht für Abenteuer, deshalb haben sie auch meine Wege nicht gekostet.

Nur einmal habe ich ein Erlebnis gehabt, das außerordentlich merkwürdig war, ein Erlebnis, das zwar mein Innerstes nicht berührte, das aber von einem so märchenhaften Schimmer umflossen ist, daß ich es heute erzählen möchte.

Es war ein schöner, sonnenverklärter Nachmittag, ich war jung, saß in hellem Kleid auf einer Bank im Tiergarten und sah den vorbeischießenden Spaziergängern zu. Die Sonne spielte auf dem Weg und auf dem saftigen Rasen, zuweilen schrie eine Ente vom Teich herüber, und durch die Luft schwebten sich mit weichen Flügelschlag große Waldvögel von Baum zu Baum.

Unter den Spaziergängern bemerkte ich einen schlanken, gut aussehenden Mann, der mich, er ging sehr langsam, mit seinen braunen sympathi-

schen Augen aufmerksam betrachtete. Es dauerte nicht lange, da kam er von der anderen Seite her wieder an mir vorüber und richtete seine viel verwunderten Augen von neuem auf mich, so daß ich mir sagte: Jetzt ist es Zeit, daß ich aufstehe und weiterwandere.

Ich erhob mich also und schritt unter den von der Sonne des Nachmittags goldig durchwebten Baumkronen gemächlich dahin. In der Nähe des Lützowplatzes trat ich in die Stadt ein, begab mich in eine mir vertraute Konditorei und ließ mich an einem der weißgedeckten Tische nieder. Es dauerte nicht lange, da öffnete sich die Tür, und der schlanke Mann mit den sympathischen braunen Augen trat ein. Jetzt passierte etwas, sagte ich mir. Er kam an meinen Tisch, vorbeugte sich leicht und fragte in ruhiger, zurückhaltender Weise, ob ich erlaube, daß er an meinem Tisch Platz nehme. Es würde ihm eine besondere Freude sein „Nein“, sagte ich lachend, „Ich möchte, daß Sie sich nicht zu mir setzen“

„Das bedauere ich aufrichtig“, erwiderte er, „es wäre mir so wichtig, mich mit Ihnen zu unterhalten.“

„Nein“, sagte ich in entschlossenem Tone, doch ohne unfreundlich zu sein, „bitte nicht.“ „Darf ich Sie dann wenigstens bitten, mir Ihre Adresse zu geben?“ fragte er, „Ich möchte Ihnen ein paar Worte schreiben — nicht jetzt, sondern erst nach Jahren. Wollen Sie?“

„Gut“, entgegnete ich. Es schien mir zwar vollkommen rätselhaft, warum er mir nach Jahren schreiben wollte, aber ich sagte mir, das ist kein Risiko für mich. So holte ich das Notizbuch aus der Handtasche, riß ein Blatt heraus, schrieb meine Adresse drauf und gab es ihm. Er nahm das Blatt, verneigte sich, bedankte sich mit ein paar kurzen freundlichen Worten und verließ den Raum. Ich sehe noch, wie er mit seiner aufrechten und blickenden Gestalt, ohne rückwärts zu blicken, die Konditorei verließ.

Sonderbar, dachte ich, es ist völlig unbegreiflich, was das heißen soll. Ein sympathischer, vielleicht sogar ein reizender Mensch, doch von einem Verhalten, das für mich ganz undurchsichtig ist. Dann machte ich mich an die Schokolade, die duftend vor mir stand.

Mitunter dachte ich noch an die kleine Szene zurück, schließlich entschwand sie aus meinem Gedächtnis. Genau nach fünf Jahren erhielt ich einen Brief. Auf dem Umschlag eine Handschrift, die ich nicht kannte, und der Name eines Absenders, der mir gleichfalls unbekannt war. Ich öffnete und las mit wachsendem Erstaunen das folgende:

„Heute endlich schreibe ich Ihnen den Brief, den ich Ihnen versprochen habe. Fünf Jahre sind seit unserer Begegnung verfloßen. Heute endlich möchte ich Ihnen eine Aufklärung geben für das, was damals geschehen ist.“

Ich war verblüfft, aber nach einiger Zeit traten Zweifel in mir auf, ob meine Wahl die richtige sei. Unruhe erfüllte mich, Gedanken stürmten auf mich ein, ich war unentschieden, was ich tun sollte — da sah ich Sie an jenem heißen Nachmittag auf der Bank im Tiergarten, und ein schnelles Gefühl nahm von mir Besitz: hier ist ein Mensch, der vermutlich ganz anders zu dir paßt als deine Verlobte, mache den Versuch, ihn kennenzulernen, vielleicht wird dein Leben erst jetzt in die richtige Bahn geleitet, versuche das Schicksal mit aller Kühnheit zu dir herüberzuziehen.

So sagte ich mir und folgte Ihnen. Wie ein verlockendes Versprechen schritten Sie in der Sonne vor mir her. Sie ahnen nicht, was damals alles in mir durcheinandersetzte. Ich nahm mir vor: Wenn Sie sich mir geneigt zeigen sollten, so wollte ich alles dankselbst, Sie zu gewinnen. Würden Sie mich deutlich abweisen, so wollte ich mich mit meiner Verlobten verbinden, so wie es von An-

fang an geplant war. Die Vorsehung sollte sprechen: mit diesem Vorsatz betrat ich kurz nach Ihnen die Konditorei — und erfuhr eine so energische und deutliche Abweisung, daß mein Weg klar vorgezeichnet war.

Ich heiratete nach kurzer Zeit meine Braut, und heute, nach fünf Jahren, kann ich sagen: unsere Ehe hat sich zu einem Glück entwickelt, wie ich es kaum zu hoffen gewagt hatte. Wir haben zwei reizende Kinder, die unser Stolz und unsere Freude sind und uns das Dasein verschonen. Es ist alles in Ordnung, und unser Leben geht einen ruhigen, klaren, beglückenden Gang. Dieser wollte ich Ihnen schreiben, damit Sie endlich eine Aufklärung bekommen für mein Verhalten von damals, das Ihnen sicher äußerst wunderbar erschien.

Leben Sie wohl und haben Sie Dank!“ Ich hielt die Zellen nachdenklich in der Hand, und jener sonnige Nachmittag vor fünf Jahren stieg wieder vor mir auf. Ich sah ihn wieder mit seinen großen, verwunderten Augen im Tiergarten langsam an mir vorbeischießen — und dann die Szene in der Konditorei, wo er mich in so zurückhaltender Weise fragte, ob er bei mir Platz nehmen dürfte. Ich gestehe, es hätte mich damals schon interessiert, mich ein Weichen mit ihm zu unterhalten, doch kam für mich nur eins in Betracht: ihn unbarmherzig abzuweisen. Meine Verwagerung war wohl begründet. Ich hatte nämlich jene Konditorei aufgesucht, weil ich mich mit meinem Mann dorthin verabredet hatte.

DIE WEINKUH

*Ueber Ringelblüt; ich sage es in einem Satz:
Dag du lebst, ist keine Frage!*

Dem Zauberer Kuttelbaddelidu
ließ Gott einmal das Kunftschild zu:
Ein Rind so zu bezaubern, daß
ihm Wein entfloß rote einem Faß.

Er meinte es drauf Tag und Nacht
es hat viel Ertrag gebracht;
Der beste Rüdeheimer floß
aus feinem Euter dick und groß.

Und dürfte man überall,
die Weinkuh fand in Kuttel Stall
und war bereit als gutes Tier;
ich trank blauen auch von ihr.

Wir liebten und wir lobten sie,
wir zeigten und erprobten sie;
es war ein Jubel immerzu
in Kuttel Stall um Daddel Kuh.

Doch einmal endet jedes Glück,
Der liebe Gott zog sich zurück
und lagte eines Tages: Halt —
thr ruiniert sie mir Gewalt!

Sie soll nun wieder mieden. Punkt.
Da man'n ihr alle eingebracht
und meinten, weil sie milchen sollt'
und haben Gott kein' Dank gezollt.

So geht es hin, so geht es her,
Der Zaubrer zaubert längst nicht mehr;
er lit bei liebten Gott zu Gaft
und macht nach all dem Zaubrer Raft.

Peter Scher

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nüchel)



Wer schlecht reist, hat es sich selbst zuzuschreiben. Ich gebe auch hier das Rezept zum angenehmen Leben, ein kleines Erlebnis auf der Eisenbahn:

Ich saß im Zug von Wien nach Berlin. Das Abteil war überfüllt. Ich zog eine Tüte aus der Tasche.

Einmal ihr ein Bonbon und schob es in den Mund. Das ganze Abteil schaute neugierig.

Eine Dame und ich, fragte ganz höflich:

„Hatten Sie auch eines für mich?“

„Aber gar, gnädige Frau.“

Ich hielt ihr die Tüte hin.

„Sehr liebenswürdig!“

„Wollen Sie nicht noch eines?“

„Wenn ich darf?“

Sie durfte.

Ich blickte mich in der Reihe um.

„Wünscht noch jemand von den Herrschaften ein Zucker?“

Alle wollten.

Sie schleichen und schleichen.

Darf ich verraten, daß ich von Prag an herrlich bequem im Abteil saß? Dann immer wieder vier dieser oder jener der Mitreisenden in höchster Geschwindigkeit das Abteil, um so bald nicht wieder aufzutreten. Die Tüte enthielt bis auf mein erstes Bonbon Laxinkonfekt.

J. H. R.

*

Rudel erzählt Bobby: „Du, denk dir nur, der Baron Schreckenmeister, dessen Frau erst vor einem halben Jahr gestorben ist, hat sich schon wieder verlobt!“ Meint Bobby: „Nur gut, daß die arme Baronin... das nicht mehr erlebt hat!“ F. H.



„Und nun meine Herrschaften werden Sie sich toflachen über den Grotesksong des kleinen Emigranten: ‚Ich glaube immer noch an die Atlantik-Carda!‘“

Nel tabarino dei comici alleati: “Ed ora, signori miei, scoppiarete dalle risa al canto grottesco dei piccoli emigranti: ‘Dell’Atlantico alla Carda io credo ognor ... lo credo ognor, l,“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

*IM ALLIIERTEN
SIEGESRAUSCH*



„Halt, halt, noch keine Siegesmeldung ausgeben, das ist ja keine Insel, das kommt nur von einer Fliege!“

Alleati ebbri di vittorie: „Alt, alt! Non date fuori ancora nessuna notizia di vittoria! Non è un'isola, ma solo un... escremento di mosca!“



Der Achtzehnhundertsechundsiebziger

Gestern gab ihm mir die Kallnerin beim Wechseln heraus. Es war ein ganz gewöhnlicher Pfennig, ein kupferner. „Ach, Verzeihung, der gilt nicht mehr“, sagte sie und wollte ihn wieder zurücknehmen. Ich bat sie, ihn mir zu überlassen. Ich besah ihn genauer, er trug die Jahreszahl achtzehnhundertsechundsiebzig. Das war sein Geburtsjahr, sein Prägejahr. Siebenundsechzig Jahre ist er heute alt, ein Pfennig in den besten Jahren, ziemlich gut erhalten. An der Oberfläche etwas abgegriffen, aber was kann man schon von einem Siebenundsechzigjährigen anders erwarten. Na, und außer Kurs gesetzt ist er auch schon. Er ist halt im Ruhezustand, „Deutsches Reich“ ist deutlich auf ihm zu lesen. Fünf Jahre war dieses deutsche Reich damals alt, als der Pfennig mit blankem Prägeglanz in die Welt schaute. Der alte Kaiser Wilhelm regierte, und Bismarck lebte und Molke, und viele, von denen man heute spricht, lebten noch nicht. Man telefonierte noch nicht damals, Benzin diente nur zum Flecke reinigen, das Fliegen war eine Spezialität der Vögel und Insekten, und Rundfunk – ach du lieber Gott, wer wußte damals was vom Rundfunk, die Ährerwellen steckten in den Kinderschuhen; in der Luft und in der Stratosphäre herrschten geradezu paradiesische Zustände.

So war es damals, als mein neuer Freund seine Wanderschaft begann. In Berlin kam er zur Welt, wie aus seinem Münzzeichen erkennbar ist, in einer ziemlich kleinen Stadt Berlin, die gerade groß werden wollte. Es waren die Gründerjahre, und mein Pfennig mag damals schon nicht viel gegolten haben, damals, als die Mauer mit der

Droschke zum Bau fuhr, so viele silberne Markstücke erhielten sie, hat man mir erzählt.

Er mag viel erlebt haben, der Pfennig, aber es waren sicher die kleinen Erlebnisse kleiner Leute. Wie oft mag er letzter Pfennig gewesen sein? Er ging durch müde Bettlerhände und durch kleine Kinderhände, die für ihn ein Zuckerl kauften. In große Spekulationen war er gewiß niemals verwickelt. Vielleicht machte er Reisen in den Taschen von Handwerksburschen, kreuz und quer auf Deutschlands Landstraßen, bis er bei mir in München landete.

Es ist ein treuer Pfennig, ein wertbeständiger. Er hat die Stürme dieser ganzen Zeit durchgehalten. Was ist aus seinen Brüdern aus Nickel geworden?

Kleines Malhör mit Moral

Ein Gartenrötel, dumm und jung,
– noch eben saß er auf der Elbe –
flog gegen meine Fensterhebel.
Ergebnis: Hirnerschütterung.

Da liegt's nun zwischen den Violon.
Stirbt's? Oder wird es sich erholen?

Das arme Kerlchen tut mir leid.
Ich streiche leicht sein Federkleid
und fet' es auf die flache Hand.
Sein Atem fliegt, die Füßchen krallen
sich fest und teilen Widerstand.
Doch schließlich läßt es sich's gefallen.

Metallplättchen von geringem Wert. Aber der alte Pfennig war geblieben. Wer wird auch einem Pfennig etwas tun! Er hat durchgehalten durch die schlimmste Zeit der Inflation, irgendwo in einer alten Geldbörse, in einem Täschchen, wo er neben Spielmarken lag, dieser lächerliche Pfennig, von dem man damals dreißigtausendmillionen Stück haben mußte, um eine einzige Semmel zu kaufen. Es war eine schlimme, unwürdige Zeit für meinen Pfennig, bis er wieder geehrt wurde und seinen jüngeren Brüdern gleichgeschaltet. Und nun ist er wieder zum Kupferscheibchen geworden, und alles was draufsteht hat keine Bedeutung mehr. Ich habe diesen Achtzehnhundertsechundsiebziger wieder in ein Kästchen getan zu den Spielmarken, dem falschen Frankenstück und den beiden Trachtenknöpfen. Bin doch gespannt, was der noch erleben wird.

Foltzick

– Wie herzerquicklich zeigt sich hier
der Einhalt zwischen Mensch und Tier!

... Auf einmal wird er unterbrochen.
Die neuernachten Pulle pochen,
und – schrump – das Vögelin trennt von mir sich
plettförmig und zwar in Richtung Pfirlich,
mit Hinterlegung einer Gabe,
für die ich nicht Verwendung habe.

Darf ich dem Rötel seinen hargen
Befindniss an Fiduz verargen?

Zwar bin ich selbst kein Bösewicht.
Doch mer' sich wahrhaftig ausenicht:
Trau' keinem homo sapiens nicht!

Ratatöhr



„... und wir Polen sehen in der Sowjetunion einer gesicherten Zukunft entgegen!“

Radiocorrispondenza polacca dal Paradiso dei Sovieti: “... e noi Polacchi ne l' Unione Sovietica ci aspettiamo un sicuro avvenire!”

PIEPENBRINKS RAPPEL

VON PETER SCHER

Piepenbrink ist der gutmütigste Mensch von der Welt. Aber da er zwei Zentner wiegt und ein wenig zu Schlegelfluß neigt, drängt das überschüssige Blut manchmal unerwartet nach oben. Dann wird er von Jähzornsausbrüchen heimgesucht, die ihn nicht weniger überraschen als andere.

Da sitzt er zum Beispiel am Nachmittag in seinem Poisterstuhl. Die altmodische Meerschampfleide, die schon der Stolz seines Vaters gewesen war, dampft gemächlich; ebenso der duftende starke Kaffee. Alles scheint einen Zustand wahren Behagens einleiten zu sollen. Plötzlich schießt Piepenbrink die Erinnerung an einen Bekannten durch den Kopf, der ewig seine Rechnung nicht in Ordnung bringt, sich obendrein Geld ausleiht und endlose Zettel nicht zurückzahlt.

Eine fahrlige Bewegung mit der Hand, der die berühmte Pfeife anvertraut ist, läßt sich nicht verhindern. Die tiefroten Backen gehen ins Bläuliche über; ja man kann ruhig sagen, die Farbe nähert

sich dem Violett. Die Füße werden angezogen, der Körper bereitet sich mit einem Ruck zum Aufspringen vor. Nach scheint der Anfall abklingen zu wollen — da, gibt eine abermals hochstürmende Blutwelle den entscheidenden Anstoß.

Piepenbrink springt empor, wirft die Pfeife hin, stürzt aus dem Zimmer, blickt sich draußen gleich einem gereizten Stier in der Arena um, erwischt einen Gegenstand, zerstört ihn wortlos und kehrt aufatmend in sein Zimmer zurück, um nun in vollem Behagen seine Pfeife wieder zur Hand zu nehmen und seinen Mokka zu schlürfen.

Auf diese Art hat er im Verlauf des letzten Jahres Spazierstöcke, Bilder, Kaffeemaschinen und sonstige Gegenstände zwar dem wirtschaftlichen Umlauf entzogen, aber durch Neuschaffung doppelt wieder eingefügt. Einmal entging er mit knapper Not der Versuchung, die schon etwas morsche Haushälterin gleichfalls in ihre Bestandteile zu zerlegen; zum Glück hatte sich im letzten Augenblick die ihm angeborene Gütegütigkeit aber doch noch zur Geltung bringen können.

Na, schön und recht — solange er zum Ausgleich seiner Anwendungslücken nur tote Dinge beschädigte, ging es ja an, denn es war seine Sache, wie er sich benachteiligte, um sich zu nützen. Aber eines Tages, bei einem besonders heftigen Rappel, geschah das Ungewöhnliche, daß der Zustand Formen annahm, die bedenkliche Folgen zeitigten.

Plepenbinks Nachbar, Gendarmekommandant Kühnagel, hatte ihm in der vorigen Woche beim Teroockspiel eine Schlappe beigebracht, die seinem Ansehen als Meisterspieler ernsthaft Abbruch tat. Das Ereignis, von dem die ganze Stadt sprach, hatte Plepenbink stark geärgert. Immerhin wurde es durch aufregende berufliche Vorgänge verdrängt und die Herren begegneten einander, als ob nichts geschehen wäre. Alles schien in bester Ordnung.

Da, als Piepenbrink eines Nachmittags bei Kaffee und Pfeife saß und eben in die Gefilde süßen Behagens eingehen wollte, meldete sich der verdammte Rappel besonders heftig.

Die Vorstellung seines Unterliegens bei einem Spiel, dessen siegreiches Bestehen jedermann von ihm erwartet hatte, spiegelte sich auf einmal als eine Schwärze von furchterlichen Ausmaßen in seinem Hirn. Er sah den Kommandanten in der Haltung eines höhnisch überlegenen Gagners den besten Tarockern des Stämmleins Vortrag halten. Das Blut stieg ihm siedend hoch. Herr-ramm! hustete er wütend, dann schmiß er die Pfeife hin, sprang hoch, daß der alte Lehnstuhl schätze, stürzte hinaus und zwar mit solchem Ungestüm, daß er, wie von einem Ketapult geschleudert, auf der Straße vor dem Haus landete, wo er einem in selben Augenblick vorüberkommenden Herrn eine saftige Ohrfeige verabreichte. Alles ging blitzartig vor sich. Piepenrich wußte beim besten

Willen nicht, wie er dazugekommen war — und der Fremde, der sich fluchend die Backe rieb, wußte es noch weniger.

Das Vorkommnis hatte betrübliche Folgen, denn der, dem die Hofjele eigentlich gegolten hatte, nämlich der Kommandant Kühnagel, war im Hause gegenüber gerade am Fenster gewesen und somit Zeuge einer Tathandlung geworden, die nach gerichtlichem Austrag verlangte. Derjenige hingegen, der unschuldigerweise die Hofjele empfangen hatte, war ein angesehenes Geschäftsmann aus der Hauptstadt, der eigens in das entlegene Städtchen gerast war, um Papienbrink in einer Darlehensangelegenheit ein sehr erwünschtes Angebot persönlich zu überbringen.

So kann es kommen, wenn man sich hemmungslos den Urgezwollen überläßt.

Daß er für seine menschenfreundliche Ansicht ge-
 gehrft worden war, erschien dem Fremden als
 eine Missetat, die nach fürchterlicher Sühne schrie.

Er schäumte vor Zorn und überhäufte Piepenbrink mit Beschimpfungen, die wiederum als Unterlage zu einer Gegenklage ihrer Bedeutung nicht verlustig gingen. So war denn binnen einer Viertelstunde aus dem friedlichsten Zustand der Welt ein Chaos entstanden und nur, weil Piepenbrink, der die Gütmütigkeit in Person ist, ausnahmsweise nicht an Dinge, sondern an ein Milgeschöpf Hand anlegte. Verstimmt und erschüttert begab er sich zurück in sein Zimmer. Die kalte Pflaife in den Händen, nippte er am kalten Kaffee und eine dunkle Wolke lag ihm durch den Kopf. Wie? Wie könnte es denn allenfalls notwendig werdende Ohrlöcher so den Mann bringen können, daß beiden Beteiligten damit gedient sei.

Allerdings kein leicht zu lösendes Problem!

*

Mein Freund Johannes

Es war ein Buch mit kleinen Arbeiten meines Freundes Johannes erschienen.

Natürlich wollten wir alle ein Exemplar mit handschriftlicher Widmung haben. Auch Frau Johanna wünschte ein solches.

„Aber liebe Frau“, sagte Johannes, „dir steht doch immer das Exemplar zur Verfügung, das ich für mich selber zurückbehalte.“

„Ach, es könnte ja doch mal sein, daß wir nicht zusammen sind, und ich möchte es doch immer bei mir haben“ hatte sie einzuwenden.

„Na ja, dann gib mal eins her“, sagte Johannes, zog seinen Tintstift und schrieb:

„Seiner ehemaligen Frau Johanna.
Johannes.“

Frau Johanna las es.
„Aber was soll denn das bedeuten!“ rief sie bestürzt.

„Nur um sicher zu gehen“, erklärte Johannes. „Es könnte ja doch mal sein, daß wir uns scheiden lassen.“

J. Bieger

Erfahrung - Esperienze

J. Hegenbarth



„Brauchst keine Angst zu haben, Mädel, ich bin ein anständiger Mensch!“
 „Ja — Ja —, dös san zuerst die meisten!“

"Nessuna paura, ragazza? Io sono un uomo onesto!.."
 "Già... già... io sono da principio i più!.."



„Unsere Vorräte gehen zur Neige, Genosse Negrin, wir müssen wieder auffüllen!“

„Du hast recht, Prieto, wir müssen Europa retten. Dort läßt sich bestimmt etwas für uns holen!“

Spagnuoli rossi nel Messico: „Le nostre provvigioni, compagno Negrin, vanno declinando; bisogna ricompletarle!..
„Hal ragione, Prieto; dobbiamo salvare l'Europa e là c'è sicuro da pigliare qualche cosa per noi!..“

EIN WIEDERSEHEN

VON KURT GROOS

Nichts, gar nichts geschah, und doch war diese Nacht für mich eine der seltsamsten Nächte, durch die ich gehen mußte. Eigentlich hätte ich wohl auszuholen und von ganz früher zu beginnen. Aber es ist so viel Unausgesprochenes damals gewesen. Schließlich ist es aber auch nichts anderes, als daß ich die zehn Jahre nicht mehr sah und sie nicht vergessen konnte; das ist alles. Ihr Bruder, der Bildhauer, hatte uns eingeladen. Es gab genügend Anlaß für ihn, ein Fest zu feiern und glücklich zu sein. Seine Skulpturen waren in einer Sonderschau der Hauptstadt ausgestellt worden, eine Schau, die die Blicke der Welt auf den vom Jungen Ruhm Erhabenen zog. Der festliche Abend fiel mit dem Tag der Eröffnung der Schau zusammen. Gegen Mittag, die Menschen hatten sich verlaufen, ging ich noch einmal durch die Säle, die das Freundes Werke bargen. Auch ihr Anlitz sah ich dort, von des Bruders meisterlicher Hand geformt aus blaßem Stein. Da mußte ich wieder nur an sie denken, und es war doch schon so lange her. Der röttliche Stein war wie verzaubert durch ihre Schönheit, aber man konnte nicht sehen daran, daß ihr Gesicht wie Licht schimmerte.

Wie lange man so etwas mit sich herumträgt. Und ich hatte mir nur zweimal geschrien, ganz im Anfang, zweimal in zehn langen Jahren. Vielleicht entsann sie sich meiner nun gar nicht mehr; sie war so bühnengewohnt. Die Menschen feierten sie allüberall, und wo sie hinkam, hinterließ sie eine leuchtende Spur, weil ihr Gesicht aus lauter Licht war. Von ihrer Stimme hatte einer gesagt, daß diese Stimme Steine zum Lächeln bringe.

Abends, als man den jungen Bildhauer feierte, hielt irgendein bekannter Mann eine Rede, und der bekannte Mann erwähnte auch die Schwester des Künstlers, die gefeierte Schauspielerin, und fand schöne Vergleiche von ihr zu ihrem Bruder. Der bekannte Mann sagte, daß die Götter sich in beiden spiegelten, und am Schluß der Rede erhob er uns; wir tranken auf die Kunst und auf den Jungen Ruhm und die Zukunft, auf das Glück. „Ja, sie spielt jetzt in Stockholm“, hörte ich jemanden sagen, „schade, daß sie nicht unter uns sein kann!“

Nun muß ich erwähnen, daß mich, obgleich ich in derlei sonst nicht gerade empfindlich bin, an diesem Abend ein Mensch in geradezu abstoßender Weise einzig und allein schon durch seine bloße Anwesenheit verletzete. Ich habe noch nachher geprüft, ob diese heftige Abneigung, diesen Widerwillen, ja dieses Ekelgefühl bei mir vielleicht doch nur hypochondrisch ausgelöst waren. Aber mitgeteilte Freunde versicherten später, durch seine Anwesenheit gleich unangenehm beunruhigt gewesen zu sein. Auch das Hotel, das ihn zu diesem Abend schickte, bedauerte, nur ihn frei gehabt zu haben; der zuerst zum Servieren vorgesehene Kellner war plötzlich erkrankt.

Ich kann mich nicht entsinnen, je einem Menschen mit gleich nackten Augen und einem gemauerten Mund begegnet zu sein. Als er die Spalten auftrug, verging mir schon der Appetit beim Anblick seiner grauen, wulstigen, rötlich behaarten Hände. Verwunderlich schien mir, daß er einen tadelloßen, ganz hervorragend gearbeiteten Frack und einwandfreie Wäsche trug. Aus seinen Bewegungen konnte man sehen, daß sein Körper muskulös war; das rohe Gesicht mit den nackten Augen war das Gesicht eines Sklaven, der plötzlich frei und frech geworden ist, ein abschreckend häßliches, allerdings sehr hartes Gesicht. Die rechte Backe war irgendwann mal zerschlagen und schlecht vernäht worden; die breite grobe Narbe sah unter dem groben Backenknochen wie der Wulst eines Peitschenhiebes. Man mache mir und denen, die er in gleicher Weise abstieß, nicht den Vorwurf, daß wir uns

von Äußerlichkeiten fangen ließen — dieser Mensch, von dem ich nach vielen Jahren noch einmal hörte, fand sein Ende bei einem Fluchtversuch aus dem Zuchthaus. Weshalb er dort hingekommen ist, weiß ich nicht; ich habe auch nie danach gefragt.

Als die Gäste gefüllt wurden, kam das Telegramm. Ihr Bruder war außer sich vor Freude; eine halbe Stunde später holte er sie selbst vom Flughafen ab.

Sie begrüßte mich zuerst. Aber das lag an nichts anderem, als daß ihr Bruder sie zuerst zu mir hinführte. Ihr Gesicht war noch immer wie aus lauter Licht, und als sie mir die Hand reichte, lächelte sie ein wenig verlegen. Es lag auch allein an ihrem Bruder, daß sie sich neben mich setzte.

„Sieben Jahre, es sind doch sicher sieben Jahre, seitdem wir uns nicht mehr gesehen haben“, sagte sie. „Es sind zehn Jahre“, sagte ich, „zehn Jahre.“ Als der Kellner mit den nackten Augen und den grauen Händen unsere Kelche füllte, sah ich Angelikas Augen erschreckt auf ihn gerichtet; ihr Hand zitterte ein wenig, als er den Wein in ihr Glas gab. Was mich aber am meisten verstörte, war das empörende Verhalten dieses Menschen, der während des Eingießens unverwandt und frisch in das Gesicht meiner Nachbarin starrte. Bei diesem frechen Anstarren achtete er nicht auf das Glas; er schüttete den Wein über den Kelchrand, über das Tischuch und ihre schmale Hand, die zusammenzuklammerte. Nun aber brachte dieser Mensch das Maß meiner Verwirrung zum Überlaufen, denn statt eine Entschuldigung auszusprechen, stieß er einen gemeinen Fluch über sein Mißgeschick leise vor sich hin. Im gleichen Augenblick ließ ich mich zu der mir noch heute unverständlichen Hemmungslosigkeit hinreißen, ihn vor das Schienbein zu treten. Gottlob bemerkte niemand diese peinliche Entgleisung; nur Angelika sagte leise zu mir hin: „Ach, es ist ja nichts!“ In dem Widerwilligen mit der Narbe zeigte sich plötzlich der

„Verzeihung, wie unachtsam ich war!“ flüsterte er mit ganz weicher Stimme, die gar nicht zu ihr paßte, und dann beugte er sich tief zu Angelika und sagte sehr leise etwas zu ihr allein hin, das ich nicht verstand. Er entschuldigte sich wohl noch einmal, sah Angelika erröten und mich mit seltsamen, fast entsetzten Augen anschauen; es schien sich mit ihrem Widerwillen gegen diesen Menschen wohl auch Angst zu verbinden. Ich glaubte in ihrem Gesicht zu lesen, wie sich das Vollendete und Schöne gegen das Häßliche und Niedrige zu Wehr setzten.

Als einer der letzten Gäste verließ ich die Feier. Ich verließ sie als ein Glücklicher, denn für den nächsten Nachmittag hatte ich eine Verabredung mit Angelika treffen können. Ja, sie hatte zugesagt, sie erinnerte sich gern unserer gemeinsam verbrachten Jugendstunden. Aber ich sollte sie schon in der gleichen Nacht noch einmal sehen und dann nie mehr wieder.

Nach der Feier konnte ich nicht nach Hause finden. Die Nacht war lau und lockend und voller Duft; eine Nacht der Liebenden. Der nahegelegene alte Park zog mich an und ich verlor mich in ihm wie ein Verzaubter in einem Irrgarten. Ich sah die Liebenden, ich sah sie engumschlungen in den strauchumwucherten Seitenwegen; sie störten meine Einsamkeit nicht, denn wenn sehen die Liebenden in solchen Nächten?

Es war wundervoll, so zwischen den sich Verfallenen einherzugehen; manchmal erhielt eine Bogenpforte das dunkle Gewir der Sträucher und Büsche zu funkelndem Grünspan, und dann blüht ich stehen und beobachtete die Scharen der Nachtfalter, die sich in das glühende Licht stürzten, immer und immer wieder in taumelnder Gier in des Verderbens stürzten — warum wohl?

Auf einmal war es mir, als ob ein riesiger grauer Stein in meine Träume fiel. Mein Herz stockte, und ich blieb stehen. Und auch die schlanke mädchenhafte Gestalt vor mir und die neben ihr blieben stehen, und er zog sie zu sich und probierte sie in seine Arme, und sie gab nicht nach, sie schmiegte sich eng zu ihm hin, sie beugte das Gesicht aus lauter Licht zurück und ließ sich selbener Mund.

Der mit der Narbe sah mich nicht, auch Angelika sah mich nicht. Auch jetzt nicht, als sie die großen Augen aufschlug. Diese versunkenen Augen sahen nichts, in ihnen waren nur Hingabe und Geheimnis.

BETTELKUR

VON KARL LERBS

Nun hast du wieder zwei Stunden geleitet, und es folgte doch höchstens eine halbe Daurer. Noch immer weißt du nicht: Wer ist es gemeint? Wer ist in der Bibliothek den Finanzmann belauern, um ihn mit der Sokratische zu erledigen? Ach, er ist ein furchtbarer Knäuel von Fragen. Da verlagst die abgeleitete Psychologie. Acht stehen zur Auswahl. Verdächtig ist jeder. Im Leugnen find ich zu viele Ähnlichkeiten, aber heiner hat ein richtiges Solibi.

Was der Nefle, der Herren- und Wechselreiter? (Wenn ja: Was enthielt das verführerische Testament?) Was der heimliche Besucher auf der Feuerleiter, den keiner kennt?

Was die hrnliche Hausdame mit dem falschen Blick? Schloß die Schauspielerin mit dem tiefen Organ, die mehrere Zeugen um zehn ins Haus gehen fahn, den Direktor mit der Buße ins Gesicht? (Gemeint ist natürlich die Sokratische.) Ja, nur das müßte!

Wir wollen auch den Chauffeur nicht vergessen: Man fand bei ihm einen falschen Paß. Er hatte auf den Toten einen glittigen Haß, und er hat schon mal wegen Urkundenfälschung gefesselt. Na, und dann ist das des Direktors Kollege. Die beiden haben sich immerzu angebrüllt. Sie haben einander bei der Schauspielerin ins Greche. Und mo jener abends war, ist in Dunkel gehüllt. Jedenfalls in der Zeit gegen zehn. Und er hat sich dabei die Hofe zerrissen. Womöglich ist der Mann Ichidophren.

Kann man miffen? Was die fülle Tante im Ichidophren Haar? Auch sie lag um zehn noch nicht in den Kissen. Na — und ob der Kriminalhommiffar überhaupt einer war?

Am Schluß des Buches — das weißt du — steht: Es hat das Ding ein Neunter gedrht, der immer ganz unüberbittlich war. Nun plst dich die Neugter: Schlag auf und lies. Allein ein Sportmann kann sich bemitteln. Er läßt die ganze Verdächtigenfchar miffant ihren faulen Alibi durch seine nächtlichen Träume greifern.

Sei getraut: Du mußt dir die Hirnhaut verheiftern. Ich kenne einen — frag nicht, rote er hieß —, der ist auf solche Weise verborben. Er wurde immer mager und gelber. Leider ist er daran nicht gestorben. Er schreibt jetzt selber.



„Ob wohl wieder einmal ein ordentlicher Badeanzug in Mode kommt?“
„Kann schon sein, aber es wäre der Ruin des Familienbades!“

Le conseguenze: „Che venga mai di moda un costume da bagno come s'addice?..
„Può essere; ma ne verrebbe la rovina del bagno di famiglia!..

POMPEJANISCHES PARFÜM

VON JOSEF ROBERT HARRER

Torony war ein Blumenerr; deshalb hatte er auch den Beruf eines Parfümherstellers gewählt. Von Budapest aus flogen die duftenden, beglückenden Kleinigkeiten seiner Produktion nach allen Himmelsrichtungen; so hatten auch Torony-Parfüms in aller Welt einen guten Ruf. Mitten im Winter hatte Torony plötzlich Sehnsucht nach dem Süden. Er sagte:

„Ich muß wirklich, lebende, leuchtende Blumen um mich haben!“

So machte er ein paar Tage später auf seiner Reise nach dem Süden in Neapel erste Station. So sehr sich auch seine schöne Tochter Ilonka freute, sonnige Tage in Italien erleben zu können, fühlte sie sich doch einsam, weil Michael Mentös, der erste Chemiker des Betriebes, nicht mitgereist war. Auch ein junger Kunstgelehrter, ein feuriger Neapolitaner, der ihr stürmisch den Hof machte, ließ sie den geliebten Michael nicht vergessen. Eines Tages sagte der Kunstgelehrte: „Schönste Frau aus Ungarn, ich will Ihnen zeigen, wie ich Sie schätzen bei den letzten Ausgrabungen

in Pompeji habe ich diese antike Puderdose gefunden. Ich schenke sie Ihnen!“

Ilonka freute sich über dieses Geschenk. Als sie die Dose öffnete, fand sie noch ein wenig Puder. Sie elzte mit der Dose zu ihrem Vater. Dieser war begeistert.

„Ilonka, wenn ich denke, daß eine meiner Puder-dosen, eine Torony-Puderdose, nach zweitausend Jahren gefunden wird! Vielleicht wird man dann staunen, was für wunderbare Parfüms wir —“

„Nein, Vater“, unterbrach ihn seine Tochter, „von deinem Parfüm wird man nichts mehr spüren!“

Da wurde Torony traurig.

„Du hast recht, Ilonka! Wenn man nur hinter das Geheimnis kommen könnte! Wie dieser bald zweitausend Jahre alte Puder duftet! Was haben nur die Duftkünstler im Altertum ihren Parfüms beigemischt, daß sich der Duft über die vielen Jahrhunderte hin erhalten hat! Unsere besten Parfüms, auch die meiner genialen Konkurrenten in Frankreich, haben nur vergänglichen Duft!... Und da in dieser uralten Puderdose! Was für ein wunder-

barer Rosenduft! Wenn man nur hinter dieses Geheimnis kommen könnte! Man würde der berühmteste Parfümhersteller der Welt sein!“

„Vielleicht kann Mentös Michael —“ meinte Ilonka.

„Mir mir mit Mentös auf! Du bist eben in ihn verliebt!“

„Er liebt mich auch, Vater!“

„Ich wünsche mir Mentös nicht als Schwiegersohn!“

Als Chemiker schätzte ich ihn sehr, aber —“

„So laß einfach den Chemiker Mentös kommen!“

Schließlich siegte Toronys Begeisterung für Parfüms. Er telegraphierte Mentös; ein paar Tage später trat dieser in Neapel ein. Er brachte seinen Koffer mit Instrumenten, mit chemischen Flüssigkeiten und mit allem, was zur Untersuchung des wunderbar duftenden pompejanischen Puders notwendig war. Tagelang schloß er sich in sein Hotelzimmer ein. Er war verzweifelt; denn er konnte nicht hinter das Geheimnis kommen. Der alte Torony spöttelte über ihn.

„Bisher fand ich nichts anderes, als was wir Parfümherzeuger auch verwenden!“ sagte Michael bitter. „Schließlich muß ich mich damit trösten, daß sich schon seit Jahren die besten Chemiker über dem Geheimnis der Parfüms des Altertums den Kopf zerbrechen!“

„Michael wird das Geheimnis finden, davon bin ich überzeugt!“ sagte Ilonka. Michael nickte dem Mädchen dankbar zu. Als dann der alte Torony seinen Spaziergang machte, sagte Ilonka:

„Ich werde dir helfen, Michael! Ich mich nicht aus! Viele Entdeckungen sind schon von sogenannten Nichtfachleuten, von Außenseitern der Wissenschaft gemacht worden!“

Sie durfte also an den Untersuchungen Michaels teilnehmen. Und bald darauf hatte auch Michael mit Hilfe des Mädchens das Geheimnis gefunden. „Ich kenne das Geheimnis, das Geheimnis des pompejanischen Parfüms!“ sagte er abends zu Torony. Dieser strahlte über das ganze Gesicht und fragte hastig, worin es bestünde.

„Ich verrate es erst dann, bis ich Sie, lieber Vater, als meinen lieben Schwiegervater betrachten darf!“

„Erpressung! Gar nichts wissen Sie und wollen nur —“

„Ehrenwort, Herr Torony! Ich kenne das ganze Duftgeheimnis!“

Da hatte Torony keine Ruhe mehr, er fand keinen Schlaf, er mußte jede Sekunde nur an das Geheimnis denken. So gab er drei Tage später seine Einwilligung. Er fügte hinzu:

„Schließlich ist es auch in meinem Geschäftsinteresse, einen so tüchtigen, vielleicht den tüchtigsten Parfümchemiker der Welt, ganz eng an mein Unternehmen zu fesseln!“

Nach der Hochzeit trat Torony auf Michael zu.

„Sol' lieber Michael, nun bist ich dein Schwiegervater! Nun verrate mir das Geheimnis des pompejanischen Parfüms!“

Ehe noch Michael antworten konnte, rief Ilonka lachend:

„Das Geheimnis, lieber Vater, besteht darin, daß ich auf das Puder, ehe ich dir die Dose zeigte, ein paar Tropfen Parfüm geträufelt hatte!“

Da wurde Torony böse. Es kostete viel Mühe, ihn zu besänftigen.

„Lieber Schwiegervater“, sagte Michael, „vergib den kleinen Schwindel mit dem pompejanischen Parfüm! Aber was tun nicht zwei Verliebte, um ihr Ziel zu erreichen?“

„Ach, ich bringe mich weniger überehren Schwindel; denn so kann ich mich gleichwohl, daß der Puder seinen ursprünglichen Duft in den Jahrhunderten doch verloren hat! Etwas anderes ärgert mich viel mehr! Und zwar, daß Ilonka kein Torony-Parfüm verwendet hatte, sondern —“

„Ja, Vater“, unterbrach ihn Ilonka, „sondern ein gewöhnliches Rosenparfüm aus Neapel! Aber konnte ich ein Torony-Parfüm verwenden? Das hättest du doch sofort erkannt, Vater!“

Torony lüchelte jetzt. Das stimmte, meinte er. Jetzt aber müsse sie diese Puderdose sofort dem Italiener zurückschicken. Ein so wertvolles antikes Stück müsse in ein Museum kommen.

„Solche Stücke gibt es genug, lieber Vater!“ sagte lachend Ilonka. „Die werden von Andenken-Firmen am laufenden Band erzeugt!“

Unterschied = Differenza

(O. Hermann)



„Mein Mann ist ganz Materialist. Das Höchste ist ihm ein Rindsbraten!“

„Der meine ist ganz Idealist. Das Höchste wäre ihm Burgunderschinken!“

„Mio marito è un vero materialista; per lui nulla di più sublime d'un roastbeef.“

„Il mio è un vero idealista; per lui il calmo sarebbe un prosciutto di Borgogna.“



Buona pesca!



„Glaubst du eigentlich an ewige Liebe und Treue?“

„Selbstverständlich, falls beide Teile sehr vorsichtig sind!“

HOKUSPOKUS

VON ERIK STOCKMARR

Johannes hatte sich einen guten Fensterplatz im Zuge ausgesucht und setzte sich behaglich zu recht. Außer ihm saß nur noch ein Herr im Abteil. Der Herr nahm eine Zigarre aus der Tasche und wollte sie anzünden, doch Johannes kam ihm zu vor und reichte ihm ein Streichholz. Er langweilte sich immer im Zuge und wollte gerne ein Gespräch einleiten. Der Herr dankte und bot Johannes eine Zigarre aus seinem Etui an. „Danke, danke, das ist viel zuviel.“ „Ach nein, ich habe genug davon.“ „So? Sie sind vielleicht Zigarrenhändler?“ Der Herr schüttelte den Kopf. „Aber woher bekommen Sie denn so schöne Zigarren?“ „Aus der Luft, mein Herr. Ich bin Zauberkünstler.“ „Wirklich? Das ist sehr interessant“, sagte Johannes. „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle?“ „Das ist nicht nötig“, antwortete der Zauberkünstler. „Sie heißen Johannes, sind Handelsreisender in Unterhosen, am 7. Juli 1893 geboren. Übrigens fehlen Ihnen am linken Fuß zwei Zehen. Stimmt, nicht wahr?“ „Jawohl, das stimmt. Aber wie in aller Welt können Sie doch...?“ „Ach, das ist nicht schwer. Ich bin auch Gedankenleser.“ „Gedankenleser! Sehr interessant. Können Sie vielleicht noch mehr über mich erzählen?“ „Natürlich. Selbstverständlich.“ „Versuchen Sie es noch einmal, bitte.“ „Gerne. Lassen Sie mal sehen. Ja. Ich will Ihnen z. B. erzählen, was Sie in Ihrer Brieftasche haben.“ „Ausgezeichnet!“ „Sie haben eine Photographie von Ihrer Frau, ein

paar quittierte Rechnungen und einige Geldzettel.“ „Stimmt.“ „Und wieviel Geld habe ich?“ „Soweit ich weiß, haben Sie ein paar tausend Kronen.“ Johannes lächelte: „Da haben Sie sich getäuscht.“ „Sagen wir dann 5000.“ „Nein. 10 000.“ „Wirklich? Merkwürdig. Na ja, ab und zu kann ich ja auch einen Fehler machen.“ Johannes nahm die Brieftasche hervor und zeigte die Scheine. 10 Tausendkronenscheine. „Sehen Sie.“ „Ja wirklich.“ „Ihre Fähigkeiten sind aber trotzdem ganz eigenartig. Fabelhaft ist das.“

*

Nachdem sie eine halbe Stunde gefahren waren, hielt der Zug an einer kleinen Station, und der Zauberkünstler nahm seinen Koffer und seinen Hut.

„Ja, ich muß leider aussteigen, ich soll heute Abend ein Engagement hier in der Stadt antreten. Also auf Wiedersehen, mein Herr.“ „Auf Wiedersehen, Herr Zauberkünstler, und vielen Dank für Ihre angenehme Gesellschaft. Es hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen.“ „Danke gleichfalls.“ Ein paar Minuten später saß der „Zauberkünstler“ in einem anderen Zug und fuhr nach Kopenhagen, von wo er gekommen war. Im Koffer hatte er Johannes Brieftasche mit den 10 000 Kronen, seinen Füllfederhalter und sein silbernes Zigarrenetui. Hokuspokus!

DER FREUNDSCHAFTSDIENST

VON HEINZ SCHARPF

Der Kinninger Toni ist Besitzer eines ebenso tapferen wie eifersüchtigen Horzens. Als wackerer Gibriggrüss im Norden kennt er keine Furcht, aber für sein Mädel in Fronleiten, da zittert er. Denn die Evi ist noch ganz jung und unerfahren und die Männer „z' Fronleiten“ sind alle refinanzierte Draufgänger. Sooft ein Kamerad auf Urlaub in Kinningers Heimat fährt, gibt ihm der eifersüchtige Toni unter vier Augen den ehrenvollen Auftrag mit, daheim ein wenig nach dem Rechten zu sehen. Und jeder kam bisher noch mit der Nachricht zurück, daß sich die Evi des besten Laumunds erfreue. Druß lief dem Kinninger jedesmal ein Stein vom Herzen, so schwer, daß man es bis in die Polargegend plumpsen hätte hören müssen. Mit der Zeit ruckten denn auch für den Toni die Tage des Urlaubs näher. Und eines Morgens ist es so weit. Aber als die Urlaubsscheine verteilt werden, ist der Kinninger wieder einmal durchgefallen, weil er sich noch einige Zeit gedulden. Dafür darf sein Freund Hannes heim, der überall da steht, wo die Sau sich schauert. „Hannes“, sagt der Toni zu ihm beim Abschied, „schaust a weng nach bei der Evi ihr'm Fensterstock, du verstehst mi schon.“ Der Hannes verspricht es ihm in die Hand hinein und fährt los. Doch als er dann zu Hause ist, heidi, da hat der Halloidi anderes zu tun, als Kundschafterdienste zu leisten. Er kennt in Fronleiten ein Dutzend Freundinnen von früher her, denen er die Ehre seines Besuchs erweisen muß, dabei vergißt er ganz auf die Evi. Nach zwei Wochen, in denen er das heimeliche Tal ziemlich durchgefenstert hat, schallt er

einen wohlverdienten Rasttag ein, bezieht er Ruhestellung hinter der Liebesfront. Bis spät in die Nacht hinein sitzt er im Wirtshaus. Dann macht er sich auf den Heimweg und da fällt ihm endlich das Versprechen ein, das er seinem Freund gegeben hat. Sein Inneres erteilt ihm sofort den Befehl, nachzusehen, ob am Fensterstock Evis noch die Doornrosen blühen? Unten am Bach liegt des Bauernanwesens, in dem sie haust. Im schwachen Mondlicht sieht seine Umrisse deutlich zu erkennen. Der Hannes nähert sich ihm, als ginge es an einen feindlichen Bunker heran. Der feuchte Wiesengrund dämpft seine Schritte. Dann steht er vor dem Haus, nichts rührt sich weit und breit. Er kennt der Evi ihr Fenster, ohne jemals die Evi durchs Fenster kennen gelernt zu haben. Ob er einen Stein hinaufwerfen und ihr Größe von ihrem Toni bestellen soll? Plötzlich ertönt ein Pfiff vom Nußbaum her und das Mädchen erscheint oben im Fensterrahmen. Oha, denkt der Hannes, da geht's ja lustig zu, da bin i grad zur rechten Zeit kommen. Gleich darf er lehnt ein Bursch die Leiter ans Haus und steigt gewandt die Sprossen empor. Da aber springt der Hannes herbei, reißt die Leiter weg, daß der Kerl wie ein Sack herabpuzelt, und dann versetzt ihm der Hannes ein paar Zünftige mit einer Zaunlatte, wie sie zu diesem Zweck auf dem Lande jederzeit zur Hand sind. „Du windiger Hund, du“, ruft er dabei, „an recht an schön! Gruß vom Kinninger soll i dir ausrichten und du sollst ihm sein Fensterstock verlassen.“ Oben stößt die Evi einen Schrei aus, aber unter gibt keinen Ton mehr von sich, mitten unter der Balz ist er verstümmt, wie ein getroffener

Hahn. Befriedigt geht der Hannes weiter, im Gefühl, ein gutes Freundeswerk vollbracht zu haben. Aber mit seiner inneren Ruhe ist es vorbei. Teili, Teili, denkt er bei sich, wie soll er das nun seinem Freund draußen klütern? Kruzitürken, flucht er, die Weiber, die Weiber! Nein, beschließt er dann, er wird dem Toni gar nichts sagen, soll er selber draufkommen, wie weit es mit der Unschuld von dem Mädel her ist, eine Sache, auf die einer oft lange nicht draufkommt.

In den nächsten Nächten hat der Hannes wieder auswärt's Dienst, da kommt er auf bessere Gedanken. Nach fünf Tagen aber steht plötzlich der Kinninger vor ihm, wie er leibt und lebt, nur nicht so gesund, sondern als Verwundeter, geschient und verbunden. „Ja, Toni“, ruft der Hannes, „wo hat's denn di erwischt? Bei an Bolschewistenangriff?“ „Na“, brummt der Kinninger. „Oder bei an Stoßtrupputernehmen?“ „Na“, brummt der Kinninger. „Ja, wo denn nach?“ „Beim Fensterli, auf der Lasta“, gesteht der Kinninger.

Da weiß der Hannes erst nichts zu sagen. Dann aber spricht er mit dem Bruston der Überzeugung: „Da hast es jetzt g'sehn, Toni, was i di für a guter Freund bin!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

„Bobby“, sagt Felix, „wilst du mich begleiten? Ich möchte schauen, ob ich irgendwo eine Laubseife aufreiben kann?“ „Zu was brauchst denn so was, Lial?“ fragt Bobby. „Na, zu was denn sonst, als zu Laubseigebeien!“ „Ujeger!“ meint Bobby kopfschüttelnd, „ist denn so eine Arbeit net anstrengend, bei der man auf den Bäumen umeinanderkaxeln muß?“ H. K. B.

*

Rudi führt Bobby in seine Bibliothek. Dort zeigt er ihm voll Besitzerstolz ein erlesenes Werk und meint: „Dieses Buch habe ich schon seit drei Jahren!“ Meint Bobby nachdenklich: „Da hättest du es aber wirklich schon... zurückgeben können!“ F. H.



(O. Möckel)

Mitten im einsamsten Dickicht stand vor dem erschrockenen Wanderer plötzlich ein wüster Kerl, berüht, zuertupft, in der Rechten ein Schießes. Das Gesicht in demüthig-traurige Falten gelegt, sprach er mit wehleidiger Stimme: „Unterstützen Sie einen armen Mann — außer diesem geladenen Revolver hab' ich nichts auf der Welt...“ F. W.

*

In Wien gibt es unweit des Grabens ein vegetarisches Restaurant. Ich fragte den Wirt: „Warum stellen Sie immer künstliche Blumen auf den Tisch?“ Der Wirt lachte: „Die echten Blumen stehen auf der Speisekarte!“ J. H. R.

Die Exil-Brüder in Washington

(Wilhelm Scholz)



„Haben Sie einen Unfall gehabt?“ — „Nein, ich hatte nur eine freundschaftlich politische Besprechung mit meinen Landsleuten!“

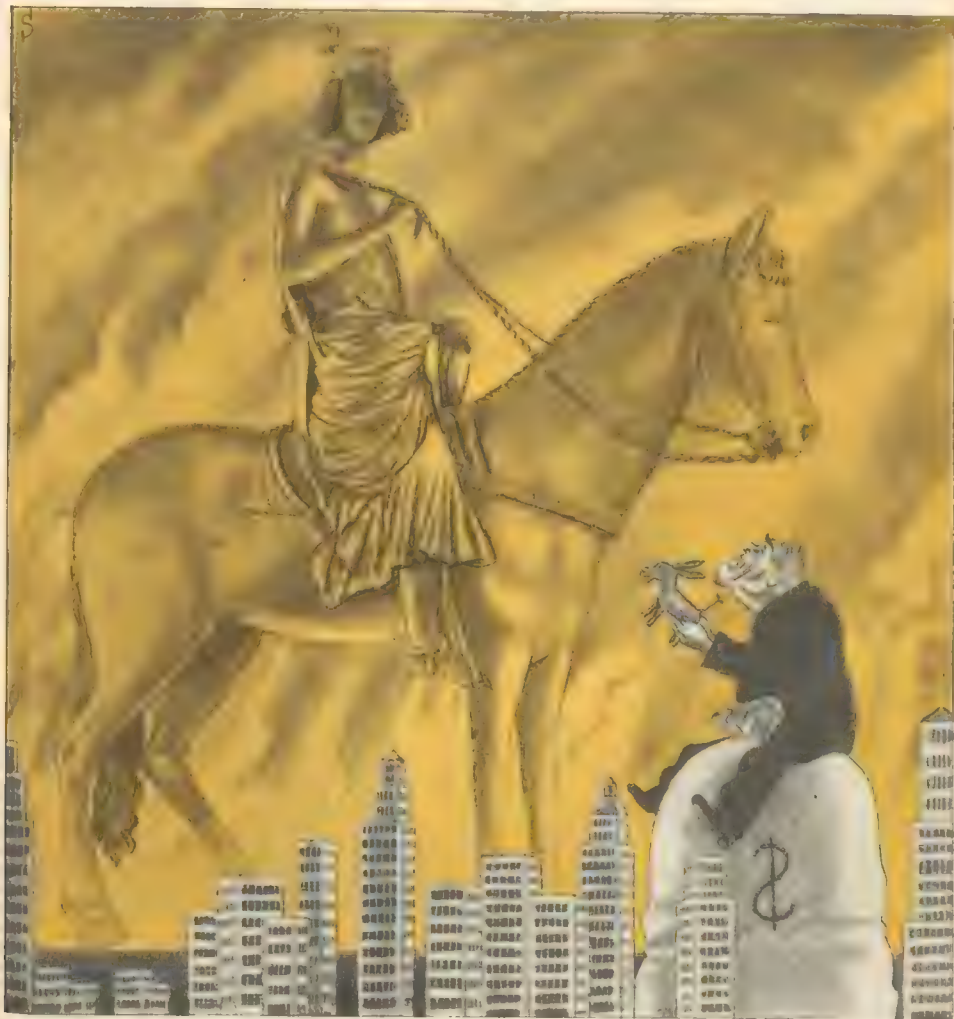
I fratelli d'esilio in Washington: „Avete avuto un infortunio?“ — „No; ho avuto soltanto un' amichevole discussione politica coi miei compatrioti!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

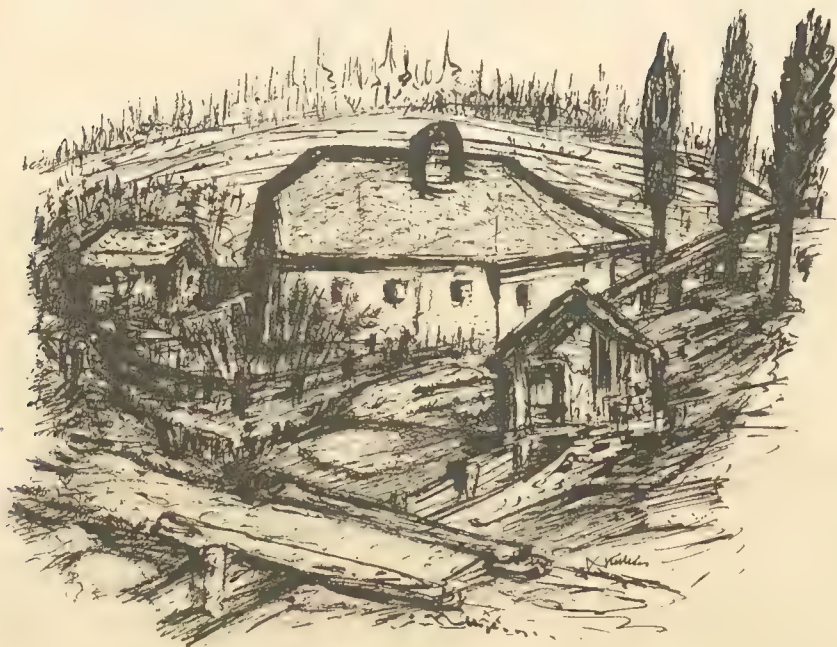
Roosevelt und die Kultur

(Erich Schilling)



„Du glaubst mit deinen Bomben den Geist der Kultur zu vernichten — du armseliger kleiner Geist!“

Roosevelt e la cultura: „Tu colle tue bombe credi di annientare lo spirito della cultura ... tu, miserabile, meschino spirito!..“



DER PATERNOSTER

VON WALTER FOITZICK

In dem großen Geschäftshaus ist ein Paternoster eingebaut, wissen Sie, so ein Fahrstuhl, der immerzu geht und keine Türen hat. Paternoster klingt recht altertümlich, nach gotischer Dombauhütte, nach frommer Technik und nach Alchimie mit ausgestopften Krokodillen und Salamandern. Aber es klingt nur so, denn der Paternoster geht mit Elektrizität und von ausgestopften Krokodillen ist weit und breit keine Spur.

Manche Leute, die es nicht gewohnt sind, mit dem Paternoster zu fahren, fürchten sich vor ihm. Sie glauben, den Zeitpunkt zu verpassen, wo man aus- und einsteigen soll. Sie haben es nicht gern, wenn er an den Stationen nicht anhält. Ordnungsliebende Leute wollen, daß ein Fahrzeug da hält, wo man aussteigt. Das kann der Mensch verlangen.

Die andern aber freuen sich gerade darüber, wie leicht sind das die unordentlichen Leute. Sie sehen den Reiz des Paternosters darin, daß man während der Fahrt auf- und abspringen darf. Überall ist solches schon verboten. Bei der Straßenbahn, bei der Eisenbahn und sogar beim Karussell beim Paternoster aber ist es geboten, wer mitfahren will, muß während der Fahrt auf- und abspringen. Und manche Leute springen gern während einer

Fahrt auf und ab. Jahrhundertlang war dieses untersagt. Ich bin überzeugt, auch die ägyptische Polizei des alten Reiches hatte schon Vorschriften erlassen, daß es nicht erlaubt sei, auf Nilschiffe während der Fahrt aufzuspringen. Sehr Neugierige und Wagemutige fahren sogar obenherum und untendurch. Die Gebrauchswei-

sung des Paternosters sagt zwar, daß es ungefährlich sei, aber es graust einem doch ein bißchen. Jeder hofft oder fürchtet, daß sich unten oder oben etwas Unvorschriftsmäßiges ereignen konnte und man vielleicht von oben mit dem Kopf voran herunterkommen oder von unten mit den Füßen aufsteigen könnte. Doch das geschieht niemals. Sonst begegnet man nur immer Leuten, die von rechts oder links oder von vorn oder hinten kommen, hier treffen wir endlich mal Bekannte, die erscheinen von oben oder unten. Mal sieht man von einem die Beine zuerst und mal den Kopf. Und manche erkennt man gleich an den Beinen und manche am Hut. Und wenn einem nun das Detail sympathisch ist, kann man warten, bis die anderen Teile im Ausschnitt erscheinen.

Wie schön ist es, Leute in einem Stockwerk an uns vorbeifahren zu sehen. Sie tauchen aus dem Nichts auf und verschwinden wieder im Nichts, wie durchreisende Verwandte im Sommer. Man möchte mit dem Taschentuch winken. Es ist nicht ganz leicht, das richtige Gesicht zu machen, wenn man so anelander vorbeigleitet, ganz dicht, nur in einer Entfernung von einigen Zentimetern. Innenstehende machen unwillkürlich eine einladende Handbewegung zum Einsteigen. Da regt sich eben der Fahrstuhlführer, der in jedem Menschen schlummert. Man möchte sagen: „Bitte einsteigen, dritter Stock, Kinderwäsche, Vereinsabzeichen und Bustenhalter.“

Vom Schulterschwänzen

Menichen, die die Schule schwänzen, sind sie beinahe Missetäter? Der Defekt läßt sich ergänzen, einmal früher, einmal später.

Haben Sie nur Mut und Grüne, reifen Sie sich durchzuweisen, und mit flott geschwungener Münze landen Sie auf ihren Plätzen.

Vor des Lebens Schule freilich druckbergend auszuweichen, dieser Fall ist unzersehblich und nicht wieder zu begreifen.

Erfahre mir's nur um so schlimmer, und zu Bergen werden Hügel; weltens gilt man als ein Schwimmer und kriegt drittens tröndend Prügel.

Ratsloher



„Man merkt, daß unser neuer Vizekönig General ist. Jetzt hängen die Inder fabelhaft in Reih und Glied!“

Nuovissimo ordine in India: „Si vede che il nostro nuovo Vicerè è un Generale. Adesso gl' Indiani pendono meravigliosamente in fila!..“

DER SPEZIALIST

VON SCHLEHDORN

...und dann möchte ich", äußerte Regierungsrat Julius, der mit Frau Dorette in einer klappenden Kleinbahn über Sonntag auf Land fuhr, "in der Sonne liegen, auf einer Wiese, einer garantiert entkalkten, still im hohen, grünen Gras (Musik von Brahms), und schlafen—ah—len—."

"Ein tiefer Gedanke", sagte der Herr mit dem bedeutenden Hut und der grünen Brille, "im Schlafen bin ich nämlich Spezialist. Vielleicht der einzige auf dem Kontinent. Heute ist alles spezialisiert, für Motoren, Blindarm oder Steuerrecht, — aber alles für wache Sachen. Dabei schläft der Mensch ein Drittel seines Lebens. Normalerweise von einundfünfzig Jahren also siebzehn. Kinder und Feinschmecker sogar mehr. Jugend schläft, weil sie müde ist vom Tag, Alter, weil es müde ist von den Jahren; unser Leben, sagt der Philosoph, liegt zwischen Schlaf und Schlaf. Demnach ist der Schlaf der primäre Zustand.

Aber wer bekennt sich ehrlich zum Schlafen? Man renommieren mit durchwachten Nächten, mit Frühaufstehern, wenn es keiner nachprüfen kann. Aber wer treibt Schlafen als Sport oder als Kunst oder (wie ich) als Wissenschaft?"

Frau Dorette erinnerte an den wackeren Battista aus Capri, der allmorgendlich um dieselbe Stunde seiner sonnigen Bank zustrebte, sich langlegte und schlief, die Mütze ins unasierte Gesicht geschoben, privat in aller Öffentlichkeit, ohne Ärger, Neid und Interesse an Mitwelt und Nachruhm — der schlafende Philosoph. „Wer schläft, stiehlt keine Fische“, sagt der Italiener.

„Wer schläft, der kündigt nicht“, bestätigte der Spezialist, „es ist eben der einzige moralische Zustand.

Der Fehler ist, daß er bisher nur von Medizinern und Psychologen bearbeitet worden ist. Erstere fanden in schlaflosen Nächten die Schlafsteuerungszentrenhypothese. Letztere den Unterschied zwischen Ermüdungsschlaf und Reizmangelsschlaf.“ Aha, dachte Julius, das ist der, den unser Klubbruder Fritz schlief, seit er das ältere Flaubert

Pfeifer geheiratet hat. Und laut bemerkte er: „Irgendwas stimmt da auch nicht. Abends kann man nicht einschlafen, morgens nicht ausschlafen und tags, besonders bei Fachvorträgen, wenn ein Sachverständiger die Sauerquellen rieseln läßt, kämpft man wieder mit dem Schlaf.“

„Das kommt“, erklärte der Dornmüliologe, „weil man den Tag fälschlich nach dem Wachen einteilt und nicht nach dem Schlafen. Keiner fragt anders: haben Sie gut gewacht? oder sagt morgens: wachen Sie gut! Keiner spricht von Wachwegen, Wachanzug oder Wachmütze. Das Wesentliche ist eben der Schlaf.“

Er erzählte, er habe zu den alten Hausmitteln (wogendes Kornfeld, Zählen bis tausend) ein neues Schlafpulver und eine Einschlafmaschine konstruiert, aus der Zarah Leander mit gleichmütigem Baß ein Wiegenlied singt. „Das Schlaflied, wissen Sie, war die früheste Musik.“

„Ich denke, das Liebeslied“, sagte Frau Dorette. „Vielleicht beides zugleich“, meinte Julius. „Übrigens könnten Sie die herrliche Schlafarie König Philipps II. im Don Carlos von Verdi durch zwei Tabletten Ihres Schlafmittels ersetzen.“

„Spotten Sie nicht über den Schlaf (denken Sie an Macbeth)! Welt er schlafen will, wirkt Philip in der Oper menschlicher als bei Schiller, und erst Azzucena, die häßliche Alte mit dem schönen Alt: „In unsere Heimat kehren wir wieder...“ Oder im Egmont die letzte Szene, gerade beim Schlaf greift Beethoven ein. Von Brundhild greift nicht erst zu reden. Kurz: Schlaf ist der eigentlich poetische Zustand.

Und nun die bildende Kunst: Giorgiones Venus, um diese allein zu nennen, wäre nur halb so reizend, wenn sie wachte. Wer weiß, ob sie denn uns viel Kluges sagen würde? Das tiefe Atmen des gesunden Schlafers hat den gleichmäßigen Rhythmus des Wellenschlags. Schlaf ist also der einzig harmonische Zustand.“

„Wenn einer nicht schnarcht“, sagte Dorette.

„Ein interessantes Gebiet“, dozerte der Spezialist, „das ich vermittels des Schnarchselmographen erforsche. Freilich, als ich gestern eine junge Dame fragte: darf ich diese Nacht eine Tief-schnarchaufnahme von Ihnen auf Schlafpillen

machen?, lehnte sie seltsamerweise ab. Es fehlt noch das Verständnis für die dornmüliologische Wissenschaft, für die Somnologie. Man müßte dafür einen Lehrstuhl schaffen.“

„Einen Ohrenstuhl vielleicht!“, meinte Dorette.

Und während der Spezialist seine Vorlesung fortsetzte, war Julius bereits zu den praktischen Übungen übergegangen. Wie durch einen Schleier hörte er die Darlegungen über die entscheidende politische Bedeutung des Schlafs, von der Regierungsmaxime Julius Cäsars: „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, mit kahlen Köpfen und die nachts gut schlafen“ bis zu Napoleon, der während der Schlacht bei Leipzig schlief... Dann war auch er eingeschlafen. Und träumte, wie einst der Traum in den Schlaf gekommen ist:

Da wurde ein Engel auf die neugeschaffene Erde geschickt, der trug in dem einen Arm eine Flasche, darin war der Schlaf (Eva sollte dem Adam im Schlaf geschenkt werden), in dem anderen Arm eine Flasche, voll von Wahnvorstellungen (die sollte für künftige Literaten sicherstellt werden). Der Engel flog immer ordnungsmäßig auf der äußersten rechten Seite der Luftlinie und langweilte sich sehr. Da naschte er ein bißchen an der Flasche voll Schlaf: eine angenehme leichte Schwere ergreifte ihn und er überließ sich, seiner selbst nicht mehr bewußt, dem seligen Sapsellig der eigenen Schwingen. Später setzte er dann das Fledermaus aus der anderen Flasche zu, aus der mit den Wahnideen. Und damit waren die Träume in den Schlaf gekommen. Als er dann später dem vorgesetzten Erzengel meldete: „Gehorsamstes Hallelujah, Befehl ausgeführt!“, da hätte der ihn zusammen-gesteckt, wenn es so was in der Dienstvorschrift der himmlischen Heerscharen gäbe. Aber damit wäre ja auch nichts zu ändern gewesen.

Und Julius träumte weiter: er mußte Dornmüliologen interviewen in ihrer Eigenschaft als Bekordschäferin. „Was dachten Sie, als Sie nach hundert Jahren aufwachten?“ — „Ich dachte“, antwortete Dornmüli, „ob der Prinz nicht am Ende nur aus dem Märchen wäre oder gar aus dem Film. Und dann dachte ich, wie ich mit meinem Kostüm von vor hundert Jahren in die Mode passen würde, — aber es ging, man trug sich gerade wieder romantisch.“

Und Julius träumte, der Herr mit der grünen Brille hätte ein Komplexgebilde, um dem Schlaf ein Denkmal zu setzen. Es entstand ein riesiges, in den Dunkel, der unter Berufung auf Ovid den Schlaf schlafend darstellen wollte, — man stellt doch auch den großen Chirurgen nicht auf dem Operationstisch liegend dar, und den Barber nicht in eingeseilttem Zustand. Der Schlaf ist doch der einzige, der nicht schläft (außer dem Nachwach-beamten). Bei der Enthüllung gab es wieder eine Painlichkeit: das Denkmal war nicht fertig geworden, der Festredner hatte sich verschlafen, das Publikum stand und gähnte. Gerade stieß man ihn, Julius, auf die Rednertribüne. „Da wachte er auf. Der Herr mit der grünen Brille hatte nichts gemerkt. Der war eben mit der Psychologie des Siebenschlafers und des Murrells bis Ende, und fuhrte aus: „Sehen Sie, das Roß schläft im Stehen, der Affe im Sitzen, der Mensch im Liegen, aber die Fledermaus! Die Fledermaus schläft aufgehängt, aufgereiht, den Kopf nach unten. Welche Ordnung, welche Ersparnis an Wohnraum! Wieder hilft der Schlaf, ein Problem zu lösen.“

Übrigens kennen Sie mein Werk? Der Schlaf von Endymion bis zur Neuzeit? Sie wissen nicht, wer Endymion war? Das war der liebliche Schäfer, den Selene auf dem Berge Latmos einschläferte, um ihn ungestört küssen zu können. Man könnte sich den Vorgang auch anders denken, indessen das führt zu weit.“

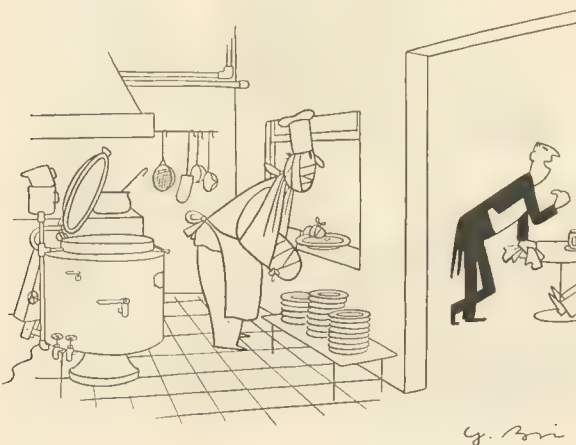
„Ja, wenn der Schlaf seine Memoiren schriebe“, sagte Julius, „mit allem Drum und Dran und bei —“ Da hielt der Zug. Und während er den Koffer aus dem Wagen hob, brachte er noch den Gedanken vor, der ihm im Schlaf gekommen: man müßte dem Schlaf ein Denkmal setzen.

„Ausgezeichnet“, stimmte der Dornmüliologe zu. „Und als Aufschrift darauf: Schlafen ist das Zweischönste —“

„Wieso?“, fragte verständnislos hinter ihm drein der Spezialist.

Berufsunfall - Infortunio professionale

(G. Brinkmann)

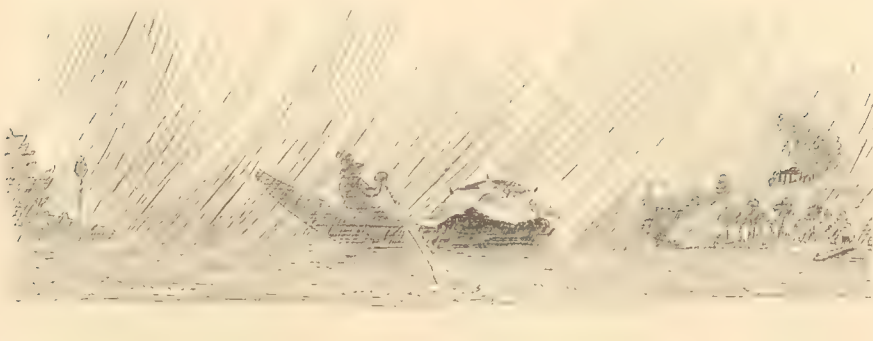


„Unser Koch ist das Opfer einer Explosion geworden, als er eine neue Puddingsoße ausprobieren wollte!“

„Il nostro cuoco è stato vittima d'un'esplosione, mentre voleva provare un nuovo succo da bodino!“



Il modello di creta dalle forme snelle tornite



FAHRT IN DEN HERBST

VON A WISBECK

Demals strich ich wieder einmal, nach langen Jahren, durch das Frankenland, den Main hinab, an allen den Dörfern, Märkten, Städtchen vorüber, die unter den Hängen sanft gewellter Rebenugel in stiller Versunkenheit still vor sich hiniräumen. Gernheim, als wolle er sich die Gegend so recht mit Muße besahen, windet sich der Fluß durch das gesegnete Tal. Nein, er hat es nicht eilig, aus diesen lieblichen Gefilden nach der Wüstenal des großen Wassers zu streben. Noch verströmt die Sonne ihre letzte Kraft über die Hügel, trüchsig von Trauben steht der Weinstock. Seht, wie er die prallen Bündel goldgelber Kugeln kaum mehr zu tragen vermag! Hinauf, ihr Mödchen, hinauf in den Wingert, und schleppt, was ihr schleppen könnt zur Kelter! Nachts aber gibt es ein Flüstern und Wispern in Gassen und Gäßchen, in Torwinkeln umschlingen sich inbrünstig die Schatten — ja, küßt euch noch, laßt eure heißen Herzen aneinander schlagen, bald steht der Weinstock anblüht, legt der Tod seine Hand auf braches Land! Schon neigt sich der Tag dem Ende zu, da taucht noch, aus den blauen Schleieren der Dämmerung zum Licht der ersten Sterne strobend, die Veste des Marienberges vor mir auf. Würzburg! Ja, ich kenne dich, du unvergleichliche Stadt des Frankenlandes! Ich kenne dich die edlen Schätze aus Stein, Holz und Schmiedeeisen, die du aus großer Zeit noch birgst, keine deine träumenden Gassen, kenne draußen des verbluteten Schloßes, in dem Würzburgs Fürstbischöfe zwischen tändelnden Göttern und wippenden Reflektoren göttellose Sommernächte zelebrierten. Aber ich kenne auch deine verschwiegenen Kneipen und Bäckchen, in deren kühlen Kellern die dunklen Fässer ruhen. Hei, wie das milde Gold des „Leistens“ in die Kelche rinnt, wie der würzige „Stein“ aus den Römern duftet!

Und steh! In diesem verwinkelten Gäßchen, hinter der verschloffenen Tür, liegt auch noch immer die Kneipe, in der ich allabendlich mit Agathe saß! Hier der Tisch — wahrhaftig, noch ist auf seiner ausgewaschenen Platte, zerfasert und verschauert freilich, das Herz erkennbar, das ich heimlich darin ritzel! Wein her! Vergessen alle Jahre, die das Leben dazwischen warf! Trink, Agathe, trink, ich sehe es gern, wenn sich deine dürstenden Lippen heuchten. Ein Hoch allen schönen Frauen der Welt, dir aber, Agathe, flüstere ich ein einziges Wort ins Ohr: „Gelliebte!“ Und nun noch ein letztes Schöpfle oder ein vorletztes — wer kann das vorher wissen? Nein, Agathe, du sollst meiner grünen Haare wegen nicht sagen, ich sei als geworden und fürchte mich vor dem Wein! Sieh, wie ich ihn meisterlich ich hatte dich vergessen, verzehn es mir, Agathe, aber

nun will ich das Haus aufsuchen, in dem du gewohnt hast. Drüben, im Gewirre alter Gassen. Kaum pfliff ich leise, da schlug mir schon deine klopfende Brust entgegen, brannte dein Kuß auf meinen Lippen. „Agathe, ich dachte den ganzen Tag nur an dich, die Sonne lief zu langsam ihre Bahn. Es fiel mir ein, daß ich gestern vergaß, deine Augen zu küssen. Nun bin ich da!“ Ob ich wohl den Weg noch finde? Die Nacht ist zwar mondklar, doch strauchelt mein Fuß des offenen, verfehlt den Randstein und verflingt sich am anderen. Woher kommt der Rib in meinem Arme! Und tug ich nicht einen Hut auf dem Kopf? Was halb winden sich die Häuser in Krämpfen! Auf der alten Brücke erfährt mich gelinder Schwindel, am Steinbild des heiligen Kilian muß ich rasten. Still, im Gefilze silbernen Lichtes, zieht der Main dahin. Über mir baumelt der Mond, zwei andere umkreisen ihn. Ein alter Herr bleibt vor mir stehen, zieht mir aufmerksam in das Gesicht. „So, so“, sagt er, „du bist es also!“ — „Ja“, sage ich, „du hast es erraten, ich bin’s, und übermorgen wüßte ich vielleicht auch, wer du bist. Heute aber kommst du mir so entfernt vor. Und warum zitterst du?“ „Für deinen Zustand wäre Tierkohle, carbo medialis, das geeignete Mittel“, meint mit tiefem Ernst der Herr, „die absorbiert die Giftstoffe des Alkohols und führt sie ohne Beeinträchtigung der Herzaktivität dem Darm zu.“ „Bildsinn“, sage ich ein wenig schroll, „warum soll ich Kohlen fressen, weil mich das Leben freut? Für deinen Zustand aber empfehle ich: lasse dich so lange künstlich mit Ritzingöl ernähren, bis es dir leichter wird im Gemüt!“

„So etwas an Besoffenheit ist mir doch im Leben noch nie vorgekommen“, knurrt der Mann bitter „Wie“, entgegne ich und halte mich an der Krautwarte des Herrn fest, „besoffen bin ich durchaus keinesfalls nicht, sondern im Gegenteil. Ich tue keinem Menschen etwas zu leide und gehe still meinen geraden Weg. Wenn du aber in meiner Hose suchst, wirst du noch drei Mark darin finden, die wollen wir versaufen!“ „Das fehlte gerade noch!“ faucht der Mann, „mich von einem Söffling einladen lassen!“ „Einen Lahmarsch wie dich sollte man jahrelang kopfüber in einen Ententeich hängen, bis er genug Wasser gesoffen hat“, antworte ich, nun wirklich ein wenig verärgert. Da antwortet mir der Herr wortlos seine Krautwarte aus den Händen.

Nun zu Agathe! Ja, da steht es noch, das alte Häuschen mit seinem hohen Giebel, von dem das Mondlicht tropft! Hier, das dritte Fenster war es. Erscheint nicht ein braungeflecktes Köpfchen zwischen den weißen Gardinen? Ich pfeife leise, dann ertönt mir der Herr wortlos seine Krautwarte aus den Händen. Das Fenster wird ge-

öffnet, ein altes Weib in schlammigem Nachtkittel beugt sich heraus. „Komm herunter, braunlackiges Engelchen!“ rufe ich hinauf, „ich habe noch drei Mark!“ „Unverschämter Lummell!“ kreischt es herab. Das Fenster klickt zu. Sondern, denk ich mir, Nun ist man doch nur gut und höflich zu den Menschen. Ist bereit, ihrer Freude die letzte Bartschaft zu opfern, und wird von ihnen gekränkt und beleidigt. Traurigkeit überkommt mich Gut, ich will mich aus der Gemeinschaft dieser harten Herzen zurückziehen, will eine Hütte im tiefen Wald bauen und von Beeren und Wurzeln leben. Ein fischer Quell versorgt mich mit Wasser, Vögelchen singen im Geäste Über mir, ein Rehlein schmiegt sich an meine Knie, weithin, vom Tal herauf, ziehen die Glocken. Vielleicht könnte ich mir für den Sonntag auch ein Kaninchen züchten. — In diesen Gedanken gehe ich so vor mich hin. Nun bin ich wieder auf der anderen Seite der Stadt. Verschlungen sind die Platte des „Glacis“, und manchmal hammt ein Baumstamm meinen Fuß. Hier, auf dieser Bank könnte ich ein wenig rasten. Oder sind es zwei Bänke? Gleichviel, auf die eine will ich mich hinsetzen und träumen. Von Agathe. Ja, Gelliebte, lege wieder deine Hand in die meine und lasse uns plaudern von kommandem Glück! Komm, lasse dir diesen Kranz blauer Blüten um die schmale Stirn winden, bringe hinein zum Schwerm der Sterne und lasse mich deine Augen kitzeln! Ich liebe dich! Was ist das? Eine Hand zerrt an meinem Arm, eine zarte Stimme redet auf mich ein. Ach ja, da habe ich nun doch die Bank verfehlt und mich quer über den Weg gestreckt. Ein junges Mädchen steht vor mir. „Sind Sie krank?“ frägt es mildtollend und richtet mich auf. Es reicht mir seinen Arm, geleitet mich zur Bank. Mir setzen uns. Ganz weiß ist nun die Nacht, über die zermürbten Reste eleum-spennener Bastionen fließt milchiges Licht. Kein Laut klingt. „Sie kommen wohl weit her?“ frägt die Kleine. „Ja“, sage ich, und der Geist des Weines ist nun zerstoßen. „Ich komme weit her — sehr weit, aus meiner Jugendzeit komme ich.“ Schweigen. „Fürchten Sie sich nicht?“ frage ich das Mädchen, „mit einem fremden Mann in dieser Einsamkeit? Wenn ich nun meinen Arm um Sie legen wollte?“ Das Mädchen zieht mich aus dem Arm und lacht dann fröhlich auf. „Nein, ich fürchte mich nicht vor Ihnen. Sie könnten ja fest schon mein Grobster sein!“ Richtig, richtig, so ist es und nicht anders. Vorbei die Trunkenheit des Herzens, vorüber der Rausch des Lebens! Nur der Wein wirkt noch den Widerschein entwandenen Glückes in eine ausgebrannte Brust. „Habe ich Sie gekränkt, sind Sie traurig?“ frägt das Mädchen und legt seine kleine Hand mit festem Druck auf die meine. „Nein, du gutes Kind“, sage ich, „ich bin nicht traurig. Sieh, wie das Mondlicht aus den Bäumen träufelt, wie die Sterne über uns ziehen! Schön ist die Welt und schön das Leben, und ewig werden sie dem gehörend, der nicht aufhört, sie zu lieben.“

Die Patientin

(K. Haillgenstedt)



„Wenn ich nur wüßte, ob er sich für mich als Ganzes oder nur für meinen gereizten Blinddarm interessiert!?“

La paziente: „Oh se sapessi s'egli s'interessa per me ... In tutto e per tutto o soltanto ... pel mio irritato intestino cieco!“,



„Du mußt lauter heulen, Genosse, sonst merken die Leute, daß wir einen leeren Sarg zu Grabe tragen!“

Il finto seppellimento dei Komintern: "Compagno, devi urlare più forte, altrimenti la gente s'accorge che noi sotterriamo un feretro vuoto."



„Üppige Formen und Sinn für alles Edle verlangt Paul von der Frau, die er liebt... Na ja, vorerst wird ihm mein Edelsinn genügen müssen!“

Pretese: „Paolo dalla donna che ama, richiede forme esuberanti e senso per tutto ciò che v'è di nobile... Eh via! Egli dovrà dapprima accontentarsi della mia nobiltà d'animo!..“

DIE QUALENTHEORIE

VON GERT SASCHA

steckt ein Stückchen Kuchen in den Mund, kaut langsam und meint nachdenklich: „Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!“ — „Het sich was, ausgezeichnet!“ ruft Frau Chianti aus und sticht plötsch mit zorniger Miene auf Herr Lambda schüttelt sich, beobachtet sie, läßt die Augen von einem zum andern schweifen und stöhnt verwirrt: „Was ist los? Der Besuch ist beendet. Auch das Kind, das Schätzchen, hat es gemerkt. Es hängt an zu weinen und reißt sich die Augen. Die Mutter nimmt es auf den Arm und betastet es überall ein bißchen, auf der Suche nach irgendwelcher verdächtiger Feuchtigkeit. Dann sagt sie, „Nein! Es ist nur müde!“ Herr Chianti nimmt ein Stück Kuchen und reißt es dem süßen Balg, der es aber zur Erde wirft und weiter weint. Da zieht Herr Lambda sein großes Taschentuch und trocknet seine Nase. Schnaubel Schnaubel lüchlig!“ sagt er. Das Kind schnaubt und hört auf zu weinen. Alle schauen erst auf Herrn Lambda, der das kostbare Tuch zusammenfaltet und in die Tasche steckt. Das Kind lacht nun und winkt seinem Vater zu. Es möchte noch einmal schnauben. Das gefällt ihm. Aber nun hat Herr Chianti zum zweitenmal seine goldene Uhr hervorgezogen. Diesmal hält er sie nicht einmal ans Ohr. Seine dichten Augenbrauen sind ein wenig gerunzelt, die Spitzen seines Schnurrbartes zittern, er ist vom Sofa aufgestanden und läuft durchs Zimmer auf der Suche nach seinem Stock. Aber nein! Aber nein! Den Stock hat er im Vorraum gelassen. „Giuditta, Giuditta! Bring den Stock dem Herrn!“ — „Aber lassen Sie doch! Bemühen Sie sich nicht!“ Herr Lambda erhebt sich mit seinen beiden Schwelbenschwänzen und schaut mit verärgerten Augen auf den Boden seiner Tasse. Dann durchschreitet er den dunklen Korridor. Jemand tritt der Katze auf den Schwanz, sie macht eine blitzschnelle Wendung und flüchtet ins Zimmer Was gibts? Was ist los? Beinahe wäre Herr Lambda die Brille von der Nase gerutscht. Wo ist mein Hut? Nein, das ist nicht meiner, er ist zu groß. Wie zu groß? Der bucklige Bart bewegt sich drohend. Die beiden Ehepaare steigen die angelegte Treppe hinunter, einer nach dem andern. Ich sehe noch eine Bartspitze des Herrn Chianti und mich überfällt von neuem eine schreckliche Versuchung. Aber ich denke: „Das wird ein andermal gemacht!“ Herr Lambda trocknet sich die Stirn mit dem Taschentuch und eh er verschwindet, dreht er sich um und ruf jovial lächelnd: „Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!“

(Aus dem Italienischen v. Charlotte Opitz)

Appell - Appello

(Trotz Blick im Felder)



„So bravo! Wer fleißig legt, kriegt Urlaub, wer im Rückstand bleibt, wird als Suppenhuhn abgestellt!“

„Così va bene! Chi assiduo o far uovo, ottiene la licenza, chi invece rimane in arretrato, viene servito come polenta all'...

Emig pliefend war ich damit beschäftigt, ein großes Stück Leinwand über den Kellerrahmen zu spannen, und mit der Kohlenstift meines neuen Gemäldes: „Elefantentücken zermalmen ein Nilpferd!“ zu beginnen. Des Werk sollte die Empfangshalle eines Zoologischen Gartens zieren. — Eben wollte ich mein Pfeilchen stopfen, als Professor Prodhari ins Atelier stürzte. Er war, wie immer, ein Jahr jünger. Aus seinen Augen blitzte unerbittlicher Forschungsdrang, als er mich anfuhr: „Zieh dich ab! Laß alles stehen und liegen und komm mit!“

Da ich wußte, daß Frage oder Widerspruch bei Prodhari kategorischen Weisungen unnütze Kraftvergeudung gewesen wäre, hob ich die Pfeife, die mir vor Schreck aus dem Munde gefallen war, wieder auf und eilte bald mit wehenden Mantelzipfeln an Prodhari's Seite über die Straße. In seiner Praxis angekommen, ließ er mich im anheimelnden Operationsstuhl Platz nehmen, schlüpfte hurtig in seinen weißen Kittel, sah mich prüfend an und fragte:

„Gehörst du als Malbelleisener zu den Geisteserben?“ — Eine unbekannte Felle witternd, antwortete ich vorsichtig: „Wie man's nimmt!“ —

„Dacht' ich mir! Also in medias res! — Ich brauche für die Richtigeitsbeweise meiner neuen Theorie ein lebendes denkendes Versuchsobjekt, und das kennst du so dein!“

„Um Himmels willen!“ rief ich und wollte fliehen, — „du willst mir wieder was einspritzen, wie ein alter Vinterrichter! Nein! Hilfer!“

Aber Prodhari drückte mich wieder auf den Sessel zurück und beruhigte mich:

„Diesmal handelt es sich nicht um eine simple subkutane Injektion, sondern um etwas für dich ganz Ungewöhnliches und Schwieriges! — Du sollst jetzt...“ danken intensiv denke! Würdest du der Wissenschaft dies Opfer bringen?“

„Für die Wissenschaft würde ich einen Besen verpaßsen, der in Seifenwasser gestanden hat!“

„Schön! — Kennst du die Quantentheorie?“

Ich gestand, daß für mich die Quantentheorie ein böhmisches Dorf sei.

„Hör zu, wenn ein Körper erhitzt wird, dann... na?“

„Dann schwitzt er!“

„Nein — dann sendet er Strahlen aus! — Neuerdings aber vertritt man die Theorie, daß der erhitzte Körper auch Teile seiner selbst, also Moleküle, abschleudert! Verstanden?“

„Gewiß! Der schwitzende Körper spielt mit seinen Molekülen Fußball!“

„Er gibt also Quantitäten, — Quanten, — her. Daher der Name: Quantentheorie! — In logischer Fortführung dieser Anschauung stelle ich die These auf, daß lebende Körper nicht nur Quantitäten, sondern, z. B. bei hochgradigen Denkvorgängen, — auch Qualitäten abgeben! Diese neue und umwälzende Theorie, die ich meinen Kollegen als fetten wissenschaftlichen Brocken zuwerfe, nenne ich kurz: „Quantentheorie!“ — Nun soll dein hochtours Kleinhirn die Wahrheit meiner Quantentheorie unter Beweis stellen!“

Meine Besorgnis, die Quantentheorie könne bei mir zur Quanten-Praxis werden, wußte Prodhari zu zerstören:

„Zuerst stellst du auf die Miwa, meine hochempfindliche Milligrammwage, dann gehst du in meine neukonstruierte Cacus, Camera qualitäts, in der ich die Emissionen deines Denkens durch mein hochsensitives Reliktionsapparat, meine Art photographischer Platte festhalte. Nach diesem Experiment in der Cacus stellst du dich wieder auf die Miwa, wo ich eine eventuelle Gewichtsdifferenz feststellen werde!“

Also sprach Prodhari. Ich aber begab mich mit abgeheultem Atem auf die Miwa-Plattform, wo der Professor, genau 709999 Milligramm Gewicht ablas. In der Cacus, einer Art verfinsterten Telefonzelle, schnallte er einen Riemen um meinen Kopf, an dessen Stirnseite eine Art Objektiv befestigt war. Prodhari sagte:

„Nun konzentriere alle deine inneren Qualitäten auf den bevorstehenden Denkprozeß! Grüble abgründig und sinne tieferschürend über ein x-beliebiges Thema!“

Damit schloß er die Cacus, und ich stand, einer schwach phosphoreszierenden Platte gegenüber, im Finstern. Was lag mir näher, als die Komposition meines Gemäldes: „Elefantentücken zermalmen ein Nilpferd“, nachzudenken? — Nach fünf Minuten anstrengender zoologischer Himmeltätigkeit entließ mich Prodhari aus der Cacus.

„Gedulde dich nochmals fünf Minuten!“ rief er aufgerufen. — Ich entwickelte nur die Platte. Mit diesen Worten verschwand er im Nebenraum. Interessiert betrachtete ich den gläsernen Instrumentenstisch. Besonders bewunderte ich die eigenartig geformten, merkwürdig geschwungenen und leicht gebogenen Scheren. — Nach einiger Zeit kehrte Prodhari strahlend, die Platte in der Hand schwenkend, zurück.

„Heureka!“ frohlockte er. „Triumph! Meine Quantentheorie marschiert! Schau her! Da die Platte! Du hast natürlich wieder einmal nur an dich selbst gedacht! Denn was zeigt die Platte?... Ein Rhinoceros!“

Eben wollte ich erwidern, als er schon fortfuhr: „Die Fixierungsmöglichkeit reflektatorischer und motorischer Himmeltätigkeit, als Basis der Quantentheorie, ist damit zur Evidenz erwiesen! — Nun zum zweiten Experiment! Besteige die Miwa!“ Sorgfältig studierte Prodhari die Skala der empfindlichen Waage.

„Siehst du?“ jauchzte er, „eine zweifelsfreie Gewichtsminderung um 1999 Milligramm! Ein strikter Beweis für die Ausstoßung von einigen Millionen vitaler Moleküle! Meine Herren Kollegen werden auf ihren nächsten Kongressen über Diskussionsmangel nicht zu klagen haben! — Deine wissenschaftliche Hilfestellung über wird auf einer Marmortafel im Treppenhause der Alma mater in Gestalt eines goldenen Nilpferdes eingegraben werden!“

Nach diesen herzlichen Worten vermochte ich es nicht über mich zu bringen, den in kühnen Theorien durch ein banales Geständnis zu hemmen! — Nie werde ich daher die Ursache der 1999 Milligramm Gewichtsminderung aufklären! — Kein Lebewesen wird je erfahren, daß ich mich während Prodhari's Abwesenheit mit den schönen gebogenen Scheren die Nägel geschnitten habe!

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nüchel)



Trotz da in den ersten Malentagen Im Badischen ein Junghehr seine erste Stelle an und wurde am hohen Rathausturm von Bürgermeister mit der Umgebung des Dorfleins vertraut gemacht. Dabei zeigte sich der etwas schwärmerisch veranlagte junge Erzieher, besonders von der blühenden Pracht der Obstgärten sehr beeindruckt und verglich das Bild mit einem „wogenden Blütenmeer!“

Worauf das Ortsbürgerliche die Hände über dem Bauchlein faltete und voll Stolz murmelte:

„Ja, und sehen Sie, das gibt alles, alles Most!“ E. O. S.

In einem Dorf Im Egerlande beklagte sich ein alter Bauer bei seinem Pfarrer bitter über das anhaltende schlechte Wetter, das ihm die ganze Ernte zu vernichten drohte.

Der Pfarrer sagte, den Mann mit der Hoffnung auf bessere Jahre zu trösten.

„Im übrigen“, sprach er mit mehrend erhobenen Finger, „mußt du trotzdem dankbar sein für alles, was Vögelung und Natur uns schicken. Selbst die Föhre unter dem Himmel haben doch jeden Tag ihr Futter.“

„Ja, ja“, der Alte blieb störrisch — „von meinem Korn...“



„Nicht schießen, Onkel Sam, Ich bin ja der britische Löwe!“

„Schön, aber merke dir, der König der Wüste bin von jetzt ab Ich!“

Caccia al leone in Africa: 'Non sparare, zio Sam! Io sono il leone britannico!..

'Bene! Bada però che d'ora innanzi il Re del deserto sono io!..

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Yankee und die Göttin der Kunst

(Wilhelm Scholz)



„Warum soll ich auf die Rücksicht nehmen — Ich kenne diese Person ja gar nicht!“

Il Yankee e la Dea dell'Arte: "Perchè devo aver riguardo d'essa? Io non conosco affatto questa persona!..



„Denk bloß, Emil, so 'n Biest tut den ganzen Tag nichts anders als fressen und schlafen!“

„Da sieht man erst, wie weit sich der Mensch schon von der Natur entfernt hat!“

“Pensa un po', Emilio, una tale bestia non fa altro che mangiare e dormire tutto il giorno!”, — “Solo da questo si vede quanto l'uomo si sia diggià allontanato dalla natura!”.

DER HERR AUS DER JUGENDZEIT

Ich traf Oskar in der Weinstube. Oskar aß Wurst mit Linsen und trank dazu ein Viertel Roten. Oskar war sichtlich nervös. Es fiel mir auf, daß er dem Essen und Trinken nicht die Aufmerksamkeit widmete, die man sonst an ihm bei dieser Beschäftigung gewohnt war. Immer wieder blickte er zur Tür. Manchmal wollte er sogar plötzlich aufstehen.

„Was hast du denn, Oskar?“

„Ach, ich erwarte einen alten Schulkameraden. Habe keine Ahnung, wer er ist und wie er aussieht. Ein Bekannter rief mich vorhin an und sagte: Ein alter Schulkamerad wollte mich hier aufsuchen. Ich hätte solche Überraschungen gar nicht!“ Oskar hatte weder die richtige Freude an dem Wein noch an der Wurst mit den Linsen.

Jetzt ging wieder die Tür auf und herein trat ein Herr mit wehendem Vollbart. Er blickte suchend in der Wirtsstube umher. Gerade wollte Oskar aufstehen und ihn mit den Worten begrüßen...

Mit welchen Worten wollte er ihn überhaupt begrüßen? Sollte er sagen: „Du hast dich aber gar nicht verändert!“ oder „Jetzt haben wir uns aber lange nicht mehr gesehen!“ Und dann etwas über die feuchte Witterung sagen? —

Aber er konnte sich nicht entsinnen, daß einer mit Vollbart in seiner Klasse gewesen war, und

da sagte auch schon die Kellnerin: „Guten Abend, Herr Hauptkassier, die Herren sitzen drüben.“

Oskar war glücklich, daß der Herr kein Schulkamerad war.

Kaum hatte er wieder zum Rotwein gegriffen, da

ging nochmals die Tür auf, und jetzt, ja das war der typische Jugendfreund. Der Herr kam gerade auf unseren Tisch zu. Oskar breitete schon die Arme aus, um ihn herzlich zu empfangen, wie man Jugendfreunde begrüßt, die einem vollkommen gleichgültig sind. Der vermeintliche Herr aus der Jugendzeit aber zog etwas aus der Tasche und bot Lotterielose zum Kaufe an. Oskar war sichtlich erleichtert und deckte sich bis zum Hals mit Lotterielosen ein. Dann warteten wir wieder, aber es kam niemand.

Ich sagte zu Oskar, daß es ja auch möglich sei, der Jugendfreund säße bereits hier. Oskars Augen wanderten umher und prüften alle alleinstehenden Herren auf Jugendfreundschaft. Der Mann konnte ja vorzeitig gealtert sein. Womöglich war es der mit dem weißen Schnauzbart. Oskar überlegte, ob er hinübergehen sollte und sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, sind Sie vielleicht Jugendfreund?“

Es wurde ein recht ungemütlicher Abend. Ich offerierte ihm noch verschiedene Leute als brauchbare Schulkameraden, dicke, dünne, alte, junge, offensichtlich Verheiratete und typische Junggesellen. Oskar lächelte hierhin und verneigte sich schüchtern dorthin, aber niemand wollte ihn zum Jugendfreund.

Da trank Oskar seinen Wein aus und sagte verärgert: „Ich kann Jugendfreunde überhaupt nicht leiden, sie stören sogar die Gemütlichkeit, wenn sie nicht kommen.“

Foltzick

ELEMENTARISCHES

Aus des Alltags trüber See,
In dem Arm die Badehufe,
Wandelt man hinab zum Fluß,
Nestzubaden den Verdruß.

Länger kann man's nicht verkräften,
bloß am Irdischen zu haften.
Ein mobil'res Element
wird von Leib und Geist erlitten.

Frei uns in die Luft zu heben
und darin herumzufahren,
Ist uns ja, Gott sei's geklagt,
vorrat' leider noch verlag't.

Doch in fomerlichen Zeiten
schonmündend durch das Naß zu gleiten,
Nicht auch heut schon jedermann
völlig frei, lofern er's kann.

Herrlicher zweier Elemente,
rührt die Beine man und Hände
und empfindet um und um
sich als ein Amphibium.

Ratatzöhr



„Nun hat er mir diesen guten Bissen auch noch weggeschnapp!“

Martinica: „Ecco ch' egli m' ha strappato via anche questo buon boccone!..“

WIR WAREN GÄSTE

VON KONRAD SEIFFERT

Eduardo Cardomida lud uns ein, den Ramon und mich. Wir sollten seine lieben Gäste sein. Wir sollten monatelang auf seiner Hacienda bleiben. Alles, was wir gem hatten, sollte uns zur Verfügung stehen. Diese Einladung nahmen wir an. Cardomida war uns zu Dank verpflichtet. Bei einem Geschäft hatte er viel Geld verdient. Und wir waren es gewesen, die ihm dieses Geschäft ermöglicht hatten. Es hätte um von seinem Gewinn einen Teil abgeben können. Aber so etwas wagte er uns nicht anzubieten.

Auf der Hacienda Cardomidas wurden wir mit einer Herzlichkeit begrüßt und empfangen, die uns seit langem unbekannt war. Nein, es war nicht des Geldes wegen, das Cardomida durch uns verdient hatte: es war die Freude eines Mannes über das Wiedersehen mit zwei Menschen, die er schätzte und liebte.

Auch Doña Josefina, seine Frau, freute sich über unser Erscheinen. Und die beiden Töchter des Ehepaares, Doña Elvira und Doña Blanca, waren zwei hübsche Mädchen. Wir waren entschuldigt, ihnen, als wir ihnen, sie hatten gar nichts von jener Zimperlichkeit an sich, die einem gesunden Mann oft so zuwider ist.

An dem Abend, an dem wir ankamen, gab es ein Festessen. Es erschien viel Wein und Ukru auf dem Tisch. Wenn wir da richtig zugegriffen hätten, hoch, das wäre eine Trinkerlei geworden! Aber wir wußten ja, daß wir uns beherrschen mußten in der Gegenwart der drei Damen.

Das Essen? Ja, es gab de vor allem Cheese. Ich weiß nicht, lieber Herr, ob Sie das Zeug kennen. Cheese ist getrocknetes Rindfleisch. Es soll nahrhaft sein, aber ich muß das bezweifeln. Cheese wird an der Sonne getrocknet. Das Fleisch wird in lange Streifen geschnitten und aufgehängt. Es trocknet schnell, wenn die Sonne heiß genug brennt. Und das tut sie oft. Nein, in der Regenzeit kann kein Fleisch trocknen.

Wenn die Fleischstreifen in der Sonne hängen, dann kommen die Fliegen und alle Tierchen, die Flügel haben. Die setzen sich auf das trocknende Fleisch. Sie ahnen gar nicht, was alles Flügel heil ist, das Fleisch trocken, dann wird es in Ballen gepreßt, laufend, landab verschickt, durch den Schmutz gewälzt, durch den Staub gezogen. Es wird naß und wieder trocken. Zuweilen setzt es Schimmel an. Dann sieht es nicht sehr appetitlich aus. Und es wird gekaut und gegessen. Doch! Man würzt es sehr scharf. Die Tunke, in der es schwimmt, treibt einem das Wasser in die Augen und einen Feuerbrand bis in den Magen hinunter. Wer das Zeug nicht kennt und ahnungslos den Mund davon voll nimmt, der geht an innerem Brand schnell und lautlos zugrunde. Sagen? Nein, sagen kann er da nicht viel.

Man trinkt dazu. Und die Getränke, die den Brand löschen sollen, sind auch keine zahmen Angenehmheiten. Sie können es glauben, lieber Herr! Solch Trockenfleisch also setzte man uns vor. Ramon und Ich, wir wüßten daher herum. Denn Cheese ist in der Regel sehr zäh. Und was wir bei Don Eduardo bekamen, das war besonders zäh. Wir standen innerlich versengt, hungrig, durstig, mit schwankenden Knien und zitternden Händen vom Tisch auf, konnten nur noch krächzen, sagten, wir seien reichlich müde, verabschiedeten uns und gingen schlafen.

Ach, wir schliefen schlecht. Es schlief ich nicht gut in solch einem Zustand, nein, wahrhaftig nicht. Am nächsten Morgen waren Don Eduardo und Doña Josefina reizend zu uns. Die beiden jungen Damen auch. Das Frühstück war gut, ich muß das zugeben.

Aber mittags gab es wieder etwas, das war ungenießbar, irgendetwas Ledernes, nein, es war wohl kein Cheese, aber es war nicht viel anders. Und wieder war alles mit vielen vielen höllischen Gewürzen gewürzt, die uns, den Ramon und mich,

fest umwerfen. Wir waren doch allerhand gewohnt. Dies aber war uns doch zu stark.

Am Abend war es nicht viel anders. Und so ging das Jeden Tag. Es war klar, daß wir von innen heraus verbrennen mußten, wenn wir das auf die Dauer miltschachten. Ach, lieber Herr, ein Mensch gewöhnt sich an mancherlei. Und auch wir waren auf der Hacienda Don Eduardos vielleicht nicht nicht verbrannt, sondern hätten mit der Zeit ganz brauchbare Esser für scharfe Gewürze abgegeben. Aber wir konnten nicht einsehen, daß wir dabei so leiden sollten. Und wir wollten auch nicht immer nur auf Leder beißen. So etwas macht die Zähne nicht scharf, sondern stumpf. Stumpfe Zähne aber sind nicht schön. Und vor allem wollten wir satt werden.

Jahoh, wir waren Fleischesser. Aber wir waren keine Trockenfleischesser. Es ist da ein Unterschied, ich weiß nicht, ob Sie den kennen und wie ich Ihnen das klar machen soll. Aber es ist ein Unterschied. Sie können es glauben.

Nach einer Woche, in der wir die ständige Qual der unbarmherzigen Gewürze und des zähsten Leders bei jedem Essen über uns ergehen lassen mußten, waren wir so ziemlich am Ende. Wir hatten uns den Aufenthalt als Gäste Don Eduardos anders, ganz anders vorgestellt. Jetzt waren wir innerlich verbrannt. Wir waren halb verhungert. Unsere Lippen waren rissig, unser Magen eine einzige Wunde. Wir sahen alles in einem roten Dunst, der vor unsern entzündeten Augen hin und her trieb.

Wir hatten noch kein vernünftiges Wort mit den beiden Mädchen gesprochen. Sie warteten darauf. Wir sahen es deutlich. Sie warteten vielleicht auch noch auf verschiedenes andere, ich weiß es nicht genau.

Und ich sagte zu Ramon: „Hier muß sich etwas ändern, wenn wir nicht kaputt gehen wollen! Entweder wir verschwinden — oder wir suchen uns selber etwas Vernünftiges zu essen!“ Ramon wollte nicht verschwinden, noch nicht. Und nun tat er etwas ganz Falsches. Er war im Lande geboren, er kannte die Sitten und die Angewohnheiten seiner Landsleute. Ich war nur ein Zuzugler. Ich konnte nicht wissen, daß das, was Ramon nun tat, ein starker Verstoß gegen jeden Anstand war.

Schlimm? Nein, schlimmer war es eigentlich gar nicht. Das sagten wir uns. Und das werden auch Sie sich sagen, lieber Herr, wenn Sie erfahren, was der Ramon tat. Aber darauf kommt es ja niemals an. Es kommt immer darauf an, wie die andere Seite über das dankt, was Sie tun oder unterlassen.

Also: Ramon meinte, wir könnten ein Pekar, ein

DER REGEN

Der Regen singt seine Lieder.

Es rollt dir nicht gefallen,

Daß die Regentropfen knallen?

Warum nicht?

Sieh die Apfelbäume an:

Sie stehen noch nie so beglückt und grün

Im Garten!

Und die Sonne, die alte, kommt wieder:

Du braudst nur zu warten!

Dann schallen die Bäche am Morgen so kühn,

Frisch dampft es aus jeder Spalte,

Die Erdbereuen glühn,

Und die Welt sieht aus wie regnet:

Was ist ihr denn schon groß begegnet?

Gestern hat es geregnet!

Georg Britting

Wildschwein, schließen, die besten Stücke des Tieres der Hausfrau überreichen und sie bitten, uns einen herzhaften Pekarbraten vorzusetzen. Das hätten wir mal etwas Frisches gehabt, was nicht ledern war. Und wir konnten vielleicht auch erreichen, daß man mit den Gewürzen sparsamer umging.

Pekaris gab es in Mengen. Sie bevölkerten den Busch und die Savanne zu Hunderten. An einem Vormittag kamen wir mit zwei Schweineschinken an, sagten unser Sprüchlein auf — und das Gesicht der Hausfrau wurde zu Eis. Sie sah auf die Schinken, sah uns an, sah an uns vorbei, ließ uns stehen und verschwand, ohne ein Wort zu sagen. „Was ist das nun?“ fragte ich den Ramon. Der murmelte etwas vor sich hin, machte ein ernstes Gesicht und zog mich weg. Wir nahmen die Pekarischinken mit in unser Zimmer, wo wir sie aufhängten.

Mittags gab es etwas Ledernes mit Gewürzen. Niemand am Tisch sagte einen Ton. Doña Josefina zeigte uns, daß sie tödlich beleidigt war. Don Eduardo sah sehr bekümmert drein. Die beiden Mädchen waren verlegen. Wir standen, wie immer, hungrig und innerlich verbrannt auf.

Ich fragte den Ramon, was denn eigentlich geschien sei. Er sagte mir, geschrien sei nicht viel, es sei eben nicht üblich, daß ein Gast etwas befragte zu seiner Ernährung. Das hätten wir getan, nun sei das Unglück da, hier sei kaum noch etwas gutzumachen, mit unserm Aufenthalt bei Don Eduardo werde es wohl zu Ende sein. Ich dachte an die beiden Mädchen, es waren hübsche Mädchen, wahrhaftig. Sollten wir eines Pekaris wegen um verschiedenes kommen, was uns vielleicht hätte geboten werden können? Wir sollten

Gegen Abend nahmen wir einen unserer Schinken und gingen damit in den Busch. Dort machten wir ein Feuer an, steckten das Fleisch an einen Spieß, und Ramon zauberte einen Spießbraten, der großartig war. Zum erstenmal seit unserer Ankunft auf der Hacienda Don Eduardos wurden wir satt. Zum erstenmal wurde unser Inneres nicht versengt. Und der Duft, ach, lieber Herr, der Duft des Bratens war allein schon etwas wert! Es gab an diesem Abend bei Doña Josefina nichts anderes zu essen als sonst. Aber das machte uns nicht viel aus. Wir hielten uns an die Flüssigkeiten. Und Ramon bekam es in seiner Freude fertig, einen Trinkspruch auf Doña Josefina anzubringen.

Trinksprüche sind Glückssache. Sie müssen das zugeben. Ramons Trinkspruch war eine unglückliche Angelegenheit. Ramon erreichte es mit seinen wohlmeinenden Worten, daß Doña Josefina aufstand, etwas von Unverschämtheit zischte und verschwand, ihr folgten die beiden Mädchen auf dem Fuße.

Nach einer Weile meinte Don Eduardo, der bis jetzt kein Wort gesagt hatte: „Ja, so ist das!“ Dann verließ auch er das Zimmer.

Ramon und Ich, wir blieben allein zurück. In welcher Stimmung wir uns befanden, das brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Das können Sie sich selber ausmalen.

Es war alles verdorben, das war uns klar. Und weil uns das klar war, deshalb nahmen wir noch etwas von den trinkbaren Flüssigkeiten zu uns, die auf dem Tische standen, ja, wir tranken reichlich. Denn jetzt brauchten wir ja keine Rücksicht mehr zu nehmen auf die Damen.

An diesem Abend verließen wir das Haus Don Eduardos. Es stellte sich heraus, daß unsere Plörde bereits gesattelt worden waren. Ein zarter Wink war das! Wir versuchten, uns von der Familie zu verabschieden. Es gelang uns nicht, auch nur eins ihrer Mitglieder zu sprechen.

Also ritten wir davon, ziemlich lustig und recht laut, das kam von den Flüssigkeiten, die wir etwas zu schnell, zu hastig hinuntergeschluckt hatten. Den zweiten Pekarischinken nahmen wir mit. Wir banden ihn hinter Ramons Sattel fest und aßen ihn dann noch in der Nacht auf, als wir Rast machten. Er schmeckte uns nicht schlechter als der erste, wahrhaftig nicht!



„Rühr bloß die Puderdose nicht an — hier ist gestern ein amerikanischer Flieger drübergeflogen!“

„Timeo Danaos...“: „No, non toccare la scatola della cipria! Jeri vi è volato sopra un aviatore americano!„



TÜREN IN TIROL

VON JO HANNS RÖSLER

„Sonderbar ist es mit den Türen bestellt“, dachte Josef Hinzelmann, als er durch Tirols Dörfer ging, „alte Bauernhäuser liegen am Wege, unverfälscht in ihrer Bauweise erhalten, mit geschnitzten Balkonen, oft am Balkenwerk noch die Jahreszahl früherer Jahrhunderte. Schwarze Holzschindeln decken die schiefen Dächer, mackerelnd sind die Fensterbänke und die eichenen Türstöcke weisen Schnitzereien längst vergangener Jahrhunderte auf, nur die Türen selbst — Jedes Haus hat eine moderne, sechliche und häßliche Tür. Sehen dies die Bewohner nicht? Ist es nicht eine Schande, ein so schönes Haus sein eigen zu nennen und an der Tür achlos vorbeizugehen? Wenn ich einmal ein solches Haus besitzen werde —“

Der Gedanke an die alte Tür ließ ihn nicht mehr los. Immer tiefer ergiff die Tür Besitz von seinem Denken und als er eines Tages bei einem Einölbauern eine uralte Tür sah, mit Holzschnitten bemalt, beschloß er, um jeden Preis diese Tür zu erwerben. Der Bauer, dem der Hof gehörte, war längst gestorben, die Pächterleute, die nichts dagegen hatten, eine neue Tür zu bekommen, wiesen Hinzelmann mit seinem Begehren an die Erben. Und hier erlebte Hinzelmann eine neue Überraschung: die Tür selbst war nicht zu verkaufen, hingegen wurde ihm das ganze Haus mit der Tür zu einem so billigen Preis angeboten, den er gern für die Tür allein zu zahlen bereit war. So kam es, daß Hinzelmann, der in eine alte Tür verliebt war, ein altes Haus kaufte und beschloß, es mit Möbeln aus der Zeit einzurichten und darin zu leben.

Josef Hinzelmann erwarb zunächst ein breites Bauernbett mit einem gemalten Himmel, auf dem

sich zwei Schutzengel gerade Gute Nacht wünschten, eine völlig verfehlt Geste, denn Schutzengel sollen über uns wachen, wenn wir uns schlafen legen. Dann kaufte sich Hinzelmann einen alten Tisch, Stühle, Schränke mit den vier Jahreszeiten in bunter Malerei oder den sieben Todsünden naturgetreu dargestellt, und jedesmal, wenn er mit einem neuen alten Stück an der Tür vorbeiging, nickte er der Tür vertraut zu als wollte er sagen: „Siehe, das tue ich für dich!“

Mit dem Kaufen kam die Freude an den alten Dingen, später das Verständnis, nie jedoch der Verstand: Hinzelmann kaufte, bis das Haus barst. Schmiedeeiserne Steigbügel und Grabkreuze trug er heim, hölzerne Madonnen, alte Bauernhuren, Betpulte, Engelsköpfe, die desto teurer wurden, je freundlicher sie in das irdische Dasein schauten, während übeläunige Engelsköpfe für billiges Geld zu haben waren, woraus Junge Früheins etwas lernen mögen — alles das brachte Hinzelmann in sein Haus, das immer wertvoller wurde, da auch die Handwerker ein und aus gingen, Platz und Raum für die gesammelten Schätze zu schaffen. Die Fußböden wurden erneuert, die windschiefen Fensterstöcke ersetzt, das Dach erneuert, nur die Tür blieb in ihrer alten edigen Schönheit mit ihrem schweren eingerosteten Schloß, das keinem Schlüssel nachgab. An windstillen Abenden lehnte man die Tür einfach an und ihre eigene Schwere hielt sie an der Stelle. Herbststürmen jedoch gab sie allzuwillig nach und der Riegel fand nur kurzen Halt in dem müden, morschen Holz. Die alte Tür betreute nicht das Haus, sie war wie ein alter Mensch: leicht zu überreden. Und als Hinzelmann eines Tages, um

eine Feuerversicherung abzuschließen, den Wert seines Hausrates schätzen ließ, erschrak er über die hohe Summe, die er nun wohl gegen Feuer, keinesfalls aber gegen Diebstahl geschützt hatte. Er sah die alte Tür nicht mehr wohlgefällig an, die nur noch das Gnadengedächtnis an, die mehrere Stunden allein zu lassen.

Als er gar eines Morgens Spuren eines ungebetenen Gastes im Haus entdeckte, war es mit seiner Langmut zu Ende. Er warf der windschiefen Tür einen bitterbösen Blick zu und ging zu dem Schreiner des Ortes, sich eine neue sechliche Tür aus festem Holz mit festem Schloß zu bestellen.

„Sonderbar ist es um die Türen bei diesen alten Häusern bestellt“, sagen jetzt die Leute, wenn sie an Hinzelmanns Haus vorbeikommen, „sieh dieses schöne Haus, wie unverfälscht in seiner alten Bauweise, mit seinen geschnitzten Balkonen und seinen tiefen Fenstern, nur diese moderne und häßliche Tür! Wenn ich einmal ein solches Haus besitzen werde —“

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes kam zu mir.

„Wollen wir uns heute abend irgendeiner Ausschweifung hingeben?“ fragte er.

„Das habe ich keineswegs vor“, entgegnete ich bestimmt.

„Ich eigentlich auch nicht. Aber wir sollten es uns jetzt fest vornehmen und uns dann nachher dazu überwinden, es doch nicht zu tun“, meinte er nachdenklich.

„Und wozu das Ganze?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, sieh mal, dann könnten wir uns morgen darüber freuen, daß wir so vernünftig waren und deshalb keinen Kater haben“, erklärte Johannes. J. B.



„Herrlich ist doch so ein Stück Natur in seiner prangenden Fülle und Unberührtheit!“
 „Werd' nicht pathetisch wie 'n Mann, der den Übergang sucht!“

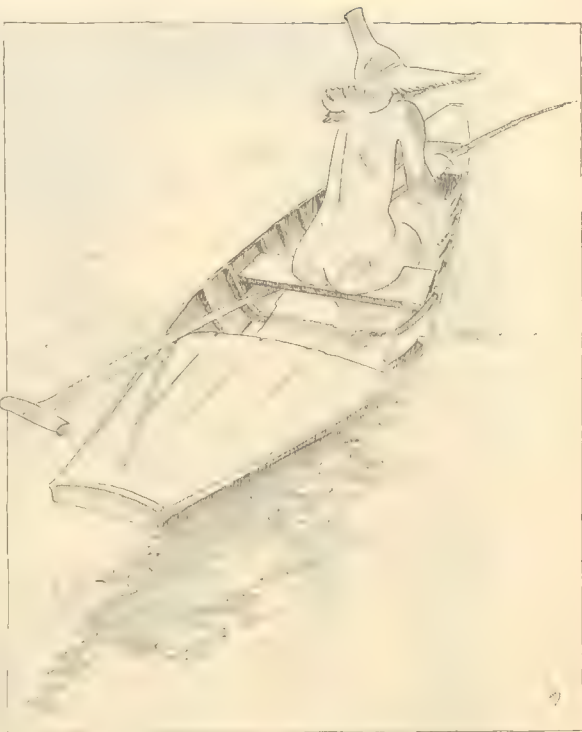
Sentimenti: „Quanto è bella qui la natura nello splendore della sua pienezza e verginità!.,
 „Non fare adesso la patetica, come un uomo che cerca d'incedervi sopra!.,

bau war es hergesagt: „Sie ist die einzige Geranie gewesen im weiten Geviert des Hofes. Als ihre erste Blüte zu ihrem eigenen Entzücken sich entfaltete, kam der Wind zu ihr. Sicher ist er schon früher dagewesen, aber sie spürte ihn nicht. Nun strich er mit zärtlichen Fingern über sie hin, daß sie zum erstenmal erschauerte. Es fügen ihre Blüten sich daraufhin zu köstlichen Kugeln. Mit leisem Seufzen, spielerisch und mit der schüchternen Zärtlichkeit eines schlüchternen Liebhabers kam er zu ihr und mit den sicheren derben Griffen des Sieggewohnten. Einmal fragt sie ihn mehr aus einer glücklichen Laune als aus Sorge heraus, während sie seinen süßen Hauch um ihre Blätter wend, ob er sie denn auch allein liebe und was er denn treibe, wenn er fern von ihr wolle. Da blase er in die Räder der Windmühlen, die spanne er weiße Segel auf vielen blauen Meeren. Natürlich liebe er sie allein, natürlich, und er hatte ein mutwilliges Lachen, liebe er sie allein. Dabei wies er auf das Geviert des Hofes mit seinen vielen Fenstern. Dort stand der grüne Stilkantopel, eines Schiltlauchtopfes, dort der stachelige Rundschüssel einer Kaktuspflanze. Was sie denn von ihm glaube. Sie sei die Schönste, die Altersschönste im roten Tanzkleid ihrer herrlichenblühenden Jugend. Es war ein Jublieren in den Lüften, wenn er kam, und wenn er mit Dachziegeln schmiß, liebte sie den Ungehörigen nur mit um so heißerer Flamme. Das Glück der Geranie war grenzenlos, sie schmückte sich mit immer neuen Blüten. Eines Tages stand auf dem Nachbarfenster eine zweite Geranie, eine hellrote. Als der Wind kam, stützte er einen Augenblick und meinte dann vergnügt Augen. Dann stützte er zu ihr und es war eigentlich wie immer. Im Fortgehen strich er, so wie man mit kecken Fingern einmal über die Saiten einer Harfe streicht, der Hellroten über die Blätter. Bald teilte der Wind zwischen der Dunklen und der Hellroten die Blicke seiner Augen, den Wohlklang seiner Stimme, die Zärtlichkeit seiner Finger. Bald würde er die Hellrote bevorzugen. Um dies nicht mehr zu erleben“, so schloß nun das Mädchen Ulla und ihre Stimme, diese dunkle Stimme in der gepreßten Blindheit eines grenzenlosen Raumes, kam zu Ende, „beschloß die Geranie, zu sterben“

Ja, da war nun schwer dagegen anzukommen. Der Mann, der schon vorher mehrmals eine dieses Nachtgespinnst zerrissende Antwort versucht hatte, schwieg zunächst. Zwischen drinnen und draußen war nun kaum mehr ein Unterschied. Es flutete eine gnadenlose Nacht mit lauten Stößen in die Mansardentube. Schließlich ertönte ein krächzendes Laut: „Ich muß jetzt fort!“ und dann ohne Abschied, schon vom Gang draußen, wo man seine stolpernden eiligen Schritte hörte: „Morgen ruf ich an!“ Eine Tür fiel ins Schloß und jetzt klang es, als wäre es durchs Schlüsselloch gerufen: „Es wird alles gut!“ — Es schienen keine Sterne und kein Mond. Wie könnten Elfen tanzen auf blaugrünen, leuchtenden Wiesen, wo könnten die Geister sich dem Menschen im Reigen verbinden! Es gab keinen Stern für Ulla, keinen Punktschein und keinen, der seinen Glanz mehr aus den Ähnungen des menschlichen Herzens als aus der Wirklichkeit bezog, keinen von den Allerleinsten, den noch eine Mädchenhand umschließen konnte. Schon hat Ulla, vornübergebeugt, ihr Haupt der Tüla verlehrt. Dort unten — das konnte genau so gut der Himmel sein. Was uns anzieht, ist das immer die Tiefe? Das Mädchen hatte jetzt keine Gedanken weiter. Es war nichts mehr als ein Teil des dunklen umflorlosen Raumes, verschwunden wie Tintenzug, Buch, Lampe und Messinghahn. Tropfen fielen in den Becken. Es war der schwerfällige Augeneinschlag einer schläfrig gewordenen Zeit. Was galt es auch noch zu erlangen? Für kurze Augenblicke gab es ein schweres Reuschen in der Luft, ein lautloses, schaukelndes, schwarzes Schweben, eine Himmelfahrt vielfältig, die von der Höhe kam, die ein Uners war. Von irgendeiner glaubte man ein kurzes schändes Geräusch zu hören. Es war wie der fauchende Schwingschlag eines tockelnden Nachtvogels.

Angelsport - Sport della pesca all'amo

(F. Gleyer)



„Bei den Fischen kein Glück, bei den Männern kein Glück — sollte ich vielleicht falsche Köder verwenden?“

“Nessuna fortuna coi pesci! Nessuna fortuna cogli uomini! ... Che forse sie falsa l'esca che adopero!..”

EINE AKTUELLE FRAGE

Im März dieses Jahres starb in Kopenhagen die berühmte dänische Schauspielerin Betty Nansen. Frau Nansen, die in Frederiksberg ihr eigenes Theater leitete, galt im ganzen Norden als eine der bedeutendsten Tragdinnen. Vor dem Krieg reiste sie mit ihrem eigenen Ensemble in ganz Europa auf Gastspielreise.

An einem heißen Sommertag spielte Betty Nansen mit ihrer Truppe in Skegen. Da das Wetter so schön war, gingen die Leute lieber an den Strand, als abends ins Theater. In dem Stück hatte Betty Nansen ein Medium darzustellen, das in Trance fiel und dann die Seelen der Verstorbenen herbeirufen konnte. Der Schauspieler Peter Fjelstrup war Betty Nansens Partner. Er hatte, wenn das Medium in Trance fiel, die Frage zu stellen: „Hallo, ist da jemand?“

Diesen einen Satz hatte Fjelstrup auf alle mög-

lichen und unmöglichen Arten schon hervorgebracht, mal mit hoher, mal mit tiefer Stimme, mal leise flüsternd, und dann wieder laut brüllend. Frau Nansen mußte immer darauf gefaßt sein, daß Fjelstrup sie aus der Fassung brachte, aber bis jetzt hatte sie sich noch immer beherrschen können. An diesem heißen Sommerabend aber war der Theatersaal fast ganz leer. Ja, man kann wirklich sagen, es waren überhaupt keine Zuschauer. Als nun die bekannte Szene zwischen dem Medium und Fjelstrup kam, geschah folgendes: Fjelstrup rief laut: „Hallo! Dann leuchte er, schüttelte den Kopf, ging bis an die Rampe heran und rief über den leeren Zuschauerraum:

„Hallo, ist da jemand?“ Frau Betty Nansen bekam einen solchen Lachkrampf, daß sie zehn Minuten lang nicht weiter spielen konnte...



„Schau mal, die da drüben hat genau deinen Badeanzug an . . .!“

„Pah — typischer Fall von Schaupackung!“

Rivalität: „Guarda un po', quella laggiù porta un costume precisamente come il tuo . . .!“

„Ma che! Un caso tipico di camplone da mostra!“

BUCH FÜR FRAUEN

VON JOSEF ROBERT HARRER

Grinetti, Professor der Philosophie, berühmter Psychologe und Kenner der Frauen, ist weit über die Grenzen seines Landes hinaus bekannt und geehrt. Denn sein „Buch für Frauen“ gibt der ansich holden Weiblichkeit ein gewisses Arsenal von Waffen im Kampfe um den Mann. Und die Frauen vergöttern ihn, der, modern wie keiner, ihnen für jeglichen Männertyp den richtigen Kampplan in seinem „Buch für Frauen“ darlegt. Es gab Frauen, die über Grinetti lächelten; wenn sie aber sein Buch lasen, sagten sie bewundernd: „Oh, dieser Grinetti! Auch ich habe von diesem Zauberer neue Methoden gelernt!“

Es würde uninteressant sein, über Professor Grinetti eine Geschichte zu erzählen, auch wenn sie noch so kurz wäre, wenn nicht die merkwürdige, ja ungleiche Tatsache bestünde, daß sich der Professor selbst aus den Frauen gar nichts machte. Er ist tatsächlich ein Lehrer der Praxis, der aber selbst immer Theoretiker bleibt. Was seine Person betrifft, hat er keinen Blick, keinen Gedanken, keine Minute für die Frauen übrig. Daß ihn die Frauen dankbar bewundern, das läßt ihn kalt, ihn, den berühmten Frauenkenner, und vielleicht eben deshalb, weil er ein Frauenkenner ist!

Seine Freunde, auch die Weiberfeinde unter ihnen, die dank seinem Buche alle bereits von Frauen in das goldene Netz der Ehe gezogen worden sind, wollten auch den Professor „bekehren“, wie sie sagen. Sie versuchten sein „Buch für Frauen“ an schöne Vertreterinnen der holden Weiblichkeit und bestürmten sie, den reichen, stattlichen, im besten Alter stehenden Grinetti einzulangen und zwar mit seinen eigenen Methoden. Es ist vergeblich. Selbst Frauen, die Siege zu sammeln gewohnt sind, die die des Herbstwindes über die dürrn Blätter in den Schatten stellt, selbst sie haben bei Grinetti keinen Erfolg. So hieß es bald, um Grinetti zur Strecke zu bringen, müsse eine neue Pampadour, eine Kleopatras, eine moderne Phryne kommen.

Das ging so weit, daß eine große mondäne Zeitschrift, die durch ihre boshafte Schreibweise bekannt war, eines Tages den Frauen vorwarf, daß sie eben zu schwach, zu wenig schön und viel zu temperamentslos seien, als daß sie den großen Grinetti fesseln könnten. Gleichzeitig wurde ironisch ein Preisausschreiben angekündigt, das jener Frau einen bemerkenswerten Preis in Aussicht stellte, die den Sieg über Grinetti erringen werde. „Wir werden aber leider nie in der Lage sein, den Preis zu verteilen, weil es eine solche Frau nicht gibt!“

Ein junges, schönes Mädchen, das schon längst heimlich ein Auge auf Grinetti geworfen hatte, las diese Zeilen und ärgerte sich, daß man den Frauen immer wieder Vorwürfe machte, die sie alle ihre Künste an Grinetti vergeblich versuchten. Sie nahm Grinettis Buch noch einmal gründlich zu sich, grübelte Nächte lang und kam endlich zu einem Plan.

Sie fand Gelegenheit, mit dem berühmten Professor zusammenzukommen; er empfing ja jede Frau, die ihn aufsuchte. Er lächelte gültig und mitteldeig. Aber das tapferere Fräulein ließ nicht locker, es ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Es entspann sich ein Redduell, an dem der Professor umso mehr Freude und Begehren fand, als ihm das Mädchen keine verbliebenen Augen machte.

Die beiden trafen sich öfter, sie debattierten, sie stritten, und das Mädchen wurde ihm sympathisch.

(Gg. Gaggeff)



„Glaubst du, Eduard, daß es auch für uns dermaleinst ein Wiedersehen geben wird?“
„Ich fürchte, ich fürchte, Amalie!“

„Credi tu, Edoardo, che anche noi ci rivedremo un giorno!..“ — „Lo temo, sì, Amalia; lo temo!..“

Eine Woche später wurde der Professor unruhig, seine Antworten klangen zerfahren.

Und wieder eine Woche später war Grinetti bezaubert. Er bat das Mädchen um einen Kuß. Mit einem Wort, Grinetti war Hals über Kopf in das hübsche Mädchen verliebt.

Als sie geheiratet hatten, fragte ein Freund

Grinettis heimlich die junge Frau, wie es ihr nur habe gelingen können, den unnahbaren Professor zu gewinnen. Sie lächelte und sagte:

„Eigentlich war es ganz leicht! Ich habe sein „Buch für Frauen“ genau studiert und dann praktisch in allen Punkten das Gegenteil dessen gemacht, was Grinetti als Regel aufgestellt hatte!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



große und starke Frau wie Sie ans sein tuen — und so a geschmächtiger, kleiner Mann —“

„Schaun S', Frau Papanek!“, antwortet darauf Frau Writtek, „I hab mir halt denkt, soll i a Witlfrau bleiben oder no amal heiraten? Na — und da hab i halt von de zwa Übeln das kleinere g'wählt!“

H. K. B.

*

„Wissen S', Fräulein Lilly“, sagt Bobby, als er mit Lilly die Treppen des Wiener Hochhauses hinaufklettert, „früher, wie der Lift noch gegangen ist, war das doch viel angenehmer!“
„Das glaub ich!“ lacht Lilly, „Aber ich bin immer mit dem Paternoster da gefahren, das war viel lustiger!“

„Jessas na, der Paternoster!“ Bobby bleibt stehen und betrachtet sinnend den stillgelegten Paternoster. „Fräulein Lilly“, meint er nach einer kleinen Weile, „ob Sie mir's glauben oder net, wie er noch funktioniert hat, der Paternoster, bin ich einmal dagestanden und hab die Katerin zählt — aber nach fünf Stunden hab ich's aufgeben — weil immer noch neue kommen sind!“

H. K. B.



„Auf welchem Kriegsschauplatz ist denn dein Junge, daß du so Angst um sein Leben hast?“
„Er ist nicht im Krieg; er ist Arbeiter in Detroit, das ist viel gefährlicher!“

Nell' oscura America: „In che teatro della guerra si trova mai tuo figlio, che temi tanto per la sua vita?“,
“Egli non è in guerra; è lavoratore a Detroit e ciò è assai più pericoloso!“,

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der englische Konservative

[F. Thony]



„Ich verstehe gar nicht, warum ich früher das rote Tuch nicht leiden konnte, da ist doch gar nichts dahinter!“

Il conservativo inglese: „Non capisco affatto perché io prima non potessi soffrire il panno rosso. Non c'è proprio nulla di misterioso sotto!“



Mitteilung an eine Unbekannte

Montag, den 19. Juli 1943, nachmittags 14 Uhr 26 habe ich ihn zum letztenmal gesehen. Er lag hinter dem Museum auf der Gehbahn und streckte alle fünf von sich. Ich weiß die Zeit genau, denn ich habe auf die Uhr gesehen, wie alle Detektive tun, wenn sie etwas entdecken, und ich hätte auch große Rauchwolken aus meiner Pfeife geblasen, wie auch die Detektive in solchen Fällen tun, da ich aber keine Pfeife bei mir hatte, konnte ich keine Wolken blasen.

Ich sah, wie ein alter Herr von oben auf ihn herunterblickte und den Kopf schüttelte. Vermutlich hat er, von diesem besonderen Fall ausgehend, etwas Allgemeines gesagt, über die Menschen, über die Zeit, über die Vergänglichkeit.

Dann kam ein junger Mann und schleuderte ihn mit der Stockspitze ein Stückchen weiter gegen das Museum zu. Dann liefen zwei Buben herbei, und der eine hob ihn auf und schloß ihn dem andern ins Gesicht, worauf eine kleine Prügelei mit unentschiedenem Ausgang entstand. Dann kam ein Mann und sagte zu mir herüber: „Den hat jemand verloren.“ Er nickte dabei mit dem Kopf und drückte dadurch sein Beileid aus. Ich fühlte mir ein Herz und hob ihn auf. Ich wartete aber damit, bis Leute vorbeikamen, die es sehen konn-

ten, denn ich wollte nicht in den Verdacht kommen, es heimlich zu tun. Es war wirklich ein sehr schöner Handschuh. Hier sein Signalement: Nappaleder, außen dunkelblau, innen karminrot, weiß zusammengegesteppt. Das Eleganzstück, was man zur Zeit nicht mehr auf dem Markt findet, ich fand ihn aber auf der Straße. Er war funkelglänzend. Man sollte ihn aufs Fundbüro bringen, den schönen Handschuh, dachte ich. Aber dann hätte ich ihn in die Tasche stecken müssen und was hätten die Leute von mir gedacht! Ich gestehe, ich hatte Angst vor dem Verdacht. Ich legte ihn deshalb vorsichtig über das niedrige Gitter und dachte dabei das Übliche.

Ich wollte weitergehen.

Also, gnädige Frau, es muß heraus! Wenn Sie diese Zeilen erreichen, ist Ihr rechter Handschuh nicht mehr. Ein Hündchen kam, gnädige Frau, schnupperte an ihm, biß hinein, schleuderte ihn sich um die Schnauze, wie Hündchen tun, und tat dann noch etwas, was Hündchen gerne tun.

Meine Dame, es wird Ihnen kaum ein Trost sein, aber ich kann Ihnen sagen, es war ein sehr feiner und gepflegter Hund. Ich konnte Ihnen den Handschuh nicht mehr retten, ich habe ihm Ihre letzten Grüße bestellt.

Foltzick

DER TOD IN DER RUINE

So liebt's die Käte und so liebt's die Eule:
In Trümmern liegt das Schloß unter dem Mond
Von niemand mehr, von Ratten nur, bewohnt.
Zur Eule sagt der Tod: Nun, Bruder, heute

Den Jammerton! Er lehnt an einer Säule,
Die blieb, als letzte, vom Verfall verhöhnt.
Ob sich die Jagd heut nacht denn auch gelohnt?
Fragt er die Käte dann. Moder und Fäule

Dampf aus den Trümmern her. Er atmet tief:
Das ist lo der Geruch, wie ich ihn mag!
Ihr Freunde, kommt, und fest euch neben mich!

Sie kamen beide, die ihr Herr so rief:
Die Käte kam mit leitem Pfortenschilde,
Die Eule kam mit schwerem Flügelchlag.

Georg Britting

MEIN FREUND JOHANNES

Marlin und Johannes hatten mir in meinem Garten geholfen. Als es begann, zu dämmern, brachten wir die Geräte in den Schuppen.

„So, liebe Freunde, nun möchte ich euch zum Dank ein schönes, kühles Glas Wein vorsetzen“, sagte ich.

Damit waren sie durchaus einverstanden. Wir gingen also hinein, und während ich die Flasche aus dem Keller holte, machten die andern sich daran, ihre Hände zu waschen. Ich hatte eben eingeschickt, als Marlin auch schon fertig war und ins Wohnzimmer kam. Er mußte sich sehr beeilen haben.

In sichtlicher Vorfreude auf den Genuß schaute er auf die Gläser, die ganz gleichmäßig zu füllen mir mißlungen war.

„Welches Glas ist für mich?“ fragte er und blickte dabei deutlich und begierig auf das vollste.

Johannes hörte es draußen.

„Das andere!“ rief er schnell.

*

Renate hatte uns gebeten, ihr unser Koffergrammophon zu leihen. Nun war sie auf unsere Zusage hin erschienen, es abzuholen.

„Ich mußte schon selber kommen“, erklärte sie. „Es hatte sonst niemand Zeit, und wir wollten es ja gerne heute Abend schon haben. — Ist es auch nicht allzuschwer?“

„Nein, nein, vielleicht 5 Pfund“, log Johannes. Beruhigt zog Renate damit ab.

„Aber Johannes“, schalt ich, „Wie kannst du so schwindeln! Du weißt doch genau, daß das Ding mit Platten mindestens 20 Pfund wiegt.“

„Natürlich weiß ich das“, verteidigte sich Johannes ruhig. „Aber ich weiß auch, daß Renate sich nicht gerne so abschleppt.“

*

Wir kannten einen, der hatte sich auf das Schreiben von Operetten-Texten geworfen. Nicht ohne Erfolg übrigens.

Eines Tages besuchten wir ihn in seiner Behausung. Er empfing uns freundlich und führte uns in sein Arbeitszimmer. Das war wirklich nett und anheimelnd eingerichtet. An den Wänden hingen schöne und, wie uns schien, wertvolle Bilder. Anerkennend betrachteten wir sie.

„Originalen?“ fragte Johannes. Ich hätte nicht gegofft. Sowas hat man doch selber zu sehen.

„Nein. Nur gute Kopien aller Arbeiten“, wehrte unser Gastgeber bescheiden ab. „Leider muß ich mir daran genügen lassen.“

„Wie bei Ihren Texten“, nickt Johannes verständnisvoll.

3.Bieger

Der Gangster beim Übungsschießen

(Wilhelm Schütz)



„Kann der Zielfigur nicht eine Polizeiuniform angezogen werden? Da treffe ich besser, darauf habe ich mich eingeschossen!“

Il gangster nell'esercizio di tiro a segno: „Non si può mettere indosso alla figura di bersaglio un' uniforme di poliziotto? Là ci colpisco meglio, perchè ce n' ho buona pratica!..“



verrichtet seine Abendandacht.

Giano — John Bull fa le sue devozioni della sera.

ALS MARGOT GING

VON SCHLEHDORN

Es war einmal ein großstädtischer Kleinkonsums-betrieb, dessen Belegschaft, nachdem der einzige Arbeitsnehmer für Arbeitsplätze verwechselt worden hatte, sich lediglich aus zwei Arbeitgebern zusammensetzte, die im Verhältnis mitarbeitender Familienangehöriger standen.

Kürzer: der Haushalt bestand aus einem Ehepaar, das die Hausangestellte Margot — wie sich Marie ausbedungen hatte, gerufen zu werden — zum ersten endgültig gegangen war. Margot gehörte zu den Glücklichen, die stets mit sich zufrieden, und zu den Unglücklichen, die stets mit der Welt unzufrieden sind. Unten trippelte sie auf recht hübschen seidenen Beinen, oben war sie — sagen wir — selbstbewußt „Schließlich und endlich weiß ich ja auch, was ich zu tun habe“, pflegte sie zu sagen. Ihre Träume waren echte Kintopp-Pflanzen. Eines Tages würde Er auf sie zutreten, den hellgrünen Hut ziehen und sprechen: „Gestatten, Graf Lichtburg-Filmbeck“ oder: „Mein Name ist Millionär Müller“, und fortfahren: „Dich, Margot, hatte ich gesucht durch fremde Länder.“ Darauf sie selbst: „Ja, mein Herr, das hätten Sie einfacher haben können Schließlich und endlich weiß ich ja auch, was ich zu beanspruchen habe.“

Also Margot hatte gestern das Haus verlassen und wirft nun ab morgen bei Dr. Schwarz das gute Mehlner entzwei und kocht in ihrer Weisheit, so das Schellfisch mit Senfsoße und Schokoladenpudding gleichschmecken, nämlich nach gar nichts, und wünscht schon nachmittags auszugehen, „schließlich und endlich weiß ich ja auch ...“ usw.

Zurück blies (außer dem Sachschaden) ein unbesetzter Arbeitsplatz, die Arbeit dazu — die Arbeitgeber, Er, Dr. Emil Schachtelheim, der Haushaltungsvorstand, besser Haushaltungsaufsichtsvorstand (denn die laufenden Geschäfte überließ er seiner Frau), war in der Abteilung Organisation und Statistik einer Großwirtschafts-stelle — daher oben die Einleitung. Seine Frau Barbara war „ohne Beruf“ — als ob Hausfrau kein Beruf wäre und nicht einer der schwersten, schönsten, notwendigsten und natürlichsten. Hausfrauen gab es schon, als die Menschen noch in Höhlen wohnten, und noch kein Postbote oder Gasmann oder Portier klingelte. „Entschuldige einen Augenblick“, sagte Barbara und ging hinaus. Dann setzten sie sich wieder zusammen (Barbara stopfte Strümpfe) und erwogen, wie dieser Personalausschall sich ersetzen ließe. „Könnte ich nicht die Arbeit im Nebenberuf erledigen?“ meinte er, „arbeitsrechtlich wäre das ohnehin denkbar, zumal ich jetzt drei Tage dienstfrei bin.“

„Wie würdest du wohl aussehen mit Tändelschürzen und Häubchen“, spottete sie. Er strich sich über den handbreiten Scheitel und erwiderte: „Schließlich und endlich weiß ich ja auch, was ich zu beanspruchen habe. Aber etwas helfen könnte ich dir.“ Und bog sich in die Küche, wo er bisher nur gelegentlich zuschauend, sozusagen zu Betriebsabsichtigungen, gewirkt hatte. Mit dem ersten Blick bemerkte er zahlreiche Mängel. Das ist immer so: tüchtige Menschen möchten beim Eintritt in eine neue Dienststelle alles reformieren; in der Zeit werden die Dinge immer größer und man selbst immer kleiner, genau wie im Gefüge, wenn man erst anfängt, zu klettern. In der Küche wurden z. B. ein halb abgebrochener Holzlöffel und eine Gabel mit nur noch zwei Zinken am meisten benutzt. Da fanden sich nebeneinander vier aufhängbare Porzellendosen „Grieß“, „Salz“, „Mehl“, „Mehl“.

„Wieso zweimal Mehl?“

„Na, in dem andern ist das Salz.“

„Und in dem für Salz?“

„Darin ist doch der Zucker, Dummchen.“

„Und in Grieß?“

„Ne, die Nudeln.“

Bitte, man stelle sich bei Akten Kinnliches vor. Etwa in den Generalakten, Jubiläum und Extra-gratifikationen) die Müllabfuhr und die Beschwerden. Dann wären Organisation und Statistik unmöglich.

„Also zunächst muß hier einmal Ordnung geschaffen werden“, beschloß er. Und während Barbara

das Haus verließ, ordnete er das Salz in die Dose für Salz ein usw. (Übrigens, haben Sie schon mal Erdbeeren mit Salz gegessen? Schachtelheims taten das am Abend.) Dann begann er mit der Inventarisierung: Pfeffer läßt sich abwägen, Lorbeerblätter zählt man. Und all die kleinen Tütchen mußte Frau Barbara wieder einpacken, als sie mit einem vollen Netz (zwei Kohlköpfe, Putzsand, Obst, Streichhölzer usw.) heimkehrte.

„Ja, hast du denn kein Eingangsbuch, kein Materialbestandsverzeichnis, keine Verwendungsnachweisung?“ Kopfschüttelnd zog er sich in sein Zimmer zurück und begann mit der betriebswirtschaftlichen Planung. Zwischen leitender und ausführender Tätigkeit besteht nun einmal ein unabdingbarer Unterschied. Eine Arbeitsverteilung nach sachlichen Gesichtspunkten erschien logisch geboten. Zunächst mußte innen- und außenstehend getrennt werden und so weiter.

Inzwischen hatte Frau Barbara die Zimmer geordnet, die Betten gemacht, gekocht, den Tisch gedeckt und rief ihn zum Essen. Er lagte ihr einen Organisationsplan vor.

„Du hast recht“, sagte sie, „vielleicht deckst du heute abend den Tisch.“ (Wie schwer es ist, von drei Sorten Löffeln die richtigen zu wählen und wie leicht, drei Sorten Teller zu verwechseln, wurde ihm am Abend klar.)

Nach Tisch arbeitete er die betrieblichen Sofort-Maßnahmen aus. Seine Frau hatte inzwischen das Geschir abgewaschen, Handen gebügelt und rief ihn nun zum Kaffee. Dabei legte er ihr bereits den Entwurf eines Inserates vor: „Für kleineren

Konsums-betrieb wird ein Materialverwalter, ein Kassenbeamter, ein Beamter für den Außendienst und außerdem Personal für Küche und Zimmerreinigung gesucht.“

„Wären denn alle die Leute beschäftigt?“ sagte sie. „Na, und ob! Notfalls mit Zuständigkeitsabgrenzung. Bei zwei Angestellten ist ein dritter jeweils zur Beaufsichtigung zu verwenden. Bei fünfzehn wird schon ein Steuer- und Lohnbüro erforderlich. Kind, das ist doch der Segen der Organisation, daß sie Menschen für die Arbeit und Arbeit für die Menschen findet.“

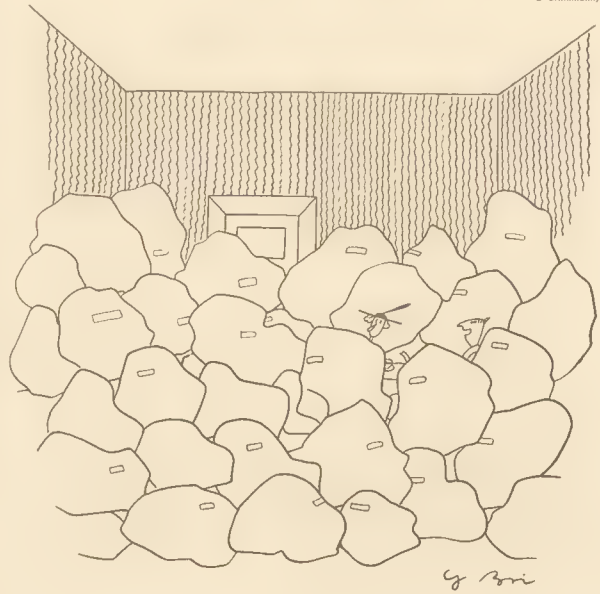
Am Abend dieses Tages war Frau Barbara, recht-schaffen müde, sofort eingeschlafen. Schließlich und endlich weiß die Natur ja auch, was sie zu beanspruchen hat. Dr. Emil Schachtelheim aber lag noch wach und gelangte zu folgenden Feststellungen:

„1. Es erscheint fraglich, ob sich Männer überhaupt für die Konsumtionswirtschaft eignen. Ihre Stärke liegt wohl mehr in der Produktion, da Organisation. Bei begnadeten Naturen darin, die Produktion zu organisieren oder Organisation zu produzieren.“

2. Erstaunlich, was so eine Hausfrau leistet! Wie macht sie das, ohne Kasse und Wirtschaftsprüfung? Vielleicht ist das etwas, was sich der statistischen Erfassung entzieht. Ich bewundere Barbara hundertprozentig. Hundert Prozent natürlich als Annäherungswert genommen.

3. Der Haushalt jedoch, diese für die Konsumtion nicht wegdenkbare Einrichtung, erweist sich als eine ökonomisch zurückgebliebene Organisationsform. Was ließe sich da organisieren mit Schnellheftern und Schreibmaschine, Gummistempel und Hollarith. Solch Haushalt ist eben unter-organisiert — heillos unter-organisiert.“ Dann schlief auch er ein, nach dem mühsamen Tag, als Margot ging.

© G. Brinkmann



„Wir hatten schon immer die Absicht, die Steinsammlung wegen Platzmangels zu verkaufen. Aber jetzt will mein Mann auch nicht!“

„Noi avevamo già sempre l'intenzione di vendere, per mancanza di spazio la collezione delle pietre. Ma adesso neanche mio marito lo vuole.“

HOCHZEIT IM VOLLMOND

VON ERNST HOFERICHTER

Das war einmal vor Jahren. Und alles Vergangene sieht wie ein Märchen aus...

Und die Betty — das war eine feine Natur. Von morgens bis abends verkaufte sie Bräuslimonaden. Ihre Backen glänzten zwei Portionen Himbeergeformoren. So rot ihr Augendeckel waren mit einer Beibzange aufgezwängt. Die Nase schaute gleich einem krummgeschlagenen Nagel unweit gegen den Himmel. Sie wohnte bei einer Schneidersfamilie. Möbliert. Da mußte sie zuerst durch die Küche hindurch, die zugleich Werkstatt war. Halbfertige Knabenstücke hingen als Skalenheilige an der Wand herum. Es roch nach Bügel-eisen und aufgewärmtem Kaffee. Ihr Zimmer hatte kein Schloß. Im Ofenrohr hielt sie das Sparkessen-büchsen und die indevakante aufbewahrt. Über ihrem Bett donnerte und blitze die Schlacht bei Austerritz als glänzender Cidruck. Daneben hing im Goldrahmen ein Osterhasse, der Tag und Nacht an einer Seilschleuse fräse...

Da sie schätzten all war, wurde sie verliebt und mondsüchtig. Und das Limonadenfräulein verlorbte sich mit einem blauen Treibbahnfräulein.

Wie sie untertags Karger hatte, lief sie das nachts im Hamd die ganze Wohnung aus. Wie ein lebendig gewordener Traum!... Sie zählte unschätzbare Geld in die leere Luft hinein und bot eisfrische Limonaden an. Die Hausfrau fürchtete sich vor ihr, als ob sie ein Kirchhofgeist wäre. Sie zog unter der Decke die Füße an sich, verkrach sich wie ein Igel in das Bergwerk ihrer Kissen und schwitzte.

In einer solchen Nacht gab es einmal die durchgängigste Schneidersfrau einen schlauren Gedanken. Sie stellte vor das Bett des Treibbahnfräuleins eine Badewanne mit keltum Wasser auf. Da mußte die Nachtwandeln hinein und erwachen. Das würde sie heilen. Gesten wie gedacht. Aber Fräulein Betty hielt das schillernde Naß für ein mondsüchtiglitzendes Freibad. Und schwamm und spritzte lustig drin herum. Bis das möblierte Zimmer zu einem Zirkus unter Wasser wurde... Und im der dritten Schicht wachsende Postadpunkt über seinem Bett Bäche rauschen hörte und von einem Wolkenbruch träumte.

Und Betty blieb weiterhin mondsüchtig. Es gab nichts, das half. Und als ihr einmal die Tagesnebel gestohlen waren, stieg sie um Mitternacht über die Dächer der umliegenden Nachbarschaft. Die Arme hielt sie wie Maßkrüfthül vor-gestreckt. So suchte sie alle Kamine, Waschbe-hängen und Dachrinnen ab.

Da, wo die kleinen Vorstadtpassen in die ersten Wiesen und Felder hineinlaufen, stand ihr Limonadenhüschchen. Rosarot, wie ein Briefpapier, war es an einen giftiggrünen Lattenzaun gelehnt. Durst herum brannte die Sonne einen klebrigen Dunst. Drinnen saß Betty und stielte Soffikissen. Mit einem Auge sah sie auf das halbfertige „M“ des vorgezeichneten Musters „Mahlzeit!“ — und mit dem anderen durchsuchte sie draußen die Straße nach vorbeihuschenden Kundschaften. Schon von weitem schaute sie es ihnen ab, ob sie dursig waren. Und dann hatte sie schmale wie mit einem Taschenfeuerzeug gemacht, ein einladendes Lächeln über ganz Gesicht hin verweilt... Und schon zischten aus Nickelhühnchen rote, grüne und gelbe Strahlen.

Drüben stand ein Treibbahnfräulein. Auf der Bank davor spielten die Schaffner mit Kieselsteinen „Mühlfahren“ Da lernte sie ihren Jo-hannes kennen. Immer — wenn er ein klein wenig Zeit hatte, sprang er zu ihr über die Straße, daß das Kleingeld in seiner Ledertasche wie eine Meerschweinchenperkassie schapperte. Der wußte nichts davon, daß sie mondsüchtig war. Er war ein Stiller. Seine Fragen und Antworten mechte er mit Blicken Oft lächelte er in sich hinein — niemand wußte warum. Er schon,

Seine Ohren konnte er in eine facheolnde Bewe-gung versetzen, daß man glaubte — es zieht. Zuweilen brach er ihr eine Halspange, ein Witzblatt, einen Schauerroman oder eine Nagel-felle... Und dann küßte sie ihn über den Schenk-lisch hin, daß es wie von einer Geißelschnur schmalzte.

Wenn er im Dienst auf seinem Weg an ihr vor-überlief, ließ er ein wenig bremsen und läuten, daß die Passagiere glauben, oben sei die lei-tungstasche ausgesprungen. Über diese Art von halbheimlichem Gruß freute sich das Limonaden-fräulein gar sehr — aber noch viel mehr über das wohlige Bewußtsein, daß ihre wegen immer ein Treibbahnwagen voll Menschen etwas auf-gehalten wurde. Das war so schön...!

Und im Sommer wollten sie Hochzeit machen. Da mußte er sich einen Zylinderhut kaufen. Sie nahm ihm mit einem Blindfaden um den Kopf herum das Maß. „D' Haer darfst aber zuvor als so schnell'n lass'n!“ — „Brauchst als ja grad sag'n!“ — „Weißt dir sonst unter'n Hut 'nau-schwech'n!“ — „Schau, brauchst als ja grad sag'n.“ — „Sonst siehst wie a spinnter Künstler aus — und I müßt mi z' tot schams...!“ — „Freilich, brauchst als ja grad sag'n.“

Und die Tage kamen und gingen. Was sie da alles noch zu besorgen hatte... Während der Geschäftsstunden schleppte sie sich in ihrem Li-monadenhüschchen die vielen kleinen Dinge auf das Weiß eines Zeitungsrandes zusammen. Und abends rann sie in all den winzigen Vorstadt-läden aus und ein, wo die Türlingeln wie Mini-strentenscheiben läuten. Da wurde sie müde und bekam schöne Träume. Und schon lange war sie nicht mehr mondsüchtig gewesen. Aber im Ka-lander stand gerade über dem Hochzeitsstage der beginnende Vollmond angeschrieben. Sie hatte sich diesen Tag so blühend ausgemalt. So — wie wenn man von früh bis nachts aus einer Prall-nachtessen essen würde. Oder wie ein Dauer-abbrennen auf dem Kussell. „Der Himmel auf Erden“, das draußen vor der Stadt mitten in einer Wiese stand. Und der Bräutigam sollte wie ein servierender Kellner zu ihr ins Zimmer tanzen. Und der Morgen kam. Zum Fenster sprang die Sonne herein und zur Tür der bestellte Filseur. Und als der Bäcker das warme Kaffeebrot unter den Briefkasten hing, war sie allein stehend

weiße Braut. Gerade so schön, wie sie in den Auslagen der Photographen ausgestellt sind... Dann klingelte es, und da stand draußen — Jo-hannes, der Bräutigam. Während sie sich mit süßlichem Anprell küßten, stieß er sich an der Gasbeleuchtung den Zylinder vom Kopf, daß er unter die Bettdecke rollte. Und jetzt sah sie, daß er das Haarschneidn vergessen hatte. Da weinte sie lange... Und als sie die Haustür in die Küche hinaussteuerte kamen auch die Tränen. Johannes stieß sich daraufhin verlegen seine Fri-zur mit den Händen glatt und suchte nach be-friedigenden Worten in seiner Brust herum. Endlich sagte er: „Wenigstens ist das Wetter schön... wenigstens regnet's nicht... es macht sich auf...“ Da mußte sie aber noch mehr heulen.

In einer Zündholzschachtel hatte er ihr, wie im-mer, für ihren Laubfröhen Fliegen mitgebracht. Die stellte er jetzt mitten auf den Tisch... und man hörte in der bangeren Stille nichts, als ein leises Summen und Surren... Und da es lange genug gedauert hatte, fing sie mit einmalmale zu klären an. Und wie Sonnenstrahlen durch rieselnde Fen-ster fallen, so sah jetzt ihr Lachen und Weinen aus.

Und als das Limonadenfräulein und der Treib-bahnfräulein als Braut und Bräutigam vor dem Hausrat in die Droschke einsteigen, öffneten sich ringsum in der Straße alle Fenster. Wie vor einer durchziehenden Prozession... Das Wiegen und Schaukeln des Wagens, der über das holperige Pflaster engel Gassen zur Trauung fuhr, gefiel ihr sehr. Sie wurde ganz lustig davon. Er sagte, das sei er schon gewohnt — und erzählte ihr sogleich die Geschichte von dem Treibbahnfräulein, der frisch in der Mitte in einen Konditionelladen hin-einfiel, so daß er ganz voll mit Schaumrollen und Cremeschritten wurde. Während er sprach, zupfte sie ihm weiße Fäden von seinem Brauten-rock ab und hatte gem dieser Straßenbahnwagen sein wollen. Da sie zu den Stufen zum Standes-amt emporstiegen, sagte sie ihm noch: „Tu fel' nicht deine Ohrschachtel rühn, daß d' laut nel lache müsst's!“ Und er dann: „... Und tu du nur net schägen...!“

Das waren ihre letzten Gespräche im ledigen Stand. Dann sind sie ein Paar geworden...

Und dann kamen die Stunden mit Essen und Trinken. Da saßen sie im Nebenzimmer der kleinen Vorstadtwirtschaft um einen langen weißgedeckten Tisch herum. Eine schaukelnde Gesellschaft aus zweierlei Verwandtschaften kicherte und quiekte an den Wänden entlang, stieß sich vor Lachen gegenseitig in die Rippen. Jemand konnte ein Schwein nachmachen wie es grunzt, wenn es verladen wird. Ein anderer gab mit seiner Zigarre Rauchschכותen zum besten, wobei er — zum Erstaunen aller — den Dampf an den Ohren her-ausblies. Ein Leihhauskassier erzählte die Ge-schichte von dem Pfarrer, dem Kleiderkassier und der neugierigen Köchin... Dazwischen hinein trom-melte der Klavierspieler auf dem Telephonapparat stam-pelnde Militärmärsche, hupsende Reiterstrecken und seltsame Bauernwalzer. Vom Fenster herüber sangen noch spät in der Nacht trillierende Harzer. Tanzende Paare schoben sich zwischen Tische und Stühle. Und wie aus einer Mahlkiste wirbelte der Staub auf. Allmählich leuchten alle ohne Grund. Welt sie die ganze Welt wie durch eine rosa Fenster Scheibe sehen... Und auch die Braut wird dursig und lustig. Von allen Seiten her hielt man ihr schaukelnden Wein entgegen. Kaum mehr dachte sie jetzt an ihr einsam stehendes Limonadenhüschchen mit den Himbeeren, Waldmeister- und Zitronenschnitten. Der Boden unter den Füßen kam ihr ganz weich vor. Wie Federbetten und in ihrem Innern wurde es weit und leicht. Luft-bellungsfähig machte sie schwabend... Die Zim-merwände führen um sie herum Kanussail. Und die

LERCHE IM SOMMER

Noch hast du nicht dein letztes Lied versungen,

Noch himmelst du dich überm Korn hinauf,

Wo schon der Klatschmohn flummt mit

Feuerzeugen

Und wo die Hundskamille prahlt zu Hauf.

Doch wenn durchs sommerreife Halmgedränge

Der Schnitter mühend seinen Weg sich bahnt,

Geht wohl ein Zittern sanft durch die Gesänge,

Als wenn dein kleines Herz den Tod schon ahnt.

Noch aber wird das Blau von dir durchdrungen.

Noch streut dein Jubel goldne Körner hin.

Und hast du dich für diesmal ausgesungen,

bleibst uns noch dein Geschenk: ein heiliger Sinn.

Heinz Friedrich Kamecke



„Weißt du, Erna, so ein neuer Hut bedeutet gewiß nicht das ganze Erdenglück,
aber ewig der alte verbraucht verflücht viel inneren Reichtum!“

La piccola fortuna: „Sal, Erna un cappello nuovo non significa certo una piena felicità in terra,
ma portandone eternamente uno di vecchio, si sciupa orribilmente la ricchezza dell' anima!“,

Amerikanische Kulturpioniere

Pionieri della cultura americani



„Armer Daddy, ich werde dir den neuesten Roman mitgeben.
Sie haben drüben keine Bibliotheken mehr!“

“Povero Daddy, io ti darò il più recente romanzo da portar reco. Laggiù non hanno più biblioteche!”

Gastgeber bekamen blaue Ringe um die Augen. Und in der Stube eulmte es wie in einer Waschküche. Alle umarmten und küßten sich gegenseitig. Einige lagen unter den Tischen und sangen aus den Tiefen herauf leise Lieder. Roter Wein rann ihnen durch die Zipfel des weißen Tisch-tuches auf die Köpfe... Und einer meinte, es regnet...

Gegen Mitternacht fühlte die Braut mit einem Male Biei in Ihre Glieder tropfen Und die Augen-deckel wurden zu eisernen Rolläden. Ihr Bräuti-

gem saß in einer Ecke am Boden und erklärte einem Kammerknechtmeister die Geschichte vom Tambahnenwagen, der in einen Konditorien hineinfiel... Und sie fand noch gerade in Johannes' Manteltasche den Wohnungsschlüssel, mit dem sie sich am Stiegegeländer die vier Stockwerke zum ehelichen Schlafzimmer empor-zog.

So vervielfacht sahen sich nünmehr gegenseitig die hochzeitlichen Gäste, daß niemand die Braut vermählte. Bis plötzlich gegen die dämmernde

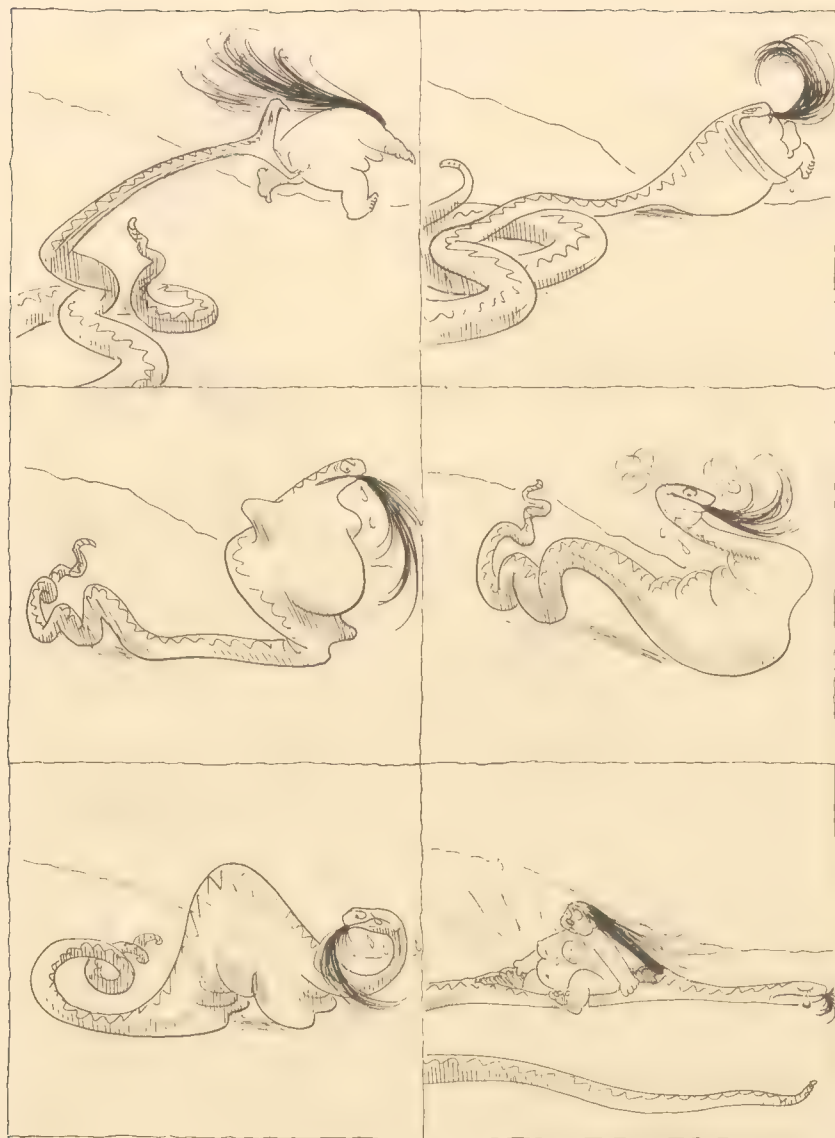
Frühe zu die Hausfrau des Limonadenfräuleins die Türe aufriß und in den Dampf hineinschleie: „... Jessasmarleund Josef — Leut! — Die Braut lauft drob'n mondschläft auf die Dächer umamand!“ — — Da fiel es über alle wie kalte Dusche herab. Der Bräutigam Johannes, der noch immer in seiner Ecke saß, hatte augenblicklich die Empfindung, daß sein Straßenbahnwagen in aller Wirklichkeit zum zweitenmal in jenen Konditorien gelahren sei... Dann begann er ganz mechanisch, wie ein aufgezogener Blechschutzmännchen, die Stiege zu seiner Wohnung hinaufzutorkeln. Und alle anderen hinterdrein. In der Schlafkammer waren die Fenster stadtdorwelt geöffnet. Der Mond floß als ausgelauener Kuchenteil am Boden herum...

Draußen fluteten silberne Bäche über Giebel und Dächer. Und in diesen Fluten watete Johannes' Braut, als wären's Regenplützen. Der weiße Schleier flatterte als hochzeitliche Fahne im Morgenwind in der Hand hielt sie eine Flasche und ein Trinkglas und schenkte Limonaden ein. Jemand schlug vor, man sollte sie bei ihrem Namen rufen, ein Bäckergeselle hielt ein paar lockende Pfeiffe für wirksamer, — und er stockte schon sämtliche Finger in den Mund, als eine approbierte Badersfrau noch rechtzeitig davor warnte: „Um Gotteswillen, solchene Leit' derf' ma' net aufschrecken — sonst fallen's runter und san maustot...!“ Aber trotzdem meinte ein Schweinemetzger, ob man es nicht mit einem Kübel voll kalten Westers probieren solle... So riet man hin und her — und her und hin. Alle standen beisammen, wie um ein offenes Grab. Eine vergnagte Trauergesellschaft. Und sie konnten die Empfindung nicht loswerden, daß jedem einzelnen unter ihnen — ein Kanarienvogel ausgekommen sei. Johannes zitterte wie eine elektrische Ledenklingel. Seine Augen hatten das Leuchten von Sparbrennen eines Solitrusglühlichts angenommen. Und dann schämte er sich so, weil er eine Braut erwischte, die nachts über die Dächer läuft. Ein Nachtgespenst, vor dem sich die ganze Nachbarschaft guseilt im Verein werden sie alle über ihn Witze machen...

Bald öffneten sich auch die umliegenden Fenster, Hausfrauen sehen mit Openguckern durchs Küchenfenster auf die Dächer. Familienväter stiegen mit den Zimmerfahnen zu den Altären empor, mit Feldstechern bewaffnet. Alle hielten sie nach der mondschläftigen Braut Ausschau. Die war jetzt in einem Wald voll aufgehängter Steckerlwasch verschwunden. Einige glaubten, sie werde bei der Feuermauer wieder zum Vorschein kommen, andere meinten, hinter den Kamin der Waschenstalt. Da hörte man mit einem Mal ein helles Lied... Sie sang aus den wehenden Hemden, Unterhosen und leinernen Decken heraus: „Geh'ts und verkauf't's mel Gwundl...! bin im Himmi...!“

Als der Bräutigam ihre Stimme aus den flatternden Linnen hörte, versank alle Welt vor ihm. Wie durch ein enges Rohr sah er nur mehr nach jener Stelle hin, wo seine Liebestiege sang... Und schon schwang er sich über das Fensterbrett, lief an dem hervorspringenden Mauergerüst entlang... der winkenden Hofe zu wie in ein Frühlingsgebüsch... J. Unten im Hof hatte sich inzwischen ehnungslos der Gesangsverein zu einem Hochzeitsstündchen versammelt. Aus einem moistigen Keller gurgelte der Chor in den rosarot aufsteigenden Morgen hinein: „Das Wandern ist des Müllers Lust...!“

Johannes hatte seine Braut gerade noch an der Schleppe erfaßt, als sie eben auf einem Kaminkehlersteig zu des Nachbarn Dach hinüberwandeln wollte. Wie einen entlaufenen Stallhasen nahm er sie in seine Arme und trug sie in die hochzeitliche Kammer. Die war dann auch schnell von Gästen leer. Und bald durchdrachte die enge Stube ein weißes Fest. Ihre Körper glitten wie Kähne einander zu. Und vom Hof herauf sang es: „... das Wa-andern...“ Jetzt gab es kein Wort mehr — Das war die Nacht, in der das Limonadenfräulein zum letztmalig mondschläftig geworden ist...





„Du willst uns verlassen, Nicki?“ — „Yes, my baby — Ich mache mir selbständig —
in prima Büro für Nachkriegsplanung in der Monroe-Street ...!“

Carriera: „Nicki, tu vuoi abbandonarci?„ — „Yes, my baby, ... mi faccio indipendente ...
con un bürò di prima classe per il progetto nella Monroe-Street ...!“

DIE BÄRENJAGD

VON GEZA GARDONYI

Jedes Jahr im Dezember fahre ich zu meinem Freund Jancsi Janosy. Wir haben zusammen studiert, aber haben es beide nicht weit gebracht. Er ist Bauer geworden und ich wurde ein „Herr“, aber ich habe auch nie Geld.

Gleich am nächsten Morgen, in frühester Dämmerung, alarmierte mich Jancsi — ich sollte sofort aufstehen, der Waldhüter hätte einen Bären gemeldet.

Ich verspürte nun zwar gar keine Lust zum Bären, aber mit Jancsi kann man nicht reden. Er glaubt, daß Gott jeden Menschen zum Jäger schuf, und daß es nichts Interessanteres auf der Welt gibt, als wenn im Horgos-Wald sich ein Bär herumtreibt.

Recht mißmutig zog ich mich also an, wählte mir das leichteste Gewehr aus, hängte in meinen Gürtel drei Dolche und steckte einen guten Roman in die Tasche.

Wir pflegten nämlich so zu jagen, daß Jancsi von morgens bis abends mit zäher Geduld auf nichts lauerte und ich mich in meinen Pelzmantel hüllte und las. Auch jetzt geschah es so. — Jancsi nahm am Rande einer Schlucht Aufstellung, mich aber schickte er zu einem entfernt stehenden Schlehendornstrauch.

Der Waldhüter ging mit den Treibern in den Wald. Ich legte das Gewehr neben mich, zündete eine Zigarre an und las.

Es war neblig. Jancsi stand unbeweglich ungelähr fünfzig Schritte von mir entfernt.

Während ich las, fiel mir ein, daß kein Baum in der Nähe war; wenn der Bär aufauchte und das Gewehr nicht losgehen würde, so wäre nichts zum Hinanklettern da.

Ich schaute mich um und sah einige Schritte von mir eine Hüterhütte.

Ich hob mein Gewehr auf, und damit Jancsi mich nicht bemerkte, schlich ich mich hinter den Sandhügeln gebückt zur Hütte.

Auf einmal ein Schuß — die Kugel piffte an meinem Ohr vorbei. Bumml ein zweiter Schuß: er traf den Laut meines Gewehres.

„Bist du verrückt geworden?“ schrie ich. Dann rannte ich und war mit ein, zwei Sprüngen in der Hütte.

(W. M. Busch)



Vom Futter meines Pelzes riß ein Nagel in der Tür ein Stück heraus. Ich drehte mich um, um es aufzuheben, aber Jancsi war noch immer hinter mir mit seiner Knarre.

Na, das war kein Spaß. Was sollte ich tun? Streckte ich den Kopf hinaus, würde er sogleich schleichen, bliebe ich in der Hütte, zündete er sie über mir an.

Viel Zeit zum Nachdenken blieb mir nicht. Ich durchstieß die andere Seite der Hütte und sprang in den Graben. Selbstverständlich ging ich dann nach Hause.

Ich sagte zu Jancsis Frau Etelka, daß mir das Warten langweilig geworden sei. Die gute Seele schrie beinahe auf, als sie das Futter meines schönen Stadtpelzes sah...

„Ich will dich zusammennähen“, sagte sie und suchte in ihrer Taschle herum.

„Lassn Sie es gut sein!“, antwortete ich, „morgen suche ich das fehlende Stück.“

Ich streckte mich am Kanapee aus und las ihr aus dem Roman vor. Nach Sonnenuntergang kam Jancsi. Seine Augen glänzten.

„Na, wo ist der Bär?“ fragte ich ihn.

Er zog sich aus. Dann goß er eine heiße Weinsuppe in sich hinein.

„Also“, sagte er, „schade, daß du nach Hause gegangen bist. Dann gerade in deiner Richtung kam der Bär.“

„Es war ein riesengroßes Vieh. Er konnte einen Kletter hoch gewesen sein. Ich sah ihn, einen vor die Hüterhütte trottelte.“

Schnell entschlossen ließ ich auf ihn einen Schuß los. Sein linker Hinterfuß ist getroffen. Gequält brüllt er auf und flüchtet hinkend in die Hütte. Ich schreie zum zweitenmal.

Mein Bär verschwindet in der Hütte.

Jetzt hab ich dich, Meister Petzl — danke ich. Schnell stoße ich zwei Patronen in mein Gewehr und laufe zur Hüterhütte.

Der Böse wartet auf mich. Er steckt den Kopf heraus. Ich schreie doppelt auf ihn. Er zieht sich zurück. Wieder leide ich mein Gewehr, und piff-paff, jagd ich wieder zwei Schüsse durch die Tür. Da wird aber das Tier grimmig. Wutschnaubend kommt es hervor und stellt sich auf die Hinterfüße.

Es ist drei Kopf größer als ich. Augen wie zwei feurige Kugeln. Sein Rachen schäumt. Es fleischt die Hauer, hebt die Vorderfüße gegen den Himmel und stürmt gerade auf mich zu.

„Jesus, Maria!“ schreit Etelka.

Jancsi fährt unter heldenhafte Gebärden fort: „Ihr könnt euch denken, daß ich keine Zeit hatte, mein Gewehr zu laden. — Ich dachte an dich, meine liebe Etelka, und an Gott. — Dann reiß ich meinen Dolch hervor und warte entschlossen, bis der Bär sich auf mich wirft.“

Er stürzte damit auch nicht. Seine Krallen furchterlich gegen mich spreizend, fällt er mich an. Ein anderer Mensch wäre erschrocken, aber ich verlor meine Nerven nicht: schnell hocke ich mich nieder, halte meinen linken Arm schützend vor mich und stoße meinen Dolch bis zum Griff in den Bären.“

Vor Entsetzen blaß, fragt Etelka:

„Hast du ihn ins Herz getroffen?“

„Nein. Mein Stuch glitt unter seiner Achsel durch. Wir umarmen einander. Ich halte seinen Leib mit solcher Kraft umfaßt, daß seine Rippen krachen. Der Bär kann seine Krallen nicht benützen, aber auch ich nicht meine Hand. Der heiße Atem des Bären verbrüht fast mein Gesicht.“

Endlich löste ich, daß meine Kraft nachläßt. Einer muß sterben, entweder ich oder der Bär, — danke ich. Darauf ließ ich ihn ganz plötzlich los, gebe ihm aber einen solchen Fußtritt in den Bauch, daß er momentan zusammensackte. Und was glaubt ihr, was dann geschah?“

„Der Waldhüter erschoss ihn.“

„Keine Spur. Er kehrte mir den Rücken und rennt wieder in die Hütte hinein. Ich greife schnell zum Gewehr, werfe zwei Patronen hinein, und damit rumm bumm hinein in die Hütte.“

Ich warte, ob er sich bewegt. Es rührt sich nichts. Dann blicke ich hinein und sehe, daß es drinnen hell ist: auf der anderen Seite ist ein Riß in der Wand der Hütte. Er hat sie durchbrochen und ist geflohen.“

Ich blicke ihm nach, aber er hinkt schon am Waldrand. Bis ich mein Gewehr wieder laden konnte, verlor ich ihn aus den Augen. Ihr könnt euch vorstellen, wie ich mich geigert habe. Ich hätte ihm gerne wenigstens eine Tazze abgeschossen. Aber ich habe trotzdem ein Andenken von ihm mitgebracht.“

„Was denn?“

„Was? Ein Stück aus seinem Fell, das während dem Ringen herausgerissen worden ist. Hier ist es. Daß ihr nicht glaubt, ich erzähle nur Märchen.“ Damit öffnete Jancsi seinen Tornister und wirft mit großem Triumph das aus meinem Pelz herausgerissene Stück Fell vor uns hin.

(Aus d. Ungarischen v. Martha v. Agoraszto-Zöllner.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nuckel)



Bei einer der letzten Wahlen auf Island wurde festgestellt, daß auf den Wahllisten der Stadt Akuremy eine ganze Menge Leute aufgestellt waren, die in Wirklichkeit schon längst tot waren, und eine ganze Reihe Leute hatten Wahlschwindel verübt, indem sie im Namen dieser Toten gestimmt hatten. Deshalb mußte die Wahl für ungültig erklärt werden, und ein neuer Termin wurde angesetzt. Das benutzten die Parteien natürlich zu einem neuen Wahlkampf. Ein Wahlredner in Reykjavik aber hatte Pech, er begann nämlich seine Wahlrede mit dem bekannten isländischen Verslandslied:

„Steig empor aus dem Grab
Du Geschlecht, des gestorben...“

In diesem Moment erhob sich ein Polizeibeamter im Saal und sagte unter dem Jubel der Anwesenden laut und deutlich: „Nee, nee, diesmal geht das nicht so — jeder muß eine Legitimationskarte zur Wahl mitbringen...“

*

In ein Autogramm-Album schrieb Lillencron einmal folgenden Spruch:

„Schließe nicht immer von dir auf andere. Es gibt auch anständige Menschen.“

*

Johannes bat mich, ihm ein wenig Geld zu leihen.

„Werde ich es auch bestimmt zurückbekommen, Johannes?“ fragte ich.

„Ich schreibe dir einen Schuldschein aus“, beruhigte er mich.

Er ging also an seinen Schreibtisch, entnahm diesem ein Blatt Papier, zog die Füllhalter und wollte beginnen. Dann aber zögerte er.

„Ich glaube, es ist besser, ich gebe es dir unbeschrieben“, meinte er. „Dann ist es doch nicht ganz wertlos für dich.“

J. Bieger



„... und dann hat er einfach um deine Hand gebeten?“ — „Ja — denk mal — um die Hand auch!“

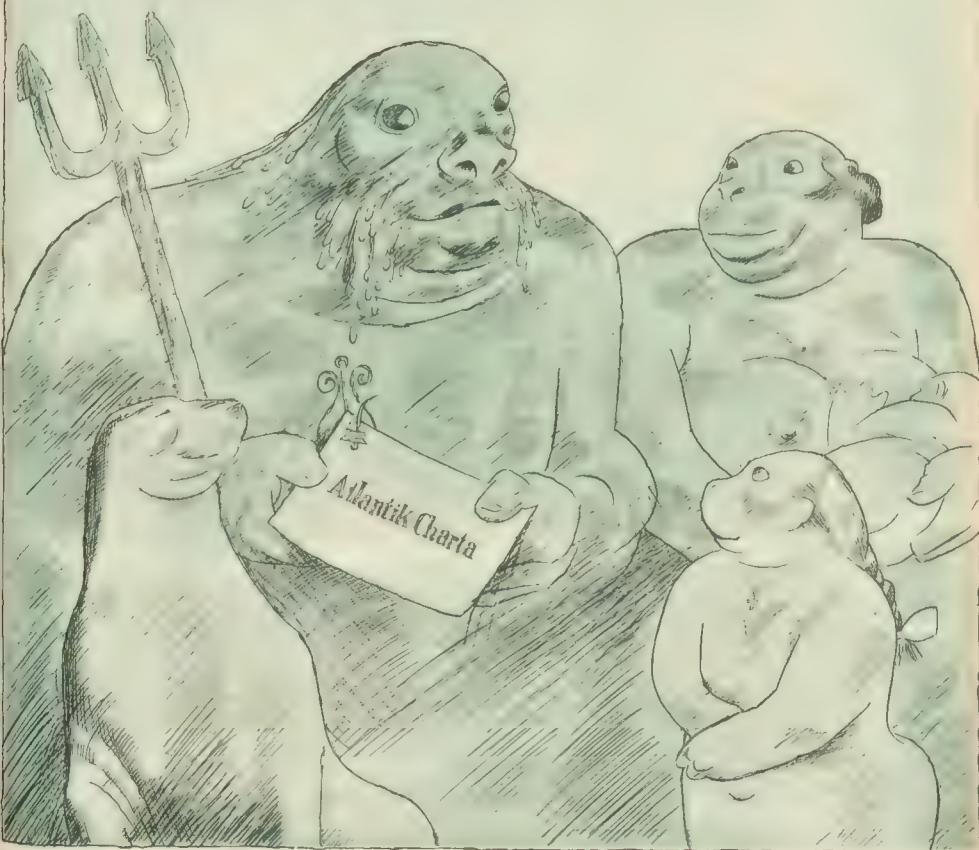
Fidanzamento: „... e poi ha chiesto senz'altro la tua mano?.. — “Sì: pensa un po', anche la mano!..

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

OLAF GULBRANSSON 43

ATLANTIK-CHARTA



„Papa Neptun, da bringe ich dir etwas Lustiges zum Lesen — das scheint jemand über Bord geworfen zu haben!“

La „Carta Atlantica„: „Papa Nettuno, ècoti qualcosa d' allegro da leggere ... Pare che qualcuno l' abbia buttata giù da bordo in mare!..



„... Ja, aber nur gegen Abgabe alter Bilder!“

„... eh sì, ma soltanto verso consegna di quadri antichi!“

Herr und Frau Schnutenfeger

Von Paul Westergaard

Kürzlich las ich in einer ausländischen Zeitung, daß ein Barbier zum Leiter für das Amt für Hygiene und Gesundheitswesen der Hauptstadt seines Landes berufen wurde.

Ungewöhnlich mußte ich dabei an meinen früheren Barbierschnutenfeger denken, der in einer stillen Seitenstraße unweit des Hauptbahnhofes sein Ladengeschäft hat. Ihn würde es gewiß freuen, wenn er erfahren könnte, daß einer seiner Kollegen zum Direktor des besagten Gesundheitsamtes ernannt ist.

Ob ich ihm daher nicht meine Aufwartung machen soll, um ihm davon zu berichten?

Es war freilich schon recht lange her, seit ich seine Barbierstube das letztemal aufsuchte. Ich gedachte nämlich vor einigen Jahren in einen anderen Stadtteil über, wo ich das Vergnügen habe, von einem Barbier bedient zu werden, der um ein nicht Geringes propädeutischer als Schnutenfeger. Schnutenfegers Barbierstube war klein und eng. Frau Schnutenfeger half immer fleißig mit im Geschäft. Sie pflegte einzuseifen, während erschaube. Ich habe noch heute eine Narbe, die ich geduldig trage als eine Erinnerung an Schnutenfeger und sein Messer.

Frau Schnutenfeger. Indessen, die verstand ihr Handwerk, das muß man ihr lassen. Das spannendste aber dabei war, daß man beim Einsinken immer riechen konnte, was es bei Schnutenfegers zum Mittagessen gab.

„Nai!“ neckte ich sie einmal, „heute gibt es bei Ihnen Hering, Frau Schnutenfeger.“

„Wieso wissen Sie denn das?“ erwiderte sie maß-

los verwundert. „Das können Sie doch gar nicht gerochen haben! Ich habe die Heringe ja noch gar nicht auf die Platte gesetzt! Bloß ausgenommen habe ich sie.“

„Ja, eine gewisse übernatürliche Begabung —“, erklärte ich geheimnisvoll.

Aber eines Tages sollte ich den Kürzaren ziehen. Es war mir nämlich trotz meines ausgesprochenen Geruchsinnes unmöglich festzustellen, was das Ehepaar diesmal zu Mittag essen würde.

„Nun, Herr Petersen, heute können Sie schwerlich erraten, was wir essen“, lächelte Frau Schnutenfeger und entblöde dabei ihren einsamen Vorderzahn.

„Nein, wirklich nicht. Heute ist mir meine übernatürliche Begabung versagt geblieben. Offenbar weil es draußen so neblig ist.“

„Nein, Herr, ihre Begabung in allen Ehren. Doch wenn ich Ihnen etwas anvertrauen darf, wir essen nämlich heute bei meinen Schwiegereltern!“

Da hatte ich es! Es war also auf eine Art ganz unterhaltsam und nett in Meister Schnutenfegers Barbierstube. Und je mehr ich nachdenke, habe ich wohlhaftig ein schlechtes Gewissen, daß ich mich so lange nicht bei ihm sehen ließ.

Nun aber werde ich gehen. Gleich morgen schon. Er muß doch auch wissen, daß einer seiner Kollegen es zum leitenden Direktor des Amtes für Hygiene und Gesundheitswesen gebracht hat! Er wird sich darüber freuen und stolz sein. Also werde ich gehen — man soll energisch sein. Wenn auch die Propädeutik — — — na ja — — — und so weiter... (Aus dem Dänischen von Werner Riebig.)

ALARM

„Dies hier“, so sprach's im Traum, „ist die Hyäne. Sie ist weit über hundert Jahre alt...“

Ich sah sie an, die gräßliche Gestalt, und haarte zaghaft die geträubte Mähne. Wurselnd bleibte sie die gelben Zähne...

Was ist... Jäh fuhr ich aus des Traumes Schacht. Was ist denn?... Vollmondglänzend schwebte die Nacht.

Ich laudete...

Und da heulte die Sirene.

Getigert war mit einem Mal der Himmel. Fahlgelbe Bänder zuckten hin und her, durchschlingelten das Wolkenchaumgewimmel. Und ferne Schläge hörte ich, dumpf und schmer...

So schmer und dumpf schlug auch in mir das Herz, schlugen viel tausend Herzen allerwärts...

Aber, o Wunder, horch, im Nachbargarten, im finstern Stäbchen, hub der madre Hahn sein frohes Morgenlied zu krähen an, also hönn' er's nimmer, nimmermehr erwarten.

Vertrauter, lieber, tröstlicher Gefang! Der Tag bricht an... es dauert nicht mehr lang!

Dr. Oetiglaß

Der Europaverteiler

(Wilhelm Scholz)



„Vorläufig müßt ihr mit dem Papier vorlieb nehmen. Das soll aber nur die Vorspeise sein, die richtige Mahlzeit kommt erst nach dem Kriege!“

Il dispensiere d' Europa: „Per ora dovete accontentarvi della carla. Ma questa deve essere soltanto l' antipasto; il vero pasto viene solo dopo la guerra!..“

DAS SPUKBEGRÄBNIS

VON ADOLF JOHANSSON

Nur zwei Dinge waren es, die den alten Ehrenmann, den Major auf Egdala, quälten, aber sie waren auch im höchsten Maße widerwärtig. Erstens gab es auf Gottes grüner Erde nichts, was ihm seine Seelenruhe so rauben konnte wie die verdammten Wildblide, die immer wieder auf seinem Grund und Boden ihr Wesen trieben. Zweitens... Schil — Der strengste Tagesbefehl, den der Major in seinem ganzen Leben herausgegeben hatte, handelte gerade von diesem — zweiten: Das dumme Gerede sollte endlich verstummen!

Aber wen es doch zu hören gelüstete, der brauchte nur an den Knechtstube und an der Mägdalkammer zu lauschen

„Der Teufel soll mich holen, wenn sie sich jetzt nicht wieder gezagt haben!“

Es verhielt sich nämlich so, daß der Major einen Sohn gehabt hatte. Es war zwar ein prächtiger Mensch gewesen, aber ein biblisch leichtsinnig, ein Herzensknicker und fröhlicher Gesellschafter und ein großer Zecher. Jetzt war er schon seit ein paar Jahren tot, und sein Sarg hatte in dem großen, alten Kornspeicher auf Waldände gestanden. Wie es auch sein mochte, ein was gewaltig: er fand keine Ruhe in seinem Grabe, obwohl die alte Lena, die Gutsmagd, die fast als einzige der Diensthöfen dem jungen Leutnant von Herzen gut gewesen war, dem Sarge heimlich eine Scheufl Feuerkohlen nachgeworfen hatte als er fortgegangen wäre. Aber es war ihr nicht gelungen, ihm heimlich Leinwandstücken zuzustecken, der zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnen-schrei helfen sollte. Daran scheiterte es wohl, glaubte man in der Gesindstube.

Vor einigen Monaten war die Hausmagd eines Nachts, als schon alle Lichter auf dem Hofe gelöscht waren, halb angezogen mit dem großen Schlüsselbunde in der Hand über den Gasplatz geschlüpft, und als sie zutüffelt durch das Herz in der Tür hinausgeschau, sah sie, wie der Leichenzug aus dem Kornspeicher herausgezogen kam. Es waren schwarzgekleidete Herren in steifen Hüten und kreideweißen Handschuhen. Sie trugen den Sarg, und der letzte blieb einen Augenblick stehen, um die Tür des Schuppens zu schließen — ganz wie damals, als sich der wirkliche Leichenzug einst in Bewegung gesetzt hatte.

Was die Hausmagd gesehen hatte, verbreitete sich natürlich wie ein Lauffeuer, und ebenso fest wie jeder Gutsangestellte daran glaubte, so ergrimmte der Major über dieses lästliche Gerücht. Aber er war ja auch nicht dabei gewesen, als die Hausmagd in jener Nacht totenblass in die Gesindstube gestürzt war und dort zitternd gelegen hatte.

Es war gerade an einem solchen Abend, als der Major plötzlich durch einen helligen, vom Hof kommenden Windsturm aus seinen Träumen gerissen wurde. Schneller als er es selbst für möglich gehalten hatte, war er aufgesprungen und hatte hinter der Gardine hinausgeschaut. Ein kalter weißer Septembermond funkelte in den Tropfen des Grasses, und der schwarze Schatten des Kornspeichers zeichnete sich scharf auf dem weißen Hofplatz ab.

Dort unten stand eine der Stallmägde, die Hände am Kopf, wie am Boden festgewurzelt.

Und zehn Schritt vor ihr... Ja, Schreck-schwarz!... Herjensees... der Leichenzug!

Es war also wahr, Laulos zog er mit dem Sarge vorüber. Die Männer stemmten ihre eine Schulter unter dem schweren Sarg hoch in die Höhe, und die Schaiten folgten ihm wie lange gewundene Rieseneledschän. Der Wald lag dicht neben dem Schuppen, und dort schien sich der Leichenzug auflösen und zu verflüchtigen. Fröhlich am anderen Morgen stand

der Verwalter, den der Major hatte rufen lassen, an der alten wurmstichigen Tür und drehte seine Mütze in der Hand. „Nun, Andersson“, begann der Major, „wirst du heut nacht im Kornspeicher schlafen?“

„Aber“, kam die zögernde Antwort, „Herr Major wissen, daß... und erst vorige Nacht...“

„Du kriegst auch eine Belohnung. Und du kannst dir auch noch einen Mann mitnehmen. Ich will, daß die ewige — hm — Gerede ein Ende hat, versteht du? Na, ist es abgemacht?“

„Ja, Herr Major, dann ist's wohl abgemacht.“

Als es Abend wurde, saßen der Verwalter und der Großknecht in einer der großen Kornkisten versteckt. Über den Boden sickerte das Mondlicht in einen schmalen Streifen hinein und leuchtete in den Tautropfen des Spinnwebes vor der Fensterleiste. Ab und zu knabberte eine Maus unter dem Fußboden, und hin und wieder tickte die Totenuhr in den Wänden. Abgesehen von dem Lichtstreifen war es pechschwarz in dem großen Speicher. An der äußersten Giebelwand hatte der Sarg einst auf schwarzen Holzbocken gestanden. Dorthin glitt nun häufig die schneuen und ängstlichen Blicke des Verwalters und des Großknechts.

Die Stunden verrannen. Der Wind rauschte, und der Zweig eines Baumes schlug gegen die Wand. Der Verwalter dachte an die Schnapflasche, die er in seine Jackentasche gesteckt hatte, und stieß den Knecht in die Seite. Kluck, kluck, kluck es durchs Dunkel.

Plötzlich wurde es an der Tür hell. Ein Strom von Mondlicht lief herein. Dann wurden zwei Schatten sichtbar, und im nächsten Augenblick traten die ersten Herren des Leichenzuges mit dem Sarg über die Schwelle. Die Gesichter waren kreideweiß, und die Schatten sahen im Mondlicht blau aus. Ein Paar der steifen Kniehülse nach dem anderen neigte sich in der Türöffnung, wenn sich ihre Träger auf der Schwelle bückten.

Kurze Zeit darauf krochen zwei verängstigte Menschen mit klappenden Zähnen aus der großen Kiste heraus. Der Major fluchte durchaus nicht, als er vernahm,

wie die Sache abgelaufen war, er verdoppelte nur die Belohnung, wenn der Verwalter noch eine Nacht im Kornspeicher zubringen wollte. Aber wenn er das Zehnfache geboten hätte, wäre es doch vergeblich gewesen.

Und das Gerücht vom dem Spukleichenzuge breitete sich so aus, daß ein paar Mägde kamen und um ihre Entlassung baten. Der Major überlegte ernsthaft, ob er nicht das ganze berüchtigte Gebäude abreißen lassen sollte.

Ehe es so weit kam, ereignete sich jedoch etwas, was das Abreißen des Schuppens völlig unnötig machte.

Es war eine kalte Septembernacht, und der Major konnte keinen Schlaf finden. Er wälzte sich in den verschwitzten Bettdecken, die an seinem Körper klebten und all seine Bewegungen folgten.

Wie gewöhnlich hatte der Major über die Wildblide nachgedacht und konnte darüber nicht einschlafen.

Plötzlich richtete er sich im Bett auf. Es war erst zwei Uhr. Jetzt wollte er der vermeintlichen Wilddiebeler ein Ende machen. Ein Exempel statuieren. Er zog sich an, füllte seine Schnapflasche und schlich sich die knarrende Treppe hinunter.

Ah! Die Nachtluft schlug ihm kalt und leicht an. Der Major schob seinen Hut aus des Stins und atmete tief. Die Dämmerung lag blau über dem Hofplatz, wo der Tau in den Gräsern glitzerte.

Der Wald stand schwarz hinter dem Kornspeicher, und jenseits lag die Moorfläche durch das lichte Föhrengeläch. Am Moore hatte sich der Major in einer Weidendickung ein weiches Lager bereitet, dorthin lenkte er seine Schritte, um den Wilddieben aufzuwarten.

Das Warten in der Weidendickung wurde ihm lang. Eine kalte Feuchtkig stieg vom Moore auf — Endlich graute der Morgen.

Plötzlich duckte sich der Major tiefer und spähte durch die Zweige. Ein Absatzlein klirrte gegen einen Stein am Waldrande, und ein Gesicht mit rotem kurven Schnauzbart und blitzelnden Augen leuchtete hinter den Zweigen auf. Im nächsten Augenblick war es wieder verschwunden, aber der Major hatte den kleinen Fuchs-Olle, die robustesten Züge des Kötnerbüschens erkannt.

Olle kroch auf allen vieren nach einer Schilfbank hinaus, die etwa zwanzig Meter von dem Versteck des Majors entfernt lag. Hin und wieder wandte er den Kopf und guckte müßigbraun nach allen Seiten aus, — nicht da, — nicht da, —

Ein Kapitälr Echelbule trat aus den Büschen des Waldes und schritt mit wiegendem Gang über das Moor. Ja, das war der Zwölflender, der ihm vor ein paar Tagen gemeldet worden war. Der Atem dampfte ihm aus den Nüstern, als er in fünfzig Schritt Entfernung die gebogene Muffel hob und im Winde schnob. Pängl!

Der Major fuhr wie von einer Natter gestochen in die Höhe. „Ha — das verfluchte Luder...“

Schäumend vor Wut stand der Major vor dem unglücklichen Schützen. Fuchs-Olle ließ alles über sich ergehen. Er starrte mit hoffnungslosem Blick vor sich hin... anzeigend und Gefängnis...

Der Fündele. Olla begann endlich zu begreifen. Streckte die gefalteten Hände dem Major entgegen. „Nein, nein, nicht Gefängnis!... Die Mutter liegt krank zu Haus und kann sich ohne mich nicht helfen. Um Gottes willen, bester Herr Major, meine Mutter!“

Nun war es so, daß der Major trotz seines bärchen Äußeren ein weiches Herz in der Brust trug. Sein weißer Knebelbart zitterte. „Hm, hm, ja, deine Mutter, ja...“

Die lebende Stimme wurde immer eindringlicher. Der Major räusperte sich. „Na ja, ich will Gnade vor Recht ergehen lassen — deiner Mutter wegen — wenn du ein paar Nächte im Kornspeicher wachen willst. Du kriegst auch ehrlieh bezahlt, und wenn du den Spuk dort aus der Welt schaffst...“

Olle blieb nichts anderes übrig, er mußte den Auftrag annehmen, und obwohl ihm übel zumute war, dankte er

Das Königsspiel

Von Herbert Lestiboudois

Wenn's, wie so oft, uns wieder einmal überkam

In jenen Nächten draußen, jenen schlaflosen Tagen,

Daß dieses Unausprechliche kein Ende nahm,

Dies Ungefähre in uns, das wir nie durchdrangen,

Das nie Gestalt war, das da wogte und zerging

Wie Schatten bald und bald wie kalte Nebelschauer —

Ein Netz verstrickt, undeutbarer Menschentraver —

Darin die Seele irrend, wirrend sich verfang —

Dann, du mein Freund, mein stiller, bester Kamerad,

Mein Bruder du — dann war es tröstliches Beginnen,

Wenn mich dein Wort anrief, an deine Seite bat,

Um Zug für Zug dem Königsspiele nachzusinken,

Dann war es gut, dies Beieinandersein, so nah,

Daß unser Atem überm Brett sich traf: wir saßen

Die Nächte durch, gebeugt, zergrübelt — und vergaßen

Was Undeutbares in und über uns geschah.

Der Nachtwind rührte, die Geschütze brüllten dumpf,

Das Echo rollte schaurig durch die schwarzen Wälder —

Wir aber spielten, bis der letzte Kerzenstumpf

Eroschen war am Rand der vierundsechzig Felder.

Bis daß es finster war um Bauer, König, Turm,

So jaß verfinstert wie der Glanz der Königinnen —

Wir hatten nichts mehr zu verlieren, zu gewinnen,

Als rings das Erdendunkel wie der Bruder Wurm.



„Diese Botschaft kenne ich doch, die ist ja von mir. Ich bin nur neugierig, wer diesmal darauf hereinfällt!“

Lo spirito di Wilson: „Questo messaggio lo conosco, l'ho fatto io. Sono curioso di vedere chi questa volta ci cade dentro!“,

dem Major, so gut er es konnte. So begab es sich, daß der Fuchs-Olle am selben Abend in einer Ecke des Kornspeichers auf einem wackligen Meißenschemel saß. Neben ihm in einer Flasche stand der köstliche Whisky des Majors, und quer über seinen Knien hielt er das unselige Jagdgewehr, das man ihm wieder ausgehändig hatte. So vergingen einige Tage, Olle schlief tagsüber und verbrachte die Nächte im Kornspeicher in Gesellschaft der Whiskyflasche und der Büchse. Als er am vierten Abend über die Schwelle trat und die Tür hinter sich schloß, warf er nicht einmal mehr einen Blick nach der linken Ecke, in welcher der Sarg gestanden hatte, sondern ging gleich nach dem Lager, das er sich bereitet hatte. Und bald lag er in tiefem Whiskyschlummer

Aber auf einmal erwachte er. Er streckte sich und nahm einen Schluck aus der Flasche. Waren da Mäuse? — Da raschelte etwas im Speicher. Ein Deckel wurde aufgelegt. Fuchs-Olle griff nach seiner Büchse und starrte ins Dunkel. Plötzlich wurde er völlig wach. Die Spannung kitzelte ihm den Magen, seine Finger zitterten wie in Jagdlieber. Schwere Schritte schlurften vorüber. Zwei schwarze Schatten — ein Sarg...

Olle stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Dann brannte er einen Schuß ab und taumelte auf sein Lager zurück. Der schwarze Leichenzug raste nach der Tür. Schreie hallten. Mit einem Krach fiel der Sarg auf den Boden. Als Olle wieder zu sich kam, stand der Major im

Mantel mit bloßen Beinen neben ihm. Mitten auf dem Fußboden lag ein Mann mit gefesselten Händen neben dem offenen Sarge, der mit Korn angefüllt war. Fünf bis sechs Mägde und einige Knechte liefen von einer Korn'ste nach der anderen.

„Ja, hier haben sie etwas genommen, und hier.“ „Für 150 Kronen Roggen haben sie gestohlen“, rief der Verwalter. „Ja, mindestens für 150 Kronen!“ „Jasses, Jasses“, schnatterten die Mägde, „ach du meine Zeit, und wir glaubten, es sei eine ehrliche Leiche!“

Aber der Major kloppte Olle auf die Schulter und versprach ihm goldene Beize und grüne Wälder. Und Fuchs-Olle blinzelte unter den roten Augenbrauen in saliger Betrunkenheit.

(Aus dem Schwed'schen von Ilse Meyer-Lühne)

DAS KLEID DES GLÜCKS

VON GIGI VIVIANI

„Du siehst blaß aus, Kleines.“

„Ich habe heute Nacht nicht geschlafen.“

„Warum?“

„Weil Du nicht da warst. Aber wir wollen nicht von mir reden. Erzähl von deiner Reise! Erzähl von allen Dingen von der blonden Frau, zu der Du gefahren bist!“

„Sprechen wir von ihr?“

„Aber ich möchte eigentlich gar nicht von ihr sprechen, lieber von mir. Ich wünschte auch, die beiden hätten in Paris einzig von mir gesprochen; er: meine Gaben preisend; sie: unbändig neidisch auf unsere Größe, mich einzig und unvergleichlich dünkende Liebste.“

„Hast Du ihr von mir erzählt?“

„Natürlich.“

„Was hat sie gesagt?“

„Ich habe ihr die Fotos von dir gezeigt. Sie sagte, du wärest sehr hübsch.“

„Ob das aufrichtig gemeint war?“

„Sie hatte ja keinen Grund, zu lügen. Als einstige Geliebte hätte sie eher alle Ursache gehabt, das Gegenteil zu sagen.“

Trotzdem, ich fühlte mich durch diese Großmut, die, ich insitktiv durchschaue, in keiner Weise verpflichtet. Diese Frau ist, glaub ich, viel zu klug, als daß sie auch nur im Entferntesten etwas gegen mich vorbrächte.

„Was sagte sie denn, als sie dich wiederholt?“

„Ausgeschimpft hat sie mich, weil ich mit einer Verpöhlung von anderthalb Tag eintraf.“

Diesmal blieb ich wie vom Schlag geblüht stehen und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Ist es möglich, daß es eine Frau gibt, die fähig ist, ihn auszuschimpfen? Daß eine Frau den Mut findet und die Geschmackslosigkeit besaß, ihm hübsche Worte zu sagen?

Plötzlich ließ er mich bei den Schultern (seinem ihm unerklärlichen Bestürzung bezeugt) und dirigierte mich zu einem Wagen, mit dem wir nach Hause fuhren. Nun muß ich unbedingt alles wissen, was in den dreißig Stunden seiner Abwesenheit geschehen ist, die der Mann, der mich liebt, mit der herausfordernden, klugen, blonden jungen Frau verlebte, die er vor zwei Jahren geliebt hat. Sie rief meinen Geliebten unvermutet nach Paris, zur Erledigung etwelcher Geschäfte, bei denen seine Gegenwart und sein Rat unentbehrlich waren. Mit jenem Fatalismus, der meine ganze Natur ist, ließ ich ihn reisen. Ich wollte ihn nicht begleiten, weil es wie Mühsuren aus- gesehen hätte, als sei ich seiner Treue nicht sicher. „Ist sie noch sehr schön, die blonde Frau?“

Er antwortet nicht gleich, weil er einem anderen Gedanken nachhängt, der ihn nicht losläßt.

„Ich mag dieses ängstliche und verzweifelte Gesichtchen nicht sehen, Kleines. Es wäre mir lieber gewesen, du hättest auf mich gehört und mich begleitet; so hättest Du sehen können, wie grund- verschieden meine Liebe zu dir von der Liebe ist, die ich zu ihr hegte.“

Zu Hause angekommen verspüre ich so etwas wie ein Gefühl der Benüchtung. Ich hänge zärtlich an meinem kleinen Helm, das beinahe schon in den Teppichen durchwärmte, von Vorhängen verdundel- te, von Licht durchströmt, wenn ich bei Sonne die Fenster aufreißt, und das so still ist, als läge es irgendwo versteckt auf dem Lande und nicht inmitten der Stadt. Ich weiß, auch mein Geliebter ist gern in meinem Helm, und ich scheine ihn wiederzugewinnen, nur er hat Neust zurückgekehrt ist.

„Du hast auf meine Frage nicht geantwortet: Ist sie noch sehr schön, die blonde Frau?“

Er rastert sich gerade (die Stoppeln von nahezu zwei Tagen) und antwortet mit kleinen Pausen; er lacht über meine Besorgnis, die ich mir zwar nicht anmerken lassen will, aber mit jedem Wort verrate.

Sie ist noch sehr schön. Als ich nur mit meinem grauen Köcherchen ankam, protestierte sie gleich: warum ich nicht den Smoking mitgebracht habe. „Warum nicht gar den Frack?“

Er merkt nicht, daß ich im Begriff bin, böse zu werden.

„Für den dreitägigen Aufenthalt in Paris hatte sie so viele Toiletten mitgebracht, wie für vierzehn Tage ausreichen würden oder noch zu viele wären. Am Nachmittag trug sie einen anderen Frack als

am Vormittag und war äußerst gereizt, weil ich keinen Abendanzug mitgebracht hatte und sie nicht auf den Montmartre begleiten konnte, wo sie einen dritten Frack entfallen wollte, einen Hermelin, den schönsten der acht in Frankfurt existierenden.“

Ich sehe zaghaft an meinem schmucklosen selde- nem Fächchen hinab. Und gleich demühtig mit dieser Verzagtheit, die ich nicht überwinden kann und die mich zu ersticken droht.

„Na und?“

„Wir sind in die Umgebung von Paris gefahren, mit ihrem Auto, einem deutschen Wagen, Sport- typ, wunderschön. Sie hat ausgezeichnet chauf- ferieren gelernt. Wir sind auch die Pferde an den- gewesen, die sie für ihren Berliner Rennstall ge- kauft hat. Zwei prächtige Kerle.“

„Kann sie reiten?“

„Wie eine Amazone.“

„Und dann?“

„Dann ist sie nach Hause gefahren, in der Nacht. Ich sollte sie nach Deutschland begleiten. Zum Glück hatte ich kein desolates Visum.“

„Andermalls hättest du sie begleitet...“

Er dreht sich unvermutet um (auf die Gefahr hin, sich zu schneiden).

„Unglücklich, Kleines, ich hab dich noch nie so ge- sehen.“

„Mag sein. Du bist je auch noch nie verärrert, um dich mit einer blonden Frau zu treffen, die dir nicht gleichgültig war. Im Grund hatte ich nicht unrecht, wenn ich annehme, daß die blonde Frau mehr an eine Vergnügungsreise dachte als an eine geschäftliche Besprechung.“

Das beweisen die vielen Toiletten und Pelze, die sie mit nach Paris nahm.“

„Wehrhaftig. Das hab ich weder gedacht noch gemerkt.“

„Wie beneidest!“

„Nein, tatsächlich.“

Zum zweiten Male verstumme ich. Ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Ich sehe meinen Ge- liebten neben der blonden Frau sitzen, die's bis an die Nasenspitze in ihren Pelz gehüllt ist und mög- lichst rasch ihren mächtigen, luxurösen Wagen zu steuern sucht; ich sehe meinen Geliebten an- gedackten Tisch der blonden Frau gegenüber- sitzen, die überlegant angezogen und mit Brillen- ten und Perlen beladen ist; ich sehe ihn, wie er mit seinen Händen leicht die bebenden Nüstern zittern, die sich schmerzhaft sträuben, und neben ihm stehen die schöne, sportliche Frau. Ihr ganzes Wesen ist so grundverschieden von meinem, so fern, so unendlich viel verlockender als meines, daß mich wieder das Bewußtsein meiner Minderwertigkeit überkommt und mich im Halse würgt. Ich hätte große Lust, zu weinen. Auch mein Helm gefällt mir nicht mehr. Die Möbel, die ich mühevoll bei den Antiquitätenhändlern ausgesucht hatte, kom- men mir alt und verbraucht vor, die Kissen banal, die Teppiche ärmlich. Mein Mantel und das Filz- hutchen, das ich beim Nachhausekommen auf einen Stuhl geworfen habe, sind und bleiben ärmlich, geschmacklos und ungemütlich, auch wenn sie mir gut stehen und mich jünger machen. Nichts gefällt mir mehr. Auch ich selber nicht. Im Gegen- teil; ich wundere mich, daß ich meinem Geliebten gefalle, wo ich doch nicht blond bin, nichts Schönes anzuziehen habe, keine kostbaren Pelze besitze.

„Was hast du denn? Du sprichst doch gar nicht mehr mit deinem armen Freund, der in so über- großer Liebe zu seinem Kleinen zurückgekehrt ist!“

„Und wann hebt ihr von euren Geschäften ge- sprochen?“

„Gleich nachdem ich angekommen bin. Eine halbe Stunde im Ganzen.“

„Ach!“

Tränen schlieren mir in die Augen, und ich kann sie nicht länger zurückhalten. Er stübt sich mein kölnisches Wasser ins Gesicht und sleht mich an. „Du weinst?“ Er schließt mich sogleich in seine Arme. „Warum weinst du denn? Du bist glücklich, daß ich umgehend nach Hause gekommen bin, daß ich dir herzlich erzählt habe, was geschehen ist und was wir gesprochen haben?“

„Nein.“

„Er steht mich entsetzt an.“

„Du bist unglücklich!“

„Ich bin unglücklich, weil du bei deiner Rückkehr solch ein ärmliches Kleines vorgefunden hast, ohne Schmuckstücken, ohne Pelze, dazu bestimmt, zu Fuß vom Bahnhof nach Hause zu gehen...“

„Dummenh! Kleines Dummenh... Wie kannst du glauben, ich interessiere mich für einen Luxus, der nicht mir gehört.“

Er versteht nicht, versteht nicht meine Qual, die mich auch und die ich dennoch als unwürdig empfinde; aber sie ist so stark, daß ich nicht hindern kann, wenn sie mich peinigt... Mein Ge- liebter macht sich zum Baden zurück; ich lasse ihn allein und ziehe mich in meinen Salon zurück, wo ich weinen kann, ohne daß er es sieht, und wo ich versuchen will, mich wieder mit mir selber auszuöhnen mit meinem Helm und meinen Klei- dern. Ich weiß, nur wenn ich allein bin, kann ich mich zu mir selber zurückfinden. Niemand, nicht einmal mein Geliebter könnte mir mein Selbst- bewußtsein wiedergeben. Ich weiß nicht, ob meine Zärtlichkeit das Wohlgefallen aufzuwiegen vermag, das ein Herrmann mir, der schönste der acht in Frankfurt existierenden, den Sinnen und Augen bietet.

Ich glaube, in diesem Augenblick würde ich mit Wonne jenen kostbaren Pelz vernichten, der sich mich königlicher Miene voll Verachtung gegen mich wendet; ich könnte je sagen, es mache mir nichts aus. Das ist aber nicht wahr. Ich schmerzt mich tief, daß ich ihm, der so viel Schönheit ge- noß, nicht erhabener Schönheit zu bieten ver- mag, die ihn alles vergessen lassen könnte, was seine Augen bis gestern sahen. Aber ich kann es nicht, und diese Unfähigkeit beirrt mich; es ist, wie wenn jemand schwer krank ist und zweifelt, je wieder gesund zu werden.

„Kleines!“

Ich zucke zusammen wie auf frischer Tat ertappt. „Was ist?“

„Kleines, ich bin ins Bett gegangen, weil ich so müde und abgespannt bin. Bist du nicht auch recht abgespannt?“

„Nein.“

„Oder wenigstens müde?“

„Nein.“

„Willst du nicht herüberkommen und mit beim Schlafen Gesellschaft leisten?“

„Nein.“

Es ist nicht wahr, daß ich nicht will. Ich will nur nicht, daß er abermals mein allzu beschauliches Kleidchen dem anderen, dem allzu üppigen Kleide gegenüberstellen kann; ich will nicht, daß er meine beschauliche Wäsche unwillkürlich mit der wer weiß wie mit Spitzen und Stickerl verzierten der blonden Frau vergleicht... Aber plötzlich kommt eine ungeheute Süßigkeit über mich, und ein Schauer durchläuft mich, der auf mich über- sprang, als mein Geliebter mich rief.

„Kleines, ich frage. Wenn du mich nicht wärmen kommst, kann ich nicht einschlafen.“

Diese Ausrede konnte ich, damit maskiert er den Wunsch, mich ganz eng in seine Arme zu schlie- ßen. Und insitktiv lasse ich mein Kleidchen fallen, die Höschen, die Strümpfe... Ich werde mich ihm darbringen, wie ich bin, ohne elegante Toilette, ohne seltsame Hemd, ohne lange Blon- des Haar. Ich werde ihm meinen kleinen bloßen Körper darbringen, mit der weißen Haut, dem Bubenpok, der leisen Anschmiegsamkeit und dem Geheimnis der Lust, das ihn bezaubert. Und ebenso gleich meine Wäsche unwillkürlich mit der ich die Kammer, die mich wohl aufnimmt und freundlich wie ehemals, schön wie ehemals ist und mir wieder gefällt.

Er empfängt mich mit einem kleinen Freuden- schrei und richtet sich im Bett auf.

„Oh, Kleines! endlich! Du hast mich noch nie so lange warten lassen. Komm schnell. Du wirst dir in diesem Kostüm das Schuppen fallen!“

Er lacht. Er ist bei mir wieder zum Kinde ge- worden. Und ich eile in seine Arme und treue mich meiner Nacktheit.

„Ich habe nichts Schöneres anzuziehen als das!“

sage ich mit schwachem Lächeln und verge- be mich ihm zwischen Hals und Schultern.

„Ich weiß nicht, ob es in Frankfurt acht schöner oder weniger schön fiele...“

„Still! Frankfurt existiert nicht mehr, Hermelin verabscheue ich, Autos sind mir widerlich, Ren- nerfelle sind etwas Unangenehmes, mein Kleines dagegen ist das Glück.“

Ich schließe die Augen, um andächtig das einzi- gsdahende Kleid vorzuführen, das keine Schnei- derin kooleren kann: das Kleid des Glücks,

(Aus dem Italienischen von Thea Weide.)

Das strenge Mädchen

(R. Kiesel)



„Aber Lisbeth, auch in einer ungebügelten Hose kann ein Mann mit seelischen Qualitäten stecken!“
„Und du glaubst, daß die durchs Bügeln leiden würden?“

La ragazza severa: „Ma, Lisetta, anche entro calzon! non stirati può esservi un uomo con belle qualità di spirito!“,
“E credi tu che queste potrebbero soffrir danno dalla stiratura?“

EINE VERTEUFELTE SACHE

VON HANS REIMANN

Ortrud kam aus dem Kino. Ihr Mann hatte einen Geschäftsfreund aufgesucht, mit dem er freundschaftlichen Verkehr aufricht erheilen mußte. Man konnte ihn getrost allein gehen lassen. Der Geschäftsfreund hatte keine Töchter, sondern nur einen im Stimmwechsel befindlichen Sohn sowie eine Gattin, die auch einem weniger anspruchsvollen Menschen als Ortruds Mann ungefährlich war.

Es regnete in Strömen. Ortrud pferchte sich in eine überfüllte Straßenbahn. Das letzte Stück mußte sie laufen, da half alles nichts, denn bis zum Stadtrand war der Fortschritt noch nicht fortgeschritten.

Unterwegs fingerte sie in der Handtasche vorsorglich nach dem Hausschlüssel. Er machte sich durch hastiges Fehlen bemerkbar. Ortrud trat unter einen dichtbelaubten Baum und kramte hastig alles um und um. Kein Schlüssel. Sie trabte

weiter und zerbrach sich den Kopf, warum und wo sie den unentbehrlichen Gegenstand vergessen haben und wer daran schuld sein mochte. Sämtliche dienstbezugsfähige Fragen blieben offen. Sie wohnten in einem Zweifamilienhaus. Die andere Partei war mit Sack und Pack vertriebt. Ortrud zögerte, ehe sie dem verschlossenen Gebäude tropfend näherstrebte. In der Nähe befand sich ein Telefonautomat. Den merkte sie als letzte Rettung vor, obschon ihr peinlich war, bei Erwins Geschäftsfreund anzuläutern.

Sie landete vor dem finsternen Haus. Läutete. Nichts. Folglich war Erwin noch nicht eingetroffen. Sie riefte zum Fernsprecher und rief an. Ein verschlafener Boß, zunächst unwirsch, dann mühevoll wirsch, bedauerte, daß Erwin wieder da gewesen sei, noch daß man ihn erwartet habe. Bedauerte außerordentlich.

Es war dreiviertel zwölf geworden. Ortrud jagte

zurück — umwölkt von schwärzlichen Gedanken, durchweicht vom unbehilssamen Regen, schwankend zwischen heller Verzweiflung und krampligem Optimismus. Auch ein bohsatter Racheplan spukte im Hintergrund.

Nach wie vor lag das Haus in unbarmherzigem Dunkel. Ortrud sagte etwas Unschönes vor sich hin.

Die Lampe im Herrenzimmer war noch warm. Das konnte man allerdings nicht von draußen feststellen. Die Lampe im Schlafzimmer war einen Grad wärmer. Auch das bilab der guten Ortrud verborgene. Letzte weinend, hockte sie sich auf die oberste Treppenstufe und wartete auf Erwin, den Gatten.

Erwin, der Gatte, duselte soeben ein. Er hatte seinen Plan aufgegeben, den Geschäftsfreund anzurufen, statt dessen im „Moh-n“ einige Partien Billard gespielt und sich wieder nach Hause verfügt. Ortrud war selbstverständlich noch nicht aus dem Kino zurück. Sicher hatte sie eine Freundin getroffen und tratschte irgendwo mit ihr. Erwin war seiner Ortrud durchaus treu, und Ortrud war ihrem Erwin treu, das stand fest wie das Einmaleins. Sie würde schon kommen, ihn schlafend finden, sich geräuschlos ins Bettchen legen und morgen früh an seiner Seite erwachen — wie gewohnt und obrigkeitlicherseits genehmigt. Mit der satten Zufriedenheit eines braven Haushaltvorstands schnarchte Erwin leise in die Kissen.

Im Morgendämmer plätschte Ortrud ins Schlafzimmer, nachdem sie von der Aufwartefrau eingeladen worden war. Es entstand ein bewegter Morgen. Ortrud glaubte ihrem Gatten keine Silbe. Bestimmt war er, während sie schlummerte, behutsam über sie hinweggestiegen, um sein nächstliches Abenteuer nicht zu verraten. Erwin empörte sich über diesen ungeheuerlichen Verdacht und drehte den Spieß um. Hatte sie einen Zeugen dafür, daß sie die geschlagene Nacht im Haustor gehockt hatte? Erwins Gewährsmann, der Billardpartner, kam bis elf Uhr in Betracht. Ortruds Gewährsmann, der wirsch gewordene Geschäftsfreund, hätte lediglich ihren abendlichen Anruf, die Aufwartefrau hingegen ihre morgendliche Anwesenheit vor der Tür zu bestätigen vermocht. Im übrigen klatzte da eine Lücke, die mit Mißtrauen, Verdächtigungen und Vorwürfen auszufüllen dem Gemahl anheim gestellt blieb. Ortrud drehte ihrerseits den Spieß um, doch Erwin erbrachte ohne weiteres den Nachweis, daß er mit Wechs in den Ohren geschlafen habe, weil ihn ein quakender Frosch schier verrückt gemacht habe. Dem Geräusch nach zu urteilen, war das Best mindestens so groß gewesen wie ein Kalb. Er trage sich mit der Absicht, einen Jagdschein zu beantragen. Woraufhin Ortrud sich entrüstete, er möge bitte die Angelegenheit nicht ins Lächerliche ziehen. Woraufhin Erwin beteuerte, es sei ihm heiliger Ernst.

Diesen Stoff klemmte sich der Teufel unter den Arm und verteilte ihn in mehreren Abschriften. Bald erzählte einer am Stammtisch die Geschichte als wahres Erlebnis seines Schwagers. Im Frisbuden wurde sie von einer Dame als die Tragödie einer jung verheirateten Freundin berichtet. Ein Ehemann servierte sie als auf der Trabbahn erleuchtet und knüpfte daran belehrende Ausführungen über die Sinnlosigkeit der Eifersucht. Ein Filmschiffsteller verteilte die Begebenheit der Reihe nach in den wilden Westen, den zarten Norden und den charmanteren Süden, umzirkte das Historchen mit Historie, merzte die Historie wieder aus und ließ den Vorfall um 1900 spielen, gestaltete ihn jedoch, die Jahrhundertwende verwerfend, zu einer Urlaubsromance um, durchblästerte Ganghofer, Karl May, Wilhelm Raabe und Gottfried Keller und legte schließlich den Stoff in die Mappe „Unseredigt, aber dringend“.

Ein Dichter hängte das Thema einige Tage zwischen die Doppeltenster, holte es dann herein und ganierte das Ganze so lange mit Versen, bis vom anekdotischen Kern aber auch nichts mehr zu erkennen war.

Der Teufel grinste in seinen Spitzbart und lauerte.

Training - Allenamento

(O. Hermann)



„Siehst du, Ra, nun kann ich bereits dämonisch schauen — aber es strengt mich noch furchtbar an!“

“Vedi, Ra, ora posso già fare gli occhi diabolici. Ma che fatica terribile tuttora per me!”



Bisher hatte keiner der Beflügelten das Wesentliche getroffen. Konnte man Ortrud trauen? Konnte man Erwin trauen? Hatte Ortrud geflunkert? Hatte Erwin geflunkert? Hatten beide geflunkert? Hatten beide die Wahrheit gesagt?

Die Zeit war gegen den Teufel. Seine Hoffnung schwand. Nirgendwo ward in einer Apotheke heimlich nach Zynkall gefragt, in den Waffelläden erschienen lediglich die alten Kunden und ersuchten um Schrot oder Rehposten, die Sellar bemerkten keine wesentliche Umsatzsteigerung, die Gasanstalt buchte nicht den geringsten Mehrverbrauch, Äxte und Hämmer wurden im selben Umfang verlangt wie ehedem, und die Feuerwehr hatte weder Leidenschaftsäußerungen zu löschen noch zerhackte Kommoden wegräumen. Dem Teufel schwante, daß er sich mit seiner Geschichte verspätet habe. Trotzdem saß er noch immer und lauerte.

Bis eines Tages Ortrud und Erwin davon vernahmen und sich augurisch anhielten. Binnen kurzem hatten sie den Urheber der Albernheit erkannt und begeben sich Hand in Hand zu ihm.

Der Teufel erlebte bis in den Schweiß, als er die beiden nahe sah. Ortrud hatte sich vorgenommen, schnippsch aufzutreten, aber wie die Frauen so sind: Im entscheidenden Moment klappte sie um, klopfte dem Teufel leutselig auf die zot-

tige Schulter und sagte: „Sie haben zuviel schlechte Romane gelesen, mein Lieber!“

Erwin aber, durch die Sanftmut seiner Gattin aufgebracht, pflanzte sich breitbeinig vor dem Höllensfürsten auf und donnerte: „Wissen Sie, was Sie mich können? Sie können mich am Bärlichgen ergötzen...“

Da entschwand der Teufel unter Hinterlassung von allerhand Höl

Erwin und Ortrud sind endgültig versöhnt. Bei allen anderen, die davon wußten, ist längst Gras über den Vorfall gewachsen. Mich aber zwickte und

zweckte es, dauernd ging mir die verteuflerte Sache durch den Kopf. Wie, sagte ich mir wieder und wieder, wenn uns Ortrud und Erwin, in stillschweigendem Einverständnis, geküßt hätten? Und ich sprach mit jedem von beiden unter vier Augen. Ortrud versicherte mir, nicht im Kino gewesen zu sein. Erwin versicherte mir, nicht Billard gespielt zu haben. Im trauten Beisammensein war der Abend von ihnen verbracht worden. Der Teufel hatte das Ganze aus der Luft gegriffen.

Auf so plumpe Weise entstehen oft beinah Tragödien.

Von der bewußten Einladung

Ich hörte, wie ein Mann ganz empört zu einem andern sagte: „Der Ding ist schon ein ganz impertinenter Mensch!“

„Hat er dir 'leicht oppes en'tragen?'“ fragte sein Freund.

„Da wär nix dabei!“, erwiderte der andere, „das ist man gewöhnt, das ist boarisch — aber woast, was er zu mir gesagt hat! Sie dürfen mich — hat er gesagt — Sie dürfen mich, wenn ich einmal Zeit habe! So ein impertinenter Mensch!“

■

Das Amt hatte dankenswerterweise verfügt, daß zur Vereinfachung des Verkehrs in Zuschriften aus Publikumskreisen die Höflichkeitsskizzen gänzlich weglassen und „auf knappstem Raum in der natürlichsten Form“ geantwortet werden möge.

„Daran soll's nicht lehren!“ sagte der Hinterwimmer Bani, von dem irrtümlich ein Betrag eingefordert worden war, den er schon vor längerer Zeit bezahlt hatte. Er schrieb auf die Umselste der Mahnung: „Am A...“ Aber das war dem Amt auch wieder nicht recht.

P. Sch.



„Ich finde, das Wasser ist heute furchtbar kalt!“

„Du hättest halt mehr anziehen sollen!“

BEINAHE EIN WUNDERMANN

VON FRITZ MICHAEL

Er war ein Siebenmonatskind, d. h. er hatte, als seine an und für sich gleichaltrigen Kameraden das Licht dieser einmaligen Welt erblickten, schon Ereignisse von zukunftsreichere Bedeutung hinter sich. Er war in der gesamten Verwandtschaft herumgereicht worden. Tanten hatten ihn geküßt, ohne sich um sein entsetztes Schreien zu kümmern; sie hatten ihn goldig, süß und reizend gefunden, obwohl er nur ein kleines rotes Bündel war, und sie hatten gewünscht, daß er ein Wunderkind werden möchte. Dieses schien er sich zu Herzen genommen zu haben, denn er wurde es wirklich. Aber nicht etwa, daß er irgendein Wunderkind geworden wäre, nein, er war ein Wunderkind mit allen Schikanen, ein Hyperwunderkind.

Als seine schon oben erwähnten Lebensgenossen noch Datt statt Vater sagten, sprach er schon französisch, koptisch und malaisisch perfekt. Nachdem er einmal diese Umgangssprachen beherrschte, fielen ihm auch die anderen bedeutend leichter und noch kurzer Zeit übersetzte er Karl May ins Sanskrit und in dreißig indische Dialekte. Sein Zahlengedächtnis war mehr als enorm. Mit fünf Jahren behielt er eine einunddreißigstelligen Zahl mit Quersumme, nachdem man ihm diese einmal vorgelesen hatte. Außerdem wußte er alle Zahlen über die Gewinnung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen und industriellen Rohstoffen im Britischen Weltreich in den Jahren 1801 bis 1911. Piston, Mendoline, Okerine und Querflöte spielte er ohne Noten, alle anderen Instrumente, nachdem ihm die Handhabung einmal gezeigt worden war. Seine Eltern waren stolz auf ihn und hatten sein Bild auf dem Vertiko stehen. Daneben stand eine Vase mit verwelkten Gräsern und eine Gruppe „Hirsch ein Reh verfolgend“, letzteres hatte er aus einer Bierflasche selbst gebildet.

Er war aber nicht nur künstlerisch begabt, sondern auch praktisch. Aus einer alten Kehrschale verfertigte er eine handgehackte Obstschale, die, nachdem sie versilbert worden war, eine Zierlang im Schaufenster eines Goldschmiedes gezeigt wurde.

Während den anderen Altersgenossen noch die Nase lief, ohne daß sich jemand so recht darum

(Hanna Nagel)

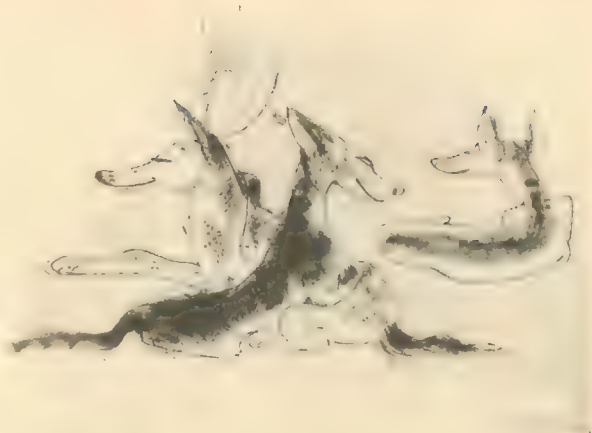


gekümmert hätte, und sie sich bei Belgerien die Hosenbänder zerrissen, schrieb er einen Roman. In seinem fünfzehnten Lebensjahr endlich rutschte er auf einer Bananenschale aus. Statt sich aber das Schlüsselbein zu brechen, rettete er sich durch einen Salto rückwärts, kam aber einem Lastauto zu nahe und wäre ohne Zweifel überfahren worden, wenn er sich nicht — geistesgegenwärtig wie er war — unter die Mitte des Wagens gerollt hätte, so daß dieser, ohne selbst Schaden zu nehmen, über ihn hinwegfuhr und nur einen Tropfen Öl auf seiner Krawatte hinterließ.

Er war alles, was man sich denken konnte: Künstler, Artist, Athlet usw., daneben spielte er Polo, Golf, Skat und Rommé, obgleich letzteres verboten war.

Den Tanten wurde er nun nicht mehr herumgereicht. Diese hatte er schon längst wie Marionetten hinter den Kulissen des Lebens verschwinden lassen, obwohl er doch nur ihren Wünschen seine Fähigkeiten verdankte. Aber Dank ist der Welt lohn, auch bei Wunderkindern. Er wurde einem internationalen Publikum vorgeführt, welches wie wahnsinnig klatschte, als er sich selbstbewußt lächelnd auf der Bühne zeigte, eine rote „Hautden-Luke-Rose“ im Knopfloch, die er als Dreijähriger bei einem Schützenfest geschlagen hatte, wobei der Mast, an dem der Luke hochsauste, zerbrochen war.

Inzwischen war nun auch die Zeit gekommen, in der er ein Mann hätte werden sollen, natürlich nur, was das Alter anbetrifft, denn in den anderen Sparten war er es schon längst. Aber ein Wunderkind ist schon eine Seltenheit, ein Wundermann dagegen ist noch seltener. Im Alter neigen wir alle dazu, an einem beglückseligten ausverkauften Lebenslauf Geschmack zu finden. Daß er diese Neigung auch verspürte, sollte ihm zum Verhängnis werden. Das Schicksal, das ihn für eine so außerordentliche Laufbahn vorgesehen hatte, nahm ihm seinen neuen Entschluß recht krumm. Noch während er mit der Beschaffung der Waite für den besagten Lebenslauf beschäftigt war, stach ihn eine an und für sich harmlose Mücke und — — — jedenfalls am anderen Tage war er tot.



„Glaub mir, mein Kind: wenn auch ich damals meinem Herzen nachgegeben hätte, wärest du heute ein Affenpölscher!“

“Credi, figliuol mio, se anch'io avessi ceduto allora al mio cuore, oggi tu saresti un cane grifone!”

DER ALTE LÖWE

VON PETER SCHER

Guter Gott, mit drei noch festen Zähnen muß er sich ein grünniger Löwe mahnen; aus erschöpftem Busen muß er brüllen, traurig muß er sein Gebreist enthüllen: Daß er nicht mehr ist, was er gewesen — und dies alles für bescheidenen Spesen.

Ach, wie gern müß er nicht auf der Höhe, süß vorn Hütchen, fing mit Andacht Flöhe, weidete bescheiden mit dem Schwefelstein, krüch wohl auch mal durch ein Kinderreifechen — aber Sprung und Tatzensprung zu mimien, das will einem Opa nicht geziemen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nöckel)



Die beiden Boxer gingen aufeinander los. Höflich fragte der eine den anderen: „Ich will ihnen die Sache gem. angenehm machen — was für Traumbilder wünschen Sie?“ Baye

*

Ein Mädchen im Gebirge schenkte mir sein Vertrauen und erzählte von dem Heiratsantrag, den der Lenz, ein Holzknecht, ihr mit dem schlichten Satz gemacht hatte: „Magst du oder magst du net? Wenn d' mir magst, is guat un wenn d' mir net magst, nachs kost mi...“

Ich fragte: „Und was hast du ihm geantwortet?“ Worauf sie: „Koan vo di zwos Anträge ha i angnomma“ P. Sch.

KÄMERÄDEN

Von Wilhelm Pleyer

(E. Thöny)

Kamerad, wenn wir marschieren
In das fremde Land hinein,
Wenn wir singen, musizieren,
Tönt ein dunkles Fragen drein:
Ich oder du, du oder ich,
Einer muß der Erste sein,
Ich oder du, du oder ich,
Tönt ein dunkles Fragen drein.

Kamerad, du sollst dich freuen,
Daß der beste Freund noch dein,
Unter Älten, unter Neuen
Noch marschieren wir zu zweien.
Ich oder du, du oder ich,
Einer muß der Erste sein,
Ich oder du, du oder ich,
Noch marschieren wir zu zweien.

Kameraden gibt es viele
Und kein Mensch ist ganz allein,
Treu marschieren sie zum Ziele,
Fröhlich schwenken sie den Wein.
Ich oder du, du oder ich,
Einer muß der Erste sein,
Ich oder du, du oder ich,
Und der andre schwenkt den Wein.



SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Aufstieg in USA.

(Wilhelm Schutz)



„Was macht eigentlich unser Freund, der Kidnapper, der damals einige Kinderchen umbrachte?“
„Oh, der hat's weit gebracht. Der betreibt es jetzt im Großen: er ist Bombenflieger geworden!“

Ascesa negli USA.: „In realtà che fa il nostro amico infantidica che allora ammazza alcuni bambini?..
„Oh, è salito molto in alto! Adesso lavora all'ingrosso; s'è fatto aviatore bombardiere!..“



WANN IST MAN ALT?

VON SCHLEHDORN

Ein Tagesschlaf leben bekanntlich 2 Tage, — wahrscheinlich sind sie am Abend des zweiten alle Herrschaften und haben 3 Stunden lang Anspruch auf achtungsvolles Zuhören der Jungfiliengeschichte. Menschen leben durchschnittlich 2 Menschenalter, — und dann noch einige Jahre jenseits der Altersgrenze, erstaunlich ruhig mit ihrer lieben Frau. Also: lange nicht so lange wie etwa der Elefant, — das hängt wohl mit dem dicken Fell zusammen, — oder gar die Schildkröte, — die früh gewöhnt wird, sich in sich selbst aufzukonzentrieren. Lange nicht so lange wie die Stachelpalm im Krematorium oder die Rebe, von deren Wein gute Freunde auf unser Gedächtnis trinken.

Man wird sonst nicht alt; und daß man plötzlich alt ist, das ist auch einer der Widersprüche zwischen der Logik, die recht hat, und dem Leben, das recht behält.

Aber: wann ist man alt? Die Frage ist nicht neu. Da Regiererrat Julius wieder einen seiner immer häufigeren Geburtstage hatte, kam sie von selbst. Und beantwortete sich von selbst: wenn man sich diese Frage stellt, ist man alt.

Auch hier ist alles relativ. So sind z. B. alte Herren älter als ältere Herren. Dafür sind aber junge Damen noch jünger als jüngere Damen. So hübsch höflich ist der Sprachgebrauch.

„Solange man noch neue Gewohnheiten annimmt und noch Widernisse vertragen kann“, sagte Marie v. Eben-Eschenbach, „ist man nicht alt“, und die Sandreck: „solange man noch Theater spielen kann.“ Dies gilt nicht nur für die Bühne und nicht nur für die Damen.

„Ihr Männer seid alt!“, meinte Frau Dorotea, „wenn

Ihr anfangt festzustellen, wie jung ihr noch seid. Wenn ihr z. B. noch auf die fahrende Elektrische springen konntet...“ Hoffnungslos ist der Fall, wenn dann dem Auf- und Kurzeitenden eine junge Dame ihren Platz anbietet. Als sich einmal die jungen Mädchen einer Stadt verschworen, vor jedem Herrn über 40 in der Bahn aufzustehen, vergaßte der Ort zusehens.

Ein Philosoph würde vielleicht antworten: wenn des Vergnügens am Leben ab — und die Angst vor dem Tode zunimmt. Oder: wenn die Erinnerung weitsichtig und das Gedächtnis kurzichtig wird. Oder: wenn man merkt, daß die meisten Gegen-

sätze nur Unterschiede sind und die Unterschiede oft nur Übergänge.

Ein Walkind: wenn der Rausch billig wird und der Kater ernsthaft. Oder: wenn einer schon wieder anfängt, mit seinen Erfolgen bei Frauen zu prehlen.

Ein Weimann: wenn die Liebeserklärungen wie Zitate klingen. Oder: wenn man sich beschränkt glaubt, entweder grämlich oder gütig zu werden. Ein einst beachteter Mann ist alt, wenn er beschließt, seine Memoiren zu schreiben, — noch älter, wenn er beschließt, es doch zu lassen.

Alt ist man, wenn man „zu sagen pflegt“, was man früher sagte.

Oder: wenn man das noch könnte, was man früher — einfach tat.

Überhaupt: wenn man mit Stolz „noch“ und mit Trauer „schon“ sagt — in der Jugend ist das genau umgekehrt.

Alt ist man, wenn man findet, daß alte Freunde recht alt geworden sind. „Du hast dich aber gar nicht verändert!“, sagt man in solchem Fall und sieht hernach selbst einmal in den Spiegel. Regiererrat Julius war alt, als heute bei der Gratulation Marianne gestand: „Ich möchte einen Mann heiraten, wie Onkel Julius in Jung.“ Wobei sie vergaß, daß ein junger Onkel bestenfalls ein Vetter ist.

„Ja, wenn man vor Ungefährlichkeit schon wieder gefährlich wird — oder es werden könnte, wenn man wollte — aber es nicht will, weil das gefährlich werden könnte, — ehst du, Kind, dann ist man alt.“

Und er beschloß, sich an einer der feinsten Künste zu versuchen: mit Anstand alt zu werden und es mit Geschick zu sein.

„Glückt das“, sagte Frau Dorotea, „so ist man eigentlich nicht alt.“

Wenn also... Mögen sich andere, Jüngere, die es angeht, ihre Köpfe zerbrechen.

Von der Macht des Gemüts

Ist der Barbereiz auf jedem Dingen momentan verblüht, — muß der Mensch gleich immer modern? Wozu hat er das Gemüt?

Liefert es doch Seelenkräfte, mittels derer man bebend flüstert für Wein für Himbeerflöße, flüstert für Wurf für Quarz entbrennt.

Manches hrumme oder schiefte Urteil wird zurechtgerichtet, wenn man sich der Perspektive des Gemüts fromm bedient.

Ratatöcher



„Ich verstehe nicht, warum man sich wegen einer kleinen Basilika
so aufregen kann, sie ist doch höchstens vier Stockwerke hoch!“

Misura di grattacieli: "Non capisco perché ci si agiti tanto a causa d'una piccola Basilica che tutt'al più ha un'altezza di quattro piani!".

ÜBER ALLEM NATUR

VON HANS FRANCK

Da die Stadt Groß-Kluckow beim Beginn des 14. Jahrhunderts ihre Tochter, die Gemeinde Klein-Kluckow, zur Welt brachte, vergab sie, daß der heranwachsende und später einmal weit größeren Dörsraum brauchen als in der ersten Lebenszeit. Denn der Neugeborenen wurde ein Gebietchen angewiesen: eingewängt von dem Flußgelände, welches dem Staat, und dem Dünen- gelände, welches der Stadt gehörte. In ihrer frühesten Jugend nahm Klein-Kluckow die Hand- heiligkeit von dem Vater Staat und der Mutter Stadt als eine Notwendigkeit hin. Aber auch Stidte wuchsen heran. Gewiß, es geht damit nicht so schnell wie bei den Menschen. Doch auch Stidte riefen zu Anfang des 19. Jahrhun- derts also, erkläre Klein-Kluckow der Mutter Groß-Kluckow. „Ich bin jetzt erwachsen und werde fortan eigene Wege gehen.“ Diese aber, beschwor das ungezogene Kind, von dem gefähr- lichen Vorhaben abzulassen; schall, drohte, rief den vielbeschäftigten Vater Staat zur Hilfe. Und tatsächlich, es gelang, die sich streckende Tochter durch Versprechungen und weise Lehren noch zu begütigen. Doch die Abnung unseres Jahrhunderts, daß man den dankwürdigen Kampf ein, den schließlich, damit wieder Friede zwi- schen Mutter und Kind werde, die Natur mit einem Machtwort beendenden mußte.

Im Jahre 1907 hatte zu Klein-Kluckow der Ge- meindevorsteher und Badedirektor, ein früherer Oberleutnant, der wegen schuldigen den Rock und Kaisers an den Hals hängen mußte, endgültig abgewirtschaftet. Darauf wählte man einen Ver- waltungsbeamten auf den verantwortungsvollen Doppelposten. Wilhelm Sigbert, der Neugewählte, war das, was man einen ganzen Kerl zu nennen pflegt: Groß, breitschultrig, starr, mit dickem graubraunem Schnurrbart, im gelben Gesicht, fünfzigjährig, Wilhelm Sigbert, ein Mann, der durch nichts zu ermüdende Arbeitskraft ungenü- dert den öffentlichen Angelegenheiten widmen konnte, schlagfertiger Redner und nicht nur kör- perlich stierstrecke.

Nach einer Woche war Wilhelm Sigbert, obwohl er ihm unterstellte, erwachsene Gemein- dewesen in der tatsächlichen Realität nicht mehr als Dorf geführt wurde, nicht nur im Besitz des Bürgermeistertitels, sondern er hatte auch sein hohes Lebensziel erkannt: Klein-Kluckow mußte durch seine umsichtigen Maßnahmen zum Welt- bod gemacht werden! Er legte Wege und Promen- aden an. Er baute ein Warmbad. Er bestrafte, ohne Ansehen der Person, jeden, der die Straße nicht ordnungsgemäß legte. Er schnauzte Höchstselber die Bewohner an, wenn sie ihre Hauswände, die Einfriedigung ihrer Vorgärten, die Blumenbeete nicht in einem weltbadwürdigen Zustand her- richteten und erhielten.

Die Kinder liefen weg, wenn der Herr Bürger- meister — spezialstockfuchelnd — sie. Die Er- wachsenen zitterten, wenn Wilhelm Sigbert — stiefelnkennend — von der Straße abbog und auf ihr Haus zuschritt. Aber des Abends, wenn sie beim Kaufmann, am Bierisch, auf der Vorgarten- bank seine allerneueste, im „Amtlichen Bade- blatt“ fassende Verordnung lesen und bespre- chen, schmunzelten die Klein-Kluckower. Denn, soviel auch immer der einzelne an dieser oder jener Regierungshandlung des neuen Oberhauptes auszusetzen hatte, darüber herrschte sehr bald Einmütigkeit: Endlich hatte man den rich- tigen Mann gefunden, den Mann, der Klein-Kluckow in ein Weltbad verwandeln würde, so daß dann jeder mit Schellen zurück bekäme, was er jetzt mit Löffeln vortreiben mußte. Wilhelm Sigbert noch nicht ein Jahr lang Klein-Kluckow gegenseitig regiert hatte, hieß er bei jung und alt, bei Mann und Frau, bei vornehm und gering nur noch: Wilhelm der Siegreiche.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der ungestüme neue Bürgermeister bei seinem Beginn, aus dem bescheidenen, bescheidenen Klein-Kluckow ein glanzvolles Weltbad zu machen, in schwere Kämpfe mit dem Vater Staat und der Mutter Stadt verwickelt wurde, die ihrem Kind den Lebensraum selbst bei natürlichem Wachstum — um wie vieles mehr bei dem angestrebten un-

natürlichem — zu eng bemessen hatten. Als des Hafenbaums durch seine Beschwerden dazu ge- zwungen war, anheulungsstürmende Ramm-, Pflaster- und Baggararbeiten nicht mehr während der drei- monatigen Saison, sondern nur noch während der neunmonatigen Nicht-Saison vorzunehmen — da wandte Wilhelm der Siegreiche, ermutigt durch die unerwartet schnelle Niederlage des Vaters, sich unverzüglich gegen die Mutter, die Stadt Groß-Kluckow.

Seit Großvaters Zeiten nämlich bestand ein jeder bessere Groß-Kluckower Bürger am Strand ein „Zelt“ in Klein-Kluckow. Diese sogenannten Zelte waren kleine Holzhäuser mit einem winzigen Innenraum. In den man bei Regen flüchten konnte, mit einer seewärts gelegenen Veranda, auf der man bei gutem Wetter Sonne und Meerluft ungehindert zu genießen vermochte. Zur Erhöhung der Gemüchlichkeit hatte man sie durch Tische, Stühle, Liege- vorrichtungen, Spirituskochgelegenheiten und an- dere Einrichtungen nach Möglichkeit einer Stadt- wohnung angelehnt. Dicht bei dicht standen sie am ganzen Strand entlang und riagelten nicht nur die neungelagte Kipromenade vollständig von dem ohnehin lediglich im Badespектe briaian Sandstrand ab, sondern sahen außerdem von rückwärts — von der Promenade her — so aus, als habe man ein Regiment Bedürfnisanstalten in Reih und Glied aufmarschieren lassen.

Selbstverständlich mißfiel Wilhelm der Siegreiche diese Großvater Einrichtung auf das aller- heftigste. Solche Klein-Kluckow in der Tat zu einem Weltbad werden, dann mußten die „Zelte“ der Groß-Kluckower unbedingt verschwinden. Freilich mit einem Frontalangriff wie bei der Ungehörig- keit des Vaters Staat war es diesmal nicht getan. Daß Wilhelm der Siegreiche bei seinem Am- tritt die „Zelte“ vorand, besagte natürlich nichts. Er hatte bereits viele Unnehmlichkeiten mit Erfolg beseitigt. Aber ebensoviele wie sich das Recht der Groß-Kluckower Bürger, an dieser Stelle Gebäude zu errichten — denn darum han- delte es sich längst; nicht mehr, wie ehedem um bewegliche Zelte! — aus den Akten und Karten nachweisen ließ, genau so schwer konnte man dieses Recht ablehnen. Strand und Düne waren den Vorfahren als Grund und Boden offenbar viel zu wertlos gewesen, als daß durch genaue

Zeichnungen festgelegt war: Hier hört Groß-Kluckow auf — hier hängt Klein-Kluckow an. Es hieß in den Urkunden zur: Strand für Klein-Kluckow — Dünen- und Gelände für Groß-Kluckow. Frontalangriff mithin ausgeschlossen! Man mußte langsam vor- gehen.

Wilhelm der Siegreiche, der Beherrscher von Klein-Kluckow, belegte also durch Gemeinderats- beschluß jedes Strandgebäude der Groß-Klucko- wer Bürger mit einer jährlichen Steuer von 3 Mark. Die Besteuerungen murten. Aber sie bezahlten, um weiterhin von ihren „Zelten“ aus ungestört das Meer genießen zu können, den geringfügigen Bet- rag.

Wilhelm der Siegreiche setzte daraufhin durch, daß im nächsten Jahr die neuangeführte, viel zu niedrige Strandgebäudesteuer auf 10 Mark pro anno erhöht wurde.

Da brach die Empörung der Groß-Kluckower Bür- ger offen aus. Wozu sollte das führen? Wer wollte denn, ob man im kommenden Jahr nicht schon 20 Mark „Zelt“-Steuer bezahlen sollte! Oder gar 100 Mark? Dem Klein-Kluckower Tyrannen war auch das zu neu. Womöglich verlangte er, ge- stützt auf nichts als auf seinen Frontalangriff eines Tages den Abbruch sämtlicher „Zelte“, von denen aus man für billiges Geld an den Freuden und Segnungen des Meeres ebenso gut teilhaben konnte wie die Klein-Kluckower Badegäste, welche dafür Unsummen ausgeben mußten. Wo- her sollte die eigene Bürgermeisterei? Wo der hel- mische Magd wurde.

Es kam zu einer „Kleinen Anfrage“ im Groß-Kluckower Stadtparlament.

Der Magistrat zu Groß-Kluckow schrieb also an den Gemeindevorsteher Wilhelm Sigbert zu Klein- Kluckow: Es werde hiermit um sofortige Auf- hebung der Klein-Kluckower Bürgern un- rechtmäßigerweise auferlegten Strandzellesteuer ersucht. Im vorigen Jahr sei, um das lieben Frie- dens willen, der geforderte Betrag gezahlt wor- den. Ohne daß diese, sozusagen eine freiwillige Beihilfe für die durch ihre Badesgaben stark mitgenommene Tochtergemeinde darstellende Be- ziehung die Anerkennung des Rechtes der Strand- zellesteuer in sich geahnte, habe die Klein-Klucko- wer Bürger in diesem Jahre von den friedliebenden Groß-Kluckower Bürgern gewiß genau so verfahren und Klein-Kluckow ein Geschenk nicht verweigert worden. Forderung und Erhöhung aber zwängen Magistrat und Bürgerschaft, nimmher den Streitpunkt einzunehmen. Die Strandzelle der Groß-Kluckower Bürger stünde auf dem ge- lände! Die Dünen aber gehörten — laut Ur- kunde und Siegel — der Stadt Groß-Kluckow, nicht dem von ihr der Schifffahrt halber an der Mündung der Kluck gegründeten Dorf Klein-Kluckow, dem nur der Strand als Eigentum zustehe.

Der Bürgermeister zu Klein-Kluckow an den Bür- germeister zu Groß-Kluckow. Die geforderte Zelt- Steuer sei zu Recht beschossen worden. Die Strandzelle ständen auf Klein-Kluckower, nicht auf Groß-Kluckower Boden. Wie schon ihr Name sage, seien sie auf dem Strand erbaut. Der Strand aber gehöre, wie in dem unangebrachten Protest- schreiben richtig gesagt sei, zu Klein-Kluckow. Sondern die Dünen gehörten der Stadt Groß-Kluckow an. Grund, so würden die Dünenzelle heißen. An eine Aufhebung der rechtmäßigen Steuer werde kel- nestalls gedacht.

Am selben Abend, als dieser Brief in einem der drei Klein-Kluckower Postkästen lag, brachte Wilhelm der Siegreiche unter vielfachen „Hört Hört!“ und „Puh-Aden“ das Schreiben des Groß- Kluckower Magistrats in seiner Gemeinderats- sammlung zur Vorlesung und schloß, immer wider vom lärmenden Beifall der Gemeinderatsmit- glieder unterbrochen, die Bekanntheit seines Antwortschreibens an. Als er unter kaum enden- wendigen Bravourtönen die Abschrift zusammen- gefaltete, konnte er der Umjuelle sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Jeder Groß-Kluckower Schutz- und Schneider hat in Klein-Kluckow ein „Zelt“ an bevorzugter Stelle unseres unvergleichlichen Strandes. Ohne Kurtaxe zu zahlen, machen sie von allen Kureinrichtungen unseres aufblühenden Badeortes uneingeschränkten Gebrauch. Völlig gratis hören sie, auf der sogenannten Veranda Strand, in der kreuzbeinigen Faulenteiler liegend, unsere von einem erstklassigen Kurorchester aus- geführten Kurkonzerte. Scharenweise sind Bade- gäste wieder abgerüstet, weil sie von der Kur- promenade aus nur auf einem Umweg an den

(R. Kilasch)





„Wir können stolz sein, Jimmy, daß wir mit unserer hohen amerikanischen Kultur dieses Barbarentum vernichten dürfen!“

I soldati in Cristo di Roosevelt in Sicilia: „Jimmy, possiamo andar orgogliosi che ci sia dato colla nostra alla cultura americana di annientare questo stato di barbarie!“

Strand gelangen können oder sich zwischen den Strandzelten durchzwängen müssen! Wenn dieser Schaden durch irgendwelche Einnahmen von den Groß-Kluckowern wieder aufgewogen würde, müßte es noch angehen. Aber ein Verdienst hat Klein-Kluckow durch dieses knauserige falsche Badepublikum im ganzen Jahr nicht eine einzige Mark! Jeder bringt sich für den Tag sein Essen und Trinken in einem Handkoffer, in einer Pappschachtel, in Zeitungspapier, das am anderen Morgen überall am Strande herumliegt und für Geld von unserm Strandwärter aufgesammelt werden muß, aus seiner Stadtwohnung mit. Sobald es dunkel wird, fahren sie allesamt mit dem Zuge wieder ab, um nur kein Geld für Nachtquartier in

einem unserer Hotels ausgeben zu müssen. Mit diesen Zucken im gesunden Fleisch unseres blühenden, weltbekannten Gemeinwesens muß endlich aufgeräumt werden!“ Diese in Klein-Kluckow abgefeuerte Rede Wilhelms des Siegreichen schlug zu Groß-Kluckow ein wie eine Bombe, Kleinkelbrige Geschosse — Zeitungsartikel, Eingesandtes — flogen in großer Zahl nach Klein-Kluckow zurück. Der Gemeindegeld war da. Der Magistrat zu Groß-Kluckow wies seine Bürger an, die geforderte Strandzeltsteuer in Höhe von 10 Mark nicht zu zahlen. Er komme für alle Folgen auf. Die Gemeinde Klein-Kluckow reichte bei dem zu

Groß-Kluckow befindlichen Gericht Klage gegen die Stadt Groß-Kluckow ein, die ihre Bürger zur Steuerverweigerung aufgefordert und damit einen ordnungsgemäß gefaßten Beschluß der Gemeindeversammlung sabotiert hatte. Das Gericht zu Groß-Kluckow entschied: Die Strandzelte der Groß-Kluckower stehen auf dem Dünenlande. Das Dünenland gehört der Stadt Groß-Kluckow. Also ist die Gemeinde Klein-Kluckow nicht berechtigt, von Gebüllhockern, die nicht auf ihrem Grunde stehen, Steuern zu erheben. Wilhelm der Siegreiche ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er werde Berufung bei der höheren Instanz einlegen! Mit 10 gegen 2 Stimmen

wurde vom Gemeinderat die Zustimmung zur Einlegung der Revision erteilt.

Die höhere, nicht die Strandsteuor befindliche Instanz entschied: Die Strandsteuor stehen nicht auf dem Dünen Gelände der Stadt Groß-Kluckow, sondern auf dem Meeresstrand. Die Gemeinde Klein-Kluckow ist als Besitzerin des Grundes berechnigt, eine Gebäudesteuer von den darauf erbauten Holzhausen zu erheben.

Klein-Kluckow triumphierte und brachte seinem Gegner einen großen Sieg, indem die Badegäste teils aus Überzeugung, teils der Abwechslung halber zu vielen Hunderten teilnahmen.

Die Stadt Groß-Kluckow tobte. Der Magistrat jedoch ließ sich durch das gefallene Urteil nicht beirren. Noch stand der Spruch des ersten deutschen Gerichtshofes.

Um aber während der langen Wartezeit die Empörung und Ungeduld der Groß-Kluckower Bürger nicht gar zu sehr anschwellen zu lassen, griff der Magistrat einstellend zu einer gegen Klein-Kluckow gerichteten Verwaltungsmaßnahme. Man beschloß, für dasbareiten des städtischen Strandwaldes von den Klein-Kluckower Badegästen eine Monatsgebühr in Höhe von 3 Mark zu erheben und zur Kontrolle auf Namen des Inhabers lautende Erlaubnisscheine einzuführen, die persönlich im Rathaus zu Groß-Kluckow abgeholt werden mußten.

Diese Verfügung der Stadt Groß-Kluckow war ein gewisser Schlag für die Weltbadströmung, die aus den Siegleichen. Nun reiste in der Tat ein großer Teil der Badegäste ab. Die Zurückbleibenden aber schimpften mit den den Klein-Kluckowern um die Wette auf Wilhelm den Siegleichen. Plötzlich gab es keinen unthätigen Beamten in ganz Deutschland als den bisher zum Gele ausgerufenen. Jeder hatte es vorher gewußt, daß eines Tages die Weltbadpläne des Großmannsüchtigen zusammenklappen würden wie ein Kartenhaus. Weltbad? Unsinn! Wilhelm der Siegleiche? Lächerlich! Man wird sich völlig eingest: Sobald wie möglich mußte Wilhelm Siegbert, der sich den Bürgermeisterrat bei dem Gemeinderat erschlichen hatte, denn Klein-Kluckow sich bei demselben Tag noch nicht zur Stadt erklärt — für immer verschwinden!

Wilhelm der Siegleiche hielt diesem Sturm unerschütterlich stand. Noch war der letzte entscheidende Spruch nicht ab. Der höchste deutsche Gerichtshof aber, dessen war es sicher, zeigte die Benützung der Stadt Groß-Kluckow verwerten und damit das Urteil der zweiten Instanz rechtskräftig werden sollte das jedoch der Fall war, hatte Klein-Kluckow Groß-Kluckow in der Hand. Durch rückständige Hinaufsetzung der Strandsteuor war der Magistrat jederzeit zu zwingen, im Interesse seiner Bürger die Verordnung zur Lösung eines Waldorteilungsbefehls für die Klein-Kluckower Badegäste zurücknehmen zu müssen.

Das Reichsgericht erkannte für Recht: Der Revision der Stadt Groß-Kluckow wurde stattgegeben und die Sache zur nochmaligen Verhandlung an den Vorderichter zurückverwiesen. Der Vorderichter habe die Frage des Besitzrechtes für Grund und Boden, auf dem die Groß-Kluckower Strandzeile errichtet wären, nicht nach allen Seiten hin geprüft. Es sei dem Vorderichter nämlich entgangen, daß vor der Fällung des Spruches die Frage hätte untersucht werden müssen, ob der Teil der Strände, auf dem die Badestellen errichtet, in der Tat Klein-Kluckow gehöre oder einem bisher nicht herangezogenen Dritten. Das Allgemeine Preussische Landrecht (von dem Friedrich der Große bekanntlich, als er es gegen seine Gewohnheit ungelassen unterschrieb, zur Entscheidung seines Tuns gesagt hat: „Es ist sehr dick“), das Allgemeine Preussische Landrecht habe in der Strandfrage die Auffassung des Römischen Rechtes übernommen. Der Standpunkt des Römischen Rechtes über den sei: Sowie, wie die Wellen des Meeres bei stürkster Flut zu rollen vermöchten, reiche der öffentliche Strand, erst jenseits dieser von der Natur gezogenen Grenzlinie beginne das private Besitzrecht. Man müßte, was bisher nicht geschehen wäre, zunächst einmal an Ort und Stelle festgestellt werden, ob die Strandzeile auf fiskalischem Grunde stünde oder nicht. Erst wenn die Frage über die Besitzrechte des Staates einwandfrei geklärt sei, könne in der Klagsache der Gemeinde Klein-Kluckow gegen die Stadt Groß-Kluckow wegen Verweigerung der Strandsteuor endgültig entschieden

werden. Lasse sich nämlich der Nachweis erbringen: Die Strandzeile der Groß-Kluckower Bürger zu Klein-Kluckow stehen auf den Wellen zugänglichem, öffentlichem Grunde, so entfällt die Klage des Baderchies gegen ihre Mutterstadt. Laute die Antwort aber: auf privatem Grunde, so sei man dort angelangt, von wo die Schlichtung des Streites zwischen Groß-Kluckow und Klein-Kluckow ihren Ausgang hätte nehmen müssen. Denn es sei nicht stiethaft, einem von zwei darum Streitenden ein Bzetzrecht auszusprechen, solange noch die Möglichkeit bestehe, daß es keinen von beiden gehöre. Mithin wie erkannt: Zur nochmaligen Verhandlung an die Vorderinstanz zurückverwiesen. Und es triumphierte der bisher daneben stehende schadenfrohe Dritte, der Direktor des Hafenbaumeisters, für die Niederlage wegen der erholungsstörenden, für die Dauer der „Saison“ ihm höchst unangenehmen Ramm-, Pfählen- und Baggerarbeiten noch immer nicht verwunden hatte. Natürlich standen die Groß-Kluckower Strandzeile auf fiskalischem Grund! Wo sonst? Sehr viel weiter als heute ein Mensch glaube, ergreife eine richtige Sturmflut mit ihren Wellen von den Küsten- und Inseln. Das lasse sich einwandfrei feststellen!

Und der Hafenbauinspektor erbat zwecks Feststellung des staatlichen Besitzrechtes an den Strand von Klein-Kluckow um Entsendung eines mit der Materie vertrauten Beamten.

Die Regierung entsprach diesem Ansuchen und entsandte, trotz seines erst 24 Jahre alten, bereits als überaus gewissenhaft befundenen Regierungslandmessers, namens Marlow, nach Klein-Kluckow.

Marlow kam zunächst einmal zu der Überzeugung, daß die „Zeile“ der Groß-Kluckower Bürger eine äußerst angenehme Einrichtung seien. Bald hier, bald da lud man den emstigen Jungen Beamten ein, auf einer der Strandausveranden Platz zu nehmen, sich ein wenig auszuruhen, ein kleines Gespräch zu führen: über das Wetter und über die See, über das herausfordernde Benehmen der auswärtigen weiblichen Badegäste und das gestörte Benehmen der Stadtschlichter, sowie über manches andere noch. Selbstverständlich nicht über den Prozeß zwischen Groß-Kluckow und Klein-Kluckow, für den er seine Feststellungen völlig objektiv treffen müßte! Man bot Marlow zu rauchen, zu trinken, zu essen an. Und er ließ sich alles Dargebotene zur Erhöhung seines Wohlbefindens annehmen, ohne irgend einen Vorbehalt nicht unwillkürlich, aber dem Gefühl nach.

Die allgemeine Freundlichkeit der Groß-Kluckower kühlte sich freilich plötzlich und stark wie das abends ein hochsommerlich warmer Septembertag ab, als man sich der Überzeugung nicht länger verschließen konnte, daß der junge Regierungslandmesser ein „Zeile“ vor allen andern untüchtig zu bevorzugen begann. Dafür hatte Marlow es denn freilich in dem auswärtsigen Strandhüschchen so himmlisch, daß er es im Paradies, welches ihm wegen seiner unantastbaren Redlichkeit sicher war, nicht himmlischer haben werde. Besagtes Strandziel-Holzhußchen, in dem er nicht nur — wie bisher in den anderen — die Abendstunden außerordentlich verbrachte, sondern sehr bald auch die Mittagszeit, die Frühstückspause und die Kaffeepause, in das er sogar, weil er seine Geistes darfn untergebracht hatte, überlag auch dienstlich immer wieder einkehrte, gehörte nämlich einer Witwe aus Groß-Kluckow, die mit zwei schlanken Töchtern, einer dunklen und einer blonden, gesegnet war. Eine Zeile wußten die Groß-Kluckower Strandzielbesitzer trotz aller Scharfblickigkeit und Heilhörigkeit nicht: Die Punkte

oder die Blönde? Die Ältere oder die Jüngere? Aber dann gab es darüber keinen Zweifel mehr: Die Ältere, die Schwarzhaarige!

Es war — 1912 sicher man unterdessen — ein ungewöhnlich schattiger Sommer. Ein sonniger Tag reichte sich an den andern wie die Perlen einer Kette.

Was Wunder also, daß die Feststellung, ob die Groß-Kluckower Strandzeile zu Klein-Kluckow auf fiskalischem oder privatem Grund ständen, allmählich bei einer Sturmflut wie sie seit Menschen-gedenken nicht stattgefunden hatte, die Wellen bis zu ihnen gepöschelt werden konnten oder nicht, sich als ungewöhnlich schwer erwies. Der junge Regierungslandmesser, obwohl er die Vorzüge eines Strandzeiles zuzugewinnen am eigenen Leibe unlegbar erfahren hatte, mechte in großer Objektivität seine Landvermessung mit Theodolith, Bussole, Winkelspiegel und sonstigen landmessrischen Geräten ungewöhnlich eingehend. Mehrfach erinnerte die Regierung den äußerst unschuldigen Beamten an den noch immer ausstehenden Bericht. Aber Marlow konnte mit Recht auf die ungewöhnliche Schwierigkeit und die ungewöhnliche Wichtigkeit der ihm anvertrauten Aufgabe hinweisen.

Schließlich aber — der Sommer ging zu Ende, die Bewerbung um die Hand der Blösten Tochter der verwitweten Strandzeilebesitzerin war in voller Form erfolgt, das Jawort nicht verweigert worden — schließlich mußte Marlow als Ergebnis seiner Untersuchung vorgelegt werden. Er berichtete: Sämtliche zu Klein-Kluckow errichtete Strandzeile der Groß-Kluckower stehen auf fiskalischem Gelände, denn es ist unzweifelhaft nachweisbar, daß bei Sturmflut die Wellen des Meeres über den Strandstrolchen, auf welchem die Strandzeile errichtet sind, in früheren Zeiten verschiedene hinweggespült sind. Auf Grund dieses Feststellungen des jungen Regierungslandmessers Marlow wurde im November 1912 die Klage der Gemeinde Klein-Kluckow gegen die Stadt Groß-Kluckow wegen Verweigerung der Strandsteuor in letzter Instanz endgültig abgewiesen. Alle Kosten des vier Jahre dauernden Prozesses wurden Klein-Kluckow an-erlegt.

Die Klein-Kluckower waren außer sich. Ihre gesammelte Wut richtete sich gegen Wilhelm den Siegleichen. Der durfte sich — wollte er nicht Gefahr laufen, beschimpft, bedroht, verprügelt zu werden — bei Tag auf der Straße nicht mehr sehen lassen. Die Stadt Groß-Kluckow richtete den Erwachsenen ein Gegenstand der Verachtung, erledigt! Bei der nächsten Gemeindevorsteherwahl, die glücklicherweise schon im Januar 1913 stattfand, würde man sich einen Tüchtigeren wählen. Einen pensionierten Offizier! Einen zucht-vollen Mann, der in seinem früheren Beruf gelernt habe, nicht wie ein Wahnsinniger mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, sondern sie erst zu beschießen, zu unterminieren, um dann da in der Tat den Sieg zu erröchten, wo Wilhelm Siegbert nur mit dem Maul geübt hatte.

Weihnachten 1912 wütete ein Sturm gegen die Küste wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Der wuchs sich Tag um Tag. Die See legte sich in wilden Orkan aus. Niemand aus Klein-Kluckow konnte sich Silvester auch nur vor die Haustür wagen. Als es am Neujahrsmorgen endlich aufklarte und das Ungewitter sich gegen Mitau legte, erkannten die Klein-Kluckower ihren Strand nicht wieder: Wüst und leer wie die Erde vor der Erschaffung des Lichtes lag er da. Nicht nur die beiden Badenanstalten, sondern auch sämtliche „Zeile“ der Groß-Kluckower hatte das Meer verschlungen. Kein Brett von ihnen allen war übrig geblieben.

Diesem Spruch des Allerobersten Richters baugten sich beide: Mutter und Tochter, Stillischweigen begraben die Klein-Kluckow und Klein-Kluckow den jahrelangen Streit!

Kein Strandziel der Groß-Kluckower Bürger steht also heutigen Tages zu Klein-Kluckow zwischen Kuppromenade und Meer. Den Strandwald darf von den Badegästen betreten wer mag, aus dem Meeresrand aufzuführen wen es dazu treibt. Ein Weltbad ist Klein-Kluckow, das zwischen dem staatlichen Hafengelände und dem städtischen Dünen Gelände einwohnt eine dörfliche Gemeinwesen, das im Januar 1913 Wilhelm den Siegleichen auf Lebenszeit zu seinem Oberhaupt wählte ein Weltbad ist Klein-Kluckow noch immer nicht geworden.

AUGUST

Wie ein Bräutigam kommt der August.

Heiterkeit befügelt seine Söhne.

Heiß und herrlich strömt in ihm die Lust.

Seine Braut, die Ernte, heimzuholen.

Vollerglüt ist sie und reif genug.

Alles dem Geliebten zu gewöhnen.

Golden roost durchs Tor der Hochzeitstag.

Bis das Paar versinkt im Duft der Ähren.

Heinz Friedrich Kamecke



„Mutti, kannst du mir nicht einen netten Kosenamen für Albert sagen?“

„Doch – Ich habe zu deinem Vater zuerst ‚Mein Wilder‘ und später ‚Mein Braver‘ gesagt!“

Appellativo: „Mamma, non potresti suggerirmi un bel vezzeggiativo per Alberto?„

„Certo; e uo padre ho detto dapprima ‚Selvaggio mio!, e più tardi ‚Bontà mio!,„

MENSCHENFRESSER IN SCHWEDEN

VON ERIK STOCKMARR

In meiner grünen Jugend verbrachte ich einen Sommer, einen herrlichen Sommer, als Menschenfresser in Schweden. Es ist ihnen vielleicht nicht bekannt, daß in Skandinavien Menschenfresser leben, das ist aber doch der Fall. Das heißt richtige, waschechte Menschenfresser, die sich von dicken Missionären, Entdeckungsfreisenden und anderen Leckerbissen ernähren, gibt es hier natürlich nicht, es lebt aber ein Vetter von den richtigen Menschenfressern in Skandinavien. Und so ein Kofli bin ich also gewesen.

Ich reiste während des erwählten Sommers mit einem Zirkus in Schweden herum, um ein Buch über das Artistenleben zu schreiben, da kam eines Tages der Direktor zu mir und fragte mich, ob ich am Abend als Menschenfresser arbeiten wollte. Ich nahm natürlich sein freundliches Angebot sofort an. Das wird später einmal meinen Sohn mit Stolz erfüllen, dachte ich, wann er der Lehrerin in der Schule erzählen kann, daß sein Vater ein Menschenfresser gewesen ist. Die Zirkusmenschenfresser sind ganz gewöhnliche, friedliche Leute, die in den Sommermonaten mit irgendeinem Zirkus, als Menschenfresser angekleidet, herumreisen, um ein bißchen Geld zu verdienen. Nur von den kleineren Zirkussen werden Menschenfressernummern vorgeführt, und nur in den ganz kleinen Provinzstädtchen, wo die Einwohner noch ein bißchen naiv und leichtgläubig sind und keine näheren Kenntnisse von den zoologischen Merkwürdigkeiten besitzen. Den ganzen Tag hat der Menschenfresser frei, kann im Gras liegen, baden gehen oder Mädchen küssen und sonst alles tun, wozu er Lust hat. Am Abend aber muß er arbeiten.

Das Kostüm, das er bei seinem Auftreten benutzt, ist ein großes Tierfell, gewöhnlich ein Elchfell, in das er hineinkriecht. Er schmilzt sein Gesicht ganz schwarz, wodurch die Augen unheimlich leuchten, befestigt am Kopf eine schneubeiße, strotzende Perücke und an der Nase eine dicke, dunkelrote Schnauze, die mitten im Gesicht wie eine schöne, vollreife Tomate sitzt. Zuletzt klebt er einige lange Schnurbarthaare unter die Schnauze und nimmt ein Riesengelb in den Mund. Nun ist das Ungeheuer zu seiner Arbeit bereit. Ganz einfach, nicht wahr? Doch jetzt zu dem abendlichen Auftreten im Zirkus, so wie es sich für mich während meines Gastspiels als Menschenfresser ergeben Stellen Sie sich bitte vor, daß wir uns in einer

kleinen, schwedischen Provinzstadt befinden, und daß drinnen im Zirkuszelt tausend Menschen sitzen und gespannt auf den Augenblick warten, wo das Ungeheuer in die Manege kommt. Ich stehe in meinem malerischen Menschenfresserkostüm hinter der „Gardine“, wie man den roten Teppich nennt, und plaudere gemächlich mit einer schönen, jungen Artistin, als der Sprechstallmeister den Zuschauern meine Ankunft meldet. Ich gehe in meinen Käfig, einen Zirkuswagen, dessen drei Seiten aus dicken, eisernen Stangen bestehen. Zwei starke Männer schoben den Wagen in die Manege. Da bin ich also nicht grüßlich, die vielen Menschen mit einem fürchterlichen Urdwergel und rolle unheimlich mit den Augen. Wie ein verdorrter Fioh springe ich im Käfig herum, schlage ein paar Purzelbäume und rüttle wild an den eisernen Stangen, während ich unheimliche Gesichter schneide. Mückenmückenstille! Dann die Zuschauer auf ihren Plätzen, wagen kaum zu atmen und gucken einander angstvoll an, denn die meisten dieser harmlosen Menschen glauben, daß es sich um einen richtigen Menschenfresser handle. Damit sie auch weiter nicht zu zweifeln beginnen, ich noch ein paar Brüller aus, bewege meine Tomate zwischen hin und her und heule darauf herzerzitternd wie eine wahninsinnige Eule. Ein paar ältere Damen in der ersten Reihe erheben sich erschrocken, um sich schleunigst nach Hause zu begeben. Ich schaue sie wütend an und zische ihnen nach Zitternd verlassen sie das Zelt. Der Sprechstallmeister, der einen Revolver in der Hand hält, tritt nun an meinen Käfig heran und erzählt mit angstvoller Stimme ein grausames Abenteuer, das ich, um den Eindruck zu verstärken, für diese Gelegenheit verfaßt habe; denn ich bin doch, neben meiner Anstellung als Menschenfresser, auch Schauspieler.

„Tief im afrikanischen Urdwergel“, erzählt der Sprechstallmeister, „hat man dieses fürchterliche Menschenfresser gefangen und es unter großen Schwierigkeiten nach Europa transportiert. Der Schiffscock und zwei Vollmatrosen wurden mit Haut und Haaren gefressen, und der Kapitän verlor sowohl seine Nase wie auch seine Frau. Nur seine Hüfte und die Vollbrüste der Gefressenen wurden zurückgelassen, und dann die Beine natürlich, die das Unheil ausspuckte; denn Matrosenbeine mag er nicht. Dagegen hat er Frauenbeine natürlich gerne.“ (Ich schauer gehl durch die vielen Menschen im Zirkus). „Obwohl der Menschenfresser mehrere Jahre in seinem Käfig verbracht hat“, fährt der Sprechstallmeister fort, „ist er doch heute ebenso gefährlich wie damals.“

Um diese mahnenden Worte zu unterstreichen, schmelzt er nun ein weißes Huhn in den Käfig hinein. Das Huhn ist aber nur aus Pappe und Federn gemacht, was jedoch kein Mensch antdecken kann. Schnell beiße ich den Hühnerkopf ab und spucke ihn in die Manege heraus, während ich mir voll Wohlbehagen die Schnauze lecke. „Uuuusch!“ sagt ein Herr und babbt vor Schrecken. „Dieses grausame Unheil“, erzählt der Sprechstallmeister weiter, „das in der Gefangenschaft mit weißen Hühnern und jungen Menschen, Meerfrauen und Meerbräuten — von den Fidsjins importiert — gefüttert wird, duldet nur einen Menschen in seiner Nähe, nämlich seine blühende Pflegemutter, eine junge, weiße, blonde Frau. Durch mühsame Erziehungsarbeit und feinfühliges Geduld ist es ihr gelungen, den Menschenfresser so zu zähmen, daß er am Abend auf ihrem Schoß sitzt, während sie ihm kleine süße Wiegenlieder vorsingt.“

Durch diese Äußerung fühlen die Zuschauer sich augenscheinlich ein bißchen erleichtert, und als die Pflegemutter, Fräulein Blonhaar, in einen weißen Kittel gekleidet, in die Manege tritt, wird sie mit begeistertem Beifall und Bravorufen empfangen. Sie geht zum Käfig hin, und ich grüße sie alleruntertänigst, indem ich mich tief verbeuge und in größter Bewunderung meinen schwarzen Zylinderhut abnehme. (Ich trug immer einen Zylinder, den das Kind, um den Eindruck ein bißchen zu verstärken, so machon). Fräulein Blonhaar steckt die Hände in den Käfig und gibt mir einen kleinen Kuchen, indem sie mir liebevoll über mein Fell streichelt.

„Heep“, sagt sie und macht ein kleines süßes Knickchen.

Ich wieder freudestrahelnd mit meinem langen, aus Fell genähten Schwanz und schnurre wie eine Katze.

„Ich glaube, er ist in sie verliebt!“, flüstert eine Dame im Parkett.

Das stimmt wirklich, denn im privaten Leben bin ich mit Fräulein Blonhaar verlobt und bin in sie bis über die Ohren verliebt. Ein älterer Herr lehnt sich an seine Frau, seufzt tief und sagt:

„Ach wäre ich doch auch ein Menschenfresser!“ Sie knallt ihm eine warme Ohrfeige, faßt ihn am Kragen und verläßt das Zelt mit ihm. Fräulein Blonhaar macht nun eine Verbeugung und zieht sich zurück, um in unserem privaten Zirkuswagen für das Abendessen zu sorgen. Und damit ist die Vorführung zu Ende, der Käfig wird wieder von starken Männern heraufgeschoben, und ich nehme von den Zuschauern Abschied, indem ich wütend in die eisernen Stangen beiße und mein schreckliches Urdwergel ausstoße.

Sobald der Wagen wieder hinter der Gardine ist, bin ich ein freier Mann, verlasse den Käfig und gehe in meinen privaten Zirkuswagen, wo ich wohne, und wo Fräulein Blonhaar mich mit heißem Kaffee und noch heißeren Küssen empfängt.

In einer kleinen schwedischen Stadt aber war ich gerade mit meinem Auftreten fertig geworden und saß noch in meinem Wagen in voller Ausstattung, um mich abzuschminken, als der Zirkusdirektor wie ein Sturmwind in den Wagen stürzte. „Um Gottes willen!“ rief er atemlos, „gehen Sie schnell in Ihren Käfig hinein, der Polizeimeister kommt, er darf Sie hier nicht sehen! Kommen Sie, bitte, schnell!“

„Wieso? Ich verstehe nicht!“ „Hören Sie zu. Der Polizeimeister der Stadt, Herr Blomquist, hat eben der Vorstellung beige woht und hat einen lurchbaren Schrecken vor Ihrer Menschenfresserei bekommen. Er ist vor Angst ganz außer sich, er fürchtet, daß das Unheil aus dem Zirkus flüchten und die Einwohner der Stadt überfallen und fressen könnte. Er glaubt ja, daß Sie ein richtiger Menschenfresser sind und will sich nun davon überzeugen, daß diese wilde Kreatur gut und sicher hinter Schloß und Riegel sitzt, denn die Verantwortung für die Unglücke, die sonst passieren könnten, will er nicht auf sich nehmen, sagt er. Also kann, komm — wir müssen uns beeilen.“

Fräulein Blonhaar gab mir ein paar Kuchen mit, und weg waren wir. Eine Minute später lag ich im frischen Heu in

DAS KARUSELL

Ich steh' vor einem Karuffell,
erst geht es langsam, später schnell
und rot ein gut jonglierter Teller
dreht es sich schnell und immer schneller.
Die Pferde krellen lei im Tanz,
den Kopf am Schmelz des Vordermanns.

Im tollen Wirbel, Roß und Kind
hauch noch zu unterföhren sind.

Wer lo betrachtet, lange Zeit,
reiß nicht mehr, wer und was sich dreht.

Man meint, man sei eventuell
am Ende selbst ein Karuffell.

So dreht ich mir ungfähr
die Welt vom Standpunkt großer Äär.

Und machst nicht Kopernikus
ichon damals mit dem Märchen Schluß,

daß sich Die Erde nicht bewegt,
ich hätte jetzt es angeregt.

Doch dazu ist es nun zu spät.
Man reiß schon längst, um was sich's dreht.

Fritj Vöttner

Vorübung - Allenamento

© Hegenbarth



„Sie müssen ganz still stehen, dürfen die Stellung der Beine nicht ändern!“ — „Kann ich, Herr Professor bin kürzlich acht Stunden Eisenbahn gefahren!“

„Davvte sta ferma immobile e non muovere la posizione delle gambe.“ — „Sì, ci sono capace, signor Professore Di recente ho fatto otto ore di ferrovia.“



„Sagen Sie, liebe Frau, könnte man wohl Butter, Schmalz und Eier bei Ihnen bekommen?“
 „Naa, aber a guat erhalten's Odelfaß tat! I markenfrei vakaffa!“

L' offerta: „Dilemi, buona donna, non si potrebbe aver da Voi del burro, dello strutto e delle uova?“,
 „Eh no; ma avrei da vendere senza tagliando un barlotta, ben conservato, da condirme!“

meinem Käfig hinter der Manege und knurrte unheimlich. Gerade hatte ich die Tür geschlossen, als der Zirkusdirektor und der Polizeimeister auf den Sattelplatz traten. Ich gab ein furchtbares Geheul von mir, so daß der Huf des Polizeimeisters vor Schreck weglog.
 „Und hier sitzt er Tag und Nacht?“ stotterte der Besuchende.
 „Natürlich“, antwortete der Direktor.
 „Und er kann nicht ausbrechen?“
 „Kommt gar nicht in Frage. Übrigens ist er ein sehr netter und harmloser Kerl, wenn er außerhalb der Manege ist. In Stockholm spaziert ich

jeden Tag mit ihm durch die Straßen, und wir trinken unseren Nachmittagskaffee in einer Konditorei. Doch führte ich ihn natürlich an einer Schnur.“
 „Das dürfen Sie hier bestimmt nicht machen“, sagte der strenge Wächter der Justiz.
 „Selbstverständlich nicht. Aber jetzt müssen wir schnell gehen, Herr Blomquist, denn das Tier hat einen furchtbaren Haß auf alle uniformierten Leute, insbesondere Polizeimeister. In Göteborg hat er das eine Bein des dortigen Polizeibeamten abgebissen, und nachher seine Frau als Dessert gegessen.“

„Huuuh, Huuuuuuuh!“ schrie ich und rüttelte wild an den eisernen Stangen. Und weg war der Mann.

*

„Denk dir“, sagte ich zu Fräulein Blondhaar, als wir nachher beim Kaffeetisch saßen, „er glaubte wirklich, ich wollte ihn fressen. Wie blödsinnig! Wenn ich überhaupt jemand fressen würde, dann doch höchstens... ja, weißt du wen?“
 „Mich?“ sagte sie und gab mir lachend einen Kuß.
 „Ja“, antwortete ich und küßte sie.



„Und womit entschuldigt sich Egon, daß er eine Freundin hat?“

„Er sagt: ‚Beruhige dich, mein Kind, sie ist ganz dein Typ!‘“

Conforto: „E come si scusa Egon d' avere un' altra amica?“, — „Egli dice: ‘Sta tranquilla, bambina mia; ella è tutta il tuo tipo!’“

DURCH DIE BLUME

VON H. DÖRR

Ungeduldig blickte Martin nach der Uhr, denn die verabredete Zeit war längst vorüber und Maria war noch immer nicht erschienen. Pünktlich um fünf wollte sie da sein, und nun war es fast sechs Uhr.

„Hörst du, Peter?“, erzählte er wohl schon zum zehntennal an diesem Nachmittag seinem kleinen, braunen Dackel, der ihm ebensooft mit unverminderter Aufmerksamkeit gelauscht hatte, „hörst du, heute kommt Maria zu uns, das schönste und beste Fräulein, das wir belde jemals gesehen haben. Und ich hoffe, du wirst hübsch artig sein, alter Junge, wirst wieder vorlaut bellern, noch ein Teetisch um ein Stück Zucker betteln, verstanden? Dafür aber wirst du schön Plötchen geben, wenn Fräulein es wünscht, und nachher gefälligst in deinem Körbchen verschwinden. Sie muß einen guten Eindruck bekommen von uns beiden und sehen, daß du ein wohlgezogener Hund bist. Ich liebe das Fräulein nämlich und möchte, daß es für immer bei uns bleibt, verstanden?“

Bei diesen Worten rückte Martin hier ein Kissen und dort eine Tasse zurecht, plückte ein welkes Blatt von den Blumen, die in der Mitte des festlich gedeckten Tisches standen und steckte es ab und zu einen Keks in den Mund, während der Hund, erlauft über die lange Zwiesprache mit seinem Herrn, dessen Bewegungen aufmerksam verfolgte. Nur der Schatten einer kleinen Enttäuschung lag in den braunen Dackelaugen, daß nicht wie sonst auch für ihn hin und wieder ein kleiner Happen durch die Luft geflogen kam. — Und

wieder sah Martin nach der Uhr. Schon wollte er jede Hoffnung auf diesen mit so hohen Erwartungen erfüllten Besuch aufgeben — da, endlich klingelte es. Mit einem Sprung war er an der Tür, setzte sein glücklichstes, strahlendstes Jungengesicht auf und öffnete. Draußen aber stand nicht die zarte blonde Frau Maria mit den unwahrscheinlich weichenblauen Augen, sondern der Postbote mit einem Elbriß von ihr. Hastig rüß Martin den Umschlag auf und stierte sekundenslang verständnislos und entgeistert auf das eine einzige Wort, das der Brief enthielt. Schwarz auf weiß stand da geschrieben: Fliege! nichts weiter als Fliege!

Peter erste versetzte Martin dem unschuldigen Fähr, der ihm erwartungsvoll und schweißbedeilt nachgefolgt war, einen etwas unangebrachten Fußtritt, worauf der Hund sofort die Schwingungen seines Gefühlsbarometers einstellte und jämmerlich jaulend unter den Tisch kroch, um von dort aus schwer gekränkt und mißtraulich hervorzugetreten. Sein Herr aber ließ sich in einen Stuhl fallen und stierte noch immer fassungslos auf die seltsame Botschaft.

Langsam versuchte er, seine fliegenden Gedanken zu ordnen und sich die Ereignisse des gestrigen Tages ins Gedächtnis zurückzurufen. Es war doch alles in bester Ordnung gewesen. Er hatte mit Frau Maria einen schönen, zauberhaften Abend verbracht. Sie waren in einem kleinen gemütlichen Lokal gegessen und bei einer Flasche Wein hatte er endlich den Mut gefunden, der schon seit langem geäußerten Frau seine Liebe zu gestehen. Maria hatte dazu nur fein gelächelt und ihm zärtlich über die Haare gestrichen. Aber mit Augen hatte sie ihn angesehen, aus denen ihm eine Welt von Zuneigung entgegengeblitzte schien.

Ehe sie auseinandergingen, erwähnte Maria noch, daß sie morgen Geburtstag hätte und sie sich schmerzhaft räten, der wievielte es wohl sein möchte.

Martin war einen Augenblick in erger Verlegenheit, denn nichts konnte er schlechter, als das Alter der Frauen schätzen. Und gerade bei Marie, der ersten schönen Geburten und bei den anderen Witwe schien ihm das unmöglich, denn sie konnte ebensovoll schon gegen dreißig sein, wenn sie auch in manchen Momenten, so wie eben in diesem, ganz bedeutend jünger aussah und es wahrscheinlich auch tatsächlich war. Um also Zeit zu gewinnen und ihr gleichzeitig eine sinnvolle Aufmerksamkeitsbeweise zu machen, hatte er auf ihre weitere dringende Frage nach ihrem Alter lächelnd geantwortet:

„Ich will es Ihnen durch die Blume sagen und werde mir gestatten, Ihnen morgen so viele rote Rosen ins Haus zu schicken, als Ihnen Lebensjahre.“

„Schön gesagt“, hatte Maria fröhlich ausgeführt, und wenn Sie annähernd richtig geraten haben, dürfen Sie mich morgen um fünf Uhr zum Tee erwarten und ich will meinen Geburtstag mit Ihnen ganz allein verbringen.“

Martin war überglücklich gewesen. Schon am frühen Morgen war er in den Blumenladen gelaufen und hatte sich nach reiflicher, in einer fast schlaflosen Nacht durchdachten Überlegung dazu entschlossen, zwanzig Stück rote Rosen zu schicken. Er hatte noch den Auftrag gegeben, ganz besonders große, ausgewählte Prachtexemplare zu schicken und war nun sicher, das Richtige getan zu haben, denn es mußte Maria, wenn sie auch vielleicht tatsächlich schon älter war, sicher freuen, von ihm so jung eingeschätzt zu werden. Und nun kam statt ihr dieser Brief, der doch unmöglich die Antwort auf seine zarte Geste sein konnte.

Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Man hatte vielleicht überhaupt verlesen, die Blumen bei ihr abzugeben oder hatte sie an eine falsche Adresse gegeben und sie war mit Recht über diese große Unachtsamkeit erzürnt. Er mußte sich augenblicklich Gewißheit verschaffen und lief mit den Blumenladen, die erschrockene Verkäuferin mit den hastig hervorgerufenen Worten überfallend:

„Haben Sie die heute morgen bestellten zwanzig



Illustriertes Sprichwort:

„Spitze Nase, spitzes Kinn, da steckt der Salon liebhaflich drin!“

Proverbo illustrato: „Chi naso acuto e acuto mento avrà, Satana in carne ed ossa occurrerà!“

Stück roten Rosen auch wirklich an die angegebene Adresse gesandt?“

Das kleine Blumenmädchen wurde ein wenig verlegen, als der aufgeregte Kunde vor ihr stand, dann aber sagte sie rasch und freundlich:

„Gewiß, mein Herr, wir haben die Blumen abgegeben. Allerdings“, fügte sie bedenkenlos hinzu, „von den gewöhnlichen ganz großen Exemplaren war nicht mehr genügend Vorrat da. Ich habe mir daher erlaubt, zum gleichen Preis natürlich, vierzig Stück einer etwas kleineren, aber ebenfalls sehr schönen, wohlführenden Sorte zu schicken.“ Und als sie merkte, wie das Kunden Blick immer starrer wurde und sie schließlich fast zu erdlichen Orde, setzte sie bedauernd hinzu: „Sie werden doch deswegen nicht ungehalten sein, mein Herr?“

„Nein, ich nicht!“, erklärte Martin mit wütendem Sarkasmus und warf die schwere Gläströhre klirrend hinter sich zu, was das Mädchen zu der philosophischen Bemerkung veranlaßte: „Ich glaube, er war doch ungehalten, der Herr!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Bammers gingen in die Kunstausstellung.

Bammer blickte einem am Bild stehen und betrachtete mit flüchtigem Blicken.

Seine Frau murmelte: „Was gibt es denn da groß zu sehen?“

„Aber, Alwine“, seufzte Bammer, „ich bewundere doch nur den prächtigen Rahmen!“

MEIN FREUND JOHANNES

Es ist jetzt schon so lange her, daß ich es ruhig erzählen darf. Da wurde Johannes einmal von seiner Mutter da bei erwacht, wie er mit auch für einen zwölfjährigen Jungen ungewöhnlich schmutzigen Füßen in sein Bett steigen wollte. Es bestand der begründete Verdacht, daß er das auch sonst zu tun pflegte. Der Zustand der Bettlaken machte es wahrscheinlich, weshalb er nicht annehmen, daß die Mutter nicht ganz zufällig gerade in diesem Augenblick in das Zimmer trat.

Wie dem auch sei, sie nahm die Gelegenheit wahr, Johannes ins Gewissen zu reden.

„Stelle dir nur mal vor, du hast auf der Straße einen Unfall und müßt sofort ins Krankenhaus gebracht werden. Was meinst du wohl, was dann die Ärzte und Schwestern von dir denken, wenn sie deine schmutzigen Füße zu sehen bekommen? Sie werden denken, daß du ein ganz großer Schmutzflüß bist! — Möchtest du das wohl gerne?“

„Nein, Mutter“, sagte Johannes.

„Willst du dann in Zukunft dafür sorgen, daß sie das nicht zu denken brauchen?“

„Ja, Mutter“, sagte Johannes. „Ich werde von nun ab ganz besonders vorsichtig auf der Straße sein.“

*

Martin war Onkel geworden. Das erfüllte ihn mit maßlosem Stolz. Dauernd erzählte er von seiner Nichte. Wie niedlich und klug sie wäre, und so weiter.

So lange er nur das tat, war es noch aushalten. Aber bald kamen die ersten Fotos. Wir hatten sie zu bewundern.

Nun, mein Geschmack sind so ganz Neugeborene nie gewesen. Auch Martins Nichte machte da keine Ausnahme. Wie ein hilfloses kleines Kiffchen lag sie im Arm ihrer Mutter. Dahinter waren einige Bäume zu sehen.

Verdächtig beschaute ich mir das Bildchen. Ich bin sonst Martin gegenüber nicht so zartfühlend gewesen, aber in dieser Sache mochte ich ihn nicht kränken.

„Wirklich sehr nett!“, urteilte ich also.

„Ja, recht hübsch!“, bestätigte Johannes. „Wo steht diese Baumgruppe nur noch?“

J. Bieger



„Onkelchen Sam, du faßt mich ja um die Kehle statt um die Taille!“

Amante impetuoso di Britannia: „Ma, zietto Sam, tu mi stringi alla gola invece che alla vita!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Jagd nach dem Sieg

(Erich Schilling)



Alla caccia della vittoria!



„Daß deine persönliche Note ausgerechnet im ständigen Einschnappen besteht, ist wirklich lästig, Egon!“
 „Menschen mit starkem Charakter sind immer lästig, meine Liebe!“

“Che la tua nota personale consista precisamente nel pigliar tutto la mala parte è cosa davvero molesta, Egon!,”
 “Gli uomini di forte carattere sono sempre molesti, cara mia!”

DER UNZULÄNGL.

VON SCHLEHDORN

Der Unzulängl. war (obwohl zweites Kind) schon im siebenten Monat geboren und war so klein und bescheiden geblieben, daß er alles mit Abkürzungen schrieb und sogar in Abkürzungen dachte. Also häufig wie die Inserate in den „Neuesten Nachrichten“, als da sind: „Dame Üb. 30, vollschl. warmh. frau. Gem. su. ebensoich. bess. Herrn zw. Heir. k. z. f. Vermitt. Papkrb.“

Der Unzulängl. hatte mit Julius die Schulbank gedrückt. Später hatte er die erste jur. Prüf. nicht bestand, da bedachte er sich und nahm u. kl. Stellg. b. e. Versich. Ges. (Bür. od. Kzlei. od. Exped.) an. Bei der „Helwehagag“, der Haldelberg-Welmarer Hagel-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft.

Gewiß, das Gehalt war besch., das Leben war eben besch., aber die Stimmung ganz besch. Wobbel „besch.“ im ersten Fall beschämend, im zweiten beschämend und im dritten natürlich beschämlich heiß.

Denn so ist das. Leute, die nichts geworden sind, sind meist viel friedlicher als solche, die dauernd aufsteigen müssen und dann leicht den Absatz des Vorkantleitenden ins Gesicht bekommen. Nicht losgemachte Boote schauen weniger auf den Wollen des Ozeans. Ein angepöckelter Wallach geht seltsamer durch als ein freilebender Hengst. Der Unzulängl. war gerade auf dem Heimweg vom Dienst. Das war das Einzige, was er nicht abkürzte. Denn der Bürovorsteher hatte den Geduckten noch geduckt (groß ist man, wenn die Kleinen kleiner werden), und dahinter wartete die Frau, die ihn geheiratet hatte, um seine Seele mit Sandpapier abzureiben. Da war Dienst noch schöner. So

sparte der Unzulängl. das Fahrgehalt auf der U- oder S-Bahn, freute sich an den asthmatischen Firmenschildern, wie Aboag (das klingt wie kurz nach Tisch in minderen Schänken) oder BzBG. (darin faucht noch die Lokomotive), und fand immer neue Abkürzungen.

Als Regierungsrat Julius ihn traf, strahlte er, entschuldigte sich und kam bald auf sein coupiertes Stückenpferd, sein Ameisenel des Kolumbus zu sprechen: wie kol. bequ. u. bill. die allg. Einführg. d. Abkzrg. in d. Schriftspr. wäre.

„Denk mal, Din-Format hätte die Größe des Abreißkalenders. Man könnte dann geradezu aus der Maschine ins Stenogramm übertragen. Die Typen würden geschont, nur der Punkt vielleicht überanstrengt. Man könnte ein Viertel aller Stenotypistinnen entlassen. Das würden freilich leider gerade die Hübschesten sein. Die Post brauchte mangels Masse nur alle 3 Tage ausgetragen zu werden.“

Er wurde immer größer im Verkleinern. Der Große Brockhaus könnte in einem einzigen Bande erscheinen und die Devisenbestimmungen in nur zweilen. In der Zeitung könnte z. B. eine Kurzgeschichte auf 11 Zeilen abgedruckt werden, besonders, wenn man alles wäglasse, was jedermann schon weiß, Liebe und so. Welch eine Ersparn. an Pers. und Mat. und Pap. Allerdings fielen wegen des Formats von den 3 überlieferten Benutzungsmöglichkeiten der Zeitung die als Einwickelpapier fort.

Pötzlich sah er auf die Uhr: „Entschuldige“, sagte er, „meine Frau...“

Das war die Abkürzung für eine ganze Tragödie. Er zog einen Zigarrenstummel aus der Tasche (zu Hause durfte er wohl nicht rauchen), Julius gab ihm Feuer, und schon ist Abgehen sagte der Unzulängl.: „Danke verbindpunkt!“

Destillutionifizierung

„Hoch hinauf ins himmlische Blau flattert zärtlich ein Kohnelßingspärchen, über dem grünen Gezweig der Buchen, über gefiederten Eichenwipfeln, hoch hinauf und felig verliebt.“

Ach, wer so sich vom Boden der Erde, von der Materie lösen dürfte, gauhelnd, schwebend, Seele geworden, silberne Seele im himmlischen Blau!

Seele! Seele! Ja, Pfeifendeckel!

Denn was reifultiert aus dem Ausflug! Eier, du Schwärmer, und was für Eier! Raupen, du Schafkopf, und was für Raupen! Da sind deine, die du im Kopf haßt, reine Wallenknaben dagegen.

Sind sie erst ausgebrochen, dann ist dein Kohl im Garten, der weiße, der blaue, (Weiß und Blau, wie du fluchst, wiederholt sich) futsch, geliefert, haput, perbi, und du hannst an den Strünken nagen.

Siehst du also wieder ein Pärchen hoch im Blau, dann hol' deine Flinte und schies! lugs das Gefindel herunter, diele rückfichselosen Erotiker, wenn dir an Blau- oder Weißhraugemüt mit Kartoffelpulvern was liegt!

(Grade genug, daß die Schmelnsbraten rar findt!)

Ratatöhr



„Wie geht das Geschäft, Mrs. Smith?“ — „Schlecht. Seitdem Roosevelt umsonst eine bessere Zukunft vorhersagt, will sich niemand mehr von mir gegen Bezahlung wahrsagen lassen!“

La concorrenza sleale: „Come vanno gli affari, Mrs. Smith?“, — „Male; da quando Roosevelt ha predetto gratuitamente un miglior avvenire, nessuno vuole più sentire profezie da me verso pagamento!“



„... und hier war das Porträt Monroes. Er ist leider aus dem Rahmen gefallen!“

Guida in Washington: „... e qui c'era il ritratto di Monroe. Purtroppo è caduto giù dalla cornice!..“

PEDRO ERBT

VON RAINER PREVOT

Als Pedro, der kleine Pedro, fern im Licht des rasch sinkenden Mittelmeers-Abens den schneeweißen Mauerwerk der ston-afrikanischen Stadt auf dem blauen Meer aufsteigen sah, raffte er sein armseliges Gebilde zusammen und suchte sich klarzumachen, warum er sich seit zwei Tagen auf großer Fahrt befand, elendig in sich verkrümmt und ausgehöhelt vom Übel des Meeres. Und angesichts seines Reiseziels riß ihn das stolze Bewußtsein hoch, ein Erbe zu sein. Vor vier Tagen hatte seine Mutter, die einen Fischhandel betrieb im spanischen Hafenviertel von Marseille, die würdige Señora Soledad, zu ihm gesagt: „Pedro, mein Sohn, Señorito unserer Familie, dein ehrwürdiger Onkel in Tanger, mein Bruder Don Manolo Sanchez de Palacio ist gestorben. Er war ein Großhändler. Der Teufel hat seine Seele geholt. Mich, seine liebliche Schwester, hat er darben lassen, aber er war ein reicher Mann und du bist sein einziger Erbe. Sein schwarzer Teppichladen ist in der breiten Straße, die vom Hafen steil zur Kasbah hinaufführt. Du wirst ihn schon finden; geh hin, mein Sohn Pedro, und erbt!“

Dann hatte ihm der alte pensionierte Notar aus dem Nebenhaus, der immer um den Fischbedarf für seine sonntägliche Bouillabaisse feilschte und dafür auch mal was Rechtes tun konnte, ein Schreiben mitgegeben für einen Kollegen in Tanger. Er hatte die notwendigen Ausweispepiere in einen Umschlag gesteckt, der in Pedros Hemd eingeklebt wurde. Sie ausgereutet und allen Schutzheiligen befohlen, ihm Ausnahme leider des bisher unbekannten Patrons gegen die Seekrankheit, hatte Pedro die ganze Tücke des fälschlich als elegant beleumundeten mediterranen Tümpels mit letzter Kraft überstanden. Er saß nun in der Hafenbarke, vorsichtshalber über ihren Rand gebeugt und hatte nur einen Wunsch: Ein Bett, mit oder ohne Wanzen, aber garantiert unbeweglich und horizontal.

Noch waren seine Beine des Gleichgewichtes nicht ganz sicher, als er wie ein Paket auf dem Landungskai abgesetzt, von wildem Gebüll und Gefuchtel empfangen und nach Ziel und Wünschen ausgeforscht wurde. Pedro verteidigte sein Handgeköcher wie ein Überfallener unter Seeräubern. Das konnte er selber tragen! Und den Weg würde er auch finden. Es ging einfach durch das mächtige maurische Stadttor und das europäische Hafenviertel zur Araberstadt hinauf. Aber ihm wurde etwas bang in diesem Gewühl, das noch viel toller war als in Marseille. Die bedächtlich schwenkenden Kamele, die Wasserträger mit ihren Bocksfellen, die langen hageren Eseltreiber aus dem Sudan mit ihrem eintönigen „Baleki... Baleki!“ (Platz da!), womit sie die Menge teilten, in der klein und schmächtig Pedro mit seinem Köfferchen verschwand. Doch wie ihm so bang wurde um sein Ziel und der Universalbabe Don Manolo sich ihm mehr als lächerlicher Zwerg im Reich der Riesen fühlte, erblickte er plötzlich seitwärts, an eine weiße Hauswand gelehnt, ein Mädchen, das an einer Zuckerstange lutschte und ihm dabei mit schwarzen Augen und blitzenden Zähnen zulächelte. Daß sie kalte Maurische, sondern eine Spanische sein mußte, verriet ihm ihre Kleidung mit Kamm und Fransentuch. Die fragte du, dachte Pedro, und näherte sich dem glutäugigen Kind mit der Bitte, ob sie wisse, wo das Geschäftshaus des ehrenwerten Don Manolo de Palacio sich befände.

„Was willst du dort?“ klang ausweichend die Gegenfrage.

„Eben!“ meinte Pedro selbstbewußt.

„Was gibst du mir, wenn ich dir verrate?“

In Pedro regte sich der Kavalier:

„Was möchtest du haben?“ fragte er königlich.

„Fünf Pesetas!...“

„Danke“, sagte Pedro, „dafür finde ich mich schon selbst zurecht.“

„Gar nichts wirst du finden, wenn ich dich nicht führe. Und dann erbt ein anderer!“ Sie lachte verächtlich.

„Ich gebe dir eine Peseta!“ sagte Pedro.

„Gib zwei! Und erst trinken wir zusammen eine Anisette!“ Sie hatte ihn beim Ärmel gefaßt und zog ihn zur großen Kaffeeterrasse, von der man weit über das Meer schaute. Und als sie ihr Gesicht gefunden hatten im Schatten einer hohen Palme, die so versteckt war wie eine alte Theaterkulis, fragte er: „Wie heißt du?“

„Ich bin Señorita Carmencita und eine Tänzerin.“ Dabei schwang sie die Hüfte und reckte sich hoch.

„Und du?“

„Ich heiße Don Pedro und will ein berühmter Torero werden“, gab er stolz zurück. Nun schwiegen sie und beobachteten die Wirkung ihrer ausgespielten Trümpele. Das erste Ergebnis war, daß sie nicht mehr wagten, sich zu duzen.

Über der alten staubigen Palme strahlte das blankste Blau und weit druben zwischen diesem Himmel und dem blauen Meer, das nun plötzlich ganz ruhig lag, leuchtete ein schmaler gelber Streifen.

„Ist das Spanien?“ fragte Pedro mit leuchtendem Auge.

„Ja, es ist Spanien. Dort werde ich hingehen, um eine große Tänzerin zu werden.“ Sie sagte das mit dem Mund, mit den Augen und mehr noch mit der Hüfte. „Meine große Schwester Manuela tanzt in Cadix.“

„Ich geh mit Ihnen“, entfuhr es ihm, „wenn ich geerbt habe, nehme ich Sie mit, und wir werden zusammen berühmt. Wollen Sie, Señorita?“

„Ja, Don Pedro, aber in der Nase bohren dürfen Sie nicht mehr, wenn Sie ein großer Torero sein wollen.“ Eine Glutwelle schoß ihm ins Gesicht. Er nahm Haltung an, wie er es in Marseille gelehrt hatte, wenn man vom fernsten Spanien sprach. Und nun sah er es zum erstenmal. Und es war nur ein kleiner gelber Streifen zwischen Meer und Himmel, aber der schien aus reinem Gold.

Eine Ungeduld packte ihn. Er zählte das nach scharfer Minze duftende Gerank.

„Da! Ich Ihnen einen Kuß geben, Señorita?“ fragte er schüchtern im Schatten der Palme.

Sie zögerte. „Ja, aber nur auf den Nacken, Don Pedro. Kommen Sie, zuerst wird geerbt!“

(C. Stutzkopf)



„Weißt du, Gerüche sind ja eben doch immer nur unvollständig!“

„Freilich, freilich, da muß man schon selber noch etwas dazu machen!“

„Ma sai, le voci che corrono sono sempre qualcosa d'incompleto!“

„Certo, certo; e così bisogna aggiungerne anche un pochino di proprio!“



„Glaub mir, Miezler, ich hab' dich gern!“
 „Alles Lüge, sonst wärdst du schon längst ein Kater geworden!“

*Credimi, io ti voglio bene, gatina mia!..

*Tutte menzogne! Altrimenti saresti diventato già da molto tempo un gatto!..

DER SCHULDLOSE

VON HORST IRLMER

...und darum beschwöre ich dich noch einmal, mein Lieber, — verbrenne diese schändlichen Spuren meiner Geschwätzigkeit, sobald du die gelesenen hast und streue die Asche in alle Winde, — es ist tatsächlich bitter notwendig.
 Aber irgendwie muß ich dir ja doch den ganzen Sachverhalt unseres mühseligen Zusammenlebens verständlich machen, obwohl die Sache gar nicht so einfach zu erklären ist, und ich bereits auch mit der Möglichkeit rechne, daß du mir ab sofort mit einer gehörigen Dosis Rattengift nach dem Leben trachtest.

Sottusagen aus — aus gekürzter Sippenheide. Höre, und du wirst meine Schuldlosigkeit herausfühlen. Am 7. Mai, Schlag sieben Uhr, war ich verabredungsgemäß in Kinsburg angekommen. In dem von dir empfohlenen Hotel Bellevue hatte ich zu erst ein gefühlovolles Wortgefecht mit dem Portier, der nach Gin und Brantwein roch — und mir schwerlich zu bewegen war, einzutreten, wie dringend notwendig ich ein Zimmer brauchte. Er verschanzte sich hinter allerlei Einwänden und traute wohl auch meiner Böske keine zu großen Sprünge zu. Als ich ihm aber sagte, wieviel tausend Kilometer ich zurückgelegt hätte, um am ersten Urlaubstag nach vielen Monaten einen

lieben, guten, verwunderten Kameraden aufzusuchen, bat er mich beinahe um Verzettelung und drückte mir ein gepfeffertes Preiskärtchen in die Hand mit dem Bemerkten:

„Da nehmen Sie nur, — das ist der Zimmerausweis für ein Doppelzimmer mit Bad. Ich berechne es Ihnen aber nur als Einzelzimmer, und wenn es auch telegrafisch bereits einem Hochzeitspaar zugesagt war, das macht nichts. Die sind auch anders noch unterzubringen. Ich werde schon irgendwas improvisieren!“

Und dann machte er, ganz dem vornehmen Haus entsprechend, eine laute Verabredung vor mir oder meiner abgewetzten Uniform, und zeigte mit eleganter Bewegung zur großen Hotelterrasse.

„Da, bitte, da geht es hinaus. Der Lift ist außer Betrieb, und ihr Gepäck schicke ich sofort nach oben. Ihr Zimmer liegt im ersten Stock, genau gegenüber der Hauptterrasse. Sie können es nicht verfehlen. Einen Pagen kann ich Ihnen leider nicht mitgeben zum Zimmer zeigen. Sie wissen, die Personalschrankungen, der Krieg!“

Und hier geht die Geschichte eigentlich erst los! Ich kann dir nur sagen: Es ist eine schöne Geschichte.

Ich gehe die breite, mit purpurroten Läufen be-

legte und mit vergoldetem Gelländer versehene Treppe hinauf, durchschreite den langen Flur und da bin ich auch schon vor dem Zimmer Nr. 77 angelangt und öffne die Doppeltür. Instinktiv taste ich nach dem Schalter, finde diesen jedoch nicht gleich, bemerke aber statt dessen sofort, daß vom Badezimmer durch die halboffene Tür ein breiter Lichtstrahl mir entgegenleuchtet, — und plim-plam irgendwo im Wasser fröhlich plätscht. Ja, ja, ich entlasse mich noch dunkel, daß ich tatsächlich rückwärts wie ein Krebs aus dem Raum getreten bin und die Türe ganz sachte und behutsam wieder schließe, einmal kurz und befreit schneufe, wie nach einem gefährlichen Spähtrupp und dann aus meiner Rocktasche das Zimmerkärtchen geschwind heraushole, schaue und vergleiche und doch nur feststellen kann: Das ist mein Zimmer für 12,50 RM. plus 15% Bedienungsgeld. Na also!

Alle meine Bedenken verschwinden und deshalb haue ich kräftig auf die Klinke und gehe schnurstracks abwärts hinauf. Ein dicker Teppich verschlingt meine Schritte und bei diesem lautlosen Schreiten werde ich schon wieder unsicher und ohne schon, — jetzt mache ich bestimmt etwas falsch, — und da ist es schon.

Da stehe ich, der der Zivilisation so lang Entwidmet, auf der Schwelle eines prächtigen zirkonengelben Marmorbades und erblicke, während ich den Atem anhalte, ein wunderhübsches Mädchen unter der sprühenden Dusche. Den reinenden Rücken mir zugewandt steht sie aufrecht da und an ihren schlanken Hüften brechen sich glitzernd die silbernen Wasserstrahlen. Und dann fängt dieses anheulende Mädchen auch noch zu singen an, — so ganz zart und flink tralala die Toiletter hinauf und tralala die Toiletter hinunter, und dann streckt sie die Arme in die Höhe und ich sehe noch eine Kleinigkeit mehr — — und die ist schön, — sehr schön.

Und ich stehe wie gebannt und verzaubert und vergesse meine ganze gute Erziehung und alles, — und lausche und blinze so lange in dieses Märchenland hinein, bis ich nach Sekunden mein Herz am Hals jämmerlich schlagen höre und erschreke über leisen Schönen den Rückweg zu erschleichen versuche.

Ich bin wie glanzgeblendet und das Dämmerlicht im Zimmer erscheint überdes das Aufleuchten meines Koppels, das ich beim Eintreten so schwungvoll in einen Sessel geworfen habe, — aber dann habe ich es doch und die rettende Tür auch, — oder vielmehr bald, denn plötzlich wird sie aufgerissen und das Licht flammt auf und ich erschreke über die plötzliche Halle, und mir gegenüber steht ein blutjunges blutblankes Zimmermädchen. Sie starrt mich entgeistert an und eine Blutwelle jagt ihr über Stirn und Wangen und ich höre mich sprechen, ohne daß ich es weiß, ob das die richtigen Worte sind:

„Ich muß mich doch verlaufen haben!“

Und ich selbst muß dabei ein Gesicht gemacht haben wie ein Hirtensbub, den man mitten in der Nacht weckt mit dem Verlangen, ein Stück aus dem Cornelius Nepos zu überlesen.

Aber was ist denn? Das Mädchen hört ja gar nicht auf meine verzweifelte Rechtfertigung, sondern schaut unverwandt auf meine Hände, in denen ich das Koppel halte, und als ich fragen will, was denn los sei, halte ich schon beim ersten Worte inne und entdecke in meinen Händen an der Revolvertasche Verfall. — und mir wird auf einmal unendlich heiß, — anklingend ein kaum zwei Handlängen großes weißes Bettlischchen. Ich schülte den Kopf und gebe mit zitternden Fingern das unfreiwillige Beutestück zurück.

„Da nehmen Sie!“

Und da lacht gelolb das Mädchen wieder und streicht mich in Gedanken und Gnaden ganz sicherlich endgültig aus der Liste der Fassadentierkletterer, weist aber immer noch stumm auf den Sessel, auf den meine Revolvertasche lag, und ich sehe dort noch andere winzige Dinge liegen, von denen man kaum glaubt, daß das ein Handchen oder ein Halter oder ein Strumpfputz sein soll.

Und in diesem Augenblick war ich so ziemlich sicher und überzeugt, daß der Trottel von Portier mir ein falsches Zimmer angewiesen hatte, und so etwas ähnliches muß ich wohl auch gesagt



Il bagno nella foresta

haben, denn ich gelange ohne neuerliche Zwischenfälle aus dem verheißenen Zimmer und will die Treppe in schnellen Sprüngen heruntersteilen, als mir das Mädchen mit lilagelagerter Schürze nachgelaufen kommt und zuruft:

„Ach, warten Sie doch einen ganz kleinen Augenblick, Herr Soldat!“

Ich lehne mich etwas erschöpft an das Treppengeländer und meine entsetzten Augen jagen hastig sämtliche Knöpfe und Haken an meiner Uniform ab, ob da irgendwo eventuell doch noch ein verbotenes Ding baumelt und mich süßer Sünden bezichtigt, die ich nie begangen habe.

Jedoch ich bemerke nichts — und als ich mich umwende, hat sich auch das Mädchen gefügt und lost das Rätsel ganz geschwind, indem sie mir gesteht, daß das Zimmer tatsächlich das meinige sei und auch in fünf Minuten endgültig und ungestört mir gehören soll, so lange ich es nur will. Sie selbst aber müßte sich vielmals entschuldigen, denn sie sei es gewesen, die dem Hausverbot zum Trotz, so ein bißel aus Bequemlichkeit und Leichtsinns der jungen Hausdame da ein Bad angerichtet habe, wo es ihr am besten gefaßt habe. Immer in dem Glauben, daß das Zimmer erst spät in der Nacht besetzt werde, und sie bitte herzlich davon abzusahen, unten im Büro den Vorfall zu erzählen. Da sähe ein verkalkter Knacker und es gäbe sonst für sie ein mächtiges Donnerwetter, und der bräuche es auch gütigwillig fertig, durch sinnlose Verhöre, warum das passieren konnte, sie und das Fräulein Irene aufzuhalten, und das ginge schon aus dem Grunde nicht, weil das Fräulein in die Stadt müßte, — gleich, — — — nun, um nun eben auch einen Soldaten zu treffen, — — —

„Ja, Sie, selbstverständlich“, antwortete ich, „es ist alles gut und von mir wird kein Sterbenswörtchen über die Lippen kommen, ganz gewiß!“ — Und dann warte ich noch fünf Minuten auf dem Flur und höre alle Türschlagen, — meine Tür. Drehe mich aber nicht um, da ich bangte bin, daß ich rot werden könnte, rot wie junger Klettenmohn, — trotz 32 bewegter Lebensjahre. Aber die lange Zeit an der Front, — ja der Krieg, — macht eine solche Dinge furchtbar erfindend. Und was nun nicht ist ungewissenlich und deshalb mache ich einen langen Gedankenkreis — — — ratsch, da steht er — — — und es ist möglich, mir ohne Verzögerung durch die Schwinger zu folgen, die mich pünktlich um acht Uhr in das Weinrestaurant führt, wo wir uns, wie brieflich verabredet, treffen wollen.

Ich erspäh sofort unsere alte Nische und schnuppere — köstlich — die Luft ist schwer von Wein und auf der Tische steht ein kleines mahnendes Schild „Reserviert“.

Jemand berührt meinen Arm. Es ist unser stets glattstirniger Herr Oberkellner im Frack. Er hat sich trotz Jahrzehnter Abwesenheit sofort erkannt, begrüßt mich stummlich und erbeugt und diener mir gleich herum, als hätte ich ihm gestern erst zum letztenmal die Hand gedrückt.

„Ach, da sind Sie ja endlich“, rief er, „ich bin über alles informiert und Ihr Freund, Herr Thomas, muß gleich kommen. — Ihren Tisch habe ich auch

nach halten können, — fein, — was? — Und Sie werden staunen, wie der verletzte Fuß von Herrn Thomas kam noch zu marieren ist.“, erstaunliche Fortschritte hat er gemacht, — — — erstaunlich.“ Dann ruhen ihn schon wieder andere Pflichten von mir weg, und ich setze mich in den Sessel, der mit safrangelber Seide überzogen war und habe den Tisch frei über das ganze Lokal und sehe natürlich das allermeiste nicht, was ich wahrhaftig sehen müßte, daß nämlich auf dem Tische drei Gedächtnis aufgelegt sind, und da kommt der Herr Oberkellner wieder auf meinen Tisch zugesteuert und führt eine junge Dame an meinen Tisch und sagt, auf michweisend: „Das ist unser langentbehrter Herr Lukas!“

Und die Dame neigt eine ganze Kleinigkeit das Köpfchen und streckt mir eine winzige Hand hin und spricht:

„Ja, das muß er sein.“ Ichelnt ganz lieblich und unbefangen und fährt fort zu reden: „Das ist bestimmt ein schlechter Tausch, statt des guten Freundes sich mit mir zu begnügen, ich bin Irene, Ihres Freundes Thomas oft übersehene und schlecht behandelte Cousine. Thomas läßt sich tausendmal entschuldigen, — — — aber er durfte nicht kommen. Schwester Margot im Lazarett und ich, — wir haben das so ein bißchen hintertrieben, — ja, Sie, — — — bestimmt Danken Sie nur, die fast verheilte Wunde ist wieder aufgebrochen und trotzdem wollte er hierherhumpeln, — und das ging doch wohl nicht, soviel er auch grollte und brummte, er mußte ins Bett. Und da es keine andere Möglichkeit gab, Sie zu verdrängen, bin ich gekommen, um Sie zu begrüßen. Schwester Margot wollte auch noch kommen, aber sie hat mich schließlich im Stich gelassen und so muß ich Sie über den ersten verordneten Urlaubstag trösten, so gut es angeht!“

„Oh, bitte, nehmen Sie Platz, — und zu trösten bin ich in keiner Weise, im Gegenteil, das ist ein glückliches Beginnen!“

Und wie ich sie so anschau, taucht in meiner Erinnerung mit schwindelnder Süßigkeit das Verhältnis von Zimmer Nr. 77 auf, und ich denke, — und da denke ich ausnahmsweise einmal richtig: Von der Seite, mein Gott, von der Seite sieht die junge Dame wie die kleine Wasserfee aus. Aber das kann doch wohl nicht möglich sein, — das war doch eine, — — — na, — wie heißt doch diese Art von Hausdrachen gleich? — Und wenn es auch ein himmlischer Drachen war — — — ja, jetzt weiß ich, — eine Hausdame — und hier, hier sitzt mir die Cousine meines liebsten Freundes gegenüber.

Ich sehe ihr mutig in die Augen, sinke aber dennoch wie bezaubert in den Sessel zurück und ziehe eine dicke Wolke aus der Zigarette.

„Warum sehen Sie mich so prüfend an?“ fragte sie. „Darf ich das nicht?“

„Ja, — aber weswegen?“ —

„Ich finde eine verblüffende Ähnlichkeit mit... Thomas, Ihrem Vetter.“

„Finden Sie?“

— und dann war wieder einmal bei mir alle Vernunft zum Teufel und ich sagte weiter, während ich Wein in die Gläser goß: „Übrigens finde ich Sie schön, schön und verlockend!“

Sie nahm das Glas, setzte es an den Mund, und in ihren halbgesenkten Lidern hervor traf mich ein erschreckter Blick, und ihre Wangen erglühten tiefer.

Ich reichte ihr Toast und Fleisch.

„Schneiden Sie mir ein kleines Stück ab!“ bat sie mich.

„Ist so recht?“

„Ja, danke“

Und vier oder fünf Herzschläge später sprach sie: „Es war gar nicht so leicht, über den Abend frei zu verfügen. Ich bin erst wenige Wochen in der Stadt und in einem großen Hotel Tag und Nacht eingesperrt.“ — — —

Das geht mir wie ein Stich durch und durch, — sie ist es! — — —

„Was ist Ihnen, Sie sehen mit einem Male ganz anders aus.“

„Wie?“ fragte ich.

„Sie haben alle Farbe verloren und sind kaum wieder zu erkennen.“

„So, — da muß ich links ein wenig nachhelfen“, und ich goß die Gläser voll.

Aber ich mußte noch mehr hören:

„Ach, so ein festlicher Abend“, plauderte sie weiter, „läßt mich fast vergessen, daß ich heute schon zehn Stunden treppauf, treppab gelaufen bin, von einem Zimmer in das andere, um unsere gestrenge Etagegouvernante im Hotel ein wenig zu entlasten. Das ist mein Arbeitsgoblet, — ein sehr vielseitiges, und Sie ahnen nicht, was es alles zu tun gibt, wo ich doch erst so ein ganz kleiner, bescheidener Hotelsozial bin.“

Ich biß mir auf die Lippen. — Nun wußte ich es wirklich ganz genau, das war keine Zauberei oder Augenverblendung, — sie war es, — — — Jedenfalls wurde der Abend richtig nett. Es war mir unmöglich, die Augen von Irene loszureißen. Ich wäre ihr ohne Verzögerung in die Hölle gefolgt oder in den liebsten Himmel.

Eine Welle von Liebreiz und Eigenart offenbarte sich mir, sie war ein Wunder der Jugend und gleichzeitig voll zauberhaftester Fräulelichkeit.

Und dann war es auch schon 10 Uhr, und sie sagte: „Oh, wie schade, aber ich muß gehen, die gestrenge Etagegouvernante, — — — Sie ahnen nicht, die kann schrecklich poltern und böse sein, — — — aber morgen, morgen, Lukas, das müssen Sie mir versprechen, wo wir so gute Freunde geworden sind, morgen bleiben Sie noch hier und wir besuchen Thomas.“

Da wagte ich mich gegen die glimmende Versuchung und gebe ihr mit einer unverdienten Barschheit und mit einer Miene, als brühe ich über einen baldigen Selbstmord, zur Antwort: „Ich kann der Einladung nicht Folge leisten. Es ist ja gar kein Urlaub, den ich habe, Irene, sondern eine gewisse begrenzte Dienstreise, und morgen in aller Herrgottsfrühe muß ich schon weiter.“

Bei Jedem Worte, das ich sagte, war mir, als hätte ich Schwefel zu schlucken.

„Wie schade“, meinte sie, und ihr reizendes unschuldiges Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an.

Und dann gingen wir durch die stillen Straßen, und ein hoher glitzernder Sternenhimmel stand über uns. Sie ging neben mir, ihr leichter wiegender Gang beglückte mich über alle Maßen — und ich hatte bestimmt erhöhte Temperatur. Es war etwas Lässiges, Losgebundenes in ihren Bewegungen. Sie waren so weich, so zerfließend, und ich war nahe daran zu blitzen, doch noch einen Tag in Ihrer Nähe bleiben zu dürfen. Und da waren wir auch schon vor dem Hotel Bellevue, und sie sagte:

„Da bin ich zu Hause, — das ist meine Zwingsburg. Gute Nacht! — — — und wo wohnen Sie denn eigentlich?“

„Da am Bahnhof!“ hörte ich mich lägen. „Gute Nacht, Irene, es war ein zauberhafter Abend.“ Und so war ich schon wieder die volle Wahrheit. — Siehst du nun, daß es nicht meine Schuld war, Thomas, wenn wir uns diesmal nicht sahen? ...

AUGUST

Die Bäume stehen so schwer im Laub,
Wie nicht im ganzen Jahr.
Ein wenig liegt auf den Blättern Staub,
Und der Himmel ist auch nicht ganz klar.

Der Anfang ist, die Mitte vorbei,
Dahin der Frühling, der schöne Mai,
Der ersten Liebkosung Sparsamkeit:
Wir haben jetzt August!

Und wie eine Frau mit üppiger Brust,
Erfahren in Kuß und Lust,
Liegt abends der Wald unterm Monde bereit.

Georg Britting

DER TRUTHAHN

Der Truthahn apozriete
sein Gefieder, —
weil ihn ein roter Sonnendümmel reizte:
ein Fräulein stürzte vor Schreck fast nieder

Das Tier mit seinem roten Schnabel
stieß Töne aus, daß es erklang
wie nahender Weltuntergang
oder wie Drahtengeheul in einer Fabrik

Die Bäuerin lachte
und mußte sich schneuzen:
das Fräulein gedachte
den Feldweg in Zukunft nicht mehr zu kreuzen.

Peter Seher



„So ein Krautkopf ist halt ein bisserl groß für mich, Frau Schmidt!“ — „No, aber der Herr, mit dem S' gestern ganga san, hat aa koan kloana Kopf auf'ghabt, Fräul'n Franzl!“

La misura: „Ma, cara Schmidt, quella testa di cavallo è un po' grossa per me!„ — „Ah che?! ... Il signore, che ieri era in vostra compagnia, signorina Franzl, non aveva certo una testa più piccola!„



„Wie kommt das, Fritz: vor unserer Ehe hast du viel mehr auf dein Äußeres geachtet?“
 „Nun ja, auch das Vogelmännchen wirft einmal sein Brautkleid ab!“

Esempio: „Com'è, Fritz, che prima del nostro matrimonio avevi più cura del tuo esteriore?„ — „Eh, sai, anche l' uccello maschio fa la muda delle penne!“

BADENDE BUBEN

VON EUGEN ROTH

Buben, braun und blondgeschöpft
Die Strümpfe
In die Schuh gestopft.
Übern Rücken gehängt
Waten, wald nach Indiarternaten
Durch die Sümpfe.
Von Mücken bedrängt,
Durch die grüngrauen
Flußauen ...
Weidenstümpfe.
Birken, Erlen, Eschen
Schmaler Wege Eschen
Im Dickicht hinein.
Hoch aus dem Blauen
Das Licht durch die Zweige tropft.

Einen Gertenpfeiler der eine
Sich schneidet.
Eine Weidenflöte der andre sich klopft.
Den Mund gerippt
Probirt er voraus das leichte Lied.
So traben sie durch Busch und Ried.

Draußen über die heißen, weißen
Steine blitzend
Im Sonnenfluß
Der ihn kalt kochend zieht.
Aber die Buben drinnen
Im Busche schleichen und kirschen
Wo die Pappeln flocken
Die Paulbäume riechen

Wo hundert Wasser
Stocken und rinnen.
Froschhaugige Tümpel
Wo angeschwommen
Und im Schlick verschlamm't
Alte Flaschen und Büchsen und Fässer
Und morsches Gerümpel
Geheimnisvoll, fremd
Locken.
Eine Eide aufrauscht mit Geflatter,
Erschrocken (Geschnatter
Oder eine Ringelatter
Schlüpft unter Wurzelgeflecht
Oder im Altwasser steht ein glatter
Grüngoldder Hecht.

Aber nun, aus der grünen Grotte
Von hundert Gerüchen gewürst
Neßduftflückerl, lattichgeschürst
Kommt mit Schreien die Rotte
Herausgestürzt
Schmatzend im Schlamm
Herauf zu den Weiden
Am Uferdamm.
Sich rasch zu entkleiden.
Das sind nicht mehr bayerische Buben
Entronnen
Den dumpfen Struben
Gewonnen
Dem neuen, dem unbekannten Gotte
Verloren dem Lamm

Dem Kreuze zum Spotte:
Dieda nackt auf den Steinen sich sonnen.
Barbaren sind es, sind junge Heiden
Von Glanz umronnen, nackt ...

Wie das Wasser, das grüne
Und weiße
Auch zerre und reiße
Wie der Wirbel sie packt:
Sie kommen geschwommen.
Schlanke und kühe
Werfen sie sich in das Brausen.
Vorbei, wo mit Grausen
Das Riff die schnelle
Strudelnde Welle
Zerhackt.

Immer wieder hüpfen sie
Und im freien Spiel der Glieder
Sonnentropfen schlüpfen sie
Herzklopfend liegen sie
Die Leiber schmiegen sie
Wo der Sand, der feine, weiße
In der Glut des Lichtes bacht.

Endlich, in der Sonne Neigen
Wird ihr lautes Rufen stiller.
In den Pappelzweigen
Rauscht des Abendwindes Triller.
Friedend, klamm
Steigen sie hinauf zum Uferdamm,
Zitternd schlüpfen sie in Hemd.

Hose, Strumpf und Schuh.
Laufen schnaufend, abendfremd
Durch das Grauen
Der verzaubert stillen Auen
Ihrem Dorfe zu.
Schweigend traben sie und rennen.

Hundert Kerzen brennen
Im Gotteshaus.
Lichlich, in der Blumen Pracht
Strahlt die letzte Maandacht.
Klosterschüler, fromme Knaben.
Die im Inn gebadet haben.
Treten sie hinein
Glibbig in den Wehrzauschimmer
In den Lichterschein.

Dann, beim Abendchmaus
Huggrüßwild, mit Räubersöhnen
Essen sie, vergessen sie
Schnell den frommen Sinn:
Wie es ihnen schmeckt!
Kaum, daß mit Strafen
Bändigt der Präsekt!

Doch im Schlafen, wähen sie
Sie noch immer
Sich als wilde Schwimmer
Zuckt im Mondenschein
Lang noch Arm und Bein
Rudernd üben ihn ...

DIE VASE

VON KURT SCHULZE

Das Zimmer bei Frau Lehmann ist mir in unvergesslicher Erinnerung. Es war ein Zimmer für einen Sportsmann. Wollte man sich ausziehen und den Anzug in den Schrank hängen, mußte man unter Aufbietung einiger Kräfte den schweren Eichenstuhl zur Seite rücken, der die Hälfte des Zimmers erfüllte. Der Weg ins Bett führte dann allerdings über das gleiche Hindernis, das je nach Uhrzeit und physischer Verfassung durch Überleitern oder Flankensprung genommen wurde. Morgens vollzog sich die sportliche Betätigung in umgekehrter Richtung und Reihenfolge. Frau Lehmann lag anscheinend die sportliche Erleichterung ihrer Unterleider sehr am Herzen.

Aber die gute Frau hatte auch Sinn für „Kunst“ und das Bestreben, in dieser Hinsicht auf die ihr anvertrauten künftigen Ehemänner erzieherisch einzuwirken.

Da stand doch auf einem Tischchen zwischen den beiden Fenstern des Zimmers eine hellblaue Glasvase mit Papierblumen. Heute hatten meine Augen beim Mähen eines Zimmers ergwähnlich nach ähnlichen „Kunst“gegenständen Ausschau, denn Vorhandensein des Zustandekommens eines Mietvertrages unweigerlich verhindert. Aber damals bei Frau Lehmann war ich noch Anfänger und kein ausgesprochener „Kunst“gegner.

Die Vase war mir jedenfalls entgangen und entpuppte sich nun als unangenehmer Mitbewohner meiner Junggesellenkause: sie fiel bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit um, wobei den Blumen stets eine Staubwolke entströmte.

Mein Ärger wuchs von Tag zu Tag. Ich beschloß schließlich, meiner Wirtin meine Abneigung gegen die Vase symbolisch kundzutun. Ich setzte also eines Morgens vor meinem Weggehen die Vase in die Ecke hinter dem Ofen. Aber am Abend stand sie in neuem Glanze auf dem überflüssigen Tischchen und fiel bei meinem Eintritt triumphierend um. Das war das Zeichen zum Beginn eines langen und zähen Kampfes zwischen meiner Wirtin und mir für und wider die „Kunst“. Die hellblaue Vase aber war die sichtbare Waffe in diesem Kampfe zweier Weltanschauungen. Ich versetzte sie morgens auf dem Schrank, im Schrank, in der Waschkommode, unterm Bett, in der Ofenhöhle — aber abends stand sie als Siegerin stets wieder am angestimmten Platze.

Ich lernte in jenen Tagen erkennen, daß aus abgrundtiefem Haß Morgengedanken entstehen können. Und ich beging den Mord, planvoll und vorsätzlich. Ich verwischte die Spuren der schrecklichen Tat nicht. Nein, ich verließ vielmehr den Schauplatz des Schreckens lächelnd und mit einem Gefühl der Befreiung von meiner stillen Peinigerin. Es kam zu keinem Lokalermitteln, zu keiner Verhandlung. Am Abend waren alle Scherben beseitigt. Frau Lehmann sprach kein Wort über die Dahingegangene. Und am nächsten Tage fuhr ich für einige Zeit auf Urlaub. Ich saß im Speisewagen mit dem Gefühl eines Siegers und trank auf diesen Sieg eine Flasche Mitroppe Silber.

Wenige Tage später kam ich zurück in mein Junggesellenl. Auf dem Tischchen am Fenster stand eine hellblaue Vase mit Papierblumen. In der Türöffnung aber erschien gleich hinter mir Frau Lehmann und begrüßte mich strahlend.

„Damit Sie sehen, Herr Schultze, daß ich nicht nachträglich bin.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Jensen und Andersen hießen zwei unheimlich dicke dänische Komiker, die vor Jahren in den führenden Varietés der europäischen Hauptstädte auftraten und aus ihrer polizeiwidrigen Leibesfülle vielbeschaltete groteske Wirkungen hervorbrachten. Eines Tages griffen sie sich aus irgendeinem nichtigen Anlaß während des Zwischenaktes in die Haare. Der Streit wurde rasch hitzig, man beschimpfte einander mit höhnenden und bissigen Worten. „Sie armer Wich!“ fiel schließlich Jensen mit unsäglich Verachtung, „Sie sind ja gar kein Original — ich war schon lange vor Ihnen dick!“

F. F.

Der Geschäftsführer einer reisenden Schauspielertruppe deplorierte an den Pächter des kleinen Provinztheaters, wo die Gesellschaft ein paar Tage später auftreten sollte

„Hauptprobe Montag drei Uhr. Hoffe, daß Spielleiter, Fiskus, Beleuchter, Inspektor und Bühnenarbeiter pünktlich anwesend“

Nach vier Stunden las er die Antwort: „Einverstanden. Der Mann ist zur Stelle.“ F. F.



„Hast es scho' g'hört, an Lenz hat heut früh der Blitz derschlag'n?!"
 „I hab ma scho' allawei denkt, der machts nimmer lang, weil er gar so schlecht ausg'schaugt hat!"

Coerenze: „Hal già sentito che Lenz fu colpito sfamane dal fulmine!„ — „Eh io me
 l'Immaginavo sempre che non l'avrebbe tirata più in lungo; aveva una cera sì brutta!„

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der King wundert sich

(O. Gulbranson)



„Merkwürdig, ich bin immer noch da, obwohl man von mir nichts hört und sieht!“

Il "King", si meraviglia: "Strano, io sono ancor sempre qui, sebbene nulla si senta e si veda di me!..



„Junge, Junge, heut hab ich mein' großen Tag — heut hol ich euch aus dem Becher, was ihr wollt!“
 „Dann hol uns man drei Zigarr'n raus, Hein!“

“Ragazzi, ragazzi, oggi ho la mia gran giornata ... oggi vi tiro fuori dal bussolotto quel che volete!”, — “Allora, Enrico, tiraci fuori tre sigari!”

GEMSEN

VON WALTER FOITZICK

Jetzt habe ich also meine erste Gemse — gesehen, meine erste tote Gemse. Ihr Jäger saß im Trinkubel des Gasthauses und hatte sie neben sich auf der Bank liegen. Sie ragte aus dem Rucksack heraus und hatte was Grünes in der — ja wie sage ich's meinem Weidmann? Weidmänner verstehen unsere Sprache so schwer. Also sie hatte etwas Grünes in der Schnauze, wobei, dies sei dem Weidmann erklärt, in unserer Sprache Schnauze diejenige Körperform ist, mit der normalerweise die Nahrungsaufnahme erfolgt.

Wir Hotelgäste sahen uns das Tier an, und es sagte einer zum andern: „Ach, eine Gemse!“, dann wir wissen natürlich alle, was bei den Eingeborenen eine Gemse ist. Sie kommen in den Jägersgeschichten aus dem Gebirge vor, und in den Jagdzimmern hängen ihre Hörner als Garde-robahalter an der Wand. Für die Jäger sei bemerkt, daß wir unter Hörner in unserer Sprache dasjenige verstehen, was der Weidmann „Kricki“ nennt.

Auf der Hotelterrasse steht ein Fernrohr, und in dieses Fernrohr sieht gelegentlich einer hinein und sagt: „Eben ist ein Rudel über die Schuttreißen drüben am Nordhang gewechselt!“ Er meint Gem-

sen. Überzeugen Sie sich selbst. Schauen sie hinein in das Fernrohr, Sie werden nichts entdecken. Auch ich habe schon durch viele Fernrohre gesehen, aber niemals Gemen entdeckt. Mag sein, daß es in lebhafter besuchten Fremdenorten Fernrohre mit einmoniterten Gemengruppen gibt. Gemen gehören in die Berichte von Bergbesteigungen wie Petersilie zum gebackenen Schmitz. Man muß sie geschickt und diskret anbringen. Nur ganz Ausgekokchte können erzählen, daß sie die Gemen mit freiem Auge gesehen haben, und selbst ihnen glaubt kein Mensch. Die Gemen dienen hauptsächlich zur Verabberung der Städter durch die knorrige Bergbevölkerung. Wenn die sächsische Sprache keine verbotene Sprache wäre, würden alle Geschichten über Gemen auf sächsisch erzählt werden. Das ist aber gar nicht notwendig, wir anderen glauben auch nicht mehr an Gemen, wir fallen nicht mehr auf diesen Schatzzettel der ewigen Berge herein, auf diese Osterhasen aus einer Höhe von über 2000 Meter. Wir aufgeweckten Leute wissen, daß es auch keine Gemen gibt.

Was also der Jäger im Rucksack hatte, weiß ich nicht, es sah ganz schmackhaft und gar nicht markenfremd aus, und die Gemeskricki wird er wohl aus einem Einrichtungsgeschäft mit einem Ausweis für Bombengeschädigte bezogen haben. Was mich anbetrifft, ich habe die Gemen schon längst zum alten Eisen oder Einhorn geworfen.

SELEN=METEOROLOGIE

Das Barometer ist gefallen.

Melancholie schlägt ihre Krallen dir ins Gemüt.

Verkloffen ist des Lichtes Plote.
 Du hörst nur düst're Moll-Akkorde.
 Giftreizen blüht.

Wie Blei so schwer find deine Knochen.
 Zu allen Winkeln kommt gehrochen
 der Überdruß.

Du bist gereizt wie eine Viper,
 ein krall'rer, eckelhalter Hyper-
 sthetikus ...

Halt! Neint! So geht das Ding nicht weiter.
 Hol' schleunigst eine Feuerleiter
 und klett're zu!

Und mach' dir klar, du-blöder Peter:
 wenn er schon fiel, das Barometer,
 so zeig' halt du!

Ratatöehr

Sowjetischer Massensturm

(Wilhelm Schütz)



„Sollte ich tatsächlich in meinem eigenen Blut ersaufen? Ich wollte doch eigentlich die anderen darin ertränken!“

Assalto sovietico in massa: „Che debba proprio io affogarmi nel mio sangue? In realtà volevo annegarvi dentro gli altri!..“



„Sehen Sie doch, Fräulein Emma, wie sich diese verliebten Falter umgaulen!“
 „Ach ja, wenn man Flügel hat, ist alles so einfach!“

*Vedele en po', signorina Emma, come volteggiano queste due farfalle innamorate...
 „Ah sì... quando si ha ali, tutto è sì facile...“

DAS GEWITTER

VON KURT GROOS

Als Rainer den Wartesaal betrat, überlegte er gleich, ob er nicht besser umkehren sollte, denn der große Raum war bis zum Bersten gefüllt; es war Sonabend. In kurzen Intervallen drang ein zum Summen abgedämpftes Brausen der ein- und auslaufenden Vortürze durch die dicken Mauern. Immer neue Menschen kamen und gingen. Es war eigenartig anzusehen, wie träge sie sich heute bewegten oder an ihren Tischen herumsaßen; es war ein lastender Abend.

In der Mitte des Saales wollte Rainer endgültig umkehren, verwarf aber seinen Entschluß im letzten Augenblick, als ein ganz in der Nähe sitzender korpulenter Herr, dem er irgendwo mal vorgestellt worden war, zählte, sich erhob und Rainer seinen Platz anbot. Am gleichen Tisch mit Rainer saßen zwei Männer, von denen der eine, der ältere, einen Zwickel anormal hoch auf der Nase sitzen hatte, bedingt durch eine dicke Warze auf der Nasenwurzel. Der hochsitzende Zwickel gab seinem Träger etwas Hochmütiges, obgleich er wärrige und demüthige Augen und eine energielose

nach unten gezogene Nase hatte. Dem mit dem Zwickel gegenüber saß ein Jüngere; Mann, anscheinend der Sohn des anderen; allerdings ohne Warze und mit ein wenig lebhafteren Augen. Jedoch mit der gleichen nach unten gezogenen Nase. Beide machten einen unendlich gelangweilten Eindruck.

Zwischen den Männern saß ein junges Mädchen; anfangs schien es Rainer, als gehöre es nicht zu den beiden. Aber dann richtete der mit der Warze gleichzeitig das Wort an das junge Mädchen und den jungen Mann. Er meinte, daß so ein Spaziergang doch anstrengend, er sagte, „Ich habe mit Jonas und Mackerau in der „Sommerburg“ die ganze Zeit Skat gespielt, während ihr beiden den Spaziergang zur Fasanerie macht.“

„Bist du müde?“ fragte der junge Mann das Mädchen, das den Kopf schüttelte und die Lippen leicht nach unten verzog. „Wovon soll ich denn müde sein?“ Aber das Mädchen sah doch müde aus. Dann sprach lange Zeit niemand mehr am Tisch. Die Luft wurde immer nach drückender und schwü-

ler, so schwül und drückend, daß manche stöhnten. Alles litt unter der Vorgewitterstimmung, die nun schon den ganzen Tag in der Luft hing. Aber das Gewitter antwortete sich immer noch nicht; Dummheit und innere Spannung hielten sich lähmend die Waage.

Die Kellner bekamen von dem Geschäftsführer den Auftrag, die großen Fenster des Saales weit zu öffnen; die Hitze und die schlechte Luft waren unerträglich geworden. Aber durch das Öffnen der Fenster wurde es nur wenig besser. Die Luft stand unbeweglich, sie schien zum Schneiden dick und das Drückende wurde noch einbildlicher durch den jetzt in den Fensterausschnitten sichtbaren Himmel, der wie rötlichgelbes schmelzendes Metall über den schmutzviolett erscheinenden Dächern stand.

Das Mädchen, das Rainer gegenüber saß, preßte aus ihrer Starre plötzlich ganz schnell, zuckend, eine Hand auf das Herz, und im gleichen Augenblick flammte ein fahler Blitz durch das rötlichgelbe Brodeln über den Dächern, Lähmung und Spannung für Sekunden noch stehend. Dann flammten hellere Blitze auf; das fahle Leuchten wurde zum grellen, peitschenden Zucken, dem berstendes Krachen folgte — hemmungslos prasselnd strömte der Regen.

Rainer schien es, als seien alle Menschen in dem großen Wartesaal nun zu einem einzigen, tief Atem schöpfenden Wesen geworden, denn dieses Entspannen, dieses Weichen eines unerträglichen Druckes erlaßte sie alle zugleich — ein lähmender Bann war gebrochen. Auf einmal war es auch ganz kühl geworden durch die Luft, die durch die hohen Fenster in den Saal strich; eine wundervolle Kühle.

Da sah Rainer, daß das Mädchen zwischen den beiden alltäglichen Männern sehr schön war. Ein eigenartiges Mädchen mit ganz grauen verhangenen Augen, aber ein Mädchen ohne Aufmachung. Es dehnte sich jetzt etwas zu frei; vorher hatte es zusammengesunken gesessen. Jetzt dehnte es sich so, daß man durch die dünne Bluse die Kuppen der hochgerichteten Brüste sah.

„Ha, das tut gut!“ sagte der Mann mit dem Zwickel und der Jüngere bestätigte es und sagte: „Ordentlich neugeboren fühlt man sich nach solch einem Gewitter!“

Kaum hatte er das ausgesprochen, da geschah etwas Eigenartiges; das junge Mädchen stand mit einem Ruck auf und schlug dem jungen Mann die Hand in das Gesicht, riß ihre Handtasche an sich und lief aus dem Wartesaal.

Die Umsitzenden rückten die Stühle, wunderten sich, machten Bemerkungen und starrten, schlichterart, über diese unerwartete abendliche Sensation, auf die beiden Männer, von denen dem älteren der Zwickel von der Nase gefallen war, so daß er gar nicht mehr hochmütig aussah, während der Jüngere wohl nicht alles begriffen hatte, denn er ließ den Mund offenstehen und lächelte etwas erbärmlich.

„Da hat man doch...“, rief der mit der Warze schließlich, „na, das ist denn aber — nein, so was, Emil! Nun komm doch zu dir, Emil!“ Der bedienende Kellner war Weitemann genug, dieser peinlichen Situation durch sein schnelles Erscheinen ein Ende zu bereiten. Die beiden Männer zählten und zogen verlegen bei gemacht trutziger Haltung ab; auch Rainer zählte sein ungrünliches Bier und verließ den Wartesaal.

Draußen blieb er einige Minuten stehen; es kamen ihm eigenartige Gedanken. Dann schlenderte er, immer noch in Gedanken, aber schon mit einem Entschluß, zur Omnibus-Haltestelle; er bekam den letzten Wagen zur Fasanerie, kurz vorher war der zur „Sommerburg“ abgefahren.

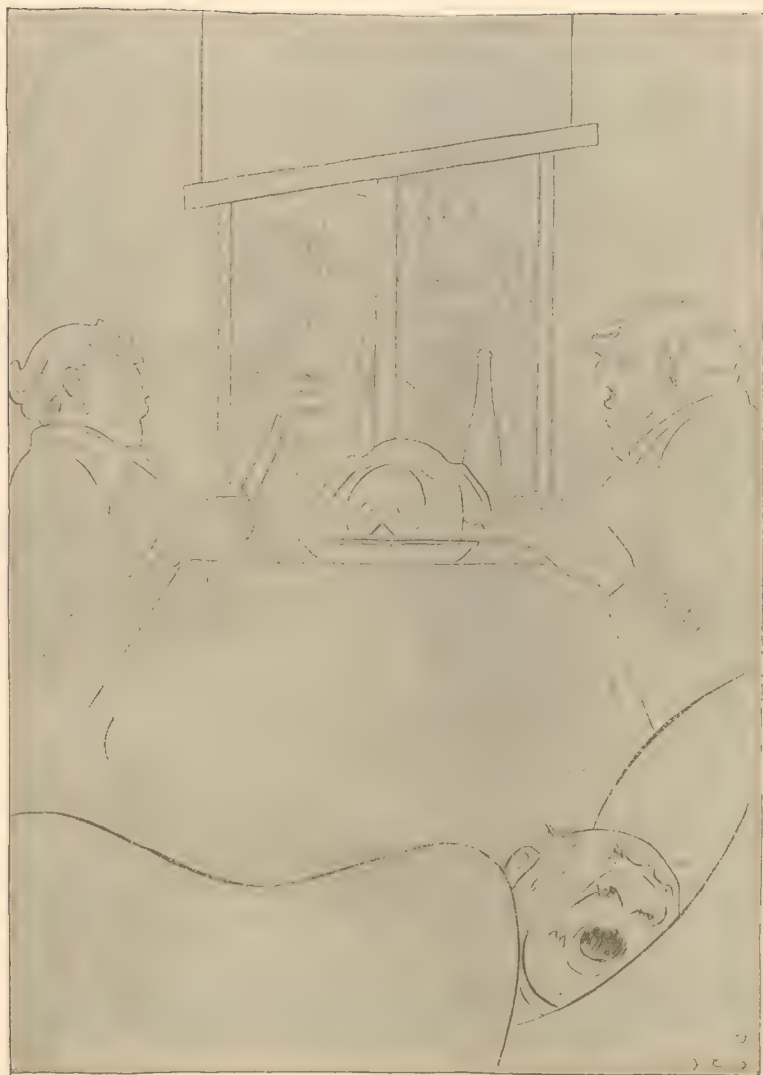
Als Rainer das Ziel erreicht hatte, bog er von der Chaussee ab; er ging den schmalen Pfad durch die Schönungen.

Es war eine wundervolle Nacht; ein würziger Geruch aus Bäumen und Blumen mischte sich mit dem süßlichduftenden morandenenHolzes und dem feuchten der erlösenden Erde.

Rainer hatte den halben Weg von der Fasanerie zur „Sommerburg“ zurückgelegt; als ihm das Mädchen aus dem Wartesaal entgegenkam. Sie mußten sich im gleichen Augenblick gesehen haben, denn beide stockten ein wenig, einen Herzschlag lang — dann aber gingen sie aufeinander zu.

Der Angsttraum

[1910]



„Jessas, Amali – jetzt hamm ma ja beim Mittagessen mangelhaft verdunkelt!“

Il sogno pauroso: „Gesù Maria! Amalia . . . adesso a pranzo abbiamo oscurato male!“

DAS DURCHGANGSZIMMER

VON BRUNO WOLFGANG

Auf dem Schild stand „Sepp Obertrauners Gasthof zur Billigkeit“ und unten auf einem Zettel: „Fremdenzimmer von RM. 250 pro Bett aufwärts.“ Herr und Frau Bartel wechselten einen Blick erlauchten Einverständnis und traten ein. „Wir möchten ein billiges Zimmer haben um zweimal RM. 250.“

„Woll, woll“, sagte der alte Obertrauner und sog an der Pfeife. „Aber's Licht hat ein Durchgangszimmer. Das zweite Licht schon besetzt von zwei Herren. Die gehen aber gleich früher schlafen. Und im dritten ist eine alte Sommerpartel.“

Das Ehepaar beriet eine Weile. Es war schon Abend, sie waren müde und wollten sich heute nach der langen Bahnfahrt tüchtig auschlafen. Sie nahmen das Zimmer. Es war recht nett, ganz neu. Das Holz der Wände und der Möbel hatte noch den Geruch von Wald und Sägewerk. Außer der Eingangstüre gab es noch zwei Türen. Die eine war verschlossen und führte auf die zukünftige Veranda, von der bisher nur die Stützbalken und einige Bretter vorhanden waren. Die zweite führte in das Nebenzimmer Nr. 2. Sie legten die Rucksäcke ab, kleideten sich um und gingen in die Wirtstube hinab. Diese war ein eher winkliger Raum mit elektrischem Licht, zum Unterschied von den oberen Zimmern, in denen noch die Lichtleitung fehlte. Die Stube war gemütlich, das Essen gut; es gab sogar auch Tiroler Wein.

Drüben in der Ecke saßen die beiden Bewohner des Nachbarzimmers. Sie waren keine Touristen, sondern trugen graubraune Anzüge mit langen Hosen. Unter dem Tisch hatten sie einen großen Koffer, aus dem sie hier und da etwas hervorholten und aufmerksam betrachteten, wobei sie stets ganz nahe zusammenrückten und mitläufig in die Runde spähten. Sie redeten und gingen hin und her, mit lebhaften Handbewegungen. Beide waren schon mehrere Tage nicht realisiert und ihre dunklen Bartstoppeln verliehen ihnen einen wüsten Ausdruck.

Frau Bartel war eine gute Touristin und in Gefahren durchaus tapfer. In einem Punkt jedoch hatte sie eine unüberwindliche Schwäche. Das war eine, vielleicht durch Kinoromantik von einst hervorgerufene Angst vor Verbrechern. Wenn ihr Mann einmal des Abends nicht zu Hause war, pflegte sie sämtliche Zimmer Türen abzusperrern. Und vor dem Schlafengehen leuchtete sie unter alle Betten, sogar unter die Schränke, unter denen nur ganz flache Verbrecher von der Form einer Wanze hätten liegen können. Herr Bartel wußte das und versuchte durch heitere Reden und etwas Wein ihre Bedenken zu zerstreuen. Aber Frau Bartel spähte immer wieder unruhig hinüber und erklärte, daß man unbedingt abwarten müsse, bis die beiden Männer schlafen gegangen seien, damit man dann hinter ihnen die Tür fest versperren könne.

Sie warteten also, obwohl sie beide schon ein starkes Schlafbedürfnis empfanden. Aber die beiden Nachbarn rührten sich nicht vom Platze. Es fehlte nicht mehr viel auf Mitternacht. Da hielt es Herr Bartel nicht mehr aus. „Gehnd“, rief er sich selbst und sagte: „Jetzt gehen wir.“ Schlußfranken tippten sie die Treppe hinauf und zündeten das winzige Kerzenstumpfen an, das auf einem Nachtkästchen stand. Dann nahm Frau Bartel aus dem Rucksack die lange Hutnadel, ein Erbstück der Großmutter, welche sie (die Hutnadel) immer auf den Reisen mit sich führte, und stach damit durch die Matratzen und Polster, Niemand war darinnen, nur ein paar Ohrwürmer ergriffen entsetzt die Flucht. Die Schränke waren leer. Im Nachtkästchen hockte kein verbrecherischer Zwerg. Im Ofen lagen keine Bomben, nur einige alte Käsepföpfe. Nachdem noch Herr Bartel im Auftrag seiner Frau unter die Betten gelehrt hatte, gingen sie zu Bett.

„Ich bitte dich, nimm den Eispickel in die Hand;

so lange, bis sie durchgegangen sind“, flüchte Frau Bartel. Sie selbst bewachte sich mit dem großen Schnappmesser ihres Mannes. Dann löschten sie das Licht und warteten. Jede Minute rief Frau Bartel ängstlich: „Daß du mir nicht einschliffst, Rudolf! Überhaupt, sprich etwas.“ Herr Bartel versuchte nun, mühselig mit dem Schlaf kämpfend, irgend etwas zu reden, aber die Gedanken gehorchten ihm nicht mehr. Mechanisch begann er schlafig Schillers Glocke herzusagen: „Fest gemauert in der Erde...“ Bei... doch den schlafenden Bürger schreckte nicht die Nacht, die den Bösen grüßlich wecket“ fuhr seine Frau auf und rief: „Jetzt!“ Über die Treppe tappen schwere Schritte hinauf, leise fingerte es an der Türklinge, dann schoben sich schneidend die beiden Männer durch das Zimmer, sie schleppten offenbar den Koffer. Dann öffnete und schloß sich die Neben-Türe. Nichts war geschehen. Noch nichts. Hastig flüsterte Frau Bartel, während sie das Licht anzündete: „Schnell, sperr ab!“

Resch fuhr er aus dem Bett und ellie zur Tür. „Es ist kein Schlüssel da“, flüsterte er.

„Um Gotteswillen, suchen wir, er muß da sein.“ Sie durchsuchten das ganze Zimmer. Nirgends eine Spur des Schlüssel.

„Nain, da muß etwas geschehen, sonst kann ich die ganze Nacht kein Auge zutun. Die Zwei sind Verbrecher. Ich fühle es.“

„Aber! Issel Auch Verbrecher verbrechen nicht täglich. Auch sie müssen ausruhen. Und auf uns im billigen Zimmer haben sie es ganz gewiß nicht abgesehen.“

„Das kannst du nicht wissen. Nimm das Waschbecken und lehne es oben auf dem Türstock an, aber ganz lose. Wickle diese Schnur herum und

binde sie an die Türklinke an Die Klinke müssen sie niederdrücken, wenn sie sich zu uns herüberschleichen wollen. Da fällt das Waschbecken herunter und macht Lärm. Dann rücke den Koffer einen Schritt vor die Türe, und mit der unteren Kante auf einen deiner Schuhe, so daß der Koffer beim leisen Anstoß umfällt. Dann stelle die beiden Sessel dorthin und verbinde sie mit einer Schnur. Auch die Sessel müssen schief stehen, damit sie sofort umkippen. Was könnte man noch tun? Den Eispickel muß du im Bett behalten, ich nehme das Messer, und die Gläser samt der Wasserflasche vorteile auf dem Fußboden.“

Nachdem Herr Bartel dies alles gewissenhaft ausgeführt hatte, erlosch das Kerzenstumpfen gerade von selbst. Sie versuchten einzuschlafen. Das war aber einsteilen nicht möglich. Denn die beiden Nachbarn redeten noch immer. Obwohl sie leise sprachen, konnte Frau Bartel jedes Wort hören: „Du hättest ihm den Fuß abschneiden, nicht ausbreiten sollen. Jetzt ist auch ein Stück von der Bauchdecke mitgegangen.“

„Na, das ist kein Unglück. Wir haben ja noch einen.“

„Und wie oft hab ich dir schon gesagt, beim Kopf muß man besonders aufpassen. Du mußt dich immer erst überzeugen, ob er wirklich tot ist, sonst macht er noch einen Rucker, und die ganze Arbeit ist umsonst.“

„Der war ganz tot, kannst ruhig sein. Noch toter als deiner. Ich werd's doch wissen. Ich hab das vielleicht oft gemacht als du. Der Kopf ist von selber abgefallen. Wahrscheinlich hast du zu stark gedrückt, wie du ihn beläutet hast.“

Sie stritten noch ein wenig, dann wurden sie plötzlich still und begannen jenen gesunden Schlaf zu schlafen, der anscheinend Gerechten und Ungerechten gleichmäßig beschiden oder verwehrt wird. Mit bekondener Stimme stammelte Frau Bartel: „Rudolf, hast du gehört? Entsetzlich. Es sind Mörder. Sie haben Leichen im Koffer. Ich habe es gehört. Sie haben auf uns. Wir müssen fort. Lieber schlafe ich auf der Straße. Ich bitte dich, halt nur den Eispickel fest. Wie oft habe ich dir schon gesagt: Kaufe einen Revolver. Aber du hörst ja nicht auf meine Worte, bis es zu spät ist.“

In diesem Augenblicke begann es wieder vorsichtig die Treppe hinaufzutappen. Hastig griff Frau Bartel nach dem Fenster. Ueber ein Sprung ins Freie, sie hingeschleht zu werden. Sie wollte um Hilfe rufen, aber die Stimme versagte ihr. Die Türe ging auf und eine Männerstimme sagte: „Paß auf, Therese, tritt leise auf, hier schlafen Leute. Wir müssen durch zwei Zimmer gehen. Man muß Rücksicht haben.“

„Ja, August“, entgegnete eine zitternde Frauenstimme, „aber nimm mich bei der Hand, ich fürchte mich.“

Plötzlich fiel ein Glas um, gleich darauf die Wasserflasche.

„Aber Therese, ich habe dir doch gesagt, du sollst aufpassen“, zischte der Mann, „du bist so ungeschickt; du mußt so wie ich.“ „Er sprach es nicht zu Ende. Denn nun warf er selbst beide Stühle um und schon polterte auch das bläherne Waschbecken mit großem Getöse zu Boden.“

„Entsetzlichen Sie vielmals, meine Herrschaften“, murmelte der Mann beiläufig, als er aus dem Kriechen der Betten entnehmen konnte, daß sich die Bewohner des Zimmers aufrichteten. Rasch zog er seine Frau ins Nebenzimmer. Ahnungslos wie Lämmer betraten sie die Löwenhöhle. Frau Bartel hielt den Atem an und lauschte. Bedenkend erwartete sie ein schreckliches, lautloses Ringen und das Gurgeln erstirter Wehr. Aber nichts geschah. Es wurde noch eine Tür geöffnet. Dann war es wieder still. Die beiden Verbrecher schnarchten um die Wette weiter.

„Nun kommt rasch fort, Rudolf!“

„Ise, glaube mir, die beiden Männer sind sicher

GURKE IN EINEM BAYRISCHEN BAUERNGARTEN

Wassersfressend, wasserspeichernd,

Eine gelbfleckte Schlange,

Ihren Umfang täglich steigend,

Unter langgestielten Blättern

Lauert sie nach Regenwettern.

In gefräßigem Wachtumsdrange

Kriecht sie durch den Bauernzaun,

Um die Straße zu beschauen,

Füße, Röcke, Waden, Wagen.

Andre liegen mit Belagen

Träge auf der fetten Erde.

Auf dem schweren Düng und Mist,

Der dem braunen Ackerpferde

Rauchend unterm Schwanz entfallen ist.

Gurken ähneln großen Nasen,

Oder umgekehrt.

Mander Magen wird durch sie beschwert

Und von Hülsern aufgeblasen.

Und sie stößt den Groll hervor, dickast,

Den sie in der Sonnenhitze

Oder mit dem schüblen Nachtgewitterblitz

In sich eingezeugen hat.

Anton Schnack

Das Geheimnis

(R. Kriesch)



„Aber schwöre mir, daß du das nicht weitererzählst — Ich hab's auch geschworen!“

Il segreto: „Ma giurami che non lo racconterai ad altri ... anch' io l'ho giurato!“



ganz harmlos. Und wenn sie üble Absichten haben, werden sie bestimmt nicht uns, sondern die anderen wählen. Schlafen wir ruhig ein."

Es dauerte noch geraume Zeit, bis Herr Bartel seine Frau überreden konnte, zu bleiben. Er mußte jedoch die Barrikaden alle wieder Instand setzen und auch die Außentüre durch einen vorgeladenen Stiefelknecht und den Spirituskocher sichern. „Hast du den Eispickel?"

„Ja."
„Schlaf nicht ein, ich bitte dich!"

„Nein."
„Sprich noch etwas."
„Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis."

Herr Bartel murmelte immer leiser, dann schlief er ein. Da weckte ihn die Stimme seiner Frau: „Rudolf, hörst du nichts?" Er richtete sich auf und in der Tat, er hörte etwas. Diesmal vor den Fenstern. Ein laises Tappen und Schleichen. Es kam immer näher. Eine Hand stieß an eine Fensterscheibe Unverkennbar. Im zweiten Stockwerk. Gab es auch noch Gespenster in diesem Gasthof des Grauens?

„Rudolf, sei bereit!", schrie Frau Bartel und sprang aus dem Bett in die Mitte des Zimmers. Gläser fielen, klirrte um, die Flasche tollte pumpernd bis zur Wand. Draußen schrien Bretter, Hände testeten die Wand ab, laise Stimmen murmelten. Dann entfernte sich das Geräusch. Es wurde still. „Ich halte es nicht mehr aus!", stöhnte Frau Bartel. „Ich werde wahnstänig. Kommi Rasch!"

Es blieb nichts übrig. Herr Bartel belud sich mit je einem Polster und einer Decke. Sie stiegen in die Wirtsstube hinunter und streckten sich auf die Bänke aus. Aber auch hier fanden sie nicht die er-

sehnte Ruhe. Nach kaum einer halben Stunde flüsterte Frau Bartel abermals: „Rudolf, was raschelt da fortwährend so sonderbar?" Bartel hörte es wohl. Aber es erschien ihm sanft und anheimelnd gegenüber den Schrecken des Durchgangszimmers.

Das Scharren klang allerdings seltsam wie die nächtliche Arbeit riesiger Ratten. Er nahm den Eispickel und ging in der Richtung des Geräusches vorsichtig los. Plötzlich fuhr ihm etwas zwischen den Beinen durch, mit heiligem Gescheh und Gekack. Auch Frau Bartel schrie auf. Ein paar Hühner, die sich hier des Nachts eingerichtet hat-

ten, stoben davon und einige von ihnen liefen in ihrer Herzensangst geradewegs über Frau Bartels Gesicht. Herr Bartel lachte gefühllos. „Jetzt glaube ich, könnten wir aber wirklich schlafen." Seine Frau schämte sich ein wenig und tat nun so, als schlief sie wirklich. In Wahrheit lauschte sie noch auf allerlei Geräusche, Keitengerassel, Schnauben und Stempeln. Allmählich aber überwältigte sie doch die Müdigkeit. Wie im Traum hörte sie noch oben im Zimmer den ganzen sinnreichen Sicherheitsapparat zusammenschleichen. Leise Flüche ertönten, gedämpfte Schritte huschten, das Haustor knarrte leise. Dann schlief sie ein. Sie erwartete erst mit einem lauten Schrei, als sich eine Geisterhand feucht und warm über ihr Gesicht legte. Es war aber nur ein großer, brauner Hund, der im Morgengrauen neben ihrem Lager stand und ihr treuherrlich das Gesicht leckte.

Die Schreckensnacht, war zu Ende. Auf die Vorwürfe der Frau Bartel erwiderte der Wirt, daß das alte Ehepaar im dritten Zimmer sonst immer schon um acht Uhr zu Bett gehe, sich aber diesmal leider auf einem Ausflug verspätet habe. Sonst wären die Herrschaften nicht belästigt worden. Dann das Personal, das im vierten Zimmer schlief, habe strengen Auftrag, an der Außenseite über die Bretter der unvollendeten Veranda in sein Zimmer zu schleichen. Und die beiden Herren im Nachbarzimmer seien keine Verbrecher, sondern harmlose Käfersammler.

Da zahlte Herr Bartel fünf Mark und stieg mit seiner Frau auf die nächste Bergwiese, um sich dort, wo die Natur Ruhe und Billigkeit verschwenderisch gewährt, endlich einmal gründlich auszuschlafen.

RAST

Alle Worte sind klein
und zu erahnen kaum:
Ja, so köstlich ist ein
blühender Baum.

Zartestes wiegen die Zweige:
Wie sie greifen ins Blau!
Bienenang, tröstliche Ge...
Bist du noch müde? Schau!

Oh, wer so blühen kann!
Liebling der Sonne,
sieht er lächelnd mit an
die kurze Rast der Kolonne.

Josef Cuggenmos



„Was hat denn der Kerl angestellt?“

„Er will es nicht glauben, daß England für seine Freiheit kämpft!“

L'Inghilterra nelle Indie: "Cosa ha commesso quel figuro?," — "Non vuole credere che l'Inghilterra combatte per la sua libertà!,"

MEIN FREUND JOHANNES

Ich war sehr, sehr enttäuscht

Die ganze Woche hatte ich mich schon auf diesen Sonntag gefreut. So richtig gründlich wollte ich ihn genießen. Vor allem mal ausschlafen. So lange im Bett bleiben, bis die Post käme. Sicher würde sie mir doch einen besonders netten Brief bringen. Damit wäre denn die Stimmung für den ganzen Tag gesichert.

Na ja, also ausgeschlafen hatte ich Und auch die Post war gekommen. Aber das, was sie mir brachte, war keineswegs ein besonders netter Brief, sondern mein Steuerbescheid. Kein Wunder also, daß ich nun sehr, sehr enttäuscht war.

Betrübt saß ich beim Frühstück. Da klingelte es wieder an der Haustür. Mißmutig öffnete ich und fand Johannes. Er setzte sich zu mir an den Tisch, trank eine Tasse Kaffee mit und erzählte allerhand.

Schließlich fiel ihm wohl meine Schweigsamkeit auf. „Hast du Ärger gehabt?“ fragte er. Ich erzählte ihm die Geschichte mit dem Steuerbescheid.

„Ungefähr tausend Mark soll ich zahlen!“ schloß ich.

„Tausend Mark?“ wiederholte Johannes. „Und da bist du betrübt? Mein Gott, wie würde ich mich freuen, wenn ich mal so viel Einkommensteuer bezahlen müßte!“

2.B



„Der Chef sieht's nicht gern, wenn die Damen die Beine so übereinanderschlagen —
aber Sie haben ja keine Strümpfe an ...!“

Disarmato: „Il principale non ama vedere che le signore mettano le gambe così l'una sopra l'altra ... ah, ma Voi non portate calze ...!“

DER BLITZZUG HÄLT IN ÖLBJÄRG

VON AAGE V. HOVMAND

Es fing damit an, daß auf dem Bahnhof des dänischen Städtchens Ölbjerg ein Telegramm einlief, das so lautete:

Auf Veranlassung des Hofmarschallmeis hält Blitzzug 15 morgen außerordentlichmäßig in Ölbjerg + 2. Distrikt +

Der Eisenbahnassistent war sich sofort darüber klar, was das bedeutete: ein Königsbesuch in Ölbjerg! Welche Sensation!

Obwohl das Telegramm nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, so war dessen Inhalt doch so spannend, daß der Assistent es nicht lassen konnte, davon zu erzählen, als er in den Krug kam, um zu Abend zu essen.

Das war doch endlich einmal eine Neuigkeit! Der Krugwirt geriet derraßen in Erregung, daß er seinen Priem auspackte und äußerte, daß das für lange Zeit das größte Ereignis in der Geschichte Ölbjergs bleiben würde. Jedenfalls war niemals mehr etwas so Aufsehenregendes geschehen seit damals, als der versoffene Armenhülser-Pimpe-Anders Anek gelautet und den Gemeindevorstand mit einer Büste bedroht hatte, was zur Folge hatte, daß Pimpe-Anders auf Gemeindegeldern zwangsweise in ein Trinkerheim zu einer Bewährungskur eingekerkert worden war.

Aber nun war das ja für Ölbjerg eine ganz andersgestaltete, stolze und ehrenhafte Begebenheit, die die bevorstehende für eine Zeitlang würde Ölbjerg für das ganze Land im Mittelpunkt des Interesses stehen. Der Rundfunk würde darüber berichten und alle Zeitungen würden schreiben: Königsbesuch in Ölbjerg!

Der Krugwirt konnte im Grunde genommen recht gut verstehen, daß man es allhierortschen Ortes als eine reine Pflicht ansehen mußte, Ölbjerg einmal zu besuchen: Ölbjerg war wirklich eine Muster-gemeinde!

Die Neuigkeit von dem Königsbesuch breitete sich wie Feuer in einem Kuchencorridor aus. Der Krugwirt teilte die ihm Geschäftsführer des Bauernvereins mit, als sie erst in den „Kulturzentren“ — Krug, Bauernverein und Fernsprecher — bekanntgeworden war, dauerte es auch nicht mehr lange, bis alle sie kannten. Selbst auf dem entferntesten Hof wußte man es: Morgen kommt der König!

Am Abend hielt der Gemeinderat im Krug eine Sitzung ab: es mußte doch über einen geeigneten Empfang für Seine Majestät beratschlagt werden. Verschiedene Redner ergriffen das Wort. Mit Eifer wurde diskutiert, und schließlich gelang es, über das Festprogramm eine einstimmige Fassung zu erzielen. Der Gemeinderat bestand mit Sören Spillmads Vier-Mann-Kapelle an der Spitze. Seine Majestät auf dem Bahnsteig empfangen. Wenn der Zug einlief, sollte die Kapelle die Königshymne spielen, worauf der Gemeindevorsteher vortraten und die Bewillkommungsrede halten würde (man darf ja nicht glauben, daß der Gemeindevorsteher etwa Irgendwas fürs Knopfloch erhoffte — beläbe nicht!).

Nach dem pomposen Empfang sollten die hohen Herrschaften im Wagen des Gemeindevorstehers durch die Hauptstraße gefahren werden, die mit Flaggen und Girlanden geschmückt werden sollte — geradezu wie kürzlich bei der Rinderschau. Im Krug sollte ein großes Festessen stattfinden — ein Punkt, zu dem der Krugwirt seine wärmste Zustimmung gab. Kurz: es sollte ein Empfang werden, der sowohl der Stadt als auch dem hohen Gaste zur Ehre gereichte!

Unter gespannter Erwartung auf die Ereignisse des folgenden Tages schloß die Sitzung. Der Gemeindevorsteher mechte sich rasch auf den Heimweg, um die Festrede auszubereiten, der Gemeinderat wollte die Ausschückung in die Wege leiten und die Krugwirtin hatte genug mit der Vorbereitung des Festessens zu tun.

Der große Tag begann und fand Ölbjerg so festlich gekleidet, daß es kaum wiederzuerkennen war. Überall war sauber gemacht und aufgeräumt, die Häuser waren mit Fahnen geschmückt, die Gartenwege frisch geharkt und die Hauptstraße geschmückt mit Reihen von Fahnenstangen mit Girlanden und knatternden Flaggen. Vor dem Bahnhof war eine Ehrenpromenade errichtet worden mit der Inschrift: Herzlich willkommen!

Auf dem Bahnsteig versammelten sich die Honoratioren mit feierlichen Mienen und in feinsten Aufmachung. Naphtalinduftende Gehrocke waren aus ihren Behältnissen hervorgeholt worden und wurden in der frischen Bräse ausgelüftet. Sören Spillmads Kapelle bildete eine Gruppe für sich und spitzte ab und zu einmal die kalt gewordenen Lippen, um die Instrumente zu probieren. In geziemendem Abstand hinter den Repräsentanten der Öffentlichkeit drängte sich eine große Schar Neugieriger. Die Schuljugend hatte frei bekommen.

Und jetzt... jetzt sah man wirklich — weit da draußen — einen kleinen roten Punkt, der rasch größer wurde: der Blitzzug! Der Blitzzug, für den an allen anderen Tagen des Jahres Ölbjerg nichts anderes war als ein kleiner Krähwinkel, durch den der Zug in sauerer Fahrt hindurchdonnerte und nicht hinterließ als eine Wolke von Staub. In der Papierfalten und Unrat in die Höhe wirbelten. Aber der heutige Tag sollte nicht so sein wie andere Tage: heute wurde der Blitzzug halten, in Ölbjerg halten! Heute war Ölbjerg ebenso wichtig wie die großen Städte, ja, wichtiger noch! Die Spannung stieg. Die Musikanten fingerten lieberhaft an ihren Hörnern herum. Der Gemeindevorsteher durchzog zum 117. Male in Gedanken seine Rede.

Nun ratterte der Zug über die Weichenstraße wurde er anhalten? Ja — jetzt begannen die Bremsbremsen an den Rädern zu schreien. Die ersten Wagen verloren den Fortschritt. Die Bremsen krächzten. Sören Spillmads Vier-Mann-Kapelle setzte die Hörner an den Mund. Der Blitzzug hatte gehalten. Die Kapelle stimmte die Königshymne an; im langsamen Maestoso erklangen die ersten Takte. Erwartungsvolle Blicke suchten die Wagengüter ab. Nun öffnete sich eine... Heraus! langsam und sich vorsichtig am Handgriff festhaltend, um von dem hohen Trittbrett auf den niedrigen Bahnsteig herunterzukommen, ohne ein Zeitungspapier gewickeltes Paket zu beschädigen, das er unter dem Arme trug — Pimpe-Anders! Etwas schwankend stand er da, heimgekehrt aus der Trinkerhölle, auf dem roten Lüfter, während seine sternen, spitzen Augen mit Verwunderung die bekannten Gesichter der höchsten Behörden, seiner Unterhaltungsbehörde erblickten. Dann und wann kulterte eine helle Träne der Ruhung (oder des Branntheins) über seine weiterherten Wangen hinab.

Den Bläsern erstarben die Töne im Munde. Keine menschliche Stimme brach das druckende Schweigen. Der Gemeindevorsteher fühlte die Blicke der Menge auf sich ruhen. Jetzt hatte er überhaupt keine Lust mehr, eine Festrede zu halten. Aber man wartete augenscheinlich darauf, daß er etwas sagen würde. Die langgestreckte Ansprache summe in seinem Kopf herum. „Eure Ma...“ wollte er beginnen „...Anders!“ verabschiedete er sich. Und dann folgte eine Rede, die etwas anders ausfiel, als die geplante: eine kombinierte Begrüßungs- und Mahnrede. Der Gemeindevorsteher hielt Anders vor, wieviel die Gemeinde für ihn geopfert hätte. Er sprach die Hoffnung aus, daß die jetzt abgeschlossene Reise einen heilsamen Einfluß haben mochte und er wünschte, daß Anders von jetzt ab ein ordentliches Mitglied der Gesellschaft werden mochte.

Pimpe-Anders hörte sich die Ansprache mit ge-

ziemendem Ernst an. Über seine Lippen kam ab und zu ein bescheidenes Aufschlucken.

Die Fahrt durch die fahngeschmückte Straße fand unter dem Hurra-Rufen der Menge statt.

Unterwegs bekam dann der Gemeindevorsteher die Aufklärung des Ganzen: Der König hatte am Vortage das Trinkerheim besichtigt. Er hatte sich mit verschiedenen Insassen unterhalten, unter anderen mit Pimpe-Anders, der erzählt hatte, daß er gerade wieder nach Hause sollte. Der König war sehr freundlich gewesen und hatte gefragt, ob er sich darüber freute und woher er wäre und wie er reisen wollte. Da hatte Anders erzählt, daß die Gemeinde keine Schnellzugkarte für ihn bezahlen wollte. Und er wollte doch so gerne einmal wissen, wie das wäre, mit dem Blitzzug zu fahren.

Der König hatte bemerkt, daß es vielleicht gar nicht so gut wäre, wenn Anders die lange Strecke mit dem Bummelzug fahren würde: es gab Aufenthalt auf den Umsteigebahnhöfen und verschiedene Wirtschäften unterwegs, die ihn in die Versuchung bringen könnten, rückfällig zu werden. Deshalb hatte der König ihm Geld für eine Schnellzugkarte und für eine Platzkarte gegeben und zu seinem Adjunkten gesagt, daß man für ein einziges Mal die Staatsbahnen bitten möge, den Blitzzug dort halten zu lassen, wo der Mann aussteigen müßte. „Denn der König war doch so'n furchtbar netter Mann!“ schloß Anders seinen Bericht.

Die festlich gekleidete Versammlung setzte sich im Krug an den wohlgedeckten Tisch. Das Programm war nun einmal so aufgestellt — und es wäre ja auch schade um das Festessen gewesen, wenn es nicht verzehrt werden würde. Um den Teil des Festes wollte man doch nicht betrogen werden! Und schließlich, als die gute Braten der Krugwirtin hinter die Weste glitt, schwand auch die allgemeine Enttäuschung und eine gute Stimmung ergriff alle Parteien. Pimpe-Anders traf alle Freunde, die nichts Böses dabei sahen, ihm verschiedentlich „Bescheid“ zu bieten, und er revanchierte sich für die lange Entlassungsmahlzeit.

Es wurde spät, bevor er nach Hause ging, und er feierte seine Heimkehr damit, daß er seine Frau verprügelte.

Das war ein schöner Tag! Er hatte sich wahrhaft „königlich“ amüsiert.

(Aus dem Dänischen von John W. R. Hellmann)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

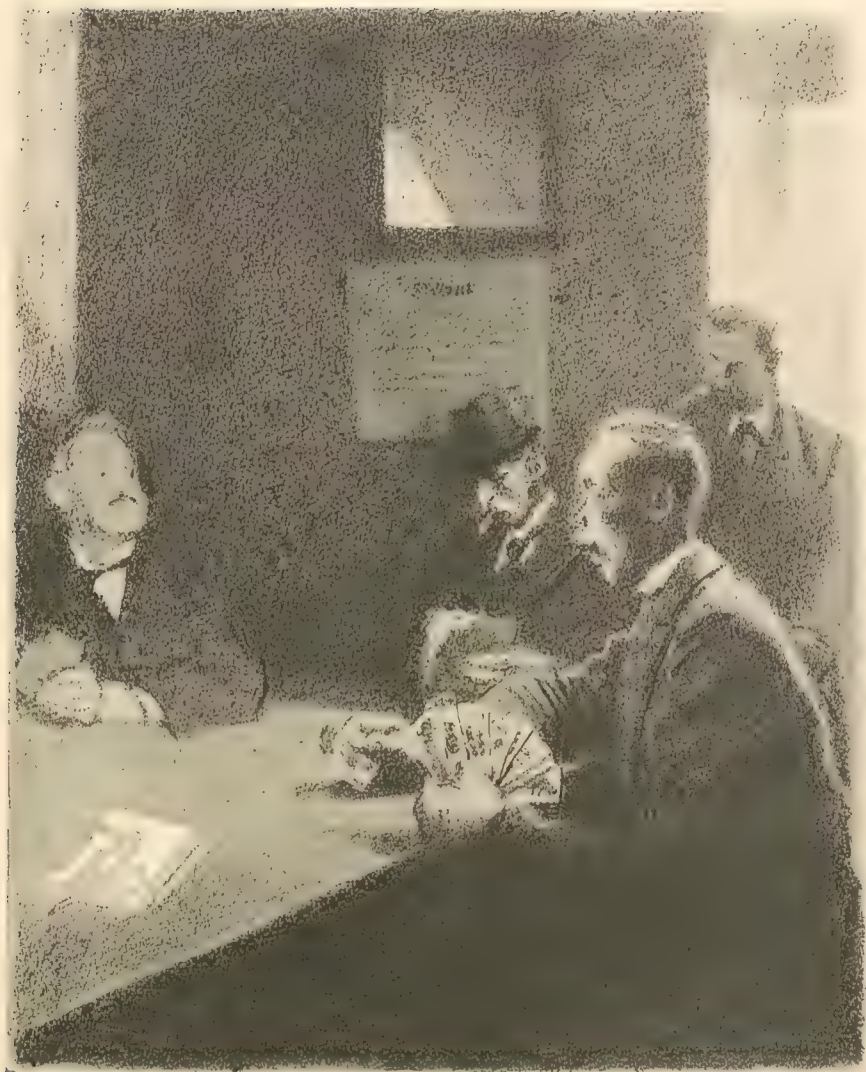
(O Nuckel)



Anton Krumbiegel, Gutsherr von altem Schrot und Korn, ließ seinen Neffen Egon Landwirtschafft studieren. Die ersten Semester verlor der Junge auf umblugselig Gut verleben. Als ihn der Alte nach der Ankunft mit Besitzerstolz durch sein Anwesen führte, fiel Egon Blick auf einen besonders dürftigen Obstbaum.

„Entschuldige Onkel“, begann er ein wenig von oben herab, „aber ich glaube, deine Kulturmethode sind doch schon ein bißel veraltet. Es sollte mich wundern, wenn das Bäumen da auch nur drei Kilo Äpfel brächte...“

„Mich auch“, knurrte der Alte, „Schon darum, weil es ein Birnbaum ist!“



„So, mei' Lieber, desmal hab'n mir dei' Schell'nsolo g'wonna!“
 „Dees werd' aa no' a Kunst sei: zwel geg'n ein'!“

Tarocco: „Così, mio caro, questa volta abbiamo vinto noi il tuo solo di quadri!.. — “Bella bravurà ... due contro uno!..

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sorgen im Oberhaus

(E. Thöny)



„Wird's dem neuen Sowjetbotschafter genügen, oder müssen wir noch weiter nach links rücken?“

Apprensioni nella Camera dei Pari: „Basterà così al nuovo ambasciatore sovietico . . . o dobbiamo accostarci ancor più a sinistra?„

BESUCH DES TEUFELS



„Glauben Sie mir, Inädige, in diesem Stöfchen werden Sie so jung aussieh'n, daß Sie uff Kinderkarte Eisenbahn fahren könn'!“

Acquisto vantaggioso: „Credetemi, signora... questa stoffetta Vi farà sì giovane che in ferrovia potrete viaggiare con un biglietto per bambini!..“

Um das Jahr 1905 herum wurde die dänische Insel Seeland von einer ganzen Reihe mystischer Brände heimgesucht. Nach und nach gelang es der Kriminalpolizei, die Verbrecher aufzuspüren, und diese wurden dann von dem damaligen Kommissionsrichter Sylow abgeurteilt. Richter Sylow war ein sehr scharfer Herr, seine Methoden beim Verhör konnte man wirklich nicht zart nennen, aber es gelang ihm immer, den Verbrecher zum Geständnis zu bringen. Der Name Sylow wurde für die dänischen Verbrecher nach und nach zum Schreckgespenst.

Eines Tages wurde in Nordseeland ein Bauer ermordet aufgefunden. Auf Veranlassung Sylows verhaftete die Kriminalpolizei einen Schuster aus dem Dorf, aus dem der Ermordete stammte. Man brachte ihn ins Gefängnis, aber der Schuster bezeugte immer wieder seine Unschuld, die Sache ging nicht weiter. Kommissionsrichter Sylow, der die Leute aus dieser Gegend sehr genau kannte und wußte, wie abergläubisch und furchtsam sie im Grunde waren, dachte sich nun einen Trick aus, der in den Akten der dänischen Polizei ziemlich einzig dastehend ist.

An einem dunklen Winterabend erschien in der Zelle des Verhafteten der leibhaftige Teufel! Er hatte ein feuerrotes Gewand an, einen langen Schwanz und gewaltige Hörner. Die Hände waren furchterregende Klauen und das Gesicht eine schreckliche Teufelsfratze. Eine Theatertruppe, die gerade das Schauspiel „Das alte Spiel von Jedermann“ auführte, hatte dem Kriminalbeamten bereitwillig das Teufelskostüm zur Verfügung gestellt und der Theaterreisor hatte seine ganze Schminkkunst angewandt. Und doch hatte Richter Sylow diesmal keinen Erfolg.

Als der „Teufel“ in leibhaftiger Gestalt in die Zelle des Gefangenen kam und sich drohend vor dem Verdächtigen aufplante, brach der Schuster in ein schallendes Gelächter aus: „Ha, ha, ha — das kann mir überhaupt nicht imponieren! Glaubst du, ich hätte Angst vor dir? Nee, ich hab schon etwas viel viel Schlimmeres als den Teufel gesehen — nämlich Sylow!“

LOCH IM STRUMPF

VON WALTER FOITZICK

Es wäre eine glatte Lüge, wenn ich behauptete, daß mich das Loch im Strumpf überrascht, daß ich etwa ausriefe: „Donnerwetter, wie kommt denn das da hinein!“ Ich weiß nicht, wie das bei Ihnen ist, bei mir ist es so, daß ich auf das Loch im Strumpf warte, manchmal länger, manchmal kürzer. Ich kenne die Stellen genau, wo es entstehen wird. Bei mir sind Löcher an gewissen Strumpfstellen ein Brauchtum, wie Weihnachten, wie Neujahr oder wie die Aufforderung zur Steuererklärung, niemals kommen sie überraschend, ich erwarte sie geradezu. Da heben wir zum Beispiel das Loch vorne an der großen Zehe, es ist das Standardloch, mit dem gehi's los. Bei Ihnen mag's eine andere Stelle sein, jeder hat seine schwache Stelle, und eines Tages ist der längst erwartete Angriff an der Strumpffront da, und wo vorher Strumpf war, ist dann Zehe. Was tritt jetzt bei einem ordentlichen und wohlbehaltenen Manne ein? Die Hausfrau wirft sich in die Bresche, stopft die Stelle mit frisch herbeigeführten Kräfteln, und im Gegenstoß ist die offene Stelle wieder abgeriegelt. Ach, auf wie lange!

Ich habe jahrelang einen Kampf gegen nimmer-

müde Frauenhände geführt, einen geistigen Kampf. Ich habe argumentiert: Wenn die große Zehe den Freiheitsdrang spürt, laßt dem Kinde doch die Bulette, fällt ihm nicht in die Zügel, der Freiheit eine Gasse, und jeder großen Zehe ihr Loch!

Da hätten Sie mal die Beherrscherinnen der nim-

ABSEITS

Volkeo Stimme, Gottes Stimme... Nicht in Liebern bloß voll Duft macht sie ihrem Seelengrimm, ihren Wonneräumen Luft.

Willst du rufen, wie sie denhen und moe ihr Gemüt vermißt, mußt du deine Schritte lenken dahin, moe es einlam ist.

Mancher khrieb zurückgerozen, moe er so bei sich empfand, anonym und ungelogen an die nächste bette Wand.

Ratatöahr

ermüden Hände hören sollen: Unmöglich, ein Loch im Strumpf gehen gestopft, und wenn es bis zum Jüngsten Tage immer wiederkehrt. Ordnung muß sein! Obwohl das Letztere in der Welt nicht beweisbar ist, habe ich einen Kompromiß vorgeschlagen. Ich habe gesagt: „Wenn ihr schon Ordnung wollt, nun so schafft sie, säumt das naturgewollte Loch sauber ein, meinestwegen mit farbigen Zierstichen, womöglich kunstgewerblich. Zeigt aber Welt dadurch, daß hier Ordnung herrscht und gebt kund, daß hier ein Loch ist, das mit Wissen und Willen der aufsuchfuhrenden Behörde besteht.“

Oh, meine Freunde, wie bin ich mit diesem Vorschlag nicht durchgedungen. Man entgegnete mir, gestüme Locher habe es bisher auf der Welt noch nie gegeben, und der einzig sinngebende Zweck einer solchen Beschädigung im Strumpf sei der, repariert, gestopft zu werden. Ich habe vielen Frauen am Werke diesen Vorschlag gemacht, alten und jungen, dicken und dünnen, guten und fremdsässigen, heiligen und künstlerisch interessierten, alle schauderten vor der Vorstellung zurück, einen durchgeschauerten Strumpf sauber einzufassen.

Jahre habe ich geschwiegen, nun trete ich an die Öffentlichkeit, vielleicht, daß sich doch ein Verein oder eine Gesellschaft zusammenfindet, die die gestüme Lochsache auf ihre Fahnen schriebe.



„Was hat denn unser sowjetischer Patient, Schwester Britannia, daß er wieder so zu toben anfängt?“
 „Er verlangt nach einem echten Kräftigungsmittel, dieser sizilianische Ersatz paßte ihm nicht!“

Davanti alla stanza del malato: „Cosa ha mai il nostro paziente sovietico, Suor Britannia, che comincia di nuovo a smaniare?„ — „Egli domanda un vero mezzo tonico; questo surrogato siciliano non gli è piaciuto!„

BRUTTO + TARA = NETTO

VON AAGE V. HOVMAND

„Das war ein ausgezeichnetes Essen, das wir hier bekommen haben!“ sagte meine Frau.

Wir saßen in der Bahnhofshalle von Kalundborg, auf der Heimfahrt von einem vierzehntägigen Sommeraufenthalt.

„Ja“, sagte ich, „du hast ja auch tüchtig eingeschauelt. Ich möchte garantieren, daß du in den vierzehn Tagen mindestens deine fünf Kilo zugenommen hast!“

„Ausgeschlossen! Ich, bin doch immer so vorsichtig...“

„Wollen wir warten?“

„Das können wir! Wer verliert, muß morgen die Anstendvisite bei Tante Jolante machen... und ihr einen Karton Pralinen verehren!“

Die Wette wurde abgeschlossen. Aber wie sollte sie ausgetragen werden?

„Hier steht ja ein Wiegeautomat!“ rief ich.

„Ja, das könnte dir so passen — mich mit Zeug und allem zu wiegen! Nein, reines Gewicht muß es sein!“

Meine Frau wurde zu Hause jede Woche in der Badeanstalt gewogen. Am Tage vor unserer Abreise in die Ferien wog sie 85 kg netto. (Das ist eigentlich ein Familiengewicht. Es tut mir leid, daß ich es veraten muß, aber es ist zum Verständnis meiner Geschichte notwendig. Hoffentlich erfährt meine Frau es nicht!)

„Na, das blühen Sommerkleidung kann doch nicht soviel ausmachen?“ versuchte ich einzuwenden

„Ich hab' ja auch wohl nichts drunter! Und der Hut... die Schuhe... und die Bleiklumpen! (Nach ein Familiengewicht: meine Frau näht sich Bleiklumpen unten in den Rocksaum, damit er schön glatt fällt.)

„Ja, ja“, sagte ich, „dann wieg dich doch ohne Zeug.“

„Ohne Zeug!“ Meine Frau bekam einen Schreck.

„Willst du etwa, daß ich mich hier ohne Zeug auf die Waage stelle?“

„Das natürlich nicht! Wenigstens nicht so direkt — aber mit etwas Grüte im Korb läßt sich das schon machen. Sieh: erst wiege dich mal mit Zeug. Dann gehst du in die Telefonzelle dort und ziehst dich aus. Ich geh dann hin und wiege das Zeug. Wir ziehen das Gewicht des Zeuges ab — und dann haben wir dein Gewicht ohne Zeug!“

„Ja, aber... können wir das denn... hier?“

„Selbstverständlich! Es dauert noch ungefähr eine Stunde, bis der Zug fährt!“

„Ich weiß nicht recht...“

„Hör zu: wir sind uns doch einig, daß wir unsere kleine Wette austragen wollen? Nicht wahr? Gesteht, als ich in das Wasser wolltest, hastest du nicht viele Bedenken! Und das war noch dazu am offenen Strand!“

„Wenn nun aber jemand kommt und mich sieht...“

„Das wäre viel schlimmer für ihn selbst! Übrigens geht niemand in eine Telefonzelle, wenn jemand drin steht und spricht! Und die Scheibe ist aus Matglas — wenn man sich nicht gerade dagegen lehnt, kann man draußen gar keine Einzelheiten erkennen. Außerdem kannst du ja den Türgriff festhalten. Das Ganze dauert ja nur einen Augenblick! Aber du bist vielleicht bange?“

Meine Frau wollte es nicht auf sich sitzen lassen, daß sie bange wäre. Außerdem wollte sie gerne den Triumph auskosten, die Wette zu gewinnen — sie schien sich dessen ziemlich sicher zu sein — und mich morgen losströten zu sehen, um mit Tante Jolantes Jeremiaden anzuhören.

Also stand mein Eheweib etwas später auf der Waage. Ich suchte aus dem Rest des Ferien-geldes ein wohlgeformtes Fünf-Euro-Stück heraus, steckte es in den Schlitz und wir erwarteten mit Spannung das Ergebnis.

92½ kg! Die Wette stand also auf der Kippe. Es war spannend.

Leicht und großzügig stieg meine Frau von der Waage herab. Sie legte Tasche und Regenmantel

fort und verschwand in einer Telefonzelle. Etwas später öffnete sich die Tür auf einen Spalt und ein Bündel aus sämtlichen Sachen, die für gewöhnlich dazu dienen, den charmanter Körper meiner besseren Hälfte vor den neugierigen Blicken der Menge zu schützen, als da sind Kleider, Hut, Strümpfe, Schuhe, wurde mir heraus-gereicht.

„Du hast mir wohl das Telefonbuch mitgegeben?“ fragte ich, als ich das Bündel entgegennahm.

„Jetzt sei ganz ruhig! Tu so, als ob du telefonierst!“

„Ja aber... was soll ich denn sagen?“

„Sagel! Das fragst du mich, der man sonst das Mundwerk wenigstens zwanzig Minuten lang nicht anhalten kann, wenn du erst einmal einen Telefonhörer in der Hand hast! Stell dir doch vor, du ständest auf der Treppe und klönst mit Frau Hansen!“

Ich zog ein Fünf-Euro-Stück hervor und stieg mit dem Zeug auf die Waage. Da ich nicht sicher war, ob die Personswaage solche kleine Quanten wie das Zeug alleine überhaupt wiegen konnte, wollte ich die Gelegenheit benutzen und mit demselben Fünfer mein eigenes Gewicht feststellen — man muß ja sparen, wo man kann!

Die Waage zeigte 64 kg an. Ich warf das Bündel von mir und die Waage ging auf 62 kg zurück. Ich war immer ein tüchtiger Rechner gewesen — ich wußte jetzt, daß die Sachen meiner Frau 2 kg wogen. Hingegen etwas anderes wußte ich nicht, und das war, daß ein großer schwarzer Pudel schon eine Zeit lang ebensolches Interesse an mir hatte wie ich an meinem Gewicht. Als ich das Zeug wegwurf, geriet er in helles Entzücken darüber, daß ich mit ihm spielen wollte, ergiff das Bündel und entzweite mit ihm zur Tür hinaus.

Ich stürzte hinterher, und als der Hund merkte, daß ich mitspielt, wurde er reinweg ausgelassen.

Er sauste um den Hafenplatz herum und zerrte das Bündel hin und her; dabei knurrte er vor Wonne. Nach und nach verlor er die Schuhe und den Hut; doch jedesmal, wenn ich ihn belnäherte, fassen bekam, entzweite er mir wieder. Die wilde Jagd löste unter einer Schar jugendlicher Zuschauer begeisterten Jubel aus, so daß sie den Pudel mit lebhaften Zurufen immer wieder ermunterten. Als schließlich ein paar Matrosen auf einem Schiff, das an der Kaiwand lag, angingen, nach dem Hund zu pfeifen, sprang er freudestrahelnd über den Landesteg an Bord. Auf der schmalen Laufbrücke stieß das Zeug gegen das Geländer; der Hund verlor es, und während er mit dem besten Gewissen der Welt bellend um die Matrosen herumspazierte, näherte ich mich dem Bollwerk — gerade noch zeitig genug, um

zu sehen, wie das Sommerkleid meiner Frau samt ihren Unausprochlichen (dank der Bleiklumpen im Kleid) auf den Grund des Hafens versank.

„Hurrah, ich hab gewonnen!“ rief ich, indem ich die Tür der Telefonzelle auf einen Spalt öffnete. „Das Zeug wog 2 Kilo... du wiegst also 90½! Du kannst also gern Tante Jolante anrufen und ihr sagen, daß du kamest.“

„Mein Zeug!“ unterbrach mich meine Frau.

Ich langte den Hut und die Schuhe und ein bißchen Unterwäsche, die ich am Kai aufgesammelt hatte, durch die Türzelle.

„Wo ist das andere?“ Meine Frau klapperte unheimelverköndt mit den Zähnen.

Es gab also keinen Ausweg! So schonend wie möglich erklärte ich, daß es im Augenblick leider mit gewissen Schwierigkeiten verbunden sein würde, sowohl das Kleid als auch die Unausprochlichen herbeizuschaffen, weil diese Gegenstände auf dem Grunde des Hafens ruhten.

Ich möchte nicht näher darauf eingehen, was meine Frau sagte, als ihr die Lage in ihrer ganzen Grausigkeit klar wurde. Die Wahl ihrer Ausdrücke war, was die Psychologen „effektvoll“, und der Inhalt war, je, so betrachtet, bloß für mich bestimmt.

Mit Rücksicht auf neugierige Zuschauer wurde ich in die Fensperkühle hineingezogen, und hier wurde eine kurze, aber lebhaft Konferenz abgehalten, deren Höhepunkte die folgenden waren:

1. daß nur noch 10 Minuten wären, bis der Zug abfuhr,
2. daß es innerhalb dieser Frist nicht möglich sein würde, Teuerheiten herbeizuschaffen, um die verunkanten Effekte zu bergen,
3. daß unser finanzieller Status wie auch das Ende meines Urlaubs keine Verlingerung unseres hiesigen Aufenthaltes gestatteten.

Als diese Punkte geklärt waren, stellte meine Frau die Frage, ob ich ein Gentlemen wäre oder nicht.

Ich erwiderte, ich wäre es. Die Folge davon war, daß, als etwas später die Tür aufging und ich vor ein staunendes Publikum trat, meine Frau mit meinem Jackett und meinen Beinkleiden anging war, während ich selber in Hamdärmen und Unterhose erschien. Zur Entschädigung durfte ich den Regenmantel meiner Frau überziehen, der in der Vorhalle auf der Bank lag.

Als wir im Zuge saßen und annähernd zu Hause waren, rief meine Frau plötzlich freudestrahelnd: „Der Mantel... und die Tasche!“

„Was ist los?“

„Ich stand ja damit auf der Waage... mit dem Regenmantel und der Tasche und dem Photoapparat drin! Und nachher legten wir die Sachen auf die Bank... und du hast sie nicht mitgewogen, als du das Zeug gewogen hast! Also wiege ich um so viel weniger!“

Auf dem Heimweg nahmen wir ein Taxi. Bei einem Bäckerladen, der noch offen hatte, ließ ich halten. Unsere Wette mußte doch endlich einmal entschieden werden.

Das Gesicht des Bäckerfalkens nahm einen etwas erstaunten Ausdruck an, als sie mich in Regenmantel und Unterhosen, mit einer Damentasche in der Hand, eintreten sah. Ich jedoch entledigte mich meines Mantels und bat sie, mir den Dienst zu erweisen und Mantel und Tasche zu wiegen.

Der Dame war offenbar bekannt, daß mein Verückten nicht widersprechen sollte, denn sie ging stracks auf mein Ansinnen ein.

Die Sachen wogen gut ihre 1½ kg. Meine Frau wog also nicht 90½, sondern nur 89 kg. Und so war es denn, der am nächsten Tage los mußte, um bei Tante Jolante die Anstendvisite zu machen.

Ich erstattete ihr Bericht über unsere Heimkehr von unserem Ferienaufenthalt; jedoch erwähnte ich nicht, daß wir noch Hause gekommen waren: ich hatte das Gefühl, als ob Tante Jolante das nicht gern hören möchte. Ich wollte auch nicht gern erörtern werden: die Wette war mir schon teuer genug zu stehen gekommen!

(Aus dem Dänischen von John W. R. Heilmann)

BESTALLUNG

Jeder Tag, da du krank bist,

Ist ein heimlicher Rufer.

Fern aller Freuden, trägt er dir

Den Klang herzu, den dunklen, für

Die Heimkehr aus andere Ufer.

Jeder Tag, da du wohl bist,

Ist ein lärmender Rufer.

Fern aller Leiden, trägt er dir

Den Klang herzu, den hellen, für

Das tündelnde Spiel mit dem Ufer.

Jeder Tag, da du Mensch bist,

Drängt hinüber aus Ufer.

In Freud und Leid, in Glück und Traum,

Bist du, und weißt es selber kaum,

Des Todes gehorsamer Rufer.

Ludwig Eduard Fleischmann



„Recht gut haben Sie mich gemalt, aber ich vermisste den geistigen Ausdruck!“
„Ja — ja, — gnädige Frau, den habe ich auch immer vermisst!“

Il ritratto: „Mi avete dipinto proprio bene... ma vi manca l'espressione dell'anima!“,
“Già... già... signora, anch'io ne ho sentito sempre la mancanza!“,

SOMMERABEND

VON PAUL VERLAINE

Der Mond tritt rot am Himmelsaum hervor.
Im Rauche träumend schläft die Wiese ein.
Der Nebel tanzt Die Wasserfrösche schreien.
Ein leises Schauern bebt durch's schwanke Rohr.

Die Wasserrose schließt sich scheu und bleich.
Die Pappeln schatten hoch und weit dahin.
Gespenstern gleich, die durch den Nebel ziehn.
Leuchtkäfer glänzen irrend im Gesträuch.

Der Nachtkauz hat sich ruh'los aufgemacht.
Schwerflügelgeschwift er durch die dunkle Luft
Und den Zenith erfüllt ein weißer Duft.
Heil glänzt die Venus auf und es ist — Nacht!

Deutsch von Gerhart Haug

NOVELLE OHNE FRAU

VON SCHLEHDORN

Der alte Geheimrat Trüffol erzählte, wenn Julius ihn in seiner Jungeselleneinsamkeit besuchen kam, gern so seltsame Geschichten, die er selbst — wie häufig selbst erlebt hatte.

Es ist wohl 50 Jahre her, begann er heute, daß mich ein Freund zu dreißigjährigem Besuch bei seinem Onkel einführte. Der alte Herr liebte wie das Schloß, das er bewohnte. Das war rings um einen stillen Hof gebaut, in dem zwei Edelkastanien blühten, eine mit weissen, eine mit roten Kerzen. Vor den Zimmern oben zog sich ein Allan mit hohen Bögen, an jeder der Langseiten des Hofes von einem runden Turm unterbrochen. In dem einen davon gähnte dunkel das Tor mit der Aufschrift — „Wir ziehen die Zugbrücke jetzt nicht mehr hoch“, sagte der alte Andreas, „das gab immer Ärgerlichkeiten mit dem Postboten und anderen Amtspersonen, die hereinwollten“. In dem Turm gegenüber war der sonderbar kleine Eingang mit prächtigem Frührenaissanceportal und schrägen Fenstern darüber, an denen man die schwarzen sieht, wie die Treppe steigen muß.

Der alte Schlehdorn hat seinen weissen Haaren, dicken Brauen und lebhaften Augen sehr selten Menschen, aber er plauderte gern.

Am ersten Abend, als ich mich umzog zum Essen, geschah etwas Seltsames.

Ich hörte, wie aus dem schweigenden Hof ein Wagen vorfuhr, ein weismaliges, breit und häufig mit kleinen Blumen bemalt, dessen Coupé in breiten Riemern hing. Dann öffnete sich die Tür unter dem Renaissancebogen, und heraus trat der alte Herr — aber so, als ob er einen Gast vorangehen ließe — ging mit kleinen, höflichen Schritten bis an den Wagenschlag, öffnete ihn, verneigte sich, machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er jemandem in den Wagen hülte, klinkte dann selbst den Wagenschlag zu, verneigte sich abermals und zog sich, während die Karosse durch das Tor hinausfuhr, leise wieder zurück.

Nanu, fragte ich mich — und beobachtete am Abend meinen Gastgeber mit neugierigem Staunen. Der Überhast das und erzählte von Porzellan. Seine Hände paßten gut zu dem Gespräch. Vom grünen Drachmutter sprach er und von den verschlungenen beiden L in der Marke von Sèvres und dem Alphabet darin, das, 1753 beginnend, beim zweitenmal bis RR kam, da war schon Revolution; und zuletzt setzte Buonaparte seinen faulsten, kleinen Adler über die Jahreszahl, und der Stil wurde grob und Empire. Vor stillen einen ganz leichten Sekt...

Am nächsten Abend beim letzten Sonnenstrahl derselbe Wagen und dasselbe Bild. Diesmal bemerkte ich schon, wie der Kutscher Wenzel mit der Peitsche grüßte, und daß der alte Herr von einem Ratfackel Abstand hielt, und daß die Hand sehr klein war, die sich während des Einsteigens in die selbe legte, und

daß er wohl mit einem Lächeln gelohnt wurde. Träume ich oder sehe ich Gespenster? dachte ich bei mir und fragte hernach meinen Freund. Aber der war in der Bibliothek gewesen (die lag übrigens im Turm mit ihren 5000 braunen Bänden in Leder und Gold, und wenn man die Tür schloß, war es ein rundes Gefängnis der Gelehrsamkeit).

Er hätte nie derartiges beobachtet, sagte er Frauen, nein, Frauen gäbe es hier nicht, weder Junge noch Älter. Vielleicht in der Küche. Beim Abendessen erzählte der alte Herr vom Niedergang der Heraldik seit 1550. Aus Wappenschilden ständen Legenden auf und in ihrem Grunde leuchtete das Geheimnis der Runen. Warum wohl die Lilie von Florenz blüht und die Bourbonnische nicht? Warum die Sickingen Schweinhäute in der Helmzier trügen und was die sieben Kugeln der Medici bedeuteten — ob sie wirklich Apotheker gewesen sind? Das Hausheirn eigenes Wappen auf Besteck und Gläsern, aus denen man einen alten Mosel trank, zeigte zwei rote Balken in weissen Feld, — „das waren die Schildzeichen ursprünglich“, erklärte er.

Als ich dann später mit meinem Freund durch den Seiteneingang zu unseren Zimmern ging, — der alte Andreas trug den Leuchter voran, — lächelte aus einer Reihe alter Bilder ein ganz junges Mädchen herunter, hochtoupéiert, den etwas hochmütigen Mund sehr rot in dem kleinen, gepuderten Ge-

sicht, und große Augen, in denen alle Fröhlichkeit und Traurigkeit und Zärtlichkeit auf das Leben wartete. In dem weissen, atemenden Ausschitt glaubte man das Blut pulsieren zu sehen.

Auf meine Frage, was das sei, rechnete mein Freund sich aus: „das ist wohl eine Urgroßtante meines Onkels“. „Du irrst dich“, sagte ich damals, „so sieht keine Tante aus. Es muß eine Urgroßcousine gewesen sein.“ „Ja, wenn die damals“ — setzte der alte Geheimrat mit einer fast jugendlichen Verlegenheit hinzu — „aus dem goldenen Rahmen gestiegen wäre und noch frei gewesen wäre, und mich gemocht hätte, so hätte ich jetzt vielleicht goldene Hochzeit...“

Am dritten Abend wieder der Wagen und wieder das höfliche Abschiednehmen. Am Fenster wartend erstauete ich kaum: Jetzt meinte ich selbst schon die reizende junge Frau zu sehen. Sie stieg ein und lächelte und glück nur allzu sehr dem Bild von gestern Nacht. Und fuhr durch das dunkle Tor in die Abenddämmerung.

Tor in die Abenddämmerung. Das Bild mir. Gut, daß ich morgen abende, dachte ich bei mir. Und als ich diesmal den alten Andreas fragte, was das mit dem Wagen sei, fragte der gutgezogen zurück, zu welchem Zug der Herr Doktor den Wagen befähige und ob er packen dürfe.

An diesem Abend sprach der alte Herr beim Essen über Politik, — über die Politik Karls des Kühnen von Burgund. Der seine Pläne viel zu weit spannte für einen Fürsten, der keine Schöne hat. Er hätte René von Lothringen nicht entweichen lassen dürfen. Die Schweizer Zehnen über Granson und Murten seien weit übertrieben, tatsächlich wären sie in doppelter Übermacht gewesen. Es ist nicht immer der Erfolg, der über den Ruhm entscheidet... Der alte Herr hatte offenbar viel darüber gelesen, auch wohl geschrieben. Auch veröffentlicht? „Nein, wie kommen Sie darauf?“

Er dankte mir für den Besuch und trank mir zu mit einem sammelschweren Burgunder...

Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Als ich am anderen Morgen ganz früh mit dem Gutsauto über den Hof, der von weissen und roten Blüten bestreut war, durch das Tor, das in einem gerahmten Bild die Felder und den Himmel zeigte, und über die polternde Zugbrücke in die Wirklichkeit zum Bahnhof fuhr, da habe ich mir überlegt:

Gesehen, eigentlich gesehen hatte ich nichts, als einen leeren Wagen. Aber erlebt hatte ich mehr, als ich erzählen könnte. Erst dachte ich, ich hätte gesponnen in dem versponnenen Haus. Aber es hat alles seinen Still: Kleine Leute empfangen ihre Erinnerungen in der Dämmerung zu Fuß. Warum sollte einer nicht anspinnen lassen für etwas, das verloren oder vergangen oder verschwunden ist, — für seine Jugend — oder die Grazie — oder die Vornehmheit selber?

Hanna Nagel





„Intelligent siehst du nicht aus, wenn du schläfst, Martha!“
„Um so besser, dumme Frauen haben Glück bei Männern!“

La briosa: „Non sembri mica intelligente, Marta, quando dormi!“,
„Tanto meglio; le donne stupide hanno fortuna cogli uomini!“

DAS ORAKEL VON ABONUTEICHOS

VON HANS ROLAND

Es bestand kein Zweifel, daß das delphische Orakel nicht nur eine höchst wunderbare, sondern auch eine sehr einträgliche Einrichtung sein mußte. Dies wollte dem jungen Alexander von Abonuteichos selbster nicht mehr aus dem Kopf, denn er hätte die einträgliche Seite des Orakels ebenso gut brauchen können wie die wunderbare. War er doch nur ein unwichtiger Einwohner des kleinen Dorfes Abonuteichos und konnte außer einem hübschen Gesicht und seiner angeborenen Schaulust nichts bieten, was die Aufmerksamkeit der schönen Rutilla, und — was fast noch entscheidender war — die Gunst ihres reichen Vaters des kaiserlichen Steuerinspektors, auf sich zu ziehen vermochte.

Der arme Alexander dachte Tag und Nacht an seine geliebte Rutilla, und der Gedanke an das delphische Orakel ließ ihn nicht mehr los. Ja, wenn er so einen Spruch, einen ganz klaren Spruch nur, von der zukunftsweisenden Pythia vorweisen könnte, der dem Steuerinspektor voraus- sagte, daß seine schöne Tochter nur für ihn, den armen Alexander, von den Göttern selbst bestimmt sei. Aber Delphi war weit und Alexander oben zu ihm, um das Schicksal auf diese Weise beeinflussen zu können, denn die Propheten von Delphi waren damals bereits recht teuer geworden. Aber mußte es schließlich ein delphisches Orakel sein? Alexander fand, daß man sich nicht immer auf ferne Götter verlassen konnte und beschloß seinem Glück selbst ein wenig nachzuhelfen. So setzte er sich eines Tages auf die Stufen, die zum Hause seiner Rutilla führten. Dort blieb er nun und erzählte jedem, der es wissen wollte, daß er von den Göttern dazu bestimmt sei, der Schwiegersohn des kaiserlichen Steuerinspektors zu werden. Nun warte er, bis man ihn zur Hochzeit hole.

Er mußte lange warten. Dann wurde aber der Steuerinspektor der ungeliebte Gast vor seinen Toren mit den lächerlichen Reden lässig und er verwies ihm den Platz mit recht unhöflichen Worten. Doch Alexander war darüber nicht beleidigt, und während er sich zum Gehen wendete, lief er dem kaiserlichen Beamten noch nach: „Leb wohl, Schwiegervater, und grüße Rutilla, meine Braut!“ Von nun an predigte Alexander über sein Schicksal auf dem Markte von Abonuteichos. Aber er verließ seinen Weissagungen größeren Nachdruck, indem er jedesmal, wenn Rutilla oder ihr Vater auf den Markt kamen, in eine Verückung fiel. Zu diesem Zwecke kaute er eine Wurzel von Seifenkraut, so daß der Schaum aus seinem Munde trat.

Und siehe da, schon fanden sich einfältige Leute die seinen Worten Glauben schenken und ihn beten, um ein paar kleine Geldstücke auch ihnen die Zukunft zu verraten.

Rutilla jedoch lachte nur und äkelte sich vor dem Schaum aus dem Munde Alexanders. Ihr Vater lachte nicht mehr, sondern erließ ein kaiserliches Dekret, wonach das Wehagen auf dem Markte von Abonuteichos doppelte Steuern kostete.

Dies ärgerte Alexander, und er verschwand auf mehrere Tage, denn er konnte die Steuer nicht bezahlen.

Nach seiner Rückkehr begab er sich zu einem Teich in der Nähe des Dorfes. Dort begann er zunächst in Stille ein großes Wunder vorzubereiten. Er bohrte in ein Gänseel eine kleine Öffnung und steckte durch diese eine kleine Schlange in

das Ei. Dann verschloß er die Öffnung sorgfältig mit Wachs und Bleiweiß und legte das Ei an eine bestimmte Stelle im Teich.

Nach diesen Vorbereitungen lief er seifenkrautkennend nach Abonuteichos und rief in Verückung die Einwohner zusammen. Es waren nicht wenige, die ihm neugierig an den Teich folgten. Und alle konnten vor Staunen beobachten, wie Alexander nun ein Gänseel aus dem Teich schöpfte, es zerbrach und die kleine Schlange sich um seine Finger wand. Alexander war nun ohne Zweifel ein großer Zauberer und damit ein Liebling der Götter. Von weit und breit kamen die Neugierigen, ihn zu sehen und seinen Orakeln zu lauschen. So verdiente er bald genug damit, um auf den Marktplatz zurückkehren zu können.

Als der kaiserliche Steuerinspektor davon hörte, schickte er seine Gehilfen aus, um von Alexander die doppelte Steuer einzuziehen.

Dieser zahlte jedoch lächelnd und kam selbst zu ihm, um seine Werbung um Rutilla zu wiederholen. Der Steuerinspektor nahm das Geld in

Empfang und ließ Alexander dann hinauswerfen, denn seine Tochter war dem reichen Kaufmann Lucian versprochen.

Alexander ließ sich nicht beirren. Er schlug am Marktplatz eine Bude auf, in der es ziemlich dunkel war. In ihr setzte er sich auf einen Stuhl und nahm eine große Schlange unter den Arm. Den Kopf der Schlange klemmte er sich zwischen die Achseln. An das andere Ende der Schlange aber brachte er einen großen menschennähnlich bemalten Kopf aus Leinwand an, der das Maul mit Hilfe von feinen Flordehaaren öffnen und schließen konnte.

Da staunten die Einwohner von Abonuteichos wieder! Und sie kamen abermals von weither, um diesem Wunderer einen Zettel und ein Geldstück ins Maul zu werfen, worauf es dann einen anderen Zettel mit dem Orakel von Abonuteichos ausspuckte.

Je mehr Rutillas Vater die Steuer für das Orakel auch erhöhte, um so teurer wurden die Weissagungen von Alexanders Wunderschlange. Dies war nun wieder nicht sehr zum Vorteil des kaiserlichen Steuerinspektors, denn Rutilla gehörte schon längst zu den besten Kundinnen Alexanders und mußte vorstehlen mit ihres Vaters Geld die kostbaren Prophezeiungen bezahlen. Und wie sehr auch Alexander daran denken, seinen Betrieb zu vergrößern. Er stellte sich Protokollführer und alle möglichen anderen Gehilfen an und baute sich ein Haus, wo er in aller Bequemlichkeit leben und wehragen konnte. Auch die Wunderschlange wurde verfehlt und zur höchsten Überraschung aller mit einer eigenen Stimme ausgestattet. Zu diesem Zweck setzte er dem Leinwandkopf der gutmütigen Schlange ein längeres Rohr aus ineinandergesteckten Kranichgurgeln ein, an dessen Ende dann ein Vertäut Alexander mit feierlicher Stimme hineinorakelte. Nun fand es Alexander abermals an der Zeit, seine Werbung um Rutilla vorzubringen. Die Wunderschlange verkündete denn auch plötzlich der nicht ganz ahnungslosen Rutilla, daß sie in wenigen Tagen Alexander heiraten werde.

Und siehe da! Der kaiserliche Steuerinspektor wagte nicht mehr, dem Orakel und damit einem so angesehenen Manne wie Alexander zu widersprechen. Er hatte auch keinen Grund mehr dazu, denn er erhielt von Alexander längst mehr Steuern als vom reichen Kaufmann Lucian, und das war auch für einen Steuerinspektor der alten Welt von entscheidender Wichtigkeit.

Als Alexander mit seiner geliebten Rutilla endlich vermählt war, löste er seine Wunderschlange und verbrannte den Papierkopf. Denn nun war nicht nur der Zweck dieses Orakels erreicht, sondern er hatte auch genug verdient, um sich zeitweilen zur Ruhe setzen zu können.

Den Einwohnern von Abonuteichos ist damit allerdings ihre Orakelstätte verloren gegangen, und sie mußten sich wieder so wie früher nach Delphi wenden, um die Zukunft zu erfahren. So kam es auch, daß Abonuteichos im Laufe der Geschichte in Vergessenheit geriet und von seinen Orakelsprüchen nur ein einziger der Nachwelt erhalten blieb. Nämlich der von der Heirat des armen Alexanders mit der Tochter des kaiserlichen Steuerinspektors.

Sommertage - Giorni d'estate (Des Oberberger)





Entro al campo dell' attrazione magnetica

ENTLEIN AUF DER WIESE

VON HEINZ STEGUWEIT

In der Sommerwiese wuschelte ein Entlein. Weiß und flockig gab es der Flur einen Punkt von angenehmer Unruhe. Und da die Wiese beinahe uferlos schien, so weit ragte sie ins Gefild, so erdarchisch schimmerte ihr Reich, sah das Entlein aus wie ein verlorenes, obzwar in seiner Einsamkeit schweigendes Wolkchen am grünen Himmel der Gräser und Kräuter.

Ich seh das Entlein, wie es naschte, hier ein Blättchen, dort ein Schlückchen; zuweilen blickte es sich um, als ahne es einen Störenfried, dann wibbelte es wieder achtern und gab zufriedenen Laut.

Wenn ich ein Entlein wär! . . .
Gemach, aus den Auen holder Betrachtung sank ich zurück aufs härtere Erdröckel zeitgemäßer Vernunft: Ein einsames Entlein, so abseits und bar aller Aufsicht, sollte das seine Ordnung haben? Derlei ungebundene Freuden gab es heute nimmer, solch ein Urlaub vom Alltag verstieß gegen die Regeln der Stunde Wozu war ein Entlein auf der Welt? Zunächst, daß es äße, um später selber geist zu werden. Welch ein Beruf. Was für ein Leben. Lebenswert allein für uns, nicht für den weißen Vogel im arkadischen Gefild der Blumen und Kräuter.

Noch immer naschte das Entlein, hier ein Blättchen, dort ein Schlückchen. Zuweilen blickte es sich um, als ahne es einen Störenfried . . .
Ich war es. Und während ich zweifeln mochte,

wessen Schicksal mich dringlicher zu kümmern habe, das des heiteren Gellugels oder Jenes der harrenden Menschen, oblegte in mir der humane Anstand über das poetische Gefühl. So ward das Idyll zur dramatischen Handlung, des Vogels Sorglosigkeit mußte ich beheben: Gutes Entlein, vom Himmel bist du nicht und keineswegs gefallen, wem also liefst du davon?

Ich haschte das Tier und fing es endlich, mochte es noch so flattern und lamentieren. Dann, das Entlein unterm Arm wie Hans im Glück mit der Gans, pilgerte ich dem nahen Gutshof zu, dünkte mich sehr pflichtgetreu: „Herr Nachbar, ich bringe Euch einen Ausreißer!“

Der Gutsherr schaute, zog die Augen schmal: „Nee. Ei was. Is meine Ente nicht.“

„Ihr wohnt am nächsten bei der weiten Wiese, Herr Nachbar.“

„Sei's schon. Was mir nicht angehört, wie dürfte es mein elgen sein. Also bin ich ehrlich.“

Ich mußte weiter mit meinem Fund, vielleicht wurde er jenseits des Waldes vermisst, wo der Müller seinen Weiber hatte und das hürliche Red:

„Herr Müller, ich bringe Euch einen Ausreißer!“

Der Müller grüßte artig, zählte seine Tiere nach, die dort im Teich sich tummelten, bald nach Pflanzen gründelnd, bald nach Insekten, — Köpfchen in das Wasser, Schwänzchen in die Höh.

„Nein, tut mir leid, is meine Ente nicht.“

„Wem soll sie anders sein, Herr Müller?“

„Mich kümment's wenig. Und wenn sie keinem angehört, meine Ente ist das nicht. Also bin ich ehrlich.“

So versuchte ich's noch oft. Die Bauern rundum nahmen's streng mit der Redlichkeit; was keiner besaß, wollte auch niemand behalten. Ich aber mußte zurück auf die Wiese, die beinahe uferlos schien, so weit ragte sie ins Gefild, so erdarchisch schimmerte ihr Reich. Ein langer, ein mühsamer Weg, die Füße glommen und der Vogel Jeppie unterm Arm.

Als ein Bursch vorüberkam, ein dreister Kerl, er schritt am Stecken und keute ssuren Amper gegen den Durst. Ich fragte: „Wißt Ihr, wem das verlorne Entlein fehlt —?“

Er hielt lachend inne: „Wie sollte ich das ahnen? Gott ist mein Wirt und Mutter Grün macht mir das Bett.“

„So helfst mir doch. Weil das Entlein keinem angehört, will es auch niemand haben!“

Der Fremde schöppte Luft: „Das lat etwas anderes. Ich sage Euch: Was keiner besitzt und was auch niemand haben will, das gehört am Ende mir allein. Also bin ich ehrlich.“

Hölte mir den Vogel aus dem Arm, tat einen drohenden Blick, jagte mich davon und machte schon Feuer für den embrossichen Braten.

Spät nachmittags kam ich heim und meine Mutter klagte: „Ich hatte ein Entchen basorgt, über Nacht ist es entlaufen.“

Was blieb mir übrig? Nur eine Prise Philosophie, und die macht wenig rund. Nicht der Ehrliche ist der Dumme, vielmehr Jener, der allzuviel fragt.

Hernach guckt er in die Röhre, in der sein elgner Vogel brutzelt, unwiederbringlich und dahn,



„Was haben Sie denn da für eine Mißgeburt?“

„Tja, da haben sie mir das Ei einer Zeltungsente untergelegt!“

Nel pollaio statunitense: „Che sorta d'aborto avete mai qui?.. — “Eh già... m'hanno fatto covare l'uovo d'un 'canard!..

ANDERSEN SPUKT

VON KURT GROOS

Am zweiten Weihnachtstag starb Kapitän Andersen. Er mußte sich einige Tage an das Totsein gewöhnen, was ihm aber bei seiner Gabe, sich in alle möglichen Situationen einzufinden, schnell gelang. So konnte er schon kurz vor der Jahreswende den Entschluß fassen, zu Neujahr zu spuken.

Andersens Geist tat sich mit Gleichgesinnten — es waren auch einige recht alte Spuker darunter — zusammen. Man beschloß, der Silvesterfest bei Markus Hillersens mitzumachen. Hillersens Gasthaus lag etwas außerhalb Kopenhagens; zu Neujahr versammelte sich dort stets ein verteufteltes ausgelassenes Volk, tolle Mädchen vor allem.

Andersen traf kurz vor Mitternacht ein. Vorher hatte er sich noch eines in einem Warenaus herumgetrieben; dort hatte sich sein Astralleib in dem Gestänge eines Patenmesters verfangen. Das machte ihn für den Abend etwas befangen, denn von den menschlichen Komplexen her war er noch ein wenig ängstlich in solchen Dingen und mußte die eigene Substanz ziemlich mühsam zusammenkleben, obgleich die erfahrenen Spuker über solche Unstimmlichkeiten nur lachten.

Andersen trennte sich von den geschillenen Älteren Geistern, die gleich in die Bierlütchen fuhren; er setzte sich zwischen die Wangkister von Fräulein Helge Torsten und deren jüngerer Schwester.

„Dieser alte Sünder hat je nun auch ins Gras gebissen“, sagte Fräulein Torsten, „Ach“, antwortete ihre Schwester, „du meinst wohl Andersen, die sich verrecken, ewig besoffenen Kapitän, der sich immer einbildete, bei allen hübschen Mädchen zwischen 18 und 22 so große Chancen zu haben!“ „Ja, diesen armen Irren meine ich, Gott sei seiner Schnapsseele gnädig!“, sagte das ältere Fräulein Torsten, das 19 Jahre zählte.

„Seine Frau soll sich ja schon mit dem Anstreicher Olafsen trösten“, zwitscherte die jüngere Torsten, die beinahe noch hübscher war als Fräulein Helge.

Andersens Astralleib schäumte vor Wut; er gab sich Auftrieb und verließ spornstreichs Hillersens Gasthaus, um sich zu seiner einstigen Wohnung zu begeben. Dort saß seine Witwe, tiefverschümmelt, und tatsächlich saß auch der Anstreicher Olafsen dabei; sie tranken dünnen Punsch.

„Jetzt erst merke ich, was ich an ihm verloren habe!“, sagte die Witwe Andersen, die sich jähgenz über den Kapitän heranzugewandt und ihm das Leben nach jeder Seereise zur Hölle gemacht hatte, „ich glaube, daß ich mir kein Mensch je ersetzen kann.“

„Wirklich, keine?“, fragte Olafsen und sah die Witwe aus seinen verschmommen Augen zöhllich an. „Olafsen, Olafsen, du bist ein Arger!“, drohte die Witwe Andersen und biß sich vor lauter Neckerlei in den kleinen Finger der linken Hand.

Andersen wollte vor Wut platzen, besann sich dann aber darauf, daß das wieder Schwierigkeiten mit dem Zusammenkleben der Substanz machen würde; statt dessen kniff er den Anstreicher Olafsen ins Ohr. Natürlich kniff er ihn nicht nach menschlichen Maßstäben, er zwickte ihn gewissermaßen seelisch, so daß Olafsen auf einmal das Gewäch der Witwe Andersen leid wurde, aufstund, und dem irrealen Ohrzupfen folgte.

Andersen zerrte den Anstreicher bis zu Hillersens Gasthaus, bis zu dem Tisch, an dem die Geschwister Torsten saßen. Es war eine teuflische Lust in ihm, Verwirrung zu stiften. Der Anstreicher sollte genau wie er auf die elbernen Gänse hereinfallen, und er tat es auch. Er bestellte über seine Verhältnisse Getränke und gab bewußt an, und die beiden Torstens bemerkten sich so, als ob ihnen Olafsen ausnehmend gefiele. Andersen kannte ja diese Schlangen, die selbst noch die Toten schlecht machten; sollte auch Olafsen mal gründlich reinfallen!

Während der Anstreicher mit den Torstens weiter-schäkerte, fühlte Andersen langsam, daß er als Neuling über seine Verhältnisse gespukt hatte, er zog sich zurück und schlief ein, das heißt, er löste sich auf.

Am übernächsten Tag spukte Andersen weiter. Dieses Mal besuchte er eine Druckerei und ließ sich mit einer gewissen Wollust immer und immer wieder durch die Wälfen einer Druckpresse gleiten. Das erinnerte ihn stark an das Karussellfahren aus der Kindertage; er war stets für sein Leben vom Karussell gefahren. Man druckte gerade Rechnungen für eine Krankenkasse, harmlose Sachen. Aber Andersen schauerte zusammen, als die nächste Druckrutsche eingelegt wurde; es lief eine Büten-Familienkarte durch, ungefähr 150 Karten rollten durch die Presse und auf jeder Karte stand „Helge Torsten und Knut Olafsen empfehlen sich als Verlobte“.

DER SOMBRERO

VON HEINZ SCHARFF

Senhor Rodriguez Passado, ein reicher kreolischer Viehzüchter, saß in Onkel Periquillos Barcaré. Seinen Sombrero hatte er aufgehängt, es war mörderisch heiß, wie es nur in El Oro heiß sein kann.

Rodriguez Passado trank einen Pulque, jenen vergorenen Saft der Mageweg-Agave, der eingekühlt wie Seker durch die Gurgel fließt und leicht be-reuschend wirkt. Plötzlich sah er, wie ein Mestizo, ein Señor Passado, Sombrero vom Haken nahm und sich mit ihm entfernen wollte. Früher hätte man einen solchen Burschen über die Kopfe der Gäste hinweg einfach mit dem Lasso zurückge-holt, aber diese goldenen Zeiten werden nur mehr in Liedern besungen. Senhor Rodriguez Pe-tu! tatsächlich nicht sein, Passado, Sombrero war, nach und vertrat ihm unter der Tür den Weg. Hollich und ohne jede drohende Haltung sagte er zu ihm: „Maldito, verdammter Gringo, wollen willst du mit meinem Sombrero?“

Anstatt nun sofort den Sombrero abzunehmen, ihn ohne einen Laut Senhor Passado auszufragen und rasch zu verduffeln, wurde der Mestize frech und vernagelte sich mit den Worten: „No pardon, Sen-hor, das ist mein Sombrero!“ Rodriguez Passado zog die buschigen Augenbrauen hoch, ließ sich aber nicht aus der Ruhe bringen, er sprach nur um eine Nuance betonter: „Du dreifach gesottener Hollenhund, du gelber Mistkaker, gib sofort meinen Sombrero her, oder ich schieße ihn dir vom Kopf, daß dir der Kubis reicht.“

„Santa Maria!“, duckte sich der Mestize noch verschlagener, „por Dios, Señor, das ist mein Sombrero!“

Der Viehzüchter blieb noch immer höflich, griff nur bestmöglich nach dem Sombrero und wollte ihn dem andern vom Kopf ziehen. „Du verfluchtes Stinktier!“, murmelte er dabei, „du verwegener Strauchritter, gelych gehört du wie dein Vater und Vatersvater.“

Kaum jedoch hatte er dies gemeinelt, vergab sich der Mestize so weit, daß er ihn anschrill: „Bei allen Heiligen, Señor, so wahr ich Gonzales Contreras heiße, hier liegt ein Irrtum vor.“

Der reiche Passado hielt sich noch immer im Zaum, obwohl seine Stirnadern bedenklich anschwellen. „So wahr ich Rodriguez Passado heiße“, gab er herablassend zurück, „wenn du jetzt nicht sofort meinen Sombrero dorthin hängst, von wo du ihn genommen hast, werden deine Waigen deinen Kadaver dort abschneiden können.“

Gonzales Contreras aber behielt sein heraus-forderndes Benehmen bei und behauptete weiterhin stur, das wäre sein Sombrero.

So ging es noch eine Weile hin und her. Erst

Da hatte Andersen ja was schönes angerichtet; diese herrliche Torsten und der widerliche Anstreicher Olafsen! Es erlaube ihm wiederum eine tolle Wut, er stürzte sich auf das vor der Maschine sich aufrummende Kartenpaket, er wollte es zer-reißen und in alle Winde schleudern — aber er mußte erkennen, daß es nichts zu machen war, denn schließlich sind auch den Geistern gewisse Grenzen gesetzt.

Andersen zog tiefbekümmert ab und erfahrene Spuker, mit denen er sich später über den ganzen Fall unterhielt, rieten ihm, mal ein ganzes Jahr Entlassigkeit im Spuk zu üben, damit er mit seinen Nerven wieder in Form komme.

Andersen folgte dem Rat dieser Erfahrenen und unterließ für zwölf Monate die ganze Spukerei. Dann aber, wiederum zu Neujahr, trieb es ihn er-neut zu Hillersens Gasthaus. Es wurde ein herr-licher, gaubühler Abend für ihn. Fräulein Torsten hatte sich von dem Anstreicher Olafsen ent-lobt und man feierte gerade das Hochzeitst fest mit den Witwe Andersen. In seinem ganzen Leben hatte sich Andersen noch nicht so kostlich amüsiert!

als der Mestize an der Bar mit Essig abgerieben wurde, sah Rodriguez Passado, daß der strittige Wut tatsächlich nicht sein, Passado Sombrero war, sondern der leg, vom Haken herabgefallen, auf dem Boden.

Jetzt aber verlor der Señor die langbewehrte Ruhe, eine blinde Wut erfaßte ihn. Und wie der Mestize sein unverleitetes Auge öffnete, schleuderte er ihm den Sombrero mit den Worten ins Gesicht: „Da hast du deinen dreifachen Sombrero, du Malfazgringo, der Tautel hole dich samt deiner Großmutter.“ Und zum Wit Periquillo gewendet schrie er: „Diese Verbreckerkneipe sieht mich im Leben nicht wieder Adios!“

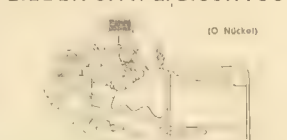
Damit begab er sich zur Tür hinaus, jeder Zoli ein Grandio.

Periquillo bemühte sich um den überbelzigsten Mestizen, den er als Gast nicht verlieren wollte, und schwur ihm zu, Senhor Passado müsse sich bei ihm entschuldigen, sonst dürfe dieser Büffel von einem kreolischen Viehzüchter sein Lokal nie mehr betreten.

Rodriguez Passado aber, an dessen Kundschaft ihm noch mehr lag, suchte er gleich endemal auf und bat ihn unter tiefen Bücklingen: „Senor, ich wäre dafür, daß man den bedauerlichen Vorfall von gestern mit einer Entschuldigung aus der Welt schaffen würde.“

„Einverständen“, sagte Senhor Passado großmütig, „der Gringo möge sich also nächstens in aller Form bei mir entschuldigen.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Im Krankensaal erklingt der erste Satz der „Unvollendeten“ aus dem Lautsprecher. Wieder einmal löbt der Zauber dieser Musik alle Schmerzen vergessen. Da erlöst aus dem Nebenzimmer eine Stimme voller Pathos und Überzeugung: „Das ist Schubert! — Schubert ist das! — Ist das nicht schöner, als so ein — Philharmonisches Orchester?“

Und in den letzten Worten lag viel Verachtung

H. Sch.



„Komm nur, hab' keine Angst, ich schlachte dich ja nicht gleich, ich will dich erst noch vor meinen Kriegswagen spannen!“

Il vitello d'oro: “Vieni vieni, non aver paura! Io non ti macello subito, sai; prima voglio ancora allaccarti al mio carro di guerra!..”

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

USA.-Kommission in England

(EICH ZENT)



„Es ist rührend, wie sich die lieben Tierchen um mich und mein Haus kümmern!“

Commissari statutinenti in Inghilterra: "È commovente il vedere quanto questi cari animalucci si curino di me e della mia casa!,"



DIE HAUT

Ich kenne das, und Sie werden es auch kennen, nämlich das mit der Haut auf der Milch. Wir kennen diese Haut seit Kindheitstagen. Wenn Sie so einer sind wie ich, so hat Ihnen immer vor der Milchhaut gegreust. Jetzt natürlich fischen wir die Haut behutsam heraus oder lassen die Milch durchseihen, aber damals war sicher jemand da,

der hat so was Ähnliches gesagt wie: „Aber Kind, das ist ja das Beste“, Womöglich hat auch Sie jemand gezwungen, dieses Beste herunterzuschlucken. Später hat man Sie allerdings nicht so sehr gezwungen, Beste herunterzuschlucken. Wenigstens mit den Austern und dem roten Bordeaux und den Hummern ist einem das nie passiert, obwohl so etwas doch auch ganz gut ist. Aber die Haut auf der Milch gehört zur Erziehung, und die muß herunter.

Ich weiß, ich weiß, es gibt auch Erwachsene, die schlecken sich alle zehn Finger nach so einem Hautgeschäler, und sie sprechen womöglich, es stecke die ganze Kraft drinnen, und es sei die reine Sahne, und sie schlürfen sie mit Genuß. Mir graust dabei auch heute noch. Manche sagen auch etwas Chemisches, das sei eine Eiweißemulsion. Also ich muß schon sagen, dann graust mir auch vor Eiweißemulsion, und die Haut schmeckt mir dadurch nicht besser.

Ist Ihnen damals nicht auch so etwas gesagt worden, wenn Sie vor der Haut zurückschauderten: „Manches arme Kind würde sich freuen, so etwas Gutes zu bekommen!“ Nun, mir ist es vorgehalten worden und ebenso bei den gelben Rüben und dem Spinat, den ich auch nicht mochte, wie fast alle Kinder (heute hat sich mein Geschmack darin übrigens geändert). Ich muß bekennen, daß ich damals unsozial gedacht habe, und daß diese arme Kind mir sehr unsympathisch war, das ausgerechnet für so unangenehm schmeckende Dinge schwärmte, und sich sogar über Milchhaut freute. Wann ich ganz ehrlich war, so konnte ich mir dieses Kind überhaupt nicht vorstellen, und ich hielt die ganze Geschichte für einen Schwindel, den die Erwachsenen uns vormachten. Aber dieses Kind mag ich heute noch nicht, und wenn mir mal jetzt so ein recht unangenehmer und zuwiderer Leusbub begegnet, so denke ich immer, das ist gewiß einer, der Milchhaut mag. Folitzick

HERBSTLICHE EROTIK

Ich geh' an einem stillen Gartensaun gemach vorbei, da zwingt mich plötzlich etwas, aufzufschau'n, was hier wohl ist.

Was ich? Ich hab einen filbergläänzenden, das Parthieau auflo wahrhaft glühdichte ergänzenden - parbon - Popo.

Der Nachbar lit's, in Sonntagschotenpracht und tief gebüdt... Wozu er sich wohl diese Mühe macht! Nun ja, er pflüdt...

Er pflüdt des Sommers letzte Rote, traum, und reicht sie - reem! Der Dame hinterm nächsten Gartensaun. ... Ist es an dem?

Schau links er, ob's die Gattin nicht bemerkt. Die paßt, gottlob. Ich aber drück' mich, innerlich gefährt, und tu', als ob...

Ratatouille

ALLER ANFANG IST SCHWER

Agge Frederiksen aus Kopenhagen war fünfzehn Jahre alt, als er zu einem Elektriker in die Lehre kam. Schon am nächsten Tag nahm ihn sein Meister zu einer Reparatur mit, die in einer Villa in Klampenborg ausgelüht werden sollte. Man hatte telefoniert, daß das Licht im Keller nicht in Ordnung sei.

Nach einem kurzen Überblick über die Situation ging der Meister ins Treppenhaus, wo der Zähler mit den verschiedenen Sicherungen war, um herauszufinden, was mit dem Licht eigentlich los war. Der neugebackene Lehrling sollte unten im Keller bleiben und aufpassen, wenn es wieder hell wurde. Nun entwickelte sich folgende Rede

und Gegenrede: Der Meister drehte an den verschiedenen Sicherungen und wechselte eine aus, dann rief er: „Brennt das Licht?“

Der Lehrling antwortete: „Nein!“

Wieder wechselte der Meister ein paar Sicherungen aus, schraubte hier und bastelte da, dann rief er wieder:

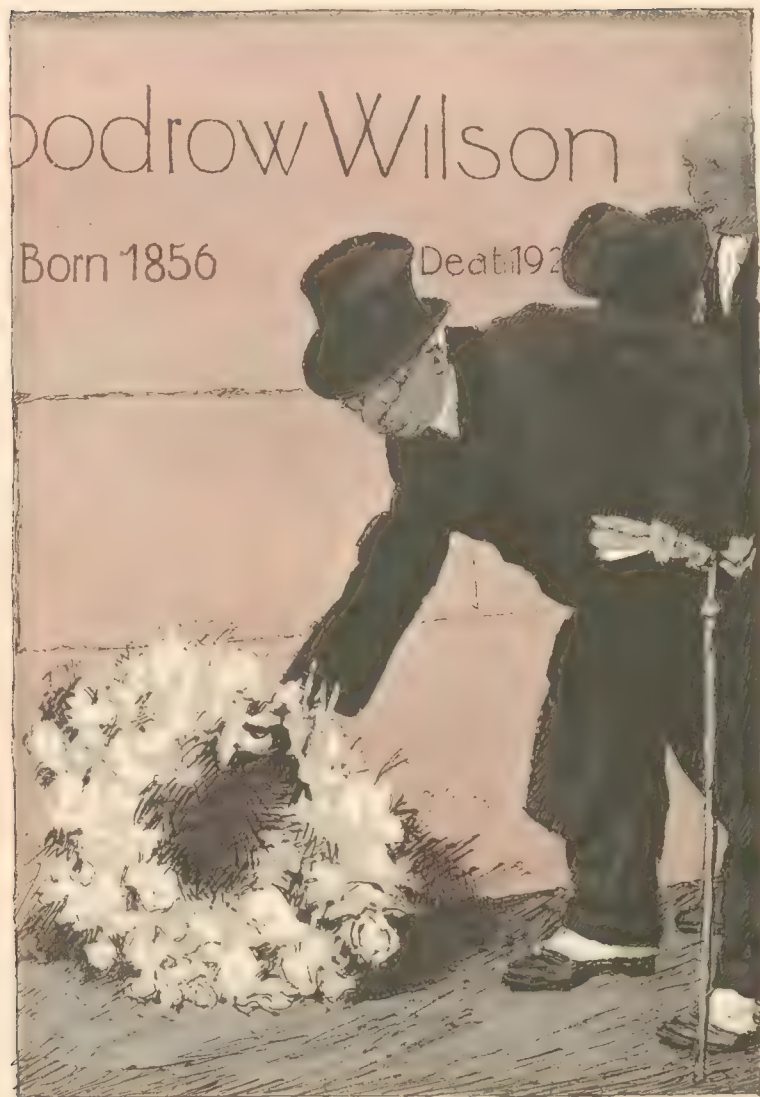
„Brennt das Licht nun?“

Wieder antwortete der Lehrling: „Nein!“

Plötzlich fragte der Meister: „Ist denn eine Blinde drin?“

Lehrling Agge brüllte zurück: „Nein!“

Zum größten Entsetzen aller lebt der Lehrling heute noch...



„ . . . und werden wir ihm nie vergessen, daß wir ihm unsere heutigen, großen Geschäfte zu verdanken haben!“

Wallstreet alla tomba di Wilson: „ . . . e noi gl'ammal dimenticheremo che dobbiamo a lui i nostri grandi affari d'oggi!“



„San ja ganz schön, die zwoa Ochs'n, aber a Gans kann i Eahna net geb'n dafür, höchstens a Supp'n'henna!“

Affari di baratto: „Questi due buoi sono davvero bellissimi, ma in ricambio io non posso darvi un'oca, tutto al più una gallina da brodo!..“

MEERMÄRCHEN

VON SCHLEHDORN

„Jetzt erzähle ich dir das Märchen vom versunkenen BGG“, sagte Regierungsrat Julius zu Frau Dorette.

Eines Tages versank ein Bürgerliches Gesetzbuch im Meer. Ein Referendar, der an der Reeling lehnte, zeitlich nahe vor dem Assessorexamen und rüchlich nahe neben einer bildhübschen jungen Dame, hatte über der letzteren das erste vergessen, und, während er das Buch über das Meer hielt, jenes in dieses fallen lassen. Aber die beiden an der Reeling interessierten sich nicht weiter für die sachrechtlichen Auswirkungen des Verlustes.

Auf dem Meeresgrund saß die Nixe Wellenrösche und träumte vom Fischer Thom, dem ungetreuen Sie war so schön, daß die Steinbutte und Schollen ringsum ganz plett vor Staunen waren. Als sie das Buch fallen sah, hob sie die weißen Arme und fing es auf und begann darin zu lesen — sie hatte ja sonst keine Lektüre.

Neben ihr spielte Wellendurchdring, ihr dreijähriges Nixenkind, das noch recht kaulquipplich ungeschickt mit seinem Schuppenschwänzchen zapfelte. Er ließ einen Hering sich zusammenrollen und kletschte in die kleinen, flossigen Hände „Mutti, ein Rollmops.“ Oder er setzte sich auf den Goldbarsch und ritt jauchend durch die Wellen. Und gleich trotz seiner grünen Haare dem Fischer Thom, dem ungetreuen.

Die Nixe aber las im BGG von den geringen Rechten der verlassenen Braut, von den Ansprüchen der Kinder, deren Vater — nicht die ist (du verstehst schon, Dorette) und über die Vormundschaft viel aufmerksamer, als ihr Vorbesitzer, der Referendar, es je getan.

Und die Wellen sangen ihr immer gleiches, stets bewegtes Lied von der Ewigkeit...

Nicht lange danach stieg ein junger Herr im Badeanzug am Strand umher. An dem war alles neu: der Badeanzug und die blaue Schirmmütze die Bezeichnung Assessor und die schlanke Frau die lachend im Strandkorb eingeschlafen war. Er sah durch so'n Feigglas prüfend über die See und zurück zum Strandkorb, ob seine Frau noch nicht aufgewacht und noch nicht abhanden gekommen sei.

Da teilte sich die Flut vor ihm Ein wunderschönes, weibliches Wesen stieg herauf und die Wellen bläuten ihr ein reizvolles Dekolleté von schäumenden Spitzen.

„Ahol, Sie!“ rief die Nixe.

„Nanu?“ sagte der Assessor.

„Sie sind doch Jurist. Ich sehe das am Typ. Darf ich Sie mal was fragen? Ich bin nämlich eine Nixe und deshalb nicht so informiert.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, Nixen gibt es doch nicht.“

„Ist es höflich, einer Dame zu sagen, sie existiere nicht?“

„Sie sind doch die Verkörperung des Wassers, das sagt uns die Vernunft.“

„Selen Sie vorsichtig, Herr Assessor. Später, wenn die Maschinen selbständig am Strand spazieren gehen und sich durch Lüften ihrer 4 oder 6 Zylinder begnügen, werden sie von euch Menschen sagen: die sind nur die Verkörperung der Vernunft gewesen, die existierten nicht.“

Und dann brachte sie das BGG. — du ahnst schon Dorette, es war eben seine, denn die Welt ist klein, nur das Meer darin ist weit. Sie wollte es ihm zurückgeben, — „danke schön“, sagte er, „Ich bin inzwischen zur Verwaltung gegangen.“

„Du ahnst auch, was sie ihm dann erzählte.“

„Natürlich, von Thom, dem ungetreuen und von Wellendurchdring.“

Ja — und das Meer wurde noch mehr von ihren tränen — und auch dem Assessor wurde ganz vornehmlich weich zumut, und er war froh, so jung und fest verheiratet zu sein.

„Aber!“, wandte er ein, „da ist doch besagter Thom eigentlich seiner Ehefrau Wiebke untreu geworden...“

„Aber mir auch“, sagte sie sehr weiblich. „Wie vielen Frauen kann so ein Mann untreu sein. Und nur einer kann er treu sein. Und das kann er eben auch nicht. Die Treue ist wohl schlecht weggekommen bei der Schöpfung.“

„Also, da möchten Sie den ungetreuen Thom zum Vormund für den kleinen Wellendurchdring bestellt haben, um ihn ab und zu zu sehen. Da fragen Sie zweckmäßigerweise beim Amtsgericht nach.“

„Gut“, sagte die Nixe, „jeden Tag darf ich zwei Stunden lang auf Füßen gehen, wie ein Mensch Sonst!“ sie schlug mit ihren silberglänzenden Schuppen des Wassers, „lebe ich hier.“

„Ach“, staunte der Assessor.

„Ja, genau wie ihr Menschen zwei Stunden ins Theater oder Kino geht, wie sie Götter oder Helden empfinden, und nachher seid ihr wieder Alltags — Ich werde also morgen den Amtsrichter fragen.“

Sie dankte, lächelte unergründlich und versank. Der Assessor hat erleichtert aufgestoht, als er vom Strandkorb her auf zwei beständigen, übrigens sehr hübschen Beinen seine junge Frau kommen sah.

Eine von den zwei Stunden mußte die Nixe auf dem Amtsgericht warten (es waren noch andere Termine) und dann trugte der alte Amtsgerichtsrat Petersen, wie sie mit Familiennamen hieß. Sie wußte es nicht. Auch ein Alter hatte sie nicht, und ihre Wohnungsgasse war so ungenau, daß Zustellungen nur durch Niederlegung von Schriftstücken am Strande möglich erschienen. Dann erzählte sie ihr Herzleid und er bedachte die Rechtsfragen, und mußte sich wiederholt schneiden, denn alte Juristen können ebenso wenig wie junge eine schöne Frau weinen sehen. „Na, der Thom hätte Sie gewiß auf die Dauer doch nicht beglitten!“ wollte er sie trösten. „Entschuldigen Sie, ist irgendeine Ehe noch erfreulich, wenn man sich ganz begliff? Was ihr an einer Frau liebt, ist doch im Grunde die Nixe in ihr.“

Amtsgerichtsrat Petersen war ein praktischer Jurist und versprach, sich den Thom kommen zu lassen.

Treulich und dankbar wollte ihm die Nixe etwas schenken: „Hier nehmen Sie eine Muschel voll Perlmutt. Sehen Sie, wie die Perlmutter glatt und farbenreich ist. Aber wer ist denn der Perlmutter? Meist ein zudringliches, häßliches Staubkorn. Und ein Kind dieser Muschel entsteht dann, weil sie so reich an Farben ist, und weil es einfach da war, — die Perle. Doch selbstamerweise“

Ländliche Sommernacht

Das Feld weht nach von reifem Brot.

die Roggenähren wispern leis.

der Mondes Anblick, feist und weiss.

grinst höhnisch über Glück und Not.

Im Bauernhofe dampft der Damp.

ein Stier trompetet irgendwo.

die Jungmäd sucht sich eines Floh.

mißliebt die Verdunkelung.

Dieweil schlecht sich zu blut'gem Mahl

der Illuz durch die Scheunentür:

im Grabenrand der Grenadier

umarmt sein Mädchen noch einmal.

Der Holznacht träumt von seiner Fuhr.

wälzt sich im Stroh, schläft wieder ein

und jede Stunde selber ein

schlägt fern im Dorf die Kirchenuhr.

Willibald Omannen

ziehen die Menschen die Perle der Perlmutter vor. — Aber Jetzt muß ich ellen, solange ich noch Beine habe.“

Thom wurde aufs Amtsgericht bestellt. Frau Wiebke, die stäbliche blonde Tochter des Fischmeisters, schaute mißtraulich auf die Ladung: „Ne, geh man. Hast du woll was Unerlaubtes angestellt oder gar so was Unethisches, Thom?“

„Ne“, sagte Thom. Es war ihr schwerer Tag. Als er am Strande vorüberging, klang eine Stimme aus den Wellen: „Komm, Thom!“, eine glöckchen-schöne Stimme. Und dann kam ein Unwetter auf, aber im Seemannsdeutsch, so daß Landratten es gar nicht kaplierten: die Boote am Strand schwanken gegen Lee auf, und die eingeklinkten Drähten grabben querbecks und so...

Thom dachte an jenen Abend vor vier Jahren... „Komm, Thom“, hatte es aus dem glitzernden Wasser gelockt... „Was soll ich mit diese süßen, glühbrigen Gefühle, die wie Santal und Quallen sind“, sagte er sich und beschleunigte seinen Schritt. Wiebke hatte nichts davon erfahren. Es war wohl gut, daß er bei ihr in festen Händen war. Auf dem Amtsgericht bei er, von seiner Bestellung als Vormund abzusehen: „Meine Frau sagt, Nixen gibt es nicht. Da darf ich sie nicht enttäuschen.“

Die Bestellung eines Vormundes über das Nixenkind erschien überhaupt aus allgemeinen Rechts- und besonderen Zuständigkeitsbegründungen unzulässig.

Die Tage gingen.

Eines Tages sah Wiebke ihren Thom mit prüfenden Augen an, die vom tiefen Hinausschauen über das Meer von tausend kleinen Fätschen umgeben waren. „Na, Thom, du sag schon dem Herrn Pastoring, daß er mir zwei in diesen fünfundzwanzig Jahren unserer Ehe glücklich gewesen sind.“

„Komm, Thom“, klang es draußen im Nebel. — Er nickte: „Ja, glücklich.“

„Gerade um diese Zeit war auch der Vizepräsident aus K, mit seiner repräsentativen Gemahlin und den Kindern zur Sommerfrische da.“ — „Ach, der Assessor von damals?“ — „Natürlich, Dorette, und der erzählte am Strand, wie er damals die Nixen getroffen... Aber seine Frau unterbrach ihn: „Laß das, Hans-Heinrich, die Kinder!“

Und wieder nach Jahren strich sich Wiebke eines Tages die weißen Haare aus der harten Graulinsstirn: „Na, Thom, du sag dem Herrn Pastor schon für seine Rede, daß du mir in den fünfzig Jahren niemals untreu gewesen bist.“

„Komm Thom“ ging es ihm ganz leise durch den Sinn. „Einmal“, bekannte er.

„Dij“, meinte sie zächlich, „das könnte uns heute auch nichts mehr nützen.“

Am Tage darauf ist Thom, weil er doch schon bei Jahren und ein bißchen unsicher auf der Beinen war, als er so am Strand ging, ertrunken...

„Die Nixe hat ihn geholt“, flüsterten die Leute. Die alte Wiebke aber verbot ihren Enkeln, so dummes Zeug zu reden. „Nixen gibt es nicht.“ Auch der Präsident A. D. der mit seiner Frau, einer gültigen, alten Dame, den Spitznamen hier verbrachte, meinte: „Gewiß nicht, denn wenn es welche gäbe, gäbe es auch eine Organisation derselben und eine Allgemeine Nixenordnung und eine Verwaltung auf dem Meeresgrund, ein Meeresgrundbuch usw.“

„Und das Bürgerliche Gesetzbuch?“ fragte Frau Dorette.

„Richtig, das BGG. Das hat die Nixe vorsorglich in einen alten versunkenen Schiffskoffer verschlossen, damit Thom, wenn er endlich kam, nicht anginge, nach Ehehindernissen und dergleichen zu blättern.“

Aber traug die Nixe war jung geblieben, wie die Wellen. Er aber war, als er endlich kam, nicht mehr der alte Thom. Er war eben der alte Thom. — Kein happy end. Aus.

Meinst du etwas, Dorette?“

Frau Dorette summte leise vor sich hin: „Komm Thom...“

DIE SCHWEINE DES HERRN LADISLAUS RAB

VON PAUL MORICZ

Die Anwesen des Herrn Ladislaus Rab legen an der Grenze des Dorfes Nadudvar. Er besaß eine recht ansehnliche Herde von Schweinen und rechnete auf einen ausgiebigen Gewinn. Doch die Dürre machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Die Glut der Sonne brannte die Vegetation bis zur Wurzel aus, und sog das Wasser aus den Teichen, Bächlein und kühlen Brunnen.

Er rief den rechnungsführenden Hirten zu sich. „Na, Onkel Jossil, wie werden wir im nächsten Sommer mit dem Speck stehen?“

Josef drückte den knisternden Tabak in der Pfeife mit seinem schwieligen Daumen nieder und lächelte: „Speck? Schweineschlechten? Eh! Niemand wird mehr haben als der gnädige Herr.“

„Eine Handvoll Meis ist wenig, aber ich habe ja nicht einmal so viel, Onkel Jossil!“

„Eh!“ räusperte sich der alte Josef und quälmte aus seiner Pfeife, „überlasse der gnädige Herr sein selnen Hirten diese Sache. Wir haben das schon mit Gyurka, meinem Gehilfen, ausgemacht!“ Herr Ladislaus Rab kannte die Hirten der Horta-bagy gut, daß sie nämlich überflüssige Worte nicht liebten, noch weniger vieles Fragen, daher verabschiedete er sich mit kurzem Händedruck vom alten Josef.

„Gott segne euch!“
„Gott segne den gnädigen Herrn.“

Das dürre Jahr hat das ganze Haidugebiet in

Trauer versetzt, nur den Bauern von Nadudvar brachte es unverhofften Segen. Die seichteren Sümpfe von Nadudvar trockneten nämlich derart aus, daß die Leute die Teichgründe aufackerten, und wo früher Schilfhelme sich im Winde bogen, ragten jetzt überall üppig grüne Maisstengel gegen den Himmel. Die Bauern von Nadudvar haben nämlich jede ackerbare Wiese mit Mais bebaut, und der Segen Gottes blieb auch nicht aus. Auf den Feldern erklangen schöne Lieder statt dem Kreischen der Sumpfvögel, und im weißen Haiduckendorf mit seinen Rohrdächern wurde jeder Speicher, Stallboden, Getreidekammer bis zum Rande mit Mais gefüllt.

Die Schweine des Herrn Ladislaus Rab haben den Sommer auf der Horta-bagy durchfristet, und nach verdorrten Wurzeln im Boden gewühlt. Der erste Schnee fiel ... der Winter begann ... Einmal, so nach Weihnachten stellte sich der Hirte Gyurka bei dem Herrn Rab ein.

„Gnädiger Herr! ... Die Zeit ist da, machen wir Rechnung.“

„Gut, mein Sohn, rechnen wir ab.“

„Ja, richtig, gnädiger Herr, ich habe es noch gar nicht gesagt, daß nach dem Maisbrechen fünfundzwanzig Schweine aus der Herde gestohlen wurden.“

„Donnerwetter!“ brauste der sanfte Herr Ladislaus Rab auf. „Und das meldet ihr mir erst jetzt!“

Der Mund des Hirten Gyurka verzog sich zu einem breiten Lächeln. Unter dem Schnurrbart blitzten seine starken weißen Zähne hervor: „Ich bin! schön, gnädiger Herr, ärgern Sie sich nicht! Ich bin schon auf der Spur der Schweine. Sie sind bei den Bauern von Nadudvar verborgen! Ein Teil von ihnen ist schon ganz schön fett geworden.“ Herr Rab starrte mit seinen ehrlichen blauen Augen den braunroten Hirten an.

„Gyurka, mein Sohn, was sollen wir jetzt tun?“
„Was wir tun sollen? Der gnädige Herr geht zum Stuhlrichter von Nadudvar, und der Herr Stuhlrichter wird schon die Schweine zusammensuchen lassen. Sie haben ja unser Zeichen.“

So geschah es.

Die Betroffenen, auch sonst ziemlich berüchtigte Bauern von Nadudvar, waren noch froh, daß sie in dieser Sache so billig und trocken davonkamen. Da ja auch der Stuhlrichter ihnen nicht glaubte, daß die Schweine nur so zufällig, ohne ihr Wissen, als ein geheimnisvolles nächtliches Geschenk sich in ihren Hof verirrt hätten.

Die Prophezeiung des alten rechnungsführenden Hirten Josef hat sich wirklich erfüllt. Bei dem Herrn Ladislaus Rab ist Schweineschlechten gehalten worden, und es gab reichlich Speck. Der brave Herr setzte Josef neben sich an den Tisch und nachdem der leckere ungarische Festschmaus beendet war, und sie zu zweit allein waren, heftete er seine offenen blauen Augen auf den alten Hirten: „Onkel Josef! ich möchte Sie etwas fragen.“

„Hm! Josef! t! einen kleinen Zug aus seiner Pfeife und sagte sonst nichts.“

„Onkel Josef! Erklären Sie mir doch endlich, wie sich das mit diesen Schweinen von Nadudvar zutragen hat? Es bleibt unter uns beiden.“

„So soll es aber auch sein! Denn es wäre nicht gut, wenn alle Leute wüßten, was wir Hirten miteinander abmachen. Also einmal, als wir am Ufer des Horta-bagylusses mit Gyurka zusammentrafen, sagte ich ihm: „Du, Gyurka, dein Herr ist doch ein guter Mensch, nicht wahr?“

„Ein Stück Brot kann nicht besser sein!“ antwortete er.

„Und er hat doch auch im Krieg gekämpft.“ Gyurka, sagte ich.

„Nach dazu bei den Husaren als Oberleutnant!“, erwiderte er.

„Um so mehr muß bei ihm auch heuer Schweineschlechten gehalten werden! Gyurka, mein Sohn, du bist doch bekannt in Nadudvar?“

„Ich gehöre ja mütterlicherseits so halb und halb dorthin.“

„Und dann weißt du ja auch, daß die Kerle nicht genug Platz für ihren vielen Mais finden. Und der gnädige Herr ist dir doch ein guter Patron. Das andere überlasse ich dir. Hast du mich verstanden, Gyurka?“

„Ich kann dem gnädigen Herrn nur so viel sagen, daß dieser Gyurka kein Esel unter den Hirten ist. In dazu geeigneten Nächten hatte er fünfundzwanzig Stück ausgewählte Schweine nach und nach zu gewissen Bauern in Nadudvar eingetrichtert, in manchen Hof sogar zwei, drei eingeschmuggelt. Man muß segnen, gnädiger Herr, daß diese Haiducken von Nadudvar brave Leute sind. Keiner hat sich nach den Besitzern der verirrten Schweine erkundigt, die sie im Gegenstande gut im Stall versperrten und in der Hoffnung auf ein geschenktes Schweineschlechten sorgfältig betreuten und ordentlich mästen. Vielleicht meine ich mit Recht, daß der gnädige Herr sich über Minderwertigkeit der Schweine von Nadudvar nicht allzusehr zu beklagen hat!“

(Aus dem Ungarischen
von Mariha von Agoraszto-Zöllner)

Urlaubstage - Giorni di permesso

(Jos Oberberger)



„Bin ich jetzt braun genug?“ — „Es kommt drauf an, ob du auf Gänsebraten oder auf Roastbeef hinarbeitest!“

“Sono adesso abbastanza bruno”, — “Tutto dipende, se tu miri all’arrosto d’oca ovvero alla bistecca...”



„Ach, wenn ich so auf 'ner Terrasse stehe, fühl' ich mich immer wie der selige Polykrates!“
„So — aber deinen Ring mit dem Smaragd wirfst du trotzdem nicht runter!“

Sul tetto della di lei casa: „Oh, quando sto qui su una terrazza, mi sento sempre come il beato Policrate!“,
„Ah sì!? ... Ma tuttavia non getti mica giù il tuo anello collo smeraldo!“,

GLÜCKLICHE TAGE

VON RUDOLF SCHNEIDER-SCHLEDE

Als Carlo um die Ecke bog und in der Ferne das Haus inmitten des Gartens liegen sah, löste sich von dem Zaun, zu dem er hinblickte, eine kleine weiße Wolke und bewegte sich auf ihn zu. Er sah beim Näherkommen etwas Helles, Farbiges, das vom auf der Wolke saß, und unterschied zapfenförmig, unbegreiflich rasch sich vollziehende Veränderungen an der Wolke, die den Weg entlang an der Seite des grünen Wiesenstreifens auf ihn zuschoß. Wie aus großer Ferne vernahm er ein kleines lauchendes Schreien in der stillen heißen Sommerluft. Es war Rosie. Carlo hob den Arm, um die Geschwindigkeit zu dämpfen, mit der das Kind ihm entgegenflog, aber er erreichte nur das Gegenteil. Das Schreien nahm mit dem Größeren der Wolke und ihrer Schärfe zu. Er vermochte jetzt die Arme und Beine der Kleinen zu erkennen, das weiße Kleid und das blonde Haar, und zuletzt, vor dem Anprall, den er mit Mühe aufzufassen, sah er nur die hellen, fast leuchtend auf ihn gerichteten Augen, deren Blick mit einer durchdringenden Klarheit und Tiefe in ihn drang. Er hob "sie" hoch und küßte sie. Sie konnte nicht sprechen. Sie schnappte nach Luft und umschlang ihn mit ihren dünnen Ärmchen und preßte sich an ihn.

Carlo kam aus der Stadt. Er hatte sich über den Sonntag frei gemacht und besuchte Nelly. Nelly, die seine Frau, und Rosie, die seine Tochter war, Rosie war sieben Jahre alt. Es ging Carlo gut; aber er wußte nicht, ob es ihm nicht noch besser gegangen wäre, wenn er in der Stadt nicht Leonie zurückgelassen hätte, der er hatte versprochen müssen, am Sonntagabend wieder zurück zu sein. Er war in der Klemme Carlo war immer in der Klemme. Soweit er zurückdenken konnte, war er in der Klemme gewesen, immer Frauen und Nebenfrauen oder, was schlimmer war, eine Frau und eine Nebenfrau oder, was das Allerschlimmste war, Nelly und Leonie. Jetzt war Carlo anfangs vierzig, und jetzt schien die Katastrophe über ihn kommen zu wollen. Er liebte Nelly und er liebte Leonie und er liebte erst recht Rosie, die nun vier, um vier, etwas verwirrt über ihren Zärtlichkeitsausbruch neben ihm ging und die kleine Hand vertrauensvoll in seiner Hand hatte, und Nelly liebte ihn wieder mit der stillen, unbearbeiteten Kraft ihres ganzen tadellosen Lebens, und Leonie liebte ihn ebenso, nur ungestümmer; von Rosie ganz zu schweigen, deren Abgott er war.

Carlo ging mit der Kleinen an der Hand, die jetzt zu plappern anfing, auf das Haus zu, das in der Mittagssonne blühend und still da war – als ruhe die Zeit und alle Vergänglichkeit und sei Dauer über das Leben gebreitet. Die Wiesen standen voll und saftig in ihrem Grün und dehnten die Äcker mit ihren Helmen schon gelb und schwer in ein blaues, und silbernen schimmernd wie eine beschauende Gewißheit, wie ein Unterland des Himmels, der sich in herrlicher Durchsichtigkeit über der Landschaft wölbte. Im Garten standen die Obstbäume, voll mit Früchten, die sich schon färbten; die Grillen zirpten; es war außer dem Geplapper des Kindes der einzige Laut, der zu vernehmen war, und er vertiefte den Eindruck der summanden Stille noch.

Carlo fühlte die weiße Hand Rosies in der seinen und fand, daß es gut sei, hier neben seiner kleinen Tochter zu gehen, die so hübsch war und Nelly so ähnlich. Er fühlte sich glücklich und hatte nicht den Eindruck von sich, daß er ein Mann sei, der irgendjemand um irgendwas betrog. Als er zum Haus hinblickte, sah er Nelly unter der Tür wertend stehen. Sie stand, ohne sich anzusehen, wartend im Türhaken und hatte ein blaues Leinenkleid mit kurzem Ärmchen und sah ihm entgegen. Ihre Arme und ihr Gesicht waren von der Sonne gerötet, sie stand schlank, zart und jung in einer verhaltenen Erwartung, die Augen auf ihn gerichtet; Carlo begann zu strahlen und

beschleunigte seinen Schritt, und als er bei ihr angelangt war, berührte er sie sacht und zärtlich an Armen, Schultern, Händen und im Gesicht und küßte sie. Nelly lächelte und hob den Kopf ein wenig und blickte mit ihren klaren Augen über den Garten und die Wiesen voraus.

Sie verbrachten alle folgenden Stunden zusammen, und es wurde ein sehr schöner Tag. Es wurde ein so glücklicher Tag. Sie ließen einander kaum aus den Augen. Vielleicht fand Carlo, daß er Nelly irgendwas abzubilden hatte, er war wie Samt. Sie redeten über alles Mögliche, nur über das, was er ihr unter Umständen abzubilden gehabt hätte, redeten sie nicht. Sie redeten nie darüber, Nelly wußte vielleicht gar nichts davon. Carlo hielt es zwar für wenig wahrscheinlich, daß sie nichts davon wissen sollte, aber jedenfalls redeten sie nie darüber, und sie ließ sich nie etwas anmerken. Carlo dachte oft ergebnislos darüber nach. Tatsache war, daß sie nichts mehr miteinander hatten. Sie hatten sich "gar nichts mehr miteinander" in der Art von Eheleuten, obwohl sie sehr verlobt gewesen waren, als sie geheiratet hatten. Sie lebten wie Bruder und Schwester. Vielleicht liebte Carlo Nelly darum so, weil sie ihm dieses Eine zum Opfer gebracht hatte, weil sie nicht wie andere Frauen war, die deshalb nach neuen Männern schlangen. Nelly war tadellos. Sie war für Carlo die tadelloseste Frau von der Welt und hatte aus Liebe ihm dieses Opfer gebracht, das Opfer, als Junge, schöne, gesunde Frau ohne Mann zu leben, ohne darum gelb wie eine Zitrone oder ein eingetrockneter Apfel zu werden. Carlo dachte oft darüber nach. Er dachte manchmal, sie wären einander so ähnlich geworden, oder ihre Liebe hätte sich dorthin gegeben, wo das schon eine Verletzung der Zärtlichkeit war. Es war ein Problem. Carlo löste Probleme. Aber er hatte sie. Er hatte auch Opfer. Aber er nahm sie an.

Er stand am Nachmittag im Garten hinter dem Haus und hackte Holz und sah Nelly, die mit Rosie Himbeeren von den Sträuchern pflückte. Er hörte sie beide reden und lachen, und ab und zu blickten sie her zu ihm, und Rosie kam und brachte ihm eine Handvoll Beeren. Er hatte seine Pfeife nicht und wollte rauchen, und Rosie ging seine Pfeife suchen und brachte sie gestopft und verklärt lächelnd. Nach einer Weile hörte er auf mit Holzhacken und setzte sich auf den Klotz und rauchte und sah den beiden zu, die irgendwas zu reden hatten. Er fühlte sich sehr glücklich und ging zu ihnen heran und setzte sich sehr bald neben ins Gras. Während er sie beobachtete und strahlend lächelte, wenn sie zu ihm hinsahen und er den Blick der Mutter im Kind und den des Kindes in der Mutter wiederfand, dachte er, daß er für's Leben unglücklich sein würde, wenn er die eine oder die andere oder beide verlöre.

Später gingen sie zusammen zum See hinunter und machten ein paar Einkäufe, und die Leute in den Läden, die Carlo kannten, begrüßten ihn und lachten mit ihm und Nelly. Sie trafen Bekannte am Strand und unterhielten sich mit ihnen, und jemand sagte, Nelly sehe so glücklich aus, weil Carlo gekommen sei, und sie lachten alle darüber und gingen in einer ganzen Gesellschaft zum Wirt, ein Glas Wein zu trinken.

Abends, nach dem Essen, nachdem sie Rosie zu Bett gebracht hatten, und nachdem auch Nelly zu Bett gegangen war, kam Carlo mit einer Flasche und zwei Gläsern zu ihr ins Zimmer. "Trink noch etwas, Liebling", sagte er, "es war ein so schöner Tag heute; wie geht es dir?"

"Gut", sagte die Flasche, die noch laug beschlagen war, weil sie unten im Brunnen gelegen hatte, und goß den Wein in die Gläser. Er brachte die Gläser zu Nelly, gab ihr eins und setzte sich aufs Bett. Er trank den Wein in kleinen Schlucken und lobte ihn. Es war ein heller, herber Franzose, die Flasche hatte kein Etikett. Er war vom Wirt. "Von dem möchte ich ein Fäßchen", sagte Carlo. "Bestell doch eins."

"Ich bestelle auch eines. Ich weiß nicht, wie er heißt, und der Wirt weiß es auch nicht, aber er sagt, er gibt mir etwas davon ab. Aber du mußt ihn abfüllen."

"Mache ich."

"Zwei Finger breit leer zwischen dem Kork und der Flüssigkeit und die Flaschen legen", sagte Carlo. "Ich weiß Bescheid."

"Hast du 'n Schlauch?"

"Der Wirt gibt mir einen."

"Und Flaschen genug?"

"Mehr leere als dir angenehm ist", sagte Nelly lachend. "Vom vorigen Sommer steht noch eine ganze Ladung unten."

"Schön! Das ist ein feines Weinchen. Ich werde dem Wirt morgen sagen, daß er ihn 'raufschick! Trink! Nelly trank."

"Schmeckt er dir? Magst du etwas dazu essen? Ich gehe in die Küche und mach' dir ein Butterbrot."

"Danke, nein."

"Ein kleines Butterbrot; so klein wie du?" Er neigte sich übers Bett und drückte sie zärtlich an sich.

Sie schüttelte den Kopf.

"Ich möchte dir so gern etwas zu lieb tun", sagte er. "Geht's dir gut?"

"Sehr gut."

"Bist du glücklich?"

"So glücklich man sein kann vor dem morgigen Tag."

"Oh", sagte er, "du bist gebildet. Ich hab' eine gebildete Frau. Und du hast keinen Wunsch?"

"Sicher."

"Siehst du? Was ist es für ein Wunsch? Ich erfülle ihn dir sofort."

Sie dachte nach und lachte. "Ich weiß ihn nicht."

"Du solltest ihn aber wissen. Schreib ihn dir auf, wenn er dir einfallt, und schick mir den Zettel in die Stadt."

"Wenn fährst du zurück?"

"Morgen", sagte Carlo. "Ich habe eine Verabredung zum Essen. Ich wollte nicht, aber ich mußte. So ein Fatke aus Berlin, der mir ein Bild zeigen will und glaubt, es sei ein Parmigianino."

"In ich dein Parmigianino?" fragte Nelly.

"Nein. Du bist mein Botticelli!"

"Mag ich gar nicht sein. Die haben Schwindtsucht."

"Du bist einer ohne Schwindtsucht. Bist du denn zufrieden?"

"Du bist mein Engel, mein Frühling, meine Muschelknigge."

"Mit dem langen Hals. Und alle sehen so aus, als hätten sie eine Zehe zu viel."

"Du hast keine Zehe zuviel. Du bist ganz in Ordnung."

"Ach, Carlo." Sie lächelte und schlang die Arme

APFELDIEBE

(Antwort auf einen Brief)

Wunders dich, daß in der Nacht
Räuber üben Zaun sich schwingen,
In die Gärten, unbewacht,
Um die süße Apfelfrucht
Froh nach Haus zu bringen?

Vollmond sollte Wächter sein?
Liebe Frau, was fällt dir ein? —
Er leuchtet dem Dieb,
Der in den Ästen lautlos sein
Schönes Handwerk trieb.

Während du dem Mond vertraut,
War'n andere still geschäftig!
Wer zu viel zum Mond aufsucht,
Den bestiehlt man kräftig!

Georg Britting

um ihn. „Weißt du, daß ich dich über die Veinunft liebe?“

„Und ob ich weiß.“

„Das ist, glaube ich, mein einziger Wunsch.“

„Meiner auch. Trotzdem möchte ich dir noch etwas zuleben tun.“

„Du tust es.“

„Na schön“, sagte er und trank sein Glas leer und fußte es wieder.

„Magst du jetzt dann schlafen? Soll ich dir ein seidenes Nachthemd kaufen?“

Sie nickte.

„Und einen neuen Hut? Und neue Schuhe?“

Sie nickte immerfort.

„Du könntest am Freitag in die Stadt kommen, wir könnten alles besorgen und fahren am Samstag zusammen heraus. Willst du?“

Sie nickte.

„Gut. Abgemacht.“ Er dachte blitzschnell darüber nach, ob er es mit Leonie schaffen werde. Es würde gehen. „Schön, mein Schatz“, sagte er, „dann geh! Ich jetzt auch schlafen oder lesen.“ Er küßte sie und stand auf. Er nahm sein Glas und die Flasche, sah Nelly an, stellte Glas und Flasche wieder ab und küßte sie noch einmal. „Liegst du gut?“

Sie umarmte ihn und drückte ihn an sich.

„Soll ich das Licht ausmachen?“ Er nahm Flasche und Glas wieder, klemmte die Flasche unter den Arm, ging zur Tür und drehte das Licht aus. Er ging hinaus, kam aber noch einmal zur Tür und wart noch einen Kuß hinein.

„Schlafst du schon?“

„Beinah.“

„Schlaf süß, mein Liebling!“

Er ging hinüber in sein Zimmer und setzte sich, ohne Licht zu machen, rauchend ans Fenster und sah in die Nacht hinaus. Ab und zu trank er einen Schluck. Er war jetzt vörliegend. Es würde nicht mehr viel kommen. Draußen rauschte ein lauer Nachwind und brachte das Laub der Bäume zum Rascheln. Die Nacht war klar und schön, die Luft herrlich. Es würde nicht mehr viel kommen. Rosie würde heranwachen. So lachend, wie sie ihn angeblickt hatte, würde sie eines Tages in eines fremden Mannes Gesicht blicken. Er verspürte den Wunsch in sich, hinüberzugehen und Rosie anzusehen und sie zu küssen und noch einmal zu Nelly zu gehen und sie ebenfalls zu küssen. Wehrscheinlich schliefen sie schon, und es war unsinnig, sie zu wecken. Das Leben war schön. Er atmete tief. Wenn er ein Knabe wäre, dachte er, würde er jetzt weinen. Aber er war kein Knabe mehr. Er steuerte sein Schiffchen ohne Lotsen durch die Klippen. Es wäre vielleicht größerlicher gewesen, den Klippen nicht auszuweichen, zugegeben. Es wäre vielleicht besser, nicht zu lügen. Er wußte es nicht. Er hatte viele Jahre lang nicht gelogen. Er war nicht eigentlich besser gewesen, eher schlechter. Man konnte nicht gut bei einer Sache bleiben, wenn man herausfand, daß sie nichts taugte. Vermutlich war die Wahrheit für den Menschen nicht geschaffen, und der Mensch war nicht für die Wahrheit geschaffen. Er dachte an Leonie und kam unversehens in eine aufgekrazte Stimmung. — Morgen, dachte er. Am nächsten Mittag fuhr Carlo in die Stadt zurück. Er frühstückte noch mit Nelly und Rosie, und beide brachten ihn zur Bahn und sahen ihm nach, als der Zug abfuhr, und er sah zurück. Er sah sie

kleiner und kleiner werden, ab und zu verdeckt durch einen Signalmast oder einen Milchkarren, und immer wieder zum Vorschein kommen, jedesmal etwas kleiner und undeutlicher und in einer etwas veränderten Stellung, doch immer sie, Nelly, mit Rosie an der Hand, die winkte, und zuletzt, als der Zug nach einer langen, flachen Kurve in den Wald einbog, unterschied er nur noch das blaue Kleid von Nelly und daneben den weißen Fleck, der Rosie war. Er stand weiter, am offenen Fenster und blickte hinaus auf den Wald, an dem sie vorübergingen und dessen Stämme sich seinen Augen wie in einem verwirrenden, lösen Schwindel erzeugenden Kreislauf, unablässig gegeneinander wechselnd, darboten. Er erhaschte mit dem Blick undeutlich nah der Strecke Büschel von Glockenblumen, die weit zurückblieben, ehe er sie näher betrachten konnte, und wenn er nach oben sah, flogen in einem sich senkenden und hebenden Rhythmus die Linien der Telegraphenstränge an ihm vorüber, scharf unterbrochen in ihrem trümerscheinigen Schwung durch die Masten, die sie wie rücksichtslos Wächter zusammenhielten. Die Sonne beschien seine Arme, die er auf Fenster gelegt hatte, und wärmte ihn, während ihm gleichzeitig der Luftzug, der seine Haare und seine Krawatte flattern machte, in einer herrlichen Weise kühlte.

Als die ersten Häuserreihen der Stadt neben ihnen auftauchten, hatte er Nelly und Rosie weit zurückgelassen, er dachte dran, wie sie klein und kleiner geworden waren, als er abfuhr, und verspürte etwas wie einen süßen Schmerz dabei, aber es war kein Schmerz, der wehtat, und gleich darauf freute er sich auf Leonie. Es war eine Frau mit ihm im Wagen, die wie er im Gang stand und hin und her geschaukelt wurde, als der Zug über die vielen Wechsel fuhr, und etwas in ihr erinnerte ihn an Leonie, obwohl sie keine Ähnlich-

keit mit ihr hatte. Er hatte seinen kleinen Koffer in der Hand, lang ehe der Zug hielt, und stand an der Tür und öffnete sie, während noch die Räder ihre letzte Umdrehung vollführten. Er war beinah der erste an der Sperre und lief geschwind durch die Bahnhofhalle und nahm draußen ein Taxi und fuhr nach Haus.

Nachdem er geduscht und sich umgezogen hatte, rief er bei Leonie an.

„Ich bin da“, sagte er.

Er spürte die Freude in ihrer Stimme, als sie wiederholte: „Bist du da? — Wann kommst du?“

„Jetzt.“

„Kommst du gleich?“

„Ja, gleich.“

„Soll ich dir entgegengehen?“

Er bejahte.

Er fuhr ein paar Haltestellen mit dem Bus und ging dann den Weg auf den sie sich immer trafen. Er sah sie von weitem. Sie ging rascher, als sie ihn sah. Sie sah ihm lachend entgegen. Kurz, ehe sie aufeinandertrafen, wandte sie das Gesicht zur Seite. Ihre Wangen waren rot, sie sah blühend und reizend aus. Er war stehengeblieben und hatte sie erwartet. Er blickte sie strahlend an. Er hätte sie gern angefaßt, aber sie waren nicht allein. Sie schürzte den Mund wie zu einem Kuß und sah ihm glücklich in die Augen. Sie gingen die Straße entlang, die voll von Spaziergängern war. Er sah sie manchmal von der Seite an, und sie lächelte, so oft es geschah. Er fand Gelegenheit, ihnen Arm zu umspinnen und drückte ihn zärtlich.

Sie lächelte. Sie lächelte in einemfort, und wenn sie es nicht tat, stand die Bereitschaft dazu deutlich in ihren Zügen.

„Freust du dich?“ fragte er.

Sie nickte und hob die Augenbraue über seine Frage. „Ich habe gedacht, du würdest vielleicht nicht kommen.“

„Doch“, sagte er, „Wohin wollen wir zum Essen gehen?“

„Wir haben ein Huhn zu Haus. Ich habe den Tisch schon gedeckt.“

„Dann gehen wir jetzt noch Haus.“

„Es ist zu früh.“

„Macht nichts.“ Er berührte sie an der Schulter, und sie erröte.

„Ich wollte etwas spazierengehen“, sagte sie.

„Wir gehen ja spazieren.“

„Ich komme so wenig an die Luft; viel zu wenig.“

„Ja“, sagte er.

Sie war Röntgenschwester bei einem Arzt, der täglich achtzig Patienten hatte. Sie hatte nichts mit den Kranken zu tun, sondern saß an der Kasse. Es war ein sehr moderner Betrieb.

„Wenn du Urlaub hast“, sagte er, „fahren wir zusammen fort.“ Er überlegte blitzschnell, daß der September der passendste Monat sein würde. Er hatte es schon oft überlegt, überdachte es aber immer wieder. Er mußte im September zu einer großen Auktion nach Frankfurt. Der September war der beste Monat. — „Im September“, sagte er.

„Ja?“ Sie sah ihn zweifelnd an.

„Wohin?“

„Wohin du willst.“ Er überlegte, daß es eine Reihe hübscher Orte in der Nähe von Frankfurt gab. Er nannte mehrere und schwärmte von Hamburg.

„Wo der Kaiser war?“ fragte sie.

„Nicht nur der Kaiser.“

„Aber wenn du dann wieder nicht kannst? Ich freue mich, und dann kannst du nicht.“

Sie verschwand, daß sie wußte, weshalb er vielleicht nicht kön-

In der Oper - All' Opera

(G. Brinkmann)



„... hach! Immer die alte Musik dozweisen.
Man versteht kein Wort von ihm!“

„... Ah... sempre la vecchia musica frammezzo! Non si capisce una parola di lui!“



„... mein Gott, was waren das noch für Zeiten, als mir Robert, der kesse Lummel, Flit in den Zerstäuber gefüllt hatte!“

Ricordanze: “... Dio mio, che tempi erano quelli quando quello sfacciato e villanzone di Roberto mi riempiva il soffietto di ‘Flit, f.,

Verlag und Druck: Knorr & Rith Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 68 (Juni 1976). Briefmarken! München 7 82 Briefchen.
Verantwortl. Schriflleiter: Walter Gollitsch, München. — Der Briefmarkensammler erscheint wöchentlich als Beilage zum Buchhandel, Zeitungshefte und Post-
Anstalten entgegen — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf., Abonnement im Monat RM 170 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt! —
Nachdruck verboten — Postleichtechnik München 5920 Erfüllungsort München

DIE HEIMAT

(Wilhelm Schulz)



So wie einst in der Kindheit du
die Heimat hast gesehen,
wird auch ihr Bild auf immerdar
vor deinen Augen stehen.

Ist es auch nicht an Schönheit groß
mit aller Welt zu messen,
es läßt dein Lebtag dich nicht los,
bleibt stets dir unvergessen.

Und zeigt es weiter nichts als schlicht
nur Berge, See und Auen,
wem es die liebe Heimat ist,
kann sich nicht satt dran schauen.

WILHELM SCHULZ

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Im Theater der Alliierten

(E. Thöny)



„Sie streiten sich um die Besetzung der Hauptrolle in dem Zukunftsstück, das noch gar nicht geschrieben ist!“

Nel teatro degli Alleati: «Litigano già per l'assegnazione della parte di protagonista nel pezzo dell'avvenire che non è punto ancora scritto!».



„Müssen Sie zum Malen gerade vor meinem Strandkorb stehen?“ — „Ich kann mich ja auch hinter ihn stellen!“

“Ma dovete dipingere appunto davanti al mio cesto!”, — “Eh, posso anche mettermi di dietro!..

WISSENSCHAFTLICHES

Als der Möbelttransporter Vinzenz Grabichler beim Ausladen den großen altdeutschen Vertiko nicht mehr recht erwischte und zu allem Unglück noch an etwas Schlupfrigen ausrutschte, wurde er an die Hauswand gedrückt. Bald darauf befand sich seine irdische Hülle im Gerichtlich-Medizinischen Institut, da nach maßgeblicher Ansicht der zuständigen Gerichtsbehörden eventuell ein Beschuldigter in Frage kommen könnte.

Bei der Sektion ergab sich denn jene Seltenheit, die in der langjährigen Praxis des anerkannten Gerichtsmediziners Professor B. vielleicht nur dreier oder viermal vorgekommen war. Während nämlich der sezierende Assistent den Grabichler vorerst noch für einen herzlosen Menschen hielt, stellte sich im Verlaufe der Obduktion eben dieser äußerst seltene Fall heraus. Grabichler hatte zwar sein Herz am rechten Fleck, aber auf der anatomisch falschen Seite. Dieser kuriose Zustand weckte natürlich das besondere Interesse der Ärzte an der Person des Dahingegangenen. Professor B., der neben dem Durchschlag des Sektionsbefundes noch ausführliche und interessante Angaben der Angehörigen über besondere Abweichungen im Leben Sezierten in seinem wissenschaftlichen Archiv bewahrt, lud Frau Grabichler mit geeignetem Formblatt zu sich, da er sich ge-

rade von ihr ganz besonders wichtige Aufschlüsse über die abnorme Herzlage ihres Mannes versprach.

Frau Grabichler, eine kleine hagere Frau mit schlauen Kugeln, konnte leider gar keine besonders verwertbaren Angaben hinsichtlich besonde-

rer Auffälligkeiten an ihrem Vinzenz machen. Nur auf die Frage des Gelehrten, ob sie denn gar keine hervorstechenden Eigenheiten in seinen Lebensgewohnheiten beobachten konnte, nickte sie lebhaft und meinte: „Oans hat er ja g'habt. Sein Geldbeutel hat er immer so versteckt, daß man nia find'n hat konna.“ Professor B. stellte hierauf weitere wissenschaftliche Fragen ein.

L. Neuber

KLEINE WELT

Liebes Leben, noch atmest du!

Noch flattern die Jungen Ringeltauben von den Fichtenästen herab zum Ufer, zierlich nippend vom höflichen Naß. Noch nippt die Stelze über die Kiebsanh, und der Zaunkönig hüpft durch die Weidenbüsche.

Aber das Rotkehlchen warnt und warnt: ein Mensch im Revier! ein Mensch im Revier!

— Laßt euch, bitte, nicht inhommodierent! Seht doch, mir um die Füße spielt, silbern bepelzt, eine winzige Hafelmaus, und die Sonne, die Morgenlönne, leuchtet ihr rot durch die Perlmutter-Ohrchen...

Nein, mahrhaftig, ich bin nicht lol! Hab' ich nicht geftern erlt, ipst noch am Abend, einem Wiefel das Leben gerettet!

Äh, der törichte kleine Bürdche war in den Trog meines Brümleins gepurzelt, durstgequält, und da zappelte er, zappelte patidnaß und angstvoll und ruberte, aber die Wände, die glittdigen Wände, boten den Hlinen Plöckchen nicht Halt...

Nun, wir brachten die Sache in Ordnung, und er entfiel durch die Stachelbeerbüschen...

Liebes Leben, noch lebst du weiter!
Liebes Leben, noch atmest du!

Dr. Omtiglaß



„Wickeln Sie dem kleinen Mann den Globus in unser Sternenbannerpapier,
wir unterstützen damit die Ideen unserer Regierung!“

Nel magazzino statunitense: „Ravvolgele a ques' ometto Il mappamondo nella carta
della nostra bandiera stellata; con ciò appoggiamo l' Idea del nostro Governo!..“



„Sehr schön von den Herren, sich so um meinen Nachfolger zu sorgen!“

Papà Marte: „Bravi, bravi! signori! ... Affannarsi tanto pel mio successore!..“

DER KHAISER MAKCHSIMILIAN

Im Sommer 1929 fuhrn wir, eine größere Reisegesellschaft, im bequemen Reiseautobus durchs Tiroler Land. Auf den einzelnen Tagesstrecken wiesen und erläuterten uns landeskundige Führer Gegend, Orte und Sehenswürdigkeiten. Als wir an der „Martinswand“ vorbeikamen, ließ der an diesem Tage „diensttuende“ Führer halten und erklärte uns darüber:

„Sollt ihr die Martinswand. Sie ist dadurch bekannt geworden, daß hier der hochselige

Kaiser Maximilian, der erschte des Heiligen Römischen Reiches deutschen National aus dem Hause Habsburg, genannt der letzte deutsche Ritter, in gar arge Lebensgefahr gekommen ist. Denn der hatte sich hier in seinem Eifer als Gamsjäger ganz verschlagen und kchonte auf einmal weder vorwärts, noch rückwärts, nicht hinauf und auch nicht hinunter.

Weil er aber nicht nur ein weidgerechter Jägermann und gütiger Herrscher, sondern auch ein

rechtgläubiger Krischt war, so kniete er nieder und schickte ein gar demütiges Schloßgebet zum Herrgott, daß er ihn aus dieser schlichen Gefahr erretten sollt. Und Gott erhörte sein Gebet und tat ein Wunder an Makchsimilian: er schickte einen Engel in Gestalt eines Jägers, der den Kaiser von der Martinswand sicher und heil ins Tal brachte.

Soll hat ihm aber gar nicht viel genützt. Denn schon wenige Jahre später wurde er von den aufständischen mexikanischen Rebellen zum Tode durch Pulver und Blei verurteilt und erschloß fern von seinen geliebten Bergen einen christlichen Märtyrertod.“ Ferdinand Schlop

EIN FORSTMANN ERZÄHLT

VON A. WISBECK

Die nachfolgende merkwürdige Geschichte vom Lehrer Fingerl hat mir der Förster Sollereder erzählt. Ob sie vollkommen den Tatsachen entspricht, vermag ich nicht nachzuprüfen, doch scheint mir die Wahrheitsliebe des ehrwürdigen Forstmannes über jeden Zweifel erhaben.

„Da lebte bel uns vor vielen Jahren“, so erzählte Sollereder, „ein gewisser Lehrer Fingerl. War ein rechtschaffenster Mann, der den Kindern schon in Jahresfrist das kleine Einmaleins beibrachte und mit seinem Lineal Tazten ausstellte, daß es nur so knollte. Auch seine Frau war trotz ihres Kropfes kein unobannes Frauenzimmer, wann sie auch ihren Mann stanz am Zügel hielt.“ „Das sollst du nicht! Das darfst du nicht!“ so ging es den ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum Gebelläuten fort und fort. Nun, der Fingerl war ein folgsamer Mann und kannte keine Leidenschaft mit Ausnahme der einen: der Jägerlei. Die aber hatte er Tag und Nacht im Kopf. Kaum war der Zeigebast weggelegt, da hing sich der Fingerl auch schon wieder die Buchse um und pirschte durch das Holz. Daß ich nicht lüge: er war ein waldgerechter Jäger, keiner von den asenden aus der Stadt, die hinter jedem Haar herbolten und oen Bock mit Hühnerschrot ankräften.

Das war nun also der Nachmittag vor der Walhnachtsbescherung, und den Fingerl, der schulfrei hatte, juckte es schon wieder in den Protzen. „Wie wär's mit einem Buttenhaserl?“ frug er vorsichtig seine Frau, „könnst' ein's schlaffen am Brandholz hint.“ „Was, zwos Stund' vor der Bescherung?“ gurgelte Frau Fingerl aus ihrem Kropf heraus. „Kannst' denn sogar am heiligen Abend die Viecher net in Ruah lassen? So was werd bestraft vom Himmelwats drobn, und I schlag dir's Schürhackerl auf 'n Kopf. Tue lieber die Nüst' vergodden und deine Socke auswaschen, schlampate Holodril!“ „Was mir einfallt“, log der Fingerl geistesgegenwärtig, „I muas ja zum Oberlehrer Zeiselmaier auf Oberbuntung hintri. Brauch a Lendkarten vo' Preußen.“ „No, dös darfst!“ erlaubte Frau Fingerl, „aber sauf' ma net wieder zwai Schnaps!“ Der Lehrer verdükkte sich in den Fuir, nahm die Buchse unter seine Kotze und marschierte in den Winternag hinaus. Es hatte seil vielen Tagen geschneit, meterhoch lag der Schnee, und so eiskalt ist es gewesen, daß sich der Fingerl die gefrorenen Nasentropfen mit einem Zwiagerl hat abschlagen müssen. Im Wald war es müseristill, und das Abendrot schien schon ein wenig hinein. Kreuz und quer liefen die Wildfahrten vor dem Lehrer her, hier hatte ein Fuchs geschmilt, ein Reh gewechselt, war ein Has' gehoppelt. Plötzlich, so nah, daß er ihn hätte totschlagen können, sieht der Fingerl einen Rammler in der Saß. Das ist ein Hase im Lager, müßt ihr Nichtjäger wissen, und so einen schließt man nicht. Der Fingerl klatscht also in die Hände, haut mit einem Stecken an einen Baumstamm, wirft einen Schneeball in die Saß. Aber der Krumme rührt sich und regt sich nicht, sondern kugt den Fingerl so ängstlich an, wie ein Schulkind, bevor es Tazten bekommt. Da wird es dem Lehrer endlich zu dumm, und er läßt es schleichen, gerade als die Walhnachtslocken anfangen zu klingen. Der Has' ist verschwunden — nichts mehr von ihm zu sehen! Keine Fährte führt in die Saß und keine aus ihr heraus, sie ist eiskalt. Komisch, komisch! denkt sich der Fingerl und will sich seine Kappie tiefer herunterziehen, denn es friert ihn in die Ohren. Aber die stemmen sich gegen die Kappie, und wie er hinaufgreift, merkt er, daß ihm lange Löffel gewachsen sind. Und wie er auf seine Hand herunterseht, sieht er zu seinem Schrecken, daß ihm Hasenbaig über die Pote gewachsen ist. Die Strafe — die Strafe! denkt er sich, da ist sie,

wirft die Büchse in den Schnee und hoppelt nach Hause. —

Wo nur mein Rudolf so lang bleibt? fragt sich ängstlich Frau Fingerl und geht in das Zimmer ihres Mannes. Da sitzt der auf den Hinterfüßen unter dem Schielbuck und ist an einem Christbaumzweigeln herum. „Machst net glä!“, daß d' zeuskommst!“ herrscht ihn die Frau an und haut mit dem Lineal auf den Tisch. Aber der Lehrer bleibt in seiner Saß und kugt die Frau Fingerl nur ängstlich an. Da läuft diese weinend hinweg und das ging nan so weiter. Der Fingerl redet

kaum mehr ein Wort, hoppelt traurig im Haus herum und frißt jeden Tag ein Geranienstöckel auf. Einex Tages ist er dann gestorben. In der Saß. „Es hat Leute gegeben“, so schließt der Förster seine Erzählung, „die mir nicht glauben wollten. Aber der Schlag soll mich auf der Stelle treffen, wann auch nur ein einziges Wortlein erlogen ist!“

Der Schlag hat den Förster Sollereder nicht getroffen, und so ist denn schon hiedurch bewiesen, daß der ehrwürdige Grels die lautere Wahrheit gesprochen hat.

In Kampfstimmung - Umoro battagliero

(J. Hagenbarth)



„Den ganzen Tag überlege ich mir nun schon: wen könnte man für dieses Souwetter verantwortlich machen?“

„Già tutto il giorno vado riflettendo su chi mai potrei gettare la responsabilità di questo tempo così...“

DAS BETT DER EITLEN RACHE

VON RAINER PREVOT

In den Bergen Attikas, unweit vom festlichen Eleusis, lebte in der Zeit der Sagen ein friedlicher Ziegenhirt, dessen wohlklingender Name Damast niemals die Unterbilligkeit erlangt hat. Denn sein Träger war sanfter Gemütes und redlich in seinen Sitten, ein treuer Hüter seiner Geiseln und Böcke und sorgsamer Vater seiner hüpfenden Zicklein. Selbst nachts wachte er mit halbem Auge, auf daß ihm keines von einem neidischen Nachbar geraubt werde. Dabei sah er oft im Schrein des Mondes den großen Schatten des Pan mit Bängeln um die Felsen huschen. Oft laurierte er unweit der Quelle am Rand des Mythenhains erregt auf die Nymphen und Dryaden, die er gerne baden sehen wollte. Er strichelte mit den Augen das Traums ihrer lieblichen Formen, schlief wie die marmornen Göttinnen im Tempel, und wünschte sich eine davon zu besitzen, so lange, bis er eines Tages einem Bauernmädchen aus dem nächsten Dorf begegnete, das einwilligte, gegen den mit ihrem Vater ausgehandelten Preis von drei Ziegen seine Frau zu werden.

So ebenmäßig schön, wie die klassischen Bilder seiner Träume, war die ihm von den Göttern Zugeworfene nicht. Sie war plump gestellt und altzu ruden, gerast, eher etwas für einen behäbigen Kuhlritten. Bald hüte ihm auch ihre seelische Entwicklung Anlaß gegeben, sich bei der olympischen Zuteilungstelle zu beschweren, hätte er nicht in braver Ergebenheit die Zwecklosigkeit solcher Auflehnung erkannt. Damals begann seine philosophische Wandlung. Er erkannte die Relativität aller menschlichen Wünsche, die bei tanzeligen Götterrichtern beginnen, um auf dem Strohsack einer schwarzen Kuhmad zu enden. Wäre Damast kein Idealist gewesen, er hätte an den Kochtöpfen seiner Eumale sein behagliches Glück finden können. So aber, trieb es ihn immer wieder zurück zur Quelle seiner Sehnsucht und zu den Bildern seiner Träume. Er blieb oft wochenlang fern von daheim, schlief unter den Sternen und nährte sich bescheiden von Milch und Ziegenkäse, ohne den hausbackenen Reizen und den kostlichen Honigfäden, die eine Spezialität Eumales waren, nachzuzehren.

Doch einmal im Frühling, als das Spiel der Quellennymphen mit den Feunen des Waldes sein Blut irdisch erregt und seine Phantasie auf das Nahliegende gerichtet hatte, beschloß er, unangemeldet und vorzeitig seiner Frau die Überraschung seines Besuchs zu bereiten. Er traf bei ihr ein, als der Sonnengott sich anschickte, ins blaue Meer zu sinken. In der mit bunten Topferien geschmückten, weinranken Laube sah er Eumale vor einem mit Weinruch und Honigfäden wohlgedeckten Tisch zärtlich an der Seite eines blühenden Jünglings sitzen, der dem unerwarteten Heimkehrer als entfernter Vater vorgestellt wurde, mit Namen Euphionos und Harfenspieler von Beruf. Daß er auch über einen schönen lyrischen Tenor verfügte, bewies der junge Fant, nachdem er sich ordentlich gestützt und getobt, indem er auf Eumales Bitte dem Gatten ihr Lieblichkeitslied vorsang, das von der Heimkehr des Odysseus handelte und wie liebe Ironie in Damastens Ohren klang. Sonst blieb es beim konventionellen Frage- und Antwortspiel nach der beiderseitigen Gesundheit, der geschäftlichen Konjunktur, dem voraussichtlichen Wetter, dem Stand der Ziegenzucht und den Honoraren eines Saltenspieters. Als diese Themen erschöpft waren und es ungemütlich zu werden drohte, erhob sich der schöne Jüngling und erklärte, nun heimgehen zu wollen.

Auf die Frage, wo er wohne, gab er aber eine so vage Antwort, daß Damast Verdacht schöpfte und beschloß, dem Süßholzraspler auf die Spur zu kommen. Er schlich ihm heimlich nach und sah,

wie er unschlüssig davonschlenderte, um schließlich, sichtlich verärgert, unter eine der spitzigen Steineichen zu kriechen. In der offenkundigen Absicht, seine obdachlose Nacht dort zu verbringen. Damast dachte sich sein Teil. Wie hatte sich doch der windige Kerl geblüht, als er von seinen Aussichten als Heldentenor am attischen Staatstheater sprach. Der Ziegenhirt fühlte seinen, jedem reibühnlichen Hellenen angeborenen, Respekt vor Kunst und Künstlern bedenkenlich sinken und sein eigenes ziegenhirtliches Standesbewußtsein entsprechend steigen. Er wandte sich heimwärts, holtier entschlossen, seiner verirrten Ziege Eumale nach langer Zeit wieder einmal vergleichsweise zu beweisen, welch einem Mann sie gefolgt war!

Als er aber, an der Zisterne notwendig gesäubert, das Schliefgemach betrat, tat der aufdringlich gedebotene Anblick der rückseitigen Rundung seiner ehelichen Nympha seinem ästhetischen Auge weh, und die schnarchende Sprache ihrer eingeschummerten Teilnahmslosigkeit verletzte sein Ohr wie sein männliches Selbstgefühl. Als er über dem Kopfende des Bettes gar eine Harfe hängen sah, lachte er verächtlich, warf seine Hirntasche um, nahm seinen Krummstab mit der wehrhaften Spitze und wanderte für immer hinaus in das hohe Waldgebirge.

Dort wußte er von einer tiefen Höhle, in der die Geister des Styx sich den Menschen, die ihres Sinnes sind, offenbaren. Und Damast fühlte sich ihres Sinnes. Er nahm fortan das Pseudonym „Prokrustes“, um, bekannte sich zur Berufsgemeinschaft der Räuber und Wegelagerer und zur ehrenhaften Weltanschauung der „Skeptiker“. Manchmal verirren sich Leute von der Küste bis zu ihm hin auf. Die sind von Natur mißtrauisch, weil sie das wandernde Meer kennen, das so sehr der Tücke der Menschen gleicht. Und mit ihren Beirathen aus aller Welt bestärken die Prokrustes in seiner rachsüchtigen Lust gegen alle Protzen und Großsprecher, die klein zu machen, und gegen alle Kleinmütigen, die „auszustrecken“ seine neue Lebensaufgabe war. Waise Hirten aus dem Gebirge berichteten von ihm geflügelte Aufzungen, die bis zur Agore von Athen drangen und bei den zünftigen Philosophen seinen Ruf als

„Pessimist“, Weiberfeind und Vorläufer Schopenhauers begründeten.

Prokrustes aber war kein Theoretiker seiner Weltanschauung, sondern ein erfahrener Mann der Praxis. Er kannte jetzt die Menschen und wußte um das mythische Geheimnis der Berge und Wälder. Er hielt nächtliche Zwiesprache mit Hephästos, dem göttlichen Meisterschmied, der ihn auf den Einfall brachte, sich mittels eines Bettes, dieser Ursache seiner ehelichen Schmach und seiner Menschenverachtung, am gesamten Geschlecht der irdischen zu rächen.

Er wußte, daß hin und wieder einige Kaufleute und fahrende Sänger den Engpaß benutzen, an dem seine Höhle lag. Er richtete dort also ein Fremdenheim ein, gab sich die einladenden Allüren eines gastfreien Wirtes und bot den müden Wanderern das bald sagenbeimtete Bett an, das von göttlicher Eingebung war und nach den unterweltlichen Meisters Weisungen gefertigt. Dieses Bett war so bemessen, daß es dem einen zu lang und dem andern zu kurz war, keinem jedoch sein richtiges Maß bot. „Sollte aber einmal einer kommen“, hatte der Gott gesagt, „der genau in das Lager paßt — dann höhe dich, Prokrustes, ihm ein Leid zuzufügen; sonst bist du meinem Zorn verfallen!“ Aber dieser Eine kam nicht.

Der gewissenhafte Wirt war der Meinung vieler seiner Fachkollegen, daß der Gast für das Bett da sei und sich nach den Brüchen und Ansprüchen des Bettes zu richten habe, und nicht etwa umgekehrt. Er nahm es mit seinen Gefährtspraktiken genau, streckte oder verkürzte jeden, bis er das Maß seines Patenmutterbattes hatte, dank dem er mit dem Beinamen des „Austreckers“ ins Konversationslexikon kam. Oft hörte man die Hilferufe der Gemarterten bis hinunter ins Tal. Die Polizei aber kam immer zu spät.

Da indessen der Eine immer nicht kam, in Hundert und in tausend und in abertausend Jahren nicht, blieb die gruselige Sage von Prokrustes lebendig, zur Zufriedenheit einer schadenfreudigen Menschheit. Und jedesmal, wenn ein Vertrauensseliger seine Schwelle überschritt, dankte der Gastwirt „Zum Wunderbett!“ dem höllischen Meisterschmied für die reiche Fülle seiner pessimistischen Befriedigung und das Florieren seiner menschenfeindlichen Firma.

Eines Abends jedoch, als der sagenhafte Weiruf des Prokrustes Hotels schon weit über Hellas Grenzen gedungen war, kam ein Fremder des Weges gefahren, in einem ganz modernen Gefährt, das er nach neuer Sitte selber steuerte. Der lachende Wirt stand vor der Tür und machte die Honneurs. Als der Gast sich an Braten und Wein gestiftet, verlangte er zu ruhen und legte sich unter des Gastfreunds aufmerksamen Augo mit stichtlichem Behagen auf die Ruhelast. Ob er sich wohl befände und das Bett ihm auch bequem sei, fragte Sarkastisch Prokrustes.

„Wundervoll!“ bestätigte der Fremde, „nach nie fand ich ein Bett so ganz nach meinem Maß!“ Der erschrockene Prokrustes zum erstenmal die Meinung des Gottes fiel ihm ein. Mit heimlichem Grauen begann er zu messen. Und je mehr er sich abmaßte, immer klarer wurde ihm, daß der unheimliche Gast gekommen war, gegen den seine dämonische Tücke machtlos bleiben mußte.

„Wer bist du denn, Fremder?“ stotterte er verstört. „Liest du denn keine Zeitung, o Gasfreund? Hörst du keinen Rundfunk? Gehst du nie ins Kino?... Ich bin Euphionos, der berühmte Saltenspieler und Filmstar!“

Da rannte Prokrustes in die Nacht hinaus. Es war ihm plötzlich klar geworden, daß Rache eitel ist und selbst den Richtigen trifft und daß Saltenspieler, Operntenor und die neumodischen Filmstars Leute sind, die in jedem Bett sich zu Hause fühlen, und gegen die keines Gottes Macht etwas vermag.

STÜRZENDER BACH

Über Geröll und Gestein

stürzt sich, aufschäumend, der Bach.

Rauscht auch dein Herzschlag drein?

Riefen die Wellen dich nach?

Was dir die Tiefe verspricht,

göttlicher, brandender Strahl,

zwingt dich aus Quelle und Licht

taumelnd und losend zu Tal.

Weile, verweile, sei mach!

Drunten, mein Herz, bist du bald,

drunten die Flüsse sind flach,

weise und müde und alt.

Weile, verweile, sei mach!

Weiß ich, mein Herz, wo ich bin?

Rauscht du im schäumenden Bach

oder im Tal schon dahin? —

Rudolf Habetus



„Wie können Sie mir bei so 'nem Sturm nachlaufen, mein Herr?“ – „Gerade deswegen, meine Gnädige!“

Il colpo di vento: „Ma, signore, come mai potete correrme dietro con questa bufera“, – „Appunto per questo, signora!..“

LIEBE ZU PFERD

VON HEINZ STEGUWEIT

Ihr kennt die Romanze von Donna Diana, der sproden Jungfrau aus Katalonien, die sich am Ende dennoch freiließen ließ? Und erst recht euch, daß Shakespeares Petruccio viel liebe Mühe hatte, das widerspenstige Edelfräulein aus Padua zu zähmen, ehe er endlich sagen durfte: Nun, Käthchen, komm zu Bettel — Was ich heute zu berichten will, klingt nicht weniger amüßend als eine Romanze oder ein einiger Schwank ums Geflügel der Herzen und Sinne. Freilich ist der Schauplatz des Histrischs weder im Schatten spanischer Oliven noch in der Obhut Italiischer Zypressen zu suchen, vielmehr begab sich der Spuk im rheinischen Gebirg, wo die Töchter sonst und gemeinhin weniger stürblich den Werbungen der Männer zu begegnen pflegen. Ja, das Ereignis geschah sogar im Kriege, und es soll uns mitnichten befremden, wenn die in ruhigen Zeiten nützliche Tugend des Mutes sich keineswegs scheute, auch einmal anmutig und letztlich voll Übermut zu sein.

Bedenkt, der junge Oberleutnant, den wir mit seinem Vornamen Diepold rufen dürfen, hatte viel Schwers an den Fronten erlebt, nun ritt er, von einer Wunde genesen, durchs Eifelrevier, bald ein freundliches Wort begehrend, bald einen Schluck aus den Quellen. So kam er, das Pferd am Gitter eines Landhauses vorbeiführend, dem Blick einer schönen Frau ins Gehege, die, im Sattel eines Wallaches thronend, sich anschickte, auf den Wiesen ihres Besitzes die vielfältigen Herden eigener Züchtung zu inspizieren.

Der Offizier hielt inne, klopfte seinem Gaul den Hals, versuchte ein Gespräch zu knüpfen, denn er tat die Ansicht kund, derlei Lämmer, Bienen und Truthühne wären nützlicher als ein Treibhaus voll Hyazinthen, oder ob die schöne Frau anderer Meinung wäre, — allein das emsige, von der Arbeit abgelenkte Gespräch schien nicht gewillt, des Reiters Frage mit einiger Huld zu bescheiden. Vielmehr ließ die Dame eine Sprache vernahmen, gegen deren abweisenden Tonfall die Antwort Greithchens im Osterspaziergang nur ein scheues Flüstern gewesen war. Sie sagte nämlich, sie wäre ein Fräulein, gottlob und mitnichten eine Frau, und ob ihr das Prädiat zustünde, für schön befunden zu werden, das verlange sie nicht zu wissen. Ihr Gesicht war so ernst, ihre Geste dermaßen spröde, und ihre Belehrung, es schicke sich nicht, von Sattel zu Sattel mit vornehmen Damen anzubündeln, scholl so ungnädig, daß dem Oberleutnant nichts andres übrig blieb als mit Respekt zu salutieren und das Fräulein um Vergebung seiner allerdings überaus schweren Sünde zu bitten. Der sanfte Spott des zum Walde hin reitenden Kriegers war der Widerspenstigen nicht entgegen, andererseits mühte sich der Soldat, seinen Groll in eine stolze Empfindung zu verwandeln; und dieses neue Gefühl hatte etwas mit dem Begehren nach Vergeltung zu tun, obzwar im holden Sinne. Denn, dies muß man wissen, der Oberleutnant Diepold war von der Begegnung eher entzündet als gekränkt, und der Wunsch, die schöne Gärtnerin zu zähmen wie Herr Petruccio sein strenges Käthchen, wurde genährt.

Am Abendlich der Offiziere fiel Diepolds Kargheit auf; man bat den sichtbarlich bedruckten Kameraden, das Herz aufzuheben und die Zunge zu lockern. Da erzählte Diepold sein Abenteuer, und als er den Hergang der erlittenen Abfuhr ohne Beschönigung, wenglich mit gelassener Heiterkeit, kundtat, gab's ein herzlich Gelächter rundum. Nicht aus Schadenfreude, vielmehr wußten die Kameraden zu melden, daß das ungnädige Fräulein mit Namen Jorinde den Herren des 'im Eifelrevier Waldgebiet einquartierten Regiments' durchaus bekannt sei. Ja, das heilige Wesen der Dame übertriffe sowohl Donna Dianens Betragen als auch die Unduldsamkeit von Petruccios Käthchen. Man wisse zwar den Namen Jorinde, man schätze auch ihren Beruf als Züchterin von Pflanzen und Tieren, wer aber ihr Herz gewinnen wolle, der müsse schon zu Werke gehen wie Jung-Siegfried bei der Isländkönigin Brunhilde. Auf Diepolds Frage, ob die schwierige Jorinde sich aufs Reiten im Pferdesattel wahrhaftig verstünde, gab man den ausdrücklichen Bescheid, daß hier mit der schönen Amazone freilich nicht zu spassen sei; das Mädchen geloppele jeglichen Morgen um Sonnenaufgang mit einem Wallach über Hecken und Bäche, es sei des Wilden Jägers Kühne Schwastier und pflege alle Verfolger lachend hinter sich zu lassen. Diepold war zufrieden. Er ging belazzeln ins Bett, allerdings ließ der Schlaf auf sich warten, insondern den erregten Kopf noch mancherlei Pläne beschäftigten. Wüßten muß man, daß die Berichte der Kameraden das studelnde Gemüt in Aufruhr hielten, und den, der gestern nur

schwärmte, umzingelten haut' die Geister einer Bewunderung, die erlöst zu werden verlangte. Apoll hub an, um Daphne zu werben, vom offenen Trutz war nicht weit bis zur heimlichen Liebe, es drohte kein Remis geben in diesem Gefecht der Edlen.

Tag um Tag ritt Diepold in einseiner Kuckucksfrühche durch laubige Gebirg, abwechselnd ihnen die Kameraden ihm ein Pferd nach dem anderen, prüften und erproben sollte er, welches das schnellste sei. Morgen für Morgen mühte sich der chevalereske Soldat, nicht nur des Reitens forscheste Kunst in der Schule unentnennbarer Verliebtheit zu üben, er war auch bestrebt, den von kriegerischen Narben behinderten Leib wieder nützlich zu lockern. Tauchte dann bei derlei Ritten zwischen Berg und Tal das hoffärtige Fräulein vor einer Schnelle auf, verkümmte der Reiter keineswegs, die Stöße zu grüßen; dann nickte sie nur, beim dritten Mal wagte sie gar einen geheimen Blick vom Sattel hinüber ins Angesicht des Mannes, der vorläufig keinen Hauch seiner Gefühle preisgab. Ihm fiel nur auf, daß Jorinde — so schlen es — nunmehr nicht ohne Absicht die Spur seiner Waga kreuzte; das Fräulein konnte nicht rasch genug den eignen Wallach vor dem Pferde des Oberleutnants einheilenken, bald im Trab, bald in lodernem Karriere, Herr Diepold tat der Späßen nie die Freude an, einen verfolgenden Wettlauf zu beginnen; wohl aber gönnte er sich einmal den Zufall, ein Spiel mit seiner Geduld wäre gefährlich, und die Reiterin antwortete nichts, doch zeigte sie, einem unartigen Kinde gleich, die Zunge, um dann spornstreichs zu entfliehen.

Bis der Soldat eines Morgens die Gewißheit hatte, daß der Hengst, den er soeben ritt, ohne Zweifel die flinkste Krieszent der erreichbaren Ställe im Umkreis sei. Da faßte er sich ein Herz, sprang zum Landhaus der Schönen hin, traf das raltende Fräulein und gab mit Freimut zu wissen, daß er heute keine Abwehlung und kein Entrinnen mehr dulde. Er bitte also, den Wettlauf mit ihm zu erproben, und sollte er gewinnen, müsse der Preis beglichen werden.:

Jorinde lachte ihr kühnsten Lachen, freilich gelang es ihr nicht, das erste Erörten zu verhindern: im Schimmer ihrer Wangen und Augen tat sich ein Geheimnis kund, von dem man nicht wußte, ob es noch immer letzte Abblingung in sich verbarg. Also willigte das Fräulein ins Ansinnen des Herrn, mit siegesgewisser Miene und triumphierendem Blinzeln allerdings. Ritt dann, bevor er noch danken konnte, querfeldein ins Weite, ein Fliegen und Stürmen war's eher als ein Saloppieren; indes Diepold folgte, schnell, sehr schnell, nicht Gaben oder Hürden scheuend, vollzog sich ein Hindernissen milten in des Herrogts Eifelrevier Natur, da stoben die Hasen, und das plärende Volk der Krähen suchte sein Heil in der Luft.

Fünf Minuten, denn war Jorinde überholt. Sie biß sich die Lippen, sah den Weg von des Siegers schließendem Pferde verstillt, nannte alles ein ungleiches Spiel und verwies darauf, daß es nicht redlich sei, die Vehemenz eines

Ruhetag - Giorno di riposo

(Jos Oberberger)





Hengstes mit der begrenzten Kraft eines Wallachs zu messen, Diepolds Meinung, die Kunst läge beim Reiter, weniger beim Pferd, außerdem wolle der Umgang mit vollblütigen Hengsten gelernt sein, ließ das Fräulein nicht gelten: Jorinde bestand darauf, daß die Weite auf getauschten Gläulern wiederholt werde. Diepold willigte ein, auch bot er jede Hilfe an, doch das Fräulein, weit störrischer als jemals, lehnte ab, nie habe die beste Reiterin zwischen Mosel und Rhein solcher Hilfe bedurft, spottete sie, dann war Jorinde abermals euf und davon...

Der freundliche Gegner folgte auf dem Wallach, wiederum drohte der Soldat den Hochmut der Amazone zu strafen, als das Spiel eine teils bittere, teils überaus anmutige oder gar übermütige Wendung erfuhr. Dann die Dame, die ein neues Unterliegen mit allen Mitteln reitender Schlauheit zu verhindern trachtete, lenkte den ihr anvertrauten Hengst absichtlich einer Koppel zu, wo die Stuten des eigenen Hofes weideten. Jorinde ahnte, daß derlei Witterung den Eifer ihres Tieres bis zur Sturmesolle befehlen müßte, — als etwas geschah, was ebenso kurios als natürlich war, obgleich es nicht im Kalkül des eilten Fräuleins verzeichnet stand.

Hört: Jorindes Hengst zögerte nicht, sich eine der Stuten mit flöttem Blick zu küren. Er hielt, nicht Sporn noch Zügel mehr empfindend, wieherderwaßen inne, kein Zuruf oder lockendes Schnalzen betörte den Gaul, der sein Opfer umtanzte, um sich dann, nach mancherlei Liebkosungen mit Mähne, Hals und Zunge, auch den letzten, den holdsten Hüpfen zu gönnen...

Herr Diepold, der edle Ritter, der das Fräulein noch immer im Sattel des hurtig rauschenden Hengstes thronen sah, wußte nicht, ob er das Bild, das sich ihm bot — ein Schauspiel der

Natur, wie man sagen muß — nun herzlich bedauern oder weit seliger belachen sollte. Da aber das Fräulein, aller Bestürzung untätig, der Lage keineswegs gewachsen war, vielmehr zwi-

schen Eröten und Erblaffen ein übers andre Mal um Hilfe rief, meinte sich der muntere Kavaller des Versiehens zu entsinnen, daß die beste Reiterin zwischen Mosel und Rhein keinerlei Hilfe bedürfte —! Dennoch führte er seinen Wallach behutsam an die Flanke des vermögenden Kameraden, in dessen Sattel die Amazone flüchtig schaukulte. Und verstand es, teils mit gutem Zuruf, zumelst aber doch durch abwartende Geduld des Hengstes Feuer zu beschwichtigen. Bis das Tier, seiner Morel als gut erzogenes Equus caballus wieder inne werdend, allmählich neuen Boden fand, um dann, das Intermezzo mit einem dankbaren Schnauben beschließend, den Gehorsam auf Zugelzug und Schenkeldruck neuerlich aufzunehmen.

Diepold salutierte vergnügt, Fräulein Jorinde aber sank erschöpft vom Roß, der Reiter neben ihr mußte eilends den Sattel verlassen, um die Dame aufzulangen, und zwar in den innig gebreiteten Armen.

Den Heimweg legte man wandernd zurück, jeder tat philosophisch, jeder führte auch sein Pferd, und Jorinde durfte, konnte, ach: wollte nichts andres offenbaren, als daß sie sich überwunden fühle, der edle Herr Diepold sei heute abend zu Gast gebeten...

Uns ist gestattet, dem Paare einiges Glück zu wünschen, vor allem der gezähmten Jorinde. Die Kameraden, denen es oblag, nach den Gründen und Umständen des kaum begreiflichen Sieges zu fragen, antwortete der stille Triumphtor lediglich, die Liebe — und nur diese — habe ihm geholfen, das Paradies der Erde liege nun mal auf dem Rücken der Pferde, und er flügte von Petrucciols Küchlein die einsichtsvollen Worte an:

O daß die Weiber herrschen, trotzen wollen, Wo sie nur immer lieben sollen...

INSEL MAINAU

Auf der Terrasse

Ist es der Duft,
Aus Rosen entstieg,
Der mich beseligt,
Oder drunten die blaue Gruft,
Zypressenumarmungen,
Die mir befehligt,
Süß ins Vergessene
Hinab zu bebent?

Lächelnd zu schweben —
Lehrt mich hauptüber
In luftblauer Dichte
Goldenhäutig
Die südlische Frucht!

Zypresse

Flammend sie süht!
In blattgrüner Dichte
Heiße Verzichte.

Finstern Verzehren,
Kann sie ihm wehren?
Erbarne!
Immer grünt
Das Begehren
Erstorbener Arme.

Georg Schmarz



„Albert hat die Übersicht über Zahlen völlig verloren: gestern schickt er mir nur ein Küßchen — heute sinds schon tausend Küsse!“

Sperpero: „Alberto ha perduto completamente l'orientamento dei numeri. Ieri mi mandava un solo bacio ed oggi me ne manda già mille!..“

DER SCHÄFER

Hat früh den Tau die Sonne aufgelogen,
Greift bu gemacht zu deinem Schwarzbörnflod,
Kommt fröhlich mit der Herde angezogen,
Grau wölbt der Wäde dichte Weltgeflod.

Dir folgt dein frommer Wolf, der das Gemimmel
Der Leiber auf der Trift zusammenhilf,
Dein sind die Erde und der freie Himmel,
Dein ist die ganze grüne Pflanzenwelt.

Und nähert sich der Abend feucht der Erde,
Zieht du gefallen in den Hof zur Nacht:
Du vornehmst und hinter dir die Herde,
Es ist schon viel: Du hast sie fatt gemacht.

Heinz Friedrich Kamecht.

NEBENBUHLER

VON WILLY WALFRIDSON

Scheinbar lobten sie im besten Einvernehmen, die Bewohner des Hauses Rabengasse 13, Schuhmachermeister Lund in seiner Kellerwerkstatt — Frau Skog, die Milchhändlerin und Fräulein Jonsson, die Grünkramerin im Erdgeschoß — die Näherin Alida Persson und die Witwe Phil mit ihrer Tochter Aina im ersten Stock.

Meister Lund, Junggeselle und in noch guten Jahren, war als einziger Mann im Hause natürlich der Hahn im Korb. Sein ließ er sich auch die vielen kleinen Beweise besonderer Geneigtheit gefallen, mit denen ihn die weibliche Nachbarschaft in selbstloser Weise und ohne eifersüchtige Regungen von allen Seiten bedachte.

Das Sonntag zum Beispiel war er ständiger Mittagsgast bei Fräulein Jonsson, um bei Frau Skog den Nachmittagskaffee einzunehmen und sich hernach bei der Witwe Phil an einigen Gläsern selbstbereiteten Kirschwines zu erquicken. Den Abend aber verbrachte er in Gesellschaft von Alida Persson, die Besitzerin eines kostbaren Schallplattenapparates war. Kurzum, er führte ein Leben wie im Paradiese und war ängstlicher denn je bedacht, sich seine Junggesellenfreiheit zu wahren.

Bis eines Tages das Schicksal einen seiner isonnenhaften Sprünge tat und ihm den Spaß verdarb. Die Witwe Phil hatte sich entschlossen, ein Zimmer ihrer Wohnung zu vermieten.

Der neue Mieter war ein junger Eisenbahnbeamter. Ein liebenswürdiger junger Mann, der in seinem Äußeren einem bekannten Filmhelden sehr ähnlich sah. Was Wunder also, daß er Eindruck machte und die Herzen der Damen im Nu gewann. Und das auf Kosten des Schuhmachermeisters!

Denn mit Kummer und Verdruß mußte Meister Lund erfahren, wie wandelbar die Gunst des schönen Geschlechtes ist. Die sonntäglichen Einladungen wurden spärlicher und spärlicher. So zog er sich schließlich von selbst zurück und flüchtete in die Abgeschlossenheit seiner Kellerwerkstatt, sobald er nur die Stille seines Nebenbuhlers vernahm.

Von Stund an war er ein gebrochener Mann und verfiel offensichtlich dem Trübsinn. Er sang nicht

mehr und grüßte niemanden, er hämmerte nur noch mit glanzlosen Augen auf die Schuhe ein. Das Haus, früher ein Garten Eden, hatte sich in ein Inferno verwandelt, so daß er beschloß, auszuziehen und sich einen neuen Kundenkreis zu suchen.

An jenem Morgen aber, da er diesen Beschluß gefaßt, erhielt er einen Brief. Der und stammte von dem verhassten Nebenbuhler und enthielt eine Einladung zur Verlobungsfeier, die am Abend in der Wohnung der Witwe Phil stattfinden sollte. Die Verwirrung jedoch, in die Meister Lund darob geriet, stand in keinem Verhältnis zu der, die die weiblichen Bewohner des Hauses befiel. Dann an alle Hausbewohner war die Einladung ergangen und jede schwelgte nun in der Hoffnung, daß gerade sie und keine andere die Ausgewählte sein würde.

Kokett betrachtete Frau Skog sich in dem kleinen Spiegel, den eine Margarinefabrik zu Reklamezwecken in ihrem Laden hatte anbringen lassen. Und in der Anwendung eines Gefühls feierlicher Andacht holte Alida Persson ihr Konfirmationskleid hervor und überlegte, wie sich daraus wohl ein Brautstrauch machen ließe. Das kleine, dühre Fräulein Jonsson hingegen saß hinter dem Ledenisch und übte sich, schmeichend ein zartes Ja zu hauchen.

Und der Abend kam. Traulichen, doch gefaßten Sinnes — nachdem er sich zuvor ein wenig Mut und Stärkung angetrunken — beirat Meister Lund die Wohnung der Witwe Phil. Die Damen waren bereits vollzählig anwesend. Frau Phil bat Platz zu nehmen und Aina, die Tochter, schenkte ihm ein Glas Kirschwine ein.

Da betrat der verhasste Rival den Raum. „Es freut mich, daß Sie gekommen sind, meine lieben Freunde, und ich danke Ihnen!“ begrüßte er seine Gäste.

Lund schluckte den Inhalt seines Glases, als tränke er sauerstes Essigwasser. Der andere aber ergiff erneut das Wort.

„Ich habe Sie eingeladen, meine Verlobung zu feiern. Wer die Braut ist? Geduld, meine Lieben! Gleich will ich es Ihnen verraten.“ Lautlose Stille verhallender Spannung folgte seinen Worten. Dann aber machte sich unter den Damen eine gewisse Unruhe bemerkbar. Madame Skog, die hinter Fräulein Jonsson saß, schob ihren Stuhl in günstigere Position. Ein Manöver, das von den anderen sofort durchschaut wurde. Ein verbißener, hartnäckiger Kampf um den besten Platz begann und endete erst, als der junge Mann wieder weitersprach.

„Doch nun will ich endlich die Siegel des Geheimnisses lösen. Dann ich hoffe, daß meine Ausserkennung mich mit offenen Armen aufnehmen wird...“

Drei Paar sehnächtiger Frauenaugen streckten sich ihm entgegen, drei Herren hehrstehender Frauen drohten zu zerspringen, drei Lippenpaare formten sich zu einem zarten Ja. Meister Lund aber, entschlossen, sein Geschick mannhaft zu ertragen, griff mit fester Hand nach dem Stuhlücken vor sich. Doch da zeigte sich auf dem Gesicht seines Rivalen plötzlich eine Mischung von Erstaunen und leichtem Spott. Alsdann aber trat er an Aina, die

junge Tochter der Witwe Phil heran, umarmte sie und rief:

„Liebe kleine Aina, jetzt bist du mein — vor aller Öffentlichkeit!“

Diese sensationelle Wendung löste unter den Frauen, die so jäh aus den Wolken des Glücks gefallen, die trübste und verzagteste Stimmung aus. Nur noch mit Widerwillen ließen sie nun die zufriedenen Reden der Witwe Phil über sich ergehen, womit diese voller Rührung das Glück ihrer Tochter pries. Es schien, als wären die glühenden Herzen plötzlich zu Eis erstarrt, und es war ihnen anzumerken, wie bitter es sie reute, soviel Zeit und Mühe an einen Unwürdigen vergraben zu haben.

Meister Lund dagegen kam immer mehr in sein altes Fahrwasser und wurde wieder guter Laune. Und stand auf und hielt dem jungen Paar eine begeisterte Rede, worin er den früheren Nebenbuhler einen braven und biederen Bürger nannte. Als Fräulein Jonsson ihn dann aber beim Abschied für den nächsten Sonntag zum Mittagessen einlud, da schonte er sich vollends mit dem Schicksal aus und entschloß sich, den Plan seines Wegzuges für immer aufzugeben.

(Aus dem Schwedischen von Valborg Rietig)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nückel)



Bobby sagt zu Rudi:

„Du, denk dir nur, heute vormittags trafte ich den Baron Schreckenstein, glaubst du, er hätte gegrußt?“

„Aber Bobby“, erwidert Rudi, „der ist doch schon seit Wochen in Italien!“

Meint Bobby:

„Aber deswegen hätte er ja doch grüßen können!“

*

Unser lieber Mitrekrut Banz war einer, dem man nicht ankonte. Als er einmal bei der Übung wieder recht schlecht schoß, nicht nur keinen Ring, sondern nicht mal die große Scheibe traf, und der Herr Unteroffizier ihn stauchte, sagte er: „Entschuldigen S', Herr Unteroffizier, ich denk halt immer den Ernstfall.“

„Ja stellen S' ihnen doch so einen feindlichen Sturmangriff vor, ganz dick und schwarz kommen s' daher, wenn mir da alle nach dem selben Fleck schlüß'n, san me hergeschant!“

H. W.

DER TON

Die Grille singt;
von ihrem Laut
sind Menschen frühlich und erbaute:
Wie hübsch es klingt!

Man fängt sie und man sperrt sie ein,
kein Käfig ist für sie zu klein,
auf daß sie nicht den Ton verliere
und - so geplagt - noch lauter musiziere.

Peter Scher

Das alliierte Terzett

(O. Gubrionsson)



„Verdammte Mißbiöne! Solange der Baßgeiger nach seinen eigenen Noten spielt, kann keine rechte Harmonie entstehen!“

Il terzetto degli Alleati: „Maledette stonature! Fintantochè il contrabbassista suona dietro le proprie note, non potrà mai uscirne una giusta armonia!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Moskaus neuer Liebling

(Erich Schilling)



De Gaulle wird zum sowjetischen Konjunkturritter geschlagen.

Il nuovo beniamino di Mosca: De Gaulle viene creato "Cavaliere di congiuntura", dei Sovieti.

VON C. E. HELK



Meier, der Pferdehändler, hatte eine wirklich hübsche Fuchsstute im Stall stehen. Dreitausend Mark wollte er dafür haben. Das war allerdings ein hübsches Stück Geld, aber das Pferd war es auch wert.

Er überlegte, wem er das Pferd wohl anbieten könne und verfiel auf Direktor Brinkmann von den großen Eisenwerken; für den waren dreitausend Mark ein Pappenstiel. Er machte sich also bei passender Gelegenheit an Direktor Brinkmann heran.

„Ich habe da eine Fuchsstute im Stall, Herr Direktor, das gegebene Pferd für Sie. Bildschön, lammfromm und schnell — wenn Sie auf der morgens um sechs von ihrer Wohnung weglaufen, sind Sie um halb sieben in Groß-Borstel.“

Der Preis spielte keine Rolle bei Direktor Brinkmann und so war er damit einverstanden, daß Meier ihm am nächsten Morgen die Stute vorführen lassen würde, damit er sie ausprobieren könne. Dies geschah.

Es verging einige Zeit, ohne daß Meier von Herrn Direktor Brinkmann etwas gehört hätte. Ungeduldig rief er ihn schließlich an und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Guten Morgen, Herr Direktor. Nun, wie ist das mit der Fuchsstute? Hat sie Ihnen gefallen?“

„Soweit ganz gut.“

„Wäre das nicht was für Sie?“

„Ach, ich weiß nicht.“

„Aber ich bitte Sie, ist die Stute nicht bildschön?“

„Doch, das ist sie.“

„Und ist sie nicht lammfromm?“

„Ja, gewiß, das ist sie auch.“

„Und ist sie nicht schnell?“

„Ja, das ist sie schon, aber wissen Sie, ich hab' mir das überlegt, was soll ich jeden Morgen um halb sieben in Groß-Borstel?“

Der Stammisch

Von Walter Foltzick

Ich weiß nicht, ob sich die Soziologen schon mit dem Stammisch beschäftigt haben. Nach der Eihe halle ich ihn für eine der wichtigsten Grundlagen des Gesellschaftslebens der Indogermanen, Insonderheit der germanischen Sprachfamilie. Ich glaube an die staatenbildende Kraft der Stammische. Erst als die nördlichen Völker durch Berührung mit der südlichen Zivilisation Tisch, und somit Stammische bekamen wurden sie seßhaft und gründeten Staaten.

Der Stammisch ist die Keimzelle des Vereins, er unterscheidet sich von diesem nur durch das Fehlen von Statuten. Es kann vorkommen, daß sich durch Staatsstreich oder durch Volksbeschluß eine der Stammischler zum Kassenwart aufschwingt, und schon ist der Verein fertig. Was daraus werden kann, ehnt man gar nicht.

Der ungeschriebenen Gesetze hat der Stammisch viele. Es sind sehr strenge Gesetze, die aus Brauchtum befolgt werden. Da weiß jeder, an welcher Stelle einer bekannten Geschichte er bei deren Bericht zu lachen hat, wann er Stammischbrüder bedauern muß und wann er alles zu übersehen hat. Um jeden Stammisch ist solche Geheimwissenschaft. Bekanntermaßen entsteht aus Gebräuchen Kultur. Noch hat niemand das große Werk geschrieben: Die Geburt unserer Kultur aus dem postglazialen Stammisch.

An guten Stammischen hat jeder seinen Stammpatz. Tritt der erste Stammgast an den Tisch, so

fragt er, ob noch niemand von den Herren da ist. Die Bedienung bestätigt ihm dann regelmäßig, daß der erste sei. Früher waren für die Herren am Stammischen Zeitungen und gebratene Kalbschaxen reserviert. Das liegt jetzt sehr im argen und Überlebende bemühen sich, diese Tradition in die Zukunft hinüberzuwerfen.

Man weiß von jedem einzelnen, ohne zu fragen, ob er Helles oder Dunkles trinkt. An Stammischen gedeihen auch häufig die Bierwärmer. Eine vollständige Entwicklungsreihe der Bierwärmer fehlt selbst im Deutschen Museum zu München. Desgleichen vermissen wir auch eine gründliche Arbeit über die geographische Verbreitung des Bierwärmers. Südlich drang er mit den einwandernden Bajuwaren bis in die Alpentäler; vor, nördlich findet man ihn in der Diaspora selbst in Berlin.

Früher hat ein gepanzelter Ritter auf dem Tisch das Signal gegeben, daß sich kein Unbefugter hierher wagen dürfe, heute zeigt ein einfaches Schild mit der Aufschrift „Stammisch“, daß hier heiliger Boden ist. Aber dieser Boden ist jetzt sehr gefährdet, und heranbrandet die Menge, um alle Rechte zu zerstören. Nicht zu beneiden ist der einzelne Mann, der im Schatten des Schildes sitzt und mit seinem Leib das Asyl für die andern decken will.

Die Berechtigung zum Stammisch steht jedem Deutschen frei, doch ist es Sitte, daß er sich erst in reiferem Alter zu Stammischen vereinigt. Neue Stammische entstehen teils durch Stecklinge, teils durch eine Art Zellteilung, indem durch Knech aus einem Stammisch häufig zwei werden.

SCHÖNE AUSSICHT

Ein etwas größ'eres Quantum Fett,
fo meinst du, wäre doch recht nett!

Na, tröste dich, mein liebes Kind,
ble mir erk mal im Himmel find.

Dann gehn wir, je zu zwei, drei, viere,
an jener Straße promenieren,
die, wie du weißt, von A bis Z
reineig aus Milch und Rahm besteht,
moraus wir, bloß indem wir fährten,
die nötige Butter aus bereiten.

Von Zeit zu Zeit laßt man sich gern,
um auszuruhen, auf einen Stern
(für jedermann gibt es da einen),
schabt sich die Butter von den Beinen
und streicht dieselbe ganz hommod
aule trockne Himmelsteeperbrod.

Weil nun (dafür laß' ich mich höpfen)
der Vorrat niemals auszufrischen,
geht das so weiter höchst bequem
bis Anno Sanct Methusalem.

Ratstöhr

Stalin schweigt

(Wilhelm Schütz)



„Vielleicht gelingt es auf diese Weise, mit unserem sowjetischen Freunde zu sprechen!“

Stalin face: „Forse riusciamo in tal modo di parlare col nostro amico sovietico!„

FREDERIK MIT DEM KAKTUS

VON EUGEN SKASA-WEISS

Fredrik hatte sich auf dem Blumenmarkt einen Kaktus gekauft, der war in einem erdbeerrotten Fingerhut gepflanzt und von Gestalt so klein wie eine Erbse. Aber Stechen hatte er schon über und über, wie ein Erwachsener.

Die zitronengelben Namentafeln, die er trug, war um vieles größer als sein Töpschen und er zusammengekommen; darauf stand ein langer Name in Apothekerhandschrift. Fredrik entfaltete ihn später glückselig in einem Café; die Schrift bedeutete „Echinops Schickendanzli Web.“ Er war stolz, daß er eine Pflanze mit einem solchen Namen selbständig gekauft hatte und steckte die Namentafel in die Westentasche, damit sie nicht dummerweise verlorenginge.

Daneben aber wurde der Schickendanzli kaktus derart klein, daß er auf der Marmorplatte neben dem Aschenbecher überhaupt nicht mehr zu sehen war. Auf diese Weise passierte Fredrik mit dem unerwachsenen Kaktus etwas recht Unangenehmes.

Als das Servierfräulein ihm das Kaffeetischblatt brachte und die einzelnen Dinge auf dem Tablett vor Fredrik anordnete, zog es plötzlich, wie von einer Wasp gestochen, seinen Arm zurück und schrie ganz laut: „Aul!“ in das Café, so daß jeder es hören konnte; und jeder sah auch augenblicklich erstarrt und vorwurfsvoll auf Fredrik und das Mädchen.

Dieses aber wurde zinnberot und blitzte Fredrik feindselig an, denn es dachte, dieser Herr mit dem egalischen Blick hätte es mutwillig gestochen, weil es den Kaktus nicht sehen konnte und seine Hand neben dem Aschenbecher lag und so tat, als sei nichts geschehen. „Das war ich nicht, Fräulein!“, sagte Fredrik plump, dem es nicht paßte, daß die Kaffeehausgäste auf seine Hand wie auf die eines Totmörders starrten. „Was haben Sie sich eigentlich getan, daß Sie hier so laut werden?“

Darauf drehte das Servierfräulein sich um und ging mit brüskten Schritten hinter die Theke, wo der finstere Herr des Kaffeehauses stand und unwillig zu Fredrik hinsah. Fredrik hörte, wie er das Mädchen hinter dem Wandschirm halblaut fragte, ob der sonderliche Vogel etwa versucht hätte, es zu zwicken.

Fredrik, den der „sonderliche Vogel“ genügend verdross, spitzte die Ohren und bemerkte mit Mißbehagen, daß fast sämtliche Gäste dasselbe taten.

„Nein!“, flüsterte das Mädchen entrüstet, „aber ich habe mich gerade an ihm irgendwas gestochen.“ Sie sagte das mit einem Theaterflüstern, das ätzend bis in die fernsten Winkel des Kaffeehauses drang. Es war zu spüren, wie sämtliche Gäste plötzlich stutzten, von ihren Zeitungen aufsehen und mit geringschätzigen oder zweideutigen Blicken zu Fredrik hinsahen. Andere hielten die Tassen kurz vor die Lippen an und beugten sich neugierig vor, so daß Fredrik beinahe auf sich selbst den Verdacht warf, ein ungesetzlicher Schwereitler zu sein.

Offenbar aber war der finstere Herr des Kaffeehauses der einzige, der dieses Geplärr nicht richtig verstand hatte. Zusammenzuckend hörte Fredrik wie er das Mädchen hinter dem Wandschirm anbrüllte:

„Was haben Sie sich an ihm getan?“ „Er hat gestochen!“ antwortete das Mädchen kurz angebunden, doch diesmal mit einem Flüstern, das in ein furchtbares Zischen überging. Fredrik war hinter seinem Tablett zumute, als würde er von einem heißen Dampfstrahl angeblasen und lebend darin gestochen.

„Er hat Sie... was?“ brüllte der beserkerte Herr. „Baß das mißtrauisch gewordenen Schwerhörigen dawider.“

„Gestochen!“ schrie nun das Mädchen verzwei-

felt und in höchstem Diskant, und die Gesichter der Gäste wandten sich nun Fredrik offen verurteilend und beunruhigt zu. Es drängte ihn, mit einer bagatellicierenden und erklärenden Handbewegung, sarkastisch lächelnd, auf den dämonischen Zwerg Schickendanzli Web. zu weisen — aber der war in seinem Lilliputiopflöchen nur wenige Zentimeter weit sichtbar.

„Gestochen! Höre ich recht?“ Das war noch nicht da!“ tobte die rüde Stentorstimme des Chefs hinter dem zitternden Wandschirm, und Fredrik fühlte, daß er sich diese schwerhörigen Wütericher gegenüber niemals mit der subtilen Wahrheit herausreden könnte.

„He! Er hat Sie gestochen! Wo gibts denn was so was! — Und das lassen Sie sich bieten!“

Das Mädchen schluckte auf, und es war zu spüren, daß es vor Scham nicht mehr wagen würde, hinter dem Wandschirm hervorzutreten.

„Tut es weh?“ mischte sich eine andere, schmalzige Stimme — die des Konditors wahrscheinlich — dazwischen, „womit hat er Sie denn gestochen? Und wo?“

Fredrik blüß sich auf die Lippen.

„Wohl — Mensch, das fehlte noch! Wo, fragt er, wohl!“ brüllte nun der Chef, und seine Stimme verriet die Energie eines Rächers und Inquisitors. Jede Aussichts, daß Fredrik das Lokal unverzüglich verlassen könnte, schwand dahin.

„Ich weiß es nicht...“ schluckte das Mädchen, und die Kaffeehausgäste sahen nun doppelt interessiert zu Fredrik hin. Der starrte verstört ins Nichts und tat, als ginge ihm das ganze nichts an.

„Was!“ hörte er hinter Wandschirm brüllen, „Sie wissen es nicht? Warum heulen Sie denn? Wieso lassen Sie sich von Gästen stechen? Ohne zu

wissen wohin! Ich werde den Kerl hinauswerfen!“ Er tauchte plötzlich rot und vierkantig vor dem Wandschirm auf und betrachtete Fredrik stumm und wie einen Zopfabschneider. Die genießerische Spannung der Gäste auf den Verlauf dieses Skandals begann Fredrik zu rädern.

Auf einmal stemmte der Schwerhörige beide Füße auf den Tisch und bogte sich tief über Fredrik, als hätte er Lust, ihn mit dem Kaffeetischchen aus dem Lokal zu legen. Fredrik sprang auf. Er schlug, da er in seiner Verzweiflung keinen anderen Ausweg sah, mit der Faust auf den Tisch.

„Herrgott, Sie brauchen sich nicht für das Mädchen zu entschuldigen!“, herrschte er den wütlich gegen ihn vorgestemmten Wütericher an, „es hat meinem Kaktus!“ — und dabei hielt er ihm das Fingerhutplättchen dicht vor die finsternen Augen — „In der Elle bloß zwei kleine Stacheln abgeknickt. Es war ein seltenes Exemplar, schade... aber ich verzehle ihr. Aber Ihr Gebrüll, Herr, ist nicht zu verzeihen, lassen Sie die Lappalie jetzt endlich ruhen, ja!“

„Gestochen! Lappalie!“ grollte der Schwerhörige dumpf. „Mit einem Kaktus! Lappalie! Das sind Scherze, Herr...! Und wohin? Wohin, frage ich!“ Er ballte die Fäuste. Fredrik setzte sich erschöpft und sprunghaft auf die Stuhlkante. Die Gäste, die zu begreifen angingen, lachten emuliert auf. „Sagen Sie es ihm nicht. Lassen Sie es ein süßes Geheimnis sein!“, rief ein belustigter junger Dachs spontan Fredrik zu: „Aber wozu mit einem so kleinen Kaktus?“

Da kam das Mädchen zerknirscht hinter dem Wandschirm hervor und zeigte dem hinterdickigen Chef kläglich ihren Daumen.

Er betrachtete sich das Unheil pedantisch und Fredrik sah einen winzigen Kaktusstachel ganz aus ihrer rosaroten Daumenkuppe aufglitzern. Plötzlich drehte der Schwerhörige sich verächtlich um. Das Mädchen lächelte Fredrik unter Tränen verzöhnlich zu. Der sah sauerförmlich auf seinen Kaktus, als hätte der ihm leide.

Herrgott, das Theater war noch nicht zu Ende! Hinter dem Wandschirm hörte er den nachgrollenden Chef, dem versteckten schmelzigen Konditor zugewandt, zähneknirschend knurren: „In den Daumen! Was er davon bloß hat!“

Und nach einer Weile kam es tropfenweise: „Früher gab die Zopfabschneider. Und in München haben sie vor Jahren einen erwisch, der allen jungen Mädchen die Brillen abgerissen und danach zertrümmert hat. Nur den jungen Mädchen, merkt du was? Aber in den Daumen stechen — und mit einem Kaktus — ein älterer Mensch — was das für Zeiten sind! Und mich auch noch anschauen — und mit meinem Kaktus drohen! Das fehlte noch...! In den Daumen!“

„Hast du schon gelesen“, brabbelte der Konditor, „was die Chinesen machen? Die setzen arme Teufel über Kaktusse, die ganz rasch weichen, sägen ein Loch in den Stuhl, damit der Kaktus mit der Spitze von hinten her durchkann und dann gießen sie ihn, und er wächst nun rückwärts durch den armen Teufel hindurch, bis er das Herz durchbohrt...“

Fredrik hörte, wie der Konditor danach stöhnte und seufzte. Er war fast überzeugt, daß der Schwerhörige wenig davon richtig verstanden hätte, daß diese Erzählung aber vielfach genügte, ihm nun endgültig in diesem Café den Garaus zu machen.

Und während er, den dämonischen Schickendanzli Web. in der zitternden Hand, durch die Drehtür ging, hörte er drinnen brüllen:

„Ein Loch in den Stuhl? Geshägt! Wer hat das getan?“

Er hörte noch, wie das Mädchen „Nein! Nein!“ schrie, dann machte er allends, daß er davonkam

Antwort an Dich und viele

Von Herbert Leinboubote

Ich kann Dir weiter nichts sagen,

Als daß mir marfizieren —

Weiß wohl, daß all Deine Fragen

Nach unfremem Weg und Ziel

Nicht nur lo baherelagst find,

Aber mit Wolken und Wind

Im Emigen Ich verlieren,

So pflügt unfreies Herzens Kiet

Die namenlosen Werten —

Wir find auf endloser Fahrt

Durch ulerleie Zellen.

Mehr kann ich Dir nicht Antwort geben,

Heute nicht und auch morgen nicht;

Denn alles, was in Der Tiefe aufbricht

Und was in mir geborgen ward

Auf Wegen zwischen Tod und Leben,

Das mirb sich erst aus dem Dunkel erheben,

Wenn wieder einkt im Morgenlicht

Die helfen Gedanken zur Sonne fliegen —

Bis dahin laß Dir genügen,

Daß meine Seele spricht —



„Auf, Ulla, im Büro gähnst du doch auch nicht mehr um diese Zeit!“ — „Hast du 'ne Ahnung!“

Permesso: „Alzati, Ulla; già anche in ufficio non sbadigli più a quest' ora!“, — „Eh, hai un' idea tu!“,



SCHACHTELHIRNS IDEEN

VON SCHLEHDORN

Nach einer Goethefeier saß Regierungsrat Julius mit dem Statistiker Dr. Emil Schachtelhirn zusammen.

„Ja, die Unterblichkeit“, sagte Schachtelhirn, „ich habe in meinem Konventionslexikon festgelegt, daß mindestens 90% der Unterblichen in den letzten 50 Jahren hinzugekommen sind. Die Unterblichkeitsziffer ist beängstigend angestiegen. In Frankreich macht man sich die Sache leicht: die haben ihre 100 Immortels in der Académie Française, also numerus clausus. In anderen Ländern überläßt man die Unterblichkeit verantwortungslos dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage. Einen organisatorischen Ansatzpunkt gäbe der Urheberrecht, wonach der Schriftsteller sich selbst um 30 Jahre überlebt. Ich schlage vor, man gründe einfach eine Behörde. Die Unterblichkeitszustellungsstelle. Dort hinein etwaige Jubilare bzw. deren Angehörige oder Anhänger einen Antrag auf Nachruhmabschluß in dreifacher Ausfertigung einzu-reichen. Geschleht das nicht, oder werden die Gebühren nicht recht-zeitig gezahlt, so wird der Betreffende im Reichtumsblatt gestrichen. Seine Gedichte gelten als Volkslieder, bei seinen Tragödien darf ge-lacht werden, Doktoranden dürfen ihn abschreiben, ohne ihn in der Fußnote zu zitieren.“

Sie behaupten vielleicht, das sei Bürokratie oder das Urteil sei zufällig. Entschuldigen Sie: Sie überlassen das Urteil der „Öffentlichkeit“, dem Zufall und dem Beifall. Sie beurteilen den Beifall nach der Auflage-ziffer oder dem Applaus im Theater — sind die Käufer oder Klatscher urteilsfähig? Haben sie eine Kauf- oder Klatschprüfung bestanden? Ne also?

Mit dem Dienstgebäude der Reichsnachruhmzustellungsstelle sind verbunden: rechts eine Sandstelle, ein Dutzend Interviewzellen (mit Einrichtung zum Fortgesehenwerden), Telefonzellen für eigene Berichterstatter von Zeitungen und ein kleiner Lorbeerhain. Links, für die Abgelehnten, eine Bierkneipe, wo es warme Würstchen gibt. Sie ist dem öffentlichen Ver-kehr zugänglich. Da treffen sich alle Nichtunterblichen. Es wird rechts sehr gemessen zugehen — die Schreienden reden druckreif und des-halb weniger — links wird es dafür um so gemühtlicher. Ein gewisser Ausgleich muß doch sein.“

„Gewiß“, meinte Julius, „das vereinfacht dann die Geschichtsschrei-bung.“

„Richtig, die Geschichtsschreibung“, rief Schachtelhirn. „Ich sehe vor-aus, wie zwangsbefugte alle Geschichte schließlich in Statistik übergeht.“

In Amerika ist man schon dabei. Von der Einheitswage bis zur Normal-bahre ist das alles genormt und numeriert. Vielleicht sogar die Liebe. Mensch und Maschine lassen sich nicht mehr unterscheiden, dann die Maschine ist bis dahin beseelt worden. Lyrische Gedichte lassen sich maschinell herstellen, falls Bedarf besteht. Empfindungen werden ge-messen, alles ist elektrisch, und es gibt drei Typen von Töpfen für die Wirtschaft und zwei Meinungen (innerhalb der Ehe nur eine). Man gön-net einfach eine Behörde, die alles auf Diktometertastatur bündelt. Wie in der Kreidezeit der Dinosaurier die Landschaft beherrschte, so eldsand der Din-Arier. Der hat das Vergangene aufgezeichnet, das Gegenwärtige statistisch erlirbt und das Zukünftige vorausberechnet. Was früher Pro-pheten waren, nennt man dann Konjunkturforscher.“

Ja, überlegte Julius, am Ende erledigten die Menschen dann Himmel und Erde. Und die Erde war erfüllt und durchorganisiert. Raslose Klä-heit lag über den Untiefen und kleinerer Geist schwebte mehr über den regulierten, kanalisiert und destillierten Wassern... „Immerhin“, sagte er, „ein interessanter Gedanke.“

„Ach so, Gedanken“, fiel Schachtelhirn ein, „da habe ich eine Idee. Im Zuge der Entwicklung wird man dahin kommen müssen, die Gedanken zu bewirtschaften. Wie wertvoll Gedanken sind, zeigen die Philo-sophen. Aber wie mancher Mann ist gestorben, ohne je einen Gedanken geäußert zu haben, z. B. wenn er Belsitzer war oder verheiratet, oder wenn er sich sagte, daß schließlich Aristoteles schon alles gewußt und Goethe schon alles besser gesagt hat. Andererseits, wie gefährlich sind Gedanken: Die meisten Verkehrsunfälle treffen Leute, die in Gedanken gingen. Bei den meisten Dummheiten entschuldigt man sich: Ich hatte gedacht... Und im Frühling kommen bekanntlich auch kluge Leute auf dumme Gedanken.“

Ich denke, man gründet einfach eine Behörde. Sie hat ihren Vorkläufer in der Patentenmeldestelle. Wer einen eigenen Gedanken hat, oder zu haben glaubt, hat ihn der Gedankenmeldestelle zur Prüfung vorzu-legen. Zurückhaltung von Gedanken (Gedankenhortung) ist unzulässig. Die ausgefüllten Formulare, die den Gedanken kurz nach Inhalt, Ursprung und Alter anzugeben haben, gehen an die Gedankenprüfungsstelle, die mit der erforderlichen Anzahl von Abteilungen arbeitet. Ist ein Ge-danke alt und wahr, so wird seine Verbreitung mit entsprechendem Zu-satz freigegeben. Ist er alt und falsch, so wird er der historischen Ab-teilung überwiesen und notfalls unter Verschluss genommen. Ist er neu und richtig, so wird er gegen angemessene Vergütung für den All-gemeingebrauch beschlagnahmt. Ich habe dazu einen eingehenden Ge-setzenwurf nebst Aus- und Durchführungsbestimmungen ausgearbeitet. Ist ein Gedanke neu und unrichtig, so tritt 1–10 Tage Nachdenken in schweren Fällen Einzelnden, ein. Ist er aber neu und halbwegs, so wird er dem Verfertiger überlassen, um ihn zu propagieren, darüber zu disputieren, sich damit zu blamieren. Dann wenn es keine halbweisen Gedanken gäbe, hörte jede Diskussion auf. Und dieser, mal Gedanke von der Gedankenprüfungsstelle“, fügte Schachtelhirn stolz hinzu, „wäre einer von den Gedanken, der unter den ersten Gedanken bei einer solchen Behörde zur Anmeldung kommen müßte: er ist neu und sehr richtig.“

„Aber werden das nicht ein bißchen viel Behörden?“ warf Regierungsrat Julius ein.

„Natürlich, Behörden“, entgegnete Schachtelhirn prompt — „Ich habe da eine Idee. Man gründet einfach eine Behörde zur Prüfung der Er-sparnis der anderen. Und nun passen Sie auf: aus Esparsignärdien be-setzte ich diese Behörde mit Beamten aus den anderen im Nebenamt. Wenn Einer dann seine eigene Behörde abbaut — denn jeder wird bei sich am ehesten feststellen, ob er überflüssig ist — so baut er gleich zwei Beamte ab. Guter Gedanke, wie?“

In diesem Augenblick gab der Wirt Polzeistunde, und Julius erhob sich. Schon im Fortgehen hörte er Schachtelhirn hinter sich her:

„A propos: Polzeistunde. Ich habe da eine Idee...“

BEGRÄBNIS IN DER SCHENKE

Von Fritz Knüller

Ach, der jungen, ungefügen Liebe,
Weißer, rotgezügten Taubenliebe,
Da sich eins des anderen unerblich wählte,
Wenn sich Haupt an Haupt verschwiegen lehnte!

Eine Frühlingswolke hat ein frostiger Wind ertrienen,
Eine Handvoll Sand hat ein flüchtiger Fuß zerrieben.

Wein aufgefahren!
Roten, stürmischen Wein!
Laßt mich die junge, honigsüße Liebe aufbahnen!
Unter die alten, vergessenen Leichen

Der Liebe in späteren Jahren
Soll sie zu liegen kommen,
Daß ihr das Aufstehn für immer genommen!
So tief in der Erde begraben
Will ich die junge, honigsüße allein,
Daß sie endlich vergeht bei ihresgleichen!

Dem deutschen Arbeitsdienst

(O. Gulbransson)



Al Servizio del Lavoro tedesco

GROSSE WAGENFAHRT

VON FELIX RIEMKASTEN

Die Geschichte, die ich hier erzählen will, ist mir als Kind widerfahren. Sie fällt mir ein, und kaum ist sie mir eingefallen, so fällt mir weiterhin ein, daß sie schon oft in mir aufgetaucht ist, jenen Träumen gleich, die man wiederholt träumt, die also hartnäckig etwas bedeuten wollen, denn nur darum rumoren sie in uns, sie wollen heraus, ans Licht, es ist nicht möglich, ihnen mit Erfolg das Maul zu verschließen.

Ich weiß jetzt auch, weshalb mir diese Geschichte so oft einfällt. Sie ist ein ewiger Stachel, eine unerledigte Angelegenheit. Sie erinnert mich, ich war zehn Jahre alt. In diesem Alter ist alles noch weich und unbestimmt. Noch haben die täglich neu sich findenden Eindrücke keine Zeit gehabt zum Verhärten in nunmehr feststehenden Ansichten, noch ist alles im Fließen und bloßen Kennisnehmen, dauernd kommt zum Gestrigten das Heutige, alles wird vorerst nur gesammelt, hereingenommen, aufgespeichert, um vielleicht später verwertet zu werden. Der Rest ist Nebelwälder, ein wogendes, beständig nachschwellendes Nebelwälder des Geistes, lauter, Unklares. Verständlich sind nur die Gemütsindrücke, nur der Moment. In dieses Nebelwälder hinein wirft die Phantasie Licht aus glühend farbigen Scheinwerfern, und dieses Anleuchten erst, durch magische Phantasiekräfte, das schafft dann Gestalten in den Nebel hinein. Ich denke an den Knaben in Goethes „Erlkönig“ Für den Vater sind es Nebelstreifen im feuchten Wiesengelände, für den Knaben sind es Erlkönigs Töchter in Schleiergewändern. Er sieht sie ganz deutlich. Es ist Erlkönigs Stimme, die der Knabe vernimmt, während der Vater aussagt: „In dünnen Blättern säuselt der Wind!“

In diesem Alter erscheint alles geheimnisvoll, alles fügt sich dem Wunsche, alles eilt der Phantasie nicht nur nach; nein, es eilt ihr sogar entgegen. Da finden dann feurige Vermählungen statt...

— Und hier gestalte ich mir ein trockenes verklärtes Himmelsorgeln, wie es meinen heiligen fünfzig Lebensjahren angemessen ist, denn ich habe hier eine Vorrede geschrieben, philosophisch gehalten, und dabei handelt es sich um eine Geschichte, die so lächerlich ist, so inhaltlos, und doch ist es eine Geschichte, die mir wieder und wieder zu schafften macht (durch ihr bloßes, beherrschendes Wiederkehren), und die ich jetzt endgültig zu töten gedanke, durch Niederschrift, fertig. Ha! Ihn auf den Kopf Zieh! Es ist Licht, das Gespenst!

Da war damals Otto Grell! Mein Freund! Um zwei Jahre älter als ich, eine Person also, ein Gewaltiger. Was Otto mir sagte, das galt, das stand. Seine Eltern hatten ein Porzellangeschäft, kein großes, sondern nur einen Laden für kleine, einfache Kundschaft. Sie verließen auch Porzellan. Beispielsweise, es feinem weiche Hochtzeit, sie haben aber nicht das Geschir dazu, diese vielen Teller, Tellerrhen, Gläser, Tassen, Untertassen und Schüsseln und so weiter, dann wenden sie sich an Grell, und Grell lieh ihnen Porzellan. Dies alles wußte ich damals nicht, es würde auch viel zu fremd für mich gewesen sein, es lag vollkommen fern. Ich wußte nur: Ottos Eltern haben ein großes Geschäft! Dann das es groß sein müsse, ergab sich aus der einfachen Tatsache, daß Otto mein Freund war. Ist damit nicht alles bewiesen? Er, der hoch Überlegene, konnte nur Sohn eines großen Geschäftes sein. Das ist so klar, daß Worte darüber sich erübrigen. Und nun fragt mich Otto eines Tages: „Willst du mitmachen? Ich muß mit dem Wagen Geschir abliefern.“

Ich kam mir erhöht vor wie durch königliche Ehrung. Mit dem Wagen, das bedeutete: das Pferd wird vorgespannt, Otto kutschiert, und auch, neben ihm, durchfähre die Stadt mit Prunk

Hoffentlich sehen mich viele aus meiner Klasse, ja, sogar ein Lehrer wird mich möglicherweise sehen!

Meine Mutter sagte: „Warte doch noch. Auf dem Wagen, da weht der Wind. Du sitzt da ohne Bewegung. — Du mußt ein Halstuch umbinden!“ Sie band es mir um, während ich dachte: Sowie ich draußen bin, tue ich es ab! Ich zitterte vor Ungeduld. Ich donnerte die Treppe hinunter, ich kam atemlos bei Otto vors Haus gerannt.

„Wo ist der Wagen?“
„Der wird jetzt erst aufgepackt.“
Er sagte es mir so wichtig, so um zwei welche Lebensjahre älter, daß ich nur wieder einmal sehen und staunen konnte. Er war groß und erhaben. Freilich ergab sich nun etwas Furchbares. Der Wagen, mit dem wir fahren sollten, war nicht ein Wagen, nein, es war ein schädlicher, krummgebogener alter Kinderwagen, der — so war es gedacht — nicht von schüdemnden kräftvollen Rossen gezogen wurde, über die dann in Stolz

und neben mir Ottos Füße im gleichen Takt. Er warnte mich vor den Straßenbahngleisen. Wenn wir da hingerieten, sagte er, mit diesen schmalen Kinderwagenrädern...!

„Dann kommt gleich der Schutzmänn“, erläuterte er mit einer Stimme, die eine heilige Untertunflichkeit ausdrückte, zugleich auch Verschmittheit. „Das ist nämlich gar nicht erlaubt, daß wir als Kinder das machen“, sagte er. „Das ist Gewerbebetriebe, da ist das verboten.“

Mit dieser Eröffnung hatte er mich so fest in den Fängen, daß ich nicht mehr entweichen konnte. Ich besuchte das Gymnasium, und wehe, wenn ich von der Polizei bestraft wurde. Ich sah die einsame Gefängniszelle, ich schmeckte auch schon das nüchterne Wasser, das salzlos nüchterne Brot, und meine Eltern starben vor Gram, ja, sie waren sogar schon gestorben!

Wir schoben, und ich schätzte dabei. Ich war zu feige, um wegzulaufen, ich war auch zu feige, Otto zu sagen, was ich dachte. Ich war zu allem zu feige.

Er ahnte nicht, wie schimpflich er war mit seinem Wagen, und wie er auf dieser Fahrt neben mir jetzt starb. Er starb einen Tod, wobei der ganze Schmerz nur auf mich fiel. Es war, als sei er vorher ein Baum gewesen, prangend in Fülle und Kraft, und diesen Baum sah ich nun sterben. Erst schwand die Krone dahin, alle Blätter wehten dahin, dann standen die Äste und Zweiglein kahl, während ihnen alles zu Dunst und Moder werden sollte, dann verlor das Ganze die Farbe, und zuletzt war nichts als Müdigkeit und Trauer und Bangen und Fliesen. Zugleich verwandelte sich Ottos Gesicht. Es sah nicht mehr kühl geblendet aus, sondern wurde gewöhnlich, es wurde unangenehm, ja, es wurde zuletzt widerlich.

An dieser Stelle hätte ich abermals aufhören sollen mit Wagenschieben, aber statt dessen schob ich weiter und hörte zu und gab ihm Antwort, weil ich immer nur dachte: Ich bin zwar fertig mit ihm, aber das kann er nicht wissen, und wenn ich ihm meine Gedanken sagen wollte, müßte es ihn zu sehr verletzen...!

So kamen wir vor dem Hause an, in dem wir abliefern sollten.

„Sel aber vorsichtig, daß nichts hinfallen“, mahnte Otto und sagte es mir in der alten gewohnten Art, er begriff also nichts, er wußte noch gar nichts. Wenn er es aber nicht wußte, wie dürfte ich es ihm dann sagen? Darum biß ich die Zähne zusammen und half ihm beim Tragen. Es ging nichts entzwei.

Oben in der Wohnung waren Leute, aber Erwachsene, also Menschen, lauter „Große“, folglich Gestalten in Unbegreiflichkeit, denen man nichts sagen kann. Sie sind die Wahrheit, sie sind die Macht, sie sind das Recht. Ich bekam zwanzig Pfennig. Otto bekam dreißig. Ein großer Mann sagte: „Dem Kleineren sollte man Geld gar nicht geben.“ — Willst du Bonbons haben, Junge?

Ich sagte nichts, ich stand nur da. Ich weiß auch heute nur — denn ich kann soviel Nobel nicht mehr durchdringen — daß ich Bonbons bekam. Eine Frau sagte verächtlich: „Das ist ein ganz mauflauer Junge, der andere ist wenigstens fei und freundlich!“ Darüber wurde ich dunkelrot und schrecklich mutlos und müde und wütend zugleich.

Unten, wieder am Wagen, der nun leer war und sich wie im Spiel schienen ließ, sagte Otto: „Das siehst du doch ein, die zwanzig Pfennig gehören mir. Dafür ist es doch auch mein Wagen! — Sieh mal“, sagte er, „das mußt du doch einsehen: ohne den Wagen da hättest du gar nicht die Gelegenheit gehabt, das siehst du doch ein! — Du mußt mir also das Geld hergeben.“ Und die Bonbons“, sagte er, „die müdest du eigentlich auch geben, aber die Hälfte will ich dir lassen

Trinkerweisheit

Der Wein ist von Adel.

Das ist kein Tadel

Für den derberen Schnaps.

Das Beil und der Degen

Sind beide aus Eisen

Gemacht und sind Brüder.

Deswegen — gib acht:

Für den Klotz einen Keil,

Einen Hieb mit dem Beil —

Doch für das Herz nimmt den Degen!

Georg Bräutigam

zu herrschen gewesen wäre, sondern dieser Wagen — ich sage nur: dieser Wagen! Er sollte mir und Otto geschoben werden! Durch die halbe Stadt, Geschoben, und hoffentlich sehen mich dabei recht viele aus meiner Klasse, möglicherweise sogar ein Lehrer!

Damit setzte die Geschichte ein, diese Geschichte, die mir alle paar Jahre wieder einfällt und nicht weichen will, wobei ich immer eröte und mich schäme. Ich hätte beim Anblick des Wagens erklären sollen, daß ich andere Erwartungen gehegt hätte, ganz und gar andere, und daß ich auf solche Weise und in solcher Art bestimmt nicht mitmachen würde. Aber ich war zu dieser Erklärung zu feige, und die Feigheit war mir zugleich bewußt. Ich war voll Scham, vorher so gleng gewesen zu sein, so lächerlich hochgestimmt... Vor allem aber vermochte ich es nicht, Otto zu sagen, wie nüchtern und klein er plötzlich für mich geworden sei. Ich wurde glühend rot bei dem Bewußtsein, wie sehr ich bisher in ihn zuzusagen „hineingestürzt“ war. Ich dachte, es müßte ihn zu sehr verletzen, wenn ich ihm erklärte, der Geschirwagen sei eine Erniedrigung.

Ich sah wie er einpackte. Immer eine Lage Stroh, dann eine Lage Teller, dann wieder Stroh, dann die Tassen und Untertassen. Und dann schoben wir los. Ich meine damit wörtlich, daß wir nun loszögen. Der Wagen war schwer, das Schieben war nicht leicht. Ich sah dabei nur immer auf meine Füße, ich sah sie auf das Pflaster hintreten,

Die Leber des Prometheus

(1811)



„Wart' nur, du Luder, ich zeig' dich an — heut' am fleischlosen Tag!“

Il fegato di Prometeo: „Bada bene, gaglioffo! Io ti denuncio . . . oggi è giorno di magro!„



„Siehst du, Mausi, wenn man sich von Herzen lieb hat, kann eine solche Wanne ein ganzes Familienbad ersetzen!“

Fior di felicità: „Vedi, piccina mia, quando ci si vuol bene di vero cuore, una tale vasca rimpiazza tutto un bagno di famiglia!..“

— Ja“, sagte er zögernd, „na ja, also die Hälfte kannst du behalten. Aber zeig‘ sie erst mal!“ Ich zeigte sie ihm, und er teilte sie in zwei Hälften zurecht, eine große und eine kleine. „So“, sagte er, „die da, die sind deine!“ Und dann gingen wir wieder weiter, den Wagen schließend, und fortgesetzt suchte er mir zu beweisen, daß es gerecht zugegangen sei. Er redete entschuldigend und schielte immer auf mich hin, um zu sehen, ob ich ihm auch glaubte.

„Denn sieh mal“, sagte er, „ungerecht will ich nicht sein. Ungerecht, das darf man überhaupt nicht wissen, das ist verboten. Aber so, wie ich es dir erklärt habe, das ist gerecht. — Oder ist es nicht gerecht?“ Und da war ich abermals zu feige, ich war auch noch zu unentschlossen, ich war vor allem nicht fertig mit Denken, denn während er redete, sah ich abermals etwas in mir, schon wieder Neues, wieder ein Bild. Ich sah und hörte ihn zwar, doch war er längst nicht mehr Otto, weder dieser Otto von früher, noch jener Otto, der er vorhin erst geworden war, der erledigte, abgetane, überwundene Otto, sondern jetzt war er dabei, eine häßliche, widerliche Kröte zu werden, und in der Gestalt einer Kröte sah er mich lauern und im Stillen angestarrt an, bis zuletzt die Gier und Erfolgehung alles in ihm überwand. Ich wußte, daß er in seiner linken Hand seine dreiflügelige, meine zwanzig Pfennig zu einem unerbörten Geldschatz von fünfzig Pfennigen ganz fest zusammenkrampte. Die Bonbons in seiner Backe wanderten sichtbar hinüber und hinüber. Es waren diese harten gelben Hustenbonbons. „Oder siehst du nicht ein, daß es gerecht ist?“ trieb er mich.

In diesem Augenblick war ich endgültig fertig mit ihm, aber er kam mir so unsagbar bemitleidenswert vor, so unsendbarkeitsentzückt, daß ich meinte, soviel Scham dürfe man niemand auferlegen, ihm zu sagen, was man jetzt von ihm hielt. Denn ich erinnerte sehr gut, wie er mitten dabei war, mich zu beglücken. Das kann man einem Menschen nicht sagen! Also würgte ich gehoramt hervor: „Ja, natürlich, das ist gerecht, das ist klar.“

Wie man sieht, er ist eine lächerliche, sogar eine schimpfliche und vor allem eine alberne Geschichte, eine Kindergeschichte zwar nur, doch schon mit teile ich bereits in der Jugend schon ankündigenden sehr bedenklichen Charaktergefühlen...

Was weiß man von dem, was in der Seele sich abspielt? Jährlang habe ich umhergekauert, an dieser Feigheit damals, bis mir in neuerer Zeit ein Licht darüber aufzugehen scheint. Denn ich ehne nun: es war nicht Feigheit, es war (schon damals) dieser über alles hinweggehende unbewilligende andere Drang, dieses ganz und gar Beherrschende, dieses unheimlich Verlockende, der Drang und Zwang nämlich: laß die Leute sich entfallen, laß sie ganz und gar sich zeigen, halte den Atem an und verschrecke sie nicht, denn siehe — dann siehst du etwas! Einen Menschen, ein Verhalten, ein Stück Leben, einen Vorgang in der Welt —!

Nur aber: welch ein Preis, gotterfüllt, welch ein Preis! Denn es hatte mich selbstverständlich die halbe Klasse gesehen, auch ein Lehrer, sogar der Ordinarus. Eine Welt war in mir untergegangen, eine andere hatte sich dafür in Wehen emporgewälzt. Nur diesen einen letzten äußersten Preis hätte ich doch vielleicht nicht zahlen sollen, nämlich ihm zuzugeben: „Jawohl, ich sehe es ein!“ Das ist das einzige, das mich wurmt. Daß ich auch das noch gefressen habe!

Aber was hilft Nachdenken? Da sind Wellen, Bewegungen, machtvoll umwälzungen, die führen sehr vieles mit sich. Da gibt es selbstverständlich auch Schlemm. Das sind peinliche Reste, ich werde mir eine Pfeife anstecken und rauchen.

DER KUCKUCK

VON KURT GROOS

„Niemand kann über seinen Schatten springen“, sagte sich der Generaldirektor Cibiurius und sah seine Sekretärin ein, ihn auf einer mehrstündigen Dienstfahrt zu begleiten.

Sie mußten durch eine menschenleere, in Naturschönheiten strotzende Landschaft fahren, und der Generaldirektor steuerte selbst, und neben ihm saß seine Sekretärin, in den Kurven lehnte sie sich leicht gegen ihn, so daß der Generaldirektor erwachte.

Er war tatsächlich erwacht, dieser Generaldirektor, vornehmlich in den Kurven, und er lachte die Sekretärin an, und er entdeckte dabei, daß sie in den Freistunden die von der Generaldirektion eingerichteten Dachgarten-Sonnenbäder auskosten hatte; ihre Haut war zwar noch nicht sonnenbraun, sie war nur honigfarben, aber ein vielleicht noch reizvolleres Dessin als das sonnenbraune.

Die Sekretärin und der Generaldirektor arbeiteten nun schon seit zwei Jahren zusammen, nun erst, heute auf dieser Fahrt, entdeckte Cibiurius, daß die Dame seines Vorkammers Lippen und Nasenflügel besaß, die auf verborgene Seltensamkeiten schließen ließen. Diese Lippen waren fast überirdisch geschwungene Polster ohne Riß und Falte, und die Nasenflügel bebten manchmal leicht und doch gleich erkennbar, vornehmlich in den Kurven. Weil der Generaldirektor vor Jahr und Tag einen in Italien spielenden Roman gelesen hatte, stellte er sich — besonders in den Kurven — ziemlich heftig vor, daß die Sekretärin die Stufen einer ungeheuerlich großen, breit hingedeckten Treppe hinabstieg, um ihn, den unten in einer kurzen Semiothe mit einer Gläser Wartenden zu küssen oder ihm sonst Angenehmes anzutun; sicherlich seltsame Vorstellungen für einen Generaldirektor. Zwischen durch aber, das sei gesagt zu seiner Ehre, dachte er immer wieder an die Bilanz und an einen Posten, der schwer unterzubringen war, jedoch untergebracht werden mußte, ein Marktposten.

So fuhren sie dahin, und der Kompressor saugte, und die honigfarbene Sekretärin sah aus, als würde sie an gar nichts denken. Es kamen vorerst keine Kurven mehr, und der Generaldirektor blickte wie seherisch in die angelienden Wolken, hauptsächlich dachte er an den schwierigen Posten.

Gerade als Cibiurius eine Idee hatte, den fraglichen Posten doch noch geschickt einzuschleiben, legte sich Glorias Hand — Gloria war der Vorname der Sekretärin — auf den lässig steuernden Arm des Generaldirektors, und der schöne Mund unter den fein bebenden Nüstern bat anzuhalten, unbedingt anzuhalten.

„Gern, ihnen zu Gefallen gern“, sagte der Generaldirektor etwas erstaunt, und sie hielten an und Gloria leuchtete, und sie leuchtete nicht verborglich. „Hören Sie?“ fragte Gloria. „Der Kuckuck ruft!“ Und tatsächlich, in dieser einsamen Landschaft rief der Kuckuck, in immer gleichen Zwischenräumen rief er, und in dem Generaldirektor begannen Salten zu klingen, die eigentlich schon längst von dem Rost schwierig unterzubringender Posten hätten zerfressen sein müssen. „Hören Sie, Sie?“ sagte Gloria und schmeigte sich eng an Cibiurius, „das ist die Welt, die wir schon fast vergessen haben, die bessere Welt.“ „Ja“, sagte Cibiurius und er wagte sich kaum zu bewegen, um den Kuckuck in seinem Rufen nicht zu stören oder um auf Glorias Atem zu lauschen.

Unablässig rief der Kuckuck, unablässig. Der Generaldirektor, diese Seele von Generaldirektor, vergaß den Posten, und Gloria vergaß die Distanz, und der ferne Kuckuck, der von alledem nichts wußte, war ein Zeuberer — er brachte die Gesichter der beiden nah, ganz nah zusammen,

und der Generaldirektor küßte den Mund ohne Riß und Falte so ganz in Gedanken, ganz ohne Gedanken. Alles schief ringsum, der Kompressor schielte, die Bäume mit ihren Blättern schiefen, die Blumen am Wege schliefen, der schwer zu buchende Posten war eingeschlafen, die Distanz auch, nur der Kuckuck schielte nicht, auch die Lippen des Generaldirektors und der Honigfarbenen schliefen nicht, aber sie waren doch wie in einem Traum, wie in einem unendlich langen, betäubenden Traum.

„Wie oft ruft dieser Kuckuck wohl noch?“ fragte der Generaldirektor und sah auf die Uhr im Armaturenbrett. „Ach, vielleicht ewig, immer“, seufzte Gloria, und als sie das gesagt hatte, da rief der Kuckuck nicht mehr, da war alles ganz still ringsum. Der Generaldirektor wollte die Situation schnell umgeben, nicht wegen des Postens, an dem er allerdings auch wieder denken mußte, sondern weil er überhaupt ein Mann war, der Situationen erkannte, und er sagte „das Lied ist aus!“

„Es war kein Lied, es war nur ein kleines Zwischenpiel“, sagte Gloria, die auch von dieser Welt war, eine verkappte Dame, und der Generaldirektor trat auf den Anleser.

Ja er trat auf den Anleser, und Gloria sah ihn dabei an, wie man einen einmal zu tief Geliebten und dann Gebähten ansieht — aber im gleichen Augenblick nahm Cibiurius den Fuß wieder vom Anleser, und er sah in die Weite, ganz verloren in die Weite. Gloria schmeigte sich wieder leicht an, ihre schönen grünen und veredelten Katzenaugen leuchteten. „Sie danken jetzt an irgend etwas“, sagte Gloria, „an irgend etwas denken Sie, denn der Kuckuck hat gerufen — vielleicht hat er uns beiden etwas zugerufen!“ „Ja, mir fällt etwas ein“, nickte Cibiurius, „notieren Sie es bitte — wir müssen morgen Schellio und Macken pflünden lassen!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nückel)



Hammer schuldet Bungal seit langer Zeit hundert Mark.

Bungal steht vor Hammers Haustür, da kommt Hammer. Bungal stürzt auf ihn zu: „Welch ein Zufall!“

„Reden S' doch nett!“ murrte Hammer. „Wo S' doch schon seit acht Tagen bei mir vor der Haustür steht! Glaub' S', unsere Fenster sah mit Breiter vermagelt!“ Beys

*

Rudi besucht Bobby vormittags und trifft ihn noch im Bett an.

Meint er vorwurfsvoll: „Aber Bobby, um zehn Uhr vormittags bist du noch nicht ausgeschlafen! Wie ist denn das möglich?“ Entgegnet Bobby: „Weißt du, ich glaube, ich schlafe zu langsam!“ F. H.



„Was tuast denn du, Schorsch!“ — „I mach jetzt an Dolmetscher für Umquartierte.

Woaßi, i war früher amal bel dene drob'n, da hab i dene ihr g'spaßige Sprach' g'lernt!“

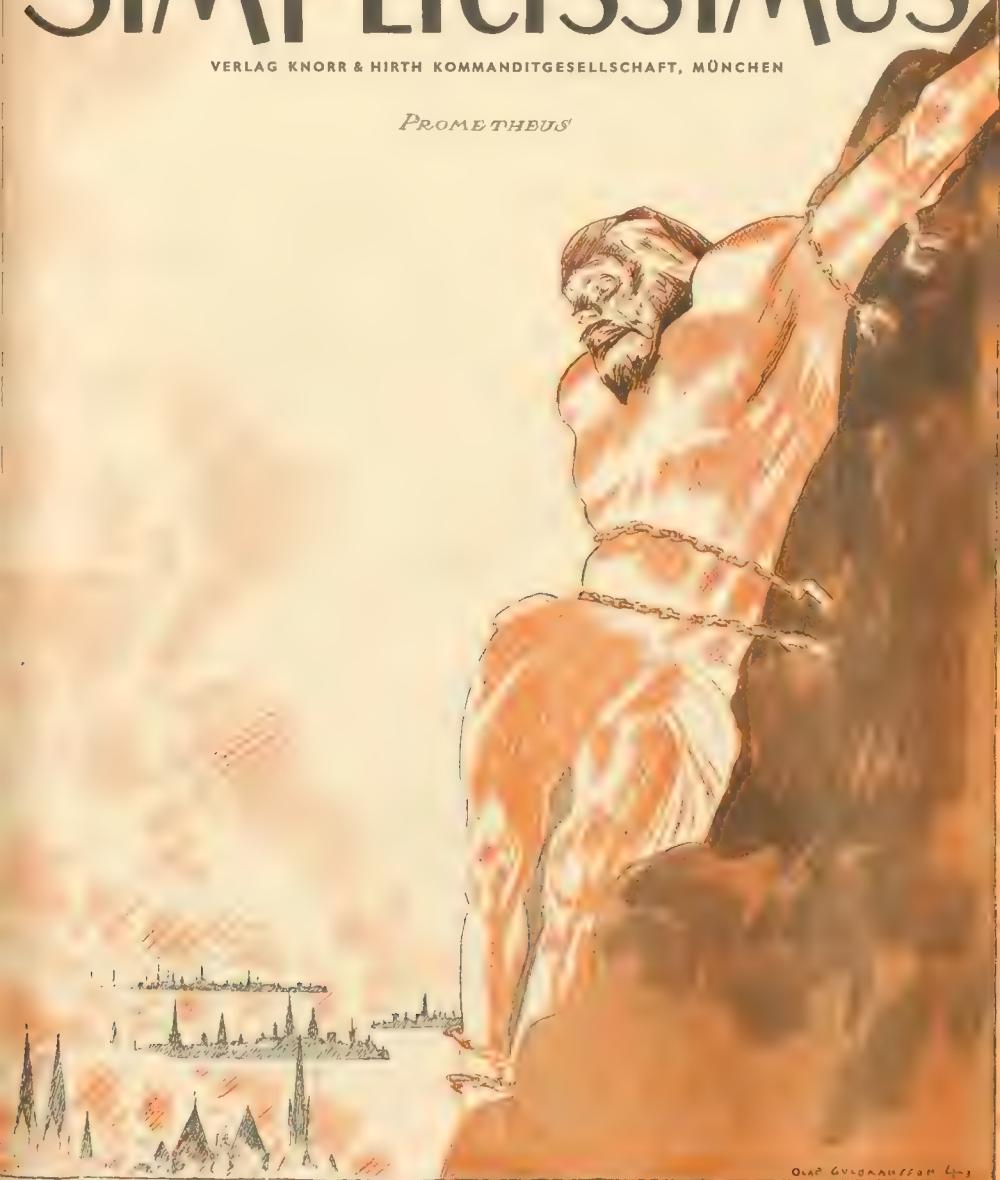
Nord e sud: “Cosa fai dunque, Giorgetto!., — “Adesso faccio da interprete agli sfollati.

Sai, prima sono stato da quella gente lassù e ho imparato il loro buffo linguaggio!.,

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

PROMETHEUS



OLAF GULDBERG 4-3

„Dazu habe ich wahrlich nicht das Feuer vom Himmel geholt!“

Prometeo: „In verità io non ho strappato a tale scopo il fuoco dal cielo!“

Das Schnapsalphabet

Von C. E. Helk



„Nee, nee, meine verehrten Herrschaften, für dreißig Fennige Eintritt spielen wir Ihnen nich Beethovens Neunte Symphonie!“

“Eh no, egrèg signori, per trenta quattrini d'ingresso non Vi suoniamo la nona sinfonia di Beethoven...”

Kam da einmal nach einer Besichtigung der Divisionskommandeure in das Offizierskasino eines Regiments einer kleinen Garnison und fand da auf einer Anrichte schön ausgerichtet 25 Flaschen der verschiedensten Schnäpse, Jede groß mit einem andern Buchstaben des Alphabets bezeichnet „Nanu“, fragte der Kommandeur einen der Hauptleute, „was bedeuten denn all die Flaschen mit den großen Buchstaben dort?“ „Ach, Exzellenz“, sagte der Angeredete, „damit haben wir uns so ein kleines Gesellschaftsspiel eingerichtet. So als Zeitvertreib en den langen Winterabenden.“ „Gesellschaftsspiel? Und wie geht das vor sich?“ wollte Exzellenz wissen. „Einer geht hinaus, und es wird aus den verschiedenen Flaschen ein Schnaps zusammengemischt. Dann wird er heringerufen, bekommi ihn vorgesetzt und muß nun raten, welches Wort sich aus der Mischung ergibt.“ „Das möchte ich doch mal sehen“, sagt Exzellenz, und der Fähnrich wird hinausgeschickt. „Also sehen Exzellenz, ich fülle nun ein Glas zu einem Viertel aus Flasche A, zu zwei weiteren Vierteln aus Flasche N und das letzte Viertel wieder aus Flasche A.“ Er tat es, rief den Fähnrich wieder herein und setzte ihm das Glas vor. Der Fähnrich kostete kurz und sagte dann prompt: „Anna“. „Großartig, großartig!“ sagte Exzellenz. „Ach, das ist noch gar nichts, Exzellenz!“ erwiderte der Hauptmann. „Wir haben mal einen Oberleutnant gehabt, der hat das Wort „Nebukadnezar“ geraten.“

DIE SCHÖNE AUSSICHT

VON WALTER FOITZICK

Mein Arbeitstisch stand einmal ein ganzes Jahr an einem Fenster, das ging auf einen schmalen Hof hinaus. Drüben war eine dunkle, graubraune Ziegelwand, und in der Wand waren Fenster. Hinter den Fenstern lebten Leute, auch ein junges Mädchen. Wie das junge Mädchen lebte, weiß ich nicht, Ich hatte nur an ihrem Frisieren teil und an ihrem Blumengießen. Beldes betrieb sie gewissenhaft und ordentlich. Wenn blauer Himmel war, brauchten wir nur dicht ans Fenster zu treten, um oben die Sonne zu sehen. Wenn aber schlechtes Wetter war, brauchten wir das nicht einmal, denn Schnee und Regen bemühten sich in unseren Hof herunter.

Ich behaupte, daß dies eine schöne Aussicht war, denn ich denke gern an den Schnee, an die Mädchen, den Regen und die Blumenöpfe zurück. Aber kein Mensch würde eine weite Reise oder Wanderung an das Fenster unternehmen, um die schöne Aussicht zu genießen und im Beedeker hatte sie auch nicht den kleinsten Stern.

Aussichten mit Sternen sehen anders aus, Je mehr Sterne, desto umfassender die Aussicht. Die Quantität macht's. Je mehr man sieht, desto schöner ist's, so denken die meisten. Berggipfel haben den Rekord.

Ich habe einmal auf dem Herzogstand ein norddeutsches Ehepaar sehr glücklich gemacht. Ich schenkte ihm die Namen aller Gipfel von den Ostalpen bis ins Berner Oberland. Es sah unter mei-

ner Anleitung den Großglockner, die Dolomiten, die Jungfrau, das Matterhorn und die Namen aller Berge, die mir aus der Schulzeit einfallen waren. Reich beschenkt stieg es zu Tel. Eine so schöne Aussicht hatte es noch niemals gehabt. Die Berge milderer Berühmtheit wurden es mir sicher verzeihen haben, daß ich sie als Prominente vorstellte; vielleicht sind auch Berge eitel. Es ist ihnen sicher schon aufgefallen, daß Leute

gern von Bergeshöh mit Operngucker und Fernrohr hintersehen und sich sehr freuen, wenn sie unten alles genau erkennen können: „Siehst du dort, neben dem Wald, gerade über der Telegraphenstange, das ist unser Haus. Ach, und jetzt schüttelt Frau Limmermutter die Beiten zum Fenster heraus. Nein, so deutlich! Wirklich, eine herrliche Aussicht!“

Man steigt weil weg auf die Berge und dann freut man sich, wenn man das Zurückgeessene wieder ganz nahe sehen kann. Dafür gibt es sicher eine sehr schwierige psychologische Erklärung. Vielleicht ist es Wille zur Macht, vielleicht auch eine sehr geschickte Propaganda der optischen Industrie.

TRAGÖDIE

Im Hühnerhofe nebman befindet sich ein Zwergenhahn, bei dem Des Morgens früh um achte der Drang, zu lieben, auferbrachte. Bloß fehlten, als die Triebe kamen, die ihm gemäßen kleinen Damen. Er mar betrübtlich der Statur, ach, ganz allein auf meller Flur. Und moe an Hennen loñt vorhanden, fehlten fadlich zwar schon einverstanden, doch keine zierliche Gestalt gebot dem Wunsch entziefrieden Halt.

Darob ergiff ihn heißer Zorn. Er irzte: „Wo ist ein Kothurn!“ Vergeblich mar indeo fein Greinen. Der liebe Gott verlieh ihm heinen, fo daß er schließlich, matt und lahn, verärgert davon Abtand nahm.

– Warum wrid, frag' ich mich beklommen, hein Gnadenah hier vorgekommen! Ein Hühndchen für den armen Godel, das paßte, oder auch ein Sodel, mit dem er seinen Zweck erreicht!

Der Ältmacht fiele das doch leicht!

Ratatouhr



„... und schlage ich vor, Marschall Badoglio zu unserem Ehrenwortbruchmitglied zu ernennen!“

Seduta nella L.d.F. (Lega dei Fedifroghi): „... ed io propongo di nominare il Maresciallo Badoglio a membro dei 'Fedifroghi'...“

WARUM AUCH NICHT

VON PETER SCHER

Wer möchte wohl leugnen, daß Jünglinge und Knaben bisweilen überraschende Einfälle haben.

So empfand ganz plötzlich ein Vierzehnjähriger den Drang und brachte als Neues „Die Ertüchtigung des Alters“ in Gang.

Den Knaben erbarnte das Mias der Geise und er widmete sich ihnen liebenswürdigerweise, indem er sie hopsen ließ wie auch durch Reifen springen; des weitem durften sie Märsche üben und kernige Lieder singen.

Die Geise, dadurch allmählich immer tüchtiger geworden, strebten gar bald nach hohen Belobigungen und Orden, welche sie selbstverständlich nach Verdienst auch erhielten, indem die Knaben mit ihnen wie mit Gleichberechtigten spielten.

Bald sah man denn allerorten weißwallende Bärte fröhlich sich tummeln und es schwand die jugendliche Härte des Knaben als eigentlichen Lebensgestalters gegen den Geist der Erfahrung mit der vollendeten Ertüchtigung des Alters.

Nach der Befreiung des Duce

(Erich Schilling)



„Dio mio, wo ist der Freund, der mich hier herausholt?“

Dopo la liberazione del Duce: „Dio mio, dov'è l'amico che trarrà me fuori di qua?..“

DER SONNTAG UNTERM APFELBAUM

VON URIAS

Das Haus, in dem der Herr Schulvorstand wohnte, ist sehr alt. Schon seit hundert Jahren dient es dem jeweiligen Schulvorsteher als Wohnung. Es liegt, wenn man den Stüdkiden am Sund kommt, gleich neben dem Friedhof, und der Mittelpunkt des Gartens ist ein großer, breitstieliger Apfelbaum. Im Garten sitzt die Frau Schulvorstand und näht, der Kaffeelied unterm Apfelbaum ist gedeckt, und im Schatten des Baumes sitzt der Herr Schulvorstand und genießt den Sonntagnachmittag mit Pfeife, Sonntagsblättern und Streuselkuchen.

Die Frau Schulvorstand hebt ihre Augen vom Nähzeug und schaut hinüber zu ihrem Mann. Schlappe Mannsbild, denkt sie. Und was er sich für einen Bauch zulegt. „Kommen sie heute?“ fragt sie. Der Schulvorstand schaut nicht aus seinem Blättchen auf. „Ja“, sagt er im Lesen. „Alle miteinander?“ Die Frau Schulvorstand verzieht gering-schätzend den Mund.

„Alle“, erwidert er. „Der Herr Magistratssekretär und seine Frau, Notar Christoffersen und seine Frau, noch ein paar und dann bestimmt Fräulein Svendsen...“ Die Frau schnauft hörbar durch die Nase. „Daß doch die überall dabei sein muß, die falsche Kasse!“ In die Stimme des Schulvorstandes kommt ein leichtes Zittern. „Marie“, sagt er, „ich muß dich doch ernstlich ersuchen, solche Ausdrücke nicht von den Honoratioren der Stadt zu gebrauchen, zumal wenn sie dem Ausschuß der Kirchengemeinde angehören. Du weißt, sie wollen den neuen Brunnens der Schule ansehen.“

„Gottbewahre“, antwortet die Frau Schulvorstand, „ich bin ja darin trainiert, meine Gefühle zu verbergen. Bloß, wenn diese ekelhafte Schlange über meine Schwelle tritt, läuft mir die Galle über. Keum ist sie im Zimmer, fast sie die Augen herumgehen, und dann flüstert sie mit der Magistratssekretärin, der hässlichen Hexe!“

Die Frau Schulvorstand wärft einen neuen Blick zu ihrem Mann hin. Er lehnte sich in seinem Arm stuhl unterm Apfelbaum und war eingeklinkt. „Jesper!“ Er fuhr auf und verlor dabei seine Pfeife. „Ja, meine Liebe?“

„Jesper, ich habe dieses Leben hier satt. Dick-satt.“ Sie hatte das Nähzeug daiselbe gelegt und redete sich in eine starke Erregung hinein. „Wir sind nun zwölf Jahre hier. Jeden Tag ist das gleiche. Jeden Tag sieht man dieselben Gesichter, hört dasselbe dumme scheinwillige Geschwätz. Die Luft ist voll davon. Sie bringen mich noch um mit ihren zuckersüßen Worten, hinter denen sich Spitzigkeiten verstecken. Mir hängt alles nach Hals heraus.“

Der Schulvorstand hörte sich den Ausbruch seiner Frau ruhig an. Er war daran gewöhnt. Friedlich rollte er die Daumen umeinander.

„Ich will mich scheiden lassen!“ schrie die Frau. „Du weißt, liebe Marie“, sagte er, „so etwas tut man nicht als Schulvorstands-Eheleute, und noch dazu hier im Stüdkiden. Was würden denn die Eltern meiner Schulkinder sagen? Meine Stellung wäre futsch.“

Nun war die Frau am Rande eines Resolutions-falles. Sie elmete mit Beschwär. „Nie hätte ich dich heiraten sollen! Nie! Wie oft habe ich dich schon bereut! Hätte ich dich Eglil genommen. Eglil — ha, das war ein Mann! Die Lust aus Leben und auf Gefahren leuchtete ihm aus den Augen. Wenn er von seinen Reisen und Abenteuern erzählte, fühlte ich, ja, das war das richtige Erleben, und nun bin ich hier in diesen Froschleib geraten. Ich komme mir oft vor, wie mit grünen Wässerlingen behängt! Ja, du würdest nicht lachen, wenn du Eglil gekannt hättest.“

„Quatsch“, sagte der Schulvorstand.

„Doch“, fuhr die Frau mit geballten Fäusten auf ihn zu, „hast am wenigsten Recht, so zu mir zu reden! Ein... ein... Mann, der keiner ist!“

„Nun Schweigt du aber, Marie!“ Im selben Moment kam das Mädchen und mal-dete die Gasse. Und in einem Atemzug wechselte die Szene. Der Schulvorstand erhob sich und lechzte voller Liebenswürdigkeit; seine Frau er-griff hastig wieder das Nähzeug und beugte sich in häuslichem Fleiß darüber... „Von Herzen willkommen, liebste Freundin!“ rief der Schulvorstand und breitete die Arme aus. „Marie, liebste Weib-chen, willst du gleich Kaffee einschenken und den Streuselkuchen reichen? Den müssen Sie verkosten, liebste Fräulein Svendsen. Niemand backt ihn so köstlich, wie Fräulein Huschütz!“

Fräulein Svendsen, von oben bis unten platt wie ein Bogenbrett, verzog ihr Gesicht zu einem säuerlichen Lächeln. „Ich bin davon überzeugt“, sagte sie, „nur schade, daß sie keine andere Frisur trägt. Eine wirkliche Dame läßt ihr Haar nicht locken. Sie trägt glatten Scheitel.“

Während sie sich von der Frau Schulvorstand ein großes Stück Streuselkuchen auf den Teller legen ließ, sagte Notar Christoffersen zum Schulvorstand: „Lieber Freund, wir haben heute Besuch aus Kopenhagen. Wir haben uns erlaubt, ihn mitzubringen. Einen Kapitän Larsen und seine Frau...“ Zwei Menschen, eine Dame und ein beleibter Herr, traten in den Garten. Die Frau Schulvorstand durchdrückte es wie ein elektrischer Schlag. Einen Augenblick lang hielt sie sich an der Tischkante fest. „Ist Ihnen schlecht?“ fragte Fräulein Svendsen leuernd. Die Frau Schulvorstand war weiß bis in die Lippen, und ihre Stimme gehörte ihr kaum, als sie sagte: „Danke... es wird gleich vorübergehen... Ich habe nur etwas im Haus zu tun.“

Sie blieb lange aus. Im Garten aß und trank man inzwischen. Als sie widerkam, schlug sie den Blick nicht auf. Endlich aber war der Kaffeestunde vorbei, die Gesellschaft erhob sich, um den neuen Schulbrunnen zu besichtigen. Bloß Kapitän Larsen blieb noch zurück und reichte der Frau Schulvorstand die Hand. „Laß dich nun richtig begrüßen Marie.“

„Eglil!“, flüsterte sie. „Warum bist du gekommen?“ — „Mit meinem guten Willen nicht. Aber meine Frau und Frau Christoffersen sind Freundinnen, und wir sind zu Besuch hier.“ Die Frau Schulvorstand betrachtete ihn. Er war stark geworden. Und außerdem sah er recht verdorren aus. Aber er war es trotz allem — er war Eglil. „Hör Eglil!“ flüsterte sie und gab einen Widerstand auf, „wenn du bloß wüßtest, wie ich mich nach dir gesehnt habe, ich welke hin in diesem Nest, ich... ich Eglil.“

„Grundguter Himmel!“, unterbrach er sie und sah sich höchst peinlich berührt um, ob doch niemand in der Nähe sei, „hast du dir die romantischen Fliesen immer noch nicht aus dem Sinn geschla-gen?“ —

„Ich kann einfach dieses Leben nicht länger ertragen!“ drängte sie weiter. „Ich bin krank von

dem geistigen Stumpfsein hier und all der Schein-heiligkeit im Stüdkiden... Eglil, kannst du mir nicht helfen?“

„Es tut mir leid, das zu hören“, sagte er und schaute noch verdorrter drein. „Aber jeder von uns trägt ja sein Kreuz. Deines sieht halt so aus. Und sei jetzt still. Da kommt meine Frau.“ Die kleine blonde Dame trat aus dem Haus in den Garten. „Dart ich Ihnen noch eine Tasse Kaffee einschenken?“ fragte die Frau Schulvorstand noch völlig verwirrt. „Ach danke, ja“, erwiderte die Kapitänin und nahm am Tisch unterm Apfelbaum Platz. Eglil benützte die günstige Gelegenheit, zu verschwinden.

„Sie sind sicher glücklich“, sagte die Frau Schulvorstand, als sie ihrem Besuch den Streuselkuchen reichte. Die kleine blonde Dame blö herzhalt hin-ein. „Ne wissen Sie — wenn Sie schon selber fra-gen, denn will ich auch ehrlich antworten von Frau zu Frau“, meinte sie zwischen zwei Bissen. „Gewiß, mein Mann und ich, wir kommen zusam-men aus. Aber das ist auch alles. Er ist ein recht schwieriger Mann, und mit den Jahren ist er immer träger geworden. Er fährt ja nicht einmal mehr zu See, sondern sitzt die ganze Zeit zu Hause. Zum Glück habe ich ein halteres Temperament, das mich alles leichter ertragen läßt. Sonst wäre es unmöglich mit Eglil. Er ist ein Gewohnheitsmensch allergrößter Sorte. Von Geistigkeit keine Spur...“

„Aber das ist doch nicht möglich...“, sagte die Frau Schulvorstand ungläubig. „Doch, doch“, erwiderte Frau Kapitän Larsen. „Er kennt nur seine Bequemlichkeit. Und das ist hart für eine Frau, die sich noch Jugendlichkeit bewahrt hat.“ Sie nahm ein zweites Stück Streuselkuchen und schlug nun im Ton um. Begeisterung klang aus ihrer Stimme. „Doch Sie, Frau Schulvorstand! Sie müssen doch glücklich sein! Mit so einem Mann, wie dem Ihrigen! So gut aussehend, klug und beweglich. Dieser edle hohe Stirn, dieser intelligente Blick hinter den Brillengläsern! Ja, Frau Schulvorstand, Geist, das ist doch die Hauptsache, und, wie gesagt, den läßt nun mein Eglil völlig vermissen. Wirklich, Frau Schulvorstand, ich beneide Sie!“

„Mein Mann ist leider recht... verschlossen...“ warf die Frau Schulvorstand ein. „Ah, das kann ich aber nicht glauben. Verschlossen, sagen Sie? Ach nein, das ist ein ehrlicher und offener Mensch, ja, man kann geradezu ihm die Romantik aus den Augen leuchten sehen. Du lieber Himmel, wenn ich dagegen an Eglil denke!“

Nun naherten sich die anderen Gäste. Man brach auf, es gab ein allgemeines Händeschütteln und Abschiednehmen. Der Herr Schulvorstand und seine Gattin begleiteten alle noch bis zum Garten-ausgang. Dann kehrten beide zum Kaffeetisch zurück. Der Schulvorstand setzte sich wieder unter den Apfelbaum und zündete seine Pfeife an. Die Frau nahm abermals ihre Näharbeit zu Hand.

„Das ist also überstanden“, meinte er und zog an seiner Pfeife. „Nun können wir wieder da be-ginnen, wo wir aufgehört haben.“

„Jesper“, sagte die Frau Schulvorstand und schaute zu ihm hinüber. „Bist du mir sehr böse?“

„Böse?“ nahm er das Wort auf. „Nicht böse, Marie, aber ärgerlich. Warum denn so viel Jugendliebe im Torheit, wenn man doch schon über vierzig ist. Ich meine, da könntest du wirklich vernünftiger sein.“

„Ja, Jesper“, sagte sie leise und nachgiebig. „Ich will es versuchen.“

Er antwortete nicht. Sie blickte zu ihm hin und sah, wie er gerade wieder einnickte. Wie vorhin rutschte er immer tiefer in seinen Stuhl, nun öffnete er den Mund und begann zu schnarchen. Ringsum war es ganz still. Durch die Zweige des Apfelbaumes schien die untergehende Sonne.

(Aus dem Dänischen Übertragen von S. R.)

In ein Weinglas geritzt

Der Wein ist weiss wie Schnee!

Der Wein ist rot wie Blut!

Trinkt! Trinkt! Und seid nicht hange:

Auf eines Kindes Wage

Könnt ihr die beiden Farben seh'n

Im Frieden nebeneinander stehn!

Georg Britting

BESUCH NACH MITTERNACHT

VON KURT GROOS

In der Nacht, in der ich dieses eigenartige und erregende Erlebnis hatte, kam ich erst spät zu Bett; die Zeit bis gegen Mitternacht verbrachte ich mit einem mir nahestehenden Menschen in der Stadt. Der Abschied von diesem Menschen machte mich melancholisch, und ich trank danach in meiner Wohnung in ziemlich harter Hast noch eine Flasche Tokajer.

Ich schätzte, daß es ungefähr eine Stunde nach Mitternacht war, als ich einschlief. Durch ein um diese Zeit in meiner stillen Wohnung ungewöhnliches Geräusch weckte ich aus einem unruhigen Schlaf auf. Von dem Turm der Lambertskirche schlug es gerade zweimal. Vielleicht war es auch gar kein Geräusch, durch das ich aufwachte. Jedenfalls hatte ich es nicht mit ganz klaren Sinnen wahrgenommen, denn als ich aus dem Schlaf aufwachte, wurde ich durch etwas anderes erst hellwach: durch einen feinen Luftzug, der gleichzeitig ein weiches und angenehmes Parfüm durch den

Raum wehte — die Tür mußte gerade bei meinem Erwachen geöffnet worden sein; nur die geöffnete Tür konnte den Durchzug zu den unverschlossenen Fenstern meines Schlafzimmers bewirken.

Mit plötzlich überwachten Sinnen hörte ich, daß jemand in meinem Raum schlich, leise wie eine Katze; aber ich hörte die Katze atmen. In den ersten Augenblicken erkannte ich nichts, obgleich der Viertelmond blaß hinter den wehenden Vorhängen stand, denn aber sah ich die Umrisse einer Frau, die vorsichtig, ganz vorsichtig, zur Zimmermitte schritt, dort mit verhaltenem Atem stehen blieb und einige Zeit angestrengt zu mir herüberschaute. Ich führte mich nicht, ich stellte mich schlafend, aber mein Herz schlug bis zum Hals, eine ungeheure Spannung erfüllte mich. Im fahlen Licht der Mondnacht konnte ich das Gesicht der Frau nur undeutlich erkennen, aber es mußte eine ausnehmend hübsche und junge Frau sein, soviel sah ich doch, vor allem fühlte ich es. In solchen

verhaltenen Bewegungen war der geschmeidige Körper von einem seltsamen Reiz. Wenn ich sagte, daß ich dieses alles eigentlich viel mehr fühlte als sah, so habe ich diese gleiche Wahrnehmung schon früher hin und wieder in Zuständen — gebannter Erregung gemacht — das Gefühl steigert sich dann schließlich zu einer ungeheuerlichen Sensibilität, die Dinge sichtbar macht, die im nüchternen Alltag ungesehen bleiben. Ich erfuhr in dieser Nacht, in der eine schöne Frau leise wie eine Katze in mein Zimmer gekommen war, in der der Wind eine Welle eines weichen und zärtlichen Parfüms über mich hinwehte, so mancherlei neu und beglückend, das mir sonst verborgen geblieben wäre.

Alles andere vergaß ich nun; unbeweglich hing ich mit meinen Augen, mit meinem ganzen Gefühl, an dieser Frau, die nun langsam, ganz sicher, so als hätte sie sich schon unendlich oft in diesem Raum bewegt, auf den Toilettenstisch zutrug, ihre Hand zum Lichtschalter erhob, sich dann aber bogen und sich im Dunkeln entkleidete. Ja, sie entkleidete sich ich habe vorher nie gewußt, daß eine Frau sich so bildhaft schön entkleiden kann, mit solcher Grazie wie diese, die da wie ein Traum, wie ein Geheimnis zu mir gekommen war. Vielleicht kann ein Mensch nur alles harmonisch und schön vollbringen, wenn er es ganz unbeobachtet vollbringt, in einer Natürlichkeit, die alle Kunstwerke in den Schatten stellt. Und trotzdem ist auch das wiederum nicht ganz richtig, was ich da von der Natürlichkeit sage, denn eine Frau entkleidet sich eigentlich auch unbeobachtet immer wie in einem Spiel — aber wie soll ich das alles denn nur zum Ausdruck bringen; es erfüllte mich ja keine klaren, sondern nur wogende Gedanken in dieser Verzauberung, die dennoch kein Traum war.

Vielleicht hätte ich die Flasche Tokajer besser nicht getrunken. Wie entzückend selbstverständlich meine Besucherin sich jetzt vor dem Toilettenstisch bewegte; wirklich, es machte den Anschein, als wisse sie in diesem Raum genauer Bescheid als ich. Mit einer mein Gebanntsein immer mehr entwandenden Sicherheit gab sie sich; vorsichtig holte sie eine Zahnbürste und die Paste aus dem Wandschrank über dem Toilettenstisch und begann sich mit unbegreiflicher Selbstverständlichkeit die Zähne zu putzen. Dann griff sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit, und doch auch verhalten und geheim, die Nachtcreme aus einem Fach und cremte das Gesicht und die schönen Schultern ein; mein Erstaunen überstieg meine innere Spannung. Dann beugte sie sich nieder, klappte vorsichtig das Schloß eines Koffers auf, den sie mitgebracht und den ich vorher nicht bemerkt hatte, und holte einen Schlafanzug heraus. Im Niederbeugen spannten sich ihre Kniekehlen, sie leuchteten schneelig, es sah aus, als ob sie phosphoreszierten in der Dunkelheit — aber das habe ich mir vielleicht auch nur eingebildet. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der diese Frau alles tat, zog sie auch den Schlafanzug an — und kaum hatte sie ihn angezogen, da geschah etwas mir in dieser ganzen Situation so Unbegreifliches, daß mir der Atem plötzlich ganz verschlug, daß mein Herz, meine pochenden Pulse stockten: Die schöne Besucherin sprang wie ein junger Panther in mein Bett. Sie preßte meinen Kopf an ihren warmen Mund, und sie fragte „Schlafst du, Liebster?“ In diesem Augenblick fiel alles Lärmende von mir, eine Welle freudiger Erregung erfüllte mich, denn der junge Panther war meine Frau; sie kam von der Bahn zurück — sie hatte den Nachtzug nach Wien verpaßt.

Die Fischhändlerin - La piscivendola

(Gustav Geggell)





„Was meinst du, Else, Strümpfe malt man sich bereits aufs Bein —
sollte ich es einmal mit einer Bluse versuchen?“

Sviluppo: „Che pensi, Elsa, ormai si dipingono calze sulle gambe ... e non dovrei io tentare di dipingermi una blusa?„

HERRN PAPINIS IDEE

VON PETER REIMANN

Auf dem See war nur mehr ein rosigraues Zittern geblieben von dem schülen Sonnenuntergang, nun hatte auch ein leiser Wind begonnen, die Mole und den Platz am Hafen zu überhauchen, so daß sich die Menschen herauswagten aus den vor dem heißen Sommerlag schützenden Häusern; und so begann das Promenieren auf der Mole. Die Sommergäste trafen sich da und die besseren Leute des Dorfes gingen auf und ab, machten ein wenig anspruchsvolle Unterhaltung und schauten den heimkehrenden Booten der Tagelöhner, die den ausruhenden der Nachtlischer, den schwankenden der Knaben, die von den Planken ins Wasser sprangen und von dort wieder zurückkletterten, noch manches andere Spiel treibend um den Schauenden zu imponieren. Die einsameren Leute lehnten aus den Fenstern ihrer Häuser und ließen sich dort den leichten Wind um die sommerfeuchten Nasen wehen; einige Männer saßen bei noch frühem Wein vor der Oesterle an den blauen Tischen und stierten mit dunsttrübten Augen in die funkelnden Gläser, in denen noch ein letzter Rest Sonnen schwebte. So war auch die Unterhaltung der Promenierenden hitzeglühend und nur wenige anspruchslose Worte gingen hin und her. Selbst die Worte des Herrn Papini an die neben ihm schreiende junge Dame, die kein Geheimnis daraus machte, daß sie den Versuch zu einer Werbung beabsichtigen wollten, entbehrten doch jeglicher Frische, die in solchen Worten von Liebe sein sollen, sie wackelten in der jungen Dame nicht das geringste schüchterne Keimen, ja, sie langweilten sie direkt; und die junge Dame machte keinen Hehl daraus.

Da geschah unerwartet, daß den beiden eine Dame begegnete, eine Freundin von Herrn Papini Begleiterin.

„Lucia!“

„Eugenia!“

Sie umarmten sich, küßten sich auf beide Wangen, anschließend hatten sie sich lange nicht gesehen. Die Freundin nahm keine Notiz von Herrn Papini, der schaute eine Weile der stürmischen Begrüßung zu, die kein Ende nehmen wollte und geriet nicht in die sommermatte Stimmung paßte — kam sich überflüssig und klein vor; ja, gern hätte er sich leise fortgestohlen, aber er hoffte noch auf ein Unvorhergesehenes, vom gültigen Schicksal gesandt, das die Freundinnen Lucia und Eugenia trennen würde. Doch auch dieses Hoffen ging unter in dem rosigrauen Zittern des Sees, als Lucia ihn der Freundin vorstellte, diese aber, ihn nur kurz zur Kenntnis nehmend, an jene die Fragen stellte:

„Wie lange haben wir uns eigentlich nicht gesehen? Wo war es doch — bei den Gigantis, glaub ich, ja?“

„Ja, bei den Gigantis!“ rief Lucia: „Dort haben wir uns zum letzten Male gesehen! Was ist aus denen übrigens geworden? Hast du wieder mal was von ihnen gehört?“

„Nein — ganz aus den Augen verloren.“
Da hatte Herr Papini eine glänzende Idee.
„Die Gigantis?“ warf er fragend dazwischen: „Die Gigantis meinen Sie?“

„Ja?“ riefen einstimmig die Freundinnen — so interessiert laut, daß einige der Promenierenden sich umsehen: „Kennen Sie die Gigantis denn auch?“

Herr Papini lächelte: „Selbstverständlich! Ich stehe doch im Briefwechsel mit der Tochter.“

Eugenia wurde noch neugieriger: „Mit welcher? Gina oder Luisa?“

„Mit Luisa natürlich. Die Gina ist doch tot!“

„Toi! Was Sie nicht sagen! Toi!“

„Jawohl“, log Herr Papini weiter, „sie soll Liebeskummer gehabt haben... Selbstmord...“ Es war ihm gelungen was er geplant: er war plötzlich zum Mittelpunkt geworden. Man kam wieder ins

Promenieren, zu dritt jetzt: die zwei Frauen waren geleselt...

„Aber —“ sagte Lucia, „sie war doch so glücklich mit ihrem Paolo.“

„Nur Schein, alles nur Schein. Den Paolo kenne ich gut. Nachdem er sich der Wechselfälschung schuldig gemacht...“

„Der Wechselfälschung?“

Das Rosa in der Farbe des Sees verwischte sich allmählich, es ging in ein weißliches Glitzern über, das gegenläufige Strahlen über die Wasserflächen zeichnete; die tollenden Knaben gaben ihr Spiel auf, da die Stunde der „minestra“ nahte.

„Jawohl, der Wechselfälschung! Sie wußten es noch nicht? Nein? Nun, er kam ins Gefängnis, zwei Jahre erhielt er...“

„Mein Gott, mein Gott! Die arme alte Mutter!“

„Die arme alte Mutter, sagen Sie?“ sprach Herr Papini: „Diese Person! Die hatte es auch in sich! Einen um 25 Jahre jüngeren Mann fing sie. Er hat sie wirklich geheiratet!“

„Was? Die vierundachtzigjährige Frau... Und — der Mann lebte doch noch?“

„Nein, nein; der ist vor einigen Jahren im Irrenhaus...“

„Im Irrenhaus?“

„Jawohl! Süßerwahn.“

„Er trank? Aber er war doch mit seinen drei Töchtern und zwei Söhnen dem Antialkoholverein beigetreten?“

„Natürlich, ich weiß es. Aber die Töchter lande-

ten auch auf der schiefen Ebene. Die Jüngste...“

...die niedliche blonde Giovanna?“

„Ja, die Giovanna, dieses entzückende Geschöpf, dieses lebende Pastell: sie mußte in einer Entwöhnungsanstalt untergebracht werden...“

Der leise Wind hatte an Schwallen verloren, er war lau geworden und kühlte die jetzt dunkelgrauen Flächen des Sees; der Abend war dämmernd an Stelle des untergehenden Tages getreten; und die Eugenia eine unvorsichtige Frage: „Und — was ist eigentlich aus Paolo Bruder geworden?“

„Der...“ dar... Herr Papini überlegte kurz...

...heiratete vor vierzehn Tagen die Gina Giganti.“

Jah nahmen Lucia und Eugenia aus Gina einen eigenartigen Ausdruck an.

„Wie?!“ kam es wie aus einem Munde: „Sie sagten doch vorher, sie sei tot!“

Herr Papini ward verlegen.

„Gina... Tot? — Ja, ja... Habe ich das eigentlich gesagt?... Hm, dann muß es...“

Weiter kam er nicht; die Frauen hatten seinen Trick durchschaut. Sie lächelten nicht. Frauen verstehen keinen Paß, wenn man sie zum besten hält. Sie überschütteten ihn auch nicht mit Vorwürfen. Sie wandten sich gekränkt von dannen.

Herr Papini blieb allein stehen. Imitten eines Abends, der ihn eine ungemächliche Kühle hatte.

Er fürchtete, daß seine Schritte den blauen Tischen zu und entrückte die Niederlagen in süßen, frühen Wein.

DIE VERWANDTEN

VON STEFAN HOLLENTHONER

Meine gute Mutter war ganz ahnungslos, als am Abend des 12. Juni plötzlich der Storch ans Fenster pickte und stürmisch Einlaß begehrte. Ich erinnere mich noch (als wäre es gestern gewesen), wie ich dem Storch, während ich so zwischen seinen Schnabellähmern hing, das flaumige Godeli kitzelte und ihn bat, er möge doch noch um ein paar Fenster weiter fliegen; dort befand sich nämlich die Wohnung des Präsidenten der Eternität-G., in welche Wohnung ich schon seinerzeit, als ich mich noch quatschvergnügt auf Mondstrahlen hutschte, gern und oft hineingeguckt hatte.

Ach, solche Mondstrahlen waren doch das herrliche Vergnügen, man konnte an ihnen aus geschwindigkeit hinabrutschen — und manchmal passierte es, daß ich an Händen eines solchen Mondstrahles mitten in eine schummrige Laube plumpste, wo zwei erdgeborene Menschenkinder eng beisammen saßen und sich regelmäßig totetenb anblickten, wenn sie mein Gelübel ahnten; hören konnten sie mich ja nicht und sehen konnten sie mich auch nicht, denn ich war ja noch ein Sternenkind. Ich aber faltete dann meine Flügel auseinander und sturzte wieder in die Nacht hinaus, und mein Ziel war jedesmal die Wohnung, wo der Herr Präsident wohnte, sich in Plüsch und Leder wälzte und seine Gattin Petellencen legte. Wenn ich mein Näschchen an den Schelben platt drückte und mit den grüngoldenen Flügeln leise vor den Fenstern knatterte, wurde die Frau unruhig; sie legte die Karlen traumverloren auf ein Pöckchen zusammen, tat einen kurzen Blick nach ihrem Mann, der bereits im Halbschlaf an einer waschessenen Zigarre lutschte, und stürzte dann in die blaue Nacht hinaus. Ich lächelte, die lächelste sie auch ich machte ein Schmolli-Süßchen, da schmolle sie auch. Und wenn ich dann ein bißchen durch die Nasenröhren weinte, weil mich diese eifigen Fensterscheiben hinderten, mit einem Satz in alle diese Herrlichkeiten zu hoppeln, so kamen auch dieser seltsamen Frau die Tränen, und ihr Kummer

wurde manchmal so mächtig, daß sie in wilder Sehnsucht die Arme von sich streckte, um paar hilflose Schritte zu mir hin machte, ein paar fassungslos zusammenzubrechen. Der Präsident wachte dann jäh aus seinem Schlummer auf, die Zigarre lag in den Aschenbecher, zerquetschte dort wie eine verwesene Kröte. Der Präsident streckte sich vorerst ein wenig, trat dann an die Seite seiner schluchzenden Frau, streichelte ihr die Haare und sagte leise: „Schick dich doch endlich in das Unvermeidliche, Gritzel! Goh doch schlafen, es ist erst elf, und deinen Nerven tut Ruhe gut...“

Also, mit dem Präsidenten und seiner Frau war es nichts. Bulbao, der Storch, ließ sich nicht erweichen; er habe strenge Ordnung von höchster Stelle — von wegen der Seelenwanderung und so. Ich sah schon einmal der Sohn eines kaukasischen Fürsten gewesen, diesmal mußte ich es billiger geben.

Bulbao wiederholte sein Gepekpe an der Fensterscheibe meiner künftig älteren Wohnung. Mein Vater kam auf den Zehenspitzen zum Fenster und öffnete es. Dabei lächelte er glücklich und unendlich verlegen. Ich machte die Augen zu und erhob ein glanzvolles Geräusch. Bulbao entledigte sich rasch seiner Bürde, indem er mich in ein Gefäß mit warmem Wasser plumpsen ließ. Zum Abschied hieb er mir noch seinen langen roten Schnabel ins Büchelchen, so daß ich heute noch an dieser Stelle einen Nabel habe.

Ansonsten verlief meine Erdenfahrt glänzend. Die kleine Frau teilte meinem Vater mit, daß ich männlichen Geschlechtes sei — eine Sache, die mir damals höchst gleichgültig erschien.

Ich war nach achtzehnjähriger Ehe als erstes und einziges Kind dieses friedlichen Beamtenheerpaars geboren worden. Die beiden Leute hatten seit Beginn ihres ehelichen Beisammenseins dem Grundsatze des Verdienens und Sparens in einer Weise gehuldigt, daß selbst am Hochzeitsstage



„Dees geht net, mei Liebe, daß du erst in der Früh um sechse heimkommst!“
 „... wo i doch als „Erwachender Morgen“ Modell steh, Muatta!“

Il motivo plausibile: „No no, cara mia; non va che tu rincosi al mattino alle sei!“,
 „... ma se devo, mamma, far da modello per „Risveglio del mattino!“,

der normale Verdienstgang nur um einige Stunden unterbrochen wurde, um nur ja in Hinblick auf den erhofften Stammhalter mit dem nötigen Kleingeld gerüstet zu sein. Doch der Stammhalter wollte sich nicht einstellen. Dafür meldeten sich die lieben Verwandten, die infolge ihres gesunden Familiensinnes dachten, daß in Ermangelung eines Thronfolgers eben die Seitenlinien zu früherer Erfolge berufen seien. Sie zerbrachen sich bloß die Köpfe, welchem Umstand sie es zu verdanken hätten, daß trotz Vorhandenseins aller finanziellen Vorbedingungen meinen Eltern durch volle achtzehn Jahre das ersohnte Himmelsgeschenk versagt blieb. Da sich aber beide Eheleute einer vertrauensweckenden Gesundheit erfreuten, so vermutete die glitzungige Tante Tini, daß meine Eltern vor lauter Verdienen und Sparen ganz darauf vergessen hätten, daß nebst Geld auch noch andere Bedingungen für eine Menschenschaffung einzuhalten wären. Drauf steckten die lieben Verwandten die Köpfe zusammen, knietten sich vor Vergnügen auf die Schenkel und beschlossen,

meinen Eltern gegenüber den Erwerbsfleiß jedesmal über alle Maßen zu loben, damit nicht etwa in letzter Minute — das wäre doch fatal gewesen! Es war ein Hasardspiel, es war alles zu gewinnen und alles zu verlieren. Und sie verloren! Tja! Als ich sah, wie die lieben Verwandten angesichts meiner Lebendgeburt zersprangen, daß man es ordentlich barsten hörte, war ich mit meinem Los vollkommen ausgesöhnt, und ich gab die ersten Laute gesunder Schadenfreude von mir (obwohl ich damals von Nestroy noch gar nichts wußte), um die Tante Tini, den Onkel Sepp, die Basen und Vettern zu weiterem Zerspringen hilfreich anzuregen. Als der Onkel Sepp ganz unverschämt in meiner Gegenwart der Base Lina, die so viel Sommersprossen hatte und beim Reden erbärmlich „zu-zelte“, das „so ein Balg“, der dazu noch von altenden Eltern stammt, bestimmt nicht lebensfähig sei, lieferte ich meinen ersten Beweis. Ich wälzte mich nämlich meine Windeln breitspurig entlang und ließ mich vom Tischchen

auf die Erde fallen; ich prellte mir ein wenig den Schädel, schlug mir das Gesäß platt, war aber ansonsten voll Freude über das gelungene Exempel. Der Onkel Sepp tat nämlich einen Freuden-schrei, die Base Lina zurelte sich vor Aufregung den linken Augenzehh wecklich — beide glaubten ja, ich sei zumindest tot, und meine gottverfluchte Stammhalterei damit in Auflösung begriffen. Sie erhoben lautes Geschrei, aber als mein Vater am vermeintlichen Leichnam seines Kindes zusammenbrach — da öffnete ich die Augen in ihrer Vellchenblau, verschränkte die Füßchen über der Brust und strampelte und brüllte und beschrie die vier Wände in solch schmetterndem Fortissimo voll Freude über den gelungenen Streich, daß der Onkel Sepp nichts weiter hervorzubringen vermochte als ein tonloses, heiteres: „Na, na, ... is scho guat, mir wissen's eh, daß d' an böhmischen Schädel hast!“ Und die lieben Verwandten verloren den letzten Rest von Kultur und zersprangen restlos. Restlos! Ich aber nützte vor Behagen nächtlich die Windeln



„Am meisten liebe ich Ihre Hände“, sagt er immer — wie taktvoll, daß er nicht „Beine“ sagt!“

Sempre fino: “Con squisitezza di tatto egli dice sempre: ‘amo soprattutto le Vostre mani’, invece che dire: ‘le Vostre gambe’,”

Abendlicher Zuspruch

Von Hermann Sendlhuber

Sei getrost, es steigt der schöne Mond
Auch nach dieser Trübnis aus der Nacht!
Sei getrost, es blieb noch viel verschont,
Dran dein Kummerherz nicht mehr gedacht!

Rührt der Nachtfreund dich mit Wehmut an.
Weil er so viel Längstvergangenes sah.
Hochhin wandelt seine gleiche Bahn
Und nicht wissen will, was dir geschah?

Lasse es genug sein, daß er glänzt
Und auch dir das dargereichte Haupt
Minder nicht als einst Homer bekränzt.
Dem selbst Lichtes Tröstung war geraubt.

Er und mancher trugen mehr als du.
Fühl dich allen brüderlich gesellt.
Winke ihnen und dem Monde zu
Und gedulde dich wie sie der Welt!

Ukrainer - Gli Ucrani

(Jon Oberberger)



PÄL AM TOR

FRITZ HABERMANN

Nachmittag hatte der alte Päl den Zwetschgenschaps zum Reiten in die Sonne gestellt. Als er das tat, dachte er nicht im geringsten an etwas anderes, und ein ordentlicher Mann soll ja auch gar nicht an zwei Dinge zugleich denken. Aber abends kamen seine zwei Schweine nach Hause, warfen die Kotballen um und tranken den Schnaps restlos aus.

Hinher waren sie recht vergnügt, die Schweine, aber Päl natürlich nicht. Und sogar am nächsten Tag konnte er sie noch nicht einmal auf die Weide schicken. Denn man müßte sich ja schämen mit solchen Schweinen.

So pflegt es oft zu gehen. Solange man etwas ganz sicher hat, wird es nicht geschickt. Vielleicht hätte man auch einmal eine Geliebte, eine schöne, schöne Geliebte, ein Jahr oder zwei Jahre — eine hübsche Zeit lang jedenfalls — und schließlich lag schon gar nichts mehr daran, weil sie ja immer da war. Aber dann kam sie abhanden, es was das für ein Jammer war. Dem alten Päl Ujzapp ging es jetzt mit seinen Schweinen auch so. Wegen der drei Liter Schnaps hatte er gar keine rechte Freude mehr an ihnen. Also kümmerte er sich auch nicht mehr um sie; denn aber kümmerten sie sich nicht mehr um ihn, und damit war das Unglück schon fertig.

Und doch hätte es schon gereicht, wenn er nur immer abends die Hoftür aufgemacht haben würde, um sie einzulassen. Nämlich im Dorfe Bacsamasvor, wie fast in ganz Ungarn überhaupt, führen die Schweine keineswegs ein sogenanntes Schweineleben. In einem finsternen Kober. Nein, sie führen ein harmonisches Leben! Früh wandelt der Herr durch das Dorf und bläst und dann geht es in großer Gesellschaft, mit munterem Trab oder gemächlich, auf die Weide hinaus. Und abends kommen sie zurück. Das ist die Tageseinteilung, und selbstverständlich geht jedes wieder in seinen Hof, denn jeder Borstenträger ist ja der Ansicht, daß dieser besondere Hof ihm ganz allein gehört. Aber der alte Päl hatte nun schon mehrmals die Hoftür nicht offen gelassen und da mußten seine zwei anderswo übernachten. Dann sich bei Nacht herumzutreiben, das ließen sie nicht, Gottbe-
wehre, sollte gibt es nicht unter den Schweine-

Als sie sich jedoch gleich mehrere Tage im Hof nicht mehr sehen ließen, da fiel dies Frau Ujzapp doch auf und sie zankte Päl mächtig aus. Aber obwohl der letzte Abend gleich das ganze Hoftor aufrüll, es nützte nichts mehr; die Herde, mehrere Hundert im ganzen, sturdelte vergnügt und eilig vorbei und kein Schwein tat, als ob es bei ihm daheim wäre.

„Wo werde ich hinkommen, wenn das so geht?“ fragte sich Päl besorgt. Sein Kummer war gewiß echter als der manch eines abgemagerten Liebhabers, denn zwei Schweine verlieren ist noch nie eine Kleinigkeit gewesen. Halt, da blieb ja noch der Weg zum Gemeindevorsteher, vielleicht wußte der einen Rat.

„Aber das Dorf ist groß, Päl, wo soll ich deine zwei Schweine finden? Hast du denn nichts Aufgefallenes, wozu du sie erkennen kannst?“ wurde er gefragt.

Nein, etwas Auffallendes wußte Päl von seinen Schweinen nicht zu sagen.

„Und wäre es denn nicht möglich, daß die Schweine dich erkennen?“

„Hi, hi, du machst wohl Spaß, Vorsteher? Die Schweine sollen mich besser kennen wie ich sie? Das ist doch unmöglich, hi, hi.“

Über dieses Gelächter erzählte sich der Vorsteher: „Ja, soll ich euch wohl identifizieren? Du kommst einfach zu mir und willst zwei Schweine, weißt nicht wie sie aussehen, ob sie noch da sind, oder ob sie nicht mehr da sind. Gar nichts weißt du!“ Päl ärgerte sich sehr darüber, so angefahren worden zu sein und aus Zorn trank er in diesem Augenblick noch ein Glas Zwetschgenschaps.

Aber davon soll von dem hellen guten Zwetschgenschaps, daß er wirklich schon auf drei Meter gegen den Wind roch. Dann stellte er sich zur rechten Zeit wieder unter das Tor und wartete kummervoll auf die Schweine.

„Dieser Vorsteher, das ist auch so ehrlich Kein Herz und wer weiß, wo die einen Schweine sind... Und was der ihr neumodische Schein aufbringst, Schweine identifizieren... Füttern muß man sie, ja, das muß man...“

Da sondernten sich zwei von der Just vorbeitollenden Herde ab und blieben schnuffelnd vor ihm stehen. Und dann gingen sie mit ruhigem Schritt und kurzweilig wieder dem Schweinchen durch das Tor in den Hof hinein.

Voll Freude schloß der alte Päl das Tor und ging hinein nach; ja, das waren sie! Jetzt erkannte er sie auch wieder.

„Thoresas!“ rief er. „Sie sind da, sie haben mich

wirklich identifiziert —“ und zu den Schweinen: „Jultsche und Erisi, Gott, wie groß und schön seid ihr geworden!“ Die Schweine grunten vergnügt und wandten sich dem Stall zu. Päl aber dachte mit Dank an den hellen Zwetschgenschaps, welcher so wunderbar scharf riecht, so scharf, daß niemand der ihn kennen gelernt hat, ihn je vergißt!

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nöcker)



Scholz und Bolt gehen auf die Jagd. Plötzlich taucht ein Eber vor ihnen auf. Scholz schießt und leidet.

Der Eber stürzt wutentbrannt auf die Jagder. Scholz und Bolt rennen um ihr Leben immer näher kommt der Eber.

Da schreit Bolt in höchster Verzweiflung: „Ich war es nicht, der Scholz hat zuerst geschossen!“ Fr. H.

*

Bobby kommt verdattert zu seinem Freund Felix. „Felix“, stottert er herum, „ich dank dir schon, daß du mir dein Fahrrad geborgst hast — da bring ich dir's wieder — aber schau, du darfst mir net bos sein — der vordere Reifen ist halt net ganz in Ordnung.“

„Bobby —“ ruft Felix, den Reifen ansehend, „was hast du denn da wieder angestellt? Der Reifen ist ja ganz zerschritten!“ „Ja“, nickt Bobby, „ja — ein bißchen zerschritten ist er schon — weißt — ich bin nämlich über eine Flasche g'fahren.“

„Na hörst!“, ärgert sich Felix, „warum hast denn net aufgepaßt!“

„Ich hab ja eh aufgepaßt!“, antwortet Bobby gekränkt, „Und wie vorsichtig ich war... Aber kannst du das vielleicht sehen, wenn einer eine Weinflasche in der Aktenkiste hat?“ H. K. B.

AUF URLAUB

(Wilhelm Schulz)



Wenn ein Soldat auf Urlaub kommt,
ist leicht es zu erraten,
daß dann daheim ein Bier ihm frommt
und auch ein Schweinebraten.

Doch tut es das noch nicht allein,
mag's noch so gut ihm schmecken,
all Eure Sorgen, groß und klein,
sollt Ihr vor ihm verstecken.

Von Siegeswillen übersonnt
will er die Heimat sehen,
damit er wieder an die Front
zurück kann freudig gehen.

WILHELM SCHULZ

SIMPLICISSIMUS

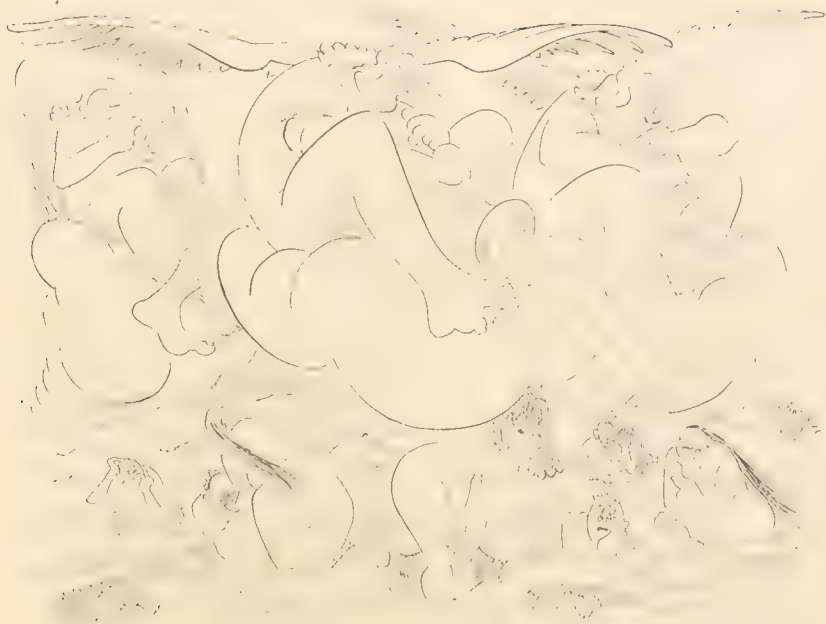
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der mißglückte Spaziergang



„Da heißt es immer, daß alle Wege nach Rom führen, der Weg über
Badoglio scheint aber doch nicht der richtige gewesen zu sein!“

La passeggiata andata a vuoto: "Il motto dice che tutte le vie conducono a Roma; pare però che la 'Via Badoglio, non sia stata la giusta!,"



Der Selbstgebaute

Von Walter Foltzick

Wenn würdige Männer über Selbstgebauten sprechen, wird es sich um Tabak handeln. Tabak wird nämlich jetzt nicht nur geraucht, sondern auch gebaut; ich glaube, er wird sogar mehr gebaut als geraucht.

Ich werde mich hüten, etwas gegen den selbstgebauten Tabak zu sagen, denn dann kämen mir alle diese würdigen Männer auf den Kopf und ich müßte womöglich ihren Tabak rauchen, um eines Besseren belehrt zu werden. Das möchte ich nun nicht gern, nicht nur, weil ich mich vor Nikotinvergiftung fürchte.

Ich bekomme demnach, es gibt nichts Besseres und Bekommlicheres als selbstgebauten Tabak, und ich weiß von vornherein, daß alle Rezepte gut sind. Rezepte muß man nämlich haben, das ist wie beim Salat, beide müssen angemacht werden, beim Tabak sagt man fermentieren. Es gibt bekanntlich siebenhundertvierundsechzig verschiedene Arten richtig zu fermentieren, und niemand wird mich zwingen, zu behaupten, daß die Methode, die ein anderer befolgt, besser ist als die eigene. Mir ist nämlich mein Leben lieb, und was das Fermentieren anbelangt, da verstehen die Leute keinen Spaß.

Also, um richtig zu fermentieren nehme man einen größeren Hutkoffer und begieße ihn... Ach, Verzeihung, ich wollte mich ja nicht in die Fabrikationsgeheimnisse mischen, man kann es selbstver-

ständlich auch anders machen und zwar viel besser.

Aber von einem Einzelfall werde ich doch wohl reden dürfen?

Sehen Sie, da ist mein Freund Paul. Sie würden es ihm gar nicht ansehen, daß er selbstgebauten

WÄNDLUNGEN

Als haarige Rümpchen erst begann er und fraß sich durch von Blatt zu Blatt, hernach zu einer Puppe. Spämm er sich ein, die nichts mehr nötig hat.

Und schließlich schlief er als ein Falter aus bleifem nächtlichen Verfall, so bunt, daß ihn mein Federhalter nicht voll zu würbigen vermag.

Zwei Tage war er quatschlebig, ja fozulagen tatenfroh, bis ein Profektor eigenhändig ihn fling - worauf sein Geist entflo.

Nun mocht das holde Kind der Mufen stocksteif (und weiß nicht recht, zu was) mit einer Nadel in dem Bufen bei vielen andern hinter Glas.

Ratatöhr

Tabak reucht, wenigstens vor dem Rauchen nicht. Paul hat sich bisher immer viel mit Philosophie beschäftigt, jetzt beschäftigt er sich mehr mit Rauchen - von Selbstgebautem.

Er hält nichts vom Fern... ach so, ich wollte ja nichts von seinem Innenleben verraten. In einem Kasten hat er etwas Grünes, das spricht er frank und frei als Tabak an. Wie gesagt, er hat sich bisher hauptsächlich mit Philosophie beschäftigt. Das Grüne wird nur einen krassen Lalen an gelockneten Spinat erinnern, einen Lalen in selbstgebautem Tabak. Das ist es, was Paul in seine Pfeife stopft, wobei wir, seine Freunde, so tun, als ob es das Selbstverständliche von der Welt wäre. Der Pfeife entquillt ein blauer Rauch, tatsächlich ein blauer Rauch, ein sehr ähnlicher blauer Rauch, der aufs Haar anderen Rauchen gleicht. Paul weht ihn uns mit der Handfläche zu. Wir sind gute Freunde und sagen ihm, daß wir schon Schlechteres im Leben gerochen haben, schon Brenzlischeres.

Nun versenkt sich Paul wieder in die Philosophie und da kam er neulich auf die Beurteilung des Duftes von Rosenöl zu sprechen. Warum er gerade auf Rosenöl kam, bleibt unklar. Wird wohl so eine Wunschvorstellung gewesen sein.

Wenn Paul sich die zweite Pfeife ansteckt, hat er kleine Schweißperlen auf der Stirne. Er sagt, es käme von der heißen Suppe. Auf jeden Fall will er im nächsten Jahr noch mehr Tabak anbauen, das Sandblatt sei besonders delikt. Das Sandblatt ist nämlich das Frische, aber da komme ich schon wieder ins Fachsimpeln.



„So — Kognak und Hoffmannstropfen stehen bereit für den Fall, daß mir schlecht wird. Ich werde jetzt mal versuchen, das Kapitel über Badoglio, Viktor Emanuel und Konsorten zu schreiben!“

Kronos previene: „Ecco . . . Il cognac e le gocce - Hoffmann . . . già pronti nel caso che mi senta male. Adesso tenterò pur di scrivere il capitolo su Badoglio, Vittorio Emanuele e consorti!..“

Am Treffpunkt

(R. Kriech)



„Unerhört — nicht mal 'ne halbe Stunde wartet er, wo Ich ihm doch gesagt habe, daß meine Uhr manchmal 'n paar Minuten nachgeht!“

Luogo d' appuntamento: „Incredibile! Egli non aspetta nemmeno un' ora, benchè gli abbia detto che il mio orologio talvolta ritarda di alcuni minuti!..“

VON WILHELM LUKAS KRISTL

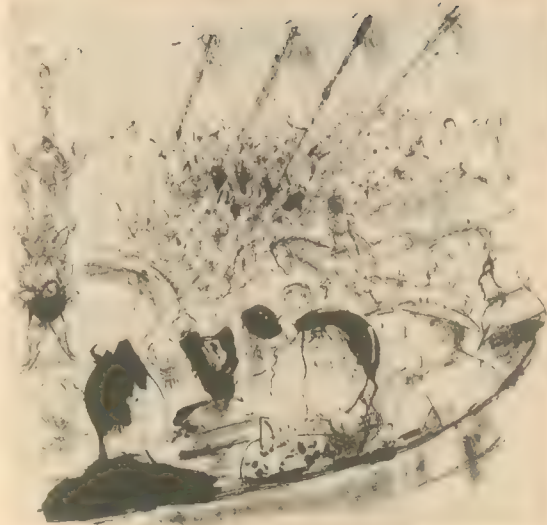
Das war in Sevilla, in der Karwoche. Zur Sevillaner Karwoche mit den weltberühmten Prozessionen, da sind schon Wochen vorher alle Schnellzüge und Flugzeuge in ganz Spanien ausverkauft, und in Sevilla ist noch die letzte Dienstbotenkommer zu saftigen Preisen längst im voraus vermietet, von Hotelzimmern nicht zu reden. Wer von den Sevillanern eine freie Hundehütte hat, der stellt auch diese noch den Festgästen als Wochenend-Häuschen zur Verfügung und die diesbezügliche Rechnung entspricht durchaus einer Einfamilien-Villa. So mancher Sevillaner lebt den ganzen Sommer von dem, was ihm die heilige Karwoche einbringt und trägt auf diese Weise zu der südlichen Beschaulichkeit bei, welche die Touristen an der andalusischen Hauptstadt ganz besonders entzückt.

Ich hatte vorgesorgt. Ich gehörte zu den Glücklichen mit Quartier und Flugplatz und gleiches nur noch, mein Zimmer befand sich wünsch in der Nähe des Flugbüros, damit ich keine Zeit verschwende und mir nichts von der großen Prozession am späten Nachmittag entgehe. „Apartado 282“ war die Adresse; ich verwahrte sie wie ein Juwel in meiner Brieftasche.

„Ist die Apartado gleich in der Nähe, Señorita?“, frag ich im Flugbüro. „Wie heißt die Straße?“, „Apartado“, wiederholte ich und als mich die Señorita weiterhin dumm ansah, buchstabierte ich: „A-par-tis-do!“ Sie wendete sich an eine Kollegin und diese an den Buchhalter und der Buchhalter griff nach dem Telefonbuch. Da rief einer von den jungen dunkelhäutigen Bengels, welche das Flugbüro auf der Jagd nach Trinkgeldern umlauerten, daß er die Straße kenne und bemächtigte sich allgütigst meines Koffers. Aber er ging keine zehn Schritte mit. Sodann verhandelte er mich an einen anderen Burschen und dieser bedeutete mir, ihm nur ruhig durch das aufwendige Gewühl zur Straßenbahn zu folgen. Nun, in der Sevillaner Karwoche darf man nicht anspruchsvoll sein; liegt das Zimmer auch nicht gerade im Stadtzentrum, die Hauptsache ist, du hast ein Dach überm Kopf.

Wir stiegen in die Straßenbahn. „Zwei Apartado“ verlangte ich. „Si Señor, Apartado.“ Jedoch der Schaffner schien sich ebenso wenig in Sevilla auskennen. Er frug den Wagenführer, und als auch der nur einen Brummer von sich gab, holte er die Meinung seiner Fahrgäste ein. Alsbald beschaffte sich mit meiner Adresse die ganze Treibbahn. Die Ansichten waren geteilt. Man bot mir nacheinander sämtliche Stadtviertel Sevillas an. Mein Einwand, wenn eine Straße 282 Hausnummern habe, könne sie doch nicht so unbekannt sein, wirkte nicht gerade klärend. Im Gegenteil, sie entlachte nur neue Meinungsver-schiedenheiten, während ich die Frage aufwarf, ob denn vielleicht mal ein gewisser Apartado in der spanischen Geschichte eine Rolle gespielt habe. Endlich führte sich ein Mann auf der hinteren Plattform: Ich sei schon richtig. Jetzt falle es ihm ein, es fehlten noch drei Haltestellen, dann sollte ich mich ein wenig nach rechts halten.

Das Viertel, in dem wir ausstiegen, sah so aus, daß meine festliche Stimmung ruckweise sank. Aber mein Bursche mit dem Koffer marschierte tapfer voraus und ich folgte widerwillig hinterher. Und nachdem wir einige Male im Kreise herumgelaufen waren, da stellte er sich vor mir auf und sagte kühn, nun seien wir da. Ich sah mich um: Ein Dutzend altersschwacher Häuser, wie ausgestorben die Gasse kümmerliche Gasse, nur ein milder Duft von Müllhaufen und reinem Küchenöl verriet die menschliche Nachbarschaft. Ich schlen mich in der verlassenen Gegend der Stadt zu befinden und obendrein stellte sich heraus, daß die Gasse gar nicht Apartado hieß, sondern ihr Name begann nur mit einem A und hörte mit einem O auf. Das war alles. Was meinen Be-



„Sag“, Emil, wie hieß der Mann, der die Weltkugel auf den Schultern trug?“
„Aber gute Adelheid, du glaubst doch schon alles!“

„Dimmi, Emilio, come si chiamava quell'uomo che sosteneva il globo terrestre sulle spalle!“
„Ma, mia buona Adelaide, come tu credi proprio a tutto!“

gleiter freilich nicht hinderle, eine Miene aufzusetzen, als habe er nie im Leben behauptet, die Straße auch nur ganz ungefähr zu kennen. Mir wurde warm. Ratlos studierte ich meinen Zettel, las ihn von vorn nach hinten und zurück. Glocken und Fanfaren ertönten in der Ferne und verkündeten, daß die große Prozession im Gange war. Mir fielen die schwarzgelockten jungen Sevillanerinnen ein, welche jetzt sicherlich im Festschmuck die Tribünen und Balkone füllten. Dann erleichterte ich mein Herz mit einer Serie heimlicher Wünsche, die mit der heiligen Karwoche weiter nichts zu tun hatten.

Eine leere Kutsche nahm mich auf wie ein Fischerboot einen Schiffsbrüchigen. Wahlich gerietet kam ich mir vor, als ich mich hinaufschwang. Es sollte indessen eine neue Irrfahrt beginnen. Er sei geborener Sevillaner, meinte der Kutscher, und fahre seit etlichen zwanzig Jahren die Fremden herum.

Aber Apartado?, und noch dazu mit so viel Hausnummern! Vorbei an ehrwürdigen Stadtmauern, an maurischen Portalen, durch romantische Gassen ging die Kutsche und der Kutscher frug von seinem Bock herunter mal diesen, mal jenen Passanten. Je mehr wir wieder stadteinwärts gelangten desto mehr schwoll der Trübel an, desto farbiger wurde die Stadt. Jedoch mein Interesse schwand in dem gleichen Grad, in dem die hereinbrechende Dämmerung beiendem für poetische Stimmung sorgte. Ich teilte das ganze festliche Sevilla nur in zwei Hälften: Die eine Hälfte, die hatte in der Nacht ein Bett und die andere, die hatte keines. Zu dieser gehörte also ich. Ich habe aber doch zu meinem reservierten Zimmer gefunden. Mit Verpachtung allerdings und etwas erschöpft; es war schon Mitternacht. Zu guter Letzt hatte sich nämlich herausgestellt, daß Apartado zu deutsch — Postfach heißt...

Villa über dem Fluß

Von Maximilian Brantl

Hell flechten Rosenfontänen
sich in des Lebens Kranz,
und sie verbeden ganz
die Lachen und die Wunden.

Wie lacht aus farbiger Hölle,
thr Mädchen, eurer Leib!
Verkühte Früchte, Weib,
aus goldnem Horn der Fülle!

Än euch geleht, rote flächeln
sich Worte und Gefühl!
Da wirb uns heiß und kühl,
da löst sich Ernst in Lächeln!

Krebnzt ihr dann der Trauben
Schoßblut und Herzenzob:
Muffit! Heut ist eine hold
das Schicksal! Laßt uns glauben!

VOM BLAU AUF ALTEN BILDERN

Blau ist oft auf alten Bildern im Hintergrund.
Hintergrund bedeutet: Ferne, das Ungenaue.
Im Hintergrund fliegen Vögel in Form einer Braue.
Vorne stehen die Städte mit drohendem Mauerrund.

Im Hintergrund dämmern Wälder und Berge,
Oder Gewässer dunsten. Also das Undurchdringliche.
Vorne mandeln Hirte und Ferge,
Vorne drohen Türme — Sinnbilder für's Dingliche

Ich liebe das Blau dieser Bilder. Es ist meist.
Es lockt hinaus. Es hat kein Ende.
Hinter ihm verbirgt sich der Raum der Unendlichkeit,
Das Märchen, das Glück, die goldene Wende.

Das Blau der alten Bilder hat etwas Ruhendes,
Bei ihm herrscht Stille, Geheimnis, Rast.
Es hat den Schlaf im Gracil, Schwoigen, Nichtstundes.
Doch mandelmal öffnet sich jäh sein verschleierte Gestalt.

Und heraus tritt ein Engel, silbern umkleidet;
Oder ein Ritter zu Pferd, eisengerüstet,
Auf dem Sattel Undine, masserbeleuchtet,
Die es nach Kuß und Umarmung gelistet.

ANTON SCHNACK

DER ROGL RUEP REDET FINNISCH

VON KARL SPRINGENSCHMID

„Ha?“ fragt der Oberjäger in der Runde.

„Mhm!“ sagen die andern.
Damit ist für ein gutes Trumm Polarnacht geredet,
was zu reden ist und es wird wieder still in der
Hütte. Seit die sieben Tiroler auf der einsamen
Feldwach einhockten, ist ihre Sprach nur
mehr „Ha“ und „Mhm!“

Woll's wahr ist! Für was denn reden? Was ein
jeder zu tun hat, weiß er ohne reden auch
Überhaupt, so sagen sie, mit Reden ist der Krieg
nit zu gewinnen. Was zu sagen ist, sagt der Rogl-
schwiz und kriegt sein Antwort.

„Ha?“
Das langt
Aber wenn die sieben Tiroler einmal in der langen
Dämmung anders beinahdocken, gesell-
schaftlich sozusagen, und es war grad eine ge-
mütliche Zeit, was zu reden, dann weiß keiner,
was er sagen soll; denn was sonst Mannsleut
einander zu sagen haben, das haben sie sich alle
schon voriges Jahr gesagt. Heuer ist noch nit viel
passiert. Sie sind alle sieben die gleichen blieben
und der Krieg auch. Also, was soll da einer
viel reden?

„Ha?“
Nur dem Rogl Sepp, dem Fernsprecher, paßt das
nit. Schon von Berufs wegen.
In den Tisch haut er und schreit: „Höllselten,
jetzt wird's mir zu dumm. Jetzt redet einmahl
einer!“

„Ha?“ fragt der Oberjäger und schaut von den
Karten auf. Er hat grad Trumpfsau in der Hand.
„Reden“, meint der Rogl Ruep, der Junge, und
übersetzt dienstlich, „ein Sprechverkehr einrich-
ten, wie unter andere Menschen!“

„Redst eh du!“ sagt der Oberjäger und spielt die
Sau aus und der Steudlger, der schwarze Tintner,
haut den König drauf und meint unwillig: „Reden,
zu was? Macht eh der Krieg gnue Krawall!“
Da aber kommt einmal der Befehl, der Rogl Sepp,
der Fernsprecher, muß acht Wochen hinauf zu
den Finnen auf den Tuntur.

„Mander“, lecht er da und haut sein Zeug in den
Rucksack, „endlich einmal unter Leut, nit bloß
unter Stöckl Leut die eine Sprach haben! Men-
schen, mit die was zu reden ischt!“
So kommt der Rogl Ruep, Jung und voller Freud
hinauf auf den Tuntur zur finnlischen Feldwach,
baut seine Leitung auf, und macht, was sonst sein
Sach ist.

Weit liegt das Land rundum, Wald über Wald, so
weit das Auge langan kann, das halbe uns, das
andere den Bolschewiken. Die Handvoll Licht
freilich ist viel zu wenig für das große Land. Die
Nacht, kaum vergangen, schlief schon wieder aus
dem Wald für

Die Finnen. alle zwölf, rücken um das Feuer zu-
sammen, das in der Hütten brennt.

„Fein!“ sagt der Rogl und hockt sich dazu.

Aber er hat wohl einen unrechten erwischt, einen
von den Finnen, der nit Deutsch versteht, weil er
tut, als hätte er nit gehört.

„Fein“, sagt er, lauter noch zum andern nebenbei
Der andere nickt ihm zu.

„Fein“, sagt der Rogl wieder und lecht, „so um
das Feuer hocken allmitind, da ischt guet sein.
Druben, die sieben Stück, die stummen, die
hocken jetzt tirolisch beinand und karten. „Ha“,
fragt der Oberjäger, I höi ihn, und „mhm“ sagen
die andern Das langt für die ganze Nacht. Ischt
das ein Leben, frag i?“

Er schaut in die Gesichter rundum. Sie scheuen
ihn alle genau auf den Mund, wie er da so flü-
big spricht, und nicken ihm zu.

„Ein Tag um den andern, jeder gleicht Gleich der
Wald, gleich der Himmel, gleich der Kriegl! Alles
gleich. Wie soll das einer ertragen, so er nit
Menschen hat, die reden und erzählen und das
Leben erst schön machen und richtig!“

Wieder nicken die Finnen freundlich hin. Jeder,
den er anschaut, nickt auch. Dann, wie der Rogl
meint, jetzt hebt der erste zu reden an, langt der
bloß unter d'e Bank hinein, auf der er hockt, zieht
umständlich ein Trumm Holz herfür, ein blikenes,
dreht es nach allen Seiten herum, nimmt dann
sein Pukko aus der Schelde und hebt zu schnit-
zen an

Da sieht der zweite, langt auch schweigend um
sein Holz, der dritte, vierte, und so langan sie,
daweil der Rogl Ruep noch immer redet, zu
schnitzen an, bloß der letzte nit, der spürt das
Feuer. „Seltsam, so eine Sprach“, denkt der Rogl
und stößt den einen an, der neben ihm sitzt, und
fragt: „Was wird nacher dös?“

Der aber haltet ihm bloß das Holztrumm hin und
dreht es langsam nach allen Seiten.

„Mhm“, sagt der Rogl Ruep.
Dann nimmt er sich wieder einen Anlauf.
„Ein schöner Brauch, das Schnitzen“, hebt er an
„da kann einer grad so richtig derzählen dabel,
wie es ischt im Leben, und was es alles gibt und so...“

Der eine von den Finnen der die Feldwach führt,
steht jetzt auf und geht vor die Hütten. Wie er
wiederkommt, hat er ein Trumm Holz in der Hand,
das reicht er dem Rogl hin.

„Ha?“ fragt der Rogl Ruep.
Dann greift er, weil keiner was sagt, um seine
Stichmesser — was soll er anders tun? — und
hebt auch zu schnitzen an. Gleich, was es wird,
etwas gar ein Pfeifenkopf. Acht Wochen schnitzt
der Rogl an dem Trumm herum und es ist allweil
nit sicher, was es wird, vielleicht doch bloß ein
Suppenöffel zu guter Letzt.

Aber sicher ist, daß der Herrgott selber auch ge-
schnitzt hat, wie er den ersten Adam, den finl-
schen, gemacht hat und daß er auch nit viel ge-
redet hat dabel —

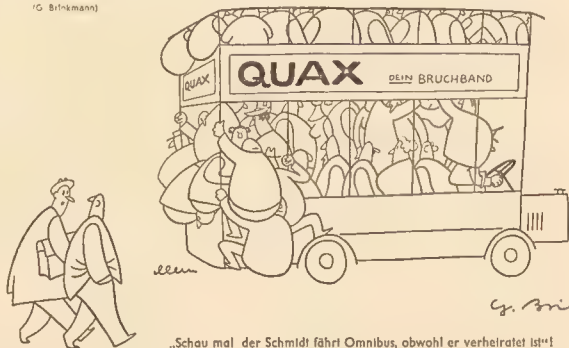
Und wie der Rogl Ruep, der Junge, wieder bei
seinen Tirolern ist, da kann sich der Oberjäger
am dritten Tag nimmer halten und fragt:

„Rogl, was redst denn nit?“

„I red ja eh, aber finnisht“, sagt der Rogl Ruep
und schnitzt an seinem Holztrumm weiter.

„Mhm“, sagen die andern.

(G. Brinkmann)



„Schau mal der Schmidt fährt Omnibus, obwohl er verheiratet ist!“

“Guarda un po' che il fabbro, sebbene sposato, va con l'omnibus!“



„Nanu, Helga — du sammelst Briefmarken?“ — „Nee, aber vielleicht werden
'mal auch von der Reichspost neue Marken nur gegen gebrauchte abgegeben!“

Non si può sapere ...: „Ebbe', Elga ... fai collezione di francobolli!„ — „No ... ma forse un giorno
anche dalla Posta del Reich non si daranno nuovi francobolli che in ricambio di quelli usati!“

FRAUENHERZ

VON JORDAN JOWKOV

Seltdem sein Sohn Ilia aus dem Dorf fort war, hatte Vater Gergi nur Schliches von ihm gehört; endlich bekam er einmal auch etwas Gutes zu hören: man habe Ilia in der Stadt gesehen, er sei unlängst über die Grenze gekommen, habe sich auf dem Markt gezeigt, wo er Pferde gekauft und verkauft habe. Und das sei nicht der Ilia wie früher gewesen – schön gekleidet sei er jetzt, habe mit großen Herren an einem Tisch gesessen und mit dem Herrn in der Tasche nur so geklimpert. Vater Gergi wußte nicht, ob er alles das glauben sollte oder nicht, da kam schon Ilia selbst. Er hatte dasselbe schmale Gesicht wie einst, war aber reinlich gekleidet, frisch rasiert. Seine kurze himmelso Jacke war nicht aus grobem Wollstoff, sondern aus feinem braunen Tuch, die hohen Lederstiefel an den Knöcheln gefaltet wie eine Ziehharmonika. Und er kam nicht etwa mit einem fremden Fuhrwerk, sondern im eigenen Wagen. Was für ein Wagen war das, was für Pferde hatte er! Junge Tiere waren es, kaum fünf, sechs Jahre alt. Schlank, feurig, gleichen beide einander wie Zwillinge, waren gleich groß, hellbraun; Schweiß und Mähne waren hell, beinahe weiß. Pferde mit solchem Haar sind wirklich eine Seltenheit und sehr schön. Großvater Gergi ging durch das Dorf und prahlte mit den Pferden. Bei vielen sprach er vor, endlich blieb er ein Weibchen bei Theodor stehen. „Grüß Gott, Theodor, Grüß Gott, Antischka!“ rief er fröhlich, drückte am Zaun stehend „Gott loh'n's, Vater Gergi. Bei dir gibt's ja Freude im Haus, denn der Junge ist gekommen, nicht?“ „Ja, er ist da, Ilia ist gekommen...“

„Er sei gewaschen, schon ein Mann geworden, sagt man. Und die Pferde, was für prächtige Tiere! Ich habe sie gesehen.“

Es sprach nur Theodor: Antischka schweig, obwohl sie sich immer in der Nähe zu schaffen machte und wußte hörte, was die beiden miteinander sprachen, nur ihre Augen schienen zu lachen. Vater Gergi weiß, daß Ilia einst etwas mit Antischka gehabt hat, aber das war vor Jahren und schon längst vergessen.

„Hörst du?“ sagt Vater Gergi lächelnd und weist nach Genos Krug hin, wo ein Dudelsack quitiert. „Mein Junge ist da, Ilia ist es. Möge er sich nur unterhalten! Die Großbauern sollen nur sehen, daß auch er ein Mann ist und zu verdienen versteht!“

Vater Gergi blickt Theodor an, der verstohlen lächelt, begegnet noch einmal dem Blick von Antischkas schwarzen Augen und geht nach Haus.

Gegen Mittag kommt Ilia, er ist rot, angeheitert. „Ich war bei Theodor“, sagte der Alte.

„Auch ich war heute morgen da.“ Ilia schaut zur Seite und schlägt mit einem Stäbchen auf seine in Falten gelegten Stiefeln. „Antischka hat mich gar nicht angesehen. Es fiel ihr gar nicht ein zu sagen: „Komm, Ilia, laß dich mit einem tüchtigen Kalb bewirtschaften.“ Kein Wort sagte sie, schwieg still.“

„Sie haben viel zu tun, mein Sohn.“ Vater Gergi will noch etwas sagen, aber er schwelgt. Einst war Ilia Knecht bei Antischkas Eltern. Da hatten sie etwas miteinander gehabt, eine Liebschaft oder so was, er hatte sogar gepöhlt, daß er sie

zur Frau nehmen werde. Aber plötzlich, ohne daß es jemand erwartet hatte, heiratete Antischka den Theodor.

„Haben wir nicht miteinander dasselbe Brot gegessen, haben wir nicht zusammen die Garben aufgeladen?“ hub Ilia wieder an. „Und jetzt will sie großtun! Meinestwegen! Mag sie nur!“

Nach einigen Tagen fuhr Ilia zur Stadt und kam mit einem fremden Wagen ohne die Pferde zurück. „Wo sind die Pferde? Was hast du mit den Pferden gemacht?“ fragte ihn der Vater.

Ilia klopfte sich auf die Tasche und lachte. „Hier sind sie! Ich habe sie verkauft.“

„Ach, Sohn, was hast du nur getan? Solche Tiere! Wo findest du solche?“

„Noch schönere kaufe ich. Die da waren gar nichts.“

Wieder begann Ilia sich des öfteren in Genos Krug zu zeigen. Manchmal sprach er bei Theodor und Antischka vor, sah ihnen zu, wie sie arbeiteten. Dabei unterließ er sich nur mit Theodor, denn, wenn er etwas zu Antischka sagte, schweig sie, tat, als hätte sie nichts gehört.

Eines Tages ging Theodor weg und Ilia blieb allein mit Antischka. Er nahm zwar ganz neue glänzende Füllwastücke aus seinem Geldbeutel und gab den beiden Kindern Antischkas je eins. Als sie das sah, packte sie die Kinder, öffnete ihnen mit Gewalt die Hände, nahm das Geld und gab es Ilia zurück.

„Nimm dein Geld!“ sagte sie barsch. „Sie haben einen Vater, der sie beschenken kann.“ Und da sie es schon satt hatte, sagte sie unumwunden: „Genug hast du mir vor dem Hause gehockt! Geh weg!“

Ilia ging wieder in den Krug. Jetzt ging er jeden Tag hin und trank viel. Von Zeit zu Zeit versuchte er, Antischka anzureden, doch sie ging ins Haus zurück, sobald sie ihn sah. Das Geld, das er für die Pferde erhalten hatte, war zu Ende und eines Tages sagte er zu seinem Vater: „Dieses Mal will ich viele Pferde kaufen. Ich verkaufe sie und verdiene viel Geld. Da mache ich ein Gelage, daß die Leute an mich denken...“

Er ging fort und kam nach einigen Tagen mit zwei Männern zurück. Während er im Dorfe herumging, schliefen sie in einer Ecke im Hofe. Vater Gergi gefiel sie gar nicht: mit ihrer dunklen,

braunen Haut, den schwarzen Augenbrauen und buschigen schwarzen Schnurrbärten sahen sie wie Zigeuner aus. Ilia sagte, daß sie Rotblutcher und seine Freunde seien. Mit ihnen ging er wieder fort.

Bald darauf rief jemand eines Morgens, noch vor Tagesgrauen, vor Vater Gergis Tür. Der Alte trat heraus. Ilia war es.

„Bring uns etwas Brot herauf“, sagte er, ohne vom Pferde abzusteigen. „Wir müssen eilen, um den Markt nicht zu verpassen.“

Bei ihm waren die beiden braunen Rotbländler, auf die sie auf Pferden. Vater Gergi bemerkte, daß weder ihre Pferde, noch das Ilia gestallt waren. Etwa zehn andere Pferde waren aneinander gebunden, jedes hintere mit dem Zügel an den Schweiß des vorderen. So pflegten Rotbländler ihre Pferde zu binden, doch hatte Vater Gergi gehört, daß Zigeuner, die Pferde stehlen, es auch so machen.

Sobald es zu grauen begann, hörte man auf einmal laute Stimmen: es zeigten sich barhäutige Männer mit Gewehren. Sie schienen es eilig zu haben, bückten sich von Zeit zu Zeit, um nicht die frischen Spuren zu verlieren, die die Pferdedeute auf dem Boden gelassen hatten, und sprangten weiter. Gegen Mittag hörte man bereits, daß drei Pferdediebe mit vielen Pferden in dem Wald bei Apitzat gefangen worden seien. Der eine war Ilia.

Gegen Abend kamen die Polizisten. Sie führten Ilia und die anderen Pferdediebe. Sie hielten vor dem Krug, dem Hause Theodors gegenüber. Ilia's Kleider waren zerdrückt, er war bloß, nicht rasier. Bei dieser Kälte hatte er nur seine braune Tuchjacke an. Er lächelte, doch war das Lächeln nicht fröhlich.

Es versammelten sich viele Menschen da, auch Vater Gergi kam.

Er näherte sich seinem Sohn, sah ihn lange mit trockenen, brennenden Augen an, spruckte auf ihn und begann zu schelten: „Schande und Schmach über dich! Hast du denn keine Hände zu arbeiten, dein Brot ehrlich zu verdienen? Mit Zigeunern Pferde stehlen? Du bist nicht mein Sohn, ich verfluche dich.“

Dann wandte er sich ab und ging gleich und zitternd nach Hause.

Einer rief ihm noch nach: „Die Burschen sind hungrig, bring ihnen etwas Brot!“

„Ich habe kein Brot“, erwiderte Vater Gergi, ohne sich umzusehen, „Steine sollen sie essen!“

Da kam Antischka aus dem weißen Häuschen herauf. Sie trat hinzu, sagte etwas den Schutzleuten, holte einen Laib frischen Brots, den sie unter der Schürze hielt, brach ihn auseinander, gab die eine Hälfte dem Ilia, die andere seinen Gefährten. Sie gab ihnen auch je ein Stück Käse, dann gab sie Ilia einen alten, abgetragenen Kapuzenmantel, den sie über dem Arm trug.

„Da, nimm, Ilia“, sagte sie, „du könntest dich erkalten...“

Die Polizisten hatten ihre Pferde bestiegen, die Häftlinge gingen vor ihnen durch den Schlamm.

„Ich wohl, Ilia!“ rief Antischka ihnen nach, „Gott erhalte dich gesund!“ Sie blieb an derselben Stelle stehen und stützte leicht den Kopf auf die Hand. Versonnen sah sie dem Ilia lange nach. Es standen noch Leute da, aber sie blickte weder rechts noch links und kehrte ins Haus zurück.

Aus dem Bulgarischen

von Z. Dregnewe.

W. M. Busch

Dressur





„Das Lied gefällt mir, am liebsten möchte Ich auch ein bißchen mitsingen!“

Eisenhower e la canzone del secondo fronte: „La canzone mi piace, ma vorrei anzitutto cantarla un pochino insieme anch'io!..“



„Na, was hat denn Edi zu den schönen Äpfeln gesagt?“
„Er hat gesagt, er sei zu jeder Erbsünde bereit!“

Riconoscimento: „Ebbe“, che ha detto Edi delle belle mele?,
“Ha detto che è pronto a commettere qualsiasi peccato originale!..

UNIVERSALGESCHICHTE

VON SCHLEHDORN

Als die Zahl der geleerten Flaschen zur Lösung der noch restlichen Weltläufe aufstieg, befand sich Gregorius Gips, der Referendar, im Gespräch mit einem schweigenden jungen Historiker.

„Wie einfach“, sagte Gregorius, „wie einfach hatten es die Alten. Man braucht nur heute festzustellen, daß es damals einen Schulzucker oder Krausides gegeben hat — schon hält ihn die Historie fest. Heute genügt die bloße Anwesenheit nur bei den Spitzen der Behörden. Und hat er gar etwas geschrieben, so wird er zitiert, weil er als Erster gesagt hat, was jeder weiß. Das geschieht heute nur bei führenden Dichtern. Und wollte man damals das, was jeder weiß, so war man damals allgemeingebildet. Und klassisch gebildet obendrein.“

Wie einfach war damals die Zeitrechnung. Die rechneten rückwärts und konnten sich mit der Zeit einrichten. Wann gar eine Dame das Glück hatte, um die Zeitwende zu leben, so zählte sie zweimal 17, einmal ante und einmal post Christum natum. Während heute die Damen versuchen müssen, dauernd 17 zu bleiben, was nur beim Film gelegentlich gelingt.“

„Ja“, warf der Historiker ein, „die wissenschaftlichen Hilfsmittel sind auch vollkommen geworden.“

„Und nun erst die Vorgeschichte“, fuhr Gregorius fort. „Man taß um ein Feuer herum, machte an großen Knochen und ließ sich Zeit. Und draußen ging der fortgesetzte Fortschritt seinen Weg. Was damals Abfall war, ist heute Wissenschaft. Man gräbt in den Humus hinein und findet Restrieklingen aus Stein, Nähnadeln aus Bein, Schlipnadeln aus Grotten, und Fibeln, so primitiv, daß sie geradezu modernes Kunstgewerbe sind — und

das eine Menge wissenschaftlicher Hypothesen. Die Menschheit bauscht sich über ihre eigene Weisheit und macht kille-kille beim hohen Heidebergensinn von dem gerade noch der Unterkiefer dazu da ist, und erzählt stolz vor alten Onkels und Tanten der Wissenschaft, was der Mensch in seiner Jungsteinzeit schon gekonnt hätte: die Wände bemalen mit Hirschen und Schiffen und Menschen, — Herren und Damen, sehr einfach und nachdrücklich unterschieden. Und die Mäler ließen sich Zeit dabei.“

Der Historiker wollte berichtigen, daß bereits in der Altsteinzeit —, aber Gregorius sprang mit seiner Geschichtsschreibung über ihn hinweg: „Und nun erst die Vor-Vorgeschichte. Das war eine süßverrante Zeit, wo noch verfolgte Frauen in Bäume verwandelt wurden und steinerne Statuen in mit Erfolg verfolgte Frauen. Bäume und Quellen waren bewohnt von reizenden Einsiedlerinnen, deren Adresse den Göttern bekannt war. Und Darwin hätte sein Vergnügen gehabt, wie sich der Faun dem Bock und der Zentaur dem Pferd arverwandt zeigte, — eine große Familie. Übrigens, wenn wir heute noch ‚Kamel‘ sagen,

wenn so 'n Ochse ein Esel ist, oder gar ‚Pflänzchen‘ oder ‚Früchtchen‘, wenn sich solch niedlicher Käfer als raffinierte Krote entpuppt, — alles Erinnerungen an den paradiesischen Zustand, wo die Pflanzen noch keine lateinischen Bezeichnungen hatten, sondern namenlos dufteten, und die Menschen nur Kosnamen, und keiner zahlte die Hufe und die Staubgefäße. Man hätte die Säugelinge ruhig Eier legen lassen (nicht nur um Ostern), — ein Dschungel von Schönheit und Gefühl, wie die Seele eines Lykers! Und keinerlei Elie. Ich glaube, da gab es weder Wacker noch Zeitbewußtsein.“

„Prost“, sagte der junge Gelehrte freundlich. „Prost“, erwiderte der Referendar. „Und davor geht dann die Geschichte allmählich auf die Geologen und zuletzt auf die Astronomen über. Die Astronomen lassen uns bis zum Weltuntergang noch soviel Zeit, und die Geologen beweisen, daß wir mit unserer Weltgeschichte nur in einer anspruchsvolleren Interglazialperiode leben. Die längste davon hat 142 000 Jahre gedauert. Seit der letzten Eiszeit sind noch keine 19 000 Jahre herum. Warum haben wir da eigentlich keine Elie?“ Hier zog der Historiker diskret seine Uhr und nannte die Zeit.

„O weh“, fuhr Gregorius auf, „ich muß schleunigst weg. Meine letzte Elektrische fährt.“

MEIN BRUDER HEINRICH

Ganz genommen habe ich nie einen Bruder Heinrich gehabt. Von seiner Existenz hörte ich zum ersten Male in einer Gesellschaft, in der ein junger Schriftsteller erwähnte, einen Herrn zu kennen, der gern meinen Bruder Heinrich sprechen würde. Da ich nur noch einen Bruder Alexander habe, mußte hier wohl ein Irrtum vorliegen. Aber der junge Autor versicherte, jener Herr habe sich ausdrücklich nach meinem Bruder Heinrich erkundigt, da er Alexander ebenfalls kenne.

Und eines Tages wurde ich diesem Herrn, einem Antiquitätenhändler namens Killan, vorgestellt. Dann erinnerte ich mich, von diesem Manne vor fünfzehn Jahren einmal ein Dilemma erworben zu haben. Offenbar habe ich mich in dieser Zeit nur sehr wenig verändert, so daß Herr Killan mich wahrscheinlich für meinen eigenen jüngeren Bruder gehalten hat. Rätselhaft war nur, wie er auf den Namen „Heinrich“ kam. Jedenfalls wäre alles in Ordnung gewesen, wenn ich dem wunderlichen alten Herrn die Zusammenhänge erklärt hätte. Leider aber hasse ich Erklärungen und Aufklärungen in jeder Form und jedermann gegenüber. Wenn ich zum Arzt gehe wegen einer Sehnenzerrung in der Gegend des Fußgelenks, und er verschreibt mir Irrsinniges aus dem Gurgeln, bin ich auch damit einverstanden. Oder wenn ich im Gasthaus ein Stammergericht bestelle, und der Kellner bringt mir ein Wiener Schnitzel mit Kopfsalat, dann akzeptiere ich auch das. Ich ließ Herrn Killan in dem Glauben, einen Bruder Heinrich mein eigen zu nennen. Außerdem nahm ich an, Herrn Killan nie mehr zu begegnen. Und so trug ich etwas zu meiner kostenlosen Erhellung bei und sagte ihm, daß Heinrich schon seit vielen Jahren in Buxarest lebe und dort glücklich verheiratet sei.

„Grüßen Sie ihn bitte herzlich von mir, wenn Sie ihn schreiben“, bat der Mann mein Abschied. Einige Wochen später klopfte mir jemand auf der Taubentierstraße, als ich vor einem Schaufenster stand, auf die Schulter. Es war Herr Killan. „Post von Heinrich?“ fragte er. Ich sagte, daß ich einen Brief bekommen hätte. „Irgend etwas von Bedeutung?“ forschte er weiter. Ich empfand, daß ein Schreiben, das heutzutage von so weit herkam, irgend etwas Nennenswertes enthalten mußte, und so ließ ich durchblicken, daß Heinrich Sorge mit seiner Frau hätte. Ich wollte sagen, daß ihr Gesundheitszustand ihm

Sorge machte. Aber Herr Killan faßte es anders auf, und ich wollte auch diesmal nicht erst weitere Erklärungen abgeben.

Lange Zeit sah und hörte ich von dem Antiquitätenhändler nichts mehr. Dann erzählte mir jemand zufällig, daß Herr Killan geschäftlich in Wien wäre. Die Nachricht machte mich nervös, denn in Wien lebte mein Bruder Alexander. Plötzlich erhielt ich ein Telegramm von Alex. Es ist die einzige Form, in der wir in langen Intervallen miteinander in Verbindung treten.

„Kennst Du einen Herrn Killan? Antworte sofort!“ lautete das Telegramm.

Nach vielen Überlegungen telegraphierte ich zurück: „Kenne keinen Menschen dieses Namens.“ Herr Killan hat später nie mehr mit mir gesprochen. Er soll nur geäußert haben, der einzige nette Mensch in meiner Familie sei — mein Bruder Heinrich. . .

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nuckel)



Herrmeiling hat die Absicht gehabt, sich von seinem Schneider einen neuen Anzug bauen zu lassen.

„Na“, meinte sein Freund, „wie steht es denn nun mit deinem neuen Anzug?“

„Ach“, seufzt Herrmeiling, „weiß du, der hat die Ruhe weg. Erst hat er die Hose fertiggemacht — die hab ich jetzt aufgetragen, und die Jacke und Weste sind immer noch nicht fertig!“ Boye

*

Bobby geht zum Fotografen

Frägt dieser: „Welche Stellung?“

Entgegnet Bobby mit vornehmer Herablassung:

„Gar keine — Graf!“ F. H.

Albanischer Sommer

Unter albanischem Himmel
Steht nun mein kleines Zelt.
Disteln mit hellgelben Blüten
Stacheln heftig aus Lager.
Aber ein Feigenbaum reicht
Sanft mir die süßesten Früchte.
Maisfelder dehnen sich knietern
Bis an den Fluß, dessen Quellen
Voll starkes Schwefels, noch kühlen.
Wenn in der gluthenden Sonne
Längst alle Säfte schon kochen —
Schön sind die Nächte im Zelt:
Silbern im Dreieck des Eingangs
Fukeln die fremden Sterne.
Von den Olivenbäumen.
Von den rebenbesetzten
Pappeln und Weiden fiedeln
Pausenlos die Zikaden.
Längsam nur holt mich der Schlaf.
Hähne und Esel schicken
Früh ihren Schrei in den Tag.
Wolkenlos breitet Albaniens
Himmel über dem Zelt.
Nur meine Wünsche segeln
Durch die unendliche Bläue.
Segeln der Heimat zu,
Wo die Geliebteste wartet.

Hens Friedrich Kamecke



„Was gibt es heute für einen Film in der Kirche, Iwan?“ — „Heute ist kein Film, heute ist Festveranstaltung zu Ehren des englischen Erzbischofs. Kino ist erst wieder, wenn er abgereist ist!“

Cinema nelle Chiese di Mosca: „Che film si dà oggi in chiesa, Ivano!“, — „Oggi non c'è film, ma c'è una solenne manifestazione in onore dell' arcivescovo inglese. Rinvieremo il cinema quand' egli sarà partito!“,

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

IM ANGLO-AMERIKANISCHEN ZOO

OLAF GULBRANSEN 43



„Ich weiß nicht, der Geier schaut mich so merkwürdig an, er wird doch nicht eines Tages Appetit auf mich bekommen!“

Nello Zoo anglo-americano: "Non so, quest' avvoltoio mi fissa in modo sì strano. Non sentirà mica un giorno bramosia di me?.."



Die Begnadigung

Im alten Österreich lebte in Tuzla, im gemeinsamen Reichslande Bosnien und Herzegowina ein alter türkischer Schriftgelehrter, der Hodschah Mehmed Osmanbassitsch, der wegen seiner Klugheit weit und breit Ansehen genoß. Nicht nur seine mohammedanischen Glaubensgenossen holten sich bei ihm Rat, auch andere, ja sogar amtliche Paronikelkeiten und Behördenstellen wandten sich an den Hodschah von Tuzla, wenn sie in irgendeiner mit den Landesangelegenheiten oder der Denkart der Bevölkerung zusammenhängenden Sache nicht ins Klare kommen konnten.

Seinen Rat sollte auch einmal sogar das Oberlandesgericht in Sarajewo in Anspruch nehmen müssen. Anlässlich des sechzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Josef I. im Jahre 1908 war eine allgemeine Amnestie — wie die Strafrechtsicht im Gnadenswege bei besonderen Anlässen hieß — erlassen worden, die für viele Sträflinge die Freilassung aus der Haft bedeutete, während anderen die Haftzeit mehr oder weniger abgekürzt wurde.

Unter denen, deren restliche Haftzeit „auf die Hälfte“ herabgesetzt wurde, war — durch welchen Irrtum, konnte niemals festgestellt werden — ein Strafgefangener, der zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt war. Und nun stand die Gefängnisverwaltung, stand das Oberlandesgericht in Sarajewo als durchführende Behörde vor der Aufgabe, festzustellen, was als Ausmaß der „restlichen halben Haftzeit“ dieses Lebenslänglichen zu gelten habe, wie lange also der Mann noch zu sitzen habe und wann er zu entlassen sein würde. Die Ver-

legenheit in Sarajewo war keine geringe. Denn es war ein noch nie dagewesener Fall, mochte er auch einem Irrtum entspringen sein, ein Fall, bei dem an kein vorangegangenes Beispiel Anlehnung genommen werden konnte. Und an die Allerhöchste Kabinettskanzlei konnte man diesen peinlichen Irrtum auch nicht gut zurückmelden; man mußte allen daran dort Beteiligten, nicht zuletzt dem Herrscher eine neuerliche Behandlung des Falles ersparen. Ja, aber wie sollte man über die Frage „restliche halbe Haftzeit eines Lebenslänglichen“ zu einem richtigen Beschlusse kommen? In dieser Verlegenheit verfiel einer der landeskundigen Beamten des Oberlandesgerichtes auf den Hodschah Mehmed Osmanbassitsch in Tuzla, der bestimmt Rat und Hilfe wissen würde.

Weiß-öftlicher Divan

Heut rauch' ich eine Zigarette,
die, duftig-mild wie blonder Samt,
der Baße einer Lagerstätte
fern in Bulgarien entflammt.

Ein lieber Freund und Gönner hat ie,
beziehungsweise den Tabak,
aus einer Türken Schlafmatratze
erlöst, der drauf der Ruhe pilgt.

Auch Deffen Frau neßt Tochterleben
verleihen hier ihr Schmergemüht.
Und daraus hat sich denn ergeben,
daß es lo iuß nach Ofen zieht.

Da flü' ich nun, weit weg im Westen,
und blase Ringe in das Heut
vom zweifellohne Älterbitten,
moe derzeit diefe Brandre brüt.

Ratatoehr

Und so begab sich eine dreigliedrige Abordnung des Oberlandesgerichtes von Sarajewo nach Tuzla, um des weisen Hodschahs Meinung einzuholen. Der ließ die hohen Beamten willkommen, bot ihnen guten türkischen Mokka und bosnischen Tabak an und ließ sich den Fall darlegen. Sinnend wägte er dann sein waißes Haupt hin und her, strich bedächtig seinen grauen Prophetenbart und sagte schließlich: „Allah segne den Kaiser: Fränjo Josip (d. i. Franz Josef), er gebe ihm Gesundheit noch viele Jahre und Weisheit und Güte für seine Herrschaft. Mit dem Häufing aber habe es so: den einen Tag sollt ihr ihn eingesperrt halten. Jeden zweiten Tag aber laßt ihn in Freiheit. Der Friede sei mit Euch!“

Ferdinand Schlep



„Ist der Wachposten auch zuverlässig?“ — „Das will ich meinen. Der ist nicht einmal während der dreistündigen Rede Churchills eingeschlafen!“

La prova: „Ma c'è poi da fidarsi di questa sentinella?“, — „Lo credo bene; non s'è addormentata nemmeno durante il discorso di tre ore di Churchill!“,

MONDABEND

VON WILHELM FLEYER

Wenn der Nebel weiß auf den Wiesen schwimmt
Und der Mond glüht golden überm Wald —
Aus dem Dämmer sehn dich Augen an
Aller Frauen, die du sehr geliebt.

Fern im Osten war's, dunkel stand ein Baum,
Dunkle Föhre in den Wiesen weit;
Grillen zirzten heiß auf dem Abendtau,
Überm Walde stand der kühle Mond.

Aus der Roggenflur eine Wadstel schlug,
Dampfes Trommeln hörte ich des Galoppes
Zweier Reiter schwarz, durch die Nebelmild,
Und orangen war der Himmelstrand.

Schwarz der Birkenwald unterm Mondengold,
Überm Wiesennebel schwärz der Wald.
Dunkle Augen sahn aus der Dämmerung,
Waren nah um mich und sahn mich an.

Und ich sang der Nacht und des Lebens Loh,
Sang hinüber . . . ja, ich käme bald . . .
Weil der Nebel weiß auf den Wiesen woh
Und der Mond stand golden überm Wald.

DER GRUNDHECHT

VON FREDRIK HJÄLM

Unter den Gästen der Pension „Seelust“ waren auch einige Sportangler. Eine kleine Schar von Männern, die seit ihrer Ankunft Morgen für Morgen in aller Herrgottsfrühe hinauszu an den See, um nach dem riesenhaften Grundhecht zu fischen, der dort sein Wesen treiben sollte. Der feierliche Ernst aber und die unermüdete Geduld, mit der sie es taten, brachte Pettersson auf die Idee, sich einen Spaß zu erlauben. So suchte er Lundberg auf, den ihm betrauten Schullehrer des Ortes, um ihn in den Plan einzuweihen. Lundberg, von seinen Jüngern her an allerhand Unfug gewöhnt, war denn auch kein Spielverderber; schmunzelnd hörte er zu und versprach mitzumachen. Worauf Pettersson eiligt zur Pension zurückkehrte. Außer Luft und Atem stürzte er ins Frühstückszimmer.

„Dankt euch nur, was ich erlabet habe!“ rief er den verdutzten Sportkameraden zu.

„Setzt euch mich doch vorhin an den See, um vor dem Frühstück noch ein wenig zu fischen. Zehn Minuten möchte ich so gegessen haben, als ich plötzlich einen kräftigen Ruck an der Angel verspürte —“

Alle Augen sahen ihn an, alle Augen waren voll Spannung. „Und was findest du?“

„Den Hecht!“

„Den Grundhecht?“

„Jawohl, den alten Grundhecht!“
„Hm —“ Stimmen des Zweiteils erhoben sich. Doch Pettersson ließ sich nicht beirren.

Ein gewaltiges Bleist, prahlte er und zeigte mit den Händen. „Wohl über einen halben Meter lang und dreißig Pfund schwer. Fragt nur den alten Fortsetzungsfänger Olsson, der war dabei!“
„Und du holtest ihn allein ein und wogst ihn selbst ab?“

„Ja. Doch leider erwachte ich darüber aus dem Nickerchen, in das ich verfallen war —“

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille. Doch dann erhob sich ein wilder Tumult. Die Männer umgingen den spottlustigen Kameraden, und es würde ihm gewiß schlecht ergangen sein, wenn er nicht rasch eine Lege Bier versprochen hätte.

Kaum hatte sich der Lärm gelegt, da erschien Lehrer Lundberg auf der Hofthür.

„Herrschaffen!“ rief er. „Ich werde beruhigt, ich komme in die Zeitung —“
„Wieso? Was ist denn los? Was ist geschahen?“

„Ich habe den alten Hecht gekriegt!“

Alles leuchte. „Da mußt du früher aufstehen, Schullehrer! Den Spaß kennen wir! Damit hat Pettersson uns schon angeschwindelt!“ Doch Lundberg war auf solche Einwände vorbereitet. „Ich begreife gar nicht“, erwiderte er harmlos. „Doch, daß du so lügst auf seine alten Tage, das ist unfähig von ihm! Wenn ihr mir jedoch nicht glauben wollt, dann lest morgen in der Zeitung darüber nach —“

„Wie groß ist denn der Hecht?“

„An die schätzten Kilo wiegt er wohl und mit belohnen einen Meter. Fragt nur den alten Fortsetzungsfänger Olsson, der war dabei!“

„Ach so, Pettersson hat euch bereits alles erzählt. Da hätte er doch warten können!“

Die Gemüter beruhigten sich wieder. So zweifelte der Hecht wohl noch achtzehn Kilo?

„Gewiß, sofern ich es nämlich beurteilen kann. Denn ich wog ihn nicht nach.“

„Wie, du wogst ihn nicht nach?“

„Nein. Wie konnte ich es denn —?“

„Aber du sagtest doch, du hättest den Hecht gekriegt!“

„Ich den Hecht gekriegt? Sagte ich so? Verzeiht, da habe ich mich wohl leider verprochen. Ich

habe den Hecht zu sehen gekriegt, wollte ich sagen.“ Bei dem Handgemein, das nun entstand, hätte Lundberg wohl unter den freundschaftlichen Knüpfen, die ihm zugedacht waren, noch mehr Schaden erlitten als sein Vorgänger, wenn nicht die Aufmerksamkeit in diesem Augenblick auf etwas anderes gelenkt worden wäre. Ein kleiner dicker Mann kam schreiend und wie ein Verwirrter sich gebärdend vom See herübergelaufen.

Der kleine Dicke war Jönsson. Er hatte den Hecht wirklich gefangen und war außer sich vor Freude. „Petri heil!“ rief er. „Ich habe den Hecht gefangen — den alten Grundhecht! Bruder, das muß gefasert werden!“

Drohendes Gelächter empfing ihn.

„So — so, auch du hast also den Hecht gefangen? Hah, den Trick kennen wir! Aber noch einmal lassen wir uns nicht an der Nase herumführen!“

„So glaubt mir doch, es ist wahr!“ beteuerte Jönsson. „Ich habe ihn selbst eingeholt. Ein stiellicher Bursche — er wiegt vierzig Pfund und hat über einen Meter Länge.“

„Kommt mit zu mir ins Hotel“, fuhr er fort, als er all die ungläubigen Miens sah, „ich will ihn euch zeigen.“

„Nun gut, wir kommen mit. Doch warte dir, wenn auch du uns angeschwindelt hast!“

„Aber wie werde ich denn“, versicherte Jönsson. „Bitte schön, überzeugt euch nur. Er liegt auf dem Kuchentisch, dort könnt ihr ihn auch ansehen und in die Hand nehmen. Ein Musterexemplar, sage ich euch.“

Letzteres sagte sich auch der Landstreicher, der zufällig des Weges kam. Ein Blick — und schon langte er mit beiden Armen durchs Küchenfenster, versteckte die kostbare Beute unter der Jacke und machte sich schleunigst aus dem Staub. — Die Männer hielten ihren Einzug. Jönsson ging voran und führte sie in die Küche.

„Ihr glaubt mir wohl noch immer nicht“, meinte er siegesbewußt, „Bitte schön, hier —“

Da brach er mitten in der Rede ab und starrte mit offenem Munde die leere Tischplatte an. Die anderen aber erhoben ein wildes Kampfschrei und fielen augenblicklich über ihn her.

Er bat und beschwor sie und beteuerte seine Unschuld. Vergebens. Er wurde ergriffen und zum See hinuntergeschleppt.

Die Exekution wurde augenblicklich vollzogen. Ein paarmal wurde er hin und her geschwungen. „Eins — zwei — — drei — —“

Und dann plumpste es. Und dann plätscherte es, und der See hatte wieder einen Grundhecht.

(Aus dem Schwedischen

von Werner Rietig)



„Da siehst du, wie lange ich den Hecht schon frage . . .!“

“Guarda un po' se non è molto tempo ch'io porto ormai questo cappello . . .“



„Hab' ich jetzt genug aufgelegt, Fanny?“ — „Ich mein' schon. Von Ihnen 'n Kuß, und so 'n Mann muß stundenlang unter die Brause!“

Rossetto: „Me ne sono messo adesso abbastanza, Fanny?„ — „Credo di sì. Con un vostro bacio un uomo deve stare ore ed ore sotto la doccia!„

DER LIEBESBRIEF IN DER TUNDRA

VON KARL SPRINGENSCHMID

Reißt einer mit bolden Händen die querverriegelte Brettortür auf und schreit hinein in den Bunker:

„Hö Schatz! Die zwölfte Kompanie hat dein Brief!“

Und — wum! — haut der Sturm die Tür wieder zu.

„Wöller Brief?“ schreckt der Schatz aus dem brennenden Schlaf auf und schüttelt seine Ohren aus — so schön hat er grad träumt! — und fährt mit allen zehn Fingern durch die Haar — oh, mit der Burgl war er mitten im Paradies!

Aber dann mit einmal begreift er, was los ist. „Mei Brief!“ springt er dem andern nach. Aber den hat längst schon der Sturm verblasen.

„Die zwölfte Kompanie hat dein Brief!“, wiederholt der Schatz! Jetzt langsam den Satz, als müßte er sich Wort für Wort festnageln.

So ist es: Andere kriegen ihre Liebspost in den Bunker zugestellt, auf den Schlafplatz hin, nur er, der kleine Schatz, ein wenig ungleich gewachsen, wie er ist, ein armes, fuchsschädeliges Bauernknecht und Gebirgsjäger! Jetzt nebenbei, er muß um seinen Brief über die halbe Welt rennen; denn ihn haben sie von der zwölften Kompanie draußen am Fjord hinein in die Tundra versetzt, als könnt das Regiment ohne ihn, den Schatz, den Krieg nicht gewinnen, und die Burgl, die liebe, daheim in Tirol, schreibt ihre Briefe, ihre verlobten, allweil noch an die andere Feldpostnummer draußen am Meer.

Der Schatz richtet sich zusammen. Er zieht den dicken, schafwollenen Schwitzer an. Dann tut er die Pelzwesten drüber, bindet sie vornüber zu, fest, und schlief in den Rock drein. Drüber zieht er den Mantel, den wärmgefüllten, und hängt das weiße Schneehemd über. So stellt er sich, die Maschinipistolen fest in der Hand, vor den Oberjäger hin.

„Jäger Ignaz Schatz!, bittet sein Brief holen zu dürfen.“

„Den Brief? Wo?“ fragt der Oberjäger, eingewickelt im untern Teil in die Decken; denn er flücht grad seine Hose, seine einzige.

„Bei der zwölften, halt!“

„Mensch“, fährt der Oberjäger, die Schneiderscher in der Hand, hoch auf, „die zwölfte liegt ja draußen am Fjord! Dös ischt ja a ganze Weltreis und der verfluchte Sturm dazu! Ja, spinnt du, Mensch! Dös alles wegen an Brief?“ Der Schatz wärkt still. So wie er jetzt erregt ist, so dick, geht nicht viel durch. Da kann der Oberjäger fluchen, wie er will.

„Ja, himmelselten, an ganzen Tag rennen, bloß wegen an Brief?“ schreit der Oberjäger und probiert den Fleck auf die Hose, „muß dös a bündiger Briefwechsel sein, a flabsmäßiger!“

Der Schatz steht noch immer da und wartet, bis der Fleck auf dem Hosensboden sitzt. Da schaut der Oberjäger wieder das traurige Mannsbild an. „Mascht alles?“ fragt er. „Alles“, nickt der Schatz schnell und greift an sich herum. Handgranaten, Seitengewehr, Stahlhelm, Bergstecken, Munition, Maschinipistolen, alles was einer braucht, der in der Tundra einen Brief holen geht.

Jetzt schmeißt er die Brust nach vorn und schreit, den Kopf hoch auf: „Jäger Schatz! meldet sein Abgehen zum Postempfang!“ „Gimpf, verfläbter“, schimpft der Oberjäger hinterdrein und gibt der Tür, der offenen, einen festen Tritt hinterdrein.

Eine ganze Wand voll Schnee baut der Sturm entgegen. Der Schatz legt den Kopf schief in den Wind, setzt den Stocken ein und stapft dahin, der Richtung nach, die ihm die Stangen angeben.

Nur keine Stangen fehlen! Eine drüber — und schon steht einer, verlassen und einsam, mitten in der Tundra, und taut erst wieder auf zum jüngsten Gericht.

Bergauf, bergab gehen die Stangen. Tiefer wird der Schnee, mit Händen und Füßen rudert der Schatz durch die Wächten, die der Sturm bei der Felswand angeblasen hat. Eine Sauerei, ein Sturm.

Aber — „mein Brief!“ denkt er und drückt den Stahlhelm fester auf die Wollhauben, „mein Brief!“

„Vierundvierzig“, zählt er die Stangen. Die dritte Stange ist er jetzt schon unterwegs.

Der Posten bei den Granatwerfen, eingewickelt in seinen Pelz, will den Feldruf haben, denn er glaubt nicht, daß bei so einem Sturm was anders kommt als ein Bolschewik.

Der Schatz! meldet, stapft zum Posten hin und sagt: „Burgl!“

„Ha?“ fragt der Posten aus seinem eisigen Bart.

„Der richtige Feldruf ischt: Burgl!“

„Urlaub?“

„Na, lei a Brief!“

Da schaut ihn der Posten an, ganz mitteilend hängen ihm die Eiszapfen nieder. „Tundralapp“, sagt er und dreht sich um.

Weiter grabt sich der Schatz durch den Sturm, von einem Wegzeichen zum andern.

„Dreißundsechzig!“ Jetzt muß er bald in der Gegend sein, die bei den Jägern das Ringelspiel heißt, weil da immer etwas los ist und der Krieg rundum geht. Versteht sich, bei so einem Sturm schlief jeder durch die Front, wo er nur will.

Und richtig? Kaum biegt der Schatz in die Schneegassen ein, da sieht er schon Gestalten, zwei, drei.

Verdammt noch einmal, die gefallen ihm gar nicht! Nieder duckt er sich in den Schnee, die Maschinipistolen im Anschlag. Sie sehen ihn nicht, Gott sei Lob und Dank. Gradwegs auf ihn rennen sie zu.

„Schatz“, denkt er bei sich, „jetzt gilt's!“

Näher kommen die Gestalten.

„Mein Brief!“ springt er auf und merkt grad noch, daß es Jäger sind, zwei von der leichten Batterie.

„Wo aus?“ fragen sie.

„Mein Brief holen“, schnauft der Schatz und

stapft wieder weiter seinen Weg; Stang um Stang „Dreißundneunzig!“, die Granatwerfer! Wenn sie nicht dem halberförmigen Schatz einen heißen Tee einschütten würden, käm er am End nicht mehr weiter.

Aber „mein Brief“, schreit er und hinaus tappt er in den Schneesturm! Und weiter die Stangen! Endlich, in der siebten Stunde sieht er, schlief durch den legenden Sturm, den Fjord.

„Mein Brief“, schaut er noch und taumelt in den Bunker drein. Sie legen ihn auf die Pritschen hin. Sie ziehen ihn aus und reiben ihn ein mit Schnee.

„Haaß“, schreit er, „hooß!“ und scheut rundum. Wie die Mander die fuchsschoten Haas sehen, unter der Wollhaube, schreit einer: „Dös wird der Schatz!“

„Wahhaft, der Schatz!“ staunen alle den Adam an. Aber — „Mein Brief“, sagt er trotzig, sonst nichts.

Der Feldwebel hebt zu suchen an, erst bei den Handgranaten hinten, dann bei der Leuchtpumpe. Endlich findet er ihn hinter den Konservenkasten.

Der Schatz, nackt wie im Paradies, springt aus der Schneeschüssel auf und nimmt den Brief mit beiden Händen.

„Burgele, liabst!“ haucht er, wie er den Umschlag sieht. Wie fein der Namen geschrieben ist, der Ignaz so schön und schöner noch das Schatz!

Der Feldwebel leuchtet mit der Kerze an dem Mannsbild auf und nieder. So einen verlobten Adam hat noch keiner nicht gesehen, in ganz Lappland nicht! Oh, nie lesen jetzt!

So eine Freude muß der Soldat sich sparen.

Den Brief in der Hand, dreht sie ihn in die Decken ein. Dann schlief er zwölf Stund.

Am übernächsten Tag wie der Schatz wieder vor dem Oberjäger steht, meldet er kurz, als wär es die einfachste Sache der Welt:

„Jäger Schatz! vom Postempfang zurück!“

Hö, da schaut aber die ganze Feldwacht! Dann kriecht der Schatz hinauf auf seine Liegestalt, tropft sich sein Wachskerz an das Sims und hebt den Brief an zu lesen.

Der Oberjäger und alle stehen dort und warten. Dreimal liest der Schatz seinen Brief.

„Dös mußt a Brief sein“, meint einer, „den sollten mir auch z' lesen kriagn!“

„Her den Brief!“ schreit der Oberjäger.

Da wird der kleine Schatz rot über und über, zögert eine Weile nach, dann langt er ihm den Brief hin. Die ganze Feldwacht sitzt da und loost, wie der Oberjäger zu lesen anhebt:

„Lieber Ignaz! Nun muß ich Dir schreiben, indem die Glückin doch zu kältem gekommen ist, auf was wir schon so lang gewartet haben. Weißt wohl, wie Du sie im Urlaub selber zum Siler gebracht hast. Das war eine schöne Zeit noch. Der Bauer hat gemeint daß es ein Kuckuk wird, weil ihm das gelegener war. Ist aber kein Kuckuk geworden, wie es gekommen ist, sondern ein Silberkalk. Ist es auch recht, hat der Bauer gesagt, man muß es heuligentags nehmen, wies kommt. Jetzt will er das Silberkalk doch zum Felscher bringen. Was sagst denn Du dazu, wo Du doch weißt, daß der Bauer viel auf Dich gibt und wir miteinander versprochen sind. Wenn Du glaubst, daß wir das Silberkalk...“

„Silberkalk, Kuckuk!“ flucht der Oberjäger, „und für das rent so einer die halbe Tundra aus!“

„Grad für das!“ nickt der Schatz ernst, n — mit den Brief und schlief wieder hinter die Pritschen, „grad für das!“





MEERFAHRT DER SEELE

Von Herbert Fritsche

Kommt die Wolkenflut der Regenwochen
Crau und rauschend übers Land gekrochen,
Das noch einmal leuchten wollte wie die Herbstzeitlosenblüte,
Werden alle Farben fortgewaschen:
Nasser Netze endlos enge Maschen
Sinken nieder und verwandeln unser Zimmer zur Kajüte,

Die uns mahnt, uns früh zu Bett zu legen,
Wenn die Winde um die Giebel fegen,
Als verfinge sich ihr Heulen in dem Takelwerk der Masten –
Und indem wir solcher Weise lauschen,
Hören wir zugleich die Wasser rauschen:
Dunkle Wogen, die seit ferner Schöpfungsfrühen niemals rasten.

Ausgesetzt auf hohem Meere schaukeln,
Während Albatrose uns umgaukeln,
Wir mit unserm Zimmer durch die uferlose Nacht der Fluten.
Unbeirrt von jenen Finsternissen
Schmiegen wir uns lesend in die Kissen
Und entfachen alte Träume, die am Seelengrunde ruhten.

Bücher, die wir fast vergessen haben,
Atmen, endlich wieder ausgegraben,
Ihren Duft des Abenteuers uns ins Herz wie vor Jahrzehnten.
Fremde Küsten steigen aus der Brandung,
Und wir wagen die erträumte Landung
An den Strand, nach dessen Palmen wir uns schon als Knaben sehnten

Unterdessen raunt und rauscht der Regen
Monoton der Mitternacht entgegen,
Traumumsungen taumelt unser Schiff im Wellengang der Stunden,
Wale blasen ihren Dampf durchs Fenster,
Geisterbarken, fahle Meergespenster
Tauchen auf und sind alsbald ins Nebelreich zurückgeschwunden.

Da auf einmal ist das Schiff im Sinken.
Sollen wir uns wehren, zu ertrinken?
Tief vertraut umrauscht uns Todessehnsucht mit des Regens Stimme.
Heim zum Muttergrunde fährt das Leben.
Schwarze Möwen, die im Nachtwind schweben,
Spähen auf die Flut, ob irgendwo ein letzter Splitter schwimme...



„Sag' mal, Opa, warum atmen die Fische durch Kiemen?“
 „Is doch klar, weil se mit den Dingen sonst nicht machen können!“

„Dimmi, nonno, perché i pesci respirano con le branchie“.
 „E' evidente, perché non possono far altro con tali arnesi“.

DER FAKIR

VON KURT GROOS

Ich war damals mit dem rotenäsligen Sarghändler Pellbohm befreundet und traf mich mit ihm des öfteren morgens in seinem Privatkonzert. Eines Tages, der großen Hitze wegen, saßen wir gerade bei einem Schwedenpunsch, kam ein etwas eigenartiger Herr in das Konzert. Er verlangte einen Sarg nach Maß mit einer Scheinloch-Ausstiegsklappe zur Selbstbedienung und einer kleinen Haube innen. Pellbohm rief den Chefkonstrukteur, der die Wünsche des eigenartigen Herrn notierte und dann den Preisanschlag machte, einmal die Ausstiegsklappe mit Handbedienung, einmal mit Akku. Der Herr bestellte die Ausführung mit Akku, und da es ein gutes Geschäft war, luden wir ihn zum Schwedenpunsch ein. Der Herr, ein gewisser Deffensen, verstand annehmend zu plaudern und kam auch bald auf den Grund seiner Bestellung zu sprechen. Er ließ sich berufsmäßig einbringen, und zwar war er Fakir im Tirol. Die von der Konkurrenz gelieferten Särge hatten verschiedene „ch geklemmt und ließen auch

in der Inneneinrichtung zu wünschen übrig. Deffensen lud uns ein, ihn in acht Tagen im Tirol zu besuchen.

Am nächsten Tag erfuhren wir durch große Zeitungsanzeigen, daß der Fakir Deffensen sich abends einzusetzen beabsichtigte, um dann acht Tage unter dauernder Kontrolle des Publikums ohne Luft und Nahrung in seinem Sarg auszuharren. Der Sarg wurde vor dem großen Musikpavillon des Tirol in einem heimlich abgeschlossenen Giesbehälter zur Schau gestellt. Das war natürlich eine Sensation für die ganze Stadt.

Am achten Tag sollte Deffensens Auferstehung sein, aber wir auf den Beinen, selbstverständlich waren auch Pellbohm und ich zur Stelle. Um Mitternacht, der Stunde der Auferstehung, drückten die Neugierigen fest die Wände des riesigen Glasklappens ein, in dem der Sarg stand. Die Kapelle intonierte einen flotten Marsch, der plötzlich aussetzte; ein unheimlicher Gong ertönte — aber der Sarg öffnete sich leider nicht. Pellbohm lief rot an, auch ich wurde unruhig. Klemmte der Sarg? Aber da war doch die Akku-Ausstiegsklappe! Weshalb bediente Deffensen sie nicht? Versteckte Sache! Die Volksmasse murmelte, einige verlangten das Eintrittsgeld zurück, andere riefen nach der Polizei. Die Kapelle versuchte krampfhaft, die Auferstehung durch Musik zu forcieren, sie spielte jetzt flotte Weisen aus der „lustigen Witwe“, aber auch das half nichts; Deffensen rührte sich nicht, der Sarg blieb stumm und unbeweglich wie ein Sarg.

Die Angelegenheit wurde unheimlich und peinlich, vor allem stand auch die gute Ruf des Hauses Pellbohm auf dem Spiel — Pellbohm mußte eingreifen, das war mir klar. Auch mein Freund sah

das ein; er handelte. Er schnitt mit seinem hasehüßigen großen Diamanten, den er am kleinen Finger trug, ein Loch in die dicke Glaswand und stieg in den Behälter. Das Publikum hielt den Atem an, die Musik spielte ganz leise. Pellbohm näherte sich dem Sarg, drückte ein Atsloch ein und rief dem Fakir etwas zu, das ich nicht verstand. Dann sah ich, wie Pellbohm direkt erleichtert aufatmete, in seine Hosentasche griff und einen kleinen Gegenstand herauszog; im gleichen Augenblick schnallte die Ausstiegsklappe hoch und Deffensens Hand kam wie eine Geisterhand zum Vorschein. Pellbohm reichte der Hand den kleinen Gegenstand, den ich nicht erkannte, und die Luke schloß sich wieder. Jetzt schwing die Musik ganz, auch das Publikum atmete nicht mehr.

Pellbohm, dieser gerissene Geschäftsmann, trat vor das Loch in der Glaswand und hielt eine kleine Rede. „Meine verehrten Damen und Herren“, rief er, „es ist Ihnen hinlänglich bekannt, daß unser lieber Fakir Deffensen mit dem Lebensgeizsorgen von acht Tagen den Weltrekord hält. Die nächstbeste Leistung liegt bei fünfeinhalb Tagen. Deffensen will nun den eigenen Rekord brechen — er wird noch weitere acht Tage ohne Luft und Nahrung ausharren; wir stehen vor dem größten Rätsel und Wunder aller Zeiten! Wenn nun auch in erster Linie ein gewaltiges Phänomen an Willenskraft diesen um Doppelte gesteigerten Weltrekord in unserer stolzen Stadt aufteilt, so darf ich mir in aller Bescheidenheit wohl erlauben, daß auch der von meiner Firma gelieferte Sarg wieder einmal den Werbeslogan meines Hauses „In Pellbohms Särgen ruht man gern!“ erhartet hat!“

Das zufriedene murrende Publikum zerstreute sich, und auch Pellbohm und ich machten uns auf den Heimweg.

„Das hätte eine verdammte Schweineerei werden können, wenn ich nicht mein Taschenmesser zur Hand gehabt hätte“, sagte Pellbohm. Ich verstand ihn nicht. „Du wachst doch“, erklärte mein Freund, „daß er sich eine Haube einbauen ließ, als er die Hälfte der Flaschen geleert hatte, brach sein Korkzieher ab, und durch das Atsloch hätte ich, daß er randallieren wollte und sich konstant weigerte, den Sarg vor dem Leeren der restlichen 16 Flaschen zu verlassen — da reichte ich ihm mein Messer mit dem Korkzieher und rettete die durch die ganze Situation!“

„Donnerwetter“, sagte ich, „er ist ein guter Fakir!“ „Das ja“, gab der rotenäslige Pellbohm zu, „aber ein schlechter Trinker; denn mit den 16 Flaschen hätte er bestimmt in fünf Tagen fertig sein können!“

Bekenntnis eines Kriechers

„Freunde, ich bin eine Hundeseele.
 Den ich angeklagt habe, den Mann,
 dem ich müdend wollte an Wade und Kehle,
 weil ich ihn einmal nicht riechen kann.

habe ich, als er mir einen Bissen
 zumarf und freundlich geöffnet die Faust,
 mit unbeschämtem Hundegewissen
 bettelbäugel und schamverwandelt umsaust.

Als er mir später aufs Pfötchen getreten,
 hab ich gequiecht wie ein rosiges Iad;
 doch habe ich schamlosend Verzeihung erbeten,
 da ich im Weg war, als er mich trat.

Ich kuschle und lege gehorsamst mich nieder,
 wenn er, mein Gebieter, es so bestimmt.
 Auf alle Menschen, die ihm zuwider,
 bin ich neuerdings gleichfalls ergrimmt.

Soll er mich füttern, der einst Verhaßte,
 bin ich einem Feind thum, der ihn umspringt
 — Der kann mich selbst schlagen, rote es ihm paßt,
 der ab und zu einen Knochen mir bringt!“

WILLY PAETSCH

Gefährliche Symbiose

Als Sani Mahass, die stillstrenge ägyptische Tänzerin aus dem Batrium, sich von der Tanzbühne zurückziehen begann, eröffnete sie in Wortschwallde bei Bremen eine Kükenzucht. Sie sei sehr glücklich damit, sagte sie. Nicht lange danach begegnete sie mir in Bremen auf der Straße; sie sah sehr frisch und sehr städtisch aus.
 „Hallo!“ sagte ich. „Was macht Ihre Kükenzucht?“ „Hebe ich aufgeben!“ versetzte sie heiter. „Man wird den Tieren zu ähnlich.“

Karl Lerbs



„Ich finde, daß man auf den italienischen Wein einen fürchterlichen Katzenjammer bekommt!“

Dopo l'ebbrezza della vittoria: „Trovo che col vino italiano si può prendere una terribile sbornia!..“



„Du machst dir immer solche Umstände für die paar Minuten, die ich mit Anstand bei dir sein kann!“ — „Für die Minuten mache ich ja keine Umstände!“

La visita: „Fai sempre tante cerimonie per quei pochi minuti ch' lo posso passare contegnosamente presso di te!„ — „Ma per questi minuti lo non faccio poi cerimonie di sorta!„



„Geh mach dei Fensterl auf, Ich wart' schon so lang drauf,
ein einzigs Wörterl sprich doch nur, dann laß ich wieder dir dei Ruh!“

Corteggiamento sotto la finestrella del Cremlino: „Evvia, apri la finestrella; aspetto
già da tanto tempo! Dimmi una parolina soltanto e poi ti lascio di nuovo in pace!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

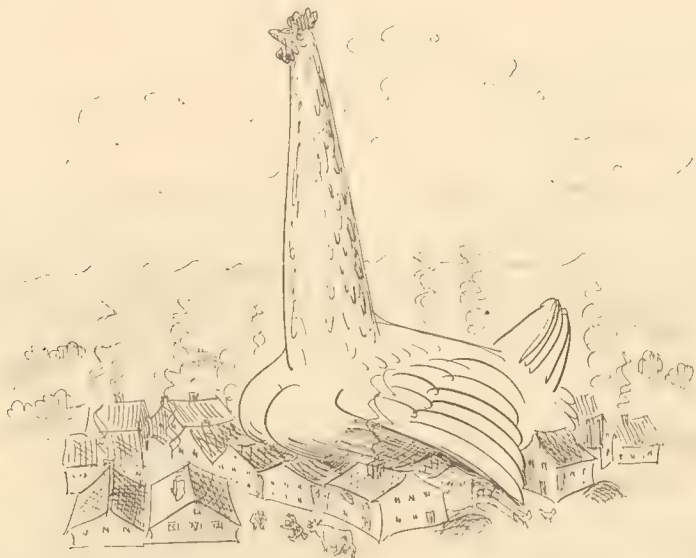
Das italienische Menu

(Erich Schilling)



„Kellner, der Braten ist zu blutig!“ — „Aber echt englisch, Sir!“

Il menu italiano: „Cameriere, l'arrosto è troppo sanguinante!.. — “Ma . . . proprio all' inglese, Sire!..



Das Überflüssige

Von Walter Foltzick

Manchmal denke ich, man sollte sich doch vom Überflüssigen trennen. Wenn ich das so eilige Zeit gedacht habe, gehe ich dem Problem systematisch zu Leibe. Da muß zuerst einmal das Überflüssige vom Flüssigen unterschieden wer-

Gefahr

Finger am Abzugbügel,
Blick, Stirn und Läufe klar.
Zum Sprung gebuckte Hügel.
Wir fahren durch Gefahr.

Verfälschte Sträucher hauern
Am Sumpf und Augen her;
Hinter ihnen lauern
Werfer und Gewehr.

Im Graben blanke Gerippe,
Noch dem vorigen Jahr.
Preßt sich jedem die Lippe.
Wir fahren durch Gefahr.

Und spüren doch im Grunde
Ein Freuen, heiß und rot,
Und freu'n uns der Sekunde
Zwischen Tod und Tob.

Wilhelm Piever

den. Zu diesem gehört doch wohl der Tisch, der Stuhl, der Schrank, das Bett, der Anzug, die Unterhose, Strümpfe, Zahnbürste. Schön, da bin ich mit mir ganz einer Meinung. Das sind alles notwendige, aufhabenswerte Gegenstände. Bei den Büchern sind wir sicher nicht so gleicher Meinung. Da sind zum Beispiel Lessings Gesammelte Werke. Seit zwanzig Jahren habe ich nicht mehr hineingesehen, aber ich bin natürlich als gebildeter Mensch fest davon überzeugt, daß Lessing nicht überflüssig ist. Was tue ich? Ich beginne im Lessing zu lesen. Im Lessing lesen nimmt viel Zeit fort, wertvolle Zeit. Erfolg: Lessing bleibt, kommt in die Abteilung „Wertvolles Bergungsgut“. Der Teufel soll mich holen, wenn ich die nächsten zwanzig Jahre nicht hineinschaue.

So ging ich meine Bücher durch, Stück für Stück. Ich habe selten soviel hintereinander gelesen. Als ich an einen Fahrplan kam, einen aus dem Jahre 1925 und auch den noch interessant fand wegen der vielen schönen Zugverbindungen, da faßte ich mir endlich ein Herz und erklärte ihn trotzdem für entbehrlich. Vielleicht werde ich gerade den einmal vermissen, wenn mich die Lust überkommt, in ihm wie in einem Mädchenbuch zu lesen.

Also so ging's mir mit den Büchern. Die Bilder kamen dran. Ich weiß, auch Sie haben Bilder an den Wänden, die Sie jahrelang nicht ansehen. Und man sollte meinen, was man jahrelang nicht anschaut, könnte man doch leicht entbehren. Aber jetzt kommt der Moment, wo man sie bergungshalber genauer anschaut. Ich sage Ihnen, das sollte man nicht tun, denn dann erwacht plötzlich irgend eine alte Liebe und man entdeckt, daß die Bilder ansehenswert sind.

Natürlich, ich kann ohne das Stück Glimmer-

sch'ener weiterleben, das ich einmal vom Brennerpaß minnahm, aber ohne Lessing ja auch und ohne den hübschen chinesischen Holzschnitt an meiner Wand ebenso. Zum Donnerwetter, was ist denn nun eigentlich in Sicherheit zu bringen. Ja, den kleinen Glimmerschefer könnte ich in die Tasche stecken, nicht wahr, und die Photographie von Ringelplatz und den Distalkopf aus den amerikanischen Pampas und das Fläschchen Rosenöl aus Bulgarien. Schockschwere Not, ich weiß nicht mehr was flüssig und was überflüssig ist; denn jetzt fällt mir mein Impfschein in die Hände und mein Zeugnis als Freischwimmer. Wenn's so weiter geht, wird das Schicksal schon persönlich einschneiden müssen, was überbleiben soll.

Denen Mondflüchtlingen

Der Vollmond pflegt euch aufzublähen,
rechtso ihr ihm denn unermüdet
in Jamen oder auch Trohden
das Imprimatur zureitelt.

Laßt doch ihre blöde Verfrächmieren
und plärrt das Publikum nicht doof.
Wozu dem alten Kerl holieren?
Er macht schon selber sich den Hof

vermittels einer Aureole
von ganz iminentem Radius,
moor sich zur Schmachtgehohe
zufrieden befrachtet verherrlichen muß.

Ratziöhr



„Davon gibt es nur ein Stück!“ — „Lächerlich — bei uns in USA. wäre so etwas in Serienfabrikation hergestellt worden!“

Acquisto d'arte all'ingrosso in Italia: "Non c'è che questo solo esemplare!..

"Comico davvero! Da noi negli Stati Uniti un tale oggetto sarebbe stato confezionato a serie!..



„Warum heulst du denn schon wieder, Haile?“ — „Der Viktor Emanuel will mich nicht den Kaiser von Abessinien spielen lassen, er sagt immer, er sei der Kaiser!“

Nel Giardino d'Infanzia britannico: „Ma perchè mai urli di nuovo, Haile?“, — „Vittorio Emanuele non vuole lasciarmi far la parte d'Imperatore d'Abissinia; egli dice sempre che è lui l'Imperatore!..“

GRÜNER HUND MIT SCHWARZEM HUT

VON KNUT OYING

Gestern hatte ich ein denkwürdiges Erlebnis.

Spazierte ich da nichtsahnend die Straße entlang, als plötzlich ein kleiner, dicker Mann in brauner Joppe dahergelaufen kam.

„Verzeihung, mein Herr, ist Ihnen nicht ein grüner Hund mit schwarzem Hut begegnet?“ keuchte er erregt.

„Ein grüner Hund mit schwarzem Hut?“

„Wollte natürlich sagen: ein schwarzer Hund mit grünem...“

„Nein, eine grüne Dame mit...“

„Nein, ich meine, ob Ihnen eine Dame mit grünem Hut begegnet ist?“

Der ist nämlich der Hund hier entlaufen!“

Ich blickte zu Boden. Doch einen Hund konnte ich beim besten Willen nicht entdecken, so sehr ich meine Augen auch anstrenzte. Aber der kleine Dicke wies mit wortloser Gebärde hinab auf das leere Ende der Hundeleine, stieß einen kurzen Pfiff durch die Zähne und verschwand mit Windeseile um die Straßenecke. — — —

Ich stand da und starrte hinter ihm drein. Doch gleich darauf kam aus dem Tor des gegenüberliegenden Hauses ein kleiner schwarzer Hund zum Vorschein. Er trottelte auf mich zu.

Was sollte ich tun? Ich machte kehrt und rannte dem Manne in der braunen Joppe nach. Und tat es mit einer solchen Eile, daß ich darüber vergaß, den Hund mitzunehmen.

Ich rief daher einem langen dünnen Herrn in grauem Ulster, der zufällig des Weges kam, von weitem zu: „Bitte, Herr, passen Sie doch einen Augenblick auf den Hund dort auf!“

Und lief weiter. Nirgends aber vermochte ich besagten kleinen Herrn in brauner Joppe zu entdecken. Statt dessen jedoch begegnete mir ein Polizist, der mich ob meines sonderbaren Benehmens und meiner roten Krawatte argwöhnisch betrachtete.

„Ein Herr sucht nach Ihnen!“ sprach er mich schließlich an.

„So? So-so“, entgegnete ich. „Hoffentlich nicht jemand von der Kriminalpolizei? Wie sieht denn der Mann aus? Braun, grau, schwarz oder grün?“

„Der Herr ist grau gekleidet.“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

„... Und er hat einen Hund? — — —“

Und über meinen erregten Reden kam mir ein neuer Einfall. Ich buckte mich und untersuchte das Halsband des Hundes. Doch darauf stand nur der Name des Hundes, nicht aber der seines Besitzers.

Also wieder nichts. Die anderen standen und grinsten.

„Kehren wir also zu dem Haus zurück, aus dem der Hund vorhin zum Vorschein kam!“ schlug ich vor.

Wir begaben uns dorthin. Ich nahm den Hund auf den Arm. Und richtig, dort stand der kleine Dickel.

Ich überreichte ihm den Hund und sagte nicht eben freundlich: „Hier haben Sie Ihren Käter wieder.“

Der kleine Dicke aber setzte ohne Dank das Tier zu Boden und rief erregt: „Da — dort hinten geht sie!“

Am anderen Ende der Straße tauchte eine Dame mit grünem Hut auf. Der kleine Dicke in der braunen Joppe und der lange Durte im grauen Ulster liefen ihr nach. Der Hund aber hatte die Geleichenheit benutzt, erneut das Walte zu suchen. Und so strebten der Polizist und ich wiederum ihm nach.

Nach einer Weile trafen wir alle vor einem Briefkasten zusammen. Und die Dame mit dem grünen Hut dankte uns Männern auf das herzlichste.

„Aber nun“, schloß sie ihre Rede, „müssen wir die Besitzerin des Hundes ausfindig machen. Vielleicht hat einer der Herren sie vorhin gesehen — eine Dame mit schwarzem Pelz und gelbem Sonnenschirm.“

(Aus dem Schwedischen von Werner Riebig)

Revue - Rivista

(Hanna Nagel)



„Meine Gage entspricht nur meiner Stimme — der Wert meiner Beine für die Tageskasse läßt sich ja ziffernmäßig gar nicht ausdrücken!“

“La mia paga corrisponde soltanto alla mia voce... ma il valore delle mie gambe per lo cassa della giornata non lo si può esprimere affatto a cifre...”



„Sei mein, Gertraude, sei mein!“

„Ach nee, du mach' erst mal bitte, bitte!“

„Sil mia, Gertrude, si moia.“ — „Ah st! ... Ma prima pregami a mori giunite!“

ERSTE LIEBE

VON A. WISBECK

Die Mizzi war Wassermödel in einem Münchener Café. Ein Wassermödel hat wohl die Gäste mit Trinkwasser zu bedienen, meint ihr. Allerdings gehört dies zu seinen Obliegenheiten, doch ist es nur der geringe Teil eines mühevollen Tagewerkes. Dann da heißt es, die naschhaften Fliegen vom Gebäck zu wedeln, hier ist ein Milchtopflein von der Tischplatte zu wischen, dort eine alte Dame in den Mantel zu verpacken, ist der knurrige Herr auf Savis 7 mit seiner Lieblingszeitung zu versehen, sind Teller, Tassen und Geschirr zu borgen — immer ist es auf seinen ausgefahrenen Schuhen unterwegs, das Wassermödel, und immer träumt es vom großen, aus den Wolken fallenden Glück. Von der Liebe, versteht sich, jener Liebe, die im Kino unter schmelzenden Klängen der erwartungsvollen Herzen erschauern läßt. Was ist

Liebe? Liebe ist so: Du gehst unter dem mond-
beglänzten Baldachin blühender Bäume dahin und
denkst an nichts. Da gesellt sich ein junger Mann
zu dir. Schön ist er, froh und stark, ein Strahlen
geht von seinen großen Augen aus, das dein Herz
versengt. Zart legt er seinen Arm um deine Schul-
ter, flüstert heiße Worte in dein Ohr, Schwäne
gleiten auf silberner Bahn zwischen wogenden

DER ABEND

Alles war ausgegeben an Licht,
als der Abend kam und die Erde nahm,
fast als wäre sie geschenkt. Du bedeckte sich dicht
der Himmel mit Trauer und Scham.

Der Wucherer aber dunkeln Sinns
hob den Mund übers schweigende Land
und besah sich die Fülle seines Gewinns.

Wasserrosen dahin, im Fliederbusch flüßt die
Nachtigall. „Ich liebe dich!“ sagt der junge
Mann, und während ein Regen von Blüten über
euch herniederrieselt, sucht sein Mund deine
Lippen, reißt er dich an seine Brust. — Siehst du,
Mizzi, das ist die wahre Liebe, und die hand-
festen Tatsachen der alten Stammväter, die
mehr als Reflexbewegungen, dann Küßerungen
des Herzens zu gelten hatten, konnten keinen Er-
satz dafür bieten.

Ach ja, von jenem Filmhelden geliebt zu werden,
der zwischen Nachtigallen, Schwänen und Fie-
derbüschen so herrlich zu küssen verstand, das
mußte der Himmel auf Erden sein! Wie mochte
er wohl leben? Was mochte er essen, wie mochte
er schlafen? Nun, das ließ sich leicht erraten.
Er nährte sich von Erdbeeren mit Schlagobers
und schlief, vom rosigen Schein einer Ampel umflos-
sen, in einer Muschel, die an seidenen Bändern
von der Decke hing. Dreimal täglich badete er in
Kolnischem Wasser, seine Unterhosen bestanden
aus weißem Flor, der mit Vergißmichblüm-
lein bestickt war. Von ihm wollte man geliebt
sein, zart und feurig zugleich, ihm wollte man
alles bedenkenlos geben, was ein Mädchen zu
verschenten hatte. —

Eines Abends betritt ein Herr das Café, der
Mizzi bekannt zu sein scheint. Wer war es nur?
Der Mann, bei dem man den Pfefferminztee
gekauft hatte? Der Schalerbeamte? Er steht im
militären Alter und ist etwas dicklich. Seine Nase
ist zu breit, die Augen sind zu klein geraten.
Mühsam läßt er sich auf einem der verschos-
senen Plüsch-Sofas nieder, bestellt eine Tasse
Kaffee und ein Stück Käsekuchen. Dann zieht er
eine Brille aus der Tasche und beginnt eine Zei-
tung zu lesen. — Aber zum Donnerwetter, wo
bleibt das Wasser? Und da lümmelt nun so ein
faules Wassermödel in der Ecke und glotzt! —
Konnte es aber auch verwunden, wenn Mizzi's
Augen starr wurden? Dann war dies nicht die
Stimme des jungen, schönen, frohgutem Man-
nes, des schimmernden Helden heißer Träume?
Aufmerksam verfolgt Mizzi das Spiel der Lippen,
hinter denen ein halbzersplitterter Schneidezahn
sichtbar wird. Trotz allem — es bestand kein
Zweifel mehr: der Mann war es!

Nun setzt sich eine rundliche Dame neben den
Herrn. „Hast du die Kinderchen zu Bett gebracht?“
fragt dieser. „Ja“, antwortet die Frau, „sie liegen
schon! Elisabeth hat noch fünfmal auf das Töpfle
gemußt, aber am Ende war es nur mehr wenig.“
„Viel oder wenig“, knurrt der Herr, „auf die
Qualität, nicht auf die Quantität kommt es an,
wie immer und überall im Leben. Aber du bist ja
so geschick! Wie kann man Kindern ab Abend-
essen Gürkensalat vorsezen? Ich selbst habe
kurzlich nach diesem unverdaulichen Fraß — —
na ja.“ — „Und dafür habe ich dir heute sechs
Paar Socken gestopft!“ wimmelt die Dame. „Nie
mehr flücke ich dir eine Unterhose!“ — „Zahlen!“
schreit der Mann wütend. „Zahlen! — Was —
fünftzig Pfennige soll diese Illusion eines Käse-
kuchens kosten? Es war Pappdeckel mit Fie-
genmilch bestreicht. Auf Wiedersehen in hundert
Jahren!“

An diesem Abend zerbrach Mizzi zum erstenmal
ein Trinkglas, bediente den Büstenfabrikanten
Rothnagel mit einer falschen Zeitung und vergaß
es, die Frau Geheimrat Hagedorn in den Mantel
zu stülpen.

Da war ein Gebirg, an ein Flußtal gestellt,
ein See, der inmitten der Ebene stand,
eine Ortschaft an seinem südlichen Strand.
Das schien ihm erklecklicher Zins.

Er legte sich alle Gestirne an
und funkelte über den Himmel hinweg
und prunkte: was alles er schon gewonnen,
und lüchelte fahl, als im dunklen Versteck
eine Nachtigall leise zu klagen begann.

K. M. Schiller



„Weißt du, die Männer sind's halt von der Raucherkarte so gewöhnt —
Immer wollen sie mit den Punkten vorgehen!“

Razionamento: „Eh sai, gli uomini sono ormai così abituati colla carta dei fumatori . . . vogliono sempre l' anticipo dei punti!“



„Nun vorwärts für die Dynastie — gegen Italien!“

Avanti Savoia! "Orsù, avanti per la dinastia ... contro l'Italia!"

DER ALTE ANZUG

VON BRUNO WOLFGANG

Herr Gahl nahm den grauen Anzug aus dem Kleiderschrank und hängte ihn über des Notenspiels. Der Augenblick war ernst. Denn es handelte sich um Sein oder Nichtsein eines treuen, erprobten Lebensgefährten. Mit bekümmertem Blick folgte er den Spuren des männerunzuverlässigen Zeit und seufzte. Der graue Anzug war der letzte aus einer einst stillstehenden Reihe von Friedensanzügen. Er war im Jahre 1910 bei Meister Naprawnik in der Brünerstraße geboren worden. Er war das beste Werk dieses begabten Schneiders und der Stolz seines Trägers gewesen. Er hatte noch jetzt — man schrieb das Jahr 1929 — den damals so gesuchten Vorkriegscharakter. Er war nicht so wie die Anzüge aus den sieben mageren Jahren 1915 bis 1922. Qualität, ruhige Linie, sanfter Schwingung der Taille und edler Fall der Hose, dies alles hatte er gehabt und hatte es noch, wenngleich nur dem liebevollen Auge des Kenners fühlbar. Was jetzt auf dem Notenspiels hing, waren keine lebensfrischen Formen mehr, hier hing ein müder Greis, nicht ohne liebe Faserung des Kragens und der Ärmelränder, mit ausgebeulten Knien. Rundliche Flecke längst vergessener Bräuterei zierten seine Brust wie Medallien langen, verdienstvollen Wirkens. Die Rückseite der Hose spiegelte im wörtlichen Sinn die fleißige amtliche Arbeit ihres Trägers in den letzten achtzehn Jahren wieder. Melancholisch betrachtete Herr Gahl den alten Freund.

Was tun?

Er hatte ihn geliebt, den grauen Anzug. Sie hatten manches Jahr einer Zeit zusammen gebracht, die ihm zwar keine großen Erfolge gebracht hatte, aber schön war. Und manchmal damals noch unbescholtene Mädchenköpfe hatte sich vertrauensvoll an den Busen dieses Rockes geschmiegt. Und auch er, der alte treue Freund, schien mit dem verborgenen geistigen Auge der Dinge den Blick des Herrn zu erwidern. Es tat ihm weh, seinen Posten zu verlassen. Er fühlte sich noch rüstig und dauerhaft. Noch hatte er kein wesentliches Loch, der Stoff hielt in alter Festigkeit und die Nähte erfüllten unentwegt ihre Pflicht. Die Hose warf sich förmlich in die Brust wie ein zu pensionierender Beamter vor dem Chef: „Oh, ich bin keingesund, nur ein wenig verkalbt. Ich kann noch lange dienen.“

Dies rührte Herrn Gahl und er beschloß, den Anzug wenden zu lassen. Er trug ihn zu Herrn Naprawnik in die Brünerstraße. Dieser besah und betastete ihn aufmerksam und liebevoll. „Ein guter Anzug“, fügte er seufzend hinzu. Dann erklärte er sich mit der vorgeschlagenen Wendung einverstanden.

Vierzehn Tage später erhielt Herr Gahl den Anzug und begrüßte ihn freudig überrascht, wie etwa der Gatte die langjährige Gattin begrüßt, die verjüngt aus dem Sanatorium heimkehrt. Er war wieder schön, fast wie neu. Die Spiegelglatten der Ellenbogen und des Hosendenbogens waren verschwunden, die zerfaserten Ränder sahen aus wie frisch rasiert, und die Flecke saßen innen, unsichtbar wie jene, die der Mensch an seiner Seele trägt. Die Brusttasche freilich, die saß nun rechts.

Es war ein herzliches Wiedersehen. In den Ärmeln lagen sich helde und weiten vor Schmerz und Freude. Doch die bekannte Tatsache, daß die Wirkungen der Verjüngung nur eine begrenzte Zeit zu dauern pflegte, zeigte sich leider auch hier. In den ersten Monaten benahm sich der Anzug stramm und prächtig, aber bald bildeten sich Falten, fadenförmige Stellen und er zeigte eine bedenkliche Neigung zur Zerfaserung. Er

bekam wieder greisenhafte Züge, aus dem Jungen wurde ein Pensionierter, zwar vornehm, aber alt.

Und abernachmal hing der Bedauernswerte zur Musterung auf dem Geigenpult. Er ahnte nichts Gutes. Das Herz sank ihm in die nunmehr wieder spiegelnde Hose, aber dennoch hoffte er noch immer auf einen Tauglichkeitsbefund. Lange und schmerzlich betrachtete ihn Herr Gahl. Gedanken an Tod und Verwesung umflatterten sein Herz wie Raben das Hochgericht. Er erwog und prüfte alles. Doch dann gelangte er zu dem schweren Entschluß. Nein!

Er beschloß, sich von seinem treuen Lebensgefährten endgültig zu trennen, und ließ sogleich, um jeder Anwendung von Schwäche vorzubeugen, den rühmlich bekannten Bettler Herrn Albinatzky holen, um ihm den Anzug zu weiterem Gebrauche zu überantworten. Herr Albinatzky hatte zwei Doktorate, das juristische und medizinische, machte jedoch von ihnen keinen Gebrauch. In seinen freien Stunden bereitete er sich auf das philosophische Doktorat vor, das seinem Talent und seiner Neigung am meisten zusagte. Er hatte sein einst beträchtliches Vermögen im Wege der Inflation ehrenhaft verloren und war in dem Bestreben, einen seiner Vorbildung entsprechenden Beruf zu finden, über fünfzig Jahre alt geworden. Er hatte das Elend in seiner bittersten Form kennen gelernt, bis ihm endlich ein einflußreicher Freund einen Bettlerposten in einem der verkehrsreichsten Durchgangshöfe Wiens verschaffte und ihm sogar eine ansehnliche Steuerermäßigung erwirkte. Die Natur hatte ihn glücklicherweise ein überaus dürftiges Äußeres, dazu aber eine eiserne Gesundheit verliehen. So lebte er denn auskömmlich als Je, er fügte sich mit Stillsitzen in das barocke Stadtbild und legte nach Feierabend manchen Spargroschen zurück.

Herr Albinatzky kam und besah sich pflichtgemäß den Anzug. Er ließ seinen Blick auch über die Möbel und den Geschenkgeber selbst gleiten,

dann flüsterte er, taktvoll ein Lächeln unterdrückend

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre große Güte, die mich um so mehr rührt und bewegt, als sie in unserer Zeit immer seltener zu werden scheint. Ich muß Sie jedoch leider bitten, mir zu gestatten, daß ich unbeschadet meines dankbaren Gedankens diesen Anzug nicht annehme. Damit will ich aber durchaus kein Urteil über seinen Wert und seine Schönheit ausgesprochen haben, da mir dies keineswegs zukommt und der Grund meiner Ablehnung in Erwägungen anderer Art liegt. Er ist, wenn ich so sagen darf, ein rein geschäftstechnischer. Der Anzug käme für mich nur als, wenn ich mich so ausdrücken darf, Arbeitskleid in Betracht. Denn er verfügt, wie ich sehe, über alle Eigenschaften, die nötig sind, um das erforderliche Mißleid hervorzuufen. Nun besteht aber in diesem Punkte bei mir eine gewisse Besonderheit. Wie Sie wissen, bin ich im ersten Bezirk, wenn ich es so bezeichnen darf, tätig, und habe ein Publikum von ganz bestimmter Eigenart. Mein Publikum ist nicht einfach naiv-mittelmäßig, sondern es ist ästhetisch-mittelmäßig. Ich werde Ihnen sogleich erklären, wie ich das meine. Mein Publikum bedeutet nicht das Elend absolut, nicht die kompakte, formlose Masse des Elends, das, wenn ich mir die Äußerung gestalten darf, das unsichtbare Fundament unserer Gesellschaftsordnung bildet, sondern mein Publikum schätzt, sozusagen, das romantische Elend, es findet den Zugang zu ihm leichter auf dem Wege der Literatur und Kunst, wie Sie aus den Werken unserer Dichter zu ersehen beliebigen, die häufig aus den ergreifendsten Worten, die sie dem Elend widmen, beträchtlichen Wohlstand ziehen. Mein Anzug darf also nicht äußerste Not, sondern nur diskrete Herabgekommenheit widerspiegeln. Er darf den ästhetischen Sinn des Publikums nicht beleidigen, ich muß der sentimentalen Phantasie meines Publikums Spielraum lassen. Ich muß dieser — verzeihen Sie den üblichen Ausdruck — Mentalität durch sorgfältige Wahl meines Arbeitsgewandes Rechnung tragen. Das ist Kultur. Ich kann es nicht ändern und deshalb, sehr verehrter Herr, muß ich zu meinem außerordentlichen Bedauern dem mir zugedachte Geschenk mit innigstem Dank in Ihre göttlichen Hände zurücklegen.“

Herr Gahl war wieder allein mit seinem Anzug, der sichtlich erleichtert aufatmete. Er nahm ihn und verwahrte ihn wieder im Schrank. Vielleicht kam noch einmal eine Gelegenheit, ihn hervorzuholen.

Sie kam. Die Jahre vergingen. Die Welt kam nicht zur Ruhe. Die Zeiten wurden nicht leichter, sondern schwerer. Herr Gahl war Pensionist geworden und es lag im Wesen der Zeit, daß alte Menschen weit weniger geschätzt wurden als alte Anzüge. Da erinnerte er sich wieder seines alten Anzuges. Er holte ihn aus dem Schrank hervor und betrachtete ihn wehmütig. Dann schüttelte er den Kopf. Nein, es war zu arg. Schon wollte er ihn wieder verwahren, da schoß ein Gedanke durch Kopf und Herz. Er wickelte den Anzug in ein Papier und trug ihn in die Brünerstraße zu Meister Naprawnik. Dort befreite er den zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Anzug seiner Hüllen, hielt ihn Herrn Naprawnik hin und fragte leise und stockend:

„Könnte man diesen Anzug... ich habe ihn nämlich sehr lieb und möchte mich nur ungern von ihm trennen... könnte man ihn vielleicht... wieder zurückwenden?“

„Was?“ schrie Herr Naprawnik, schob die Brille hoch und starrte den seltsamen Besteller an. Herr Gahl lächelte deutlich, wie der Anzug in seiner Hand bang zitterte.

Herr Naprawnik senkte den strengen Blick, nahm eine Prise, vielleicht um eine unziemliche Regung des Mißleids zu verbergen. Dann sprach er mild: „Ich will es versuchen.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nuckel)



Bobby ist bei Baron Schreckenstein, einem in der Mußzeit eifrigen Bastler eingeladen. Nach Tisch führt er die Gäste in das Jagdzimmer und zeigt ihnen seine reiche Geweihsammlung.

Frägt Bobby:

„Lieber Baron, haben Sie denn das alles selbst gebastelt?“ F. H.

*

Bobby kommt zum Zahnarzt und will ein Gebiß für seine Gattin bestellen

Meint dieser:

„Aber da muß doch Ihre Frau Gemahlin wegen des Abgebisses selbst kommen!“

Entgegnet Bobby:

„Aber es soll doch eine Geburtstagsüberraschung sein!“ F. H.



„Wie sagst du — du hast diesem Mann schon so viel geopfert?“
 „Jawohl, leider: siebzehn Bogen tintenfestes Briefpapier und elf Umschläge!“

Pentimento: „Che dici mai? ... Tu hai già sacrificato tanto per questo uomo?“

„Sicuro, purtroppo: diciassette fogli di carta da lettere, resistente all'Inchiostro, e undici buste!..“

WILDWEST

VON PETER SCHER

Es war in Arkansas, wo ich das Indianer-Territorium an den nördlichen Buftelhornbergen nahe dem Silbersee durchstreifte. Ich hatte die Blutsbrüderschaft des „Muffiger Uhu“ gemacht, der damals Häuptling der Plattfuß-Indianer war, die sich rühmten, ein Nebenstamm der Apachen zu sein, deren berühmtester Mann bekanntlich „Winnetou“ war, der Freund „Old Shatterhands“.

„Muffiger Uhu“ hatte Eigenschaften, die ihn nicht immer zum angenehmen Gesellschafter machten. Ich durfte seine ein wenig aufdringliche Zuneigung jedoch nicht ablehnen, weil er so raffiniert gewesen war, mir Blutsbrüderschaft anzubieten.

Die hohe Ehrung konnte ich nicht ablehnen, weil ich sonst den ganzen Stamm gegen mich aufgebracht hätte, der immerhin aus dreißigzwanzig Männern bestand, von denen siebzehn sich keiner Waffen zu bedienen wußten — die sie freilich auch gar nicht besaßen — weil sie gerade wegen Influenza Krankenkassengeld bezogen; die übrigen fünf waren dem Feuerwasser ergeben und brachten den größten Teil des Tages abends wie ihr Häuptling, der darum auch den Spitznamen „Alte Whiskyspritze“ führte, in seltsamen Dämmerzuständen hin.

Das harmlose rote Volkchen war mir überaus herzlich entgegengekommen. Da es meine Eignung zum Gerupftwerden sogleich erkannt und keinen Augenblick gesäumt hatte, mich für noch ahnungsloser zu halten als ich bin. In diesem Hinsicht erinnerten mich die Rohhäute ein wenig an die Bauern meiner Heimat, die mit dem sicheren Instinkt von Naturkindern großstädtischen Sommerfrischlern eine ihrer Überlegenheit auf allen Gebieten entsprechende Einschätzung zuteil werden lassen.

Die roten Männer umlegerten mich den ganzen Tag und wollten ständig über die Gebrauche der Bleichgesichter bei mir daheim unterrichtet werden. Ich erzählte ihnen von „Old Shatterhand“ und den berühmten Stämmen des Landes, in dem sein Wigwam stand. Sie vernahmen mit Bewunderung, was ich von den berühmten Häuptlingen „Nu allemal“ und „Gottverdammt“ Seltsames zu berichten hatte.

„Muffiger Uhu“ erfreute sich einer Tochter, die zwar ein wenig durch Kropfwucherungen beeinträchtigt, aber sonst ein liebenswürdiges Mädchen war, „Musch-Putsch“, zu deutsch: „Das schiefe Gestell“, denn gerade gehen konnte sie nicht, aber sonst war sie bezaubernd. Sie erbot sich, meine Manuskripte auf der Schreibmaschine zu tippen und mir Aufschlüsse über das Seelenleben ihrer Stammesgenossinnen nicht vorzuenthalten. Ihr Vater vertraute mir an, daß die „Rose der Prärie“ auch gegen etwaige Horzensoffenbarungen nicht unempfindlich sei und bei solchen Gelegenheiten eine Pulle Black und White zu schätzen wisse.

So gingen die Tage in den großen Buftelhornbergen nahe dem Silbersee herz- und sinnbewegend dahin. Es war im „Indian-Sommer“, jener himmlischen Zeit, da die Natur, bevor sie sich zum Winterschlaf bereitet, noch einmal alle ihre Herrlichkeiten spielen läßt. Ich erinnere mich, daß ich eines Abends den Männern und Squaws, die gerade nicht beschwipst waren, die erstaunliche Geschichte vom Besuch „Winnetous“ bei „Old Shatterhand“ in Redoubt erzählte. Ein vielsilbiges „Uff uff“ machte die Runde um das Lagerfeuer, als ich dabei angelangt war, frei nach Karl May zu schildern, wie der Häuptling der Apachen von seinem Blutsbruder „Old Shatterhand“ in den Dresdner Gesangverein „Hoides Brausen“ eingeführt wurde und wie der Häuptling durch den Schmelz seines edlen Bariton, mit dem er Karl Mays Ave Maria zum Besten gab, alle Anwesenden zu Tränen rührte.

Manchmal gingen wir auch auf die Jagd. Da es an Bläsen mangelte, begnügten wir uns mit Maulwürfen und an die Stelle des feurigen Renners trat ein Schubkarren, auf dem mich „Muffiger Uhu“ bereitwillig in die wogende Savanne hinauschoß.

Unvergänglich bleiben mir die Abende am Lagerfeuer, wenn draußen zwar nicht der Schakal den Mond anheulte, aber doch ein roter Mann aus der Black River-Times mit schwerwügender Stimme ein Inserat vorlas, in dem der Tausch eines Schaukelstuhls gegen eine gutgestopfte Bratwurst angeboten wurde.

Allmählich vererbte die Geräusche des Tages. Hin und wieder hörte ich noch, wie ein Wecker aufgezogen wurde. Squaws schlurften an die Türen, um die Brotbeutel vor den Wigwams aufzuhängen. Die Seelen der roten Männer bereiteten sich vor, in die ewigen Jagdgründe des Treumlebens zu entschweben und auch ich warf mich mit dem Ausrufl: Verfluchter Stauhalt auf mein Lager aus knochenharten Matratzen, von denen erschreckte Flöhe emporsprangen, um den im Kampf ums Dasein stärkeren Wenzel Platz zu machen.

Schon im Einschlafen, hörte ich noch, wie „Muffiger Uhu“ seiner Tochter „Schiefes Gestell“ mit Statorstimme ins Ohr raunte: „Howgh! Dieses Bleichgesicht hat uns der große „Manitou“ geschickt — es weiß noch nicht einmal, daß man beim Pokern den Armel seines Partners mit Falkenaugen überwachen muß!“

(Toni Bucht im Felde)



EIN BAUM IM FELD

Von Herbert Lestiboudais

Ein Baum steht drauf' im Feld,
Nur dicke eine in der leeren, weiten Wildnis,
Granatzeisel, — die Rinde hängt wie abgepellt, —
Entlaubt und nackt, ein kümmerliches Bildnis.

Und doch — ein Baum!
Da bauen wir zur Rast das Zelt
Dicht neben ihn, der kaum
Noch einen mag'nen Schatten für uns ließ —
Welch Wunder dies:

Ein Baum — ?!
Hört hier: ein Baum! — willy ihr,
Was das bedeutet hier

In dieser baumlos ewigen Unendlichkeit?
Da rückt nun alles dichter gleich zusammen,
Was vor uns liegt so unerbittlich weit.

Und unser Lagerfeuer rote Flammen
Sind in der unerlösten, wilden Zeit
Ein stiller Hafen.

Der Abend sinkt, — wir schlafen jetzt, nur schlafen!
Und hört und lachelt gern: wir träumen —
Wir träumen unter diesem nackten, armen Steppenbaum

Den hellen Traum
Von lauter grünen, heimatischen Bäumen —!



„Kannst du dich erinnern, dieses merkwürdige rote Ei gelegt zu haben?“

L' uovo del cuculo in Africa: „Non ti ricordi mica d' aver deposto questo strano uovo rosso ?..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

AB NACH MOSKAU



OLAF GULBRANSON 43

„Und hier meine persönliche Gabe für Stalin: ‚Europa auf dem Bären!‘“

Partenza per Mosca: “Ed ecco il mio dono personale per Stalin: ‘Europa sull’ orso, l..”



„Siehste, Männe, so geht alles Schöne im Leben dahin!“ — „Richtig, und mein Beitrag zum Begräbnisverein is ooch wieder fallig!“

„Vedi, marito mio, così svanisce ogni cosa bella nella vita!.. — “È vero... anzi mi scade dinuovo il contributo per la “Società Funebre!..

Die gute Füllung

Von Walter Foltzick

Wenn man Äpfel in eine Kiste füllt, gibt es einen Moment, da ist die Kiste voll, kein Apfel geht mehr hinein. Bei Heringen ist die Sache, soviel ich weiß, genau so, und dann sagt man, sie sind so dicht gepackt wie die Heringe. Bei Eisenbahnwagen für Personenverkehr ist es so, daß ein Wagen voll sein kann, dann kann er aber noch immer voller werden und zum Schluß sogar sehr voll. Ja, man spricht sogar davon, daß er überfüllt ist. Menschen lassen sich eben besser zusammendrücken als Äpfel oder Heringe, wahrscheinlich, weil sie vernunftbegabte Wesen sind, und der Vernünftige gibt nach. Er kann demnach mehr zusammengepreßt werden. Halt! Das ist nicht ganz richtig: er preßt sich selbst zusammen, er ist eben nicht so dumm wie die Heringe, bei denen das ein anderer besorgnis muß.

Wenn ein Zug voll ist, so erkennt man das mit Leichtigkeit daran, daß er an den Füllstellen überquillt und Teile des Inhalts herabhängen. Wie gesagt, das geht nur bei der Menscheselektion; Äpfel, Heringe, Nähmaschinen und Porzellanrücken hängen niemals aus dem Güterwagen heraus. Sie glauben vielleicht, in einen vollen Zug geht keiner mehr hinein! Nach physikalischen Gesetzen müßten Sie recht haben, nach psychologischen nicht. Wer die nötige Energie hat, kommt immer noch hinein, durch Druck. Im Innern eines Abteils sind stets einige kleine Hohlräume, die ausschließlich mit schlechter Luft gefüllt sind. Diese gilt es zu komprimieren. Was der Einzelne

nicht schafft, das erreicht der ganze Zug durch ruckweises Anfahren oder plötzliches Stehenbleiben. Züge, die an chronischer Überfüllung leiden, sollten vor der endgültigen Abfahrt auf ein Schüttelgleis gefahren werden, auf dem sie von zwei Lokomotiven in entgegengesetzter Richtung ordentlich durchgerüttelt werden. Man wird erstaunt sein, wieviel Platz auf diesem mechanischen Wege erzeugt werden kann. Durch Zusammenpressen in Eisenbahnzügen erhält man eine ziemlich homogene Masse, bei der der entstehende Prozentsatz von Duldsamkeit und Neigung zum Krach ungefähr gleichbleibend ist. Darin gären die Reisenden und erreichen eine ziemlich Mürbheit. An den Haltestellen quillt das Produkt aus dem Abteil wie Zahnpasta aus der Tube. Aber wie gesagt, dieses Rezept ist nicht bei Äpfeln und Heringen anzuwenden.

MEIN FREUND JOHANNES

Ich traf Johannes auf der Straße. Er strahlte. „Nun, Johannes, worüber freust du dich denn so?“ fragte ich. „Ich habe eben meine Uhr verloren“, erklärte Johannes. „Und darüber freust du dich?“ erkundigte ich mich überrascht. „Sie war ja kaputt“, meinte Johannes. „Hätte man sie nicht heilmachen lassen können?“ wollte ich wissen. „Doch, das hätte man wohl“, sagte Johannes. „Aber es wäre bestimmt ziemlich teuer geworden. Und das Geld habe ich nun glatt gespart.“

J. Bieger

An einem Herbstabend

So dann und wann, zum Beispiel heute, hab' ich die sogenannten Leute von Herzen "latt und schließ" mich ein, um still bei mir zu Hause zu sein.

Wie hübsch ist's, ohne Redensarten bei einer Pfeife zuzuwarten, bis, Gott sei Dank, nicht allzu spät auch dieser Tag zu Ende geht.

Ich merde mich natürlich hüten, fein Soll und Haben zu bebrüten. Er war halt wieder sehr gemüht und daher nun bald hinweggerührt,

um einem nächsten Platz zu machen. Soll man da weinen oder lachen?... Wer schon so lange Kegel scheitert, weiß, daß man doch man selber bleibt.

„Man feiere... in das etwa höflich? Nein, keineswegs. Und doch ist's tröstlich, macht man sich klar so dann und wann, auf was man sich verlassen kann.“

Ratatoshr



„Nach dem Kriege müßten die USA. der Weltpolizist werden — oder weiß man jemand, der von Haus aus geeigneter dafür wäre, für Ruhe und Ordnung zu sorgen?“

Il becco quale ortolano: „Dopo la guerra gli Stati Uniti dovrebbero divenire i poliziotti del mondo ... oppure c'è forse qualcuno che per natura sia più adatto a provvedere alla pace e all'ordine!..“



„Halt, halt! Du vergreifst dich an fremdem Eigentum. Dies da hat sich bereits ein amerikanischer Verwertungskonzern gesichert!“

Affari con l'Africa: „Fermo! Fermo! Metti la mano su proprietà altrui. Questa qui se l'ha diggià assicurata un Consorzio di utilizzatori americani!“

DAS GROSSE LOS

VON KURT GROOS

Damals, in USA, hatte ich ganz von unten begonnen, weil man erzählte, daß das am sichersten zur Höhe führe. Ich war nach Amerika gefahren, um dort das große Los zu ziehen. Aber auf die Dauer wurde ich die Teilerwischerei doch leid. Mein Vorwächser und ich beschlossen, einen Trust zu gründen oder sonstige zu Geld zu kommen. Der Vorwächser hatte 500 Dollar und eine Idee. Wir kauften Gipsrehe, verschleierte Wachungsläusen von lieblichen Aussehen, in Lebensgröße, verschiedene Farben und der gleichen mehr. Das alles stellten wir in einem in klein den National Parks ähnelnden hochromantischen Waldgelände auf. Wir gründeten die Waldweben-Corporation. Diese Institution hatte die Aufgabe, romantisch angehauchte Heilurstplätze auf unser Gelände zu bemühen, damit wir dort Eheschließungen managen konnten, bei denen wir mit 10% drinlagen.

Die Sache lief gut an. Wir bepfänderten den Wald mit immer neuen Überraschungen. Bei jedem mit Bewegung verbundenen Kuck blimmelten kleine Glockchen, leuchteten bunte Lichter im Gesträuch auf und winzige Zwergheben mit niedlichen Hämmern auf zierliche Ambosse. Das Geschäft zog gewaltig an.

Und doch brach dieses Unternehmen, unsere Waldweben-Corporation, schnell zusammen. Nach und nach nahmen die Heilurstplätze unseren Fundus aus Andersensucht mit. Außerdem gründete ein Idealistischer veranlagter Schweinekönig aus Chicago im Nebengelände ein Konkurrenz-Unternehmen, das mit unseiner Mitteln handelte. Dieser Filou arbeitete nicht mit verschleierte künstlichen Waldkissen, sondern stellte echte und dazu noch spörlich bekledete auf, die er aus einer in Konkurs geratenen Revue charterte; insgesamt 24 Waldweben-Girls. Na, sie können es sich ja denken. Unser Traum war aus. Doch ich muß sagen, daß uns der Mißfall nur härter machte. Wir hatten damals noch 5 Dollar und eine etwas fidierte Waldnix, die Waldweben-Jungfrau Nr. 1, wie wir sie scherzend zu nennen beliebten.

Mit dieser Nixe zogen wir nach Newyork zurück und mieteten einen gut erhaltenen Kollenschuppen, etwas auswärts. Wir umbenannten die künstliche Waldweben-Jungfrau in „Göttin der Erkenntnis“. Dann gaben wir in drei Newyorker Nachtzeitschriften kurzfristig kreditierte Anzeigen auf, in denen wir die unglücklich Liebenden aus besseren Kreisen appellierten. Wir versprochen schnellste Heilung. Die Überschrift der Anzeigen lautete: „Erkennt die wahren Ideale!“

Schon am nächsten Tag versammelten sich viele an unglücklich Liebe erkrankte Jünglinge vor unserer Kohlenbude. Der Kohlenwächser nahm sich jeden einzelnen vor, kassierte 10 Dollar, führte ihn in die Kohlenbude und ließ ihn die frühere Waldweben-Jungfrau Nr. 1, jetzige „Göttin der Erkenntnis“ entdecken. Während der Entdeckung knipste mein Associo das Licht aus. Ich muß sagen, daß ich den Vorwächser mit seiner neuen Idee anfangs für einen zum Ganzneigenden Halbidioten hielt — aber ich wurde schnell eines besseren belehrt. Ich konnte damals die amerikanische Mentalität auch noch nicht so genau. Es hagelte 10-Dollar-Scheine. Aber das mit dem Eintrittsgeld, mit der Entdeckungsgebühr, um das Kind beim Namen zu nennen, war schließlich nur Nebeneinnahme. Die Haupt-einnahmen kamen aus den besten Familien des Landes, von den Vätern bisher unglücklich liebender Söhne, denen wir die Augen geöffnet hatten. Wir zogen dauernd das große Los. „Sie haben meinen Sohn von einer Wahndie geheilt — endlich ist er in die ihm schon lange zugedachte 500.000-Dollar-Ehe gestiegen. Für ihre Bemühungen 2000 Dollar anbelohnen; viel Glück Ihrem Jungen Unternehmen!“ So und ähnlich lauteten die Dank-schreiben der alten Yankee, nachdem wir den Söhnen die Augen geöffnet hatten.

Dabei war unser Geschäft ganz einfach. Der Vorwächser zeigte die wunderschöne Waldnix mit ihren ganz langen Augenwimpern und dem herzförmigen Unschuldsmund im jugendlich fließenden Gewand mit rosenrotem Schleier, knipste dann das Licht aus und der bebende Jüngling mußte die Nixe im Dunkeln entdecken. Nach der Entdeckung knipste wir das Licht an. Die Dame stand nun keineswegs nackt da — oder doch auch wieder nackt — aber sie war von oben bis unten mit falschen Doldarscheinen beklebt. Well-ger, der ich im Hintergrund hinter einer Tüll-gardine saß, spielte etwas Harfe, um dem so romantisch neigenden amerikanischen Herzen den Übergang nicht zu hart zu machen — und vielleicht entsinnen sie sich noch selbst genau jener Zeit, in der nach den Statistiken diese nichts

einbringenden Liebesheiraten im Staats Newyork so zurückgingen und Dollar sich zu Dollar fand, so wie es sein muß.

Aber trotzdem erlitten wir wieder Schiffbruch. Wir verlierten uns hemmungslos. Der Vorwächser heiratete eine miserabel bezahlte Stenotypistin und ich eine schmählich verzerrte Verkäuferin eines Blumengeschäftes am Broadway, ein Veilchen mitten im Asphalt. Beide Frauen waren reine Engel, sozusagen Kinder in der Liebe. Wir wurden daraufhin verhaftet und für vorübergehend Irrensinig erklärt. Unsere „Göttin der Erkenntnis“ beschlagnahmte man als groben Unflut.

Aber doch stifteten wir wieder Gutes. Die Nachtblätter brachten Sonderausgaben mit dicken Schlagzeilen über unser Malheur. Unsere Gattinnen, „Ernscht geheilt!“ Das wäre so gern Skandal gewesen und klagte einen weissen Mann, der in Stueget selbst wohnte, um andere zu lehren, genüge es natürlich, aber ihm selber genüge es nicht.

Wir hatten wieder mal das große Los gezogen!

BILDUNG

VON SCHLEHDORN

Eines Tages kam die Rede auf Bildung. „Bildung ist Macht“, sagte einer. „Wir hatten auch einen Lexizeikal!“

„Bildung bedeutet“, meinte ein anderer, „daß jemand auch geistig arbeiten würde wenn er es gar nicht brauchte — so was gibt's nämlich.“ Ein dritter definierte „Bildung ist ein heimtückischer Angriff auf die Unbefangenheit der anderen.“ Und nun glitzerten die Geister durcheinander. „Gebildet ist, wer ehnt, daß hinter den meisten Fremdwörtern ein brauchbarer Sinn steckt. — Bildung ist, zu wissen, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, aber dazu will das Alte eben gewußt sein. — Ach, was wir Bildung nennen, sind nur die fühlbaren Lücken in unserer Unkenntnis. — Nein, Bildung ist das am Wissen, was man nicht lernen kann. — Bildung ist, wenn man weiß, wie schwierig das ist, was andere können. — Jedenfalls ergeben zwei Halbbeideile die sich zusammen tun keine Bildung. — Der Gebildete hat den Schlüssel zu allen Türen der Wissenschaft; deshalb behandeln ihn auch die Feuchteleute wie einen Einbrecher. — Bildung vermehrt man häufiger bei anderen als bei sich; beim Geld ist das umgekehrt, das entbehrt man schwerer bei sich, als bei anderen: woraus folgt, daß Bildung eben nicht käuflich ist. — Gebildet ist, wer das weiß, was wir nicht wissen, aber

das sagt, was wir immer gesagt haben.“ —

So ging es hin und her. Dabei fiel dem Regieratsrat Julius die Geschichte ein von dem Schullehrer in Hintersaalfingen, Oberamt Rülpingen, „Ernscht geheilt!“ Das wäre so gern Skandal gewesen und klagte einen weissen Mann, der in Stueget selbst wohnte, um andere zu lehren, genüge es natürlich, aber ihm selber genüge es nicht.

„Bildung“, sagte der weisse Mann, und griff nach dem Konversationslexikon, „Bildung war bei den Alten die körperliche Gestalt. Seit Justus Möser ist es die allseitige harmonische Ausbildung usw.“ Da fuhr das Schullehrerlein nach Hause und meyerete und brockhaute dort in aller Stille zwei Jahre lang. Nun konnte es Epistel und Aläuten unterlegen, Epistel und Apostel, Theorie und Tuerel. Nun wußte es Bescheid von Aberglauben bis Zweifel, Apfel bis Zerkapfel, Auspuff bis Züßflingerdarm, Erde und Himmel, A bis Zwin. Kurz, alles oder beinahe alles, weil die Konversationslexika bekanntlich, wenn Z erscheint, bei A schon nicht mehr weit sind.

„Bin ich nun gebildet?“ fragte er den weisen Mann. „Sahr belesen“, sagte der.

Da fuhr das Schullehrerlein wieder nach Hause und begann zu schreiben über eines der wenigen Themat, in denen er noch jugendlich ungekauertes Neuland atmete: „Het der Kellernkult oder der Zweitaktmolen den bestimmenden Einfluß auf den modernen Gesellschaftszustand?“ Ein Thema übrigens, das Geisteswissenschaft, Technik und geselliges Leben versöhnte. Er hatte den ganzen Kopf voll Fußnoten und wurde korrespondierend des Mittlitz zahlreicher gelehrter Gesellschaften. „Bin ich nun gebildet?“ fragte er den weisen Mann. „Schrecklich gelehrt“, sagte der und wollte bewundernd in dem Weit seines Gastes blättern, das er zur Hand hatte. Es war aber noch nicht aufgeschritten.

Da fuhr unser Schullehrerlein zum drittenmal heim und setzte sich vor sein Haus und sah in den Wald — hinter dem beginnt die Welt — und abends in die Sterne — hinter denen beginnt die Ewigkeit.

Und kam wieder zu dem weisen Mann: „Ja, nun sehe ich lauter Zusammenhänge und viel weniger Gegensätze. Nun habe ich alles verarbeitet und das meiste vergessen.“

Sprach der weisse Mann: „Jetzt bist du wohl gebildet.“

Sprach das Schullehrerlein: „Jetzt habe ich nichts mehr davon. Jetzt könnte ich bei allem mitreden, aber ich schweige lieber.“

„Dann freilich“, entgegnete der Weise, „bist du im Begriff, gleichfalls ein Weiser zu werden. Ich zum Beispiel (ich weiß nicht, ob ich dir das schon erzählte) bin das ohne jede Bildung geworden. Allein mit gelegentlicher Zuhilfenahme des Konversationslexikons, wenn jemand fragen kam...“

DER BLAUE ELEFANT

In Ton gebrannt
und leuchtend blau
sah ich ihn bei der Tändlerfrau —
o schöner Elefant!

Jedemoch ich erwäge dies:
das Blau ist doch wohl mehr Türkis;
ihr wollt' es als ein Fehlbrand gelten.
wehhalb sie ihn mir billig lief.

Käufer und Händler leben in zwei Welten.

Ich trug ihn fort
und schenkt' ihn dir;
er zog mit uns von Ort zu Ort —
nun leuchtet er uns hier.

Er ist der Inbegriff des Blauen
und wahrhaft himmlisch anzuschauen.

Peter Scher

DER WÜSTLING

VON EFFI HORN

Die Frage, ob der lang- und rothaarige Bildhauer Wolderer ein Wüstling oder nur seines gelligen Temperamentes wegen so dünn und grün sei, war in den Gesprächen des Ehepaars Klump, zu dessen Freunden er gehörte, schon des öfteren erörtert worden. Herr Klump, praktischer Arzt von Beruf und Psychologe aus Neigung, lehnte es rundweg ab, einem Mann, der rote Bartkeulen trug und der Sparsamkeit wegen Wiener Wüstlingen gleich im Frühstückskakao mitzusenden pflegte irgendeine Wirkung auf Frauen zuzugestehen. Es möge ihm, so gar es zu, vielleicht hin und wieder gelingen, eine Kluge und aus Gründen des Intellekts zugängliche Frau zu beschwätzen, nie aber brühte er es fertig, durch sein bloßes Auftreten etwa das vielgesuchte „frische Junge Mädchen“ zu bezaubern oder gar Weiblichkeit in größerer Menge allein durch das geheimnisvolle Fluidum tief verborgener männlicher Eigenschaften zu fesseln. Frau Klump dagegen, eine zarte, heitere und überaus wohlbehutete Frau von achtundzwanzig Jahren, wogte vielsagend den Kopf, als habe sie ihrem Mann eine große Fülle von Erfahrungen mit Wüstlingen voraus und sagte mit einem ganz kleinen Bälkchen von Übermut: „In der Stimm“, „Leonhard“, das mußst du schon uns Frauen überlassen. Dafür haben wir einen feinen Instinkt.“

Herr Dr. Klump kicherte daraufhin jedesmal zärtlich, strich seiner Frau in leiser Rührung über das weiche blonde Haar und sagte: „Freilich, freilich, du weißt das natürlich viel — viel besser.“ Frau Klump wollte jedoch in ihren Instinkt ernst genommen werden. Sie hatte diese Bagatelisierung ihrer Menschenkenntnis und rief ihre Schwester Brigitte zum Zeugen auf, daß dem dünnen Wolderer, was Frauen anbetrifft, durchaus nicht zu trauen sei. Brigitte stimmte glühend zu und vertraute Herrn Klump beinahe flüsternd an, daß Herr Wolderer eine Freundin haben sollte, eine junge, viel jünger als er selber, die stundenlang im Atelier weilte.

Das allerdings sei das untrügliche Merkmal des Wüstlings, versicherte Herr Klump ernsthaft und sagte, er bedauere wirklich, den guten Wolderer bisher immer nur für einen mickrigen Miesepeter, nie aber für einen durch wüsten Lebenswandel Zermürbten gehalten zu haben.

Ob er sich dann nicht erinnere, daß in Schillers „Fiesco“ auch einer im Personenverzeichnis als „hagerer Wüstling“ bezeichnet sei wollte Brigitte wissen. So einer, genau so einer nämlich, sei dieser Wolderer — und ihr Schwager müßte sich seiner Vergleichenheit wegen rufen lassen, da er sich weder an die Gestalt noch die Beschreibung des flinsternen Gesellen zu erinnern vermöchte.

An Herrn Klumps Stammtisch, an dem auch Wolderer hin und wieder auftauchte, um mit der Miene bitteren Weltschmerzes sich Rotwein mit viel Selterswasser einzufüllen, teilte man allgemal Herrn Klumps Ansicht über die Ungefährlichkeit des langen Bildhauers für Frauen, Töchter und Schwestern. Männen von rundlicher Wohlbeleibtheit versicherten sich gegenseitig, daß für darat ausgemergelte Figuren überhaupt keine Nachfrage bestünde, und andere, deren Scheit allmählich totale Formen anzunehmen begannen, lachten über die völlige Versteiltheit einer langlockigen Künstlererschlung. Die Frauen aber, voraus Brigitte und Frau Klump, sahen durch solche Reden mit Recht sich selbst und ihre Erfahrung der Lächerlichkeit preisgegeben und kündeten daher laut den Entschluß zu selbständigem Handeln an.

„Ich werde heute diesen Freund Wolderer besuchen, und zwar unangemeldet“, erklärte daher Frau Klump eines Mittags ihrem

wohlwollend nickenden Gatten, der, erstaunlich frei von Eifersucht, sagte: „Tu das, mein Kind, tu das. Am besten morgens zwischen vier und fünf da sind die Wüstlinge am ungehörigsten.“

Frau Klump gab sich bedauerlicherweise die Blöße, „Warum?“ zu fragen, und bekam die Antwort, daß ein milder Löwe besser sei als ein alter, auch durch ein junges, fettes Zebra nicht vom Schlaf zur Jagd zu reizen sei.

So erwieß also die hübsche Frau Klump, nachdem ihre Begleiterin Brigitte am letzten Straßeneck zurückgeblieben war, mit leicht unbegreiflichem Gefühl die vier Treppen eines nicht eben stattlichen Hauses, die zum Atelier des Bildhauers führten. Ohne entzifferte sie mühsam etliche mehr als angegratete Visitenkarten, bis sie endlich die gesuchte fand: „Hans Wolderer, 13mal klingeln.“ In ihrer leisen Aufregung entging es ihr, daß die Anweisung einst einem dreimaligen Klingeln gegolten, witzige Besucher aber durch einen säuberlich aufgemalten Einsat die Zahl um zehn erhöht hatten. Sie begann also pflichtschuldigst und mit Ausdauer in kleinen Abständen auf den Knopf zu klopfen. Beim neunten Male ertönten drinnen polternde Schritte, des Bildhauers Stimme brüllte: „Auhören — ich bin doch nicht da!“ und ein kleiner Tonkumpen knallte dumpf auf die Tür. Die erschrockene Besucherin blieb regelungslos stehen, nur der Zeitgeifer drückte, in nachteiligem Schreck, noch einmal ganz unbewußt auf den Knopf. „Bim!“ machte die Klingel, „Himmelherrgott!“ jaulte es drinnen, dann wurde die Tür aufgerissen und Wolderer starrte, grün und grümelnd, heraus.

Frau Klump setzte ein verlegenes Lächeln auf, das sie für unternehmend hielt. „Ich will auch mal sehen, wie ein Künstler haust“, sagte sie kühn, aber der Jäh Versuch, ihrer freundlichen Blondheit ein diabolisches Licht aufzusetzen, konnte schon beim dritten Wort als gescheitert gelten. Frau Klump bließ sozusagen im Vorfeld ihres Vampurs liegen.

„Blitschön, kommen S' halt herein!“, sagte der Bildhauer und stieß mit dem Fuß einen kleinen polternden Klumpen beiseite, der gehoramt in eine Ecke rollte. Es waren letzte Hinterlassenschaften seines vor einem Jahr verstorbenen Deckels Lempis, die da verhärtet und versteinert noch in kleineren Mengen das Atelier zierten. „Sie müssen die Unordnung entschuldigen“, sagte Wolderer ohne große Verlegenheit. „Aber ich habe niemand der mir ein bißchen aufräumen würde.“

Sie sollten sich eine Frau suchen — oder ein paar Bräute“, scherzte Frau Klump und hielt es für sehr listig, wie sie so ihre Schlingen auswarf. Aber der Bildhauer schlen das Lasso um seinen Hals durchaus nicht zu fügen.

„Um Himmels willen, auch das noch“, sagte er und hob abwehrend die Hände. „Frauen stören so fürchtbar, besonders wenn sie Ordnung machen...“

DEIN BAUM

Dein Baum, Georg, ist schon ganz Gold. Ihm laßt die sonde Tracht der feingepägten Blätter die frische Jugend. Stolz hält er im Wetter das leichte Laub am schlanken Leibe fest.

Rings um ihn her, der mutig unter Föhnen, hochtragenden und finstern Fichten steht, druckend's fast grüner nur. Doch langsam geht ein Wanderer fremd im Wald, noch kaum zu hören.

RICHARD VON SCHAUKAL †

„Stör ich auch?“ fragte Frau Klump nicht ohne Koketterie.

Wolderer versicherte eiligst, daß sie ihm eine liebe Überraschung bereitet habe und daß er ihr eine Tasse Kakao, seinen letzten sozusagen, anbieten wolle. Frau Klump aber erinnerte sich an die Wiener Wüstlingen und ein bißchen auch an den seligen Klump und dankte liebenswürdig. Sie sei, so behauptete sie, nur gekommen um ihn zu fragen, ob er vielleicht gelegentlich eine Porträstudie ihrer Schwester machen wolle. Wolderer empfand darüber wenig Begeisterung und heuchelte auch keine hinzu. Er sei gerade mit einer Reitergruppe beschäftigt und so gar nicht auf Porträtmalerei eingestellt, sagte er, und hob dann da und dort ein feuchtes Tuch von kleinen Tonmodellen, die Frau Klump mit höflicher Neugier betrachtete.

Sie suchte vergeblich nach Beweisen stiller Laster oder Spuren orgiastischer Lebensführung ringsum. Sie fand das Atelier vor allem kalt und ungemütlich und stellte einen auffälligen Mangel an bequemen Sitzgelegenheiten fest. Auch vermählte sie wechselläufige Samthorhänge und jene dunkelroten Bettbezüge, von deren schaurig schönem Keiz man ihr berichtet hatte bei der Beschreibung eines anderen Ateliers, darin ein türkischer Maler hauste.

Schließlich stand sie mit einem überraschten „Aha!“ vor den gewalligen Formen eines riesigen Frauenkörpers, von dem Wolderer behutsam zahlreiche Hüllen gelöst hatte. Er verzog dabei keine Miene. Mit seinen wie stets grümelnd herabhängenden Mundwinkeln sagte er bitter: „Eine Fortuna.“

Frau Klump hatte sich die Glücksgöttin bisher etwas freundlicher, lieblicher und wohl auch gemäßigter von Format vorgestellt. Aber sie wagte nichts zu sagen und lächelte nur in zielloser, doch höflicher Verhehlung.

„Einen herrlichen Körper hatte das Weib“, sagte Wolderer versonnen und blickte trüb auf seine Fortuna.

„Welches Weib?“ fragte Frau Klump zaghaft. „Die Berta. Ein Akademiemodell, das aber nicht jedem steht. Sie steht bei Laune sein.“ Er lächelte ein klein bißchen und fast hatte sein schmerzliches Gesicht dabei etwas Verschnitztes, fand Frau Klump. Ach, sie wußte ja nicht, daß die Männer sich gegen sie verbündet hatten und Wolderer längst um den Zweck ihres Kommens wußte und nun ein wenig herumklumpete auf dem leicht verstimmen Klavier ihrer blonden Seele. Das aber wußte sie, daß der Funke düsterer Leidenschaft zumutet unter einer dicken Aschen- schicht zu glimmen pflegt und oft nur eines energischen Blases bedürfte, um zu heller Flamme aufzulodern. Sie beschloß, ihren ganzen Mut daran zu setzen, das verrieterische Feuer anzufachen.

Als Wolderer ganz dicht neben ihr stand und sie leicht am Arm faßte, um ihr die für einen guten Blick auf die Fortuna nötige Wendung zum Licht zu geben, schmeigte sie sich ganz leicht an ihn, stellte sich dann auf die Zahenspitzen und hob ihr zartes, rosiges Gesicht zu ihm empor. Dabei schloß sie die Augen und es läßt sich nicht sagen, ob aus ängstlichem Grausen oder im leisen Entzücken prickelnder Erwartung.

Als sie nach zwei Atemzügen die Augen wieder aufschlug und mit aller gebotenen Vorsicht dem Mann ins Gesicht schaute, sah sie inmitten der roten Bartkeulen, die wie der Strahlenglanz des Sonnengoldes um seine Backen leuchteten, seinen sonst blüthenmerchmaligen Mund zu einem Lächeln leichter Rührung verzogen. „Ist Ihnen nicht gut, meine Lieber?“ fragte er, aber sie wahrte, jäh ertötet, ab. Dabei hörte sie ihn leise lachen und es war jenes Gekicher, das sie von ihrem Mann her kannte, wenn er sie nicht ganz ernst nahm, und es hätte nur gefehlt, daß er ihr dazu übers Haar gestreichelt hätte. „Ich



glaube, Sie sind ein verheirateter Familienvater und kein Wüstling", murmelte sie, mehr zu sich als zu ihm und schaute ihn nachdenklich an. „So, meinen Sie?“ fragte der Bildhauer ironisch. „Und wie wünschen mich gnädige Frau?“ „Als Wiener Würstchen — im Kakaogessott“, sagte sie grimmig. Da aber beugte er sich rasch zu ihr herunter, daß sie sein rotgelecktes Heupt ganz dicht vor sich sah, gab ihr einen leichten Kuß mitten auf den Mund und sagte: „Entschuldigen Sie, Sie sehen zu reizend aus — und habens überdies verdient.“ „Zu spät — ich glaub's Ihnen nicht mehr“, sagte

Jedoch Frau Klimp und ging lachend rasch auf die Tür zu. Während des Heimwegs antwortete sie wenig auf die stürmischen Fragen Brigittes. Ein wenig mit Vorsicht zu genießen sei er schon, der Wolderer, sagte sie nur. Nachdenklich aber erwog sie bei sich die Frage, ob sich wirklich ihr weiblicher Instinkt, ihr untrüglicher, ganz einfacher der Diagnose des Herrn Dr. Klimp zu beugen und den dünnen Wolderer als magenkrank und daher dünn und düster anzuerkennen habe? Sie war sich noch nicht darüber im klaren, als bei ihrer Heimkehr Herr Klimp den Kopf aus der Tür sei-

nes Speichzimmers steckte und heiter fragte: „Na, wie war's — gefährlich?“ „Er hat mich geküßt“, sagte sie kühn. Herr Klimp kam in ganzer Figur aus seinem Zimmer. „Nanu?“ sagte er überrascht und sichtlich gereizt. „Wie kommt er denn dazu, dieser lächerliche Wüstling?“ „Nimm's ihm nicht übel“, sagte Frau Klimp zu-frieden und gönnerhaft. „Er ist eben eine sensible Künstlernatur. Aber so schlimm, wie du ihn immer machst, Leonhard, weißt du, so schlimm ist er nun auch wieder nicht. Dafür haben wir Frauen ein gutes Gefühl!“



„Ich lie—be dich, ich lie——be dich——“

„Bravo, Meister, bravo, das macht Ihnen nicht mal 'n Harzer Roller nach!“

Riconoscimento: „Io ti...a...mo; ti...a...mo...!,, — “Bravo Maestro, bravo! Nemmeno un canarino dell' Harz canta come Voi!,,



Nero: „Hier hast du meinen Lorbeer, mein Lieber, denn mein Brand von Rom war nur eine Bagatelle gegen das, was du durch deinen Verrat in Italien zerstört hast!“

Sogno di Vittorio Emanuele: Nerone: „Eccoli, caro, il mio alloro, poichè il mio incendio di Roma non fu che una bagatella in confronto di quanto didruggesti tu in Italia col tuo tradimento!„

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes zeigte mir einen wunderschönen Apfel, den er von seinem Onkel geschenkt bekommen hatte. Aber er schenkte mir dabei gar nicht so richtig erfreut und dankbar zu sein. Im Gegenteil: „So ein alter Geizhals!“ knurrte er. „Aber Johannes“, ermahnte ich ihn, „das solltest du doch nun eigentlich gerade nicht sagen. Wie kommst du zu einer so harten Beurteilung des gütigen Gebers?“

„Ich kenne ihn doch“, sagte Johannes. „Wenn er mir einen Apfel abgibt, dann hat er mindestens fünfzig geerntet. Und wenn er fünfzig geerntet hat, ist es doch geizig, mir nur einen abzugeben.“

*

Martin sammelte Altertümer. Mit wachsender Leidenschaft. Schließlich stellte er sogar seinen jährlichen Urlaub in den Dienst dieser Sucht. Er reiste dann kreuz und quer durch das Land, und wenn

er wieder heimkam, zeigte er uns schon am Bahnhof voller Stolz seine neuesten Errungenschaften. Einmal war es wieder so weit. Er hatte uns seine Rückkehr angekündigt und wir erwarteten ihn am Zuge.

Strahlend kam er uns entgegen. Am Arme eine Dame, die nun ja, also die meiner Meinung nach nicht so übertrieben reizvoll aussah.

„Daß er seine Sammlung auch auf lebende Stücke ausdehnen würde, hatte ich ja nun doch nicht erwartet“, sagte Johannes.

J. Bieger



„Nein, ich versteh die Oma nicht: da sagt sie immer, aus einem Hemd kann man zwei Sommerkleider machen!“

Col mutar del tempi: “No, non comprendo la nonna: ella dice sempre che con una camicia si possono fare due abiti! da estate!,,

DRAMATURGIE IM HOFSCHACHT

VON WILLI WEGNER

Es war eine große Stadt, in der ich mich damals vorübergehend aufhielt. Mein Weg führte mich durch die abendlichen Straßen, in denen sich leicht quietschende Treibmaschinen dahinschoben. Autos hupten... Ich war sehr beeindruckt von der nervenauflösenden Melodie der Großstadt, heute mich aber trotzdem, als ich in Jenes etwas ruhiger Stadtdialekt kam, in dem man mir eine kleine Pension empfohlen hatte Gedankenversunken ging ich durch eine in tiefem Dunkel gelegene Gasse. Plötzlich fesselte mich ein auf einem wunderbar klingenden Flügel gespieltes Liebeslied. Es war mehr eine Serenade... Und dann sang ein Mädchen mit einer silberhellen Stimme geschwollene Versprechungen dazu. Es war eine himmelhochjauchende Angelegenheit. Aus dem Gesang des Mädchens ging einwandfrei hervor, daß es sich gern barockisieren würde, einem Manne sämtliche Wünsche zu erfüllen, falls dieser verspräche, für alle Zeiten treu zu sein. Hierauf fiel eine sympathische Männerstimme — gewissermaßen ein Tenor — ein, und das Ganze nahm die Form eines ausgesprochenen Duetts an. Sie machten sich gegenseitig Komplimente, und einer versprach noch mehr als der andere.

„Wie dramatisch!“ dachte ich und war durch einen großen Torbogen weiter vorgegangen, stand nun in einem finsternen Hofschacht — umgeben von hohen dunklen Hausmauern — und konnte hier alles viel besser verstehen als von der Straße aus. Aber dann war es ganz plötzlich vorbei mit der Musik. Ein Schrei erklang, eine Tür fiel ins Schließ und ein Kleiderackel klappte herum. „Du Dine!“ sagte ein Baß mit viel Eifersucht und Verständnishaftigkeit in der Stimme. „Keine Beleidigungen, bitte!“ empörte sich der Tenor. Das Mädchen hatte inzwischen angefangen zu schluchzen.

„Ach, du flennst!“ schrie der Baß. „Erst singst du in meinem Hotelzimmer mit einem fremden Manne Liebeslieder, und jetzt flennst du...!“ Aha, dachte ich, ein Hotel! Das mag ja noch recht interessant werden und trittichter an die Hauswand heran. Meiner Antwort nach schlen sich diese Szene im ersten Stockwerk des Hotels abzuspielen. Ich beschloß, noch einen kleinen Augenblick zu verweilen, und erst heute bin ich mir im klaren darüber, wie indiskret wir Menschen manchmal sind.

Und wieder schrie das Mädchen... Diesmal etwas heftiger und beängstigender. Und der Tenor rief: „Legen Sie augenblicklich den Revolver weg!“ Worauf der Baß zur Antwort gab, daß er gar nicht daran denke, „Hilfe!“ schrie das Mädchen. Ich glaubte den Revolverhaken knacken zu hören. Nun durfte ich nicht länger warten. Zwei Menschenleben bedingend schloß ich endlich in Gefahr! Ich eilte über den Hof der Straße zu und hörte gerade noch den Baß sagen: „Oh, das Telefon bedeutet absolut keine Rettung für Sie, die Leitung ist seit gestern durchschnitten, und außerdem bin ich im Recht!“

Auf der Straße stieß ich glücklicherweise mit einem Polizisten zusammen. „Sie!“ sagte ich außer Atem und hielt den Mann am Ärmel fest. „Kommen Sie sofort mit! Zwei Menschenleben sind in Gefahr, zwei sehr musikalische Menschenleben!“ Der Polizist folgte mir auf dem Fuße. Ich führte den Beamten an jene Stelle, an der ich eben noch Zeuge einer unangenehmen Begegnung gewesen war. Aber wie verwundert war ich, als ich jetzt aus derselben Richtung wie zuvor eine Kinderstimme fragen hörte: „Und das ist unser Pappi, Mutti?“ — „Ja, Liebling!“ sagte die Mutter, die eine reine und sehr klingvolle Stimme hatte.

„Sie!“ sagte der Polizist. „Es widerspricht ja den Erziehungsgesetzen, daß kleine Kinder um zehn Uhr abends noch nicht im Bett liegen, aber daß die gleich Menschenleben in Gefahr sein sollen, leuchtet mir gar nicht ein.“ Und dann ging er von dannen. Ohne Abschiedsgruß. Vollkommen emlich ging er seines Weges; wie nach einer großen Pflichterfüllung. Ich eilte ihm nach. „Hei!“ rief ich. Als ich auf die Straße gelangte, war ich schon um die nächste Ecke gebogen. Sollte ich ihm nachlaufen? Ich verwarf diesen Gedanken als unsinnig. Der Baß, der Tenor und das Mädchen schienen sich während meiner vorherigen Abwesenheit vertragen zu haben. Aber das mit

dem Kind, das leuchtete mir noch nicht ganz ein. Wie konnte sich das alles so schnell geändert haben. Aber so ist es eben im Leben: man vergiß, man vergeht, man reicht sich die Hand, die man einst verschmähte und übertah, man lacht und ist wieder glücklich...

Ohne daß ich es eigentlich gewollt hätte, stand ich wieder in dem finsternen Hofschacht an der dunklen Hausmauer. Ich kann nicht leugnen, daß ich an der Herkunft des Kindes interessiert war. Oh, wie enttäuscht war ich im ersten Augenblick, als keine Kinderstimme mehr, sondern ein schmelzender Tenor sagte: „Urnsu, ich liebe dich!“ Und es folgte ein Dialog, der mein Herz schneller schlagen ließ. „Laß, Hansi!“ „Ich kann nicht! Du mußt mich erhöhen, Hörst du, Urnsu, du mußt!“ — „Nein, niemals, niemals! Immer wieder nein!“ — „Dann werde ich dich so lange bitten, bis du ja sagst, Urnsu!“ — „Nein, Hans, das darfst du nicht! Du vergißt, daß ich verlobt bin!“ — „Ich wäre der glücklichste Mann auf der Welt, wenn auch du es vergessen würdest, Urnsu!“ — „Hans, Hans!“ — „Urnsu!“ — „Hans, Hans, Hans!“ — Und es war mir, als trommelte sie mit beiden Fäusten auf seiner Brust. Dann war es eine ganze Weile still, und Hans bekam eine Ohrfeige. — Und wo mochte das Kind sein? Ich machte mir sehr große Gedanken darüber. — Ob es ihr Kind war, trotzdem sie ihren eigenen Angaben nach nur verlobt war?

Als ich noch über all das eben Miterlebte nachdachte und bemüht war, mir selbst darüber einzugewöhnen, ob die Menschen gut oder schlecht seien, öffnete sich neben mir eine große Doppeltür und im Nu lag der Hof in hellem Lichtschein. Durch die große Doppeltür drängten sich Massen von Menschen ins Freie. „Ein schöner Film!“ sagte jemand. Ein anderer meinte zu seiner Begleiterin: „Ein ziemliches Durcheinander wars schon, nicht?“

Kurzerhand schloß ich mich einem rothaarigen Beckfisch an und ließ mich den Film von Anfang bis zum Ende erzählen, da ich nicht für halbe Sachen bin.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Meinen Freund Albert finde ich in der schmerzlichen Verfassung vor.

„Was ist dir?“ fragte ich teilnahmsvoll. „Ich hatte heute Nacht einen furchtbaren Traum!“ „Sieh Albert düster, „Danke dir, da hänge ich an der überfüllten Straßenbahn und trage meinen Flauschmantel über dem Arm. Plötzlich entfallt mir der Mantel. Ich springe ab, laufe zurück — mein Mantel war verschwunden.“

„Aber Albert“, versuche ich zu beruhigen, „es war nur ein Traum, du hast doch den Mantel.“ „Woher doch“, antwortet mein Freund, „ich habe ihn nie besessen. Aber es war ein prachtvolles Stück, ganz auf Seide gearbeitet und mit großen, cremefarbenen Knöpfen.“ A. W.

(O Brinkmann)



... sollte nicht binnen 8 Tage Ihre Rechnung folgen, sehe ich mich zu meinem Bedauern gezwungen...“

... qualora entro 8 giorni non seguiva il vostro conto, con mio dispiacere sarò costretto a...



DIE ERSTE NACHT - VORN

Nacht!
Wind hat sich aufgemacht,
Schüttelt den Regen aus Blättern und Zweigen - -
Wir rücken zusammen im Zelt,
Schwelgen.
Bis einer, - mir spüren, wie er den Atem anhält
Und lauscht und lauscht - -
Bis einer dann plötzlich spricht:
•Hört ihr das nicht?

Das ist kein Wind, der da rauscht -
Das ist - - Er verstummt.
Wie ein giftiger Nachtfalter summt
Ein Flugzeug über uns fort,
Leuchthugeln schweben
Über geipflichten Wäldern dort - -
Dann aber hören auch wir unheimliche Stimmen:
Ein Orgeln und Jaulen und Pfeilen -
Wumm!

Wir hocken krumm
Und zusammengebückt,
Ehe wir dunkel begreifen -;
Die Front!
Ein Nachtjäger spuckt
Gelbe, grüne und blaue Leuchtpurstreifen - -
Und dann nur wieder der Regen aus Blättern und Zweigen,
Der über uns hommt -
Und Schwelgen.

Herbert Leifboudois

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

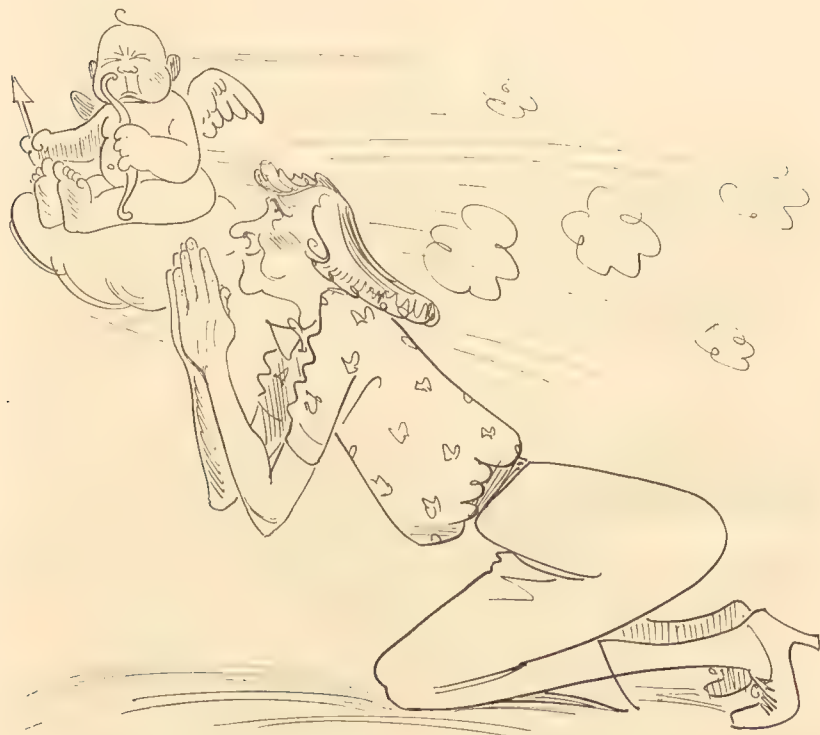
In Süditalien

(Erich Schilling)



„Diavolo, die Burschen saugen mir den letzten Tropfen aus dem Leib!“

Nell' Italia Meridionale: „Diavolo! Questi due garzoni mi suggono via fino l'ultima goccia del corpo!“



BEGEGNUNG

Gestern traf ich mich an der Straßenbahnhaltestelle. Obwohl ich mich lange nicht gesehen hatte, erkannte ich mich doch sofort an der schlechten Laune, die mir aus allen Falten meines gerade dem Luftschuhtrolley entnommen zu weit gewordenen Mantels — sagen wir mal — entgegenlechte. Ich wußte, daß es nicht geraten sei, mich jetzt anzureden. Andererseits hielt ich es doch für höflich, mich anzusprechen, denn was hätte ich sonst von mir denken sollen, wir könnten uns doch schon so viele Jahre, oder glaubten uns wenigstens zu kennen. Ich grüßte also mürrisch, wie man jemand grüßt, den man an einer Straßenbahnhaltestelle gar nicht übersehen kann.

„Wie geht's“, fragte ich. „Ausgezeichnet“, erklang die Antwort, „aber das werden Sie ja selbst am besten wissen.“ „Natürlich, natürlich, meine Frage sollte keineswegs indiskret sein, sie sollte nur zur Anknüpfung eines Gesprächs dienen.“ Ich hätte Sie ja gleich fragen können, was Sie das letzte Mal für den Kaffee bezahlt haben und wie es mit einer fetten Ge...“

Da kam ich aber bei mir schön an. Ich erwiderte mir ziemlich gerelzt: „Das geht Sie alles einen Dreck an. Übrigens wissen Sie ja wohl, daß solche

Gespräche, wenn auch nicht gerade unzulässig, so doch inoportun sind, zumal, da sie auf Handlungsweisen deuten.“

Jetzt konnte ich's mir geben: „Aha, inoportun. An diesem faumweichen Ausdruck erkenne ich Sie sofort, ein typisch weiches Wort für eine harte Sache. Sie sollten überhaupt die Dinge beim rechten Namen nennen und nicht wie die Katze um den heißen Brei...“

Da aber wurde der Angeredete wirklich böse. „Herr“, sagte ich zu mir, wie es niemand zu einem andern sagt, sondern wie man es nur gelegentlich schreibt. „Herr, Sie vergessen anscheinend, was Sie vor sich haben. Sie haben es hier mit dem ausgewachsenen Mitglied der Schrifttumskammer zu tun, und was jedem Mitglied einer Organisation billig ist, sollte auch einem Schriftsteller recht sein. Haben Sie nicht schon so und so oft eins hereinbekommen, wenn Sie über einen Friseur, oder einen Musikalienhändler, oder einen Bazillenträger, oder sonst einen anständigen Menschen sogenannte Witze gemacht haben? Hat nicht sofort der Obmann dieser Leute Krach geschlagen? Und nun wagen Sie gegen das Mitglied der Schrifttumskammer Dinge zu sagen, die mit Leichtigkeit jeder Jurist als gegen die Berufshöhe gerichtet nennen könnte? Machen Sie keine Ausflüchte, und behaupten Sie womöglich, sie dürfen sich selbst beleidigen, so oft Sie wollten. Nein, mein Lieber, Sie sind geschützt, auch

gegen sich selbst. Machen Sie lieber keine sogenannten Witze über sich.“

Ich hatte ja gewußt, daß es nicht praktisch war, mich heute anzureden. Ich grüßte bescheiden, und entfernte mich von mir. Walter Foltzick

Gelpräch um ein Reitpferd

Du rollst das Roß. So nimm es hin, und laß es nicht im Stalle ruhn. Es ist das Roß von einer Tänzerin. Noch fliehet du Silbertau von ihren Schuh'n, und aus der Mähne duftet es nach Aterun.

Und wenn du mit ihm sprichst, es kennt sich nur in moßigelformten Lauten aus, wie ihre Freunde sprechen, im Ähnt der Künftler aus dem Schauspielhaus. (Sie ritten oft mit ihr im Flirt hinaus.)

Der Breitenreiter legte ihm das rote Tuch um seine schlanken Fellen an. Die Leuchten heute wie ein Feuerflug durch Weg und Park, das Feld hinan. Auf diesem Roß blüht du ein froher Mann.

Albert Hiemer



„Kann ich hier noch unterkommen, Marschall!“ — „Nur herein, Majestät, wir sind schon alle da!“

Rifugio presso il leone britannico: „Maresciallo, c'è posto qui anche per me!“, — „Avanti pure, Maestà! Già siamo tutti qui!“,



„Und dazu hat man tausend Jahre gebraucht? Lächerlich, das machen wir in ein paar Minuten!“

Velocità americana in Italia: „E per ciò ... occorsero mille anni? È da ridere! Noi lo facciamo in due minuti!“



LIED IM SCHUTT

VON HANS LEIP

Und als ich über die Brücke ham,
Schutt, nichts als Schutt,
als ich über die tote Brücke ham,
da stand mein Vater und drohte mir,
als wollte er sagen: Das dank ich dir!
Und suchte und suchte, was er nicht fand,
und hob gegen mich die alte Hand,
der ich im Wege stand.

Und als ich über die Straße ham,
Schutt, nichts als Schutt,
als ich über die tote Straße ham,
da stand meine Mutter und sah mich an,
und sah mich an und seufzte dann
und ging in den Trümmern hin und her
und suchte das Haus und fand es nicht mehr
und weinte sehr.

Und als ich über den Torweg ham,
Schutt, nichts als Schutt,
als ich über den toten Torweg ham,
da stand mein Bruder und lachte mich aus
und war von den Flammen ganz klein und draus
und sang von unserer Kindheit ein Lied,
von der Zeiten Glück und Unterlicht
ein trauriges Lied.

Und als ich über den Garten ham,
Schutt, nichts als Schutt,
als ich über den toten Garten ham,
da standen meine Schwestern, drei,
und fragten, ob ich es wirklich sei
oder nur die Vergangenheit,
und trugen alle ein schwarzes Kleid
wegen der toten Vergangenheit.

Und als ich über den Schulhof ham,
Schutt, nichts als Schutt,
als ich über den toten Schulhof ham,
da stand mein alter Lehrer so grau
und rüstete das Gute und Böse genau
und wies mit dem Finger nach hier und dort
in der Menschheit Irrsinn und Brand und Mord
und fand kein Wort.

Und als ich über den Kirchplatz ham,
Schutt, nichts als Schutt,
als ich über den toten Kirchplatz ham,
da stand am zerlitterten Turme gebückt
meine Liebste und hatte ein Kränlein gepflückt
aus verholtem Gebälk und zerborstenem Stein
und lachte feig und lud mich ein,
ihr Bräutigam zu sein.

Und als ich über das Ufer ham,
Schutt, nichts als Schutt,
als ich über das tote Ufer ham,
da sah ich mich selber am Wasser stehn
und sah mich selber von dannen gehn
so leicht, so frei, so ohne Belchner
und glaubte es nicht und ging hinterher,
als ob es im Traume war.

Und als ich über die Ferne ham,
Schutt, nichts als Schutt,
als ich über die tote Ferne ham,
da sah ich die tote Stadt von fern
und sah sie aufleuchten wie einen Stern
und sah ihre Not und Trübsal vergehn
und sah die Erlichlagene auferstehn
schöner als je ich gesehn.

Weichen Ruhm und Prete
forderst du, unerforschliches Walten?
Wie weit
sind wir gekommen,
was hast du uns genommen,
Ungeheuerlichkeit!
Bist du noch das Ewige Licht?
So mach uns wieder jung!
O ichmales grünes Reis,
das unsere Hände halten,
welche nicht,
Hoffnung!



„Sag', Alex, hättest du nicht auch für mich ein wenig Zeit?“
„Freilich, du kommst sofort nach den 'Tauschanzeigen' dran!“

Programma: „Dimmi, Alessandro, non avresti un po' di tempo anche per me?.. — “Certo; tu vieni subito dopo le inserzioni di scambio!..“

DE GE SCHICHTE EINER NACHT

VON ERNST HOFERICHTER

Am Freitagsabend, gleich nach neun Uhr, geschah es, daß der C-Trompeter Josef Trinkel das Weib auf und davon ließ.

Die Laubsäge hatte kaum ausgepackt, da war sie auch schon draußen und warf ihm die Türe zurück, daß die Küchenwaage im Luftzug federte. Und jetzt, als es allein im schwindschnellen Licht der Küchenlampe saß, wußte er nur, daß sie nun fort war, daß seine Maria ihn verlassen hatte. Der Schlag der Türe hatte ihm auf eine kleine Weile alles was vorher geschah, wie mit einem Brotmesser abgeschnitten. Er hielt nur das Ende eines Fadens in der Hand, eine kleine Schlinge — an die man einen Ehering hängen konnte...

Plötzlich riß es ihn in die Höhe. Er lief zur messingnen Türklinke und berührte sie, als ob sie noch etwas Wärme von ihrer Hand aufgenommen hielt. Aber sie war kalt, kalt war sie, wie die Klappen seiner C-Trompete bei einer Grabmusik im winterlich verschneiten Kirchhof.

Da er zurückging sah er neben der Kohenkiste die Scherben seines Suppentellers. — Ja, den hatten sie zusammen drei Tage vor der Hochzeit in einem Vorstadtbasar gekauft, und jetzt zog die Zeit zwischen jenem Augenblick, wie das Licht durch den Teller aus dem Packstroh zog — und dem gegenwärtigen Anblick wie ein bemaltes Band vorüber.

Sie liebten beide diesen Teller. Und sie aßen zuweilen nehmend an — nur damit jedes aus diesem Porzellan löffeln konnte. Auf seinen Grund war der Eintupf in das „Geliebte Land“ gemalt. Wenn Eisenstücke in diesem Teller lag, dann mußte man länger essen — bis das Land der Verheißung mit Trauben, Weinbergen, mannhoher Saat und saftreichen Früchten durch die Suppe hindurchschien. Bei Fleischbrühe mit Brotteiglecken fischten sie zuerst die Schnittchen heraus, damit in der Tiefe ihnen das Paradies durch die mageren Flecken entgegenleuchtete. Ja, manchmal war der Teller schon leer gespeist und Maria lächelte in gewollter Täuschung weiter — über die bunten Früchte hin, empfand ihren Geschmack und weldete sich an ihrer Billigkeit.

Und heute kam Trinkel, wie so oft, von einer Hochzeitmusik nach Hause. Da hatte er mit seiner Kapelle, die aus Walohorn, Klarinette, Bombardon und seiner C-Trompete zusammengesetzt war, zum erstenmal das Abschiedslied des Trompeters von Säckingen gespielt. Seine Maria hatte ihm dazu die Noten abgeschrieben — aber falsch. Ein paar mal war sie mit dem Notenkopf in eine höhere oder tiefere Tonlinie hineingeraten und Josef spielte sie vom Blatt in aufschreiender Dissonanz in seine Trompete und von da aus in die Ohren der Hochzeitsgäste hinein. Die kucksten auf wie Hunde, wenn man sie auf den Schwanz tritt... Wie Treibmahnen an scharfen Kurven heulten sie! Und statt der Tränen der Rührung, die auf dieses Lied hätten folgen müssen, erschallen Lechschalen. Josef glaubte auf einem fährten Kerussell zu spielen.

Alles drehte sich vor seinen Augen im Kreise. Die Notenköpfe flogen allesamt wie scheue wadende Vögel von den Telegraphenstäben aus der Linse, die Melodie zerfiel ihm wie Wasserfarben zu musikalischen Kehricht, der Takt bekam Kurzschuß — und Josef Trinkel hatte nur mehr die Kraft, gleich einem ausgepflanzten Kombidenten aus dem Saal zu laufen. Hultlos, die Trompete unter dem Arm und das verschriebene Notenblatt wie eine glittige Natter in seine Faust gepreßt — so rannte er dahinein vor seiner Weib hin, die gerade den gemalten Teller mit Suppe aus dem Tisch geworfen hatte.

„Was hast du mich denn für einen Drack zusammengeschrieben?“

„Wer etwas falsch daran...?“

„Falsch? Du daß ich nicht wieher! Ein Auswurf von Unsinn war's...! Eine Schande und ein Gelächter...!“

„Und wurde es bemerkt...?“

„Du Schaf...! Ein Angulicht hätte Musikgehör genug gehabt, um diese Rülpser zu hören...!“

„Josef, jetzt ist deine Suppe...! Das Geliebte Land wird dir...!“

„Ich pfeiff dir auf dein — Kreuzteufelhimmel...!“

„Und schon hielt er im gleichen Krampf, der die Notenblätter preßte, den Suppenteller — und weil Milzsuppe, schiefgrau Milzsuppe darin schwamm, war der aufgemalte Einzugs ins Geliebte Land verdeckt.“

Und vielleicht hätte es Kraft genug gehabt, ihn vor dem Furchtbaren zurückzuhalten, das nun geschah.

Josef sah nur die graue Brüh, die sich mit der Schieferfarbe seiner Wut deckte — und schon schleuderte er Teller und Suppe gegen die Kohenkiste, daß Maria wie vor einem zündenden Blitzstrahl aufschrie — — —

„Jetzt hast du unser Geliebtes Land in Scherben geworfen...!“

Josef brütete in der befeierten Wut. Über die Steinkohlen rann die Milzsuppe als warme Lava und die Porzellansplitter des Paradieses lagen wie feindlich aufgeteiltes Land auseinander gestreut. Er bemerkte kaum mehr, wie Maria aus der Küche lief.

Nur den Schlag der Türe vernahm er immer und immer wieder in so schneller Folge, daß er wie ein Trommelleuer in seinen Ohren lag.

Voll vom Entsetzen der Verlassenheit stellte er sich in die Mitte des Raumes und rief ihren Namen. Aber wie klang der jetzt so ganz anders als sonst, da sie selbst in der Küche stand und ihn aufzufing! Nun flog der Schall wieder tot in seine Brust zurück — und er fühlte, wie sie immer weiter und weiter von ihm fortfliegt, immer wieder Türen zwischen ihm und ihr zuschlug und doch immer kostbarer in ihm anwuchs — Je lemer und unwiederbringlicher sie wurde.

Vor seinen Augen rollte ein Städtchen nieder, auf dem seine Küche mit der Kohenkiste groß und wichtig wie ein Dom eingekamert war. Und Maria lief jetzt in seiner Vorstellung nach irgendeiner Richtung, überquerte Straßen und Plätze — und er wünschte alle Wagen, Radfahrer und Automobile der Erde vor ihren Weg, damit sie wenigstens eine kleine Welle zurückgelassen werde. Dann fühlte er sich ihr wider um ein Kleinstes näher, hörte den Klang ihrer Stimme und spürte die Buchtwärme ihres Mundes. Aber als er die Arme umschlingend ausstreckte, umfing er nur die leere Luft und die hoffnungsvolle Stille dieser Nacht...

Sind wir nicht die wahren Weisen?

Viele goldne Sterne stehen,
Und ein jeder kann sie sehen,
Allen leuchtet schön ihr Licht.

Allen ist der Wein gegeben,
Jeder kann den Becher heben,
Doch ein jeder tut es nicht.

Sind wir nicht die wahren Weisen,
Die den Wein, die Sterne mögen?
Ob am Himmel Engel flögen —
Jene andern sah'n es nicht,
Höben nimmer ihr Gesicht!

Hab' ich recht nicht, wenn ich meine,
Daß sich Erd' und Himmel eine,
Oben, unten sich verflücht,
Wenn der Stern sich in dem Welte
Spiegelt, und „Da bin ich!“ spricht?

Laßt mich Wein und Sterne preisen
Im Gedicht!

GEORG BRITTING

Dann aber tat er noch dies: Scherben um Scherben das zerstückelten Tellers sammelte er in seine hohe Hand zurück und versuchte das Bild, über dem sie so oft schon zusammen geclackelt hatten wieder zum Geliebten Land aneinanderzufügen. So sehr er aber versuchte, auswechselte und umlegte — den Trauben fehlten die Stiele und sie hingen in der Luft. Die Männer blieben ohne Köpfe, Priester ohne Hände und die Sonne, die alles erwärmen sollte, war als Staub in der Kohenkiste zurückgeblieben...

Indessen fielen Kilometersteine in seine Sehnsucht hinein, Richtungen bog sich in ihr Gegenteil um, oft lief sein Weib in seiner Vorstellung im Kreise oder gar zwei und drei entgegen-gesetzte Wege gleichzeitig... Und die Nacht draußen wurde immer schwärzer und dicker, nur mehr Säbelblöße konnten sie zersägen...! Sie war hart und undurchdringlich wie eine Hofmauer geworden. Und Josef lächelte darüber... Diese Nachtwand kann kein Weib durchrennen...! Und eine glasklare Frage richtete sich in ihm wie ein Wegweiser zwischen Irrlichtern in die Höhe: Wo wird sie hinwollen...? Irgendwohin muß sie wollen...! Ein laufender Mensch hat immer ein Ziel...! Auch in linstenwischen Nacht gibt es Endpunkte, offene Türen, helle Lampen und Türklingeln...!

Josef Trinkel hatte drüben in der Johannistadt einen Bruder, mit dem er aber in Feindschaft lebte weil er ihm seinen Karsenivogel und ein Holz-geschlitztes Kruzifix widerrechtlich zurückbehalten hatte. Nur seine Frau besuchte ihn dann und wann am Sonntagsnachmittag, um auf der Nähmaschine seiner Schwägerin die Flickarbeit der Woche zu erledigen... Dort wird sie sein...! Da such' ich sie auf...! Jetzt gleich...! Da find ich sie wieder.

Er freute sich, einen Ort zu wissen, wo er Inzwischen hindenken konnte. Da wollte er Tränen der Verzweiflung in ihren Schoß weinen, Innig wie die Bitten eines Nachtgeists.

Und so umfing ihn schon der Jubel der Versöhnung, so erstahlte er schon im frohen Freudenaufgang, daß die Gewohnheit sonstiger Abende ihn ergrieff — wo er zu Tanzmusik aufbrach und wie zu solcher Stunde, so schob er auch jetzt ganz mechanisch seine C-Trompete in den schweren Instrumentenüberzieher, steckte sich gedankenlos wirbelnde Walzer und stempelnde Reitermärsche in die Taschen — und ließ diesem Tun entgegen die Lampe brennen, in der gründenden Hoffnung, sogleich wieder mit seiner Maria zurückkehren zu können.

So ging also der Trompeter Josef Trinkel schwer von Gewißheit die Treppen hinauf und wußte, daß er nur ausging, um voll Leuchten wiederkommen zu können.

Häuserwände, Laternenpfähle und bahrtuch-schwarzer Himmel waren nebensächlich wie Theaterkulissen geworden. Die Bogenlampen schaukelten wie streunende Katzenaugen übers Pflaster und ein mittelmächtiger Wind mischte für sie.

So stand er bald vor der schattenhaft aufgetürmten Mietskaserne, in der oben im vierten Stock die Familie seines Bruders wohnte. Als er die Stufen seines Feindes emporsagte, war es ihm aber in dieser Nacht, als schreite er über die samtenen Treppen eines Hochaltars. Denn vor ihm mußte auch Maria mit ihren Schönen die erheutene Getreide betreten haben...! Ja, er hörte das Knarren ihrer Stiefel heraus, verspürte von Stockwerk zu Stockwerk mehr Wärme — und flog der Haustüre wie einer strahlenden Sonne entgegen.

Jetzt stand er auf dem Fußabtreter, drückte auf die Klingel und es war ihm, als würde er damit schon ihren Namen durch die Türe rufen. Er ging in Gedanken diesen Lüften nach, stellte fest, wenn es ihr Ohr treffen mußte und wie sie sich auf dem Stiefebahnsteg wenden würde, um nach der Tür zu eilen, ihm zu öffnen. Es kam nicht. Sie hatte ihn wohl nicht gehört, weil sie vielleicht in diesem Augenblick eine



Schubledo aufzog oder einen Stuhl rückte oder an des Zerspringen der Tellerschoben dachtel... Er läutete ein zweites Mal... Aber nur Stille, langgestreckte Stille antwortete mit Stummheit. Niemand zu Hause? Auch der Bruder mit Kind und Kegel fort?... Vielleicht war auch Maria, so wie er jetzt, vor dieser Tür gestanden, hätte gewartet, gelauscht und wieder gewartet, um endlich, des Wartens müde, wieder in die finstere verpackte Nacht hinauszurennen. ?

Oder schlofen sie da drinnen alle schon? Maria am Sofa, das Ohr über den aufgedruckten Seerosen?... Er horchte durch den Türspalt, durchs Schlüsselloch — am Briefkasteneinwurf... Da hörte er den Kanarienvogel singen, den der Bruder ihm zusammen mit dem holzgeschnitzten Kreuzifix mit falschem Recht abgerungen hatte. Und die brüderliche Stille der Nacht, aus der jetzt der Vogel mit seinem Singen Formen ausstieß, die wie Weihnachtsbäckereien annahm, verdrehte und verrückte alle Wünsche in Josefs Seelen-schrank zu lasterlichen Gesichten.

So ersahnte er sich — der holzgeschnitzte Christus möchte herabsteigen vom Kreuz und den Kanarienvogel mit Zeitungspapier zudecken, die mit sein Singen aufhöre — und er dafür das Atmen seiner schlafenden Maria besser vernähme... Oder der Heiland möchte herabkommen, um ihm, dem C-Trompeter Josef Trinkel, von innen die Türklänge zu drücken und die Sperrkette auszuhängen, damit er selbst durch alle Wohnungsräume hindurchstürmen und seine Entlaufene suchen könnte. Und wie er so dastand, fiel es ihm plötzlich ein, daß er seine Trompete bei sich hatte. Und weil kein Rufen durch den Türspalt helfen wollte, bilas er eine mächtige Fensterrinne durch das Schlüsselloch. Das müßte sie hören...!

Aber immer wieder kam nichts als Stille, qualvolle Stille als Echo zurück. Nur in den unteren Stockwerken öffneten sich die Wohnungstüren. Schlafige Flüche, mit Traumfetzen umhängte Verwünschungen flogen an des Musikanten Ohr... Er hielt sich stille und die Türen schlossen sich mürrisch.

Alle Hoffung war aus ihm wie aus einem lecken Fuß entlaufen. Auf den Zehenspitzen schlich er am Geländer Treppe um Treppe hinab und die Nacht fiel draußen wie der Vorhang einer Gruft über ihn her.

Nur damit er ihren Namen mit einigem Sinn sagen konnte, streichelte er die Mauervorprägung der Paternoster und nannte sie „Mein!“. Entlaufene Hunde, die am Rinnstein entlang streunten, redete er mit ihrem Namen an, damit er Gelegenheit hatte, ihn auszusprechen.

An einer Stauenzkreuzung begegnete ihm zwei petroullierende Schutzleute. Und wie nach einer Hausnummer fragte er sie nach dem Verbleib seines Weibes.

„Ist sie Ihnen davon...?“

„Ja... Ich habe unser Gelobtes Land in die Kohlenstele geworfen...!“

„Lieber Herr, Sie sollten weniger getrunken haben...! Besoffen sind Sie, das ist alles...!“

„Ich habe... habe keinen Tropfen getrunken, ich...“

„Das sagen sie alle...!“

„Ich schwöre es Ihnen: es war wegen des Gelob-

ten Landes im Suppenteller...! Jetzt liegt es in der Kohlenstele...!“

„Sie sind verrückt, total plemplem...! Schlafen Sie zuerst ihren Rausch aus...!“ Und gingen weiter.

Vielleicht bin ich wirklich verrückt...! fragte er sich unsicher und Angstschweiß regnete über seine Stirne. Um sich seiner Klarheit zu vergewissern, sagte er sich sein Geburtsdatum her, buchstabierte den Namen seines Unteroffiziers, vollbrachte eine Kopfrechnung, zählte die größten Flüsse Deutschlands auf, examinierte sich in den Zehn Geboten Gottes und erinnerte sich der Spaltenfolge zu seinem Hochzeitstag.

Inzwischen war der Morgen mit seinem ersten aufgelärten Schein über die Dächer gestiegen. Spritzenwagen fuhren an ihm vorbei und begossen seine Stiefel wie Blumenstücke. Josef glaubte über einen Wasser zu wandeln, so schwamm er auf seinen Sohlen.

Am Wochenmarkt öffneten die Gemüsetände ihre Augen. Metzgerkarren sprangen mit rauchendem Fleisch über die Tramhahnschienen, Bäckerlehrlinge und Zeitungsfrauen rannten mit backwarmen Semmeln und letzten Telegrammen um die Wette... Aus Nacht und Dunkel war ein neuer Tag gemacht...!

Aber er war für Josef keine Helle und kein Trost. Jetzt war seine Not nur noch sichtbar geworden, jetzt lag alles in noch handgreiflicher Klarheit vor ihm da...!

Aus einem Obstkorb lachten ihm in aller Wirklichkeit jene Früchte entgegen, die auf dem zerschlagenen Suppenteller nur aufgemalt waren. Er erstand sich eine Tüte voll — aber nicht aus hungerrigem Gelüste, sondern nur, um dem Erlebnis, wie er mit Maria über den gemalten Früchten saß, näher zu sein. Da aber verspürte er es, daß gemaltes ungenießbares Obst im Jubel der Liebe viel schmackhafter sein kann, als die Früchte der Wirklichkeit, wenn sie nicht mit Liebe gewürzt werden.

So saß er in all seinem Jammer mit angebissenen Kneipen, Birnen und der C-Trompete in der Sonne am Obstand. Warm legten sich die Morgenjungen Strahlen auf das Mundstück des Instruments, als wollten sie ihm einen Trauermersch zu seinem Elend spielen.

Ja, Josef hörte eine tieftaurige Melodie aus seinem Herzen herauskommen, das wie eine schlecht aufgelegte Spielweise pünktete. Und er erhob sich mit seiner letzten Kraft und wankte zu dieser müden Melodie seiner Straße und seinen Hause zu, nur um wieder die Scheiben sehen zu können, nach denen er Zellang hatte wie nach einer Heimat.

So war er noch nie die Stiege zu seiner Behausung emporgestiegen. So noch nie Mehr als er stieg, zog er sich hinauf und wartete, daß ihm oben nichts als gähnende Leere erwartete. Oh, er wünschte sich seine Maria zurück...! Jetzt, da sie fern von ihm war hätte er sich allein mit ihrer Unabgänglichkeit in einen Taumel der sieben Saiten stützen können. Sein Leben lang hätte er den Trompeter von Säcken mit ihren falschgeschriebenen Noten gespielt, hätte gelubelt, wenn alles über ihn ein brühliches Gelächter

geschüttelt hätte und Schande wäre ihm Hoslannd auf gewesen.

Wenn sie nur mit allem Fehlen zurückkehren würde...! Den Türschlüssel hielt er, wie ein Selbstmörder den Revolver, vor sich hin — und es war ihm, als schloße er ein Gefäß voll Urnat und Spülicht auf. Der Gang bis zur Küche war eklig wie ein Kanalschacht geworden. So — als wäre in ihm seit ihrem Weggang alles Schlechte der Welt, aller bellende Nebel, der ölige Geruch aller Stiegenlampen, das ranzige Fett aller Wirts-haustische, alle abgelegten Kleider und alle weg-geworfenen Zigarrenstummel zusammengelagert worden, damit er erfahre, wie Wohnungen ohne Liebe werden.

Mit Belüftungsgangriff hing sich die Reue in das Fleisch seines Herzens, das mit seinen eigenen Schlägen sich selbst Nagel einzuschlagen schien. So fiel er auf die Tür hin, auf dieselbe Tür, die am Abend des vergangenen Tages ihn von ihr abschnitt. Aber die Küche war heller als er es beim Eintritt erwartet hatte. Leicht gelandend schloß er das überschüssige Licht ab. Und erst als Gewöhnung über seine Pupillen kam, als er einen letzten Lüftschlag in die vermurierte Leere tat, da sah er, daß — Maria wie ein Denkmal, wie eine ausgegrabene Statue am Tisch saß und mit ihren gläsernen Schaukelperleaugen ihm entgegen-schaute...!

„Von Schreien hatte er keine Kraft mehr. Seine Lungen waren wie durchsichtige Fingergewinde, in seinen Knochen fühlte er das Lockern von Schrauben. Der Boden wurde wie Schnee im Früh-jahr — er gab nach, er sank ein...! Aber, da sein Kopf plötzlich Zentnergewichte wog, flog er vorüber...!“

Und lange fand keines von ihnen ein Wort. Denn alles Leid des einen war vom andern neben dem eigenen Leid schon mitleidet worden. Und was diese Härte der Sehnsucht aus ihnen gemischt hatte, das lag wie ein offenes Blatt aus einem Märchenbuch vor ihnen.

Josef sah langsam auf, von den Bändern ihrer Schürze weg, über das Blumenmuster ihrer Bluse — zum zerwetzten Rand des Tisches... Vor ihm standen zwei Teller — mit dem „Gelobten Land“. Josef suchte die gekitteten Stellen. Aber sie waren wie das Kleid eines Heiligen — ohne Stücker-lung und Naht.

„Ach, das...?“

„Ja, ich wollte nicht eher zu dir zurück — bis wieder unser Gelobtes Land, unser Paradies im Grunde aller Sorgen liegt. Und so wartete ich auf den Morgen, wartete im Bahnhofsaal auf die Öffnung des Basars...! Und nahm gleich zwei, damit... wenn du wieder...!“

Josef rieb sich die Augen, die von Tränen voll waren. Aber auch in ihr waren schon viele Tropfen unterwegs. Und als er mit seinem Gesicht über das Auge hinweg und dies war, als liege er in einer lauten Wiese, da half kein Überelander-beißen der Zähne mehr.

Und Tränen der Freude rannen wie Brunnen nach schweren Gewittern. Und da sie jetzt beide über den Teller gebogen waren, begossen die Tropfen das aufgemalte Paradies mit einem milden Regen — zum Wachstum der Liebe...!

Und aus Josef aus der Tiefe dieser Stunde heraus mit Bewußtheit den zwei Teller sah, war der wie eine Verückung, war es — als ob sie damit seiner Stürke mißtraute und schon den Ersatz beigezeichnet hätte — für einen zweiten Wurf aus bösem Herzen...!

Und bald empfanden sie ihn als Zeichen des Zweifels, der in ihrer merkwürdigen Liebe schon Stille schlen. Und so zerbrachen sie diesen Ersatz mit ihren Händen — damit sie zusammen nur wieder einen Teller zum Mahle hätten — und auf daß, wie aheadem, nur ein Gelobtes Land ihnen aus allen Suppen entgegenluchste...!

Und jetzt, jetzt zog Josef wie einen Strauß goldener Blumen seine C-Trompete hervor — und blies durch offene Fenster einen regenbogenästigen Walzer in den funkelnden Morgen hinaus, daß alle Welt wußte — daß sie in ihre Liebe beide wieder hineingefunden hatten — ins Gelobte Land und Liebe zurück.

Und mit wunderbarer Seligkeit tanzte diese Liebe, wiegte sich ihre Liebe in diesem ungewöhnlichen Takte — wie ein himmlisches Karussell...! Wie ein Meer von Fahnen im Winde...!



„Siehst du, Martha, und da sagst du Immer, Ich schreie zu Hause so!“

La grande aria: „Vedi, Marta, e tu dici sempre che in casa grido io così!“,



„Das weiß ich: Fritz würde mich sofort heiraten — aber seine Braut ist dagegen!“

L' ostacolo: „Lo so bene io: Fritz mi sposerebbe subito ... ma la sua fidanzata non vi acconsente!“

DAS MOLIÈRE-DENKMAL

VON PETER REIMANN

Mir ist es gestattet, über die Kurzsichtigen zu spotten, denn ich bin selbst von einer terriblen Kurzsichtigkeit. Weilsichtige zähle ich zu den von der Vorsehung Erwählten...

Manchmal, wenn ich zwischen den Tischeisen eines Restaurants hindurchblanciere, schaut es mir, als grübe hier und da eines jener eigenartigen Wesen ohne Augen, ohne Nase und ohne Lippen zu mir herüber: einer dieser Kopfe, die für mich nur weißlich schimmernde, ellipthische Scheiben darstellen, neigt sich wie zu einem grüßenden Nicken; dann muß ich, um einerseits nicht als Flegel zu gelten, andererseits um einem vielleicht lächerlichen Versehen vorzubeugen, zu einer raffinierten Geste greifen, die einerseits einen Gegenruß darstellen könnte, andererseits als eine Bewegung aufgefaßt werden könnte, die den Zweck hat, eine Fliege oder ein Spinnweb zu entfernen... Es ist traurig... Und hinter mir vernähme ich dann oft von irgendwoher eine mir bekannte Stimme, die tatsächlich nach mir ruft; ich wende mich blitzschnell um, denn ich hoffe, der Rufende werde noch bei irgendeiner Bewegung sein, die sein Rufen begleitet, und ich werde ihn dann erkennen können: wirklich, dieser Herr muß es gewesen sein, der gerade etwas Gelbes schwenkt, vielleicht sein Taschentuch. Aber im gleichen Augenblick, da ich mich freudenschellich zu ihm neige und sein Orangegelbes versehentlich umstoße, daß die Flusigkeit sich über seine Hose ergießt, zieht mich eine Hand von der anderen Seite am Jackett: Mensch, hier bin ich! Blut du blind?... Das ist Heinrich, und der ist weilsichtig. Er kennt sich nicht im feinsten vorstellen, wie es ist, wenn man an Kurzsichtigkeit leidet.

Einmal ging ich mit Heinrich in die Oper. Die Oper hat für mich noch keinen Reiz, denn sie anderen, normalen Menschen nicht bietet. Für mich ist die Mini zum Beispiel noch immer ein ganz graziöses Geschöpf, sei sie auch durch ein Kennenweib dargestellt: denn ich sehe sie nur als einen vage schimmernden Fleck, der sich auf der Bühne bewegt, und aus dessen Richtung mich mehr oder weniger gut interpretierte Pucciniklänge anwehen...

Nach dem ersten Aufzuge, während der Pause, wies Heinrich plötzlich irgendwohin, in den grauflimmernden Menschenbrei des Saals (denn wir saßen in einer Rangloge), aus dem hier und da andersfarbige Flecke, teils weibliche — die ich für Gesichter hielt — aufleuchteten, und sagte: „Siehst du den dort? Das ist der neue schwedische Gesandte!“

„Wo?“

„Da drüben, neben der Dame im dunkelgrünen Dekolleté.“

Ich sah irgend etwas Dunkelgrünes sich leise hin und her bewegen, es hätte jedoch nur mich eben so eine Fahne oder ein großer Kürbis sein können. Dennoch sagte ich, um mich nicht allzu sehr blödsusteln:

„Ja, jetzt sehe ich ihn. Sehr interessant. Neben der Dame im dunkelgrünen Dekolleté, nicht wahr?“ „Ganz recht“, antwortete Heinrich. „Jedoch das, was du für die Dame im dunkelgrünen Dekolleté hältst, ist der Vorhang. Dort drüben ist die ganz entgegengesetzte, in der rechten Loge.“

„Stimmt, jetzt habe ich ihn. Ich sehe ihn ganz genau.“

„Eigenartig“, sagte Heinrich wieder, „ganz eigenartig. Er ist nämlich gar nicht mehr da. Er muß wohl ins Foyer gegangen sein...“

Ich hatte mich blamiert. Aber ich versuchte, doch noch meine Ehre zu retten, und zwar durch einen Bluff

„Aber von wem sprichst du denn eigentlich?“

Die Auskunft - L'informazione

7 Hagenbein



„Sagen Sie mir doch mal, lieber Mann, was sind Sie eigentlich?“

„Wenn Sie es schon wissen müssen: 'n alleinstehender eineliger Zwilling!“

„Ditemi un po', caro uomo, in realtà' cosa siete Voi?..“ — „Giacché dovete saperlo: sono il gemello superstite d'un sol uovo...“

fragte ich: „Von dem Großen da etwa, dem mit der weißen Hose?“

„Ich sehe niemanden in weißer Hose. Du meinst vielleicht den Herrn, vor dem eine Dame im weißen Kleid steht?“

Ich begann, mich zu ärgern. Da sagte Heinrich:

„Dort kommt Teobald.“

„Welcher Teobald?“

„Nun, Teobald, dein Chef. Er grüßt dich sogar. Willst du den Gruß nicht erwidern?“

Ich nickte lächelnd über die Brüstung hinweg und vernahm unter mir einen Dialog.

„Meint der dich?“

„Wer?“

„Der da oben, der eben begrüßt hat.“

„Nein, mich meint der nicht. Ich kenne ihn nicht. Vielleicht kennt er dich?“

„Nein, mich kennt er auch nicht.“

„Komischer Kauz...“

Ich schämte mich bereits, aber Heinrich ließ mir nicht lange Zeit dazu, er stieß mich schon wieder an und flüsterte

„Die Witwe Berger mit ihren Töchtern.“

Ich versuchte, seinem Blick zu folgen und sagte ja, ich sehe sie

„Sie droht lachend mit dem Finger“, sagte Heinrich. Wahrscheinlich, weil ich ihren Gruß nicht erwidert habe, dachte ich, und ich legte eine vorbildliche Verabgung hin.

Da hielt es den Heinrich nicht mehr, er begann lurchbar zu lachen und gestand mir, dieser gemeine Mensch, daß er sämtliche Personen, auf die er gewesen, erfunden habe

Ich nahm es ihm demalsten übel, daß ich ihn nach Ende der Vorstellung einfach stehen ließ und meiner Wege ging. Ich hätte es nicht tun sollen.

Als es mir nach schwerem Kampfe gelungen war, meine Garderobe zu erobern, setzte ich, da ich meinen Mantel überziehen wollte und keinen anderen Platz für meinen Hut fand, diesen einen Augenblick der Molière-Statue auf, die neben der Kleiderablage stand. Die Statue jedoch brüllte mich empor an und warf meinen Hut zu Boden.

Da sah ich erst, daß sie keine Statue war, sondern einer von der Eisenbahn... Wir begannen uns zu streiten. Der Mann wurde unflätig und verabschiedete mir eine Ohrfeige. Ich ließ davon, einen Schutzmann zu suchen. Am Ausgang traf ich einen Gendarmen. Ich erklärte ihm den Sachverhalt, ich

hätte einem Eisenbahnbesitzer/ellen versehentlich meinen Hut auf den Kopf gesetzt, daraus sei ein Streit entstanden, der Mann sei tödlich geworden

„Sind Sie verurteilt geworden? Ich werde Ihnen helfen, Sie 'Idiot' schlie ich mich der Schutzmann an, aber er war gar kein Schutzmann — er war derselbe Mann von der Eisenbahn...“

Ich war der Verzweiflung nahe, ich machte kehrt und lief nach einem Gendarmen, und wirklich traf ich einen, wenigstens es nur ein Feuerwehrmann war, ich nahm ihn am Rockärmel und führte ihn zu meinem Eisenbahner

„Dieser Mann“, sagte ich, „hat mich beleidigt, er hat mich geschlagen!“

Da lachte der Feuerwehrmann und fragte mich, ob ich beunruhigt sei. Auf meine offene Antwort, ich habe seit Wochen keinen Tropfen Alkohol genossen, wurde er ebenfalls ärgerlich und meinte, ich wollte ihn wohl zum besten haben.

Da wurde ich gewahr, daß wir gar nicht vor dem Eisenbahner standen. Dar war über alle Berge. Wir standen vor dem Molière-Denkmal...

Da lachte der Feuerwehrmann und fragte mich, ob ich beunruhigt sei. Auf meine offene Antwort, ich habe seit Wochen keinen Tropfen Alkohol genossen, wurde er ebenfalls ärgerlich und meinte, ich wollte ihn wohl zum besten haben.

Da wurde ich gewahr, daß wir gar nicht vor dem Eisenbahner standen. Dar war über alle Berge. Wir standen vor dem Molière-Denkmal...

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nuckel)



Dieser Tage besuchte ich eine Familie, die stark in Musik mact.

Mein Freund Pept, der auch anwesend war, hörte endlich zu als die Hausfrau am Klavier saß und war ein begeisterter Beifallsgeber.

„Na, Herr Klein“, sagte die Hausfrau, nachdem ihr Repertoire und das ihrer Tochter erschöpft war, „jetzt kommen Sie daran, Sie spielen ja auch Klavier, wie ich gehört habe.“

„Allerdings“, antwortet Pept mit einem treuerzigen Augenaufschlag, „allerdings, gnä Frau, aber ich habe nicht besonders!“

H. K. B.



„Sehen Sie, mein lieber portugiesischer Freund, so haben wir beide auf diesem Stuhl Platz!“

Le Azzorre, base d'appoggio: "Vedete, mio caro amico portoghese, così abbiamo posto tutti e due su questa sedia!..

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

MARS
UND
BADOGLIO



„Nein, mein Lieber, mich kann man nur mit dem Schwert und nicht mit Betrug vertreiben!“

Marte e Badoglio: "Ah no, caro mio; nessuno può cacciar via me con l'inganno, ma solo con la spada!..



DER BETER

Dies Erlebnis liegt über ein Jahrzehnt zurück. Ich kam damals auf einer Studienreise durch Italien auch nach Orvieto, einem der hohen Felsen gelegenen unbrüchigen Städtchen. Es war an einem regnerischen Tag, als ich beschloß, dem Dom einen Besuch zu machen, dessen berühmte Fassade ich schon des öftern im Vorübergehen bewundert. Zu meinem Vorhaben wählte ich die Mittagszeit, weil ich hoffen durfte, zu dieser Stunde wenige Andächtige darin zu finden, und mich, ohne jemand zu stören, unbefindert der Betrachtung der Fresken Signorellis hingeben zu können. So kam mir ein heftiger Platzregen, der gerade

losbrach als ich mich auf den Weg machte gar nicht ungelegen; durfte ich doch umso eher erwarten, die Kirche leer zu finden. Als ich am Portale anlangte, war das funkelnde neue Regendach, mit dem ich mich ausgetütelte hatte, so klitschnaß, daß ich belüchten mußte, damit auf den Fliesen der Kirche eine wahre Überschwemmung anzurichten. Also stürzte ich meinen unglücklichen Begleiter entschlossen in eine Ecke zwischen Tür und Windfang und trat ein.

Ich hatte richtig spekuliert: die Kirche war völlig leer. Nur an der Nebenkapselle kniete ein Mann, im Gebet versunken. Ich schritt so sachte als mir möglich war an ihm vorüber und hatte bald den Standort gefunden, den ich zur Betrachtung der Fresken für den geeignetsten hielt.

Als ich etwa nach einer halben Stunde den Dom wieder verließ, war der einsame Beter bereits verschwunden. Dafür kam, wie zufällig, der Sakristan herbeigeschlurft. Nun, ich wußte was Brauch ist, und gab ihm ohne weiteres den üblichen Obulus. Er bedankte sich vielmals und begleitete mich höflich zum Ausgang, um mir die Türen aufzumachen.

Draußen goß es noch immer in Strömen, und das erinnerte mich an meinen Schirm. Aber — der war weg!

„Signor Sakristano, sehen Sie diese Plütze hier in der Ecke? Da stand mein Regenschirm! Ich habe ihn hierhergestellt, um Ihnen nicht Ihre ganze Kirche unter Wasser zu setzen. Nun ist der Schirm fort. In der Kirche war außer mir nur noch ein einziger Mensch, jener Mann, der vor der Seitenkapselle links betete. Heben Sie ihn vielleicht bemerkt? Können Sie mir vielleicht sagen, war er ist?“

Der Sakristan schüttelte vermeinend, und wie mir schien, verständnislos den Kopf: „Ich habe niemanden bemerkt, mein Herr.“

„Nun, niemand anders als dieser fromme Beter kann meinen Schirm genommen haben!“ Und mich zum Gehen wendend, fügte ich blutig hinzu: „Eine schöne Frömmigkeit das! Drinnen betet man zum lieben Gott, und draußen steht man dem lieben Nächsten den Regenschirm!“

Erschrocken hob der Sakristan abwehrend die Hand: „Sagen Sie das nicht, mein Herr! Das dürfen Sie nicht denken! Sicher tun Sie dem Menne damit unrecht! Sehen Sie, wie es regnet, und da in der Ecke steht ein Schirm! Was konnte der Mann anders denken, als der liebe Gott habe ihm denselben hingestellt!“

Überwältigt von dieser Erklärung schloß ich den Kragen hoch und suchte meinen Weg durch den Regen.

A. Hackemann

DIE WAHRE LIEBE

Ein Gebirgsjäger, auf Urlaub im Zillertal, hatte sonntags auf dem Kirchplatz von Mairhofen seinem Schatz, der Sendin, versprochen, den andern Tag käm er zu ihr auf die Hochalm und wenn es Eisenstecken regne.

Doch anderntags, als er sich eben zum Almgang schicken wollte, kam, weiß der Himmel woher! der Befehl, diese Nacht noch hätte er sich bei seiner Kompanie in Wörp! zu melden. Bis der Zug ging, waren noch knapp drei Stunden Zeit, doch vier Stunden und eine halbe war der Weg auf die Alm und wieder zu Tal. Da hieß es, Beine über die Achsel! Das tat er dann auch, sprang die Gasse hinaus gradwegs den Wald empor, rannte über die Bergwiese was das Zeug hielt, und los auf die Alm, als wär der Hölische hinter seiner.

„Vintzen, bist da jetzt!“ rief ihm die Sendin von weitem entgegen.

„Da nit!“ schüttelte er den Kopf, „bloß kernen sagen, daß i nit kimml!“

Sprach's, kehrte um, und sprang wieder den Berg hieab. —

Als ihn die andern diese Nacht in der Kompanie fragten, ob er doch wenigstens seiner Hezallerliebstan einen tüchtigen Schmatz gegeben habe, meinte er bloß, dafür hätte er sich nicht verhalten; Elle sei nichts für verliebte Leute, denn die wahre Liebe brauche allwegs ihre Zeit.

K. Springenschmid

REZEPT

Im Spätherbst wird man maulhenhollisch, gegebenen Falls auch althollisch, wobei man Eins gefickt vertritt, indem man Zwei sich einverleibt.

Das Seelenfuchungsgrab läuft beherden, zumal wenn man sich feinen Sender auf Suppé einstellt oder Strauß, Boccaccio oder Fledermaus.

Wenn jetzt euphorische Lüfte wehen, empfiehlt es sich, zu Bett zu gehen, damit der Zustand, der beglückt, nicht unterhollt von dannen rückt.

Man muß, um ihn zu konterolieren, abobald in Schlaf ihn überführen, dann möhrt er noch die ganze Nacht — fallo nicht etwas dazwischenbrat.

Raratöhr



„Hat dir der amerikanische Finanzminister etwas gegeben, Giuseppe?“

„Ja, den guten Rat, ich soll mein Geld auf die Weltbank tragen, die er gründen will!“

Morgenthau in Sizilien: „Ti ha dato qualche cosa, Giuseppe, il Ministro americano delle Finanze?..“

„Sì, il buon consiglio ch' io porti il mio danaro alla Banca Mondiale ch' egli vuole fondare!..“

MÄDCHEN AUF EINEM BIEDERMEIERMEDAILLON

VON ANTON SCHNACK

...erinnert an das Karussell der Kinder,
Das sich am Sonntag dreht und immer wieder dreht.
...erinnert an den stillen Gutshofwint,
Vom Schnee hoch zugeweht.

Es hat zur Dämmerung am Fensterbrett gestanden,
Und unten war ein Wehr und rauschte tief,
Und unten waren Liebende, die im Hain verschwanden,
Der reglos schlief.

Vor einem roten Vorhang ist es abgemalt,
Durch eine Lücke schaut der blaue Himmel.
Wartet im Hof der Wagen mit dem Apfelschimmel,
Weil es so glücklich strahlt?

Ich male nach — die Brauen sichelhaft geschwungen,
Der Mund weich, sinnlich, schön;
Man ahnt die Brüste (Alabasterhörn'),
Bewegt vom Zug der Lungen.

Und um den Mund blüht Lächeln.
So lächeln, sommerlichbefeuchtet, Seen,
So lächelt Sonnenschein im Schattenweg der Nußalleen,
Wenn Lüfte leise fächeln.

Schmal die erregte Nase,
Die Stirne wölbt sich wie ein Traumaltar,
Und über ihr ein Bund von schwarzem Haar,
Geteilt von einer Sichelstraße.

Das Auge fernher spiegelt
Den Königsleutnant, der vom Pferde springt,
Die Gartenforte, eilig aufgeriegelt,
Ein Seidentüchlein, das zum Abschied winkt,

Den Almanach mit Kupferstichvignetten,
Das Notenheft mit einer Haydnmelodie,
Ein Briefblatt, und inmitten Amoretten
Die Zelle: „Molly, ich liebe Sie!“

AUF KINDESBEINEN

VON STEFAN HOLLENTHONER

Acht Tage nach meiner Geburt wurde ich getauft. Anschließend gab es Kaffee mit Schlagobers und Mehlspeise — für mich allerdings nicht. Mein Pate war eigentlich eine Patin, eine lesbische Leibelsterin vom Stadtbahnviadukt. Sie schenkte mir einen silbernen Löffel und kümmerte sich nie wieder um mich. Der Löffel wurde mit der Zeit braun, dann schwarz, und schließlich kam das blecherne Skelett zu Tage. Ich ging schon zur Schule, als Mutter das „Glumpert“ aus dem blauen Futural nahm und in den Müll warf. Einige harte Worte widmete sie noch der „unverschämten Leibelsterin“, auf Vaters Stim entstanden einige Falten, denn war keine Rede mehr von der Patenschaft.

Die Erinnerung an die früheste Kindheit lebt von unauslöschlichen Eindrücken auf die Seele, auf den Körper oder auf beides. Als ich eineinhalb Jahre alt war, saß ich im Flügelhemdchen auf dem Bügeltisch. Meine Mutter bügelte. Ich kann heute nicht mehr genau sagen, ob sie meine bedrückende Nähe nervös machte oder nicht. Tatsache ist, daß plötzlich die Milch am Gaskocher überlief und meine Mutter das Bügeleisen wegstellte, um die Sache mit der Milch in Ordnung zu bringen. Ich sah die weiße Ebene des Bügeltisches als lockendes Tätigkeitsfeld vor mir liegen. Ich zogerte nicht lange, erhob mich mühsam und stapfte dann wacker furßab. Etwas selbsterklärend tückisch ein gährender Ärmel von Vaters Hemd. Ich sah ihn nicht, verwickelte mich in ihn, fiel nach rückwärts und landete mit meinem Gesicht mitten auf dem vor Hitze flirrenden Bügeleisen. Das Zischen von geröstetem Fleisch, mein größtes Geheul und das Hebelzischen meiner Mutter waren eins. Der Kontakt zwischen mir und dem Bügeleisen wurde gelöst. Dann wurde ich mit Salz bestreut und mit feinstem Tafelöl beschmiert. Durch acht Tage hindurch konnte ich nur auf dem Bauche liegen und die Kehrschneise war der kühlenden Luft ausgesetzt. Es versteht sich von selbst, daß dieses schreckhafte Ereignis einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ, zumindest in meiner Seele, ob auch auf dem betroffenen Körperteil, kann ich wegen der schwierigen Sichtverhältnisse nicht so ohne weiteres sagen. Jedenfalls wurde der Grundstock zu meiner Lebensweisheit — denn diese ist ja bekanntlich die Summe aller schlechten Erfahrungen — durch ein heißes Bügeleisen gelegt.

Kinder sind für gewöhnlich in irgendeiner Beziehung ehrgeizig. Mein besonderer Wunsch war, groß, stark und furchtbar geschickt zu werden. Andererseits war meine Eblust nicht besonders groß. Mutter nutzte nun meinen Ehrgeiz dadurch aus, daß sie das brave Einnehmen von viel Suppe als die Voraussetzung jeden Wachstums und das Essen von Kalbszahn als die Grundbedingung aller Geschicklichkeit hinstellte. Im Penoptikum trat damals der bulgarische Riese auf, er war so lang, daß mir das Genick weh tat, wenn ich ihm ins Gesicht schauen wollte. Mutter fragte ihn, ob es wirklich wahr sei, daß er seine Größe nur dem Suppenessen zu verdanken habe. Der Riese

Der Liebestrank — L'elais d'amore

(fr. Bilek)



lachte, bückte sich zu mir herab, streichelte mich mit seinen Riesenprätzen und sagte gurgelnd: „Ja, mein Kind, immer essen Suppi!“ Daraufhin gab ihm die Mutter eine Krone.

Auch Kalbszahn äß ich, da ich doch unbedingt geschickt werden wollte. Heute weiß ich allerdings, daß man dann wirklich geschickt ist, wenn man es nicht ist. Wie gewisse Wildes das Herz des erlegten Ferkels verzehren, um selbst ein tapferes Herz zu bekommen, so äß ich Kalbszahn bei jeder Gelegenheit, um die Masse meines Gehirns zu vergrößern. Ich glaube ja, es hänge vom Gewicht ab, wie geschickt man sei. Daran, daß es gerade Kalbszahn war, was ich äß, stieß ich mich nicht. Ich dachte mir: Hin ist Hirn. Im übrigen ist die geistige Inferiorität der lieben Kalber durch nichts ersworen. Im Rahmen ihrer Kalbheit tun sie gewiß ihr Bestes. Es entspringt einer gewissen Überheblichkeit, daß wir gern jene Tiere als Intelligenz bezeichnen, die uns nachhaken und auf unsere diversen Wünsche bereitwilligst eingehen.

Kinder sind glühende Apostel und ihre Logik ist unerlos. Ging ich da einmal mit geputzter Nase spazieren, ja ein Patschhändchen in die Hand meines Vaters und in die meiner Mutter gelegt. Ich guckte gerade in die Luft und sah Schneewolken und die sieben Zwerge in den Schälchenwolken, die am Himmel ruderten, als plötzlich meine Eltern stehen blieben und mit einem Wuseln ein Gespräch begannen, das mich im ersten Augenblick mit Schrecken erfüllte. Es war eine Frau mit einer großen Nase und einem breiten Mund, der gerade lächelte und seine gelben Zähne zeigte. Was aber meine Augen völlig kugeln und machte, waren die Zwerghaftigkeit dieser Frau und der gewaltige Hocker, den sie wie eine Last trug. Nach einiger Zeit mochte sie bemerkt haben, daß ich sie unentwegt anstarrte. Sie wandte sich an mich und sagte freundlich: „Du bist aber ein goldiges Bubli!“ Ich drückte mich in die Rockfalten meiner Mutter und sagte: „Und du bist eine schlimme Tante! Du hast deine Suppe nicht gegessen, sonst wärest du nicht so klein geblieben.“ Daraufhin bekam ich von Vater eine Ohrfeige. Und das war — letztes Ende — ungerecht.

Meine Mutter litt zeit ihres Lebens unter heftigen Zahnschmerzen. Die Zahnärzte quälten sie nach allen Regeln der Kunst, es half auf die Dauer aber nichts. Schließlich faßte sie einen heroischen Entschluß: Sie ließ sich alle Zähne ziehen, die kranken und die gesunden auch. Man baute ihr für gutes Geld ein blendendes Gebiß, das abends immer ins Wasserglas kam, wo es bis zum Morgen blieb. Die Sache gefiel mir und ich wollte



„Auf diese Weise haben wir Engländer seit je die Völker befriedet!“

La miglior soluzione: "Noi Inglesi abbiamo rappacificato i popoli sempre in questo modo!,"

auch so ein Gebiß haben. Da lächelte die Mutter, nahm mich auf den Schoß und erzählte mir, eine gute Fee habe ihr allein die Gabe verliehen, die Zähne herausnehmen zu können, und ich dürfte das niemandem sagen, besonders nicht der Frau Klug vom zweiten Stock, auch dem Onkel Fritz nicht und der Tante Olga schon gar nicht, denn sonst müßte sie viel und lange, lange weinen. Da umklemmte ich meine gute Mutter und sagte ihr unter heißen Tränen, daß ich nie, nie etwas sagen würde. Die Mutter lächelte. Der Vater auch.

An einem schönen Tag im Frühjahr ging meine

Mutter in die innere Stadt, um Einkäufe zu machen. Die Frau Klug vom zweiten Stock hatte sich angeschlossen und ich wurde auch mitgenommen. Ich vertrieb mir die Zeit, so gut es ging. Ich pliff mir eins, was allerdings von Mutter nicht gem. gehört wurde, ich spuckte die Ladefenster an, was Mutter nicht sehen durfte, und ich streckte ab und zu einem Passanten die Zunge heraus, was Mutter nicht einmal ahnen durfte. Aber sie plauderte sich gerade mit der Frau Klug so gut. Da sah ich auf einmal einen Schaukasten der in Mannshöhe angebracht war. Und in diesem Schaukasten sah ich etwas, was mich mit

grenzenlosem Staunen erfüllte. Wahrhaftig, dort lag ein schneeweißes Gebiß und bleckte mich höhnisch an. Ich riß meine Mutter zurück und rief, so laut ich nur konnte: „Mutti, schau nur, da liegen deine Zähne, die dir die gute Fee geschenkt hat!“

Ach, meine arme Mutter verärgerte sich, Leute blieben stehen und lachten, und die Frau Klug sagte mit ihrer grellen Stimme: „Glauben Sie, ich habe es nicht schon längst gewußt?“

Von der Zeit an war mir klar, daß Kinder von den Erwachsenen bisweilen angeplauscht werden – sehr zu deren Nachteil!

MEIN FREUND PITT

VON A. WISBECK

Obschon ich sehrnervig die ehrenwörtliche Versicherung erhalten hatte, aus dem kleinen, weißen Wollknäuel, der über den Boden rollte, würde sich in Kürze ein Foxterrier entwickeln, blieb die Resonanzgehorigkeit meines Pitt stets ungeklärt. „Schade, daß Ihr Dackel den Kopf eines Schnauzers hat!“ meinten die einen, „Zum Bülly fehlt ihm Spitz die brel'e Brust!“ mäkelt die anderen. Nein, es gab wehrhaftig keinen Fehler, den man dem armen Hündchen nicht angedeihen hätte. Es kränkte mich, das will ich wohl gestehen, doch enthielt ich mich jeder Entgegnung. Denn ich hätte es für unfählich gehalten, Frau Direktor Haberlein auf die langen Ohren ihres Gemahls, oder Herrn Baumel auf die krummen Hinterläufe seiner Gattin aufmerksam zu machen. Man liebt, und liebt vielleicht um so tiefer, wenn es Fehler zu verzeihen gibt. Es ist das Geheimnis des Herzens. Ich liebte keinen Fox, liebte keine Sielbeine und stumpfe Schnauze, ich liebte ein Geschöpf, das sich vor Freude überschlug, wenn ich das Zimmer betrat, und das sich in einen Winkel verkroch, wenn ich es verließ. Ich liebte die stummen, beschönigten Beziehungen einer Freundschaft, die sich nicht im Wort erschöpft. Womit war sie verdient? Hatte ich vielleicht Geld geliehen oder zu einem Paten verfallen? Manchmal fuhr meine Hand über ein struppiges Fell — das war alles. „Ich verstehe

es eigentlich nicht, weshalb du mich lieb hast“, frug mich Pitt bisweilen, wenn wir des Abends beieinandersaßen. „Hast du es schon bemerkt, ich bin ein häßliches Geschöpf. Das eine meiner Augen ist blau, meine Ohren sind die eines Schakals, und wenn ich mir auch stundenlang mein struppiges Fell lache, es bleibt der ordinaire Balg eines Gassenknechts. Warum liebst du mich?“ „Schweig! still!“ sage ich und versuche, meine Stimme ruhig zu machen. „Es gibt Dinge, die du nicht verstehst. Doch bleib bei mir bis zum Ende deiner Tage!“ Da wedelt Pitt freudig mit seinem Schwänzchen, legt seinen braungelockten Kopf auf meinen Fuß und schläft ein. Ich will es nicht verschweigen: es gab auch Innerliche Mängel, die meinem Freund anhafteten. „Er ist ein kleines Schweindind!“ äußerte sich einmal Frau Geheimrat Markus. Und in der Tat: an frostigen Wintertagen benützte Pitt selten das Tischbein zu Zwecken, wofür ihm eine Straßenecke oder Plakatsäule hätten genug sein müssen. Aber sagen Sie doch selbst einmal, gnädige Frau, würden Sie bei zwanzig Grad Kälte aus dem warmen Bett barfuß in den Schnee laufen, einer lächerlichen Kleinigkeit wegen? Ist es vielleicht Ihr Verdienst, daß sich das Töppchenhandwerk Ihrer Not annimmt? Ja, sehen Sie, Ihnen würde ich es verübeln, wenn Sie etwa in meinen Papierkorb — doch genug davon! —

Um diese Zeit, das heißt während frostiger Wintertage, lerne ich Helga kennen. Sie war ein feines Mädchen, hatte das humanistische Gymnasium mit Erfolg hinter sich gelassen und wußte die ersten Verse der Odyssee fehlerlos vorzutragen. Doch waren es diese geistigen Vorzüge nicht, die mein Herz in Helgas Bann schlugen. Denn als ich beim Besteigen der Straßenbahn das Glück hatte, ein Paar hauchdünn bestrompelter, trockener Beine vor mir zu erblicken, das kurze, berückende Spiel der Wadenmuskeln zu genießen, waren mir Helgas seelische und geistige Eigenschaften noch vollkommen fremd. Eine gesagene Überflutung der Plattform und eine kleine Hinfälligkeit vermittelten fast zwanglos die Bekanntschaft. Bald stand es schlecht um mich. Von Tag zu Tag wuchs meine Liebe, füllte jede Stunde meines Daseins aus und machte es zu stummer, verschwiegener Qual. Denn seht, ihr guten Männer, bei einem humanistisch gebildeten Mädchen verlangen eure üblichen Werbungen nicht. Die straffen Gesetze der lateinischen Syntax, die kühle Logik klarerörterter Reden, haben das Gehirn wehrhaft gemacht und zu klassischer Beherrschung erzogen. Nein, mein Lieber, ein so geartetes Mädchen überumpelt dich nicht so leicht wie eine dumme Gans! Immer umspielt ein spöttisches Lächeln den herben Mund, und magst du auch noch so gut lügen. Freilich, auch Kleinmut wäre nicht am Platz. Denn es kann bisweilen sein, daß mit Brillenschleuse das Herz den Zeugn fürgerichtigsten Denkens durchläßt, daß sich Arme öffnen, und ein Weib erschauernd an deine Brust sinkt, „Bisweilen“, sagte ich, dann in meinem Falle kam es so wohl nicht, wie ich schon an dieser Stelle ausdrücklich bekennen will. —

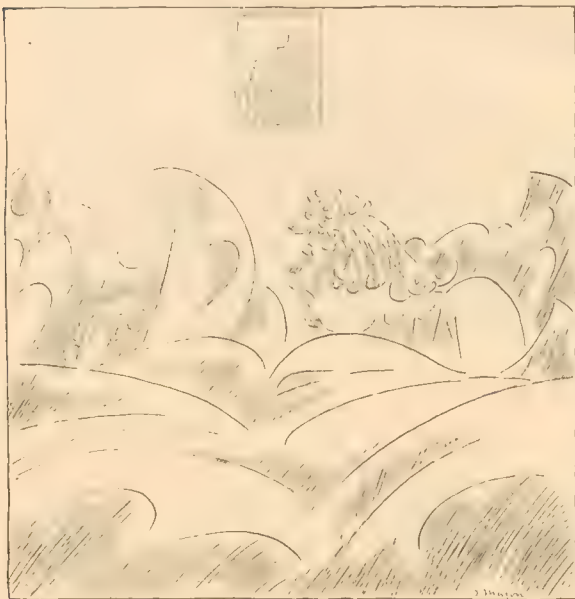
„Was haben Sie da für einen schubhübschen Körperl“ meint Helga, als sie zum ersten Male meine Wohnung betritt, um das bekannte Tüchchen Tee bei mir einzunehmen. Betroffen blickt Pitt auf. Keine freundliche Begrüßung, dünkt ihm. Doch man muß sich liebenswürdig erweisen, um den ersten Eindruck zu verwischen. Wie wäre es, wenn man einen Ball heranbrächte? Vielleicht würde auch ein hübsches „Männchen“ Eindruck machen? Oder soll man es gar wagen, den Kopf an den Strümpfen der stolzen Dame zu reiben? Würde ein eleganter Sprung auf das Sofa genehm? Nein, armer Pitt, hier hast du kein Glück! Die Dame spricht über die Oden des Horaz und tut so, als sei man gar nicht vorhanden. Nun, auch gut, da kuschelt man sich eben in sein Korbchen und schläft sich eins. —

Schon verströmte nun die Lampe milden Schein über den Tisch. Es ist mir, als hätten sich Helgas Züge gelöst, als ruhte ihr schwarzbewimpertes Auge nicht ohne Wohlgefallen auf mir. Widerstandlos läßt sie es geschehen, daß ich meine Hand auf ihren schlanken Arm lege. „Gefällt es Ihnen bei mir?“ frage ich. „Ja, es gefällt mir — sehr gut gefällt es mir“, flüstert Helga vor sich hin, als schaue sie sich, es zu gestehen. „Jeden Tag, jede Stunde werde ich nun auf dich warten“, sage ich und lege meinen Arm um ihre Schulter. In diesem Augenblick springt Helga auf, blickt zuerst erstaunt, dann mit dem Ausdruck des Ekels auf ihr Bein hinunter. Ach ja, dieser Pitt, der verdammte Körperl, „Schuld der Dame!“ meint Pitt, und versucht es, durch forches Aufstehen Eindruck zu machen. „Warum müßte dieses dumme Weib ihren Fuß so nahe an das Tischbein stellen?“ „Vielleicht schmeißt Sie nun endlich dieses greuliche Vieh hinaus!“ herrscht mich Helga mit bebender Stimme an. Gehorsam packe ich Pitt am Nacken und werfe ihn vor die Wohnungstüre. „Es ist spät geworden“, sagte Helga kühl, als ich in das Zimmer zurückkehre. „Ich werde nach Hause gehen. Vielleicht aber haben Sie für derartige Fälle ein Handtuch bereit.“ —

Wo mochte nur Pitt so lange bleiben? Jetzt erst erinnerte ich mich seines letzten Blickes. Liebe und schmerzliche Enttäuschung legen gleichermaßen darin. Wo bist du, mein kleiner trauer Freund, wo hast du in dieser frostigen Nacht Unterschlupf gefunden? Ich warte Stunde für Stunde, ich durchwache die Nacht. Niemand kam Pitt zurück. Manchmal war es mir, als schreie es an der Thür. Nichts. „Entschuldig“, mein unfähiges Verhalten!“ schlies mir Helga, „wie konnte ich mich über eine Lächerlichkeit so erregen?“ Ja, ich verstand und ich entschuldigte, aber — — —

Um Mitternacht - A mezzanotte

(Maccon)



„Xaverl, geh, mir is grad eing'fallen: Wia is nacha dees, bal amal oans stirbt von uns zwel, was krieg nacha da i Pension?“

„Guarda un po', Saverio, cosa m'è capitato in mente proprio adesso: Che avviene se mai uno di noi muore? ... Che pensione ricevo allora io!..“



„Weißt du, das habe ich schon bemerkt: es gibt eigentlich nur zwei Arten von Männern!“
„Ganz richtig. Aber zwischen den zwei Arten besteht eben auch kein Unterschied!“

Scambio d'esperienza: „Sai, ho già osservato che in realtà non ci sono che due sorte di uomini!„
„Giustissimo! Ma anche fra le due sorte non c'è appunto nessuna differenza!“



BEI REGENSBURG

Nur dein Name ist schön, kahl gewordener Berg.
Heute noch wirst du genannt: Auf den Winerer Höl'n,
Aber Schwellerer Trauben
Halt du nicht eine mehr!

Es war indischer Wein und er schmeckte dem Mund
Und du sprichst mit dem Mond und du warst nicht allein,
Doch die herbere Süliche
Macht nur den Garmen stumpf!

Schleppt der Mond jetzt sein Licht langsam über den Berg.
Müde neigt er die Haupt, wälcht das weiße Gesicht
In dem Waller der Donau
Bis er verjüngt entteilt!

Glanz, den nah er verliert, leuchtet Liebenden auch,
Denn tief im Gebüß der Trunkenheit wird
Ach, wie gleicht den Zedern
Nachtliches Liebespaar!

Hallen Turmuhren hart in die Winerer Höl'n,
Schrecken auf die das Paar, das im Kuase erlirnt.
Doch wer Wein oder Liebe
Kostet, verzagt nicht leicht!

Kommt der Morgen herauf, kahl gewordener Berg.
Sagst du nichts von der Nacht, wer am Hange dir lag.
O, du weißt, daß dein Name
Liebenden viel verheißt!

© HARMANN SEYBOTH

DER KLABAUTERMANN ÜBER DER KOJE

VON EUGEN SKASA-WEISS

Wie der Klabautermann überhaupt in unsere Baracke kam? Ganz harmlos. Eines Tages haben sie mir ein zerkauschtes Feldpostpackchen nach Stordjorden geschickt. Es war voller Kropfpapier; ganz innen, wie die Nuß in der Schale, lag ein Männchen aus feinstem Lehm. Es war ein Männchen mit zwetschenblauen Armen, einem Rumpf, der etwa von der unbestimmbar tristen Farbe war, die wir als Knaben den armen Seelen zudeuten, und sechs spitzblauen Haarflammen auf einem gelben, allförmigen Thierleischopf. Die Beine lagen wie kleine Wuseldüster daneben. Sie waren zinnbarrot wie die Nase des Männchens; kleebe man sie an, so ähnelte der kleine Keil dem boshafte Zweig Klein-Zeches, genannt Zinnobar.

„Solche scheußlichen Männchen sitzen bei uns zu Hause überall herum“, stand auf dem beiliegenden Zettel, „aber meist gewöhnt sich daran. Wir sehen nicht ein, weshalb der Vater von den Einfällen seines Sohnes verschont bleiben sollte...“

Mein Ältester aber hatte keine andere Sorge, als daß seinem scheußlichen Männchen auf der Reise über 3000 Kilometer hinweg etwas zustofen könnte. Es kam jedoch bei allerbestem Wohlbedenken — sah man über den winzigen Beinschaden hinweg — im hohen Norden an.

Und augenblicklich fiel es uns auf, daß dieses zählebige Männchen sich nirgendwo so selbstverständlich zu Hause fühlte wie im Land Peer Gynt. Tollertig, misanthropisch und unfriedlich, wie es nun einmal geraten war, eignete es sich hervorragend als Wächter meiner Armabandur, die mittlerweile an einem Nagel neben meiner Kojе hing und in der Nähe der Erzberge und des Nordpols außer Rand und Band gerieten war. Ich setzte das Männchen wie einen glückbringenden Däumling auf den Nagelkopf, meine Kameraden stützten seine Walfenarme mit Streichhölzchen und achteten väterlich darauf, daß ihm beim Stubieren keine Unbill widerfuhr. Denn das verfluchte Männchen fing allmählich an, uns in Atem zu halten. Bald verlor es einen Teil seiner Haare, bald wurde sein Gesicht so furchtbar lang, daß es kein Vergnügen machte, darunter einzuschauen, bald streute es seine Gliedmaßen schlos unter die Decken und bläseln nützte es klopbarwärts um den Nagel herum und sah philosophisch starr auf die ängstlich vorauslaufende Armabandur.

Eine geschlagene Nacht klappten zwei Meute in unserer Baracke, die hundertgroße Muschelschalen aus ihren Seesäcken packten, sie bis oben hin mit quäligen Klappen füllen und uns aus grauen Dampfvolken ankündigen, daß sie in unseren Kojen diese Nacht wie der Kaiser von China zu sitzen gedächten. Der Spiel hätte sie deshalb hergeschickt, wir sollten die Unleuberköjen besteigen und so weiter.

Wir wußten nicht, was diese beiden mit dem Filzen vorhatten, waren aber darüber einig, daß unsere Strohsäcke dafür zu schade seien, am späten Abend kam es heraus, daß beide mit dem Filzen nichts Schlimmes meinten als Schlafen.

Der Ältere Meut, der unter meinem Männchen lag, das er vorher überstehen hätte, richtete sich kurz vor Mitternacht beim Schein seiner Taschenlampe plötzlich auf und begann: „Was ist denn das für ein aktiver, gamgamer Klabautermann, der da dauernd auf meine Nase starrt...“

Unten bei der Petromaxlampe saß Jan, der andere Meut, und stocherte mürrisch in seiner Bratfischkonserve. „Quäre“, knurrte er vor sich hin, „daß der Klabautermann und gib mir ein Ende von deinem gamgamen Speck. Quäre, mach mir nichts vor, du hast ihn wegen der Mäuse und mir in die Kote hochgeschleppt, Plut Deibel...“

„Ich werde dir deinen schlimmen Fisch vor die Schnauze donnern, Jan“, sagte Quäre böse und fuhr mit einem Ruck vom Strohsack hoch. „Der Kleine an der Wand muß meinen Speck unbedingt gerochen haben. Mein schönster Speck, einen solchen lauten Fisch, daß mir der gelbe Klabautermann die gerade ein Auge gekniffen hat!“

Quäre ballte die Faust und hieb mit einem gewaltigen Schlag das Männchen flach an die Wand — brüllte aber im selben Augenblick wie ein Seelöwe auf Mitten in seinem Daumenballen saß der Nagelkopf und der Klabautermann sah zerquetscht und glinstend zu, wie das rote Blut in Strömen über seine Hand floß.

So benahm der Klabautermann, wie das Männchen fortan bei uns hieß, allmählich aktiv zu werden und unseren Respekt zu erwerben. Ich gab ihm, da mir seine flache Gestalt nützlichliche Scheuer einlagte, seine unheimliche Däumlingungeduld zurück und sein Gesicht verlor damit das Rachschärfe und Hämsche, das uns keine Sekunde schlafen wollte. In einer der Nächte, in der es noch breiäquatsch war, behauptete einer, es hätte nach Mitternacht herzerweichend gestöhnt und höflich an seinem Namen geschabt.

Wenn in ein produktiver Kobold durch sein Unwesen die Insassen einer Stube durchsinnendwachte, so war er ein Wilsenkebe gegen unser Klabautermannen. So oft ihm freudig etwas abhandeln gekommen war — und er hielt seine Gliedmaßen bei Gott nicht ordentlich zusammen — beschleunigte einer der zedern, er hätte das nützlichliche Charakterstück des Klabautermannen aktiv hinuntergeworfen. Der Klabautermann sah überlegen auf uns herab und anstarrte sich. Er merkte uns tänklich und laust in und wenn wir nahe daran waren, uns seine wachen an die Rücken zu rücken, sah er aufmunternd und fentisch wie der Geist des Unfriedens von einem zum andern.

Blutwies zeigte er heimliche Ernüchterungen aus Lehmrollen, die frisch vom Brinnen mitgenommen waren und sein Charakter ließ damit an, noch scharfer und tollhitzer zu werden. Der hoochondrische Geist des Politänders fuhr in sein lehmnes Gehir! Immer hitziger wurden seine Verrenkungen, er legte die Arme auf das Zifferblatt, er bekam Haare aus



„Sei halt a bisserl freundlich mit der Kellnerin, Alisi, nacha kommts Bier schneller!“ — „Naa, zerscht probier i's amal so!“

„Mo sii un pochino gentile, Alisi, collo cameriera, ch e cos  la birra verr  pi  presto!“ — „Macch ; dapprima provo pur cos !“

Besangest rzt, ihm wuchernden Kiefernadelzigarren aus dem Mundwinkel, er saß pl tztlich rittlings auf dem Nagel und drehte den Beschauern die rotgewellte Pavianr ckfront zu wie das Bruckenm nchen von Beuel — und dabei veränderte er seine Formen nach den Stimmungen, die Sonne, Nebel oder Nordlicht über uns ausgo sen.

„Es ist merkwürdig“, sagten wir uns, wenn wir zuweilen stutzig auf sein unverschämt lebendiges Klabautermannfleckchen hinstarrten, „man sagt, der hohe Norden verändert den Menschen — diese durchtaufelte kleine Lehmsburt kommt um dieses Gesetz aber noch weniger herum als wir; und offensichtlich scheint ihr diese Veränderung Spaß zu machen.“

Die nachte dem Klabautermann geradezu grandiosen Spaß!

Bei allen guten Geistern — er bekam etwas Hohlw ngiges und Phosphoreszierendes, die umherflatternden Hexenschusse mußten ihm in die Glieder gefahren sein — er hielt sich heute steif und krampfhaft über der Armbanduhr, die vor Entsetzen immer schneller lief, morgen kr mmte er sich epileptisch vornüber und trug eine trubelm ssige Miene zu Schau. Wof  unser Klabautermann, fragten wir uns, bei derart launenhaften Anstalten den langen Winter  berleben? Es war ausgesmacht, daß wir diesen Proteus daran hindern würden, seiner Natur so hemmungslos

nachzugeben, wenn er etwa gedachte, uns während der langen Nächte in ähnlich skurriler Weise anzuodern.

Urlauber, die zurückkehrten, befreundeten sich z nchst mit ihm und unterstützten seine barocke, anhaltende Unberechenbarkeit mit ihren ausgen hten Einf llen — aber dieser Zwang zur Originalität setzte ihm ungewöhnlich zu.

Wie ein verirrtes fränkisches Zwetschgenn m nchen begann er allmählich zu schiumplen und eines Tages fand ich unseren von allem Schrecknissen der Polarzone heimgesuchten Klabautermann verstümmelt und zerhackt rund um seinen Nagel, ein schrecklicher Schemen seiner selbst. Eine Elster, die an der glitzernden Armbanduhr Gefallen gefunden hatte, war ihm heillos zu Liebe gegangen. Er ging in der Tat an seiner Wachsamkeit zugrunde.

Doch glaube nicht, mein Sohn, daß dein armes Männchen, das eine so wunderbar weite Reise getan hatte, ohne zerkn cht zu werden, derart einfach geendet hatte. Es wäre zwar ein märchenhaftes Ende gewesen, denn die diebischen Elstern sind ja die unsteten Geistervogel der nördlichen Märchen. Doch es kam pl tztlich ein Herbststurm auf, der tausend heulende Windstr hen durch die Ritzen unserer Baracke jagte — und da hatten wir die Glieder des Klabautermannchens wieder aus der untersten Ecke des

Spinds hervor; es war die Zeit gekommen, wo es uns ohne Fauxen und Schnurpfeilerleien belspringen konnte.

Mit einer schmalen Spechtel schmierten wir seine Glieder, den Rumpf und seinen gelben, eiförmigen Therioskopf k gelchenweise in die zugiigen Br terfugen — und das Klabautermannchen verschwand Stück um Stück ohne Widerspruch in der Wand.

In manchen Nächten kann es seine verstärkte und schebernackstige Seele nicht ganz verlaugnen — da dehnt es sich in den Fugen, l cht und knistert gottsd mmlich, und wenn knatternde Stürme vom Fjord her auf unsere Baracke prallen, heult es teuflisch mit auf und rumort zwischen den Brettern.

Mag sein, daß der hohe Norden jedes Geschöpf nach seiner Weise verwandelt — doch sicherlich wurde unserem Klabautermann am Ende übermässig gespielt, als seine koboldhafte Verwandlungssucht dies verdiente.

Ihr solltet ihn aufschreiben hören in b igen Nächten — als führe alles Zahnwahl und tausend Hexenschusse, die von den Winden uns Landfremden zugetragen werden sollten, in sein tiefstes Innere — und in solchen Nächten denke ich an dich, mein kleiner Bub — denn wer weiß, wozu es gut war, daß du dieses verrückte Klabautermannchen für mich gekn et hat ...



„Die Torte sieht aber ziemlich alt aus, Fräulein!“ — „Ja, bei Torten geht das schneller, gnädige Frau!“

Nella pasticceria: „La torta sembra abbastanza vieta, signorina!.. — “Sì, colle torte la va più rapidamente, signora!..

EINE GUTE GESCHICHTE

VON ERIK BERTELSEN

Der Unwiderstehliche - L'Irresistibile

(Fr. Biele)

Ich hatte eine schlechte Erzählung geschrieben. Das kommt dann und wenn vor. Aber diese war so ausgesprochen schlecht, daß Redakteur Prim von der „Zeitschrift für Männer“ sich nicht damit begnugte, mir das Manuskript zurückzusenden. Er ließ mich wissen, daß er mir mündlich seine Meinung ausführlicher darlegen wolle, als es in einem Briefe geschehen könne.

Die Zurechtweisung geschah nach dem gleichen Prinzip, das gewandte Pädagogen zurückgekommen, aber nicht ganz hoffnungsvollen Schülern gegenüber anzuwenden pflegen:

„Warum schreiben Sie nicht eine wirklich gute Geschichte? Ich weiß, daß Sie es können, wenn Sie sich nur zusammennehmen.“

Es war nicht leicht, auf diese Äußerung eine Entgegnung zu finden. Deshalb schwieg ich und wartete auf weitere Unterweisung. Die kam auch. Prim fuhr fort: „Die Geschichte, die Sie mir sendeten, ist vielleicht für ein gewöhnliches Wochenblatt sehr gut, das einen ruhenden Schluß wünscht. Aber nach meiner Auffassung sind diese Blätter

elzu feminin geprägt. In der Zeitschrift für Männer verfolgen wir eine realistische Linie. Wir arbeiten dahin, daß die Unterhaltungsliteratur allmählich eine männlichere Einstellung bekommt.“

Ich schwieg nach wie vor. Denn ich dachte nach. Ich dachte daran, daß es auch eine feisch betonte Männlichkeit gibt, solche mit Wut in den Schultern, und daß diese in gewissem Grade auch auf die „Zeitschrift der Männer“ zutrifft.

Allmählich war etwas Trotz in mir aufgestiegen, und ich erwiderte mich zu fragen, wenn auch sehr ehrfurchtbar:

„Könnten Sie mir nicht skizzieren, wie eine Novelle sein müßte, um Ihrem Geschmack zu entsprechen?“

Redakteur Prim hatte seinen autorenfreundlichen Tag. Er antwortete gelächelt:

„Ich würde Ihnen die Inhaltsangabe einer guten Geschichte geben. — Ein junger Ingenieur hat seine eigene Firma aufgemacht. Und eine seiner ersten Aufgaben war es, eine Brücke über einen Fluß an einer sehr eckigen Stelle zu bauen. Das war eine sehr ehrenvolle Aufgabe, die ihm nicht nur deswegen übertragen war, weil sein Angebot das billigste war, sondern auch weil man seine hervorragenden Eigenschaften erkannt hatte.“

Er setzte seine gute Kraft daran, die bestmögliche Arbeit zu leisten. Aber als die Brücke sich ihrer Vervollendung näherte, zeigte es sich, daß nicht alle seine Berechnungen standhielten. Er hatte nicht hinreichend in Betracht gezogen, daß die Konjunktur sich ändert, so daß seine Ausgaben größer wurden, und es kam so, daß er, wenn er seine Verpflichtungen einhielt, nicht nur seine Arbeit umsonst getan hätte, sondern finanziell ruiniert war. Seine Ehre verlor ihm an Material zu sparen oder eine schlechtere Qualität zu verwenden, als er in Aussicht gestellt hatte. Es gab nur einen Weg der Rettung für ihn: Er konnte sich mit einer nicht mehr ganz jungen Frau verheiraten, die nachweislich verlobt in ihn war. Sie war reich und hatte außerdem Verbindung zu einflußreichen Kreisen. Aber er machte sich nichts aus ihr. Er liebte eine andere — die ihn sicherlich aufgeben würde, wenn er sich beim Brückenbau ruinieren sollte. Er traf seine Wahl. Er vollendete die Brücke. Sie war ein Meisterstück. Niemand konnte einen Fehler an ihr finden. Und am Einweihungstage strömten die Leute in großen Scharen herbei. Aber ein Mann fehlte. Das war der Meister. Um seinen Ausgaben gerecht werden zu können, hatte er sein Geschäft auflösen und alles verkaufen müssen, was er besaß, von den Maschinen bis zum persönlichen Eigentum.

Und während der Festschuß mit Blechmusik an der Spitze über die flaggenbesetzte Brücke marschierte, — wanderte der Ingenieur allein auf einer fernsten Landstraße, um Arbeit zu suchen, arm und heimatlos; aber seine Ehre hatte er gerettet. So, das nannte ich eine gute Geschichte für Männer. So etwas sollten Sie schreiben. Sie können das doch!“



„Ja-s“, antwortete ich nachdenklich, „Ich werde es jedenfalls versuchen.“

Um bei der Wahrheit zu bleiben, fühle ich mich absolut nicht sicher. Ich war mißmutig, als ich den Redakteur verließ. Deshalb ging ich nicht gleich nach Hause, sondern suchte meinen Kollegen Bent Konraden auf. Er konnte mich vielleicht nicht gerade sehr aufmuntern, aber er pflegte ausgezeichnete Zigarren zu haben.

„Du siehst so niedergeschlagen aus“, sagte er bei der Begrüßung.

„Ja — denn ich komme gerade von Redakteur Prim und habe eine schlechte Zensur wegen meiner Novelle bekommen.“

Konraden nickte. „Das sieht ihm ähnlich. Er ist schwer zufriedenzustellen. Aber ehrlich gesagt: Selbst wenn du einige gute Ideen hast, gibst du ihnen selten einen halbwegs guten Ausdruck.“

„Mit dir ist es vielleicht gerade umgekehrt“, spottete ich.

„Tja“, antwortete er tiefsehnig. „Du sprichst du vielleicht wahrer als du denkst. Mir fällt das Schreiben leicht, aber die Einfälle schwer. Im Augenblick bin ich vollkommen ausgepumpt. Hast du nicht eine Idee für eine gute Geschichte?“

Wenn andere Menschen in der Klemme stecken, bin ich zuweilen ganz hilfsbereit. Und auch diesmal wollte ich den Freund nicht enttäuschen. Ich begann sofort zu erzählen. „Es war einmal ein junger Ingenieur...“

Er bekam die ganze Geschichte Prim von dem unglücklichen Brückenbauer zu hören. Schon bei den ersten Worten verdüsterte sich sein Gesicht. Und je länger ich sprach, desto tiefer wurden die Runzeln auf der Stirn, während er gleichzeitig seinen rastlosen Gang im Zimmer verstärkte. Ich habe selten einen Zuhörer gehabt, der ein so leidenschaftliches Mitleiden zeigte.

Als ich endlich fertig war, sah er mich ernst an und sagte mit bebenden Lippen: „Ich habe immer geglaubt, daß wir Freunde wären. Aber jetzt sehe ich, daß du nicht besser als andere bist. Sonst wüdest du mich nicht in diesem Grad verletzen.“

„Dich verletzen?“ sagte ich verwundert. „Ich wollte dich im Gegenteil erfreuen.“

„Still!“ sagte er hart, „du bist mir neidisch. Sonst wüdest du nicht mit einem so unschuldigen Gesicht desilzen und mich diese infame sentimentale Geschichte erzählen.“

„Mir scheint die Geschichte auch nicht besonders gut“, entschuldigte ich mich, „aber ich erzählte sie wirklich in der besten Absicht.“

„Ja“, das habe ich deutlich gemerkt“, unterbrach er mich und wandte mir den Rücken. „Es wäre mir am liebsten, du gingest jetzt.“

So ging ich, ganz verwirrt und noch mißmutiger als vorher. Das war ein trauriger Tag für mich. Ich hielt es, wenn man Gutes tun will und von seinem Mitmenschen nicht verstanden wird.

Am nächsten Tag kam die neue Nummer der „Zeitschrift für Männer“ heraus. Ich kaufte ein Heft und fand darin eine Geschichte mit dem Titel: „Der Ingenieur“, geschrieben von Bent Konraden. Nachdem ich einige Zeilen gelesen hatte, merkte ich, daß es die Geschichte von der Brücke war, die Untersucht ergab. Und da ich den Geschichtsfang des Blattes kannte, wußte ich, daß ein Manuskript vor einigen Monaten eingegangen war.

Ich telefonierte mit Konraden und gab ihm eine längere Erklärung. Und wir wurden wieder gute Freunde. Und das war eigentlich das Beste an der Geschichte.

(Aus dem Dänischen von Lucie Mülbe)

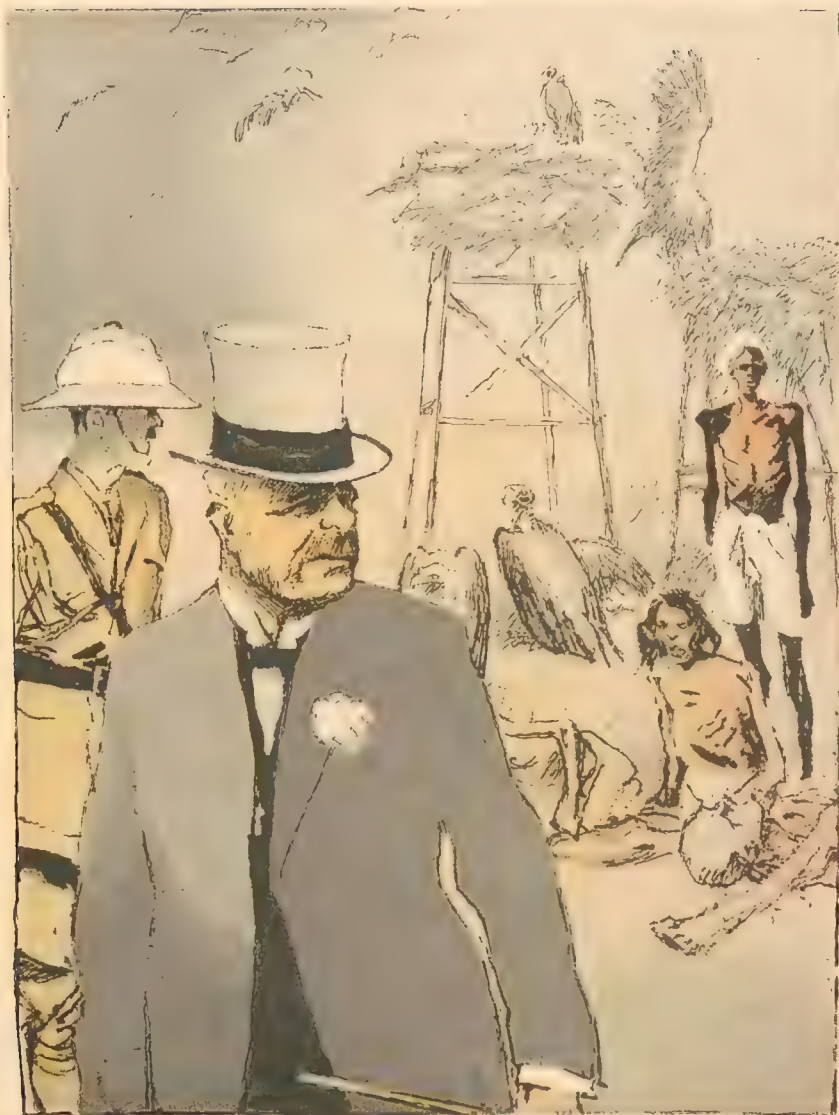
LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nuckel)



Ein berühmter Nordpolforscher hatte sich für eine neue Expedition ein Paar besonders kräftige Schuhschäfte bei seinem Lebschuster bestellt. Bei der Anprobe fragte der Meister, wie sich denn das letzte Paar auf der vorigen Reise bewahrt habe.

„Hervorragend!“ erwiderte lässig der große Mann, „es waren die besten Stiele, die ich je auf einer Polfahrt getragen habe.“ F F



„Diese Hungersnot hier ist wirklich schrecklich. Die Biester fressen mir mein ganzes Kanonenfutter weg!“

Wavell e gli avvoltoi dei cadaveri: „Questa carestia è qui davvero terribile le bestiacce mi divorano tutta la mia carne da cannone!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

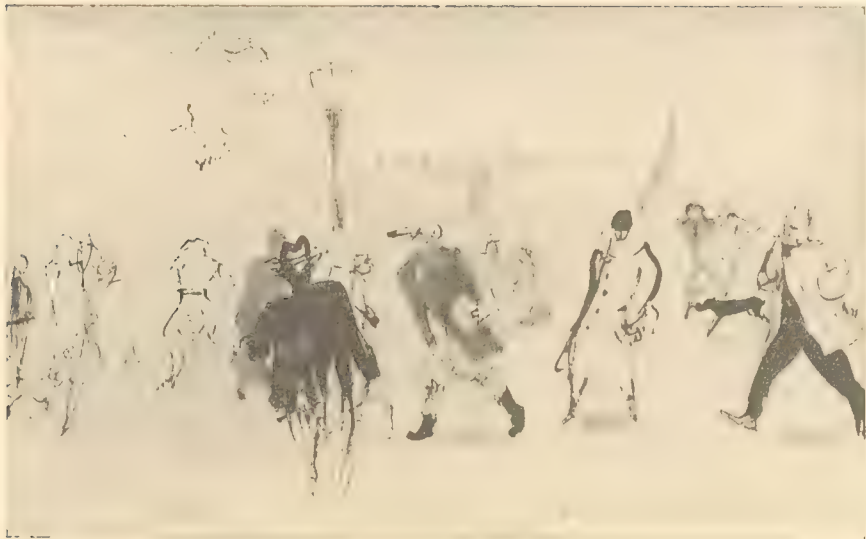
Im Unterhaus-Restaurant

Ill. Thöny



„Ober, bringen Sie mir noch eine Portion. Die Debatte über die Hungersnot in Indien war ungemein appetitanregend!“

Nel ristorante della Camera Bassa: „Cameriere, portatemi un' altra porzione!
Il dibattito sulla carestia in India mi ha eccitato un terribile appetito!..“



HEIZEN

Bei einer Zentralheizung ist die Sache so: Man steht vom Schreibtisch auf, faßt an die Röhren, dreht sinnlos an einem Hebel herum und sagt schließlich: „Der Hausmeister hat heute mal wieder nicht richtig geheizt.“ Damit ist die Sache erledigt.

So habe auch ich es jahrelang gemacht, jetzt bin ich in persönliche Beziehung zu einem Ofen getreten, in sehr persönliche Beziehung. Ein Ofen, müssen Sie wissen, meine Herrn Zentralgeheizten, ist ein Ding, das in der Ecke des Zimmers steht und dazu dienen soll, Wärme auszustrahlen. Da-

mit ein Ofen wärmt, muß er geheizt werden. Bis hierher ist die Sache vollkommen klar, aber wie wird ein Ofen geheizt und mit was? Haben Sie ein Ihnen nahestehendes weibliches Wesen zur Hand, werden Sie sofort mit ihm in Meinungsverschiedenheiten eintreten über die Art des Heizens. Alle Männer glauben vom Heizen mehr zu verstehen als Frauen. Heizen ist ausgesprochen männlich. Heizen ist eine durchaus laute Tätigkeit. Man kann mit Schaufel und Schürhaken kräftig gegen Ofenlüren schlagen, auf eisernen Rosten herumkratzen und Staub aufwirbeln. Frauen behaupten, wenn Männer eine ungewohnte Arbeit verrichten, hätten sie es gern, wenn dabei starke Arbeitsgeräusche entstehen. Man könnte gut eine Schallplatte aufnehmen: „Er heizt ein.“ Sie würde aus einer Tantolage vom Klirren, Schaben, Poltern, Fluchen und Stöhnen bestehen. Am Ende kann denn Prasseln eintreten, Prasseln bedeutet erfolgreiche Beendigung der Tätigkeit, Prasseln zeigt an, daß der Ofen brennt.

Aber vor des Prasseln haben die Götter den Schweiß gesetzt. Ich habe früher nie gewußt, wie heiß ein Ofen in der Nahrungsaufnahme sind, und daß ein Unterschied zwischen Kohlen und Kohlen besteht und daß Holz nicht gleich Holz ist, vom Ofen aus gesehen. Man kann einem Ofen noch so oft klarmachen, daß dies ein ganz vorzügliches Holz ist, daß es nahrhafte Kohlen sind, die man ihm anbietet, er frißt sie nicht. Bei Menschen geht das. Ofen haben einen sehr ausgeprägten Geschmack. Ofen verweigern die Nahrungsaufnahme, erklären das Angebot für unverdaulich und beginnen zu rauchen. Das sollen auch Männer gelegentlich tun. Es ist aber noch unerträglich, wenn ein Ofen raucht, als wenn es ein Mann tut, von der Wärmeerzeugung ganz zu schweigen.

Ich kenne, es ist ein stolzes Gefühl, einen Ofen in Brand zu stecken, es bereitet Befriedigung, man hat den Eindruck, eine ordentliche Arbeit geleistet zu haben. Man fühlt sich als nützliches Glied der Familie, auch wenn dabei ein Aschen-

regen auf Möbel und Manuskripte niedergeht, wie es vor zwei Jahrtausenden bei der Stadt Pompeji geschah. Ja, wo gehobelt wird, da fallen Spähne, und wo Männer heizen, da fällt ein Aschenregen. Frauen haben Achtung vor gutheizenden Männern, und aus ihrem dankerfüllten Blick spricht etwas wie „Du Starker“.

Übrigens hat das Heizen den Vorteil, daß man sich die ganze Zeit damit beschäftigen kann und von jeder anderen Arbeit abgehalten wird. Da gilt es nachzulegen, Asche zu entfernen, den Luftzug zu regeln, Klappen zu öffnen und überhaupt nach dem Feuer ständig zu sehen. Ich weiß es, in jedem Mann wohnt, sagen wir mal ein Kind, und das will heizen.

Foltzlick

ERNSTE ZWEIFEL

Die Kirchweih- und die Martingänge
erzählt schon des Todes Senie.
Vorüber ist der Festtagschmaus.
Proßt Mahlzeit! - Ich fiel leider aus!

Zuch Weichmacht ist nicht auszuheißvoller.
Denn no im Ställe oder Köller
noch lo ein Vogel erlittet,
ist er bereits verabontert.

Da müßte man ja wohl fein Denhen
in Richtung auf Karnickel lenken,
von denen wir durch Kenner hör'n,
daß sie erfolgreich edbar wär'n.

Doch selbst auf diesem Marktgebiete
zieht man belämmert eine Nette,
indem der Züchter uns belehrt,
daß er sie lieber selbst verzehrt.

Das ist im Grunde ja begreiflich,
denn es ist menschlich. Nur bezweifle ich,
ob solche Eigenbrötler
auch weltanfällig tragbar ist.

Ratatoöher

ES WAR EINMAL

ein rechter Bösewicht, der hatte der Witwe
Freundlich ein Schwein mitten in der Nacht
gestohlen. Aber Gottes Mühlen mahlen sicher und so
kam die Sache auf und der Bösewicht stand eines
Tages vor seinem irdischen Richter.

„Was haben Sie denn mit dem Schwein gemacht,
Angeliegter?“

„Gegessen habe ich es, hoher Rat!“
„Gegessen? Und das sagen Sie so ruhig und ohne
Reue? Haben Sie denn, von jeder irdischen Strafe
abgesehen, daran gedacht, daß Sie sich eines
Tages im Himmel für diese Schandtat verantwort-

lissen müssen? Was werden Sie sagen, wenn Sie vor
Gottes Thron stehen und neben Ihnen die Witwe
Freundlich, die Sie vor Gott anklagt?“

Der Bösewicht sah sinnend zu Boden.
„Verzeihung, hoher Rat“, sagte er dann, „glauben
Sie, daß auch dann das Schwein da sein wird?“

„Gewiß.“

Da klärte sich des Bösewichtes Gesicht auf und er
sagte:

„Dann ist es nicht so schlimm, hoher Rat. Dann
werde ich sagen: Bitte sehr, Frau Freundlich, hier
ist Ihr Schwein mit Dank zurück...“

J. H. R.



„Weißt du, Elli, im Frühling ist Liebe eigentlich Kitsch, aber im Herbst liebt sich's unglücklich am schönsten!“

Stagioni dell'amore: "Sai, Elli, l'amore in primavera in realtà non ha alcun valore, ma bellissimo è l'amore infelice in autunno!„



„Nein, nein, Miß Britannia, das ist keine Zwangsjacke, das ist das neueste amerikanische Jakett, das kleidet Sie vorzüglich!“

Britannia sotto vigilanza di Polizia: “No no, Miß Britannia, questa non è una camicia di forza, ma la giacca americana d'ultima moda che Vi sta a meraviglia!”

DIE ARME LAVALLIÈRE

VON EFFI HORN

Beim Staubwischen am Montag früh fiel die Heniette sofort auf der kleinen Porzellanfigur, der in unendlichen feinen Händchen ein langes Schriftbälgen hielt, wie eine kleine Verletzung am linken Daumen auf. Ein winziger Splitter war abgebrochen, noch wenig zu sehen, aber beim Drüberfahren deutlich zu spüren.

Merkwürdig, wo ihr kein Mensch angegriffen hat, dachte Heniette und schaute sich für alle Fälle einmal miträuschend nach dem Kater um, aber da wäre dann immer noch zu klären gewesen, wie Mame, der Kater, den allenfalls umgeworfene Chinesen wieder aufgestellt hätte. Ein paar mal im Lauf des Tages noch fiel ihr die Wunde des kleinen Flüglerchens ein, das sie im Schmerz oft ihren Talisman genannt und sorgsam behütet hatte, da es das erste Geschenk war, das ihr vor anderthalb Jahren Walter Heibing, ihr Verlobter, mitgebracht hatte.

Zwei Tage später fehlte dem Chinesen das Daumchen der rechten Hand und Heniette war erst ärgert, dann unruhig, und da sie ihre Unruhe gern in Worten kundtat, schrie sie: „Zum Kuckuck, war zerbrochen mit der eigentlich meine Porzellanfigurchen!“ Aber das Zimmer gab keine Antwort, was nicht weiter verwundern konnte, da es leer war. Am Abend erzählte sie Walter, dass es ein Teilchen von den kleinen Unglücksfällen ihres Talismans. Er bedauerte sie gebührend, doch, wie es Heniette vorkommen wollte, etwas zu teilnehmender für einen Bräutigam, der in wogenden Momenten ihr Mann sein sollte, und sagte, so etwas könnte halt mal vorkommen.

„Ja“, antwortete Heniette mit ungewöhnlicher Bestimmtheit, „aber die Sache bedeutet doch etwas, und das gerade will ich wissen. Was meinst du, was ich von deiner Liebe halten müßte, wenn plötzlich mein, dein — unser kleiner Chineser sich selbständig in Scherben auflöste und damit sozagen das Ahnenportal erstürzte, das in feinen Familien vor Unglücksfällen polierend vom Nagel zu fallen pflegt!“

„Fang nicht an zu spinnen“, bat Walter mehr freundschaftlich als lebenswütend, worauf Heniette nicht umhin konnte, ihn an sein zeitlich zu nahem zünftiges Gespräch zu erinnern, die Gerde, ihrer gemeinsamen Freundin, zu erinnern.

„Ach, Gerda“, sagte Walter und machte eine überaus beruhigende Handbewegung, eine Bewegung, die so sehr beruhigend war, daß sie Heniettes Aufmerksamkeit erregte. Nanu, dachte sie, habe ich also da mit meinem Spaß doch ein Stückchen Ernst gestiftet, wie ich schon einmal meinte — und mit einigem Entsetzen spürte sie bei genauerer Kontrolle ihres Empfindens plötzlich eine seltsame und jähle Hitze in der Magenegend, die sie als gewissenhafte Medizinstudentin sofort als erstes Symptom heftiger Fieberhaftigkeit diagnostizierte. Gerde, ihre Freundin, wachte mit ihr auf dem gleichen Stockwerk in einem Atelier und kam beinahe täglich zu ihr. Sie hatte stets eine gewisse verleihe Zuneigung zu Walter gezeigt, doch, wie Heniette bisher geglaubt hatte, stets mehr aus angeborener und unwillkürlicher Koketterie mit ihm getrieben, als irgend einem wirklichen Gefühl des Besitzenswollens heraus.

Es ist doch ein Kreuz mit Freundinnen, dachte Heniette und unterdrückte mühsam einen Seufzer. Sie war jedoch zu Walter freundlich und vergnügt wie immer, und als er sich früh verabschiedet hatte, ging sie zu Gerda hinüber. Gerda lag blüchlings auf jenem Möbel, das sie Couch nannte und selber aus Matratzen, Kissen und einer Decke gebastet hatte. Sie lag in einem dicken Bauch, aus dem sie kaum aufschaute, und begrüßte Heniette mit dem aus tiefsten Herzen herausgehenden und nicht ohne weiteres verständlichen Seufzer: „Ach, die arme Lavallière!“

„Wieso die arme Lavallière?“ fragte Heniette mit der ihr eigenen Genauigkeit und ging ohne Ersteinsetzen dem Überschwang der andern zuleibe. „Männer sind halt mal unzuverlässig“, murmelte Gerda vieldeutig, nickte ihrer Freundin wissend und wie bedauernd zu und erklärte weiter: „Auch wenn ich Könige sind. Ich lese da gerade diese Lebensgeschichte von Ludwig dem vierzehnten mit dem Fräulein von Lavallière, das er nach vie-

len Jahren recht lieblos verlassen hat, worauf es ins Kloster ging.“

„Gott, wenn man immer gleich ins Kloster gehen wollte“, sagte Heniette und dachte mit einem Gefühl zufriedener Sicherheit an Walter.

„Findet du nicht, daß es auch wiederum ganz schön ist und von Größe zeugt, einfach zu verzichten?“ spinn Gerda ihr Thema weiter. „Nein“, erklärte Heniette entschieden und hatte plötzlich das Gefühl, als müsse sie aufpassen. „Das horst sich gut an, besonders wenn man es grad gelesen hat.“

„Weich mir nicht aus“, sagte Gerda mit Würde. „Worum nicht verzichten, wenn einem alle Anzeichen sagen, daß man nicht mehr geliebt wird — oder nicht mehr so wie früher?“

„Das läßt man sich schon nicht sagen“, behauptete Heniette zäh und dachte mit einer gewissen Unfreundlichkeit an das unglückliche Fräulein von Lavallière, das sich so ohne weiteres gefügt haben sollte.

„Ich verstehe das sehr gut“, sagte Gerda und drehte sich auf den Rücken, woraus Heniette entnahm, daß sie jetzt eine ihrer längeren tiefstürfenden Abhandlungen zu beginnen gedachte. Sie ließ sich ebenfalls bequem auf eine Schreibstrecke nieder und Gerda fuhr auch schon fort: „Diese Lavallière, die noch dazu gar nicht so besonders hübsch war, hatte eben einem Kraftmenschen wie Ludwig einfach nicht mehr zu geben. Das Verhältnis hätte ja auch schon einige Jahre gedauert. Und wie sie schon immer mehr lühte,

Glanz und Elend der Bauchgewölbe

Von Peter Scher

Ein froher Bauch ist ein Gedult;

der ihn besitzen, achten ihn;

er wird nur Glückseligen verheißt,
und wenn er schmückt, den drückt er nicht.

Der Nichtbauch als sein Gegenpart

befindet sich in raschen Schuh'n

und hat nie Zeit, sich auszuruhen,

er überrennt die Gegenpart.

Doch ob auch Bauch, ist er nicht froh

und nur die Häufung bitteren Seins,

so drückt er mit der Wucht des Seins

dann fort mit ihm, es geht auch so!

Ich kenne einen, der ihn hat:

der war, sofern man richtig ahnt,

von Gott als magerer Held geplant,

doch leider fand ein Irrtum statt.

Der als Charakter klapprig war

und Vißgust in den Zügen trug.

dem wurde ein Bauch wie einem Kruz

und das entstellte ihn ganz und gar.

Trübselig hing an ihm der Bauch

voll Ergussinn und würdevoll —

an einem Lineal ein Kloss —

kurz unfroh, negativ, ein Schlauch.

Laßt ihn ihn tragen, es ist hart,

mocht härter noch als mager sein;

ein Bauch kann ein 1 ersager sein

an Huch dem Bauch von froher Art!

daß er nichts Rechtes mehr von ihr wissen wollte, da passierte auch schon diese seltsame Geschichte mit dem Rosenstock, die schon etwas Mystisches hat.“

„Mit was für einem Rosenstock? Entschuldig, aber ich bin ja nicht so intim mit deiner Lavallière“, sagte Heniette etwas ängstlich, und Gerda erzählte, zufrieden über die Aufforderung, weiter: „Der König hatte seiner Mätresse einmal einen Rosenstock geschenkt, den sie sorgsam hütete, da sie glaubte, sein Blühen zeige das ungetrübte Glück ihrer Liebe an. Und merkwürdigerweise begann der Rosenstock plötzlich zu kränkele, als der König sich abzuwenden begann, und ging ein, als der Bruch völlig unausweichbar schien.“

„Ach, nein, wirklich!“ sagte Heniette erstauet. „Und die Lavallière heulte natürlich darüber und verschonte sich durch eine rote Nase und dicke Augenlider, wie es Männer, voraus Könige, so gern haben.“

„Laß das doch“, sagte Gerda ärgert. „Du bist manchmal so gar nicht einfühlsam, ich meine aber, daß die Dinge schon irgendwie mit uns verbunden sind und so etwas wie eine Seele haben. Sie spüren förmlich, was uns angetan wird, und haben so sehr wohl die Möglichkeit, wie eine Antenne Wellen aufzufangen, die zu uns kommen. Vielleicht sind sie noch feiner abgestimmt als wir und wissen schon, wenn wir selber erst ihnen.“

Heniette schaute die Freundin nachdenklich an. Sie hörte doch unendlich gern klug und gehoben von Seele reden. Sie ist dann Goltz wert, plätierte sie zu sagen. Jetzt fiel ihr dabei plötzlich ihr kleiner Chineser ein. Komisch, welche Wellen, welche verderbenbringenden Wellen, um in Gerdas gehobener Sphäre zu bleiben, mochten ihn berührt und seine Däumchen abgebrochen haben?

Als sie später wieder zu ihrem Zimmer kam, sann sie noch darüber nach. Etwas stimmte nicht. Mit Gerda nicht, vielleicht auch mit Walter nicht, bestimmt aber mit dem kleinen Porzellanfigurchen nicht. Walter schien sie in den nächsten Tagen oft prüfend anzusehen. Aber sie zeigte keine Spur von Unsicherheit. Er hatte sie immer geliebt und immer und hatte das Gefühl, als sei es dafür nicht nur überaus empfindlich, sondern geradezu dankbar. Allmählich wich eine leise Fremdheit, die sie ein paar mal meinte verspürt zu haben, wieder ganz von ihm. Dem Chinesen waren derweil noch zwei Zehen abgebrochen. Heniette war aber es nicht. Auch als Gerda die kleinen Brüche entdeckte und laut darauf hinwies, sagte sie nur gleichgültig: „Ja, so was kann vorkommen, dafür ist er eben aus Porzellan.“

Viel später, als sie längst mit Walter verheiratet war, erzählte er ihr einmal, daß Heniette eine Zeitlang fest — fast ein wenig gefährlich geworden wäre mit ihrem Geglitzter und ihrem teils amüsanten, teils komisch-geschwollenen Gerde hätte sie ihn interessiert, hätte auch gar nicht schlecht Heniettes Gradlinigkeit als Nüchternheit, ihren Ernst als Pedanterie herausstrichend und feise, geschickte Warnungen vor künftiger Altböckheit eingeflochten.

„Aha“, sagte Heniette, und wenn ich damals gar eine schlechte Zeit gehabt hätte, und vielleicht häufig zu Tränengüssen und Szenen geneigt, Eifersucht gezeigt hätte und sonst eine Trauerweide gewesen wäre, hättest du vielleicht diesen Goldstich Gerda in selbigen Gang laufen lassen. Glänze erst so recht erstreben sehen, wie, und hättest es dir gar noch überlegt, oder?“

„Ich glaub's nicht, heut nicht“, sagte Walter und lachte. „Oder vielleicht doch so 'n bißchen.“

„Ja, die arme Lavallière!“ sagte Heniette. „Die war mir als Vorbild gedacht. Aber ich sage Gerda hat zu dick aufgetragen. Deshalb habe ich mir auch die Mühe gemacht und habe selbst die Geschichte von dem blühenden Rosenstock nachgelesen, die Gerda immer geheimnisvoll zum besten gab.“

„Ah, der Rosenstock des Königs, der verblühte in der Ahnung kommander Unglücks!“

„Ahnung ist gut“, sagte Heniette. „Der brave Rosenstock hat eingehen müssen, weil ihn die neue Geliebte des Königs, die spätere Maintenon, heimlich mit Vitriol begossen hat und damit der guten Lavallière das berühmte Zeichen von oben gab. Und Gerda, die ich liebe, hat damals meinem Chinesen alle Fingerchen abgesehen, mit großer Mühe wahrscheinlich und trotzdem ohne Erfolg. Denn ich war halt leider, leider nicht so überglücklich wie die arme Lavallière.“

„Na und ich?“ sagte Walter. „Ich war eben treuer als Ludwig XIV., viel, viel treuer!“

DER DIRIGENT

VON SCHLEHDORN

Regierungsrat Julius hat eine quälende Angewohnheit. Er muß im Theater immer denken: ob wohl die Choristen und die Statisten satt gegessen haben. Im Zirkus: ob wohl der Clown von seinen Kollegen außerordentlich auch ernst genommen wird. Im Konzert: ob die Mitglieder des Orchesters auch glücklich verheiratet sind. Kunstlerfrau sein ist wahrscheinlich schwieriger als Beamtenfrau. Da steht der Frau Marianne, geb. Pergin, die gewiß nicht schön war, aber Glück glücklich machte, als Kontrast gegenüber der Maria Anna Apollonia Heydn, der Hausdrache des gütigen Meisters. Wenn der eine Clara Wieck gefunden hätte, und Beethoven überhaupt eine Frau als Empfängerin des schönsten seiner Briefe... Wenn Regierungsrat Julius musikalisch wäre, würde er sich während eines Konzerts konzentrieren, die Stirn tonversunken in die Hand gestützt, oder

ober zurückgelehnt, mit selig geschlossenen Augen, wie in der Badewanne von Tönen berieselt, und nur mitunter blinzeln, zu welcher der beiden gebräuchlichen Posen sich sein Nachbar entschlossen habe.

So aber stellt er sich vor, wie der Baßgeiger wann er zu Hause den ganzen Vormittag an den dicken Saiten gequipt und gewuppt und gelübt hat, seine gleichfalls behäbige Hausfrau bei der Suppe fragt: „Hast du gehört, die herrliche Sechste?“ — „Och“, sagt sie, „bei dir! Ich ja nur immer das Unterfutter der Musik.“

Oder der Pauker (sagt man Pauker?), der so mitleidig ist — hat er mal zugehauen, so legt er meistens gleich besänftigend die Hand auf das geschlagene Fell — wie der sich zwischen dem Üben zu seiner Frau aufs Sofa setzt: „Nun habe ich mal wieder 64 Takte Pause. Wenn ich nicht noch 60 Takte warten müßte, um dann noch einmal 'bumm' zu machen, kämen wir noch rechtzeitig ins Kino.“

Der Fagottist stößt einige Male kokett die Zunge vor, hebt das Röhricht an den Mund, als ob er

Cocktail schlürfen wollte, macht baus-quäh, und dann setzt er wieder ab. Der Trompeter glöbt sogar jedesmal aus, was er zuvor gespielt hat. Cello ahmt am meisten der Menschensstimme — wie gut, daß in der sparsamen Natur nicht jeder Bassion solchen Kehlkopf braucht, und daß der Klang von ihm an anderer Stelle hervorgebracht wird. Die Harfe mit ihrem Klirpergewimmer hört sich an, als ob eine unglückliche Maus sich im Käfig der Musik verirrt hätte — meist ist es eine Dame, die sie aus der Parliur ins Freie läßt.

Am ruhrendsten ist der dritte Zweite Geiger; der hat vor der fliehenden Stirn eine traurige Brille, einen weißen Halskragen, der absteht wie Gellieder und ein Nußkackernkinn. Julius ist überzeugt, daß der noch nie einen falschen Ton geigelt hat — ein zuverlässiger Geigereibeamter. Dann gleitet sein Blick über den begabten flämischen Flötenisten T. I. de Lütt und über den Ersten Geiger, den Bulgaren Doremlitologodoff zu dem Manne, der im Mittelpunkt des Saales steht: dem Dirigenten, der dick auf den Plakaten steht; dem Generalmusikdirektor, der allein in den Kritiken steht; Anton Bullendur heißt er, und der Musikbetrachter der Allgemeinen Nachrichten Weber-Vibrato ist sein Prophet.

Wenn Regierungsrat Julius musikalisch wäre, würde ihm jetzt nicht der Gedanke durch den Kopf gegangen sein: „Ob der Mann wirklich so nötig ist? Gewiß, wenn er in herkulischen Boxerstößen den alten Herren im Orchester mit dem Einsatz droht, einmal, zweimal, dann fangen die auch an. Aber sie bleiben wohl im Takt auch ohne ihn. Die klassischen Sachen können sie ohnehin, und bei den modernen kommt es nicht so genau drauf an. Offen gestanden, mir stört er manchmal die Andacht.“

Aber dann war die Musik wieder so schön, daß Julius dankbar war, nicht musikalisch zu sein, denn so brauchte er nicht zu kritisieren, sondern nur zuzuhören...

Weber-Vibrato, der Musikbetrachter, eilte nach dem Konzert heim an den Schreibtisch. Alles an ihm war Nerv und Musik. Seine Brille brüllte sein Halter halbe, seine Tinte tönte und was er schrieb, das schrie: „Bullendur-Abend“.

Über dem Schreiben ergliff ihn ein Gedanke. Er riß seinen breitkrempigen Hut vom Haken, ordnete nur flüchtig das Halstuch und stürzte in die Wohnung des Generalmusikdirektors, wo ihn der Ton angebotene, etwas verwundert und sich diskret den Mund abwischend, empfing: „Was vorschreibt mir die Freude?“

„Meister — aber nein, ich mag Sie nicht mehr Meister nennen. Wann haben Sie in der Hauskapelle des Fürsten Esterházy, während seiner Pause mit dem Geliebten taktierte, wenn Johann Sebastian Bach vom Cembalo aus gelegentlich mit der weißen Spitzenmanschette den Einsatz winkte, — so war er kein orchesterlicher Betriebsführer, sondern bloß ein gehobener Mitspieler, eben bloß — Meister. Aber kein Direktor, geschweige denn Generalmusikdirektor! Keiner von ihnen hatte den Stab des Feldmarschalldirektors.“

Heute aber wurde mir klar: der Komponist trägt höchstens den Werkstoff herbei, das Orchester bearbeitet ihn, aber die Dome, ja, die Hochhäuser baut daraus in zeitlos zementierten Quadern — der Dirigent. Er gebiert die klassische Vollendung, an die sich Beethoven mühsam her angestastet.

Es ist schon musikalisch unverantwortlich, ein Quartett so einfach vor sich hinspielen zu lassen — vier Männer ohne jeden Dirigenten, wie ein Verein ohne Vorsitzenden, ein Museum ohne Interpreten, ein Alpengeländ ohne Erklärer. Oder wenn die altbewährte Sopranistin von dem allgewohnten Begleiter akkompagniert jubilate Chaperon, den Dirigenten.“

„Hm, das hat viel Richtiges“, sagte der große Bullendur.

„Und nun hören Sie meine Idee: Sie müssen ein Solo geben! Das ist die Forderung der

Die Verlassene

(C. Sturzkopf)



„Buffet, du unerreichtes, mahagonifourniertes, wir bleiben zusammen!“

L'abbandonata: „O tu, buffetto, senza pari, impiallacciato di mogano, noi restiamo insieme!“



„Das Muster und die Form Ihrer Krawatte sind wirklich sehr apart, Mr. Eden, aber wie man sie zuzieht, werde ich Ihnen zeigen, das kann ich besser!“

Lezioni di moda a Mosca: „Il disegno e la forma della vostra cravatta, Mr. Eden, sono davvero molto a parte, ma Vi mostrerò lo come si debba fare il nodo . . . lo io so far meglio!..“

Stunde Was ein modebedingter Klavier- oder Geläutspieler kann, das können Sie zehnmal. Dirigieren Sie eine Symphonie ohne Orchester! Erwa die göttliche Dreifachheit, oder ein Werk des Debussy-Schülers Mollhuber, erwa die „Plütze im Mondschein“ die heute in aller Munde ist. Wachsen Sie im Crescendo schrumpfen Sie im Diminuendo zusammen, wasen Sie sich im Legato mit selig breitem Munde müßern Sie im Fortissimo und wechseln Sie nachher den Kragen Wir haben so viel Musik ohne Melodie, so viel Tondichtung ohne Musik gehört, daß wir endlich

zur Musik ohne Ton durchdringen dürfen. Zur reinen Anschauungsmusik. Und zum Anfang einer neuen Tanzkunst. Seit Jahren bewundern wir Sie — von hinten. Ich kenne jede Naht Ihres Fracks, jede Falte Ihres Neckens, ja, das ausdrucksvolle Mienenspiel Ihrer Beinkleider... Welche Tänzerin würde es wegen wie Sie, nur durch die Rückansicht fesseln zu wollen? Welcher Ausdruckstanz drückt sich nur von hinten aus? Und wenn Sie sich gar bei Ihrem Solo zum Publikum herumdrehten! Wir würden rasen vor Beifall

— wie Jedesmal, wenn Sie sich herumdrehen und die Gewinnschöpfung des Beifalls vornahmen Also fort mit dem Orchester! Wir sind zu musikalisch, noch Töne zu wollen. Die Plakate und die Berichte können bleiben wie sie sind. Die reden ohnehin nicht von den armen braven Namenlosen, die da unten diverse Töne machen, die sprachen doch nur von Anton Bullendur — dem Dirigenten...“ Der große Mann hat versprochen, den Vorschlag ernstlich zu erwägen. Er hat aber schließlich abgelehnt. Man sagt, seine Frau sei dagegen.



DIE BAUCHBINDE

VON HEINZ SCHARPF

Ehe ich diese Geschichte, die sich im Weltkrieg ereignete, erzähle, möchte ich vorausschicken, daß ihr anekdotischer Reiz nicht so erheblich ist, daß sie eine besondere stilistische Ausschmückung verdiente, ich habe mich also an die nackten Tatsachen, die ich am Schluß allerdings diskret bekleiden werde.

Damals lebte auf Schloß Neudeck im Burgenland die alte Baronin Heivany, deren noch immer jugendliches Herz mit Biegelsterung an den Soldaten hing. Sie befahl die Neudecker Dorfschönen aufs Schloß, wies auf einen Berg giftgrüner Wölle und sagte: „Kinder, davon werden Bauchbinden für die Soldaten gestrickt. Ein warmer Bauch verdaut das kälteste Essen und in den Karpathen wird die meiste Zeit kalt serviert. Also los!“ Die Mädchen waren begeistert. „Der Bauch eines Soldaten ist auch ein schönes Land“, kicherte die alte Honka, die nicht gerade in Ehren grau geworden war. Jetzt strickte sie drauf los, wie sie früher drauflos geübt hatte.

Nicht lange darauf gingen hundertfünfzig fertige Bauchbinden zur Armee ins Feld ab, als Liebesgabe der Gemeinde Neudeck. Sie kamen zur achten Kompanie eines Jäger-Regiments und erwiesen sich als so warm und schmeigsam, daß sie allseits gern getragen wurden. Sogar auf Urlaub fuhr den Soldaten damit. Eine Anzahl von ihnen kam auch nach Salzburg, wo das Regiment im Frieden garnisonierte. Der Fähnrich Quasi erhielt gleichfalls dorthin Urlaub. Es war bitterkalt, als er in der schönen Salzachstadt ankam, aber er hatte Sonne im Herzen und die wärmende Giftgrüne um die Hüften. Auf der Staatsbrücke stieß er mit einem Mädchen zusammen, das ihn zwar nur kurz anblickte, aber es war ihm, als ob ihn ein Flammenwerfer gestraft hätte. Die Kleine würde ich vom Fleck weg heiraten, durchfuhr es ihn und sofort machte er kehrt und stiefelte der Schönen nach. Sie steuerte schnurgerade auf das Café Bazar zu, der Fähnrich folgte ihr immer knieper auf dem Fuß. Im Café war nur mehr ein einziges Tischchen frei, das zum Sitzen einlud, eine kleine Aufmerksamkeit Gott Amors. Fast zu gleicher Zeit nahmen die beiden Platz. Schon nach den ersten Worten, die sie miteinander austauschten, verstärkte sich die Absicht des Fähnrichs dieses reizende Geschöpf vom Fleck weg zu heiraten.

Sie hieß Ingeborg. Nach einer halben Stunde nannte er sie bereits Fräulein Inge, dann Inge und schließlich Ingelein. Zusammen verließen sie das Café Fräulein Inge, sie sich bis dahin als eine blonde Unschuld erwiesen hatte, ließ auch weiter hin keinen Sturmangriff zu. Dann standen sie vor ihrer Haustür. Im selben Augenblick erlosch die Straßenbeleuchtung, wieder eine kleine Aufmerksamkeit Gott Amors, die auszunutzen nun der Fähnrich nicht unterließ. „Wollen Sie noch eine Tasse Tee bei mir trinken?“ fragte Im Anschluß daran Ingeborg, „aber wir müssen leise sein, daß meine Zimmerfrau uns nicht hört.“ Der Fähnrich war leiser als eine Katze die an eine Maus heranschleicht. Dann saß er mit Ingelein unter einer roten Stiehlampe und dachte zum drittenmal: die oder keinell Kein Wunder wenn dem verlebten Quasi dabei so warm wurde, daß er bal gegebener Gelegenheit sich seiner Bauchbinde zu entledigen trachtete. Inge, die hingegossen auf der Couch lag, sah es mit großen Augen. Beim Anblick der giftgrünen Binde entfuhr es ihr unversehens: „Bist du auch bei der achten Kompanie?“ Über dieses „auch“ fiel der Fähnrich aus allen Wolken. Fräulein Ingeborg wurde nicht vom Fleck weg geheiratet.

HERR KEIN UND DIE MANDOLINE

VON ROLF FLUGEL

Da war er also eingezogen. Um der guten Augen, einer sorgsamten Geste der Frau willen, dann die Fähigkeit des Zimmers blicks, blitze und rede kreischend gleich von Anfang an auf ihn ein, mit typischen Trompeten, vergoldeten Nippes, mit porzellanenen Weiblichgebilden, leise schaukelnden Schilfbüchsen, mit vergilbten photographischen Vergrößerungen in altdeutschen Rahmen. Dann stand er am Fenster und sah in einen frühen Mai, in ein Hinterhaus, dessen Öffnungen wie blinzeln, verschlagene, dumme Augen blickten, wie die Augen eines mißtrauten Wesens. Trotzdem nahm er das Zimmer und er bekam auch immer Zucker zum Morgenkaffee. „Herr Kein“, sagte die Frau zu ihm — sie sagte immer Kein, obwohl er Grein hieß — „warten Sie noch einen Augenblick, ihr Hut muß noch ausgebüßelt werden. Gestern hat es geregnet und Sie nehmen nie einen Schirm.“ — Dann kam sie fix mit der Bürste. So war es auch mit anderen Dingen und Herr Kein — nennen wir ihn in Gottes Namen auch so, denn die Frau setzte sich durch und er hatte nach einer gewissen Zeit alle Einwendungen und Richtigstellungen aufgegeben — war proper und in Ordnung, wenn er legbarer Geschäftsmache machte und abends einige Male in der Woche im frisch gebüßelten, zweifelhafte blauen Anzug in den Schachklub kam. Trotzdem war Herr Kein ein einsamer Mensch, so sehr ihn die spanische Partelle interessierte und manches Wechselgespräch den grüßlichen Geheimnissen das gefährlichen Königlebens nachzuspüren suchte. Die exakten Marschschritte in dem kristallinen Reich des Verstandes konnten ihn nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihm manches fehlte. Doch war er schüchtern, fand schwer zu anderen Menschen und die Mädchen, so sehr sie ihn lockten in Träumen und auf seinen Wegen, waren göttliche Gebilde und ebenso weil von ihm entfernt. Wolken, Monde und das hohe Firmament lagen darüber. So hob er nur dann und wann seinen Blick, um vor der engelgleichen Schönheit, vor ihrer Dult wie vor der rätselvollen, tierhaften Grazie ihrer Körper zu erschauern.

Es war die Zeit der frühen Abende. In den Nachtmitagsstunden schon lief der Mann, der eine lange Stange geschultert trug, an deren hochgehaltenem Ende eine kleine Petroleumlampe brannte, durch die Straßen und entzündete die grünen Monde der Gaslaternen. Sie machten zu nächst die Dämmerung nur noch tiefer. Herr Kein schritt frostfroh und mit hochgeschlagenem Manteltragen den Positionslampen der Lampen entlang. Sie ständen und schwebten im feuchten Nebel wie schwermütige Geister, im Zimmer glöste der Ofen. Er machte kein Licht. Kein Ton war zu hören und auch die gläsernen Männer in Stulpenstiefeln und Federbüschel schienen ihre Trompeten abgesetzt zu haben. Da krachte tief im Gehäuse des Sofas, von plötzlichem Freiheitsdrang gepackt, eine Jähelung von dicken Menschen gefolterte Feder. Nein, ihre Kammer war nicht zu sprengen, aber sie hatte es nun jedenfalls einmal der Welt gesagt, laut und pistolenstochend. Herr Kein dachte, sie hat recht und so ist es nicht verwunderlich, daß auch er daraufhin zu einer Tat entschlossen war oder doch einen Weg zu ihr suchte. Aus vielen Fenstern im Hinterhaus strahlte Helle in den bodenlosen Schacht des finsternen Hofes. Hinter den dünnen Wänden aus Glas hantierten Menschen, andere saßen, unbeweglich sinnend dem Leeren verbunden, in der Flut ihrer Gedanken ruhend, wie schwimmende Holz im stillen Wasser. Herr Kein starrte hinüber, das Gesicht an die Scheiben gepreßt. Seltens lockende, dämonische Schauspielerei boten sich mitunter in den Ausschnitten der Fenster dar, genährt von dem Grauen des Panoptikums wie von der mechanischen Gelenkigkeit des Marionettentheaters. Einmal sah er

so etwas Entsetzliches, zum mindesten in der Wirkung Entsetzliches, daß er beschloß, seine Neugierde einzustellen.

Nun, heute brach er sein Gelübde. Dort und hier strahlten die Fenster ihm gegenüber, und es war wie das Rampenlicht vor Monologen und Pantomimen. Und nun sah er zum erstenmal das Mädchen mit der Mandoline. Auf einem Tisch war ein Notenständer aufgebaut, die linke Hand faßte die Griffe am Hals des Instrumentes, die Rechte zirpte mit dem Schildpattplättchen zögernd, stockend und gelegentlich einhaltend über die Saiten. Kein Ton drang zu ihm und auch das Gesicht des Mädchens war ihm verborgen. Herr Kein blickte sich, um den Ausschnitt des Fensters zu verändern. Doch war der Hals, ein schmaler, weißer Hals, an dem ein dünnes Kettenchen blitzte, das Kußreize wie sich seinen Blicken bot. Fesselte ihn die Demut der Gebärde, wäre es das streichende Spiel der Finger? Er erinnerte sich, kürzlich auf einem Bild mitschender Engel von Jan van Eyck schon einmal solche Hände gesehen zu haben, langgliedrige, in der Bewegung selbst zur Melodie gewordene Hände. Als Herr Kein tags darauf seinen Geschäften nachging, war er von einer drängenden Unruhe erfüllt. Es fiel ihm schwer, sich selbst Rechenschaft abzugeben. Es ist einfach lächerlich — das sagte er mehrfach ohne sonderlichen Erfolg vor sich hin. Im Schachklub sollte er heute mit dem — mit dem Ding, dem Einziger spielen, dabei wußte er ganz genau, daß er nicht mit dem Einziger spielen werde, überhaupt mit niemand, daß er gar nicht hingehört,

daß er — sie widersahen will, daß es brennt in ihm, ihre schmalrücken Hände zu betrachten und das Gesicht kennenzulernen. Das Gesicht, das er nicht kennt und doch kennt. Es wird von dunkelbraunen Locken umrahmt sein, sinnierte er, und über dem himbeerfarbenen Mund wird ein schmaler Nasenrücken zu den feinen Pforten der Augenbrauen führen. In der Phantasie war Herr Kein ein rüstiger, ja mauliger Fußgänger in den Gefilden der Liebe. Da konnte er jeden Winkel und jeden lauschigen Platz. Alle Springbrunnen drehte er auf, und es gab kein schwellendes Polster, auf dem er sich nicht schon mit den Anstrengen seiner kühnen Gedanken zu seltsamen Spielen gelagert hätte. So darf es nicht wundernehmen, daß er auch vor dem zärtlichen, seligen Rausch ihres Busens nicht halt machte.

„Aber Herr Kein“, sagte die Hausfrau, die an den mit fast pedantischer Sorgfalt eingehaltenen Stundenplan ihres Meisters gewöhnt war, und sie setzte gleich hinzu, ob ihm etwas fehle. „Nein, gar nicht — das heißt eigentlich doch.“ Und Herr Kein benahm sich mit fliebrigglänzenden Augen weiterhin so verwirrt und fähig, daß die Gute in erster Sorge daranging, einen Kamillentee zu kochen. Sie zwang ihn mit mütterlicher Gewalt in die Küche, und erst nachdem er einige Tassen voll bis hin zum Hingewandergestürzt hatte und nun die ersten Schweißtropfen wie die Herolden eines noch folgenden statilichen Zuges unter den Haaren hervorickerten und langsam begannen, die Stirn hinunterzurollen, um in den Gruben der Augenhöhlen zu verschwinden, war sie mit ihrem Hilfswerk zufrieden. Nun müsse er schnell ins Bett. Ja, das wollte er auch, und verschloß nach einem flüchtigen Gruß die Tür zum Zimmer. Dann stürzte er mit einem einzigen langen Satz ans Fenster, hielt sich am Rahmen fest und sah die der Musik hingebenen Finger, die Mandoline ruhend im schmelzigen und doch weichen Schall der Klänge, und er konnte sich nicht mehr an das Gesicht, das dampfende Gesicht an das kühle Glas, fühlte sein Herz schlagen, kräftiger und schneller. Dann senkte er den Blick unter der Last eines unsicheren Schicksals irgend wohin ins Dunkle des Hofes. Ob sich sie liebe, fragte er sich bestürzt und voll einer tiefen, ihn selbst überraschenden Erschütterung. Dabei konnte ich nicht einmal ihr Gesicht, ihre Stimme, den Druck ihrer Händel ich liebe weniger als ein Schattenbild —

Tags darauf, als ein zuckriger Schnee gefallen war, der die ganze Stadt, die Brücken und Bögen und die Burg zu einer einzigen Weihnachtsauslage gemacht hatte, war er geneigt, mit einem spöttischen, überlegenen Unterton die Eindrücke des vergangenen Abends als Hingespinnste abzutun. Der Einziger hatte angerufen; er ist mit dem Hinweis auf die Kamillenkur auf heute abend vertrieben worden. Doch spielte er ohne Lust und verlor in kurzer Zeit zweimal hintereinander. Ob der Kamillentee etwa blond oder schwarz sei, hänselte der Einziger, nachdem sie die Figuren in die Schachtel zurückgegeben hatten. Auf diese Frage ist Herr Kein prompt rot geworden; er hat sich schnell verabschiedet und ist nach Hause gelaufen. Doch war das Fenster im Hinterhaus schon dunkel. Da stand er nun und seufzte in das schwarze Viereck hinein, an eine dumme Wand hin. Liebende haben für unbotmäßige Betrachter leicht etwas Komisches, um nicht zu sagen Irrs, jedenfalls etwas, das zum Spott reizt. Doch ist von diesem Spott zum Mitleid nicht allzu weit, und wie gadenlos ist eine Zeit, die so wenig noch von der herrlichen Bürde der Anbetung gelien 1881. Auch Herr Kein mag unser Uebeln herausfordern, als er jetzt, die Stirn unter der bohrenden Last der brunneten und doch auch wieder schmetterlingsgleichen Gedanken kraus gezogen,

DAS SCHWARZE HUHN

Das war die alte Leerkuh.

die saß mit ihrem schwarzen Huhn zu Lüneburg im Spittel.

Sie hatte weiter nichts zu tun, als sich vom Leben auszuruhn im Rahmen ihrer Mittel.

Doch war'n im Herbst die Felder kahl, ward ihr der Ohrenstuhl zur Qual, und sie begann zu hoppeln.

Sie band das Huhn in einen Schall, nahm Binsenkorb und Bohnenpfahl, und stapfte in die Stoppeln.

Und schien ihr lohnend wo der Grund, band sie das schwarze Huhn los, und es klang wie eine Fabel:

es suchte rings umher im Rund, und trug wie ein dressierter Hund ihr Ähren zu im Schußfeld.

Und lag im Winter dann der Schnee, lud Leerkuh'sch auf Kornkaffee zu sich die Spittelassen.

Und zwischen Kuchen und Gelee, das schwarze Huhn als gute Fee, trank mit aus allen Tassen. —

WILHELM MICHELS



Sonst, wenn er durchs Fenster blickte
und die blanke Scheibe sah,
freute sich der Mensch und nickte:
„Wahrlich, er ist wieder da!“

Wie so hold umspann die Nähe,
Busch und Teich und Feld, sein Licht.
In der Ferne alles Jähe
floß zusammen, ward zunicht.

Aber heut ist er uns allen
ein Fanal wie früher nie.
Herzen hämmern, Lippen lallen:
„Horcht! ... Was war das? ... Kommen sie?“

Dr. OWGLASS

darang, die Schuhe auszuziehen, die Krawatte zu lösen, die Hose aufzuknöpfen, die Unterhose abzustreifen, um jetzt mit eckigen Knien, den Namen der unbekannten Geliebten murrend, am Waschtisch zu stehen. Aus dem Ofen fiel eine rote Glut. Herr Kein bewegte die Zehen auf und ab, kleine Tänzer im schönsten Bühnenlicht. So dachte er an das Fräulein mit der Mandoline. Viele Menschen sind im Bett vor dem Einschlafen besonders mutig. Sie halten große Reden auf ihre Widersacher, und eine tödliche Dialektik steht ihnen auf einmal zur Verfügung; originelle Gedanken, wert aufgeschrieben zu werden, kutschieren vorüber, blitzten auf in der Laterne magis des Bewußtseins und verschwinden wieder im Nebel des Nichts. Auch Herr Kein hatte die Lösung. Sie war kinderleicht, und er pfiff leise vor sich hin. Er würde einfach morgen die Wirtin fragen: Sie wohnen schon lange in dem Haus — Sie kennen doch die Leute, so würde er sagen. Im zweiten Stock im Hinterhaus lebt ein mandolinspielendes Mädchen. Wissen Sie ihren Namen? Dann würde sie ihn sagen und alles wäre gut. Sie

würde ihm vielleicht mit dem Finger schalkhaft winken und: Herr Kein, Herr Kein rufen. Ach, würde er dann mit einer lässigen Bewegung erwidern und ein Lächeln aufsetzen, das Lächeln des Frauenkenners. Denn würde er die Tür in die Hand nehmen, mit zwei Fingern an den Hüttrand tippen, so wie er das einmal im Kino gesehen hatte und: Tag Frau Schuler sagen. Unter diesen forschen Betrachtungen schlief er ein, und ganze Heerscharen mandolinspielender Engel schlossen sich um ihn zu einem schwebenden, zirpenden Chor zusammen. Die Engel waren von einer mädchenhaften Anmut, doch hatten sie keine Gesichter.

„Es ist nämlich so“, sagte Herr Kein am Morgen, und er hatte das Gefühl, als ob sein Körper allein, von seinem Ich im Stich gelassen, diesen waghalsigen Weg hinunterliefe, immer schneller, immer schneller, „daß im Hinterhaus jemand Mandoline spielt!“ — Die gute Frau Schuler hielt im Geschlirspülen ein; alle Frauen haben da eine Witterung, kennen sich aus und sind zusammengeschlossen wie ein Orden. Sie hob schalkhaft den Finger, sah ihren heute so sonderbaren Mieter von der Seite

an und erwiderte: „Herr Kein, Herr Kein!“ — Herr Kein hatte es genau gewußt, aber es half ihm nichts. Die Röte überzog sein Gesicht bis hinter zu den Ohren, und es war, wollte man die Farben in dem Zimmer gegeneinander abwägen, ein grelles Gegensatz zu dem nickelhellten Morgen im Fenster. Die Frau hatte ihr Lächeln verstärkt, doch war es mit Güte vermischt. Herr Kein sah sich um wie ein gefangenes Tier, es blieb ihm nur mehr der Ausweg des Amoklaufes. Mit donnernder Stimme schrie er: „Ich frage nur, weil ich den Lärm nicht vertragen! Daß Sie es wissen, dieser Lärm, der oft bis in die Nacht hineingeht!“ Es dröhnte im Nachhall eine Tür und Schilte, aufgeregtes Getrappel, klapperten über die Treppe. Der mit sich selbst und der Welt zerfallene junge Mann begann nun in den nächsten Tagen gegen seine — wie er es jetzt höhnisch nannte — wahrhaft kopflose Liebe vorzugehen. Doch mußte er immer wieder feststellen, wie viel Abiegler sich schon in das Erdreich seines Herzens versenkt hatten. Trotzdem stand er nur mehr selten am Fenster, und auch da sah er nicht immer die musizie-

renden Hände Mehr und mehr verkürrte die süße Wehmuth des Verächters die Unerschrockene. Im Schachklub wirkte er geheimnisvoll; ein männlich beherrscher doch weher Zug schlen um seine Lippen gegebene. Dargestellt von einem großen Liebesleben unwiderr und geschneit, machte er über das Brett gebeugt seine Züge, ein ernster Mann, plötzlich wieder über seine Jahre hinaus gereift. Wir sind schon fast geneigt, mit Herrn Kein zusammen von der Gnade der Überwindung zu sprechen, da kam eines Tags, besser eines Abends, ein Mädchen vom Rückgebäude her über den Hof gesprungen. Herr Kein hatte sich gerade Hartwurst gekaut und Kaisersemmel, jetzt aber war ihm der Hunger fortgerutscht durch die Taschen seines Anzugs. Was hatte er dann von ihr gesehen in der Sekundenschnelle? Wohlgeformte Beine, einen grünen, polzverkrümmten Mantel, zärllich um die Hüfte gespannt, oder war der Mantel rot oder blau — das wußte er nicht. Aber er sah ihr Gesicht, durchpulst und belebt von einem lieblichen Strömen der Jugend Dieses Gesicht! Das er sinnierte im kalten Haussang vor sich hin — war wie ein auf Flaum gebettetes Osterl, auch, was Herr Kein sagte, was dieses Gesicht ihm war: Sternlichkeit und küßbarer Mund, paradoxischer Klang und Spiegebild. „Haben Sie warten müssen?“ fragte ihn Frau Schuler, doch hatte sie das Teewasser: warmgehalten. Sie wollte ihm so gerne helfen, und einmal fand er einen Zettel auf dem Tisch: Interessiert! Sie der Name noch? Doch tat er demals so, als hätte er ihn nie gelesen. Nun von dem Tag an, da er das Mädchen gesehen hatte, war die Welt anders und kostbarer geworden. Der gläserne Trompeter war heute vorgeladet; alles schien heute vergoldet. Herr Kein schrieb in sein Geschäftsbuch mit goldenen Blattgold, goldene Ziffern. Auf goldenen Schuhen schritt er über goldene Straßen, und er wußte auch, daß er es jetzt tun könne. Als er sich wieder trug, diesmal auf der Straße vor dem Haus, zuckte nur kurz sein Herz. Zuviel stand auf dem Spiel. Dann sagte er, als hätte er es schon oft gesagt: „Frühen, spielen Sie Mandoline?“ Das Mädchen war kurz stehen geblieben. Es war eigentlich nicht sehr überrascht, denn schon oft mochten ihr ähnliche Dinge begegnet sein. Auch der Herr Kein schrieb in sein Geschäftsbuch mit goldenen Blattgold, goldene Ziffern. Die Männer konnten wohl nicht anders, und irgendwie schien es ihr auch in Ordnung zu sein. Dann erwiderte sie, und ihre Augen funkelten vor Lust an der Parade, aber auch die Gremmel: mochte einige Blinklichter aufgezogen haben: „Das finden Sie wohl besonders originell!“ Herr Kein brachte noch ein aufgerauges, „Aber —“ hervor, doch war da nichts mehr als eine Wand und ein Schild an der Wand, ein Nummernschild. Herr Kein fas die Ziffern, rechnete sie zusammen und multiplizierte sie mit fünf. Sie konnte die Christe heißen. Dann tauchte er wieder auf und schüttelte sich; der Kopfslagen in die Behälter ihrer Augen war zu Ende. In einem Zug matt, küßte er sie. Das gab es doch nicht. Oder ging dieses Spiel, das ja auch kein Spiel, sondern das Gegenteil von einem Spiel war, nach anderen Regeln? Er konnte es jetzt einfach nicht, die Figuren zusammenzuwerfen.

So stand er die nächsten Tage, die Wochen, um die gleiche Stunde vor dem Haus, stapfte durch faulenden Schnee, glitschte über gelorrenes Wasser, hörte einmal auch einen frischen Regen auf seinen Hutrand trommeln — sie kam, die kleine Schöng gegenüber in der Ecke eines Haussangs war ein Marionetten mit seinem runden, schwarzen Ofchen aufgezogen. Herr Kein wurde Stammgast. Sie führten freundliche Gespräche, derweil er seine Hände an den heißen Kastanien wärmte. Dann ging er wieder auf und ab und streckte in Abständen die runden Kugeln in den Mund. Sie dampften noch, wenn man die knusprige Seite entfernte. Er ließ sie, von der Zunge gesteuert. In der Mundhöhle herumrollen, bis sie genau abgekühlt waren, um mit Zähnen und Gaumen ge-

peckt zu werden. Als täglicher Kunda bekam er ausgewählte Exemplare; duftende Kugeln, Hitze strahlende kleine Sonnen. Herr Kein hatte mitunter Mühe, sie unterzubringen. Als einmal, es mochte die dritte Woche vergangen sein, die linke Backe gerade bis zum Platzen gefüllt war, da geschah es — da kam das Mädchen hinter ihm her. Ohne sie gesehen zu haben, wußte er sie. Sein Herz hämmerte und drohte ihm in die Ohren. Schon war sie an seiner Seite. Der Mann drehte in unwiderstehlichem Zwang den Kopf, sah sekundenschnell einen erstaunten, dann spöttischen Blick in der dunklen Tiefe ihrer Augen. Nun nahm er den Hut vom Kopf, wollte trotz der klemmenden Kugel in der linken Backe zu sprechen beginnen. Doch war sie schon an ihm vorbei. Er griff während nach der Kastanie im Munde und behielt sie in den Fingern. Das Hubbard klebte an der Stirn. Dann mummelte er ein Wort: „Vorbei!“ oder so etwas Ähnliches. Mehr und mehr nahm seine Liebe in den nächsten Monaten einen mystischen Charakter an. Manchmal, wenn er wach im Bett lag, war er sich darüber klar, daß dieses Mädchen gar nicht existierte, daß es ein Idol war, eine Phantasiefigur, das geliebte Bild eines reinen Wunders, und er lebte es in den Goldgrün getuschelten Madonnenmalen. Nur schau hab er dann und wann noch in Gedanken den Blick zu ihr, die vor ihm schwabte im dunklen Zimmer. Zu überirdisch schien ihr Funkeln, zu göttlich die Strahlung ihrer Gnade. Es ist nicht verwunderlich, daß Frau Schuler längs, was die Wirkung ihres Kamillentees betraf, in ähnliche Zweifel gefallen war. Ihr Mieter hatte den Frohsinn abgelegt, so wie im Herbst die Bäume ihre Blätter ablegten, nur nicht so tadelnd, nur nicht so gelb und rot, als wollten sie ihr nahe Fröde mit Textileiden verhüllen. Nein, vielmehr so, wie einer, der seinen von einem Windstoß entführten und von der Straßenbahn überfahrenen Hut in den Randstein wirft. Und Christa? Ahnte Christa etwas von dieser Verwüstung? Schritt sie vielleicht mit hochgeschürztem Röckchen durch diese Seelensteppe? Ist sie, sagen wir es deutlich, kokett, kalt, grausam und unwürdig, das Bild des Medallions zu füllen, mit dessen silbernen Katschen Herr Kein wie ein Weihnachtskaktus sein Herz verschute. Weiß sie etwas von dieser Fasettelung, die ihr winzigstes halbdunkles Lächeln zwar noch enger und unlösbarer, aber zu lächerlicher Verwandelt hätte, oder ist sie diesen immer neu auf sie eindringenden Anrufen gegenüber taub? Ist sie, mit einem Wort gesagt, dumm? Denn dieses ist die eigentliche und größte Dummheit der

Frauen. Dabel ist es so gewesen, daß Christa einige Male, ja öfter, ohne von ihm gesehen zu werden, mit Herrn Kein zusammengetroffen war, daß sie seinen Namen wußte, daß sie bald begriß, sich ihren eigenen Spottas ob seiner komischen Hilflosigkeit zu schämen, ja ein mütterliches Ahnen zum erstenmal aus unbekannten Gründen ihres Wesens aufsteigen spürte. Ihr Liebest, das hatte sie sich zwar die ganzen Jahre her gesagt, mußte ein Sieger sein. So mit Hallo und Augenzwinkern und Händen in den Taschen. Mit der Schulter würde er zucken, nur eine kleine Bewegung, kaum sichtbar, und schon würde sie an seine Brust sich stützdrängen und Liebesworte stammeln. Eine Hand würde er in seiner Tasche behalten, die andere aber, o die andere, um ihre Hüfte schlingen. Eine Eisenklemmer würde das ein Schraubstock, und wenn sie Schmerzschreie ausstoßen würde, wenn es keine Schmerzschreie, sondern solche der Lust. Nun kam Kein! — Die Erwachsenen hatten es oft genug gesagt, jetzt sah sie es selbst: Das Leben ist kein Film. Kein ist das Leben. So ging sie hin, sich eine Mandoline zu kaufen, ein leichtes, wehes, verzickendes Lächeln spannte sich um ihren Mund. Sie schien plötzlich nicht mehr dem was sie unmissklich. Doch hatte sie gestern ihren Herrn Kein — so nannte sie ihn bereits für sich — wieder einmal gesehen. Sie freute sich mit drängender Kraft ihrer prangenden Jugend. So breitete Christa in stiller Erwartung und mit feischen Griffen auf der Mandoline den sonst so dunklen Mantel der Zukunft vor sich aus. Da sie wußte, was sie wollte und entschlossen war, danach zu handeln, da der blinde Passagier Kein in ihrem Lebensschiffchen nie zum Steuen zu bewegen vermöge würde, ging sie jetzt darauf, besonders nett anzog und duftend vor Frische, Herrn Kein entgegen. Es war die selbstverständliche Sache der Welt „Herr Kein“, sagte sie und ihre Stimme flackerte nicht einmal, „natürlich kann ich Mandoline spielen!“ — Zwischen der Frage und der Antwort lagen sieben Wochen. Sie schrumpten in sieben Sekunden zusammen. Herr Kein hielt ihre Hand, sah, da er den Blick noch nicht ganz zu erheben wagte, auf den glänzenden Knopf ihres Mantels. Dieser große, runde, glänzende Knopf war ein kleiner Spiegel. Er sah sich dort den Kopf abnehmen. „Ach“, sagte er, „dann sind Sie es doch, ich habe es gleich gewußt!“ Blitzschnell, nicht aus dem Wissen, nur aus der Witterung das liebenden Menschen schöpfend, kam die Antwort: „Ja, ich bin es!“ — Wer soll ich sein, dachten ihre nächsten forschenden Gedanken besorgt; dann begann er aber schon zu erzählen, alles zu erzählen. Das fadenförmige Riesel wurde zur plätschernden Kaskade. Da war der Kopf zu den Händen, den Hüften. Die Kaskade wurde zum Wasserfall. Herr Kein war ein guter Erzähler. Herr Kein war auf einmal ein guter Erzähler. Noch immer hielt er ihre Hand. „Verzeihen Sie.“ Dieses Engelsgeschick neigte sich ihm lüchelnd zu, es war ein Lächeln, das die höchsten, die schroffenste Berge sich öffnen ließ, um die Schätze ihrer Liebe darzubieten. Sieben Sekunden wurden zu sieben Jahren. Es war, als ständen sie noch immer Hand in Hand. Dabel waren sie schon längst verheiratet. Die Mandoline lag im Glasschrank auf einer dunkelroten Plüschdecke neben den Tassen mit dem breiten Goldrand. Sie führte das kleine Trogphäse und die kleine, kleine Dörkeng. Herrn Keins zum Trotz, ungeplant. Nein, sagte Christa und erhöhte slyblich das Geheimnis noch mit dunklen Andeutungen, nein, sie könne und dürfe nicht mehr spielen. Die Mandoline sei kein Musikinstrument. Was sie zum Klingen habe bringen sollen, habe sie zum Klingen gebracht. Sie sei ein Symbol. Dabel hatte Herr Kein eine Vorliebe für das Mandolinenspiel. Doch sagte er jedem, der es hören wollte, daß Christa die Richtige sei. Auch Herr Kein bestatigte es.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Ich habe meine Gebirgsjäger in der Instruktionsstunde über den Gebrauch des Gewehrs belehrt und dabei auch vor unnützem Munitionsvverbrauch durch vorreiliges Schießen ins Blaue hinein gewarnt. Um darzutun, wie nachteilig sich die Außerachtlassung dieser Warnung auswirken könne, wies ich auf die Tatsache hin, daß im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 auf einen Franzosen etwa 3000 Infanteriegeschosse gekommen seien. Da platzte ein biederer Österreicher heraus: „Sakra, den muß ich nicht zrischen ham.“

*

Der trinkfeste französische Lyriker Ponchon, Mitglied der Goncourt-Akademie und Verfasser so mancher wein- und liebesfrohen Leichterfertigkeit, fühlte sich krank. Nach gründlicher Untersuchung stellte der Arzt Wassersucht fest. „Unmöglich!“ Ponchon lächelte ungläubig. „In meinem ganzen Leben habe ich keinen Tropfen Wasser getrunken!“

F. F.



„Und es werden im Kriege in Europa Frauen und Kinder von fliegenden Soldaten umgebracht!“

„Aber Großpapa, erzähl uns doch keine solch übertriebenen Greuelmärchen, so was gibt es doch bei den Zivilisierten nicht!“

Presso i selvaggi: „... e nella guerra in Europa vengono massacrati donne e bambini dai soldati dell'aria!..

“Ma, nonno, non raccontarci tali esagerate favole di atrocità: ciò non avviene, no, presso popoli civili!..

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Dompteur



„Was Sie hier sehen, war einmal der wilde Britenleu — heute kann ich ihn in jeder Konferenz vorführen!“

Il domatore: „Quello che vedete qui era una volta il selvaggio leone britannico ... oggi io lo posso presentare in ogni conferenza!“



DAS WILD

VON WALTER FOITZICK

Zuerst hatten wir es gar nicht bemerkt. Wer denkt auch daran, wenn er auf einem Bahnsitz auf und ab geht. Da sagte ein kleines Mädchen: „Schau mal, Mama, die süßen Tiere.“ Süße Tiere sieht jeder gern. Wir dachten zuerst, es handle sich um nette Hundchen. Es waren aber keine netten Hundchen, nein, auf dem Handwagen lag etwas mit Fell, ein Haufen Felle eigentlich nur. „Ach, Rehe“, sagte die Mama, „paß auf, daß du dich nicht schmutzig machst.“ Diese Gefahr bestand allerdings, denn es war allerlei Blut zu sehen. Daraus ergibt sich sofort, daß es sich hier nicht um süße Tiere sondern um Wild handelte. Wir waren nicht jagdlich interessiert, verstanden auch nichts von kapitalen Decken, aber vom Wild verstanden wir alle was. Einer sagte: „In Rahmsoße sind sie am besten“. Ein anderer griff irgendwohin ins Fell. Das war nicht Liebe oder Zärtlichkeit, er wollte nur mal feststellen, ob was dran ist. Die Prüfung fiel zur Zufriedenheit aus: „So ein Schlagel hat seine echt Plund“, meinte er. „Er ist mir lieber als der Rücken, gespickt, müssen Sie wissen.“ Wir wußten es, oder wir erinnerten uns wenigstens.

Schön sehen die Tiere gerade nicht aus, denn man hatte ihnen schon alles abgenommen, was zum Wanderschmuck geeignet ist. Trophäen nennt das der Jäger, glaube ich, und darunter kommt in schöner Schrift Ort und Datum des Tages, wo das Tier das Zeitliche segnete und zum Wildbret wurde. Das ist alter Weidmannsbrauch. Es waren übrigens nicht bloß Rehe, sondern auch Hirsche und Gamsen, so wenigstens sagte ein Fachmann. Und er wies auch auf die Stelle bei den Gamsen, wo die ganz vorzüglichen Reispinsel wachsen. Die Richtigkeit muß ich diesem Fachmann überlassen, denn ich habe Reispinsel bisher immer nur gekauft und nie geschossen.

Wir alle fanden die Tiere sehr schmackhaft, und nur das kleine Mädchen bedauerte sie. Kinder sehen halt nicht gleich das Wesentliche. Wir fanden das Wild sehr wesentlich, und eine Dame begann, die ganze Strecke in Fleischmarken umzurechnen. Das hatten die Tiere sich nicht träumen lassen, falls Gamsen, Hirsche und Rehböcke überhaupt träumen. Wir aber wurden alle etwas träumerisch.

Einer sagte, er werde sich seine letzte Kalbshaxe, natürlich gut abgeteilt, nächsten auf ein schöngeschlitztes Brett montieren lassen und ein Datum darunter schreiben, das Datum, an dem er die Kalbshaxe erlegt, Verzehrt, zerlegt hatte.

NICHTS FÜR UNGUT

„Sie reden immer bloß vom Essen“, hat eine Dame mich gerügt, »und kochen drüber zu vergessen, daß das denn doch nicht ganz genügt.“

Wo bleibt das zärtliche Fibrieren, die feurige Begeisterung, das seltsame Sich-im-Zill-Verlieren – na, kurz: wo bleibt der höhere Schwingung?

Erstend fennte ich die Stirne, als ich das Wort zur Kenntnis nahm. Dann aber recht' ich meine Birne und sprach: »Entschuld'gen Sie, Madam!

Ich bin ein unbeholf'ner Stammhirn, der schlichte Käsebrote schmiert, kein Hymnhirner und Dithyrammhirn, der braupetrolig explodiert.«

Ratatöhr



„Sonderbare Leute, diese Sowjets — jetzt erwarten sie, daß wir
Engländer für ein bolschewistisches Europa auch noch kämpfen!“

Di ritorno da Mosca: „Che strana gente questi soviet! Adesso aspettano anche che noi Inglesi combattiamo per un'Europa bolscevica!..“

DAS GRÜBCHEN AM KINN

VON KONRAD SEIFFERT

Verwöhnt? Nein, verwöhnt hat wir nicht, der Ramon und ich. Wir hatten schon schlechter gegewohnt als bei Doña Carmen in Las Canchas. Wir hatten auch schon schlechter gegessen als bei dieser Dame. Teurer allerdings hatten wir noch nirgends gewohnt und gegessen. Und das war es, was uns den Aufenthalt in Las Canchas etwas verleierte.

Damals wurde dort nach Petroleum gebohrt. Wir bohrten. Aber wir fanden nichts. Das kommt vor. Dieses Bohren kostete nicht unser Geld. Im Gegenteil: Wir verdienten dabei. Wir wurden recht gut bezahlt. Und das wußte Doña Carmen. Oh, sie war scharf hinter dem Gelde, das wir verdienten. Sie wollte auch teilhaben an dem papiernen Segen, der sich über den kleinen Ort am Rande der Quebrada de Clifuncho ergoß. Und so nahm sie uns ab von unserem Verdienst, was sie nur ergötzen konnte.

Nun werden Sie sagen, lieber Herr, wir hätten ja woanders wohnen und essen können. Ach, das ging nicht. Es war alles belegt. Wir, der Ramon und ich, wir waren ja nicht die einzigen Männer, die bei Las Canchas bohrten.

Es waren noch andere Herren da. Und alle mußten untergebracht werden. Alle mußten essen. Die Leute von Las Canchas waren auf den plötzlichen Ansturm nicht eingerichtet. Sie richteten sich erst ein, als sie sahen, daß es etwas zu verdienen gab. Und wie sie sich einrichteten! Alle. Nicht nur Doña Carmen.

Nun legt ja in der Regel so eine Petroleumgesellschaft, wann die Bohrungen beginnen, ein Camp mit allem Komfort für ihre Leute. Bei Las Canchas aber war das anders. Bei Las Canchas dachte man nicht daran. Es kam mir von Anfang an vor, als glaubten die Herren selber nicht so richtig an das Vorhandensein ergiebiger Erdölquellen in dieser Gegend. Und deshalb wurden die Ausgaben für die Anlage eines Camps gespart. Wir bekamen Geld, nichts weiter. Wir gingen in Selbstverpflegung. Sie kennen so etwas sicher auch, lieber Herr.

Also: wir wohnten und aßen bei Doña Carmen. Wir waren ihr gewissermaßen zugewiesen worden als Einquartierung. Vom ersten Augenblick an behandelte sie uns als lästige Eindringlinge. Nur das Geld, das wir ihr zahlen mußten, war fähig, ihr Gesicht etwas aufzuhellen und ihren Mund zum Schmeigeln zu bringen.

Ich muß Ihnen nun sagen, daß Doña Carmen eine Mestizin war, eine mächtige Frau, unter deren Triften das Häuschen wackte. In dem wir wohnten. Es wackte auch, wenn Doña Carmen eine Ansprache an uns hielt. Das tat sie gern, oft und mit Ausdehnung. Sie hatte immer etwas zu reden. Nur wenn sie Geld bekam, war sie still.

Doña Carmens Haus hatte zwei Räume, einen größeren und einen kleineren. In dem größeren wohnten wir. In dem kleineren die Hausbesitzerin. Jeder Raum hatte einen separaten Eingang, selbstverständlich. Gekocht wurde in einer Bretterbude, die an der Seite des Hauses stand. Das war sehr vorteilhaft.

In dem Raum, den wir bewohnten, der Ramon und ich, war kein Fenster. Doch das schadete nichts. Licht und Luft bekamen wir genug. Es waren Spalten und Ritze da, durch die junge Hunde und anderes Getier zu uns herein- und wieder hinauslaufen konnten. Es lief, das Getier. Regen? Nein, Regen hatten wir nicht. Es war nicht die Zeit dazu, als wir uns in Las Canchas aufhielten. Aus diesem Grunde machte es uns auch nichts aus, daß nur etwa die Hälfte des Raums mit einem Dach versehen war. Auf der anderen Seite des Hauses, bei Doña Carmen, sah es noch lugiger aus.

Leider hatten wir keine Betten. Wir schliefen auf dem Fußboden. Der Fußboden bestand aus

losem Lehm, der vielleicht früher einmal festgestampft gewesen war. Jetzt ging er in rötlichen Wolken hoch, wenn man seinen Fuß daraufsetzte. Und Sie glauben nicht, lieber Herr, wie lange sich solch roter Lehmstaub schwebend in der Luft zu halten vermag! Eigentlich sehen, ständen, lagen wir immer im Lehmstaub, wenn wir uns in dem Raum aufhielten. So etwas ist störend, wahrhaftig! Störend war auch das Ungeliefer. Naiv, ich will Ihnen hier nicht ausführen, was da alles lief, sprang, floh, kroch, schwirrte. Das würde zu viele Zeilen kosten. Aber an Ungeliefer gewöhnt sich der Mensch bekanntlich. Ramon und ich, wir gewöhnten uns.

Ich sagte schon, daß wir bei Doña Carmen aßen. Ja, sie kochte für uns. Sie kochte jeden Tag so ziemlich das gleiche. Es war immer eine fetter, mißfarbene Brühe, in der allerhand herumschwamm. Geschmack? Nein, das Zeug schmeckte eigentlich noch nichts. Es brannte nur entsetzlich auf der Zunge und im Hals. Das kam von den vielen Gewürzen, die Doña Carmen verbrauchte. Aber damit, daß uns der Schlund ausgebrannt wurde, mußten wir ja überall rechnen.

Es war sozusagen ein Eintopfessen, das wir in Las Canchas täglich vorgesetzt bekamen. Doña Carmen behauptete, es sei Puchero. Nun ist Puchero tatsächlich etwas Zusammengekocktes. Aber es gibt da doch Unterschiede, wahrhaftig! Doña Carmen war uns gegenüber wenig liebenswürdig. Sie schrie uns an. Sie kümmerte sich nicht um unseren Schlafraum. Sie dachte nicht daran, uns das Leben ein wenig angenehm zu machen. Wenn sie mit dem Essen angewacht kam, denn krekelle sie dabei mächtig, schimpfte auf uns Tagediebe, beklagte sich über die viele Arbeit, die sie mit uns hatte, behauptete, früher habe sie andere, ganz andere Herren beherbergt, haßte sie wir überzeugt davon, daß wir ihr viel zu wenig Geld gaben. Und das sagte, schrie, schaltete sie denn auch. Sie hieb das Essen auf den wackeligen Tisch, daß es überschwappte. Am nächsten Tag waren die Spuren ihrer Empörung über uns noch zu sehen. Auf dem Tisch.

Und Ramon sagte, nachdem wir etwa eine Woche bei Doña Carmen für sehr viel Geld schlecht gegessen und noch schlechter gegessen hätten: „Das ist nicht auszuhalten! Hier muß endlich etwas geschehen!“

Ich hatte da wenig Hoffnung. Aber vielleicht, dachte ich, fällt dem Ramon doch etwas ein, was geeignet ist, unsere Lage zu bessern! Bevor wir nach Las Canchas gekommen waren,

AUF JENEN FELDERN

Einst ward viel roter Mohr

*Auf jenen wildzerpflügten Feldern prangen,
Und goldne Ähren wiegen sich im Sommerwind -*

Wer weiß dann schon,

Welch hütten Weg wir dort gegangen

In Nacht und Grauen und?

Wer weiß, wer fragt es

Von denen, die da nach uns kommen werden,

Welch Ungesagtes

Längst sich verband mit Stein und Erden -?

Der Mohr bleibt stumm.

Und nur der Grübler, der sich aus der Welt

Hierher verirrt, -

Nur der wird dunkel ahnen dann, warum

Ein Ährenfeld

So rot wie Blut auf dieser Erde wird - —

HERBERT LESTIBOUDIS

hatten wir oft und gern gelacht. Aber jetzt waren unsere Gesichter tiefsaurig. Ja, solch ein Drachen wie Doña Carmen kann aus einem fröhlichen Menschen in kurzer Zeit einen Melancholiker machen, wahrhaftig, lieber Herr! Doch das Leben ging weiter.

Ein paar Tage später sagte Ramon zu unserer Hausfrau, als sie uns das Essen brachte: „Doña Carmen, Sie haben da ein ganz entzückendes Grübchen am Kinn!“ Dabei lächelte er die Frau an, es sah beinahe aus, als sei er in sie verliebt. Ich muß sagen, daß ich sehr stark erschrocken und befürchtete, Doña Carmen werde sich solch plumpe Anbiederung sehr energisch verbieten. Welt gefehlt! Sie tat es nicht. Sie stellte das Tablett recht auf den Tisch, zum erstenmal. Dann stemmte sie die massiven Fäuste in ihre kolossalen und sehr weichen Seitenteile, sah sich den Ramon an, legte den Kopf schlief, grinste, verzog das Mäulchen und flüsterte: „Ach, das haben mir die Männer früher oft gesagt!“ Dabei schloß sie die Augen.

Ramon sagte ihr nun noch ein paar Sachen, die so entsetzliche Schmeicheleien waren, daß ich mich sehr schämte. Dabei aßen wir, Puchero. Wie immer.

Doña Carmen watschelte davon. Ich war gerade dabei, dem Ramon zu erklären, daß er mit seinen blöden Redereien wohl bei einem netten, hübschen, jungen, freundlichen Mädchen Erfolg haben könne, nicht aber bei solch einem Ungeheuer wie Doña Carmen. Da kam sie zurück. Mit dem Tablett. Auf dem stand der Nachschub. Noch nie hatten wir Nachschub bekommen. Heute gab es Nachschub. Es war etwas in Fett gebackenes, sehr süß und sehr heiß. Es schmeckte recht gut. Und Ramon lobte das Zeug mächtig. Noch nie, behauptete er, habe er so etwas Vorzügliches gegessen. Und auch ich sprach ein paar anerkennende Worte. Danach redete Ramon wieder von Doña Carmens Grübchen am Kinn. Sie kuckte wie ein Tapir auf der Flucht vor dem Jaguar.

Als wir am anderen Tag nach Haus kamen, war der Fußboden unseres Raums mit einem Teppich belegt. Es konnte nun auch für mich nicht mehr zweifelhaft sein, daß Ramons Methode die richtige war.

Sie war die richtige, das können Sie glauben, lieber Herr! Bei jeder Gelegenheit wurde sie nun von Ramon angewendet. Ich hätte ihm nie so viel Selbstüberwindung zugezagt! Schließlich, dem guten Beispiel folgend, ging auch ich dazu über, Doña Carmen einige Schmeicheleien zu sagen. Ja, sie hatte da ein Grübchen am Kinn. Grübchen kommt von Grube. Nun, es war eine Grube. Aber das blieb nebensächlich.

Die Hauptfrage für uns war, daß wir von jetzt ab für unser Geld verhältnismäßig erspöndig zu essen bekamen, daß unser Wohnraum täglich etwas in Ordnung gebracht wurde, daß Doña Carmen nicht dauernd schimpfte, schrie, tobte, brüllte.

Ganz zahn war diese Bestie geworden. Sie zeigte uns Bilder aus ihrer Jugend. Und auch auf diesen hatte sie ein Grübchen am Kinn. Früher mußte sie ein recht hübsches Mädchen gewesen sein. Als wir nach etwa einem Monat Las Canchas verließen, weil die Bohrarbeiten abgebrochen wurden, weinte Doña Carmen hemmungslos. Noch nie, schrie sie, habe sie so nette Herren beherbergt. Und die Zeit, die wir bei ihr verbracht hätten, sei die schönste ihres Lebens gewesen. Da wurde uns, dem Ramon und mir, ganz klar, daß es sehr einfach ist, einen Drachen wie Doña Carmen zu zähmen. Man braucht ihm nur etwas von dem Grübchen zu erzählen, das er am Kinn hat. Zuweilen kann es, glaube ich, auch etwas anderes sein als ausgezeichnet ein Grübchen am Kinn. Wußten Sie das schon, lieber Herr?



„Unerhört, Paul, wie kann dich dieser Mann ‚dummes Rindvieh‘ nennen!“
 „Ja — und überhaupt sagt man nicht ‚dummes‘, sondern bloß ‚Rindvieh‘!“

Correzione: „Cosa inaudito, Paolo! Come mai quest' uomo può chiamarti 'stupido buaccio, l.,
 "Eh glà ... e poi non si dice 'stupido,, ma soltanto 'buaccio, l.,

DER LEUTNANT PFUI DEIFEL

VON KARL SPRINGENSCHMID

„Eine richtige Teufelsstellung“, lacht der Oberjäger unter dem grünen Mückenschleier hervor, und zeigt mit beiden Händen in den Wald hinein. Das stimmt doppelt, so erzählt er uns. Fürs erste, weil diesen dreimal vermaledeiten Wald langst schon der Teufel holen mußte, aber er mag ihn nicht, die Hölle ist ihm lieber. Und fürs zweite, weil der Leutnant selber, der diese Waldstellung hält, „Deifel“ heißt. „Der weiche Teufel“, wie ihn die einen wegen des weichen D voran nennen (was übrigens bei seiner ganzen Art das einzig Welche an ihm zu sein scheint). Die anderen, seine engsten Freunde aber rufen ihn

mit dem Vornamen nicht Albin sondern „Puffi“, weil dann jenes schöne „pfui Deifel“ beisammen ist, das richtig auf diesen gottverlassenen Uwald in Karelien paßt.

Aber das nur nebenbei! Hauptsache, daß einer überhaupt diesen Deifel findet. Das ist für jemanden, der aus Europa kommt, gar nicht so einfach, denn die Karte ist hier, am Ende der Welt, nur mehr eine Art Tapetenmuster, schön und interessant, etwas absonderlich allerdings, weil Sumpf, See und Wald, beziehungsweise Wald, See und Sumpf die einzigen Bestandteile sind, aus denen der Teufel dieses seltsame Muster gemacht hat.

„Beim See 41 links“, so sagte uns einer, „dann über den Sumpf 83, gradwegs in den Wald, bis zum kleinen See 53, dort rundherum, Bach, wieder See, nochmals Sumpf, dann kommt der Wald 53, dem Deifel sein Wald!“ Aber ohne Kompaß geht's nicht. Erst als der Kompaß erfunden wurde, konnte Kolumbus Amerika entdecken und erst mit dem Kompaß entdeckte der Deifel diesen Wald und überhaupt die Gebirgsjäger Karelien. Dabei hatte es dieser Kolumbus bestimmt viel leichter als der Deifel; denn er sah doch tagsüber die Sonne auf dem richtigen Platz und nachts die Sterne. Der karolische Sommer aber hat keine Nacht und keine Sterne. Ja, dieser seltsame Deifel lebt sommersüber ganz ohne die gewohnte Finsternis und will er sich nach dem Himmel richten, so muß er feststellen, daß sich selbst die Sonne so seltsam und ungewöhnlich befindet, daß er nie weiß, was sie eigentlich will, aufgehen oder untergehen oder vielleicht ganz oben bleiben. Außerdem hat dieser Kolumbus vom Mastkorb seines Schiffes aus waltum den Horizont gesehen und das neue Land, das ist viel; denn was der Leutnant Deifel vom höchsten Baumwipfel aus sehen kann, sind wieder bloß Wipfel und Wipfel und alles, nur kein neues Land. Nein, der Kolumbus hatte es schon besser getroffen mit Amerika, als der Leutnant Deifel mit Karelien!

Bleibt nur der Kompaß! Und zwar der feine, kluge Marschkompaß, den die Finnen statt der Uhr am Armband tragen, bezeichnend für sie, weil die Zeit in ihrem Leben gar nichts, die Richtung aber alles bedeutet.

Dieser finnische Waldkompaß ist überhaupt ein echtes Stück finnischen Wesens. Er ist in Öl gefärgert, und schlägt darum nur ganz ruhig und bedachtsam aus, ohne jede Hast und Erregung, genau so ruhig und bedachtsam, wie die Finnen selber ausschlagen, es mag noch so viel magnetische oder bolschewistische Spannung in dem Walde liegen.

Den Kompaß am Arm, so zieht der Spähtrupp los, so führt der Oberjäger seine Posten auf, so sucht der Zahlmeister seine Schreibstube, so geht der Leutnant durch die Stellung, so macht der Hauptmann seinen Besuch beim Oberst.

Den Kompaß am Arm — ja, dies nun ist die kleine Geschichte vom Leutnant Deifel, die ich eigentlich erzählen wollte.

Als der Wald 53 erstürmt war, sagte der Leutnant, auf eine Kiefer zelnd: „Und hier den Kompaniegefechtsstand!“

Auf das hin zimmerte der Gefreite Tschurtschentaler eine hohe Leiter zurecht, legte sie an die Kiefer an, kletterte empor und baute einen Pfügelboden in den Wipfel hinein, so daß der Oberjäger Mumeller, der den Kompanietrupp führte, zugleich seinen Posten hinaufstellen konnte. Inzwischen hatte der Leutnant sein Zelt fertig gebaut und damit war die Übersiedlung vom Wald 49 in den Wald 53 beendet.

Endlich einmal Schlaf? Draußen ist Nebel und Nässe. Aber der Leutnant muß auf, es hilft nichts. Nicht wegen des Feindes, nein, nur sonst, ganz allgemein.

Er schließt aus seinem Schlafsack, er taumelt aus dem Zelt. Er schaut um sich.

Bäume links, Bäume rechts, das ist alles. Da hat er doch gestern genau den Platz bestimmt, jenen Platz, ja, der schließlich selbst im karolischen Uwald bestimmt werden muß.

Aber, zum Teufel, wo ist denn?

Er schaut durch die Bäume, er schaut in den Nebel! Hat er nicht seinen eigenen Zelt mit dem Kompaß gebaut, genau von Norden nach Süden, damit er, schon wenn er herausspringt, weiß, wie

Spuk im Schloß - Spettri nel castello

(L. v. Horváth)



„Zu lästig, diese alten Köpfe. Nie hat man beide Hände frei!“

„Che seccanti queste vecchie teste! Non si hanno mai le mani libere!“



Il sonnambulo

er im Wald steht. Ist denn in dieser Dreiteufels-
gegend alles verhext? Er wird doch noch höll-
sake, den Ort finden, zwanzig Schritte weit.
Er findet ihn nicht. So bleibt er ruhig, wie es im
Walde nötig ist, bei seinem Zelte stehen und
überlegt; denn er weiß, der Wald läßt nicht mit
sich spaßen. Es ist schon einmal einer, der nur
ganz Friedliches wollte, in die falsche Richtung
geraten und statt an die gewünschte Stelle an
den Feind geraten. Das will er in diesem Augen-
blick durchaus nicht.

Guter Kolombus! Du hast es leicht gehabt!
Hilft nichts! Kompaß!

Er spürt, wie etwas ungemein Beruhigendes von
diesem klugen, ögelagerten Ding ausgeht. „Man
müßte alles hier in Öl lagern“, denkt der Leut-

nant, „den ganzen Krieg“ und blickt auf die
Nadel und mit einem Schlage steht die ganze
Welt wieder richtig, das Zelt, der Baum mit der
Leiter, der Leutnant selber, alles. 30 Strich ost-

ES WAR EINMAL

ein Hofnarr, der beklagte sich bei seinem König,
daß eine mächtige Gruppe des Hofstaates ihm
ob seiner kecken Freimütigkeit den Tod ge-
schworen habe. Der König beruhigte ihn hierüber.
Er sprach zu ihm in königlicher Güte: „Wer dich
tötet, Narr, hängt zehn Minuten später selbst.“
Da lächelte der Narr schmerzlich und antwortete:
„Mein König, es wäre mir weit lieber, wenn er
zehn Minuten vorher hängen möchte...“ J.H.R.

wärts der Feind, 30 Strich westwärts die Richtung,
die er in dieser Stunde braucht.

Also los! —

Und so geschah es, daß der Leutnant Albin Delfel
von der siebten Kompanie, kurz der „Pflui Delfel“
genannt, den finnischen Marschkompaß am Arm,
ruhig und besonnen, jenen Ort anpeilte, den man
sonst an der ganzen Front im Osten ohne Kom-
paß findet.

An jener Stelle aber haben die Tiroler sodann,
heimischem Brauche folgend, ein Marterl errich-
tet, das den Leutnant Delfel zeigt, den Kompaß
in der einen, die Hose in der anderen Hand, und
die Worte trägt:

Oh, Wanderer steh hier still,
und sieh, was dieser Leutnant will!

WER ERTEILT UNTERRICHT?

Wer erteilt 7- u. 10-jährigen Jungen Unterricht in
Deutsch, Rechnen und Englisch? Anscr. 449605.

Sie haben lärmend in Gärten gepflegt,
Sie haben mit Pfeilen nach Vögeln geteilt,
Sie haben sich lüngernd herumgetrieben
Und sind dem Rechenbuch ferngeblieben.

Und meine Erinnerung spricht:
Auch du lernst nicht Licht,
Auch du warst kein Licht.

Durch Knabenräume Flieger brauen,
Durch Knabenräume schäumt das Meer.
In Knabenräumen Räuber kühnlaufen
Die Gärten einer Herbstzeit leer.

Doch davon reicht nicht Wissenschaft,
Die Wissenschaft braucht Zimmerhaft,
Die Wissenschaft braucht Bücherhaft.

Ein Aufsatzt brüht wie ein Alp,
Ein Aufsatz bringt Qual und Verwirrung,
Man fähmt in das Heft, flüchtig und halb,
Einige Seiten leeren Wort-Firme.

Ich lehne mich knabenklein,
Den leichtsinnigen Kopf in Pein;
Denn es fällt ihm durchaus nicht ein.

Wie wird der Rechenpauker sein?
Der meinige, Rektor a. D., war wie aus Stein,
Ein Monument der unbändigen Strenge,
Zahlenmaschine, Genauigkeit, Gedankenreue,

Gelb voll Sport und Hohn -
Er fürzte Wimmelton vom Thron
Und tötete den Robinien.

ANTON SCHNACK

DAS KROKODIL

VON BRUNO WOLFGANG

In einer kleinen Stadt wurde plötzlich von einem Unbekannten das schönste Häuschen des Ortes angekauft. Dann kamen einige Wagen mit seltsamen Möbeln, Waffen und Teppichen. Zum Schluss der Herr selbst, ein hoher, magerer Mann mit einem Habichtsgesicht, langem, dichtem Schnauzbart, einem herausfordernden Monokel im Auge und blutroten Gamaschen über die spiegelnden Lackschuhe. In der Hand trug er einen goldenen Koffer. Er war also ein Musiker.

Falsch. Er war kein Musiker. Was er war, blieb überhaupt rätselhaft. Er war Herr von Grill. Er hatte keinen Beruf, keinen Titel, nur Geld. Und im goldenen Koffer hatte er eine kostbare Stradivari. Nein, er hatte keine Stradivari im goldenen Koffer, sondern ein ganz kleines Krokodil, ein zartes Wesen in der Blüte seiner Jugend. Sein Mäulchen (das Krokodil) war noch mit den ersten milchigen Milchzähnen besetzt. Die kleinen Augen hatten etwas Sanftes, Trübseliges. In ihrer Tiefe schlummerte die ferne Glut ägyptischer Prinzessinnen und tanzender Negerköniginnen. Der Belag seines Rückens war noch weich und zart, noch nicht gekerbt, fast wie Imitation, und der gelblich weiß gespannte Bauch hatte fast etwas Menschliches.

Eine Zeilung liebte Herr von Grill ruhig in seinem Hause mit seinem Diener und dem Krokodil, welches das Klima ausgerechnet vertragen und sich prächtig entwickelte. Die Stadt freilich betrachtete ihn mit Mißtrauen, und über Gerüchte umflatterten sein schweigendes Haus wie Fledermäuse.

Eines Tages erschien Herr von Grill beim Schreinermeister Hölzlreich und sagte: „Zeigen Sie mir Ihren größten Serg.“

„Oh, gestatten zunächst mein herzlichstes Beileid.“ Eine Träne erschien im Auge des Schreinermeisters mit geschäftlicher Emigkeit.

„Nein“, wehrte der Herr ab. „Ich brauche nicht Gemüt, sondern einen Serg. Zeigen Sie mir Ihren größten Serg.“

Der Schreiner beäugelte sich, dem Wunsche zu entsprechen. Herr von Grill bezahlte einen phantastischen Preis und fügte hinzu: „Senden Sie mir ihn sofort. Ich brauche ihn dringend.“

Gewohnheitsmäßig murmelte Herr Hölzlreich: „Hobelsäge gefällig? Ein lackiertes Kreuzfuß? Kerzenhalter schön verblüht?“

„Wenn Sie noch ein einziges Wort reden, werden Sie einen Serg brauchen, nicht Licht!“, sprach der Herr ganz leise, funkelte aber dabei so fürchterlich mit seinen schwarzen, stechenden

Augen, daß Herr Hölzlreich fast bäuchlings zu Tur hinauskrach, sofort den Serg absende und die Neuigkeit an alle Freunde und Bekannten weitergab.

Nun war es Zeit, daß endlich auch die Behörde Argwohn nehme. Es wurde ein besonders kluger und diplomatischer Vertreter der Gemeindeverwaltung entsendet, um die Interessen der Gemeinde gegenüber dem Zugeristen wahrzunehmen. Herr von Grill empfing den Sendboten — er hieß Pinagel — ziemlich ungnädig.

„Was wünschen Sie?“

„Es verläutet, daß hier ein Todesfall vorliegt, über den nicht die vorgeschriebene Anzeige erstattet wurde.“

„Todesfall? Wenn Sie nicht den Fioh meinen, den ich gestern gefangen und in einer Platinhülle gefastet habe, dann weiß ich bei Gott nicht, woraus Sie auf einen Todesfall schließen.“

„Hm, Sie haben doch einen Serg gekauft?“

„Serg? Nun, ich werde Ihnen sofort zeigen, wozu ich ihn brauche.“ Er stieß mit dem Fuß eine Tür auf und ließ Herrn Pinagel eintreten. Das Zimmer war vollkommen kahl. In der Mitte stand auf dem Boden der Serg. In ihm lag ausgestreckt das Krokodil und schlief.

„Sehen Sie, Verehrtester“, fuhr Herr von Grill fort, „früher konnte ich es über Nacht in einem Gelgenkasten unterbringen. Jetzt ist es schon so gewachsen, daß ich ein längeres Futural brauche. Ich hoffe mit dem Serg mindestens ein halbes Jahr auszukommen.“

Das Krokodil öffnete langsam die Augen, hob den Oberkiefer und gähnte gewaltig. Der Besucher wich einen Schritt zurück. Dann kroch es schweigend aus seinem Lager, legte den Kopf auf den Schuß seines Herrn und sah ihn treuerhuldig an.

Herr von Grill kratzte es mit einer silbernen Gabel hinter den von der Natur nur schwach angeordneten Ohren. Es hob den Oberkiefer wieder — Herr Pinagel trat abermals einen Schritt zurück — und ließ ihn (den Kiefer) aufklappen stehen, wie einen Klavierdeckel vor dem Konzert. Sofort ertönte ein lautes Zwitschern vom Fenster. Ein kleiner gelber Kanarienvogel kam herabgeflogen und hüpfte im Rachen des Krokodils zwischen den Zähnen munter hin und her.

„Ah, das scheußig!“ entfuhr es Herrn Pinagel.

„Symbose“, bemerkte Herr von Grill spöttisch.

„Ja, das hab ich mir gleich gedacht!“, erwiderte Herr Pinagel etwas unsicher und empfahl sich einstweilen mit diplomatischer Höflichkeit.

Aber in der Stadt, besonders bei der Obrigkeit, gährte es weiter. Man hatte das unbestimmte, aber ganz sichere Gefühl, daß gegen Herrn Grill und sein Krokodil etwas geschehen müsse. Die Steuerbehörde führte den ersten Streich, indem

Sie haben sich heimlich fortgeköhlt
Zum Wald, zum Hügel, zum Fluß.
Sie lachten die Neßer der Krähen und Dohlen
Sie hatten am Ängeln Genuß.

Auch ich spür' noch den Feuerrauch,
Entfacht im Uferweidenkraut:
Ein Fick schmort, aufgeköhlt am Bauch.

die Herrn Grill die Hundesteuer vorschrieb. In der Tat, was war das Krokodil schließlich anderes als ein verlängerter Hund? Herr Grill hinwiderum meinte eine gefährliche Eingabe an das Finanzamt, um sich zu verteidigen. Inzwischen blieb die Steuerbehörde nicht müßig und verhängte über Herrn Grill noch die Warenumsatzsteuer und die Gemeindeabgabe. Die politische Behörde verlangte von ihm eine Konzession zum Betrieb eines Krokodils und übersandte ihm zu diesem Zweck viermal drei Fragebögen. Es regnete Verständigungen, Erlasse, Noten, Dienstzettel, Amtsverfügungen, Vorladungen, Terminfestsetzungen und dergleichen. Herr von Grill brauchte seine ganze freie Zeit zum Studium dieser oft schwer zu entziffernden Schriftstücke.

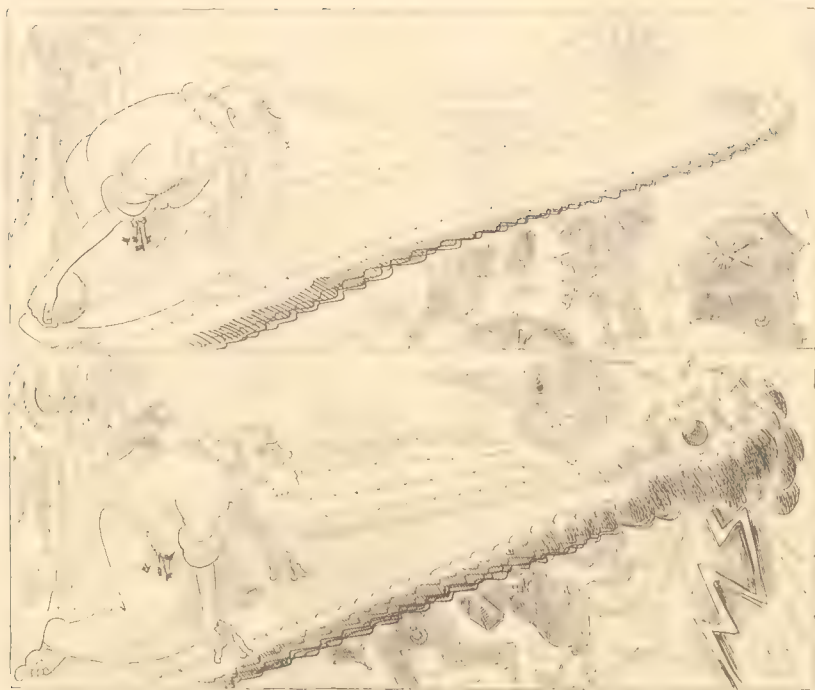
Eine Zeilung hielt er es noch aus. Aber dann beschloß er, sich einen bescheidenen Aufenthalt zu suchen. In einer finsternen Nacht fuhr ein geschlossenes mehrere Möbelwagen vor, ein großes Auto mit abgedeckten Lichtern huschte gespannt davon, und am nächsten Morgen war Herr von Grill fort.

Einige Tage lang blieb sein Verschwinden unbekannt. Erst als der Briefkasten an seiner Tür von behördlichen Aufforderungen, Zahlungsauffträgen und Exekutionsdröhen überquoll, so daß der Briefträger ein halbes Kilogramm solcher Zustellungen wieder mitnehmen mußte, wurden die Behörden mißtrauisch und sandten eine zum Erbittern (der Wohnung) genügende Anzahl von Organen ab.

Die Wohnung war leer. Der einzige Einrichtungsgegenstand, der vorgefunden wurde, war das Krokodil. Es wurde sofort beschlagnahmt, versiegelt und für alle Steuer- und anderen Rückstände haftbar erklärt. Zur Versteigerung kam es jedoch nicht, da sich kurz vor der Amtshandlung herausstellte, daß das Krokodil längst tot war.

Im Magen des Krokodils fanden die Gerichtsärzte einen alten Gelgenkasten, einen schon halb verdauten Serg, ein paar alte, rote Gamaschen und 28 Kilogramm amtlicher Erlasse, letztere gänzlich unverdaut. Schließlich fand man noch die Reste eines kleinen gelben Kanarienvogels. Es war also doch ein böses, heimtückisches Raubtier gewesen, das Krokodil.

Falsch! Es gehörte nur dem ewigen Naturgesetz, das dem Großen gebietet, den Kleinen zu verschlingen. Und wäre ein Dichter unter der Menge jener gewesen, die den langgestreckten Leichnam des Tieres weitzend bestaunten, er hätte in dessen Augenwinkel die Träne sehen müssen, die Träne, die jede Verspaltung des Kleinen durch den Großen begleitet, jene Träne, die sonst nur bei Menschen vorkommt und daher Krokodillräne genannt wird.



EITELKEIT

VON ERIK STOCKMARR

Eine Bank in einem Park. Ein junges Mädel und ein junger Mann.

„Wie wunderschön du doch aussiehst, Lizzie“, sagt er.

Sie lächelt bescheiden, als ob sie es gar nicht wüßte. Eine halbe Stunde hat sie vor dem Spiegel gestanden, um sich schön zu machen.

„Gib mir einen Kuß, Lizzie!“

Sie schüttelt ihren schönen Kopf.

„Doch.“

„Nein.“

„Nein.“

Kleine Pause.

„Warum willst du mich nicht küssen, Lizzie?“

Keine Antwort.

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht will.“

Seine Augen blitzen.

„Liebst du mich denn nicht mehr, Lizzie?“

Ein ganz kleines Lächeln zeigt sich auf ihrem Gesicht. Das macht ihn ganz außer sich. Er steht auf, stellt sich vor sie und guckt sie wütend an.

„Aha, du liebst einen anderen, Lizzie“, ruft er; „deswegen willst du mich nicht küssen. Wer ist der Halunke?“

Keine Antwort.

„Ich springe ins Wasser, Lizzie“, schreit er und nimmt seinen Hut ab.

Augenscheinlich glaubt das Mädel, daß er seine Worte verwirklichen will. Das ist ein bißchen naiv,

denn wenn ein Mann, bevor er ins Wasser springt, seinen Hut abnimmt, wird er sich nicht ertränken.

Den Hut braucht er ja dann nicht mehr. Sie läßt ihn am Arm, streichelt ihm übers Haar und küßt ihn. Lange stehen die beiden dicht umschlungen und küssen sich. Dann setzen sie sich wieder auf die Bank.

„Warum wolltest du mich nicht küssen, Lizzie?“ fragt er.

„Sieh“, sagt sie und zeigt auf ihre eine Wange, die eine leichte, kaum sehbbare Farbe hat. „Ich war heute beim Zahnarzt, der mir einen Zahn zog, und dabei wurde die eine Wange ein bißchen blau. Eine halbe Stunde stand ich vor dem Spiegel und puderte mich, damit man es nicht sehen konnte. Jetzt aber ist der Puder durch dein helnes Küssen fort, du dummer Junge.“

„Und nur wegen des Puders wolltest du mich nicht küssen?“ fragte er lächelnd.

„Ja.“

„Du liebst mich also doch?“

„Natürlich.“

„Ach, wie eitel du doch bist, Lizzie.“

„Küß mich“, antwortete sie, „jetzt ist der Puder doch weg.“

MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren mit ein paar Freunden zusammen. Um die nette Stimmung zu erhöhen, holte ich mein Schifferklavier hervor und setzte mich zurecht.

„Was wollt ihr hören?“ fragte ich.

Sie nannten ihre Wünsche, die ich nach bester Kraft erfüllte. Aber schließlich verlangte einer ein Lied, das ich noch nie gehört hatte.

„Ich spiele es dir mal eben auf dem Flügel vor“, sagte er.

Es war eine flotte, eingängige Melodie, so daß ich sie nach einmaligem Anhören nachspielen konnte.

„Donnerwetter, du bist doch ganz schön musikalisch!“ urteilte der Freund anerkennend. „Woher hast du das eigentlich?“

„Von meiner Großmutter“, erklärte ich.

„Eine tüchtige Leistung für eine so alte Frau, dir das Ziehharmonikaspielen beizubringen“, sagte Johannes.

J. Bieger



„Mir scheint, nicht nur die Zimmer, sondern auch die Schlüssellöcher sind hier viel größer!“

Constatazione: „Mi pare che qui non solo le stanze, ma anche i buchi delle toppe sieno molto più grandi!“

DER SPIELER

VON HEINZ SCHARP

Im Zug nach Monte Carlo sah eine Dame, ihr gegenüber ein Herr. Aha! ... und Gott Amor flicht zwischen den beiden eine bittige Kurzgeschichte...

Gemach, gemacht!

Die scharfen Gesichtszüge der Dame mochten ihr in der Mädchenzeit einen markanten Reiz verliehen haben, jetzt im Alter geben sie ihr etwas Raubvogelartiges. „Dame mit Geleierkopf“ hätte unter ihrem Porträt stehen können.

Der Herr war ebenfalls keine bloße Erscheinung in den besten Jahren, sondern gewann bei näherer Betrachtung durch einen Stich ins Dämonische. Sein Gesicht war durchdrungen von Leidenschaft, die rotundierten Augen zeugten von einem Dauerleben bei Nacht, und seine Hände, oh, diese stark geäderten, fahlgelben Hände verrieten den Spieler. Er machte andauernd Zeichen in ein Notizbuch, sah dazwischen gedankenvoll zum Fenster hinaus, seine Denkmachine lief sichtlich auf hohen Touren.

Die alte Dame betrachtete ihn interessiert. Ein Systemspieler, durchsuchte sie, einer der vielleicht schon einmal die Bank gepregelt hatte oder daran war, dies zu tun, vor Erregung stieß sie wie ein Bussard die Luft durch ihre Haabhinasse aus. Sie mußte mit dem Mann ins Gespräch kommen.

„Entschuldigen Sie“, sagte sie, „könnte man nicht einen Augenblick das Fenster öffnen, es ist so schwül hier?“

„Gern“, willfahrte der Herr ihrem Wunsch, um sich dann gleich wieder seiner Arbeit hinzugeben.

Die Dame fuhr wie auf Nadeln. Nach einer kleinen Anstandsphase setzte sie zu zweiten Attacken an. „Entschuldigen Sie“, ließ sie sich mit kachender Stimme vernehmen, „könnte man das Fenster nicht schließen, es zieht?“

„Gern“, sagte der Herr abermals, klappte sein Notizbuch zusammen und sah sich auf Gnade und Ungnade seiner Reisesgegnis ausgeliefert.

„Sie fahren auch nach Monte Carlo, um das Casino aufzusuchen?“ fragte sie.

Der Herr nickte, obwohl er sich lieber taub gestellt hätte. Er hatte seine Erfahrungen mit geierköpfigen Bekanntschaften.

„Sie spielen nicht zum erstenmal?“ forschte sie weiter.

„Nein, Ich spiele seit Jahren.“ Er sagte das ohne viel Aufhebens.

Die Augen der alten Dame begannen immer mehr zu funkeln. Also hatte sie den Mann doch richtig textiert. „Und spielen Sie immer mit Erfolg?“ drang sie neugierig in ihn.

Der Gefragte klopfte dreimal auf das Fensterholz. „Mit einer Serie von Erfolgen“, zuckerte er.

„Ah“, sank die Dame in sich zusammen, „und ich Unglücksrabe verliere immer, ich habe schon ein Vermögen in Monte Carlo gelassen. Trotzdem zieht es mich stets wieder hierher. Frauen sollten überhaupt nicht an die Rouletteische gelessen werden.“

„Dann würden die Spielsäle bald leer stehen“, meinte der Herr. „Die Roulette ist ja nicht auf die männliche, sondern auf die weibliche Psyche zugeschnitten. Ihre 36 Nummern sind eine galeante Konzeption an die Frau. Damit sie ohne corrigere la fortune ihr Alter zeigen kann, womit jede Frau ihr Debut beim Spiel beginnt.“

„O Gott, und was mache ich mit meinen 72 Jahren?“ seufzte der Unglücksrabe, der bereits dreiundsiebzig Lense hinter sich hatte.

„Sie setzen beharrlich zweimal hintereinander auf 36 und der Coupler wird Ihnen Berge von Jetons zuschieben.“

Die alte Dame hätte den Mann am liebsten um-

Die Drückebergerin - U'imboscato

(G. Brinkmann)



„Ich bin Direktor des Thalia-Theaters. Ich möchte die Dame engagieren, die so ergreifend ihre Arbeitsunfähigkeit zum Ausdruck zu bringen vermag!“

„Io sono il direttore del Teatro Tullio. Vorrei scritturare questa signora che so esprimere in modo sì commovente la sua inabilità al lavoro.“

armt. Sie fand ihn einfach hinreißend. Seine Augen loderten, seine Finger zuckten, der Spieler in ihm war erwacht. Vor Aufregung begann sie immer mehr mit dem Kopf zu wackeln. Diese Bekanntschaft hatte ihr die Göttin Fortune in den Weg geführt, spät, aber doch. „Ach“, sprach sie mit leichter Koketterie, „ich kann einfach ohne diese erregende Spielsaalluft nicht leben, sie macht mich schwindlig, einfach berauscht, ich verliere völlig den Kopf und vermag nicht mehr aufzuwachen zu spielen. Geht es Ihnen auch so?“

„Nein“, sagte der Herr, „ich weiß genau den Zeitpunkt, wann ich aufzuwachen habe.“

„Mein Herr“, nahm sich nun die Dame ein Herz, „würden Sie mich an Ihrem Spiel einmal teilnehmen lassen?“

„Mit Vergnügen“, bekam sie zur Antwort.

Vor Seeligkeit rutschte sie beinahe vom Sitz. „Ich sah Sie wohl auf Zeichnungen in ihr Buch machen“, rang sie nach Luft. „Sie spielen wohl nach einem System? Auch ich kenne verschiedene Systeme. Wollten Sie mir nicht verraten, was Sie spielen?“

„Gern“, sagte der Herr, „Ich spiele Cello im Casino-Orchester.“

EDLE TORHEIT

Der Torheit mahnt bisweilen inne,
was der Verständige nicht adelt,
wenn er zu klugen Tatbeginne
das Unioerum so betruchet
als sei es ein Maschinenhau.

Die Herzen lieben es, zu schlagen.
Off sieht etwas wie Unsinns aus
und schließlich löst es alle Fragen,
die unentwurzbar dem Verstande
geblieben waren durch Jahrhunderte,
bis man sie schließlich Wahrheit nannte
und überaus bewunderte.

PETER SCHMID

LIEBER SIMPLICISSIMUS

In Kuttners Grünwarenhandlung. Personen: Herr Kuttner und Frau Seiler, die die ihr zustehenden Eier verlangt!

„Sind sie auch wirklich frisch?“ fragt sie vorsichtshalber

„Na und ob!“ lacht Kuttner drohend, „die Hühner haben sie noch gar nicht vermischt!“ F.F.

(O. Nuckel)



Ich stand vor einem Buchladen und betrachtete die ausgestellten Bücher. Eine seltene Ausgabe von Kants „Kritik der reinen Vernunft“ fiel mir ins Auge

Sie fiel wohl auch einem anderen Beschauer ins Auge, denn ich hörte plötzlich neben mir einen Mann, der auf dieses Werk deutete und zu seiner Frau sagte:

„Sowas können sie auch nur im Krieg verkaufen! Laßt erst mal wieder Frieden sein, Joida, und es wieder richtige Romane geben – dann kauft den Dreck keinen!“ J.H.R.

Meine Jungen und Nachbar Jörgen Jungens und Nachbar Grotters Mödels spielten im Hof Krieg. Ich sah ihnen vom Fenster herunter aus zu Heiß gegen die Schlicht. Giebkennen wurden zu Maschinengewehren, die Hausgärten flogen als Handgranaten und mein altes Fahrrad wurde zum Stummgeschütz. Plötzlich aber sah ich, wie das sechsjährige Anethien in dem Ort mit dem Herz verschwindet, noch einmal ihr blondes Kinderkopferl zur halbgezogenen Tür herausstrich und rufte: „Ich bin jetzt mal für fünf Minuten neutral!“ J.H.R.



*Es geht ein scharfer Wind ums Haus,
und guckst zum Fenster du hinaus,
sind überall im weiten Tal,
die Wälder und die Felder kahl.*

*Schwer ist der Himmel, grau wie Blei,
die Raben fliegen mit Geschrei.
Laß die dabei nicht werden bang,
oftmals scheint doch die Sonne blank.*

*So sei gescheit und fang sie ein,
laß sie in deinem Herzen sein,
daß froh es bleibt, sich wehrhaft hält,
so feindlich sich die Zeit auch stellt.*

WILHELM SCHULZ

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

KNOX DER WAHRSAGER



„Jetzt weiß ich, warum meine Prophezeiung von den 90 Tagen bis zur Niederlage
Japans nicht in Erfüllung gegangen ist. Ich habe zuviel Kaffeezusatz genommen!“

Knox, l'indovino: "Adesso so perché la mia profezia che 90 giorni bastavano alla sconfitta de Giappone, non s'è avverata, ho preso troppo surrogato di caffè!"



„Wir sind überm Berg!“

„Or postum canfar vittoria!..“

Die Verdunklung

Von Walter Foltzck

Sehen Sie drüben auf der Straße den Herrn? Er trägt etwas Langes, Dünnes. Es sieht schwarz aus. Immer wieder sieht man Herren mit etwas Langem, Schwarzen. Sie tragen ihre Verdunklung heim. Auf Ihren Mienen liegt die Zufriedenheit, einen Auftrag erledigt zu haben. Wochenlang haben sie sich davor gedrückt, die neue Verdunklung anzuschaffen. Man hat ihnen immer wieder gesagt: „Oskar, kümmer dich doch mal um die Verdunklung.“ „Morgen“, haben sie geantwortet. Bis eines Tages die alte Verdunklung vollständig von oben kam, d. h. die Reste der noch vorhandenen.

Jetzt tragen sie die neue nach Hause. Ah, sie ist noch durchaus hell, und wird erst in der Straßenbahn beim Gedränge einen kleinen Riß bekommen oder auch einen größeren.

Die Verdunklung ist die Sache des Hausherrn, denn das Technische gehört zu ihm. Hat er sich nicht früher auch um den Vergaser bemüht, damals beim Auto? Na also, ren an die Verdunklung! Es gibt viele Verdunklungsvorrichtungen, alle sind ganz vorzüglich. Sie bestehen meistens aus schwarzem Papier, und das Papier, auch wenn es

schwarz ist, gehört gerade nicht zu den dauerhaftesten Materialien. Es wird so leicht zu einem Fetzen Papier.

Aber jetzt ist es noch makellos und tadellos. Erst wenn der technisch begabte Hausherr sich auf einen Stuhl gestellt, beide Hände zum Himmel gereckt und dazu des öfteren gerufen hat:

GEOMETRISCHES

Senkrecht steht ist ehrenhaft auf der Daleins rauher Straße, Sturm und Schloffen um die Nase, und erfordert Mut und Kraft.

Freilich: „rechter Winkel“ fein – auf die Dauer ist's befremdlich. Schief ist weniger gefährlich und bequemer obenbreiten.

Wer drum gern befristung moht, huffet auf die Vertikale, flieht in die Diagonale und zuleht – zum Horizont.

Ratatouille

„Halt doch mal 'n Moment!“, wird es sich zeigen, daß die Montage von ein bis zwei Quadratmeter schwarzen Papiere viel schwerer ist als der Umgang mit Zündkerzen, Vergasern und ähnlichen Gegenständen stabileren Materials; ganz zu schweigen von den Schülern mit denen die Verdunklung auf und ab geholt werden soll – werden soll, denn bis zur vollendeten Tatsache ist es noch ein weites Feld. Manche Verdunklung fällt der Montage zum Opfer, sie kann einfach die Straßen, vom werktätigen Hausherrn angebracht zu werden, nicht überleben. Man sieht es sofort am rechten und linken Rand, die sehr schnell das Aussehen von größeren Baumsägen annehmen, so zackig sind sie. Ruhen Sie nie an eines fremden Mannes Verdunklung! Er wird Ihnen sofort zurufen: „Achtung, sie ist im Augenblick nicht ganz in Ordnung“, und er wird selbst an den Fäden ziehen, wie auf einem havarierten Segelschiff. Dabei wird es leicht vorkommen, daß das Großsegel und der Großbaum herunterkommen und über Bord gehen, wobei der Ruf erschallt: „Schnell Licht aus!“ Ich bin ein wenig Fachmann in der Sache, ich habe vier Jahre schwere Verdunklung auf dem Buckel. Zum Leichtsinnigen auf einem Gespensterschiff, dessen Aufgabe es wäre die schwarzen Geistessegel zu setzen und zu bergen, hätte ich es aber immer noch nicht gebracht.



„Haben an Ihnen keinerlei Interesse, da durch Ihr Erscheinen unsere geschäftlichen Dispositionen gestört werden. Wallstreet.“

Lettera minatoria alla pace: „Non ho nessun Interesse per Voi, perchè col Vostro apparire vengono disturbate le nostre disposizioni affaristiche. Wallstreet.“

AUF DEM FRACHTER 'KASSANDRA'

VON KONRAD SEIFFERT

Nein, den Namen des Hafens im Südosten Europas, in dem ich vor vielen Jahren den Anschluß an mein Schiff versäumte, will ich nicht nennen. Da stand ich mit meinen Koffern. Ich hatte es recht eilig. Und das nächste Schiff fuhr in drei Tagen. Aber im Büro der Dampfergesellschaft war man ganz bereit, mir zu helfen. Man wollte sofort Rat: am Nachmittag fuhr in meiner Reiskasse ein Frachter. Er besaß eine Kabine für Passagiere. Und der konnte mich mitnehmen. Ich würde, wurde mir gesagt, nicht viel Zeit verlieren, denn dieser Frachter sei ein schnelles Schiff. Gut, ich war einverstanden. Der einzige Fahrgast auf einem Schiff zu sein, war sicher nicht ohne Reiz. Der Fahrpreis war nicht allzu hoch. Einen Nachmittag, eine Nacht und einen Tag sollte die Reise dauern. Ich sah mir das Schiff an. Es hieß 'Kassandra'. Ich hatte etwas gegen die 'Kassandra'. Das kann

mir niemand übelnehmen. 'Kassandra' ist nicht nur recht düster, sondern der Name erinnert mich auch an ein Vorkommnis während meiner Schulzeit. Es war nicht schön. Aber ich ging auf diese 'Kassandra' und wunderte mich darüber, daß der Schiffsführer keinen anderen Namen für solch einen Frachter gefunden hatte. Doch da war nun nichts zu machen. Der Kapitän war ein netter Mann. Er verstand kein Wort von dem, was ich sagte. Und ich hatte keine Ahnung von seiner Sprache. Niemand auf der 'Kassandra' verstand deutsch, außer dem Koch. Er kannte Hamburg, St. Pauli, die Reeperbahn und Kottbus. Ich weiß nicht, wie er ausgerechnet nach Kottbus gekommen war. Wir fuhren ab. Ich richtete mich in der Kabine ein, die nach Staub roch, sehr langsam nicht benutzt worden, sonst aber ganz brauchbar und relativ sauber war.

Durch den Koch kam es heraus, daß ich Deutscher war. Und diese Tatsache regte den Kapitän mächtig auf. Er kam, machte ein paar tadellose Verbeugungen und sprach hastig und lange auf mich ein. Dazu rollte er die Augen, griff sich mit beiden Händen an den Kopf, machte ein verzweifeltes Gesicht und fuhr mit den Armen wie in grenzenlosem Jammer durch die Luft. Er schwitzte. Ich auch. Es war heiß. Ich sagte es schon. Aber ich verstand den Mann nicht und meinte: 'Jawohl, alles in Ordnung! Höfentlich, klappst!' Damit war er anscheinend nicht einverstanden. Er lief mit erschrockenen Reheugen davon und kam mit dem Koch zurück. Der Koch fragte mich, ob ich es nicht vielleicht vorziehen würde, nichts auf Deck zu stehen. Dort sei es angenehmer als in der dampfenden Kabine, und sie würden mir einen Strecksstuhl hinstellen und Decken geben, soviel ich haben wollte.

Mir war das recht. Dann ich wußte ja, daß die Nacht nicht viel kühler sein würde als der Tag. Da war es wirklich besser, an Deck zu bleiben. Ich sagte also, Ja, ich würde draußen schlafen. Der Koch übersetzte dem Kapitän meine Worte. Und nun strahlte dessen Gesicht. Er atmete tief. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er verbeugte sich wieder, und damit war der Fall abgemacht.

Am Abend gab es gebackenen Thunfisch. Der Koch war ein Künstler. Was der alles so um den Thunfisch herumlegte, das war großartig. Noch nie hat mir dieser Fisch so gut geschmeckt wie auf der 'Kassandra'.

Ich sagte das. Und der Kapitän lachte vor Freude über meine Zufriedenheit. Er unterhielt mich nach dem Abendessen, ich verstand nichts, wir tranken Wein, der wie Herz war, entsetzlich brannte und doch gut schmeckte, es war komisch.

Und dann kam die Nacht, eine herrliche Nacht mit nahen, großen Sternen, mit einem faul leuchtenden Meer, mit grenzenloser Stille. Und ich war allein auf der 'Kassandra'.

Ja, ich blieb an Deck. Der Strecksstuhl stand da. Ich sah zu den Sternen hoch. Niemand störte mich. Es war wahrhaftig sehr schön. Und dann schlief ich ein, ohne mich in die Decken zu wickeln, die an meiner Seite aufgestapelt lagen.

Erst gegen Morgen, als es etwas kühler wurde, griff ich nach einer von ihnen, zog sie zu mir heran und schlief bald wieder ein.

Lange schlief ich nicht. Ein Krabbeln am ganzen Körper weckte mich. Es verstärkte sich. Ich wälzte mich hin und her. Das half nichts. Ich dachte darüber nach, was das wohl sein konnte. Dunkle Ahnungen leuchteten auf. Ich sprang hoch. Das Meer und der Himmel gähnten, die Sonne kam.

Es war einer der schönsten Sonnenaufgänge, die ich erlebte. Aber mein ganzer Körper brannte. Ich hatte Beulen am Hals und an den Armen. Es waren Wanzenstiche. Die Decken waren voll Ungeziefer. Ich ging in die Kabine und wusch mich.

Der Koch kam mit dem Frühstück, mit einem ausgezeichneten Frühstück. Er fragte mich, wie ich geschlafen hatte. Ich zeigte ihm die Wanzenstiche. 'Oh, ich habe es baldin befreit', sagte er, 'nun ist also doch alles unternommen gewesen'.

Und da erst begriff ich, weshalb mich der Kapitän nachts nicht in der Kabine hatte schlafen lassen wollen. Da gab es sicher noch mehr Wanzen als in den paar Decken beim Strecksstuhl.

Der Koch erzählte mir, er habe dem Kapitän gesagt, daß die Deutschen die Wanzen gar nicht lieben, das wisse er ganz genau. Und da sei alles aufgegeben worden, mich zu überreden, auf Deck zu schlafen. Schade!

Sie meinen es alle gut: der Kapitän, der Koch, die andern Leute auf der 'Kassandra'. Nein, wegen der paar Wanzen, die sie nun einmal auf ihrem Schiff hatten, konnte ich ihnen nicht böse sein. Ich rauchte mit dem Kapitän Zigarette um Zigarette. Wir tranken umschichtig Wein und Likör bis zum Abend hin. Dabei unterhielten wir uns großartig, obgleich einer den andern nicht verstand. Manchmal kam der Koch dazu und übersetzte. Es war eine herrliche Fahrt.

Ich erreichte mein Ziel ohne nennenswerte Verletzung. Sie verabschiedeten sich alle von mir wie von einem lieben Gast. Der Kapitän übergab mir eine Flasche seines Weins, den ich gelobt hatte, als ich das Schiff verließ.

Nur - es hätte nicht 'Kassandra' heißen dürfen! Der Name ist eben doch wie eine düstere Prophezeiung und wie das Ausrauschen eines Unglücks. Ich hätte das wissen müssen!

Die feurige Carmen - La focosa Carmen

(Hanna Nagel)



„Jeder Mensch hält mich für eine echte Spanierin - will mal auf dem Atlas sehen, wie weit Toledo von Straubing entfernt ist!“

“Ognuno mi ritiene per una vera spagnola. Voglio un pò vedere nell'atlante quanto Toledo dista da Straubing!”



„Weißt du, dieser Sophokles mag ja ein ganz gewandter Schriftsteller sein,
aber der gute Mann lebt doch noch in einer anderen Zeit!“

Dopo il teatro: „Puo ben esser che questo Sofocle sia un abilissimo scrittore, ma il buon uomo vive pur ancora in un altro tempo!..“

ERLEBNIS UND ERINNERUNG

VON PETER SCHER

Da ich in der Nacht nicht schlafen konnte, weil ich unter hundert anderen Patienten im großen Keller des Krankenhauses saß, während draußen geschossen wurde, fiel mir dieses und jenes Erlebte ein, das nicht weniger seltsam gewesen war als der heutige Zustand des Wartens unter Schicksalsgefährten, deren mancher schon vom Jenseits einen Wink empfangen haben mochte. Mir gegenüber sah ich das Gesicht einer Frau, die mit rätselhaftem Ausdruck in die Geisterwelt zu blicken schien. Anders wieder lächelnd mit jener zu allem bereiten Sanftmut, die bekundet, daß sie, wenn auch noch mit letzter Seelenkraft am Ausgang des Erlebnisses beteiligt, gleichwohl gewillt seien, sich auch ins Unabänderliche zu finden.

Das unangenehme Geräusch schwoll an, schien näherzukommen und ebbte wieder ab. Die einen saßen mit offenem, die andern mit um so fester geschlossenem Mund und blickten vor sich nieder. Auf einmal stieß ein Mädchen einen Schrei aus und zog die Beine hastig an sich wie in Angst vor steigendem Gewässer; zwei, drei andere schrien sogleich ebenfalls, und da im selben Augenblick das Schließen wieder stärker wurde, rief jemand von irgendwoher: „Was gibt es denn da?“ Es war aber, wie sich gleich herausstellte, nichts Schlimmeres geschehen, als daß ein Mädchen, von dem jähnen Menschenandrang im Keller irritiert, den Versuch unternommen hatte, in den Kleider des Mädchens eine Zuflucht zu finden. Das kleine Intermezzo wirkte lösend auf alle, man lächelte tapfer und ließ es sich anlegen sein, die steinernen Masken abzutun. Es wurde erträglich im hochgewölbten Raum, manche schienen sich plötzlich weit entlegener Dinge zu entsinnen und erzählten den Nachbarn hastig irgend etwas ... so auch ich.

Mir war — durch welche Art von Assoziation ist mir nicht ganz klar — eine Begegnung eingefallen, die ich vor langen Jahren in New York mit zwei amerikanischen Schriftstellern und einem auch in Europa bekannt gewordenen Filmchauspielerin gehabt hatte. Wir waren im Plaza-Hotel an der hundertsten Straße nahe dem Eingang zum Central-Park zusammengetroffen und saßen in der Halle bei einer Flasche französischem Sekt, denn in der Prohibition, die damals herrschte, für Leute, denen das Stichwort geläufig war, unter Tisch abens selbstverständlich gab wie den besten Rühlschmeier. Die Schauspielersfrau erzählte Filmabenteuer und die Schriftsteller hatten auch manches Bemerkenswerte vorzubringen, so daß es schließlich recht unterhaltsam wurde.

In der Halle waren mir schon lange einige sehr elegante Damen aufgefallen, die dem überaus vornehmen Oberkellner besondere Aufmerksamkeit zu widmen schienen, und in der Tat, der Mensch durfte wirklich eine ungewöhnliche Erscheinung genannt werden. Man hätte auch im Film nicht leicht einen Mann zur Wirkung bringen können, der äußerlich dem Vorbild eines „Gentlemen“ auffallender entsprochen hätte als dieser Oberkellner. Unwillkürlich hatte man das Gefühl, daß sich hier eine Art Verkleidungsszene ereigne. Als ich diese Beobachtung dem Schriftsteller zu meiner Linken mitteilte, dabei auch die Damen erwähnte, den den Herrn Ober anzubeten schienen, lächelte er und sagte: „Nicht Übel erkannt! Der Ober ist ein ehemaliger russischer Großfürst. Haben Sie noch nie von dieser Attraktion des Plaza gehört?“

Ich verneinte und war von der Mitteilung irgend- wie unangenehm berührt, denn sie schien mir zu beweisen, daß ich das Schicksal hatte, das um diesen Menschen war, intuitiv empfand hatte. Der Schriftsteller zu meiner Rechten erzählte nun, daß

der ehemalige Großfürst gegen die Damen der Fifth Avenue besonders zurückhaltend sei, was natürlich erst recht ihr Interesse entflamme, wie die ständige Belagerung des Herrn durch diese Schönen deutlich genug beweise.

„Mein Gott“, sagte ich unschuldig, „gibt es denn das alles wirklich?“

Worauf einer von den Amerikanern grinsend erwiderte: „Wenn Sie ahnten, was es darüber hinaus hier alles gibt, würden Sie vor Erstaunen den Mund gar nicht mehr schließen können.“

Während nun ein leichtes Gespräch unter den dreien weiterging, sah ich mir immer wieder den ehemaligen Großfürsten an, der ruhig auf seinem Platz in der Halle verharnte und ungeachtet der feurigen Damenblicke gelassen seine Nägel betrachtete und diskret gelangweilt die Hand an den Mund hielt, um ein Gähnen zu verbergen. Der Märchenprinz dieser amerikanischen Wirklichkeit hatte außer dem leicht markierten Gähnen noch einige andere darstellerische Momente, die nicht nur auf die Damenwelt effektiv wirkten, sondern auch uns männliche Zuschauer interessierten. Hier muß ich die Erzählung unterbrechen und die Frage aufwerfen: Warum eigentlich machte sich dieses New Yorker Erlebnis aus schon kaum noch glaubhaft erscheinenden Zeiten gerade bemerkbar, als draußen das Knattern der Abwehrgeschütze wieder stärker einsetzte? Vielleicht, weil jemand beifällig gefragt hatte, ob die angreifenden Flieger wohl Amerikaner seien? Doch mag das dahingestellt bleiben — wer will die eigentlichen Anlässe zu solchen untergründigen Empfindungen enträtseln? Ich hatte, da das Geräusche draußen noch stärker wurde, bei geschlossenen Augen nun deutlich die Halle des Plaza-Hotels vor mir, sah den Russen in seiner herausfordernden Eleganz und Gelangweiltheit; sah die Wallstreet-Damen und die beiden Schriftsteller vor mir, die Filmdinge nicht zu vergessen, und ich dachte: Wie merkwürdig, daß mir dies alles gerade in dieser Stunde so gegenwärtig wird!

Das Schweben im Kellergewölbe war, zumal draußen das Gepolter nun sehr heftig klang, inzwischen so drückend geworden, daß ich die Augen auftrat und meine Umgebung betrachtete. Die Dame gegenüber sah wieder mit stieren Augen in ein fernes Land; das Mädchen, das die Maus gefürchtet hatte, saß selber wie ein Mädchen in sich versunken da, und alles war so,

daß ich bei mir dachte: Lebt wohl, ihr alle — auf Wiedersehen — Ich mache mich noch für eine Weile davon in mein Erinnerungsleben von anno dazumal.

Die Halle des Plaza-Hotels wurde am Tag meiner Begegnung mit den genannten Persönlichkeiten zum Schau- und Tummelplatz eines Ereignisses, das damals ganz New York für einen Tag in Aufregung hielt.

Als wir nämlich so saßen und harmlos scherzten, stürzte durch die Drehlücke eine weibliche Gestalt herein und eine helle Stimme schrie, sich überschlagend, mit wild verzweifeltem Elan ein Wort, das niemand verstand. Ein kurzer, scharfer, nicht sehr leuter Knall wurde hörbar und im nächsten Augenblick lag die weibliche Gestalt reglos zu Füßen des eleganten Oberkellners am Boden. Alle waren aufgesprungen. Die beiden Schriftsteller standen, wie vom Momentphotographen bestellt, als ob sie erschüttert einen Onkel aus der Provinz begrüßen wollten, mit ausgestreckten Händen da. Nur die Damen und allen voran die Diva, die wohl auf der Stelle „im Filmbild“ gewesen war, hatten sich auf die am Boden liegende Gestalt gestürzt. Einen Augenblick war es vollkommen still, bis jemand mit einer Art von Humoristischem Kühn sagte: „Oh — ist sie sehr tot?“ Worauf, als ob ein Bann gebrochen sei, mehrere riefen: „Ein Arzt! Ein Arzt!“ und jemand hinausrannte, in ein Auto sprang und davonrannte. „Es ist natürlich Gloriat!“ sagte einer der Damen fast ein wenig pikant.

Der Oberkellner hatte bei alledem seine Haltung bewahrt. Er rückte sich nun und richtete die Dame zu seinen Füßen, die ein wenig wimmerte behutsam auf, wobei er sich wie hilfesuchend umseh. Sein Gesicht war etwas grau, aber sonst nicht weiter verändert. Es schien, als sei er nur gerade ein wenig verlegen, doch nicht sehr, denn schon füllte er Wasser in ein Glas und hielt es der Dame an den Mund. Sie trank und wimmerte abermals ein bißchen, und da jetzt alle schwiegen, verstand man auch, was die nun sagte. Sie sagte das Simpelste, was man in dieser Situation sagen konnte und was vermutlich von jedem kleinen Ladenfräulein gesagt worden wäre: „Sweet-heart — I love you very much!“

Über diesen Satz, wie natürlich über die ganze harterliche filmhafte Angelegenheit brachen die Anbetenden des ehemaligen Großfürsten in ein erlösendes Schluchzen aus. Einige Reporter und Photographen waren, Gott mag wissen auf welchem Wege, auch schon da, und alles löste sich, da nun noch ein im Hotel anwesender Arzt dazu kam und nur ein leichtes Streichhölzchen fest stellte, in Wohlgefallen auf.

Gloria hieß das überschwebende Mädchen, das uns dies alles geboten hatte. Es war die einzige Tochter eines Mannes aus Riverside, der die Südstaaten mit Glühbirnen belieferte und sich ein solches Kind gestalten konnte.

„Hosannah!“ sagte der Schriftsteller zu meiner Linken, als wieder Ordnung eingekehrt war und die Gläser vorsichtig unter Tisch neu gefüllt werden konnten. „Dies dürfte ein Grund sein, dem alten Europa einen Zirkum zu widmen!“ Worauf wir alle entließen — jedoch vorsichtig, denn draußen am Fenster ging gerade ein Schutzmann über.

Das war vor einer Ewigkeit in New York. Ich öffnete die Augen, der amerikanische Erinnerungspuk war verschwunden — aber zum Glück der andere auch, denn freudig hätte die Entwurfsalirene. Wir sahen uns beifällig in die Augen, gähnten ein bißchen und wünschten einander „Schlafen Sie wohl — auf Nicht-bald-Wiedersehen hier unten!“

WAS UNS BLEIBT

Von Peter Aumüller

Heben auch die alten Weiden
noch den grünen Wimpelarm.
Täusch dich nicht! Es klagt vom Scheiden
schon der erste Vogelschwarm.

Unter den zerzausten Wolken
hörst du ihren Abschiedschrei:
bald, so werden alle folgen,
denn der Sommer ist vorbei.

Ein paar Wochen noch, und Regen
wäscht das letzte Laub vom Baum.
Was uns bleibt, ist allerwegen
von den Dingen nur ein Traum...



„Zum Bau der Straße nach Tokio braucht man schon verflucht viel gutes amerikanisches Baumaterial!“

Stazione "Salomone": „Per costruire la via Tokio, occorre un'enorme quantità di buon materiale americano!“,

Medusa beim Friseur

(Fr. Eitok)



Medusa dal parrucchiere

DER BRIEF

VON EDMOND JALOUX

Jeden Tag um fünf Uhr empfing Herr Daniel Kerguireud den Besuch seines Sohnes oder seiner Schwiegertochter und nahm mit ihnen den Tee. Komme wieder eins noch das andere kommen, so brachte ihm die Nüsse seinen fünfzigjährigen Enkel Urbain, dem er Geschichten erzählte. Er stand forschend über das Kind geneigt und suchte zu entziffern, was es den Eltern oder ihm zu verdanken hatte oder wiederum seinem Eltern, die schon seit etwa vierzig Jahren tot waren und die nur er noch dachte. Bald würde er sie eingeholt haben. Wenn er zum Friedhof ging und ihre Gräber betrachtete, sagte er sich: „Diese Tüte wird bald für mich geöffnet. Wann nur! In wievielen Wochen, Monaten, Jahren? Wenn das Leben abläßt, laßt es nicht mehr imitten der Lebenden ab; mehr als mit denen halten die Geister mit den Verstorbenen Gemeinschaft. Dann, die ihnen vorangegangen sind, nähern sie sich im Geiste und in Wirklichkeit; sie haben einen einsamen Weg eingeschlagen, der sie von den Wegen, die andere gehen, weglührt. Im Gespräch mit Abel, seinem Sohn, oder Marthe, seiner Schwiegertochter, merkte Daniel Kerguireud wohl, wie seine Worte ihren Ohren schwer verständlich wurden, und bedauerte ihnen wieder, nicht besser Anteil an ihrem Leben nehmen zu können. Ihren vollzog sich geräuschvoll, seines nicht mehr: daher die gegenseitige Unverständlichkeit. Er war 75 Jahre alt. An jenem Tage fühlte er sich nicht mehr; obwohl seine Gesundheit im allgemeinen gut war, war er Beschwerden ausgesetzt. Er sprach nicht gern davon, denn er war der Meinung, seine Pflicht und Schicksal gelte zu haben und für niemand mehr von Belang zu sein. So gab er auch, wenn Abel Kerguireuds Frau ihn nach seinem Befinden fragte, mit erkünstelter Heiterkeit zur Antwort:

„Mir geht es doch so gut wie möglich.“ Die junge Frau hatte große Zuneigung zu ihm; sie war übrigens gut und empfindsam und besaß, wie viele Frauen, eine Menge durchschnittlicher und derart schillernder Tugenden, daß niemand in Versuchung kam, ihnen die Unvollkommenheit zu schenken; sie kreierten bescheiden im häuslichen Leben, wie der Saft in den Bäumen. Seit langer Zeit schon wollte sie eine Frage an ihren Schwiegervater richten, deren Zudringlichkeit sie jedoch nicht unversichtlich schreien; denn sie war zurückgewandt, und da sie in Bezug auf sich selber verschwiegen war, hätte es ihr weh getan, das Innere eines anderen zu verletzen. Indessen entschloß sie sich dazu, weil an jenem Abend Herrn Kerguireuds schönes, ruhiges Gesicht vielleicht mehr Sanftmut und Größe ausstrahlte, und sie sagte:

„Vater, ich denke oft daran, wie hart es Sie ankommen muß, niemals mehr mit irgendwem von ihrer Generation zu tun zu haben, und daß Sie sich trotz unserer Liebe recht einsam fühlen müssen.“ Herr Kerguireud antwortete nicht sogleich; durch eine ungeschickte Antwort fürchtete er ernstlich, seine Schwiegertochter zu kränken oder zu enttäuschen.

„Eigentlich fühle ich mich nicht einsam“, antwortete er schließlich, „zuletzt einmal durch Euch, denn aber auch, weil ich in ein Alter komme, in dem man die Gegenwart anderer Menschen nicht mehr braucht. Halten Sie für möglich, daß ich manchmal nicht mehr weiß, wer von denen, die ich kenne, noch am Leben ist, und wer schon tot? Es kommt vor, daß ich mir sage: Hall, dem oder jenem muß ich mal schreiben, ich habe lange nichts von ihm gehört. Und plötzlich tritt mir ein, er hat ja vor zehn oder mehr Jahren das Zeitliche gesegnet. Abends, wenn ihr fort seid, bin ich im Geiste wieder in Gesellschaft derer, die ich verlor. Oh, das ist nicht ohne Lustig, doch einbeißt es nicht an Süßigkeit...“

Täuselt er sich zu hinzu: „Sogar von Wesen, die ich liebte, weil ich nicht, ob sie noch leben oder nicht. Ich verlor sie aus den Augen. Vielleicht denken sie noch an mich, wie ich sie dankte.“

So hatte Herr Kerguireud noch nie mit Marthe gesprochen; mit Rührung hörte sie ihm zu; er selber fürchtete, zu viel geredet zu haben und fragte in leichertem Ton:

„Holt Abel Sie heute abend ab?“

Für einen Augenblick sank Herrn Kerguireuds bürgerliche Haupt auf die Brust und seine Lider schlossen sich.

Marthe erhob sich und umarmte den Greis.

„Papa, ich breche auf, ich fürchte, ich ermüde Sie.“

Er behielt ihre Hand in seiner.

„Hören Sie, mein Kind, ich habe eine Bitte an Sie. Ich bin endgültig am Ende meiner Rolle...“

Und als die junge Frau protestierte, fügte er hinzu:

„Oh, ich sagte Ihnen das nicht, damit Sie mir wieder Mut machen! Sie ist nun einmal so, dann können wir beide nichts ändern. Ich möchte nur, daß Sie mich manchmal Tote oft mit Urbain von mir sprechen. Ich weiß, es ist kindisch, aber bedenken Sie doch, wie kurze Zeit ich in Eurer Erinnerung fortzuleben habe! Abel ist vierzig; noch dreißig, fünfunddreißig Jahre und er hat mich eingeholt. Hat Urbain keinerlei Erinnerung an mich, so sehen Sie, was mir bleibt, wenn ich nur in Eurer Gedächtnis weiterbestehe...“

Marthe schauderte.

„Still, Papa.“

„Verzeihen Sie, Sie sind nicht an solche Gedanken gewöhnt. Bewahren Sie sich diese glückliche Sorglosigkeit so lange wie möglich. Aber vergessen Sie meine bescheidene Bitte nicht...“

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.“

„Danke, und jetzt gehen Sie rasch nach Haus. Abel könnte sich beunruhigen. Sagen Sie Urbain, er solle mich morgen besuchen. Es gäbe eine schöne Überraschung für ihn.“

„Sie verwohnen das Kind zu sehr, Papa.“

„Ich sag' Ihnen noch einmal: das Andenken.... Ich tue es aus Eigennutz. Und außerdem, seien Sie versichert, ich lebe ja nur einmal.“

Er legte wie jeden Tag großes Gewicht darauf, seine Schwiegertochter zur Tat zu geleiten, denn er war von übertriebener Antiquität; denn kehrte er in seinen großen Lehnstuhl zurück.

■

Der Abend kam langsam über den Hafen, ein warmer, trüber Herbstabend, der alle Dinge in goldenen Nebel tauchte, von blauem Rauch durchzogen. Schornsteine rauchten; gegenüber im Kal sein sonnengeflecktes Fenster flamme auf Flamme, wie der sterbende Drache in alten Legenden. Ein Kichtrum mit viereckigen Zinnen stieg so aus einem Wut von Mauern und Terrassen, massigen, plattförmigen und plüschfarbenen; Wäschle, die zum Trocknen hing, bekam in dem schrägen Licht die Farbe des Fleisches, das sie bedeckte, und der Abendwind, der sie wie Schlafflegeln kräftern ließ, verflachte dem sterren Element der Landschaft ein so intensives Leben, daß seine Elektrizität auf die Steinmassen der Forts, der Spielhäuser und Häuser übersprang.

Kleiner Herbstgesang

Die Menschen, die am Walde wohnen,

Verbreunen nun das rote Laub,

Das mürbe sinkt aus tausend Kronen,

Gehüfelft qualmt der Aschenstaub,

Und dieses Rauchs Gewölk riecht bitter

Nach Abschied, Herbst und kühler Ruh,

Gesegnet sei die Rast der Schufter,

Die Asche deckt die Äcker zu.

Mag solcher Staub die Krume nähren,

Des Frühjahrs horren Rain und Bucht;

O daß wir schon des Lenzes mären

Mit allen Wünschen, jeder Sucht.

Ach ja, des Wüchens stete Frage

In ungezählten Opfern loht:

Daß alle Asche dieser Tage

Einmal sich wandele zum Brod.

Heinz Stugewitz

Herr Daniel Kerguireud erhob sich aus dem Sessel, in dem er eine halbe Stunde gestraunt hatte, und lehnte sich ans Fenster. Er sah auf den Hafen, sah aus dem Meer und seufzte. Vor vierzig Jahren hatte ein Schiff die Stadt verlassen und eine Frau entführt, die Herrn Kerguireud ein und Alles war; seit ewiger Zeit schon war er ohne Nachricht von ihr. Ein halbes Jahr nach ihrer Abreise hatte er geheiratet. In der Hoffnung, sein Leben neu zu beginnen, und vor allem Kinder zu haben, und schließlich war in sein Herz Frieden eingezogen — Frieden, aber nicht Vergessen.

Er trat in den Salon in sein Zimmer. Es war niedrig, lang, schmal, ganz in Purpur gehalten. Ein schwarzlackiertes Bett zeigte in seinen außerordentlichen Füllungen einen Teppichboden und feierliche Chinesen; Im Innern, an den Rückseiten, entfalteten goldene Rosen sich ihre verblühten Blätter. Auf einem Tisch stand ein Kästchen in Vernis-Martin; Herr Kerguireud öffnete es und entnahm ihm einige Fotografien; sie stellten ein und dieselbe Gestalt dar: ein altes Gesicht mit über und über gelocktem, goldblondem Haar, leuchtenden Augen und dem Ausdruck heiligen Glückes in den feinen Mienen. Und der Greis betrachtete sie lange.

Er sah wieder die längst entschwundenen Bilder seines Schicksals, die Wüstentage vorüber, ritzend und bloß. Sie enthielten seine Jugend; und seine Jugend hatte ihn verlassen. Wie kann man noch leben, wenn die Jugend vorbei ist, wenn man, ein Schoner, der seine Segel streicht, ganz und gar nicht mehr nach einer Zukunft strebt und von jedem kommenden Tage kein neues, zarteres oder wilderes Erlebnis mehr erwartet als vom Tage vorher?

Aber unmerklich graut ein Morgen nach dem andern, und mit der Zeit findet man an der Stelle der Mannes mit dem kühnen, zukunftsbeherrschenden Blick nichts als einen einsamen, enttäuschten, griesgrämigen Greis, dessen trübe Augen den vergangenen Jahren nachblicken und in der blauen Klarheit des Horizonts im jammenden Hafen froh die Schiffe rauchen sehen, die er nicht mehr bestiegt.

Auf dem kleinen Platz unter Herrn Kerguireuds Haus arbeitete ein Schiffszimmermann im Freien; man hörte, wie die Handwerker sich in der Gassenhaube mähten. Holzener Geplisse mit entblößten Flanken lagen im Staub, der mit Sägespänen gemengt war. Eine Katze auf dem Sägeplan und putzte sich. Zu beiden Seiten des Hafens wurden vier Himmel vollweiser. Eine alte Dienstin, deren rundes, weißes Gesicht mit dem Leinwandhüchen wie ein Stopfkübel aussah, kam die Petroleumlampen anzünden, die noch grüne Schilme hatten. Es war ein Abend von Anno dazumal wie von Stücken von Joseph Vernet, während auf dem Kal, unten am Platz, die Autochthon vor Wut ersticken; aber das Meer ist ewig und gibt von seiner Ewigkeit auch selten Gestaden. Ein Halter hat immer etwas zeitlich Abscheu; und ob es nun Galeeren, Barkassen, Kauffahrer, Korvetten oder Dampfer sind, die kaum verschiedenen Formen besetzt derselbe Geist.

Alsdann liebt Herr Kerguireud die Platte eines Sekretärs zu berühren, die das Meer in ein altes Fayence-Interfäde, das eine Gondel darstellte, sann, den Kopf in die Hände gestützt, einen Augenblick nach und schrie dann, ohne das geringste Wort zu ändern oder noch einmal zu lesen, folgenden Brief:

„Meine Freundin! Es ist lange her, daß ich Ihnen geschrieben habe, Jahre sind darüber hingegangen. Nie hätte ich es für möglich gehalten, Sie in dieser Welt nicht wiederzusehen, und doch wußte ich, als Sie von mir gingen, daß Sie sich für immer war. Wir sind alle Propheten oder Propheten, die taub sind für die eigene Stimme. Mein Leben geht zu Ende, und jetzt, wo ich es als Geistes Überblicke, sind Sie das einzige, das ich darin sehe. Ich weiß wohl, daß ich noch ein zweites Leben gehabt, schmerzhaft, trüger, an Geschichten und Folgen aller Art reicher als das erste, doch in der Todesstunde kehren mir einzig die Jugend-erinnerungen zurück, nicht weil sie an meiner Jugend hatten, sondern weil ich zu den Menschen gehöre, die sich jemals eines bestimmten Alters nur noch selbst überleben. Ich besaß Freunde für die letzte Lebensabschnitt der einzig wahre war, in deren Augen die Vergangenheit keinen



„Ganz nett, so ein Tagebuch, aber wenn man grade mal nicht verliebt ist, kann man doch nichts anderes hineinschreiben als ‚Donnerstag!‘“

Mancanza di soggetto: „Un tal Diario è cosa davvero graziosissima. Ma se per caso una volta non si è innamorati, null' altro si può scriverci dentro che ‘Giovedì!’“

Wert hatte; ich habe sie oft beneidet, aber ich bin nicht so robust. Ich gehöre zu den Wesen, die sich nur einmal entfalten können, und die dann verkümmern oder von sich entfalten. Als ich vorhin den Hafen betrachtete, dachte ich an den Tag, da Sie auf Nimmerwiedersohn abreisten. Es regnete an jenem Tage, ein tüchtiger, harter, kalter Märzregen war es, und vom Hafen aus sah ich den Dampfer, der Sie nach China brachte, durch einen eisigen Nebel vor meinen Augen entziehen. Sie waren vierunddreißig, ich fünfunddreißig Jahre, und zehn Jahre hatte ich Sie geliebt. Ich war gewohnt, zu Jeder Tageszeit an Sie zu denken und Sie an allen meinen Taten und Plänen teilnehmen zu lassen. Da kam plötzlich der große Schlag: der Konkurs Ihres Mannes, Ihre Welgerung, ihn im Augenblick des Unglücks zu verlassen, Ihre Abreise Heute, wo ich mehr Lebenserfahrung besitze, sehe ich ein, daß der Geliebte, auch wenn er von ganzem Herzen geliebt wird, nicht das ganze Leben einer Frau ausmacht, und daß ein gutes Teil davon dem Manne gehört. Damals jedoch war ich ein wunderlicher Heiliger und voll von irdigen Ideen, und selbst wenn diese Wahrheit mich beeindruckt hätte, ich würde sie nicht anerkannt haben. Sodann fand ich mich allein, jämmerlich allein, so allein, daß ich mich verheiratete. Lange Zeit haben wir uns noch geschrieben, aber unsere Briefe wurden schließlich kurz und selten, bis sie ganz ausblieben. Dies geschah, glaub' ich, nicht, weil wir uns nicht mehr liebten, weil die Laune, die ich mir selbst hatte, die Laune, die ich früher weniger in Shanghai als in mir selber lebte. In Gedanken an das, was Sie mir gewesen, war ich Ihnen näher, als wenn ich Jener Frau schrieb, die Sie fern von mir, bei Alltagsorgen, geworden waren. Sollten Sie je diese Zeilen lesen, so wird Sie Solismus, Solismus, Solismus, Solismus, Solismus Sie liebte ist egalitisch, und die, die sich von Egoismus befreien konnten, ist bereits eine Art Heiligkeit. Ich vermisse übrigens, daß Ihnen ein Art ebenso zu und Sie verliert nicht in Schweigen, um mich zu vergessen, sondern um reiner das Andenken dessen zu bewahren, der nichts mit diesem, in seine soziale Kasse geworfen, verheirateten, veränderten Manne gemein hatte, der ich geworden war.

Dennoch erhielt ich dann und wann Nachricht von Ihnen durch Ihren Vetter Geoffroy; ich weiß, daß Ihre Tochter verheiratet ist und in ihrer Nähe wohnt. Ihre Tochter... Ich sehe sie noch als Fünfjährige, mit ihren Locken und dem lächelnden, in seine soziale Kasse geworfenen, verheirateten, veränderten Manne gemein hatte, der ich geworden war. Ich sehe sie noch als Fünfjährige, mit ihren Locken und dem lächelnden, in seine soziale Kasse geworfenen, verheirateten, veränderten Manne gemein hatte, der ich geworden war. Ich sehe sie noch als Fünfjährige, mit ihren Locken und dem lächelnden, in seine soziale Kasse geworfenen, verheirateten, veränderten Manne gemein hatte, der ich geworden war.

Wie rasch so ein Leben vergeht! Gestern waren Sie noch da, und ich hielt Sie in meinen Armen; gestern sah ich noch in die Zukunft, als ob mir die Welt gehörte... Gestern? Wie? Jahre vergehen! Indes!

Ach, Laure, Sie waren meine Jugend, mit Ihnen verlor ich alles. Ich ward eine Marionette wie die anderen, lieblos und poesielos, kein Mensch, nur ein sozialer Mechanismus, und als Sie aus meinem Leben schwanden, zog die Langeweile darin ein. Durch Sie war mein Leben zehn Jahre lang etwas Zaubrisches, Unvergängliches, was die grausame Welt über mir ein guter Geist, der allen Dingen ihre wahre Schönheit und ihren ursprüng-

lichen Schmelz gab. Er lebt noch, dieser Geist, und wird sich in der Stunde meines Todes über mich neigen. Und das letzte, das mich bekümmert, ist, zu denken, daß bei meinem Tode das schönste Bild, das irgendein Erdmensch noch von Ihnen hatte, mit mir auf ewig erlischt... Sie haben mich leiden lassen und mich glücklich gemacht und mit tausend Tränen eingegeben... Dank, Laure, dank für die Leiden wie die Freuden... Wird Ihnen nicht die Hand zittern, wenn Sie diese Zeilen lesen? Gedanken Sie nicht mit Tränen all der verschwundenen Dinge, all der gemeinsam verbrachten Stunden, all der Landschaften, die für uns beide unzertrennlich von unserem Schicksal geworden sind? Haben Sie das alles vergessen können? Werden Sie nicht noch einmal ihrer fernem Jugend winken? Sie allein gilt auf der Welt, und wenn sie von uns geht, müß-

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nuxtel)

Johannes ging im strömenden Regen. Den Regemental trug er überm Arm.
„Warum zieht du den Mantel nicht an, Johannes?“
Johannes seufzte:
„Hat keinen praktischen Wert! Aus dem Rückenteil hat sich nämlich meine Frau ein warmes Blüschchen geschneidert!“ J. H. R.

Aino ging wieder allein.
Solo, solissimo.
„Warum hast du Ingeborg aufgegeben?“
Aino winkte ab:
„Aber geht die wohnt im vierten Stock! Ich bin ja kein Gebirgsjäger!“ J. H. R.

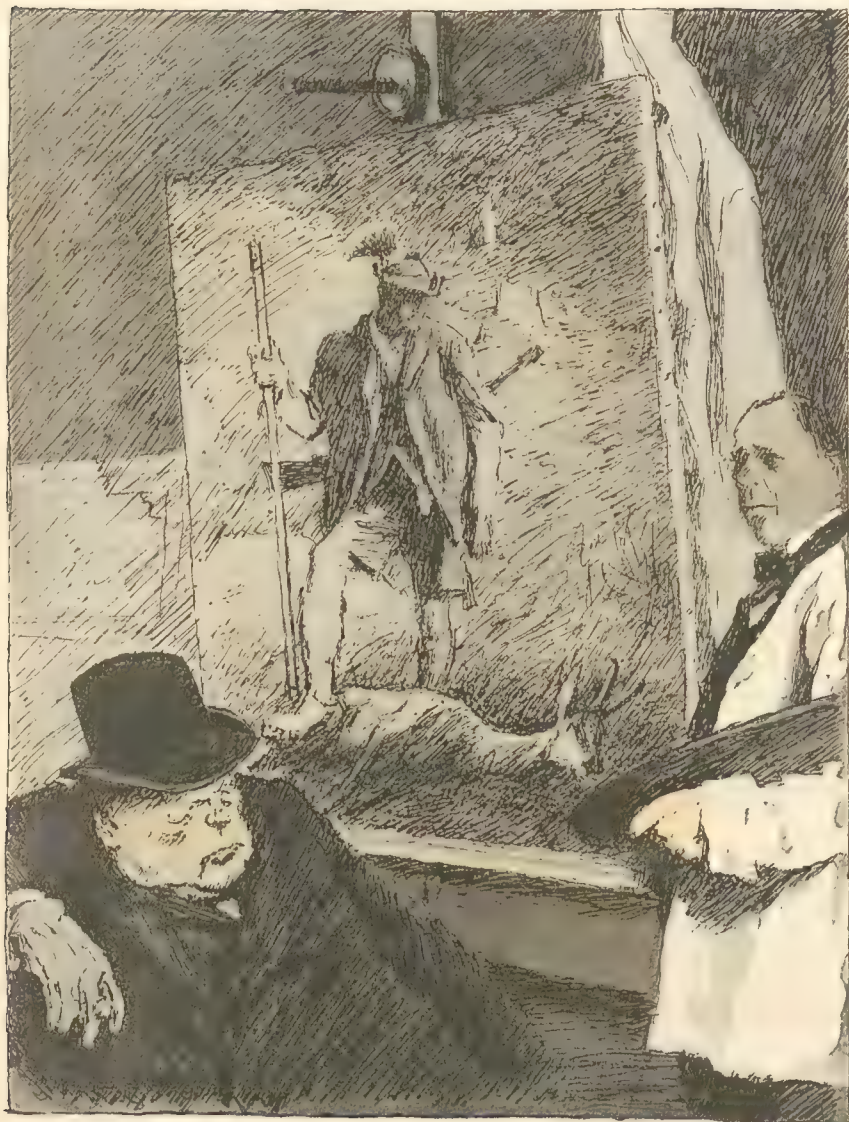
Der Fotograf - II fotografie



(J. Hagenbach)

„So, mein Herr, und nu sehn Sie mal die Frau Jemahlin 'n bißchen liebevoll an — 'ne Zehntelsekunde lang werden Sie das schon schaffen!“

„Ciao, signora... e adesso guardate un po' amorosamente la Vostra signora... per la durata d'un decimo di secondo potrete pur farlo!“



„Dieses habe ich vor dem Kriege in Berchtesgaden gemalt!“ — „Sehr schön, Mr. Smith, nur machen Sie mir aus der Gemse ein kleines Kind, dann kann ich das Bild gut für unsere Propaganda verwenden!“

Il dilettante d' arte: „Questo qui l' ho dipinto prima della guerra in Berchtesgaden!„ — „Benissimo, Mr. Smith; soltanto cambiate il camoscio in un bambino, ch  allora posso servirmi del quadro per la nostra propaganda!„

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Sowjetstier

(Erich Schilling)



Er möchte auch Europa auf den Rücken nehmen — aber so!

Il toro sovietico vorrebbe prendersi sul dosso anche l'Europa ma così!



DER WEG

VON WALTER FOITZICK

Jeden Morgen gehe ich über eine Wiese. Manche Leute werden diese Wiese einen Bauplatz nennen, und zwar mit einem gewissen Recht, denn die ist eine Tafel aufgepflanzt, darauf steht, daß man hier ein Haus oder mehrere bauen kann. Die Tafel steht schon recht ramponiert aus. Wenn man auf einer Wiese ein Haus bauen kann, dann ist es vorbei mit der Landwirtschaft und durch die bloße Existenz der Tafel steigt die Wiese langsam im Wert. So wenigstens hofft der Besitzer. Jeden Morgen gehe ich über diese Wiese und sehe, wie sie steigt.

Sie ist ganz sich selbst überlassen. Frühling, Sommer, Herbst und Winter machen mit ihr genau dasselbe, was sie mit den Steppen Sibiriens und den Pampas Südamerikas machen. Manchmal blüht der Bauplatz, manchmal sind die Gräser

MEIN FREUND JOHANNES

Nach unseren Informationen wollte Herr Schramm in der Stadt. Wir benutzten diese Gelegenheit, seinem Garten — und in diesem vor allem den Obstbäumen — einen Besuch abzustatten. Ich war gerade von einem Apfelbaum, den ich kräftig geschüttelt hatte, wieder heruntergestiegen und half Johannes beim Einsammeln, als Herr Schramm plötzlich vor uns stand. „Was macht Ihr denn da?“ grüßte er. „Wir sammeln Fallobst“, erklärte Johannes freundlich. 3. Bleger

braun und manchmal ist sie gefroren wie eine Tundra hoch im Norden. Hier sind ein paar Quadratmeter Urwelt. Gelegentlich kommt ein Schläfer mit seinen Schafen und die Tiere weiden das Gras ab, wie die Büffel in den alten Indianergeschichten oder die Herden der Farmer in den Büchern für die reifere Jugend.

Jetzt liegt Schnee auf der Wiese, und wenn wir morgens zur Straßenbahn gehen, gehen wir auf dem Fußpfad, den die Vorgänger geebnet haben. Es ist immer ein Weg über die Wiese getreten, ein schnurgerader, der nur manchmal um eine Wasserlache einen kleinen Bogen macht. Man kann sich auf diesen Weg verlassen, es ist der beste aller denkbaren Wege quer über die Wiese. Das ist sonderbar, denn wenn der erste Wegbereiter eine Schlangenlinie ginge oder absichtlich seinen Weg durch Sümpfe oder Lachen nahm, wir würden ihm alle folgen. Zum Glück ist kein Schelm unter unsen Vorläufern, und wenn auch einer unter ihnen wäre, so hätte er doch in der Frühe solche Eile, an die Arbeit ins Büro zu kommen, daß ihm solche Scherze vergingen. Wir können uns blind aufeinander verlassen.

In den alten Indianergeschichten führten solche Platte oft ins Dickicht oder in wasserarme Gegenden, und die Trapper mußten elendig umkommen, um dann zugersubt zu werden von den finsternen Gesellen, die die falsche Fährte gelegt hatten. Mein Pfad führt nie ins Dickicht und anstatt an eine Wasserstelle komme ich sicher an die Straßenbahnhaltestelle. Von dieser Haltestelle hat man einen schönen Rückblick über die Wiese. Das ist recht erfreulich, denn nun kann man die Nachkommen über den Pfad laufen sehen und sich ausrechnen, ob sie noch die Straßenbahn er-

reichen werden. Naht sich ein Straßenbahnwagen, fängt die ganze langgestreckte Karawane an zu laufen, bis sie an einer Stelle abreißt. Die da hinten haben aufgegeben, ein Mutloser in der Reihe hat das angerichtet. Das ist wie bei den Büffel- oder Zebraherden im Film, wenn sie zur Tränke gehen, wie gesagt, auf dieser Baustelle ist noch Natur.

VERKÜNDUNG

Dies ist die Stunde, da die Welt sich groß Und feierlich in Deinem Herzen hundert:

Ein Stücklein Boden, grüngerhitzt im Mooe,
Am Waldrand, drinne leuchtet Licht des Tagesmündes!
Das Dorf klingt zart aus Glodenstuben,
Die Berge stehen rot blauer Pfäff.
Und aus der Dämm'ung Farbetuben
Betupft der Himmel träumend sich.
Es liegt so fern, was lüftet und eilt.
Die Hände tasten über Baum und Erde.

Dies ist die Stunde, die Dich einlam heilt.
O mütterliche, schmelzende Gebärde!

Es schlüpft Dein Herz so fellig unter,
Dein Auge ruht in Wolken fern.
Aus jedem Leid blüht Dir ein Wunder.
Fern überm Dorfe steht ein Äulzer Stern.

Ludwig Eduard Friedmann



„Er interessiert sich nicht für unseren Kriegsgesang, er scheint unmusikalisch zu sein!“

Il Turco e le Sirene: „Egli non s'interessa del nostro canto di guerra; pare che non abbia senso musicale.“

ATTISCHER PROZESS

VON SCHLEHDORN

Hyperides, der Anwalt, ließ sich maniküren. Mit gebeugtem Nacken, auf dem sich schwarze Löckchen krüselten, saß Phrynos und verschönernte ihm die etwas fettigen Finger, die er für seine bedeutenden Gesten brauchte.

Apollonios, um 350 v. Chr. der erste Friseur von Athen, dessen Rede so süß wie seine Salben duftete, machte sich schon bereit zum Weg auf die Akropolis, wo er einer der 501 Richter. Verteidiger war Hyperides, der diesmal nicht nur dem Angeklagten die Verteidigungsrede zum Vortrag lieferte (wie es im attischen Prozeß sonst üblich war), sondern selbst auftreten wollte. Denn der Angeklagte war eine Frau.

„Die einzige ihrer Art“, schwatzte Apollonios im Weggehen, „die niemals bei mir Schminke gekauft hat, — na ja, bei dem Teint!“ „Ich komme gleich, Freund aller Locken und Galoketten“, rief Hyperides ihm nach. „Ohne dich kann man zu Gericht sitzen (man lost dann einfach einen anderen aus), — aber ohne mich kein Urteil fällen.“ Er hatte diesmal einen sensationellen Effekt vor.

Damals gab es Verteidiger, die sich für die Hauptperson des Prozesses hielten.

*

Phryne, die Hetäre, stand vorm Spiegel und war mit Phryne allein. Die Schönheit mit der Angst. Sie fluchte dem Euthias, dem Liebhaber, den sie laufen ließ, weil er grob und geizig war. Aber kein Haß ist so herzlich, als der, den Geiz zum Vater und die verschämte Liebe zur Mutter hat. So hatte Euthias die Hetäre Phryne wegen Lästung der Götter angezeigt. Sie hätte den Apollo Lykaios beleidigt. Meinte er damit ihre Wette um den Philosophen Xenokrates, der nahe beim Tempelbezirk des Lykaios wohnte? Ihre Wette, die sie mit anderen Hetären leichtfertig lechzend abschloß, sie würde den ledernen Gelehrten verführen, und die sie verlor, — denn sie fand nach ihren Worten nicht einen Mann, sondern nur das Marmorbild eines Mannes. Und Marmor zur Leidenschaft zu wecken, war wohl nur dem Pygmalion vorbehalten.

Sie hätte, warf Euthias ihr weiter vor, wenn sie es recht begriff, neue Götter einführen wollen und einen neuen Kult. Ob er damit auf Jenes Fest in Eleusis anspielte, wo sie, der Gottheit zu Ehren, vor allem Volk unbedeckt ins Meer gestiegen war? — Und nachher hatte sie Praxiteles, ihr Geliebter Praxiteles, als Aphrodite dargestellt, wie sie das Gewand ablegt, und der große Apelles, wie sie dem Meere entsteigt. Oder womit sollte sie die Götter gelästert haben? Jedenfalls stand auf Gotteslästung der Tod — und sie schauderte. „Soll ich in Trauerkleidern kommen?“ hatte sie ihren Verteidiger Hyperides gefragt.

„Nein“, hatte der geantwortet, „komm so schön du kannst. Schönheit ist dein Beruf, heute vielleicht deine Rettung.“

Ihr Spiegel war einig mit ihr, daß das Lächeln in Tränen die meisten Chancen hätte. Sie konnte die Macht ihres „feuchten Blicks“. Und damals stand die Schönheit noch höher — natürlich nicht im Wert, aber im Preise, als selbst die Tugend.

*

Fast 500 Frauen von Athen ließen ihre Männer zu Gericht gehen (dann damals gab es dort noch nicht so viel Junggesellen).

„Unhöflich, daß man uns eheliche Frauen als Richterinnen ausschließt“, sagte eine.

„Ihr würdet vielleicht zu hart urteilen.“

„Und als Zuhörerinnen?“

„Da vielleicht noch härter.“

„Laßt ihr Männer euch bloß nicht weichmachen“, hohnte sie. —

„So einel!“ gillte sie eine andere, die am Herde stand. „Phryne heißt Kröte. Früher hat sie in Theßpi aus Armut Kapern gesammelt. — Jetzt prahlt sie, sie wolle die Mauern von Theben wieder aufbauen, wenn man ihr daran die Inschrift setze: Zerstört durch Alexander, wiederaufgerichtet durch Phryne, die Hetäre. Und wovon? Von dem Haushaltsgeld, das die Männer von Athen ihren Frauen entzogen. Jedenfalls wird das ummauerte Theben dann unzugänglich sein als sie.“ Und rührte weiter im Kochtopf. —

„Hagbierig ist sie“, heizte eine dritte. „Frau Tratschikus um die Ecke hat mir erzählt, es hätte jemand der Phryne eine Sendung Wein geschickt und dazu gerührt, der wäre zehn Jahre alt. Phryne sieht sich das Geschenk an und sagt: ‚Etwas klein für sein Alter!‘ — Übrigens, bring mir die drei Obolen, die du als Richter bekommst, richtig nach Hause.“ —

„Das Tollste ist ihre zudringliche Zurückhaltung“, machte eine vierte dem Ehemann klar. „Ihr Gewand ist immer hochgeschossen, wenn man sie auf der Straße sieht. So stahlh die Tugend die Kleider. Auch in den öffentlichen Bädern sieht man sie nicht. Sie gibt uns nicht einmal Gelegenheit, uns über sie zu entrüsten. Na, am Ende ist sie in Wirklichkeit gar nicht so schön.“ — Eine aber, Theodora geheißene, entließ ihren Mann mit Lächeln: „Sie soll entrückt verrückt sein Und geistreich dazu. Ich glaube, manche Tugend ist nur ein Mangel an Geist.“

„Und manche Schönheit nur ein Mangel an Tugend“, meinte er. „Aber Geist und Schönheit entschuldigen leicht die verhängende Tugend.“ — Es bekamen auch viele ihren Auftrag mit. — Diesem packte seine Hausfrau Brot und Feigen zum Frühstück ein: „Es wird lange dauern, wenn sie alle ihre Männergeschichten erzählen muß. Paß nur auf, ob einer von unsern Bekannten dabei ist.“ Jenem versetzte die Seine: „Nun muß sie vor Gericht auch ihr Alter angeben.“ —

Eine, die sich gerade die Locken kräuselte, verlangte, er müßte sich genau merken, wie Phryne frisuriert war. —

Und eine andere, bereits in besseren Jahren,

mahnte ihren Mann: „Sei so gerecht, als ob deine eigene Frau vor den Schranken stünde.“

„Ich urteile als Richter ohne Ansehen der Person.“

„Du sollst die Person auch nicht ansehen!“

Fast 500 Frauen von Athen nahmen Abschied, als ob ihr Mann einer Gefahr entgegenginge. Phryne war eine Gefahr. Und damals waren noch nicht alle Männer treu.

In der Säulenhalle des Areopag hallte die Stimme des alten ethischen Justizwachtmeisters: „Stralsche gegen Phryne, Angeklagte und Zeugen!“ Diesseits der Schranke saß Athen: 501 Richter. Jenseits der Schranke saß Athen: 1002 Zuhörer. Viele hatten keinen Einlaß mehr bekommen. Die standen draußen und bewußten, daß das Urteil gerecht werden würde.

Nun trat Phryne ein. Ein Raunen ging durch die Zuhörer. Eine Bewegung durch die Richter.

„Die Angeklagte in Person“, stellte der Vorsitzende fest

Und Phryne lächelte. „Schön“, flüsterten die einen. „Furcht“, rügten die anderen. „Ruhe“, befahl der Vorsitzende.

Mit ihr war Hyperides aufgetreten. Sein Gewand in wohlwogenen Falten, ebenso seine Stirn. Sein Schritt war Selbstgefühl und seine Miene Wohlwollen. — Wohlwollen für den Mandanten, der Recht hat, für die Richter, die das Recht finden sollen, und für das Publikum, die Mandanten von morgen. —

Die Vernehmung der Angeklagten war kurz.

Dann hielt Euthias seine Anklagerede, wie es im attischen Prozeß üblich war. „Die hat der Rhetor Anaximenes ihm gemacht“, sagte einer, der es wußte, „sonst wäre sie noch glitziger.“ Aber des Euthias Stimme bellte und sein Wort blü.

„Ich ersuche, alle Befalls- und Mißfallensklagen gegen den Zuschauerraum zu unterlassen“, ließ sich der Vorsitzende vernehmen. „Herr Verteidiger, bitte.“

„Jetzt kommt Hyperides“, erklärte der alte Redeteller leise seiner Schülerscher, die um ihn versammelt saß. Er hatte ihnen vorher eingeschärft: „Merkt wohl auf die Teile der Rede. Es sind drei Hauptteile und mindestens zehn Unterfälle. Hyperides wird mit einer Einleitung beginnen. Dann den Gegenstand bestimmen. Den Tebestand erzählen. Die Einleitung angeben. Die Begriffe erläutern. Die Beweise prüfen. Die Gegenbeweise führen. Die Ergebnisse feststellen. Das Wesentliche aufzählen. Zuletzt in einem rhetorischen Schlusse gipfeln. So gehört es sich für eine attische Rede.“

Die Schüler waren nur noch zum Teil bereit, dem Ablauf der Disposition zu folgen. Damals lenkte weibliche Grazie noch manchmal von männlicher Logik ab.

„Paß auf“, flüsterte der Lehrer, „Hyperides wird zwei Stunden reden.“

Aber der sprach nur ein paar Sätze. Über Euthias und seine schwarze Seele. Über die Götter und ihre Gnade. Über Phryne, der Aphrodite Dienerin und Priesterin.

„Achtung“, räumte der Lehrer, „jetzt führt er den Richtern den Sachverhalt vor Augen.“

Und da kam die Überraschung. „Glaubt ihr, Männer von Athen“, rief Hyperides aus, „daß die Schönheit die Götter beleidigen könne? Solche Schandthat.“

Er hob langsam die Hand, griff der Angeklagten an die Schulter — Phryne erschrak —, löste ihr die Spange, ihr Gewand glitt zur Erde. —

Und vor dem Gerichtshof stand, wie die Götter sie geschaffen und Praxiteles sie nachgebildet — die kindische Aphrodite.

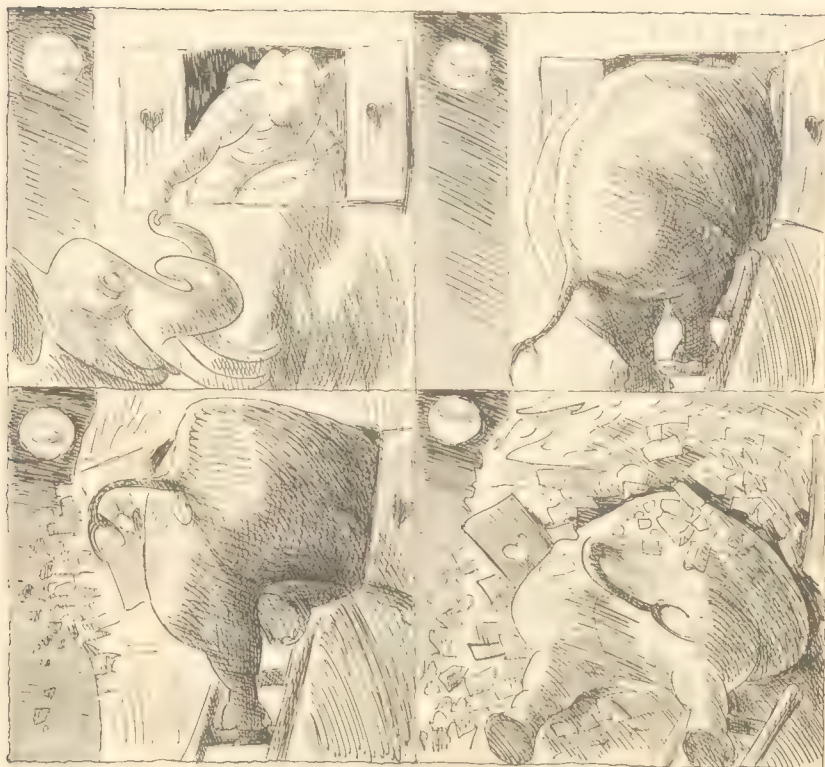
Starr saßen die Richter. Die einen sagten: „Aah!“ Andere sagten: „Oh!“ Und der Kleine an der Ecke war ganz blaß geworden und sagte nur: „Hel...“

Mancher dachte an eine veräuselte Leidenschaft, manch anderer an eine veräuselte Hoffnung und einer auch an das, was ihn zu Hause erwartete. Und dem kamen die Tränen. Und die

AM WEG ZUM BÜRO

Auf einem Plätzchen
oder Rondell
bemüht sich ein Kätzchen
um sein Fell:
mit Ärger sieht es
ein böser Hund
und — hui — entflieht es
mit gutem Grund:
dies alles zum Leide
von Fräulein Kätzchen.
du liebe Zeit —
es hatte schon beide
schnapsapfuhbereit
vorm Apparat:
nun geht es verdrossen
in sein Büro —
und war doch so
zur Freude entschlossen.

Peter Scher



Amoreggiando alla finestra

Zuschauer, die nur den Rücken der Aphrodite zu sehen bekamen, dachten ähnliches und beneideten die Richter.

Nur ein Philosoph stellte sich die Frage: Warum empfinden wir den Marmor als unbekleidet, nicht als ausgezogen?

Ein alter Jurist erzog: Ist es prozeßordnungsmäßig, die Beweisaufnahme in das Plädoyer zu verlegen? Der Augenschein ist doch Beweismittel und kein Argument.

Der Redelehrer war enttäuscht. Nicht so seine Schüler. Damals waren Lehrer und Schüler noch nicht in allem einig.

Dann geschah etwas Seltsames. Phryne, die zuerst die vielen Blicke als ein angenehmes Prickeln auf der Haut empfunden hatte, Phryne erstarrte, bedeckte die Augen mit den Händen, um nicht zu sehen, daß sie gesehen wurde, und bat mit einer Neigung des Körpers um ihr Gewand. Schweigend legte Hyperides ihr die Falttücher wieder über die Schultern...

Der Vorsitzende, nach einem Husteln: „Die Beweisaufnahme ist geschlossen — will sagen, die Angeklagte hatte das letzte Wort. — Das Gericht wird abstimmen.“

Damals gab es keine Beratung im attischen Prozeß.

*

Alle Athener, sprechen am Abend über den Spruch. Tausend athenische Damen entrüsteten sich über den Freispruch.

„Natürlich, so einal!“

„Das war ein einfach Richterbesetzung!“

„Und du hast auch für den Freispruch gestimmt!“ — Schuldgebüß schweig der Ehemann.

„Du hast sie doch angesehen!“ — „Ich mußte mir doch ein Urteil bilden.“

„Und dein Frühstück hast du nicht gegessen!“ — „Ich bekam wohl Appetit, aber ich meinte, Frühstück mußte ich zu Haus.“

Nur Theodora empfing ihren Mann: „Des habe ich dir von Herzen gegönnt, mein Guter. Und nun

erzähl mal genau.“ Er tat's und meinte dann: „Wenn man so denkt, daß nun alle Welt sich über die edle Einfalt und stille Größe bei Praxiteles begeistert — und dann ist es allemal die Phryne.“

„Aber Schönheit!“, schloß sie, „muß doch etwas sein, was Vergebung verdient und recht behält.“ Damals wußte man noch nicht, daß die Götter Griechenlands sterblich sein würden, aber die Schönheit der Phryne unsterblich.

■

Die Angeklagte, strahlend, siegreich und gerettet, hatte nachher mit Hyperides, dem Kenner des Rechts, noch einiges ganz persönlich zu besprechen. So auch die Honorarfrage.

Sie bat um sein Schreibfäulehen: „Ich muß dir einen Schuldschein ausstellen über das, was ich zum Dank dir geben werde.“

Und sie schrieb: Phryne

Damals gab es noch keine feste Anwaltsgebührenordnung.



„Sehen Sie, Mylady, das ist das Kernproblem: Wären diese Leute bevölkerungspolitisch so zurückhaltend wie wir Engländer, käme es nie zu einer Hungersnot in Indien!“

Riflessione artistica inglese: "Guardate, Mylady, il problema essenziale è questo: se tale gente in fatto di demopolitica fosse riservata come noi Inglesi, in India non verrebbe mai la carestia!.."



„Dummes Mädel, vor einem Maler brauchst du dich doch nicht zu schämen!“
 „Doch – doch – weil ich im Kolorit net so gut belinander bin!“

Esperia: „Che sciocca di ragazza! Non occorre che tu arrossisca davanti a un pitore!„
 „Eh sì, sì . . . perchè il mio colorito lascia alquanto a desiderare!“

MARIKA

VON A. WISEBECK

Den alten Mann habe ich in den letzten Herbsttagen auf einer Ruhestätte kennengelernt. Dort saßen wir das öfteren neben einander. Ließen die Donau an uns vorbeiziehen und schwätzen von diesen und jenen altzeitlichen Dingen. Der Alte, der in seinem lederscheingelen, engen Braten rock, dem hochgebogenen Schilps und verschossenen Halbzylinder einer anderen Zeit entzogen schien, gefiel mir, und es freute mich deshalb, daß sich unsere Begegnung wiederholte, wo durch auch die Unterhaltung vertraulicher wurde. Was den Alten eines Tages das bewog, mir die nachfolgende Geschichte zu erzählen, weiß ich freilich nicht. Doch scheint es mir, daß es sich um ein Erlebnis handelte, das über ein ganzes Menschenalter in ihm nachwirkte.

„Dahels“, erzählte der Mann, „stand ich im achtzehnten Lebensjahr und war als Stallbursche bei einem ungarischen Gutsherrn bedienstet. Er war ein freundlicher Mann, immer gut gelaunt, und die Golden saßen ihm lockerer in der Tasche als einem anderen im Heilbrölz. Ritt er die Elke, die das halbe Jahr roß, so schickte er sich nur vor mir satteln ließ, so vergaß er nie, mir einen besonderen Lohn in die Hand zu drücken, ohne nachzufragen, wieviel es war. Doch er nicht mehr zu den Jüngsten zählte, konnte er an seinem schneeweißen Haar gar wohl erkennen, doch waren die Weiber noch immer hinter ihm her. Denn so sind sie eben, scheint es mir: ein rechter Keil, der das Leben liebt, aber auch Tod und Teufel nicht fürchtet, wie es mein Herr auf seinen versengenen Ritten betrug, hat das Gerisse bei den Frauen, und man er auch schon nahe der letzten Flug stehen. Doch das nun nebenbei!

Kennen Sie Ungarn? Es ist ein schönes Land, will ich Ihnen sagen. Endlos weit wölbt sich der Himmel darüber, bei Tage von tiefer, Blau und reichts von Sternen glitzernd, soweit der Blick reicht. Es ist auch ein heißes Land, dieses Ungarn, in dem der Mats fast an den Stengeln rötet, die goldbraune Traube vor Süßigkeit schwellt, und das Blut mit Ungarn in den Adern pulst. Pferdeherden stürmen mit flatternden Mähnen durch das Abendrot, an den Brannen blitzen die bunzelgelben Mädchen mit ihren Zingeln an, und silberweiß, bald nah, bald fern, flücht Muck auf. Bald mächtigt das bulgarische Horn. In der freudvollen Lust, bald dahinschmelzen in Schmerzlicher Sehnsucht. Woschod? Du weißt es nicht. Es liegt wohl jenseits dieser Welt und ist unerreichbar. Dahels freilich glaubte ich, so zu wissen, denn ich war in Marika verliebt. Marika, die Küchenmagd. Als ich sie zum erstenmal sah, stand sie, mit mir Hamd und Rock bekleidet, vor dem Heerd und bediente den Bratspieß. Vom Scheitel bis zu den Beinen floß der Widerschein der Glut an ihr hin und her, schlenkerten ihren Leib in lohnenden Brand zu setzen. Als sie sich aber nach mir umwandte, traf mich ein Blick, der mein Herz versengte. Ja, mein lieber Herr, ich finde keinen anderen Ausdruck dafür. Sie machten mich krank, diese Augen, die senkrecht, wie die eines Kir- des blickten konnten, und hinter denen doch ein dunkles Feuer glomm. Aber sie waren es nicht allein, es war auch das blauchwarze, in der Mitte geseitete Haar, der volle Mund die hochgewölbte Brust, es war ein kleiner, dunkles, krausendes Mädel, das an der Wade saß, ich hab' schon so manches Mädel im Arm gehalten, aber keines noch, das mich so verlockend gemacht hätte, wie diese Marika. Marika, du unbearbeitet schöne Marika — das war mein Gedanke bei Tag und bei Nacht!

„Ich elaubte Bursche, du bist in die Marika verliebt?“, lachte eines Tages mein Herr, dann es war ihm wohl nicht antagend, daß ich ihm nicht in der Küche herumbläse, als es notwendig gewesen wäre. Nimm dich in Acht vor dem Mädel denn sie ist keines das mir' sich spaßen läßt! Das schied mir nun freilich auch,

Denn als ich einmal den Mut faßte, meinen Arm um ihre Hüfte zu legen, stoß sie mich unwillig von sich und funkelte mich mit einem Blick an, der jede Wiederholung einer Annäherung scheuen ließ. Gleichwohl, wie sollte ich eine Verliebtheit bändigen, die mein Leben zur Qual machte, wie konnte ich Gedanken verbergen, die mein ganzes Sein beherrschten? Keinem Menschen im Haus entgingen sie, und es mußte Marikas Abneigung nur noch steigen, daß man sie mit dem unglücklichen Liebhaber weidlich verspottete. Ratet ich die Küche, so wandte sie mir den Rücken zu, und wagte ich es gar, sie anzusprechen, so erhielt ich eine barsche, hochfahrende Antwort. Zum Donnerwetter, du dumme Kerl, such' dir doch eine andere!“, rief mir baldigst mein Herr. Aber merke dir das eine! mit einem langen Gesicht hast du bei den Weibern niemals Glück. Ein hängendes Maul lieben sie nicht, und aus Mitleid läßt sich kein Mädel küssen. Lache, pfeife, tanze, mache dieser und jener den Hof, beirrit dich meinetwegen und laß auf den Händen durch die Küche — damit wirst du mehr Erfolg haben, als wenn du vor Liebe greinst! Das war nun alles schön und gut und mochte auch richtig sein. Aber, wie sollte man lustig sein, sich an eine andere herannahen, wenn man die eine, die Unerrückbare liebt? Ich sprach immer von „Liebe“, mein Herr, aber sie werden meine Gefühle wohl schon als das erkannt haben, was sie waren: die Begierlichkeit eines jungen, drängenden Blutes. Denn was konnte es schon anderes sein, als Marikas verführerische Schönheit, die mich quälte und mir schlaflose Nächte bereitete? —

Eines Sonntags ging ich zu See hinaus, um dort zu schwimmen. In diesen Sport betrieb ich mit Leidenschaft und darf wohl auch ohne Übertreibung sagen, daß es mir in meinem Heimatstädchen an der Donau kaum ein anderer Mensch an Ausdauer und Gewandtheit dergleichen tat. Die Glut des sommerlichen Tieflandes brüllte in der weiten, baumlosen Ebene, rundums trüge stand die Luft über den Weizenfeldern. Etwas erschöpft schon warf ich mich in das Wasser, konnte aber mein Vorhaben, den See zu umschwimmen, nur mit Ausdauer, der letzten Kraft auszuhalten Müde und erschöpft verlor ich mich in den Schatten des Ulmenbüsches, um dort auszuruhen. Kaum hatte ich mich jedoch hin- gestreckt, da wurde ich auf ein Geplätscher aufmerksam. Marikat Unwill meines Lagers durchwachte sie die seltsame Nacht. Mühsam blieb sie stehen, schöpfe Wasser mit den Händen und ließ es über die Schultern rieseln. Immer tiefer tauchte der braune Körper in die Flut ein. Nun verließ er den Grund. Mit unbefohlenen Schlägen paddelt Marika dem fliehenden, als Wassersonnen gebildeten Inselen zu. Der Kopf versinkt, hebt sich wieder aus dem Wasser, taucht neuerdings ein

Nun griffen die Arme in die Luft, wollen sich los- ringen aus der stillen Flut, schlagen um sich und entscheiden. Noch einmal erschallt der Kopf über einem Strudel quirlenden Wassers, und ein gurgelnder Aufschrei geht über den See. Der Hilferuf läßt mich die Müdigkeit überwinden. Wie Rasch werfe ich mich in das Wasser und schwimme dem Inselen zu. Ja, mein lieber Herr, glauben Sie mir, ein leichtes Stück war es nicht, die Ertrinkende aus den Schlingengewächsen zu be- freien, und es stand mir nahe so, daß wir beide zum letztenmal das Licht der Sonne gesehen hät- ten. Fast schon wollten meine Kräfte versagen, es als mir noch gelang, Marika an des Ufer zu berge. Da lag sie nun vor mir, die Heißbegierthe, und schlief schlaflos. Ich konnte ich sie barmherzig, denn ein armes Menschenkind, erschien sie mir nur mehr, und gehöhlt ein Leben, das mein eigenes Werk war. Unantastbar blieb es mir hin- fort. Verstehen Sie mich, diese Ausdeutung trat erst in späteren Jahren in mein Bewußtsein, denn damals machte ich mir keine Gedanken darüber! Es war eben so. — Ich bedeckte das Mädchen mit meinen Kleidern, zog mich an und erwartete in meinem Büschwerk Marikas Erwachen. Lange noch lag sie im Schlaf der Ertröpfung, bis sich ihre Augen öffneten und erstarrte Augen sich schlo- gen. Nun beugte sie sich mit schlaffen Be- wegungen, machte taumelnd einige Schritte, blieb lustlos stehen und sah hilflos nach um sich. Da trat ich rasch hinzu hob sie zu mir auf und trug sie zum Ufer. Einmal und einmal legte ich an meinen Hals, ihr feuchtes Haar flügel über meine Hände. Kein Wort kam über unsere Lippen, doch sprach ein Gefühl aus Marikas Augen, das mich beglückte: Die Achtung des Weibes vor der Tat. Ja, so ist es wohl, mein lieber Herr, in eine solche Masz mag eine Frau wohl veran- setzt, und gedrehte Sprüchlein mag sie gerne ver- nehmen, doch scheint mir dies nur eine Sache des Auges und Ohres zu sein und kurzen Be- stand zu haben. Ihres Blickes heilste und meine Sehnsucht geht immer nur dem Mann, ich meine der männlichen Tat. Und sehen Sie, obsonn meine fuchroten Haare nicht braun oder schwarz wurden, und meine große Nase nicht kleiner, und ebsonn ich nichts tat, um Marika gefälliger zu werden — sie liebte mich. Ich sah, daß sie zeigte es unweilhaft mit jedem Blick ihrer heißen Augen. Bald wußte es jeder Bedienstete des Hauses: die dumme Marika hat sich in den roten Stallburschen verliebt. Geduldig ertrug sie den Spott, und dies war ein Tag, als ich Opfer, das ihr Stolz brachten konnte. Ja, mein Herr, ich darf es heute, da alle Einzelheiten des Lebens von mir abgefallen sind, gestotzt se-zen: Marika liebte mich mit dem ganzen Ungestüm ihres Blutes. Und ich? Nun, ich sagte es Ihnen schon: für mich war dieses Leben selb' jenem Tag geheiligt, da es mein Werk wurde. Niemals mehr hätte ich es mit dunklen Wünschen der Beghe- rlichkeit antworten können. Hoch und licht stand es vor mir, ein Klein- schenleben, das den Namen Marika trug. Meines Verliebens im Hause konnte freilich nicht mehr lange sein. Denn, wie sollte ich Marika die absonderliche Veränderung meiner Gefühle begreiflich machen? Sie würde mich nicht verstanden haben, dessen bin ich heute noch gewiß. So kündigte ich denn meinem Herrn den Dienst. „Wie kann er ein dummes Mädel was seine gute Stellung aufgeben!“ meckerte der brave Mann. Liebes läßt sich nicht erzwingen, und daß du bei der Marika kein Glück haben würdest, das hab' ich dir schon längst vorhergesagt!“ — Ja — ja — so ist es“, stotterte ich, dann mein Herr brauchte von dem, was sich ereig- net hatte, nichts zu wissen. „Such' dir die nächste Mal ein solides, beilühnliches Frauentimmer mit hell- blondem Schopf!“ lachte er noch, als er mich mit einer Handvoll Bank- noten entließ. Noch etwas anderes nahm ich mit auf den Rückweg in die Heimat, eines ganz kleinen, wie ein hübschen Hüchgen Hauch nur, vom Munde der Marika und Er be- deutete nichts anderes, als den Abschied für ein Menschenleben.“

„Sag' mal, August, haste vielleicht 'nen neuen Witz uff Lager?“ „Jawoll! Aber den leb' ich nur an alle Stammkundschaft ab!“

„Dimmi, Augusto, non hai forse in vespolio di nuovo scherzo?“ „Sicuro, me lo do soltanto e vespolio di persona di locale.“

(J. Hagenbath)





„Bitte mich nicht zu stören, Ich versuche eben im höchsten Auftrage festzustellen, ob die Marsbewohner schon einen Präsidenten haben!“

Futuro posto per Roosevelt: „Vi prego di non disturbarmi! Per incarico d'altissima autorità sto appunto tentando di constatare se gli abitanti di Marte abbiano già un Presidente!“



„Nein, Fräulein Gustl, stürmisch bin ich niemals gegen Frauen!“
 „Ja, ja, so was habe ich gleich befürchtet!“

La prima visita: «No, signorina Augusta; io non sono mai stato irruente con le donne!», — «Già, già . . . ed era ciò ch' io tanto temevo!»



„Sagen Sie, Herr Soldat, für welches Mädchen machen Sie sich denn so schön!“
 „Weiß noch nicht — wird sich heute abend erst herzustellen!“

„Ditemi, signor soldato, per quale ragazza mal Vi fate coal bello? — „Non so ancora ... me lo si vedrà già stasera!“,

DAS MÄRCHEN VOM HERRN FRITZ

„So Michalchen, — hör schön zu, ... also da war einmal ein Mann, der hieß Fritz, und arbeitete in einem riesengroßen schönen Hause mitten im Herzen einer ganz großen Stadt, und eines Morgens kam er um einen Augenblick zu spät zum Omnibus, mit dem er in den weiten, weiten Weg in das große schöne Haus, in dem er arbeitete, zurücklegen wollte, und da sah der Omnibusfahrer zu-fällig im Rückblickspiegel, wie Herr Fritz dem Omnibus nachrannte und nicht mehr konnte, und da schaltete der Omnibusfahrer, wie er es früher bei der Straßenbahn gelernt hatte, den Rückwärtsgang ein und fuhr drei Häuser weit zurück, um den Herrn Fritz einsteigen zu lassen. Und an der nächsten Haltestelle stieg ein dicker Herr ein, der versuchte sich neben Herrn Fritz zu setzen, aber neben Herrn Fritz saßen schon andere Leute, und da der dicke Herr sah, daß es für Herrn Fritz auch unbequem werden würde, wenn er sich neben ihn setzte, da gab der dicke Herr seine Absicht auf und sagte zu Herrn Fritz, es wäre Unsinn, wenn sie beide unbequem säßen, und Herr Fritz sei auch lieber, als er dagesessen, und blieb stehen und lächelte Herrn Fritz freundlich an, und da der Mann, der neben Herrn Fritz saß, in der Zeitung las, las Herr Fritz mit, und am Ende jeder Seite fragte der Herr mit der Zeitung Herrn Fritz jedesmal, ob er auch fertiggelesen habe und umblättern dürfe, und als Herr Fritz sagte, er habe die Seite noch nicht ganz durchgelesen, da sagte der Herr mit der Zeitung, das mache gar nichts, er würde gerne so lange warten, bis Herr Fritz die Seite fertiggelesen habe ...

... und als Herr Fritz ausstieg, überquerte er trotz des roten Verkehrslichtes die Straße und wurde von einem Automobil beinahe überfahren, und ein Verkehrsschutzmann erzählte dem Fahrer des Automobils, vorsichtig zu sein, denn auch wenn die Verkehrsampel zu seinen Gunsten Grün ge-zeigt habe, so sei das keine Erlaubnis zum Überfahren unschuldiger Fußgänger, und da mußte Herr Fritz den Herrn Verkehrsschutzmann anlächeln und der Herr Verkehrsschutzmann lächelte zurück und gab Herrn Fritz eine schöne Zigarette zum Rauchen und dazu zwei Eintittlirktosen zum Symphonienkonzert der Freiwilligen Feuerwehr, und als

Herr Fritz die Karten bezahlen wollte, da lächelte der Herr Verkehrsschutzmann wieder und sagte zu Herrn Fritz, die Karten kosteten nichts, diesmal habe er zu bezahlen und das Ganze sei nicht der Rede wert und habe ihn ja kaum aufgehalten ...

... Herr Fritz aber kam 20 Minuten zu spät in das schöne riesengroße Haus, in dem er arbeitete, und der Herr Chef stand hinter seinem Schreibtisch und grinste freundlich, und als Herr Fritz sich entschuldigen wollte, da mußte der Herr Chef so lachen, daß es ihn schüttelte, und als der Herr Chef wieder sprechen konnte, da sagte er, er gebe für einen Mann, der nicht dann und wann einmal zu spät komme, keinen Pfennig, und da kam Herr Fritz auf den Gedanken, den Herrn Chef

zu fragen, ob er nicht 50 Mark mehr Gehalt haben könne, und da der Herr Chef fragte zurück, wie lange Herr Fritz über diese Aufbesserung schon nachgedacht habe, und als Herr Fritz sagte, sechs Monate, da sagte der Herr Chef, er werde die Sache augenblicklich in Ordnung bringen, und zwar rückwirkend, so daß die Aufbesserung auch für die sechs Monate, während der Herr Fritz über die Aufbesserung nachgedacht habe, ausbezahlt werde ...

... und als zur Mittagszeit Herr Fritz zum Essen gehen wollte, da rief ihm der Herr Chef nach, Herr Fritz solle zwei Stunden statt nur einer halben Mittagspause machen, denn es sei ungesund, das Essen hinauszuzögern und sogleich wieder zu arbeiten, und als Herr Fritz das Restaurant aufsuchte, in dem er auch sonst immer speiste, da waren alle Plätze besetzt und in der Vorhalle warteten über fünfzig Leute, die auch essen wollten, und als Herr Fritz gehen wollte, um ein anderes Restaurant aufzusuchen, da kam ihm der Herr Geschäftsführer nachgeheilt und sagte, es wäre ja noch schöner, wenn ein so guter treuer Kunde unbedient gehen würde und machte Herrn Fritz sogleich Platz, indem er mit einem Gast, der schon lange fertig war und nur auf die Rechnung wartete, weil der ihn bedienende Kellner keine Zeit hatte, selbst abrechnete, und als Herr Fritz ins Büro zurückkam, da lag eine Nachricht vom Herrn Chef auf seinem Schreibtisch, Herr Fritz habe heute nachmittag dienstfrei und er solle sich nur etwas ausruhen ...

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Mulle ist ein Bekannter von mir, dafür kann ich nichts. Als ich ihn vorgestern zufällig traf, sprach er von Büchern, nämlich beim Reiseverlag in Magdeburg gäbe es gute Bücher zu kaufen, unmittelbar vom Verlag weg.

Ich war über ein solches Interesse bei ihm so erstaunt, besonders auch wegen der herzbe-gierlichen Töne, welche er zum Thema fand, „Sehr, sehr gute Bücher gibt es da zu kaufen, wenn ich nur wüßte, ob sich die Fahrt über Samstags und Sonntag machen läßt —“

„Was denn für Bücher?“ fragte ich, und Mulme darauf ungesäumt und mit einer entzückten Handbewegung: „Solche mit Ledererband!“ F. H.



„Nun sind alle Blätter gefallen und es hat sich wieder nichts ereignet!“

Umor autunnale a Londra: "Ebbene, tutte le foglie sono cadute e di nuovo non è accaduto nulla!.."

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

IM BAUCHE DES BÄREN

OLAF GULBRANSON 43



„Ich habe so das Gefühl, als ob wir ihm doch ein wenig zu weit entgegengekommen wären!“

Nel ventre dell' orso: „Ho pure un certo senso che noi l' abbiamo accontentato un po' troppo!..“



DER BERG

Mein Bergführer war der Maxi. Er hatte die Schl gegeschulert, ein Sportgesicht auf seinen Bubenkopf gesetzt, Rucksack umgeschultert und Schl, Hände und Hosen tüchtig mit Wachs eingeschmiert.

„Wo geht's hin, Maxi?“

„Auf den Berg.“

„Dorf ich mitkommen?“

Maxi musterte meine unsportliche Kleidung, beseh kritisch meine Stadtschuhe, meinen Wintermantel, meinen Filzhut, und am liebsten hätte er gesagt: „Mann, in dieser Aufmachung willst du dem weißen Tod, der auf dem Berge lauert, ins Auge schmeißen?“ Er machte aber eine zusageende Kopfbewegung ins Unbekannte hin und wir schritten belde vorwärts wie Amundsen und Nansen in die weite Schneewüste hinein.

Die unendliche Schneewüste? Unabsehbar dehnte sie sich, der Horizont war verhungen, Sturm peitschte den Schnee über das Land. Ist das Grönland, ist das Kamtschatka, die Tundra, Kitzbühel oder der Ahrberg? Nein, es ist nur ein Stückchen Land am Rande der Großstadt. Maxi hat die Führung. Aber wo ist der Berg?

Da hebt Maxi Amundsen die Hand und deutet vorwärts, wie Christoph Kolumbus seinerzeit die Hand hob, als er sagte: „Gemeich, Caballeros, dort liegt Amerika!“ Ich sehe den Berg noch immer nicht, bis wir an seinem Fuße stehen. Da regt er himmelswärts. Vier Meter hoch regt er in den

Xihar, und oben am Grat bläst der Wind eine Schneefahne wie bei einem erwachsenen Berg. Wir durchklettern die Südwestwand ohne Rast zu machen. Auf Wasser sind wir dabei nirgends gestoßen. Achtung, ihr Herren, die Feldflaschen vorher füllen! Ein herrlicher Rundblick lohnt unsere Mühe. Das majestätische Haupt einer Gestalt liegt zum Greifen nahe, rechts dehnt sich die gewaltige Kette einiger Hinterhäuser und zu unserer Linken erheben sich dräuend die Schloten einer verlassenen Badeanstalt.

Wir sind nicht allein hier auf einsamer Bergeshöhe, viele kleine Schläufer beloben den Nordhang des Berges und immer wieder geht es in tausender Fahrt die vier Meter hinunter ins Tal. Einige Väter geben ihren Kindern ersten Unterricht im Schlauen. „Spitzen zusammen“, ist der allgemeine Ruf und „Oberkörper vorbeugen“.

Einige Mittelschüler tun so, als mache ihnen dieses Herunterrutschen keinen Spaß, sie wollen nur die Schl wieder ausprobieren und versuchen, ob das Schiwachs sich bewährt. Sie probieren stundenlang und können dabei nur mühsam ihre Würde als Sportsleute unterdrücken, für die so ein Berg eigentlich eine Schande ist. Auf einigen Schl sind auch ältere Herren angebracht, die stehen nicht mehr fest und ruinieren das Sportgelände beträchtlich.

Der Abstieg über den Nordhang war sehr lohnend. Wir kamen an einer richtigen leeren Konservendbüchse vorbei und passierten einen Rodelschlitten, der mit einer Mutter bis zum Überlaufen gefüllt war.

Foltzick

FROHE AUSSICHT

Bald gibt's nun wieder echten Kaffee. Ich lob' ihn über den grünen Klee, weil in den unscheinbaren Bohnen phychemotorische Kräfte mohnen, die uns in höhere Sphären entrücken, die uns mit Optimismus beglücken, die taubste Seele gründlich schauern, den klafenden Mut erneuern, beleuern et cetera...

Wohlauf, wohlauf!

Die Kaffeemühle auf den Plan und recht als Orgelmann geschüttelt!

Ha, wie bloß schon das Pulver duftet!

Jest Waffer drüber, hochend heiß! Durch's Filter tropft der braune Schweiß - und Wonne in der Mühe Preis.

Ein Wunder, hold und haum zu fassen! Es reicht für zwölz bis dreizehn Tassen, und nimmt man etwas kleinere her, logar für mehr.

(Man kann den Trank auch dünner mählen. Das möcht' ich aber nicht empfehlen.)

Ratatöcher



„Sehr brav von den amerikanischen Arbeitern, daß sie uns so schönen Explosivstoff geschickt haben, dafür werden wir von unserem liefern!“

Propaganda contro granate: „Bravi davvero i lavoratori americani che ci hanno spedito un materiale esplosivo sì bello! In ricambio noi ne forniremo del nostro!„



Sie berät über den Frieden, den sie der Welt bringen möchte!

La conferenza dei tre discute sulla pace ch'essa vorrebbe dare al mondo!

DEMOSTHENES

VON SCHLEHDORN

Ob wohl Demosthenes Lampenliebhaber gehabt hat? Jedenfalls hätte er welches gehabt, wenn ihm kurz vor Tisch gesagt worden wäre, er müsse zu Tante Wandas Geburtstag reden, weil Onkel Hans, der Präsident, krank sei. Daß Demosthenes nicht aus dem Stiegriff reden konnte, ist historisch. Tischen von Demosthenes sind nicht erhalten. Außerdem ließ sich über König Philipp von Mazedonien mehr sagen, als über Tante Wanda, die alljährlich ihre ganze Verwandtschaft von nah und fern zu einem opulenten Geburtstagsessen in die kleine Stadt und in ihr großes Haus ein lud, — und alljährlich an Umfang zugenommen hatte.

„Unsere Erbmasse“, nannte sie Rolf, der Referendar, despektierlich. „Sie setzt Jährlinge von Falt an“, flüsterie Hans-Jürgen, der Leutnant. „Sie ist ein abendfüllender Eindruck“, stellte Regierungsrat Julius bei sich fest.

Do sollst gegen Erbitanten nachsichtig sein und von edler, abwartender Ehrfurcht — lehrte Buddha, dessen Statue sie ähnelte. Sie hatte ein gutes Herz für Alle und ab für Zwei (mehr hatte ihr der Arzt verboten). Ihr Teller ginge sich, wenn sie zugriff, „ne gute Magen ist ihr über, als ein schlechter Jovianus“, sagte sie in ihrem rheinischen Dialekt, verzichtete gern auf Entbehren und freute sich über Jeden, dem es auch schmeckte. Tischen sind die schwierigste Gattung der Rhetorik. Man muß sofort bis zum Braten und kommt nicht zum Essen, und später tunkt man zuviel, weil es überstanden ist.

„Du bist heute nicht sehr unterhalten, Julius“, bemerkte seine Schwägerin Margarethe spitz, „aber du sollst ja wohl reden. Mein Euge ist vor zwei Jahren auch stecken geblieben.“ Nun schlug Julius an sein Glas. „Aahl — Psst!“

Silte. — Die gesamten Bürger von Athen, ja selbst des Demosthenes Gmner, die Gruppe um Aschines, waren nicht so kritisch, wie die liebe Familie von 20 Personen an dem großen Tisch um das Portalan mit dem Stäubelmannsturm herum. Der Professor rückte an der Brille und wartete auf eine Unlogik, der Arzt auf eine Zweideutigkeit, der Leutnant auf eine Gelegenheit zum Lachen, Kusine Brigitte (die auf dem Punkt war, wo ein junges Mädchen plötzlich eine alte Jungfer wird) auf einen Anlaß zur Entstellung. Und alle auf das Ende. Die Herren florierten den Redner, die Damen sahen mit lauem Lächeln vor sich hin, und Vetter Fritz vom Lande ließ sich mehrfach neu einschneken.

Julius jedoch, da bei Tante Wanda von Geist und Schönheit kaum die Rede war und von ihrem Alter nicht geredet werden durfte (sie liebte Geburtstage ohne Alterswerden), hatte sich auf die schon von den Hottischen der Renaissance mit Erfolg erneuerte Methode zurückgezogen, er schloß, er wolle es und wie gern jeder zu dieser Fehler erlesene sei. Die Genannten reagierten auf ihre Erwähnung meist mit einem mütterlich geschmeichelten Lächeln, Onkel Rolf, in Firma „Treibhähnen AG.“, mit einer Verbeugung, der Landgerichtsdirektor mit plüdervergewohntem Gleichmut, und Vetter Fritz ließ Prost.

„Sie alle kamen“, lächelte nun der Redner in geschickter Stielordnung zusammen, „alle alle kamen und waren erwartungsvoll versammelt, und zuletzt erschien — aber da entfuhr es ihm: „erschien Tante Wanda in Massen.“

Jubelndes Gelächter rund um den Tisch.

„...ich wollte sagen: in Massen die Nechten und Niffen, die Tonkel und Anien.“

Vergeblich suchte Frau Dorette mit ängstlichen Augen Hilfestellung zu geben. Julius verhehderte sich rettungslos.

„Auch Demosthenes“, fuhr er endlich fort „hat sich bekanntlich, als er von König Philipp reden sollte, verhehdert.“ — Aber es half nichts mehr.

Die Wirkung war hin, und eilig steuerte er das Wrack seiner Rede in den Hafen des Dreimilchtrankes, trank geruschvoll auf das lange Leben der Erbitante.

Vetter Fritz vom Lande kam mit seinem Glas: „Großartig hast du das gemacht mit den Massen, Julius.“ Julius wollte erklären, daß es lediglich ein Irrtum in der Setzung des Kommas, in der Länge der Pause, ja, nur in der Betonung gewesen sei. „Weiß schon, weiß schon“, sagte Vetter Fritz „es war großartig!“

Die übrige Familie fühlte sich eins in dankbarer Schadenfreude. Nur Frau Dorette trank ihrem Mann ermunternd zu, — du brauchst dich bloß zu blemieren, dann zeigst sich die wahre Liebe Tante Wanda hatte nichts gemerkt. Aber nun wird ihr Brigitte versetzen, Brigitte, das Ekel... So grüßte Regierungsrat Julius noch vom Einschlafen und fest zornig gegen den Setzposten. Hätten sie sich bloß nicht mit ihrem bösen Lachen unterbrochen. „Er beneidete die Tiere, die es faden, indem sie futtern, aber nicht dabei tischen, weil sie nicht können. Einen entlaufenen Hund kann man zurückpfeifen, ein entflohenes Wort nie. Tante Wanda erschien in Massen. Zuletzt schlief Julius ein und träumte:

Er träumte, er sei in den Himmel gekommen, d. h. nur in dessen Witschaftsräume, geführt von einem Engel, d. h. nur einer himmlisch-technischen Assistentin, die etwas von der irdischen Art der Kusine Brigitte zeigte.

Da standen in Reihen große Blechkübel Gleich am Anfang ein, in den durfte jeder, wenn er in den Himmel kam, sein Päckchen ablegen, das er auf Erden getragen, — ein Zwischending zwischen Gardeboie und Müllimer, also, Devin lagen Schlaufen und Wandenlirnen und Proschobiten und manch leeres Portemonnaie, an dem sich schwerer trägt als ein einem vollen, und mancher Pantoffel, unter dem einer gestanden.

Das nächste Behältnis trug die Aufschrift: „Überfüllte Wünsche“. Davon schütteln wir immer etwas in die Frühlingluft“, erklärte der Engel. „Das macht die Luft so interessant, daß alle Herren an junge Mädchen denken, und alle Damen an die Zeit, wo sie noch junge Mädchen waren.“ Dann folgte ein Riesenkübel, darauf stand: „Ergebnisse der Arbeit“. „Ja“, sagte der Engel, „wir wissen auch nicht recht, wohin damit, — zumal die Arbeit doch ihren Lohn in sich selber trägt. Es sind durchschnittlich 65 Prozent aller Arbeit, die ohne Ergebnis ist, das verbleibt die guten Freunde meist noch 10 Prozent, die guten Feinde weitere 10 Prozent, — wer mit dem Rest durchstößt zum Erfolg, der kann seine Memorien schreiben.“

Daneben stand ein ganz kleiner Kasten: „Reiner

freier Wille (nach Kant)“. Aber es war wenig darin. Und nun kamen zwei große Behälter. Der eine höchst umfangreiche enthielt: „Worte, die zu wenig gesprochen sind“. Der Engel ließ Julius hineinsehen. Da war manches „Ja“, das leider ungesprochen geblieben, z. B. das Jawort, das Brigitte auf die Werbung des Assessor Schmidt nicht gab, weil er eine Glätte hatte. Nun war sie sitzen geblieben. Da waren noch mehr „Nein“, die eigentlich hätten gesprochen werden müssen: „Nein“, wenn das allerletzte Glas angeboten wird, „nein“ in verführerischen Sömmernächten, „nein“ bei Bestechungsversuchen oder noch schlimmeren Versuchungen. Da war die Schmeichelei, die man vergessen hatte im richtigen Moment der schönen Frau oder dem großen Mann zu sagen, die Zurechtweisung, die ein Zudringlicher verdient hätte, und ungezählte ausgezeichnete Bemerkungen, die einem eingefallen waren, genau fünf Minuten, nachdem die Besprechung zu Ende war. Dann keine Schlagfertigkeit ließ Nüßiger wiederholt und feiner durchgefaltet als die, die auf den Schlag nicht fertig war. Und endlich eine Menge Examentexten — richtig, da war auch das Preußische Polizeigesetz von 1883, das Julius im Examen nicht gewußt hatte.

Aber neben diesem Behältnis der zu wenig gesprochenen Worte erhob sich ein wahrer Silo, groß wie eine Gasanstalt: Zuviel gesprochenes Wort“, war die Aufschrift. Das brocte und quirlte von „nicht wahr“ und „wissen Sie“ Von Worten, mit denen man sich an der Ecke festgeschwätzt, Worten, verschwunden an wertlosen Dingen und Leute, oder Gerade über Vorfälle und Nachbarn, Gerüchte, die wachsen wie Lavinen, und Phrasen, die schrumpfen, wenn man sie näher ansieht. Lügen, die kurze Beine hatten, und Spottworte, die einen Schwanz von Welterungen nach sich zogen. Worte, mit denen einer aus Eitelkeit ein Geheimnis verriet, oder um eines Wortspiels willen eine Freundschaft verlor, oder Confidenzen, mit denen er sich selbst verlor. Und so mancher lapsus linguae, den man nachher tausendmal bei sich korrigiert und revoziert und umformuliert. Und obenauf schwamm: „Tante Wanda erscheint in Massen, in Massen, in Massen.“

„Wohin kommt das nun?“ fragte Regierungsrat Julius schaudernd. Der saure Engel zeigte ihm an der Seite einen Griff, der an einer Kette hing, „Bitte ziehen.“

„Spülen wir hier, so ergibt sich der Inhalt direkt in die Hölle. Denn da gibt es außer der gewöhnlichen Strafe, zu schweigen, die schwerere Strafe, daß einer dauernd fremdes Gerüche annehmen muß. Die noch schwerere: daß er alles annehmen muß, was er selbst überflüssig geredet hat. Und als schwerste: daß er seine zuviel gesprochenen Worte noch einmal sagen muß, und immer wieder, in Massen, in Massen, in Massen.“

„Fürchterlich“, sagte Julius. Da ging der Engel in die Breite, nahm Tante Wandas Züge an und sagte treuherzig: „Akkurat an meinem Geburtstag hätte das besser sein können. Dies Jahr laß ich Euch nicht nach Bordjere ein.“

Hier erwachte Julius.

So konnte er auch Dorette nicht vom Himmel selbst erzählen. „Da wird es wohl“, meinte er, „Freuden sondern Zah! (nach Schubert) geben. Und zwar lauter erlaubte Freuden. Also ganz, wie in einer glücklichen Ehe. Nur natürlich alles metaphysisch, absolut transzendental.“

„Ach so“, sagte Dorette — „Später sind sie zu Tante Wanda gegangen, um sich zu verabschieden und sich zu entschuldigen. Sie saß friedlich und umfangreich in ihrem Sofa, ab Biskuits und bedankte sich für die wunderschöne Rede. „Du hast doch gesehen, wie sich die Familie gefreut hat.“ Julius fand, daß die gute Tante fast hübsch aussähe, und auch Brigitte erschien ihm heute jugendlich.

„Auf Wiedersehen in Bordjere“, sagte Tante Wanda beim Abschied, „dann muß du mir noch mehr von dem alten Griechen erzählen, der keine Reden halten konnte.“

AUSGANG

Ich ging am Abend nochmal me.

*um Luft und möglichst etwas Grog zu schnappen.
kam spät zurück und sah mit Schreck
ein dunkles Uding durch den Garten tapen*

Ich nahte mich mit Schlich und Huch,

*das Ungeheimel näher auszuspielen.
Es stapfte schwer um Beet und Busch
und blieb besinnlich unterm Flieder stehen.*

Mit meinen Augen nahm ich wahr,

*was für ein widerlicher Unfug mir passierte:
daß es mein Kachelofen war,
der hier zur Nachtzeit einmal promenierte.*

Ich hab mich in den Arm gezmickt,

*bis mir die Schuppen von den Augen sprangen:
ich hatte ihn nicht gut bestickt,
da nur der Ofen — ausgegangen.*

DIAKS PAULUS

DIE SACHE MIT CHRISTINE

VON ERNST HERMANN PICHNOW

Springe, der alte Lotse von der Station 3, strich sich vernünftig den Spitzbart und schmunzelte über das runde Gesicht:

„Jo... nun... die Sache mit unserem Kameraden Hein Polters, das ist ein dolles Stück für sich, wissen Sie nicht, wie das mit der Christine Lohmann gekommen ist! Muß ich Ihnen erzählen!“ Den ausgebrannten Zigarrenrest zündete Springe neu an.

„War mein Freund, hat mir alles berichtet, aber jetzt kommt er auch nicht mehr zum Kegeln und zum Skat. Schedel fangen wir also von vorn an. Als seine erste Frau, die Luise, vor zwei Jahren für immer die Augen zureichte, hatten wir gedacht, es würde nun mit Hein Polters ein bißchen anders werden. Gewiß, die Luise war eine treue und brave Hausfrau, aber sie schaute ihm doch zu sehr auf die Finger, zählte ihm die Zigaretten und die Gläser Bier nach, war knauserig und kleinlich, und das ist nicht gut! Hatte ihn ganz unter dem Pantoffel, wie man das so nennt, und nichts durfte er eigentlich ohne sie machen. War ein Kreuz, und steht unter Manneswürde, sich so unter die Fuchtel kriegen zu lassen.“

Müßbillig schüttelte der Lotse den Kopf. „Nee... ein Mann muß ein Mann bleiben, aber er war eben zu gutmütig, und Gutmütigkeit kann in Dummheit ausarten. Als dann die Trauzeit herum war, haben wir uns den Hehn vorgenommen. So, mein Junge, nun wirst du dir mal was gönnen, wo du doch eine hübsche Stange erspartest auf der Kasse liegen hast! Da er durch seine Pension für das Alter versorgt war, was hatten die zusammengekritzten Grinsen denn für einen Sinn? Sollte eine Reise machen, wo er bisher nichts vom Leben hatte und meinten es gut mit ihm Hein Polters schob die Pfeife von dem rechten in den linken Mundwinkel, sah uns alle dumm an und knurrte nur: Jo... Jo... will ich dir mal überlegen! Da wußten wir den Hehn nicht, daß alles schon wieder zu spät und Hein Polters längst wieder mit seiner dämlichen Gut-

mütigkeit hereingeschlidert war.“ — Schwer stöhnte Springe auf.

„Da wohnte also mit ihm in einem Hause in einem Zimmer die fünfzigjährige Witwe Christine Lohmann, und schon nach ein paar Tagen als er seine Luise unter die Erde gebracht hatte, kloppte sie bei Hein Polters an. Ein paar dicke Tränen krollten über ihre Wangen und in wehleidigen Worten packte sie ihr Mitleid aus. Der arme Polters wäre doch nun in einer geradezu schrecklichen Lage, keiner sei nun da, der für ihn Sorge, der Sohn sei in Breslau, und ein Mann in seinem Alter wäre doch allerhand Bequemlichkeit und Gemütlichkeit gewohnt, und sie sei nicht abgeneigt, ihm die Wohnung sauberzuhalten und auch für ihn zu kochen, wenn er wollte! Eine Frau müßte er für die Dinge doch haben. Sie kannten sich doch nun auch schon einige Jahre, und nur aus reiner Menschlichkeit und Nachsicht ließe sie ihm ihre Dienste an, und Hein Polters möchte hinter ihrem Anbieten nur keine anderen Absichten vermuten. Und das hat er denn auch nicht getan. In seiner gedrückten Stimmung meinte er, wenn die Witwe das übernehmen wollte, gut, dann würde er ihr am Monatschluss ein Gehalt zahlen. Christine heulte ihm darauf noch ordentlich was vor, wozu sie eigentlich gar keinen Grund hatte, und wurde damit quasi seine Haushälterin.“

„Jawohl, seine Haushälterin“, wiederholte Springe wütend, ballte die rechte Hand zur Faust und ließ sie drohnend auf den Tisch fallen. „Aber kennt einer die Weiber, und vor allen Dingen eine Witwe von fünfzig Jahren. Die Christine hatte es in sich, Teufel nochmal, müssen Sie mal sehen, wie die noch in Form ist, hat sich den Hein Polters denn ja auch ins Garn gelockt. Aber wie... Ja, wie... das ist es eben, diese Refinesse. Kom der Hehn noch bisweilen zum Skat, und fragten wir ihn, wie es zu Hause stünde, winkte er ab: „Ginge — — ginge — — die Christine Lohmann machte ihm die Wohnung sauber, kochte ein Biß-

chen, und es wäre alles in bester und allerschönster Ordnung!“

Na, ja, so etwas freut einen denn auch. Und als dann ein gutes Jahr herum war, was meinten Sie, da kam der Hein Polters zu mir, aufgeregt, wie ich ihn nie kannte, flog am ganzen Körper: „Jetzt wäre das Maß voll, jetzt höre die Gemütlichkeit nun doch auf, so etwas... nein...!“ Er konnte kaum reden.

Ich habe ihn da in den Stuhl gekiemelt!“ Der Lotse zeigte auf einen behaglichen Sessel im Zimmer. „Christine Grogg brachten ihn zur Ruhe, und dann mußte er mit der Weibheit herzu.“

Hatte die Christine sich also nach und ohne daß Hein Polters es merkte, alle Gewalt angeeignet. Sie hatte allein das Sagen in seiner Wohnung. In seiner Gutmütigkeit wehrte er sich nicht, spürte überhaupt nicht, wie er langsam von ihr elingspannen wurde und nun wie eine Fliege im Netz saß. Und heute war es ihm doch zu bunt geworden. Hatte nämlich die Christine ihr Zimmer in das erste Flage aufgegeben und war, ohne Hein Polters lange zu fragen, in das Zimmer seines Sohnes eingezogen. Dort schlief sie einfach ihr Bett auf und räumte ihre Sachen ein. Mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt erklärte sie ihm nur: „das wäre schon gut so und würde so bleiben, Punkt!“

Soll das so bleiben, habe ich Polters mit fester Stimme gefragt, „willst du das dulden, Hehn?“ „Nein!“, hat er mir geantwortet, „ich will das nicht, ich will die Frau nicht in meiner Wohnung wissen, da komme ich ins Gerede und ins Gerede will ich nicht kommen!“

„Gut, Polters, dann wirst du sie eben an die Luft setzen, raus mit ihr, verstanden? So etwas geht doch nicht, und sie ist doch nur deine Haushälterin!“

War ganz verdattert und geknickt, der Hehn, schimpfte selber auf seine Gutmütigkeit, aber jetzt wäre es damit vorbei!“

Ich schwerer Seufzer rang sich vom Munde des Lotse.

„Er ist mit vielen guten Vorsätzen und festen Entschlüssen von mir gegangen und wollte noch am gleichen Abend sein Recht in seiner Wohnung zurückerobern. Ich habe Hein Polters dann sechs Wochen lang nicht gesehen. Als ich ihn wiedertraf, erkundigte ich mich gleich: „Nun, Hehn, hast du sie rausgeschmissen...?“

Zeiknirscht hat er mir darauf geblöht: den ersten Tag fand er nicht den Mut dazu, auch nicht den zweiten und dritten. Vier Wochen vergingen, und dann endlich, nachdem er sich ordentlich Mühe angestruken hatte, stellte er Christine zur Rede, und nun brach ein richtiges Donnerwetter los. Aber leider nicht von Hein Polters, sondern von Christine Lohmann. „Was das für eine Art von ihm wäre, angestruken nach Hause zu kommen und Krach zu schlagen! Und ausziehen sollte sie... Jetzt, wo die Leute wußten, daß er...“ hören Sie, Sie... Hein Polters, „sie in seine Wohnung genommen hätte und darüber schon geredet würde. Was er sich denn unter Frauenstolz und Freuehre vorstellte, und ob er denn vergessen habe, wie er ihr die Wangen gestreichelt und sie zärtlich Christchen genannt hätte, ob so etwas etwa bei einer Haushälterin gang und gäbe sei!“ Und dann fing sie jämmerlich an zu heulen, ging ein Gemälde über die Schlechtigkeit der Männer im allgemeinen und im besonderen bei Hein Polters los, und daß sie nun eine arme, schutzlose, dem Gespött der Leute preisgegebene Witwe wäre!“

Ja, nun, da war Hein Polters einfach erschossen. Das mit der Wange streicheln und dem Christchen, das hätte er eben auch nicht tun sollen, da sei er nun wieder mal hübsch in der Falle. Schon am nächsten Tage ist er dann mit Christine zum Ständesamt gelaufen. Kann man dagegen etwas machen, nein!“, endete der Lotse, „nur, auf was für Ideen die Frauen kommen! Ich zitiere Beispiel, der dumme Hehn, mußte es, wo er an sich gar nicht mehr heiraten wollte.“

Die Beule - Il bernoccolo

J. Hegenbarth



... und das kommt bloß, weil der Kapellmeister sich immer an meinem Kopf mit der Stimmgabel das „a“ holt!“

... e quasi viene soltanto perchè il Direttore d'orchestra si prende sempre col corista il „a, sulla mia testa!“



„Bin ich so gut in der Farbe?“ — „Prima — und rückwärts würd' ich mir noch 'n Schlußlicht draufmalen!“

Il rosso brillante: 'Mi sono dipinta bene?,' — "Benissimo! E di dietro mi pingerei sopra anche il fanalino rosso!,"

NIKOLAUS

VON HEINZ STEGUWEIT

Unsere Stadt war noch vorhanden, spät kam ich damals heim, Besorgungen und Besorgnisse hatten mich festgehalten im Dickicht der Straßen und der Weg nach Hause war durch unföhle Düsternis geschehen. Wo alles äußere Leuchten fehlt, da hilft jenes, das man in sich spürt doch nur platonisch. Eilig hat man's, der Wagen stellt Forderungen, und die Seele braucht Quatier; also wird gehastet, doch in der Finsternis ist heute alle Beschleunigung ein Hindernisrennen. Das ganze Leben scheint ein Hindernisrennen. Aber der Geul muß durch und hinüber. Wer streicht die Wolken vom Monde weg, wer redet den ertöschenen Laternen ins Gewissen — ein Mensch läuft gegen den endern, doch man sagt „Verzählung“ und solange man Verzählung sagt, ist noch nicht alles verloren. Nachwandler will, ich sagte, daß ich spät heimgekommen sei. An

der Ecke schon, zwanzig Schritte vor der vertrauten Tür, grub ich die Schlüssel aus der Hose, und weil das Gemisch von Nacht, Einsamkeit und Totenstille auch für die kleinste Erlösung dankbar ist, klimperte ich mit dem Bündel, das hob die Laune, das machte Mut.

Da trat aus der Nische des Nachbarhauses eine Frau, nicht jung, kaum alt zu nennen, ein mütterlicher Schatten jedenfalls. Das Weibchen blühte mich an: „Nikolaus?“ — Wie sollte ich Nikolaus heißen ich habe nichts gegen die Nikolause, erst recht nicht wenn sie von Kues sind oder den Beinamen Kopernikus tragen. Ich fühlte mich plötzlich seltsam geborgen in der Haut dieses Nikolaus, der so liebevoll erwartet wurde. Aber ich mußte Abschied nehmen von einem Wesen, das ich nicht war, darum klimperte ich noch einmal mit dem Schlüsselbund, und die Nachbarin, des fremden Tons inne werdend — nicht alle Schlüssel klimpeln gleich, wer zählt die Nuancen — sprach weiter ins Dunkle: „Ach, Sie sind nicht mein Nikolaus?“ Ich verneinte, hielt es aber für human, der Verneinung einen bedauernden Klang

mitzugeben: „Leider, verehrte Nachbarin, leider bin ich's nicht, ist der Nikolaus etwa Ihr Sohn?“

— Die mütterliche Frau schoß flugs die Frage ab: „Sie kennen ihn?“ — Es tat mir wehe, wiederum das Weiblein enttäuschen zu müssen; doch auch diesmal blieb meine Stimme nicht ohne Trost, da ich sagte: „Ich würde mich freuen, Ihren Nikolaus kennen zu lernen.“ — Der Leichtsinn dieser Behauptung leuchtete mir bald ein, da ich gebot: Am Ende ist der Nikolaus noch ein Kind? Oder ein Lausjunge, das irgendwo mit andern seltsam Zeit bei Mummenspiel und Blindkuh verbringt? Ich ließ die harrende Mutter nicht im Stich, war vielmehr entschlossen, ihr beizustehen, denn der flehentliche Tonfall ihrer Fragen verlangte nach Hilfe, Sorgfalt und Verständnis. Also ließen meine Schlüssel das Klimpeln sein, nun hatte ich's weniger eilig, in meinen mäßigbilligen Regungen offenbarte sich das menschfreundliche Herz. So daß ich, der mütterlichen Frau eine Hand bietend, mit teilnehmendem Wohlgefallen mich dem Kater ihrer Erblungen, nein: ihrer Anlegen anzog. Obwohl es finster war, glaubte ich die Blätter des Gesichts und die Bewegungen der Hände zu beobachten, indes der ernste Mund jamentierte: „Mein Nikolaus, so was Ungezogenes. Wer weiß, wo er wieder lumpet. Achzehn ist er alt. Und hat's schon mit den Ricken Mummenspiel und Blindkuh? Ach, Sie —“ Die Mutter wartete seit Stunden auf den Sohn. Hatte in der Dunkelheit bereits siebenmal fremde Herren angesprochen: „Nikolaus?“ Von einer Enttäuschung in die nächste strachend, war sie nunwillen wieder ins Haus gegangen, hatte die Bratkeroffeln vom Herd geschoben und den Kaffee unter die Mütze getan. Hatte auf die Uhr geschaut, die Stunden gezählt und abnormals den Gang vor die Haustür gewagt: „Nikolaus?“ Er kam nicht. Und die Frau hob weiter zu sprechen an: „Ich bin Witwe. Hab mir alles abgezogen für den Jungen. Groß sollte er werden und was lernen. Nein, ein Kreuz ist das und eine Schande. Wie spät ham wir?“

Ich zückte die Uhr: „Bald zwölf, Frau Nachbarin. Aber sachte, der Nikolaus wird schon kommen.“

Sie legte die linke Hand vors Büchlein und stützte in der rechten ihre Wangen, wie's besorgte Hausfrauen bilers tun. „Ne, so was. Um achte hat er essen sollen. Aber das Mädel ist ja wichtiger. Und der Bengel hat noch nix, kann noch nix, versteht noch nix. Wäre wenigstens die Lehre bestanden. Der Ludrian. Wenn mein Seliger das wüßte, der schlüg' ihn semmelweich aber mein Mann war gut. Weiß Gott, von dem hat er's nit, das Flanieren und so. Nein, der Bruder von meinem Mann, akkurat der war so einar, der is auch nach Amerika durchgeblannt mit 'ner andern — Wie spät ham wir nu?“

Ich sagte „zwölf Uhr schtzehn“ und mühte mich redlich, den Zustand wohlwollender Neutralität zu wahren, mindstens aber nichtverfälschend zu sein. Doch die mütterliche Partnerin ließ das Schweigen nicht gelten, sie verlangte Charakter und rührte mit den Ellenbogen an meine Seite: „Wat meinen Sie?“

Mich banden keinerlei Beziehungen an Nikolaus nur die harrende Mutter war mir seit einer halben Stunde vertraut und ein wenig suchte an die Seele gewachsen. Mich dauerte die Witwe, die jahrelang für den Bengel gesorgt, gepesert, geschuftet hatte und nun lief Nikolaus hinter fremden Sternen her.

„Ach ja, Mutterchen, so ist's alleweil im Dasein.“

„Sie sagen auch, daß er ein Lump sei —?“ Hier wurde mir heiß. Ich sollte und ich mußte mich entscheiden, die Nachbarin duldet keine Auswege mehr. Will ich aber zwischen Nikolaus und mir nicht alle Brücken sprengen wollen, versuchte ich — an die mühsam warmgehaltenen Bratkeroffeln und den Kaffee unter der Mütze denkend — einen mittelschweren Satz, etwa die

Der Gockel · II gatto

IF. Steiner



„Sel net so allerwüchtig, damkcher Tropf, damischer — Ich geh lo bloß zweng'n de Or zu deine Henna!“

*Non esser così geloso, gran minchione che sei! ... Solo per le uova vedo dalla tua gattina!.



La cicogna maligna

sen: „Sie haben recht, es ist nicht schön von Nikolaus.“

Die Frau wurde rebellisch. Die linke Hand glitt vom Büchlein, die rechte von der besorgten Wange: „Wie spät ham wir jetzt —?“

Auf meinen Bescheid, daß es nun hurig auf ein Uhr nach Mitternacht losgehe, hub die Mutter laut und allerwärts vernehmlich zu poltern an: „Aber so gestehen Sie doch, daß der Bengel ein Satan ist...“

Sie weinte. Und ihr Schluchzen, das mit der Bitterkeit aller Schmerzen geschah, deren eine verretene Mutter fähig ist, verpflichtete mich, den treulosen Sohn nun wahrlich einen Wicht zu nennen und sein Betragen als ausgemachte Rüpelerei zu verdammern...

... da kam der Nikolaus. Mit dem Fünkchen einer Zigarette leuchtete er sich durch die Dunkelheit, sein Gang war lässig, seine Stimme ohne be-

sonderes Schuldgefühl: „Mutter?“ — Und die Nachbarin streckte beide Arme aus, lief dem Fünkchen entgegen, drückte den Jungen an sich: „Nikolaus, lieber und guter, bin ja so in Sorge, hab ja solche Angst um dich; nicht wahr, nun kommst du zu mir, kommst in die Küche, mein Goldkerl, ach du — Nikolaus...“

Er warf das Fünkchen weg. Ließ sich alle Liebkosungen anfun, und ging, die Mutter am Arm, zur Treppe hin, den Bratkartoffeln und dem warmgehaltenen Kaffee entgegen. Meine Augen aber, die sich ans Finstere gewöhnt hatten, schauten zur Nachbarin hin, deren Blicke freilich die meinigen stumm und wie etwas Feindseliges maßen. So, als wäre ich ein Abtrünniger und ein Verführer, vor dem man den lieben Jungen beschützen mußte. Ich klipperte erneut mit meinen Schlüssel. Mein Wort, ich mische mich nie wieder ein.

MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren zu dritt unterwegs. Ich hatte die Reisekasse. Nach unserer Rückkehr machte ich einen Überschlag.

„Freunde, wir haben viel zu viel Geld verbraucht“, stellte ich fest.

„Schrecklich!“ rief Martin.

„Schrecklich?“ staunte Johannes. „Ich fand es schön.“

*

Ich machte mir Sorgen um einen meiner Nefen.

„Der Kerl ist noch so jung, soll aber schon ein recht bewegtes Leben führen. Seine Mutter segte mir, er tränke sogar manchmal heimlich“, erzählte ich.

„Na, so lange er nicht unheimlich trinkt!“ meinte Johannes beruhigend.

J. Bieger



„Wenn du mich noch weiter so ärgerst, Alfred, bin Ich bald zum Skelett abgemagert!“

La sua preoccupazione: „Sentì, Alfredo, se continui a darmi noia, presto mi vedrai fatto scheletro ...!“

DIE SENSATIONSNUMMER

VON JO HANNS ROSLER

Der Mann, der im Wandelgang des großen Zirkus wartete, sah nicht aus, als ob man auf ihn gewartet hätte. Klein, unscheinbar, von schämlicher Figur, so lief er mit gesenktem Kopf vor der Tür des Büros auf und ab. Wenn er sein Gesicht hob, um eine der großen gelben Affichen an den Zirkuswänden zu studieren, so entbehrte sein Blick jeder Sicherheit oder des schnellen Erfassens des Gelesenen. Ich will damit nicht sagen, daß er gerade dumm aussah, aber er hätte, wenn er es darauf angelegt hätte, gerade eine Zeit und vieler Worte gebraucht, die Leute vom Gegenteil zu überzeugen. Und wie man sich gibt, so wird man in der Welt behandelt. Den Unsicheren überflügeln die Siegesgewissen und es ist kein Wunder, daß der Mann, der hier wartete, länger warten mußte als die Tierbändiger, Feuerfresser und die hochbeinigen Ballerinen, die nach ihm kamen und vor ihm in das Büro des Direktors gerufen wurden.

Als er endlich nach zwei Stunden eintreten durfte und dem Direktor mit dem berühmten Zirkusnamen gegenüberstand, drehte er verlegen den Hut in der Hand.

„Ich komme —“
„Sie sind Artzt?“, fragte der Direktor schlicht.
„Gewissermaßen sozusagen ja.“
„Und Sie wollen bei mir aufreten?“
„Sozusagen gewissermaßen ja.“
„Mein Programm ist komplett. Vielleicht später einmal.“

Der Artist war schon wieder an der Tür, da blieb er stehen und wandte sich noch einmal um.
„Herr Direktor,“
„Mein Programm besteht nur aus Sensationsnummern.“

„Wenn auch — das, was ich mache, hat vor mir noch kein kleiner gezeigt.“
Der Direktor lächelte nachsichtlich.

„Was zeigen Sie denn?“
„Den Todessprung.“
„Den Todessprung?“
„Ich springe von der Zirkuskuppel mit dem Kopf voran in die Manege.“

„Mit Netz?“
„Nein. Ohne Netz.“
„Unmöglich!“

„Ich stürzte mich mit dem Kopf voran aus der höchsten Zirkuskuppel auf die blanke Bretterbühne und bliebe dann noch eine Minute auf dem Kopf stehen.“

Der Direktor war aufgestanden, kam interessiert näher.

„Wo sind Sie damit schon aufgetreten?“
„Noch nirgends. Es wäre mein erstes Engagement.“

„Was verlangen Sie?“
„Hundert Mark pro Tag.“
Der Direktor mit dem berühmten Zirkusnamen brennte sich eine Zigarre an, ein Zeichen, daß er für etwas längere Zeit hatte.

„Also gut!“, sagte er und klopfte dem Todesspringer aufmunternd auf den Rücken, „führen Sie mir Ihr Kunststück vor! Wenn Sie halten, was Sie versprechen, sind Sie engagiert.“
Und so geschah es. Die beiden verließen das Büro, betraten die weite Manege, in der gerade das hölzerne Bassin für die Wasserpanomime aufgebaut war und in dem das Ballett im Trocknen probierte, der Artist drückte dem Direktor die Hand und kletterte badachtig und mühselig die zweieinzwanzig Meter stellen Letzten längs der Zirkuswand empor, bis er endlich oben in der Mitte der Zirkuskuppel stand.

„Scheiße!“ rief unten der Direktor in die Beleuchterkassette. Vier Scheinwerfer flammten auf, erfaßten den Mann in der Zirkuskuppel. Eine atemlose Spannung hatte alle erfaßt. Ohne Kom-

mendo setzte ein Trommelwirbel ein.

„Achtung!“

„Fertig!“

„Fertig! Ab!“

Der Mann sprang.

Mit dem Kopf zuerst landete er unten auf den Brettern. Hart krachte der Aufschlag. Aber der Mann stand. Er stand auf dem Kopf. Wohl schwankte er ein wenig, als er sich erhob.

Aufgetaucht hatte ihn der Direktor entgegen.

„Großartig! Einmal! Unterhört! Die Sensationsnummer! Sie sind engagiert! Hundert Mark pro Abend!“
Der Artist beutelte ein wenig benommen den Kopf.

„Zweihundert, Herr Direktor!“

„Zweihundert!“

„Zweihundert!“

„Aber vorher sagen Sie doch hundert!“

Der Todesspringer strich sich mit schmerzhaftem Gesichtsausdruck über den Kopf und antwortete:
„Vorher wußte ich nicht, daß es so wehe tut.“

DER KAVALIER

VON HEINZ SCHARPF

Pfiffette, ein ebenso gräßliches wie verwöhntes Mäuschen, stammte aus sehr alter, vornehmer Familie. Seine Annen sollen schon in den Kreuzzügen an Gottfried von Bouillons Suppenwürfeln gegessen haben. Ein Oheim Pfiffettes hat sich üblicherweise im Froschmäusling hervorgetan. Auf jeden Fall gehörte das Mäuschens Sippe zur ersten Hofgesellschaft, sowohl was die Vorder- als die Hinterhohe betraf.

Selbstverständlich war Pfiffette von Jugend an von Kavalieren umgeben. Zu diesen gesellte sich eines Tages ein junger Mäuserich, der war ganz erpicht darauf, dem gnädigen Fräulein zu dienen.

Des gnädigen Fräuleins Instinkt sagte ihm auf den ersten Blick, Monsieur scheint ein Kavalier zu sein, ob er es bis in die äußersten Fingerspitzen, respektive Krabbelchen, war, das mußte sich erst erweisen. Und es unterzog ihn fleißig der Probe auf das Exempel.

Ein Kavalier ist dazu da, einer Dame in jeder Situation das zu zeigen, was ihm einmacht. Mäuserich demonstrierte den Kavalier sozusagen blindlings.

Pfiffette blickte zum Beispiel mit ihren hellen Augen begierlich nach einem Würstchen, der Kugel aussah, als hätte er Gift im Leib. Mäuserich biß flugs und unverzüglich hinein, um den Grad seiner Bekömmlichkeit festzustellen. Die fürchterlichen Grimassen, die er gleich darauf schnitt, bevor er eiligst in Nachbars Garten verschwand, übersah Mäuschen indigniert.

Ein andermal wollte Pfiffette über einen Bach Mäuserich werfen wie ein Kanalschwimmer in die Brust und dann sofort Hals über Kopf in die Fluten, die ihn schlimmer als den Schillerischen Taucher hineinbewälzten. Von einer mitleidigen Welle wieder ans Land gespült, boi er darauf noch stundenlang das klassische Bild einer gequälten Maus.

Bei jedem Sprung in die Tiefe sprang selbstverständlich Mäuserich zur Probe voraus, wobei er einmal einen seiner schönsten Nagezähne einbüßte, was empfindlich an seiner Seele nagte. Immer war er darauf bedacht, das verehrte Mäuschen vor sicheren Hals- und Beinbrüchen zu bewahren. Mit jedem Tropfen seines Herzbutes diente er dem eigenwilligen Geschöpf, das ein so schlankes Halschen besaß und so zarte Beinchen sein eigenes nannte.

Einmal gelüstete es Pfiffette, einem alten Kater

auf der Nase zu tanzen, der gerade sein Mittagsschlafchen hielt. Ob er wirklich so guten Gewissens schlief? Mäuserich setzte kühn über seine Nasenspitze hinweg, da hatte ihn jener schon am Kragen. Nur der senilen Spiellust des Katers verdankte er sein Leben, der ihn einen Augenblick los ließ, so daß er zerschunden und zerkratzt entweichen konnte.

„Gefährlich ist's, den Lau zu wecken!“ glosierte Mäuschen dieses Abenteuer von oben herab, wie es zu allen Taten Mäuserichs nicht viele Worte machte. Kavalierspflichten verstehen sich von selbst!

Eines Tages hatte Mäuschen im Keller Speck entdeckt. Knuspigen Schweinespeck, mit den schönsten Trüchchen gespickt. Er befand sich hinter einem romantischen Drahtgitter, in dem Mäuserich sogleich eine Falle vermutete. Es roch im Umkreis so verdächtig nach menschlicher Gemeinheit.

„M—m—“, spitzte Pfiffette das schleckrige Mäulchen, „in Speck gebratene Trüchchen sind eine Delikatesse, der ich nicht widerstehen kann.“

„Nur über meine Leiche“, verstellte ihr Mäuserich den Weg, um dann selbst sofort jenen zu nehmen, der in das Drahtgitter führte. Schnapp, da saß er schon gefangen. Vergebens suchte er in die Freiheit zurückzufinden. Das ließ ihn seine gute Erziehung auf einen Augenblick vergessen. Er ließ einen Fluch aus, allerdings im eleganten Französisch, aber es wurde trotzdem kein salonfähiger Ausdruck daraus.

Chokiert zog sich das Fräulein zurück. Mäuserich fluchte auf gut Deutsch weiter, bis ihm der Atem zu kurz wurde. Niemand kam, ihn zu befreien, nicht einmal der Tod. Von Hunger geplagt, fraß er schließlich den Speck auf.

Als Pfiffette dies gewahrte, erstarrte sie zu einer Salzbule.

War eben doch kein vollendeter, sondern nur ein Pseudokavalier, dieser Mäuserich. Wieso? fragten Sie? Sie fragen das, oh! — Ein vollendeter Kavalier hätte niemals in Gegenwart einer Dame geflücht, ein untadeliger Kavalier hätte unter keinen Umständen den Speck gefressen, nach dem es der Auswählten seines Herzens elusterte, sondern ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle hätte ihn Pfiffette mit Grandezza durch die Gitterstäbe herausgereicht, — sich ein Monokel ins Auge geklemmt und den Redutzkymarch gepfiffen.

Damit Sie es wissen!

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nickel)



Schlambäder müssen heiß genossen werden. Als ich mein erstes Schlambad nahm, schwitzte ich Blut. Das waren bei Gott Temperaturnadeln! Und immer wieder rurmorte draußen im Gang der Bademeister und ließ heißes Wasser nach.

Als ich aus dem Bad ging, traf ich ihn draußen bei den Hahnen.

„Haben Sie dann hier draußen ein Thermometer?“, fragte ich.

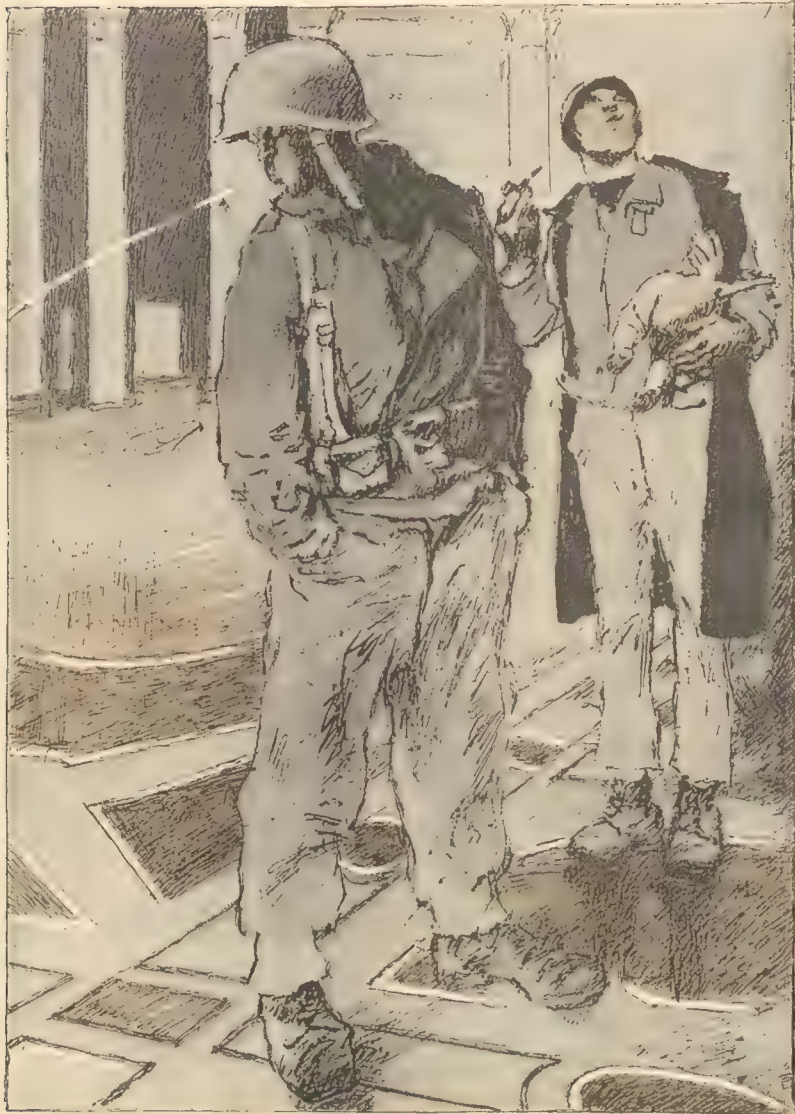
Er brumpte:

„Haben tun wir schon eins, aber funktionieren t's halt nimmer! 's ist Krieg, ne wahr?“

„Und wie kontrollieren Sie dann von außen die Temperatur?“

„Ja mei — bald drinnen einer Aul schreit, nachher ist 's meist zu heiß!“

J. H. R.



... und jetzt suchen wir noch ein Altarbild für daheim übern Kamin, Billy!"

I signori della Bassa Italia: "...e adesso, Billy, cerchiamoci anche una pala d'altare, da metter sopra il nostro caminetto!..

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Weihnachtsstern

(Wilhelm Schulz)



Der strenge Luftschutzwart: „Licht aus!“

La stella di Natale: Il severo capocaseggiato: "Spegnete la luce!,"



SCHLECHTE LAUNE

VON WALTER FOITZICK

Wer noch nie 'schlechter Laune' war, werfe den ersten Stein auf mich.

Man hat mich gelehrt, daß schlechte Laune ein Zeichen von mangelhafter Erziehung sei. Der wohl-erzogene Mensch hat keine schlechte Laune zu haben.

Die Leute haben gut reden.

Zur schlechten Laune gehören mindestens immer zwei, einer, der sie hat, und einer, an dem er sie

auslöst. Natürlich kann man sie auch an mehrere richten.

Der Mann auf der einsamen Insel ist daher in einer unangenehmen Lage, er merkt überhaupt nicht, wenn er schlechter Laune ist. Oder wie sollte er plötzlich losfahren: „Zum Donnerwetter, wo sind denn wieder meine Hausschuhe? Und die Hosen sind auch nicht ausgebüttelt, und ich hab schon hundertmal gesagt, ich will nicht, daß meine Briefmarken auf dem Schreibisch verbraucht werden. Wenn ich mal schreiben will, ist nie eine da; aber darum kümmert sich natürlich niemand, und außerdem ist wieder vergessen worden, das Salz auf den Frühstückstisch zu stellen.“

All das kann der einsame Insulaner nicht mit erregter Stimme von sich geben.

Die geeignetste Zeit für schlechte Laune ist der frühe Vormittag. Solange Sie allein sind, geht es Ihnen wie dem Manne auf der einsamen Insel, es fehlt der Partner für schlechte Laune. Haben Sie einen Haushalt, eine Frau, Kinder, eine Zugehörin oder eine Zimmervermieterin, wird sich das Objekt mit Leichtigkeit einstellen. Stellt es sich nicht von selbst ein, werden Sie es suchen.

Schließlich gibt es ja noch Mitfahrende in der Straßenbahn. He, was sind die Verkehrsmittel für prächtige Orte, um die schlechte Laune an den Mann zu bringen! Wenn aber durchaus niemand zu finden ist, gehen Sie einfach in ein Postamt, stellen sich am besten an einen falschen Schalter und versuchen eine Briefmarke zu kaufen. Sie sollen mal sehen, wie das auf Sie wirkt. An solchen Tagen ist der Verkehr mit Behörden oder anderen Vorgesetzten höchst befriedigend, aber gefährlich. Nur ganz Geübte sollen sich auf dieses Gebiet begeben.

Natürlich gibt es auch Frohnaturen, die in der Frühe von einer geradezu olympischen Heiterkeit,

lebfrische und Abgeklärtheit sind. In Hotels sitzen sie am Nebentisch und vereinigen die Blicke der morgendlich Schlingelgelenkten auf sich. Sie sind geradezu vorbestimmt dafür, auslösend auf die Mißgestimmtheit der andern zu wirken.

Ich würde übrigens einen neuen Braut: Der Mann, der jeden Morgen die schlechte Laune des Hausherrn entgegennimmt. Er kommt wie der Briefträger oder der Masseur, womöglich etwas unpunktlich. Der bekommt seinen Krach und konzentriert auf sich all das, was sonst auf Familienmitglieder und Büroangestellte niedergehen würde. Eröst und halter verläßt das Familienoberhaupt die Wohnung.

SILENTIUM!

Viel gib's, was man nicht sicher weiß, meohalb man als erfahrener Greis freimüßig tello, tello notgedrungen rürrüchält mit den Äußerungen.

Was kommt beim Reden auch heraus? Nur selten ertit man Applaus.

Im Gegenteil, rüht man am Dedeel, gleich heiß'o: Silentium, alter Ehel!

Beherrliche drum dein Sprachorgan und denke höchstene dann und wann.

„Wer's lernt, auch das sich zu ersparen, wird allerdings noch besser fahren.“

Ratatöck

OBOENLIED

Die du so oft verwandelt meinen Hauch in Ton der Sehnsucht oder Fröhlichkeit, liebe Oboe, lo homn nun heute auch und lei mit mir zur stillen Flucht bereit.

Wir wollen wieder einmal heimlich flieh'n vor den Gedanken an das Zeitgeföhren, und deine tarten, süßen Melodien laß zu den köhnen, bunten Blumen wehen.

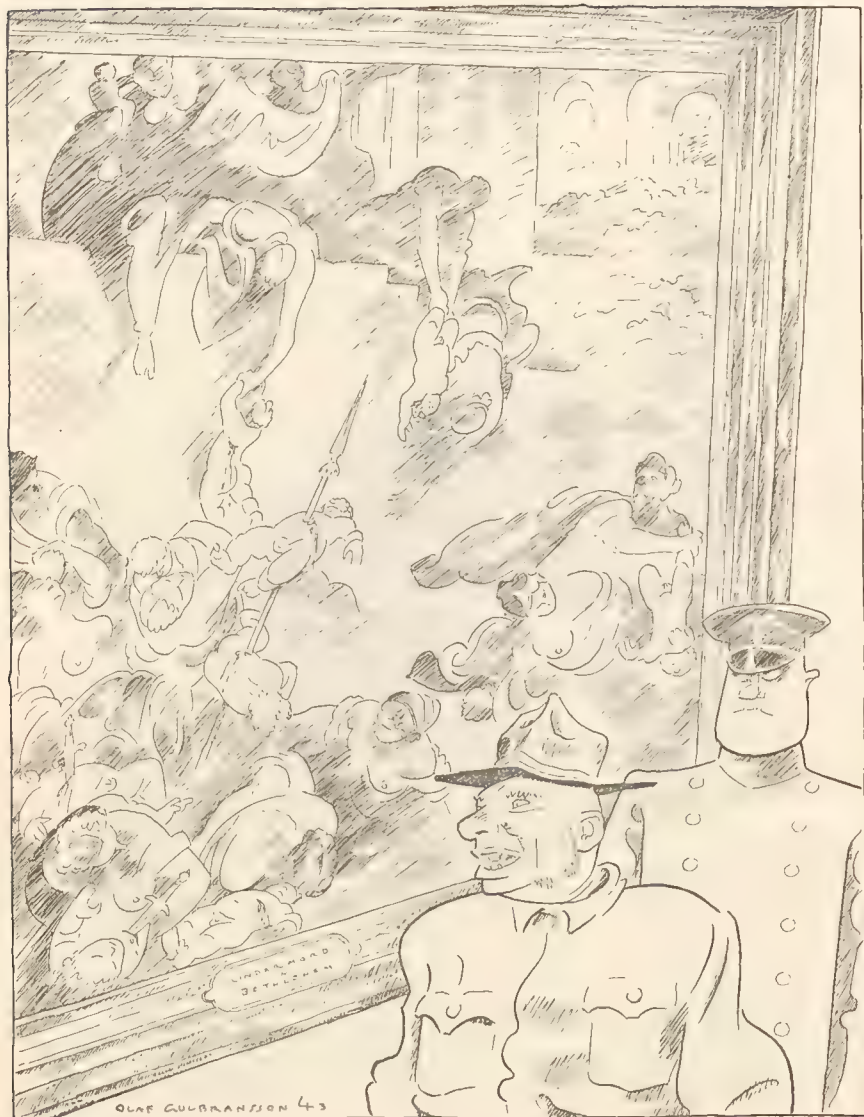
Dort soll dein Lied mit ihrem Duft sich paaren und weitersehrend über Wald und Au gleich einem Wölkchen durch die Läfte fahren -le Gruß von mir an die geliebte Frau.

Herbert von Franquet



„Woaßt, Xaverl, mit dene Bolschewiki werd' i scho ferti, aber daß unser Bräundl a schwache Hinterhand kriagt, macht mir richtige Sorg'n!“

Soldato in licenza: “Sai, Saverio, con quella razza di bolscevichi me la sbrigo bene io; ma che il nostro sauro s' indebolisca di dietro, ciò mi dà molto a pensare!..”



„Wie primitiv die Leute doch damals waren, wir machen das mit Bomben schneller!“

Progresso: “Com’era primitiva allora la gente! Noi colle bombe facciamo più presto!,”



Wir wollen gelismete ins Salzburg'iche fahren ...

Vor hunderd'und'und'zwanzig Jahren,
mitten im Winter, zur Weihnachtzeit,
haben daseibst zwel wöndere Leut'
ein Lied selbänder zur Welt gebracht:
Stille Nacht! Heilige Nacht!

Der Kooperator Joseph Mohr
reimte die ichlichen Verse zuvor,
aber Franz Xaver Gruber, der Lehrer
Sante Cäcilien's frommer Verehrer,
kann darüber und spann um sie
die allerhöchste Melodie.

Sie ist in alle Fernen gedrungen.
Wir alle haben sie einmal gesungen.
Und denken wir unserer Kinderzeit
und des Liebs, dann wird uns das Herze weht,
dann wird uns das Herze sehnsuchtschwer ...

*

Wohl hundert Jahre hinterher
- auch feiner wollen wir nicht vergeßen -
ist Einer in Fürstenfeldbruck gefeßen,
als welcher Michael Kohlhaas hieß
und sich der Kunst des Schreibens befließ.

Wie das alles damals gesehn und gewesen,
hönnst ihr in einem Büchl lesen,

in einem lieben, kleinen Büchl,
so lustig und bunt wie ein Bauerntüchl,
drin er's auf's haargenau'ste beschriben,
grad so, als wör' er in selbigem Nest
anno is selbhaftig dabel gewest.

*

Schlag's auf, wenn draußen die Fledern stieben!

Der Dret laßt uns danthbar heute gedenken
- mehr können wir ihnen leider nicht schenken.
Leblichen? Pfeffernüsse? Wozu?
Sie haben den Frieden und ewige Ruh'.

Dr. Omiglaß

DIE WEHE ZEH

VON FRIEDRICH WOLFGANG KOLLMANN

Mein Großvater — Gott hab' ihn selig — war ein Mann, dem es an allem fehlte, nur an Humor nicht. Er war ein richtiger Hans im Glück. Einmal toll er sogar wohlhabend gewesen sein. Aber er kam sich gewissermaßen erleichtert vor, als er diesem Reichtum verlusthaft und damit dem Dilemma zwischen aufstieglichem Streben zur Erhaltung des erreichten Wohlstandes und der Erkenntnis des eigenen Unvermögens zu solchem Streben ein Ende bereitet hatte.

Er war wieder arm und besaß nichts als die Kraft seiner Fröhlichkeit. So war es ihm am liebsten.

Nicht aber seiner Frau, welche ahnungslos halber meine Großmutter gewesen sein muß. Sonst habe ich nicht viel von ihr erlebt, denn sie ward ihres leichtsinnigen Mannes vielleicht frühzeitig leid und zog sich in eine eigene Stellung zurück, die ihr eine gesicherte Ruhe ermöglichte. Mit meiner Mutter und ihren anderen Kindern pflegte sie übrigens das beste Verhältnis.

So bekam der Großvater aus der dieser Seite wenig Vorwürfe zu hören und tummelte sich recht unbekümmert in der Sorglosigkeit seiner Ungebundenheit. Meistens fuhr er über Land und half den Bauern mit einigen guten Salben und Sprüchen für und gegen die Gicht. Die Bauern behaupteten, daß es wirklich zusehens besser werde, und verehrten den Großvater wie einen lebendigen Heiligen. Der ließ sich's wohl gefallen, besonders wenn sie ihm mit Kraut und Geselechtem auflachten. Das sei so des Essens der armen Leute, meinte er dann und vermachte die Brotzuppe großzügig den Reicheren, wenn sie ihm zu wenig geschmeizeln war.

Ja, der Großvater durfte wohl Ansprüche stellen und er hätte zu seiner Zeit bestimmt nicht alles gegessen, was beispielsweise der Herr Oberamtsrichter auf den Tisch gestellt bekam. Aber auf der Straße tat der Oberamtsrichter — oder war es gerade sein mochte — ganz anders, also von oben herab und der Großvater tat von unten hinauf, womit er sich auch bei diesen Ständen ein wohlwollendes Ansehen erwarb. Dieses führte sogar so weit, daß der Großvater einmal im abgelegenen Gehöck des Herrn Oberamtmanns vom Bezirksamt und dann wieder im aufgetragenen Hut des Herrn Regimentsregiments vom Finanzamt auftrat. Dann machte der Großvater einen lustigen Eindruck, aber er wedelte mit den Schößen des Gehöckes so geschickt, als ob sie aus seiner eigenen Haut wüchsen und grüßte mit dem Hut so elegant, als ob seine Finger zeitlebens nur Zylinderhülle gespürt hätten. Wer es sah, freute sich und seine Beliebigkeit zog weite Kreise. Ein Bauer trug es dem anderen auf, daß der Großvater sich wieder einmal sehen lassen sollte. Dabei war es höchste Zeit, daß er sich ein paar Wochen Urlaub gönnte, denn von der guten Ernährung auf dem Land waren auf seinem Leib einige Fettschichten zurückgeblieben, welche das Gewicht und das Atmen schwerer machten. Und außerdem wurde er mit den Jahren auch älter. Aber das wäre alles nicht so schlimm gewesen, wenn ihn nicht die ver-

maldele Zeh geplagt hätte, die seit Wochen dicht unter dem Nagel offen war und nichts in der Welt zuheilen wollte. Selbst alle Salben, die er früher bei Wunden und Geschwüren verordnet hatte, versagten nun an seiner eigenen Zeh.

Zum erstenmal in seinem Leben gab sich der Großvater einer ans Schwermütige rührenden Traurigkeit hin. Das Landvolk, das er früher mit seinen Späßen mitriß, unterstützte ihn nun in seinem Jammerwollen. Alltägliche Sorgen der wohen Zeh Ja, eine wehe Zeh.

Nein, so was! Dagegen muß doch eine Salbe helfen!

Nein, das war es ja eben, daß keine Salbe half! Im Gegenteil, jetzt elterte die Zeh auch noch bald und machte dem Großvater bei jedem Schritt grimmige Schmerzen. Die Gänge aus Land wurden spröcher und der Großvater hockte immer häufiger bei uns zu Hause herum. Da zeigte es sich, daß der sonst so lustige Mann auch recht ungeduldig und niedergedrückt sein konnte.

Weil ich damals gerade zehn Jahre alt war und Schullernen hatte, schickte man mich mit ihm spazieren. Auf dem ganzen Weg jammerten wir über die wehe Zeh um die Wette, er, weil er Schmerzen hatte, und ich, weil ich aus kindlichem Mitleid ebenso sehr litt. So plagten wir uns durch die heimatischen Wälder von einem Bauernhof zum anderen und erweckten allseits tiefes Bedauern. Die Bauern hatten alles vorbereitet so

lange wir bei ihnen gastierten, konnte ich mich auf dem Heuboden tummeln, während der Großvater seine Zeh in Kamilleentbadete. Aber kaum fuhr er in den Stiefel da schrie er auch schon vor Weh, daß uns das Herz stehen bleiben wollte.

Ich weiß nicht, wieviel hundert Salben auf die Zeh geschmiert wurden. Nach Aussagen des Großvaters halfen sie alle nichts. Da erfuhr er von irgendwo her, daß das frische Harz aus den Bäumen bei irgendeiner Großmutter der Umgebung, welche dasselbe Zahenleiden zwanzig Jahre lang mit sich herumgeschleppt hatte, geradezu Wunder wirkte.

Zwanzig Jahre! Du lieber Himmel, der Großvater wußte ja gar nicht, ob er noch so lange zu leben hätte! Und mit einer wehen Zeh ins Grab zu steigen, er als Salbendoktor — nein, da wollte er schon lieber Harz sammeln, soviel aus den Eukalypten floß.

Mit je einer leeren Streichholzschatel bewaffnet, schlichen wir fürderhin ins Gehölz. Wo ein Tropfen Harz in der Sonne glänzte griffen wir mit pappigen Fingern danach und stichen das Tröpfchen zu den anderen in die Schachtel, deren sechs bereits bis oben angefüllt zu Hause lagen. Wir wirtschafteten auf Vorrat, denn die Zeh wurde immer schlechter und der Großvater sah den Tag kommen, an dem seine Fäulen zu Ende gingen und er ganz zu Hause bleiben müßte. Sieben Schachteln, acht Schachteln! Jeden Morgen bestich ich die Zeh dick mit Harz ehe der Großvater in den Stiefel fuhr und mit einem lauten Schmerzensruf vorne anstieß. Aber er trug die peinliche Lederhülle tapfer bis zum Abend. Zum Angewöhnen wie er sagte. Am Abend zogen wir dann vorsichtig den Schuh ab und noch vorsichtiger den Socken, denn dieser war felsenfest mit Harz und Zeh verpappt. Es war eine Prozedur zum Steinerweichen. Der Großvater hielt sich mit beiden Händen am Stuhl fest, während ich den Socken so lange drehte und wand, bis er vor der Zeh abging und einen langen Pfadchen hinter sich herzog. Wenn der Socken nicht so verpappt gewesen wäre, hätte ich schon können, daß er genau dort ein Loch hatte, wo die Zeh auch eines besaß.

Doch darauf kamen wir erst später. Als nämlich der Großvater seine Absätze und Spitzzen zugeleutet hatte, kamen die Stiefel zum Schuster. Nach drei Tagen holte ich sie ab. Der Schuster hielt mich zurück: „Sag deinem Großvater einen schönen Gruß, Bub, und den dicken Nagel habe ich auch umgeschlagen, der genau vor der großen Zeh nach innen stand! Mit diesem Stück Eisen muß dein Großvater Ja allerhand Socken kaputtgerissen haben!“ Nicht nur den Socken, sondern sogar eine ganze Zeh! Aber der Großvater wußte nichts von dem Nagel. Drum trug er Tag für Tag still ergeben seine wehe Zeh mit sich herum und suchte Harz für ihre Heilung wie gesagt, acht Streichholzschateln hatten wir schon voll. Doch die neunte blieb — unvollendet! Denn soll der Schuster den bösen Nagel umgeschlagen hatte, hätte die wehe Zeh von ganz alleine.

SPUKHAFTE RHEINFAHRT

*Gespensig jagt auf glattem Schienenband
Der Eilzug durch das feinste grüne Land.*

*Ein Dichter denkt: Er ist die Kraft, die Tat!
Schreibst ein Gedicht nach stühlerem Diktat.*

*Die Reben ziehen vorbei in langen Reihn,
Ein ferner Dunststreif sagt: dort fließt der Rhein.*

*Die schlanken Pappeln, diese Sturmverächter,
Sind seiner Ufer altgetreue Wächter.*

*Sie zeichnen durch das Land die Spur der Straßen:
Geometrie, in der nahrhafte Kühe grasen —*

*Bukolisches Idyll — mit mütterlichen Eltern
Und treuen Auen. Überlagern Deutern*

*Ein Vorbild der bescheidenen Natur! ... Dann plötzlich Wald,
Gehölz, das, vom Sang des Stahls durchhallt.*

*In sich verbirgt den tiefen eignen Spuk
Vom sanften „Spinnoeb“ und vom kecken „Puck“*

*Auf einmal fühlst du dich bei Shakespeare-Gast,
Zerreißt, Freund, was du gedichtet hast!*

*Vom Wasgau, der der Goethen einst entzückte,
Als Friederikens Fernbild ihn beglückte,*

*Sinkt dunkelblau und silberklar die Nacht
Der Zauber solcher Stunde ist erwacht.*

*Die Meister prüft mit goldenem Bötchen
Die schlanke Birke herbstlich aus den Föhren.*

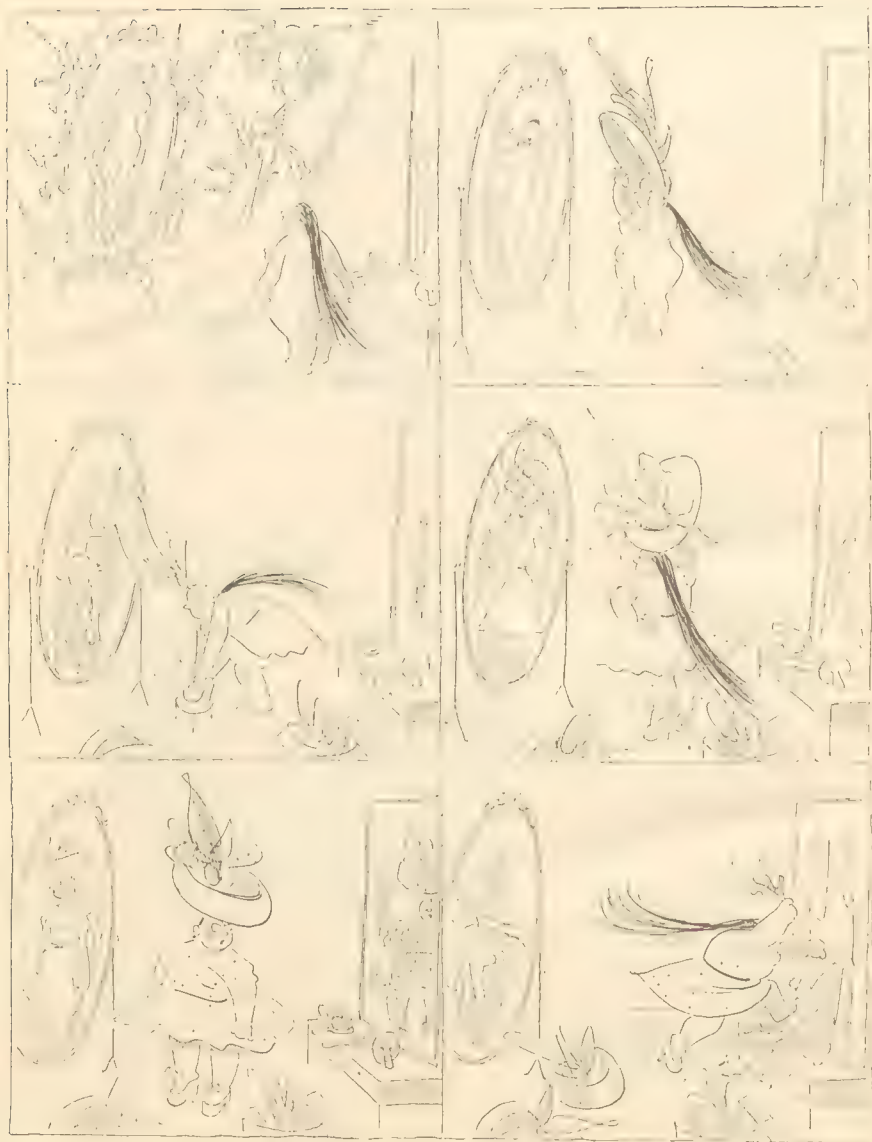
*Ein Maler sieht's und spöttelt: „Kitsch“ — und menden
Den eillen Blick zum eignen Untalent ... Der Zauber endet.*

RAINER PREVOT



„Weißt du, Guste, die jungen Männer von heute lassen unsere Beine kalt, und auf die alten wirken sie nur noch als Jugenderinnerung!“

Svolta dei tempi: „Sai, Augusta, ai giovanotti d'oggi le nostre gambe non fanno impressione e nei vecchi non destano che rimembranze di gioventù!..“



Lo specchio magico

ICH HAB GENUG

VON BRUNO WOLFGANG

Es sind nun ziemlich genau zwanzig Jahre her, seit Herr Wanka starb. Sein Todesdatum steht zwar in den Verzeichnissen nicht vermerkt, aus denen die Zeitungen die Anregung für ihre mehr oder weniger tiefgründigen Beirathungen über verstorbene berühmte Männer entnehmen. Wanka war kein berühmter Mann. Aber eine Zeilang galt er doch als der wichtigste Mann von Hinterpucklau und stieg vorübergehend sogar zum Range einer Weltensensation empor. Und alles nur durch drei schlichte, bescheidene Worte.

Sie standen auf dem winzigen Hüschchen, das Herr Wanka draußen in der Au besaß. Nach einem Jahrzehntelangen Leben äußerster Bedürfnislosigkeit hatte er es aus eigenen Ersparnissen und mit eigenen Händen erbaut. Zum Schluß hatte er mit großen Buchstaben über die Tür gemalt: Ich hab genug.

Eine Unerschämtheit sondergleichen. So lautete die allgemeine Ansicht. Jedermann wußte, daß er ein Habenichtswas war, der wie ein indischer Büber lebte, fast nur Gemüse und Kartoffeln aß und seine Wäsche selbst wusch. Unter diesen Umständen zu erklären, daß man genug habe, konnte nur als eine Herausforderung der Öffentlichkeit angesehen werden.

Die ersten, welche die neue Inschrift erblickten, waren zwei Händler, die eben über die möglichst nutzbringende Verwertung ihrer Gewinne sprachen. Sie starrten die Worte zunächst völlig verständnislos an, als wären sie Chinesisch. Dann trat auf ihren Mienen ein Ausdruck von Ärger und Besorgnis hervor.

„Das ist sicher irgendeine Gaunerei von einer neuen Sorte.“

„Natürlich. Niemand hat doch genug. Nicht einmal der Rockefeller.“

„Das ist ja naturwidrig. Man soll den Kerl anzeigen.“

Schon am Nachmittag kam der Wachinspektor Herr Schebesta zu Herrn Wanka.

„Wovon leben Sie?“

„Hauptsächlich von Salat und Kartoffeln.“

„Nein, was für Einnahmen Sie haben.“

„Ich habe eine Pension von siebenundneunzig Mark.“

„Und weiter?“

„Weiter nichts.“

„Davon können Sie doch nicht leben?“

„Ich kann es, Herr Inspektor, ich versichere Ihnen, ich kann es. Ich bin nicht so, daß ich die Entgegung immer nur von anderen verlange. Das Rechte muß man selber tun. Ich ernte auf meinem kleinen Grund so viel Korn, als ich auf Brot brauche, weil ich die chinesische Ackerbeerkultur anwende.“

„Aber wenn Sie Fleisch kaufen?“

„Ich esse kein Fleisch.“

„Und das Rauchen kostet doch Geld, das Bier, Kleider, Schuhe, Rundfunk, Postporto, Fahrtauslagen...“

„Ich rauche und trinke nicht. Mit einem Anzug komme ich zehn Jahre aus. Ich gehe den größten Teil des Jahres barfuß. Rundfunk brauche ich nicht, ich schreibe niemandem und fahre nirgends hin.“

„Hm. Haben Sie vielleicht einmal einen Treffer gemacht?“

„Niemals.“

„Hm. Oder beziehen Sie irgend etwas? Eine Invalidenrente?“

„Nein. Ich bin zwar sechzig Prozent invalid, habe aber keine Unterstützung in Anspruch genommen, weil ich sie nicht brauche. Ich habe ja genug.“

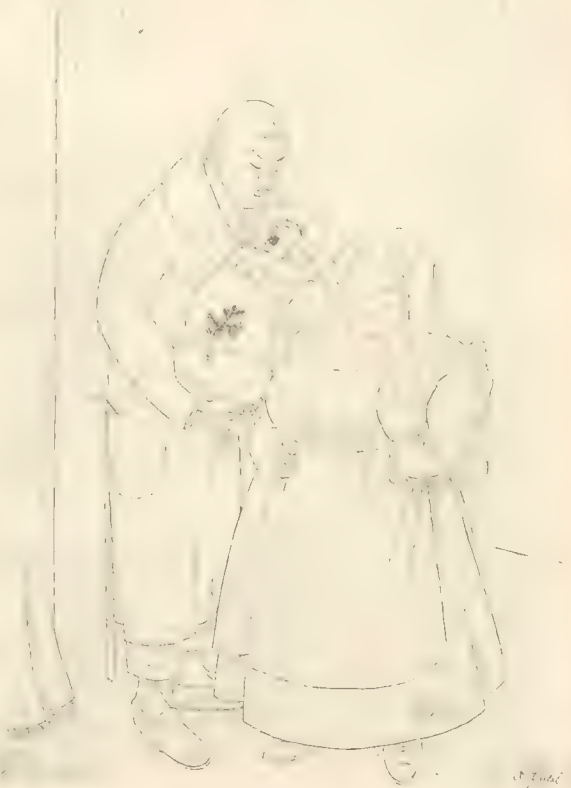
Jetzt fühlte Herr Schebesta, daß sich ihm die Haare unter der Kappe sträubten wie beim Anblick eines Gespenstes. Er suchte eine Weile nach einem Grund zur Verhaftung, fand aber keinen und entfernte sich schließlich sehr ernst. Abends kam der Gemeinderat Hintermüher, der drei

Hauser hatte und eben einen Prozeß führte, um einer armen Verwandten das vierte abzulocken.

Voll Biederkeit versuchte er Herrn Wanka zur Änderung der Aufschrift zu bewegen. Vor allem im Interesse des Fremdenverkehrs. Wie würde es einem Fremden ja einfallen, sein Geld in ein Land zu tragen, wo ohnedies alle genug haben? Und wenn alle Leute genug hätten, wie könnte da noch jemand ein Geschäft machen? Er schlug hermose Aufschriften vor. Etwa: „Ich wünsche jedem, der mich kennt, zehnmal so viel, als er mir gönnt“, oder „Grüß Gott, wenn's sein muß, tritt halt ein, doch mach dir erst die Füße rein“ Und so weiter. Aber Wanka war trotz seiner Sanftmut zu keinerlei Nachgiebigkeit zu bewegen. Am nächsten Vormittag erschienen 24 Bettler, 17 Musikanten und 11 Darlehenswerber. Denn jeder vermutete bei Herrn Wanka geheime Reichtümer. Es kam ein Reklamechef zur Erforschung dieses neuartigen Reklametrics und ein Steuerbeamter wegen des Steuerbekenntnisses. Dann kam ein Herr in eigenem Auto. „Dozent Dr. Walrod“, sagte er nachlässig. „Ich komme zufällig vorüber, weil ich einen Baugrund für ein Sanatorium suche. Übrigens setzen Sie sich, bitte. Fühlen Sie sich gesund? Puls normal? Pupillenreflex — gut. Haben Sie in der Jugend vielleicht 'n bißchen flori gelebt? Nichts mit dem Rückenmark, he? Vater

Die Weihnachtsüberraschung - La sorpresa di Natale

(A. Pichet)



„Ja, schau'n S', Herr Hefenfinger, selbstgebastelte Geschenke sind halt immer die besten!“

„Eh sì, vedete un po', signor Dilettante, regali aggeggiati da sé sono sempre i migliori!“



„Heuer kann ich Fritzl nichts anderes zu Weihnachten geben, als einen Kuß!“
„Na ja, wenn du ihn ordentlich streckst, füllt er auch den Abend aus!“

Il regalo: „Quest'anno a Natale non posso dare a Federico che un bacio!..
„Ebbene, se glielo dal lungo lungo, anch'esso può colmare la sera!..“

und Mutter gesund gewesen? Gut. Nirgends in der Familie ein Fall von Paranoia, Irrsinn oder Blödsinn? Nichts? Gut." Dann sprach er noch von Komplexen, Verdrängungen und dergleichen, bis Herr Wanka erklärte, daß auch die Psychoanalyse zu den vielen Dingen gehöre, die er nicht brauche. Der Dozent entfernte sich nachdenklich und machte sich unterwegs Notizen für eine neue Publikation. Am Ausgange der Au warteten der Bürgermeister und Gemeindefürsorgeleiter. Sie zogen die Hüte ab und fragten mit besorgten Mienen:

"Nichts", erwiderte der Dozent und fuhr davon. Die feindselige Stimmung gegen Herrn Wanka wuchs und die Gemeinde suchte schon nach einer Rechtsbasis zur Abschaffung dieses lästigen Infänders. Da begann sich die Sache aber noch von einer anderen Seite zu zeigen. Es kamen Journalisten, Reporter und Photographen. Alle wollten einen Menschen sehen, der genug hatte. Es erschienen Berichte und Bilder. Die Witzblätter brachten Herrn Wanka als Säulenheiligen und nannten ihn "Nirwanka". Bald kamen auch Fremde und Leute aus allen Staaten der Erde. Selbst in Australien brachten die Blätter das Bild Wankas mit der Erläuterung: "Mr. Wanka pfeift auf alles". Für das Erläuterungsmuseum wurde sogar ein vollständiger Gipsabguß Wankas hergestellt. Er hätte ein Krösus werden können, wenn er nicht sämtliche Honorare, Tantlemen und Geschenke zum grenzenlosen Staunen der Welt abgelehnt hätte. Nicht so die Gemeinde. Denn das Gemeinwesen sieht unter anderen Gesetzen als der einzelne. Es hat zwar das Recht, vom einzelnen alle Tugenden zu verlangen, ist aber weder verpflichtet, noch befähigt, sie selbst zu haben. Auch der Arzt nimmt die Medizin nicht selbst ein, die er dem Kranken verordnet. Und Wankas Devise mag überall auf der Welt denkbar sein, niemals aber auf einem Steueramt.

Die Gemeinde Hinterpetzlackau hatte sehr bald ihre Segel nach dem Wind gestellt. Da sie Herrn Wanka nicht zwingen konnte, Geld zu nehmen, und so ein Steuerobjekt zu werden, ließ sie den ganzen Bezirk umzäunen und erhob bei der ein- und auszufahrtswise eine Eintrittsgebühr, nahezu Lustbarkeits- und Warenumsatzsteuer. In den Prospekten wurde Herr Wanka unter den Sehenswürdigkeiten an erster Stelle nach der Burgrunde, dem Strandbad und dem Galgenberg angeführt. Er wurde überdies auf Gemeindegeldern für den Abwesenheitsfall noch versichert.

Alles wäre in schonster Ordnung gewesen, Aber die Kräfte Herrn Wankas waren dem ruhelosen Leben eines Weltstars nicht gewachsen. Er starb eines Tages in aller Stille ohne Angabe von Gründen. Die Gemeinde war sehr bestürzt. Um den Betrieb aufrechtzuerhalten, veranstellte sie sofort eine geheime Ausschreibung zur Neuheftung dieser wichtigen Stelle. Es meldeten sich mehrere hundert Bewerber, die alle behaupteten, es dem Verewigten gleich tun zu können. Aber jeder begann nach kurzer Tätigkeit so schamlos Geld einzusacken, daß er wieder entlassen, wenn nicht eingesperrt werden mußte. Das in- und ausländische Publikum erkannte sofort die Pseudo-Wankas und blieb aus. Das Geschäft war nicht zu halten.

Es zeigte sich in der Folge, daß es in keinem Falle zu halten gewesen wäre. Denn die suggestive Wirkung Wankas und seiner Devise beruhte auf ihrer Seltenheit. Die Wirtschaft, und insbesondere die Steuerpolitik der Gemeinde brachte es nach kurzer Zeit dahin, daß jedermann bei jeder Gelegenheit sagte: Ich hab genug!

Doch dies hatte keinen Wert mehr, wie alles, was in zu großen Mengen vorkommt. Jetzt hätte die Gemeinde gerne jeden behohnt, der sich dieser Devise nicht bediente. Es war aber weit und breit keiner zu finden.

WETTEN WIR, ONKEL

VON HANS KARL BRESLAUER

"Na und —", sagte Herr Greileder, der mit seinen Gedanken überall, nur nicht bei dieser geschäftlichen Unterredung war, — und was willst du von mir, Schächinger?"

Schächinger sah von seinem Notizbuch auf: "Seit einer Viertelstunde erkläre ich dir, was ich brauche und wann ich die Ware brauche und du fragst, was ich von dir willst?"

"Wunder wäre keines, wenn man zerstreut ist. Man stößt ja überall auf Verdröcklichkeiten."

"Greileder, Greileder", sagte Schächinger, der seinen Freund kannte, "mir scheint, heute hat's dich wieder!"

"Du hast eine Ahnung von einer Idee!" Greileder zog die Weste über dem Büchlein glatt. "Aber wenn du glaubst, daß ich überbilde, dann laß dich erzählen... Gestern, kaum bin ich zu Hause, kommt meine Nichte Anneliese — du kennst ja das Lausdindl —"

"Und ob!... Das Mädli wird von Tag zu Tag hübscher und ist immer quetschvergnügt sein..."

"Die hat leicht quetschvergnügt sein... Tantchen", sagte sie zu meiner Frau, "wenn Onkel nichts dagegen hat, bleibe ich zum Abendessen bei euch. Die Eltern machen nämlich irgendwo Besuch, aber ich bin nicht mitgegangen; ich quetsche nicht gern über das, was bei Besuchern hinter dem Rücken der lieben Nächsten erzählt wird..." Sie blieb also bei uns und nach dem Essen sagte sie zu mir: "Wetten wir um zwanzig Mark, Onkel, daß ich weiß, was du heute um sechzehn Uhr zwanzigzwanzig in deinem Büro gemacht hast?"

"Um sechzehn Uhr zwanzigzwanzig?" sagte ich, "Mädli, wie willst du das auf die Minute wissen, was ich selbst nicht weiß?"

"Oh", sie kramte lechend ein Blatt Papier aus ihrem Handtäschchen, ich weiß alles und schreibe mir auch alles auf. Besonders dann, wenn ich zwanzig Mark gewinnen kann! Bitte: Sechzehn Uhr zwanzigzwanzig, Onkel Baldwin sitzt in Hemdarmeln an seinem Schreibtisch und spitzt einen Bleistift. Sechzehn Uhr fünfzwanzig: Onkel Baldwin trompetet in sein Taschentuch. Sechzehn Uhr dreißig: Onkel Baldwin spricht mit seinem Kassier, schlägt auf den Tisch und ist ganz Autorität. Der Kassier verläßt ihn bedrückt das Chefzimmer. Sechzehn Uhr fünfunddreißig: Onkel Baldwin schaut mit der rechten Hand an seinem Kinn herum. Er scheint zu überprüfen, ob er gut rasiert ist. Sechzehn Uhr vierzig: Onkel Baldwin mustert im Taschenspiegel seinen äußeren Aden, ordnet ein verzeirteles Haar seiner Glatze und zieht den Knoten seiner Krawatte fester —"

"Baldun", sagte meine Frau, "wenn das stimmt, was Anneliese da vorliest, dann hast du dich heute nicht überanstrengt. Jetzt will ich aber nachsehen, ob der Tee schon gezogen hat."

Sie verließ das Zimmer und Anneliese rief ihr nach:

"Es stimmt, Tantchen, es stimmt... Nicht wahr, Onkel?"

"Jetzt erkläre mir aber, Anneliese", sagte ich, ungeduldig werdend, "woher du das alles wissen willst?"

"Nach einen Augenblick, Onkel", winkte Anneliese ab. "Sechzehn Uhr fünfundzwanzig: Onkel Baldwin zieht seinen Rock an, legt Briefe zurecht, drückt auf den Klingelaster und beginnt, seiner Sekretärin die Post zu diktiert... Das stimmt doch auch, Onkel?"

"Anneliese", unterbrach ich sie, "jetzt mach Schluß mit dem Unsinn... Woher willst du das übriges alles wissen?"

"Woher, Onkel? Aber das ist doch ganz einfach. Ich habe einen Fernsehapparat —"

In diesem Augenblick kam meine Frau mit der Teekanne zurück, und Anneliese rief vergnügt: "Tante, der Onkel ist neugierig! Und wie neugierig er ist! Aber ich will ihn nicht länger quälen, denn weiter reichen meine Aufzeichnungen nicht. Ich hatte höchste Eisenbahn und mußte meinen Fernsehapparat abschalten." Sie blinzelte mir fröhlich schmunzelnd zu. Du mußt nämlich wissen, Onkel, daß man vom Zimmer meiner neuen Freundin Emi aus dein Chefzimmer übersehen kann — und mit einem Openglas entgeht einem nichts!... So, Onkelchen, und nun rück heraus mit dem Geld! Die fünfzig Mark habe ich ehrlich gewonnen. Wir haben doch um fünfzig Mark gewettet, nicht wahr?"

Greileder schwieg verlärgert und Schächinger sagte kopfschüttelnd:

"Aber, Greileder, du wirst doch nicht so kleinlich sein und dich deswegen ärgern? Das Geld hat dem Mädli sicherlich Spaß gemacht!"

Da schnauzte Greileder seinen Freund Schächinger an:

"Was? Ich soll mich nicht ärgern?... Mensch, Schächinger, dann sag du mir gefälligst, wo ich jetzt meiner Sekretärin die Post diktieren soll!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nickel)



Zacharias hat einen guten Zug. Wenn er am Abend ausgeht, trinkt er seine guten sechzehn Halbe wie nichts. Zacharias schob der Kellnerin das Glas zu.

"Noch ein Bier! Aber dasselbe Glas!"

"Ihr Glas verwechselte ich nicht!"

"Nein?"

"Das erkenne ich sofort!"

"Woran?"

"Die Kellnerin lachte."

"An ihm Glas ist immer der Henkel warm"

J. H. R.

*

Ich ging auf der Straße so für mich hin. Kam der Antiquitätenhändler Neu des Weges. Er blieb stehen und starrte mir lange ins Gesicht. "Sie haben ja eine tolle Weinasse, mein Lieber!"

"Erlauben Sie Was geht Sie das an?"

Er winkte ab:

"Nur gemächlich! Man wird Sie doch noch beneiden dürfen!"

J. H. R.

*

Frau Mittelrein ist eine sehr lebhaft Dame. Wenn sie redet, spricht alles an ihr mit. Ihre Figur, ihre Figur, nicht zuletzt ihre Arme und Hände. So lebhaft, so plastisch erzählt Frau Mittelrein. Sie redet, wie man sagt, mit den Händen.

Eines Tages sah sie bei einem Kunsthändler in der Auslage die Venus von Milo, jene bekannte Figur ohne Hände und Arme. Sie trat in den Laden und fragte:

"Was kostet die Stumme von Portici?"

J. H. R.



„Ich weiß nicht, so sehr die zwei sich auch um mich bemühen, die richtige frohe Weihnachtsstimmung habe ich doch nicht!“

L'Inghilterra, tacchino di Natale: „Eh non so, per quanto i due s' affannino con me, pure il vero buon umore di Natale io non l' ho!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Konferenzsieger

(Erich Schilling)



„Meine Freunde habe ich jetzt besiegt, nun brauche ich nur noch meine Feinde zu besiegen!“

Il vincitore della Conferenza: "Adesso ho vinto i miei amici; ora occorre soltanto ch'io vinca anche i miei nemici!".

SPIELZEUG

VON WALTER FOITZICK

Auf einem kleinen Sockel steht ein bunter Herr und um ihn herum läuft ein einem Draht ein Pferd. Wenn das Pferd läuft, gibt es ein knarrendes Geräusch und der Herr zuckt ununterbrochen mit allen Muskeln, als habe er ein schweres Nervenleiden. Herr und Pferd und Muskeln sind aus Blech gebogen und im Sockel ist ein Uhrwerk. Das ist ein Spielzeug, ein älteres Spielzeug. Die Erwachsenen haben es sich so ausgedacht, daß solches Kindern eine besondere Freude macht. Es macht auch Kindern Freude, namentlich im Anfang, weil Kindern fast alles Freude macht, z. B. mit einer Zahnbürste Butter in ein leeres Portemonaale zu füllen. So ein Spielzeug mit Zahnbürste und Butter aber kann man nicht kaufen. Jeder reifere

Knabe im Alter von zwei bis drei Jahren wird mir zugeben, daß das ein ganz besonders schönes und reizvolles Spiel ist, weil es allerlei Variationen und Kombinationen zuläßt. Der Clown mit dem Pferd kann nur laufen, schnurren und zucken, wenn man ihn aber rückwärts dreht beim Aufziehen, geht er kaputt. Dies macht ihn zur weiteren Verwendung höchst brauchbar. Man kann beispielsweise mit den Zahnrädern auf eine polierte Tischplatte Figuren kratzen oder sie zusammen mit Nägeln und kleineren Gegenständen aus dem Nähkorb sowie toten Fliegen in eine leere Bierflasche füllen. Erwachsene haben hierfür keinen Sinn, deshalb kann man auch Bierflaschen, leicht gefüllt mit diesen Materialien, in keinem Spielwarengeschäft kaufen. Womit Kinder zu spielen haben, damit beschäftigen sich die Pädagogen und Psychologen und sie leiten das Spiel in Bahnen, von denen sie behaupten, daß sie vernünftig seien. Kinder haben manchmal andere Ansichten.

Vor einigen Jahren haben sich auch die Kunstgewerbetler der armen Kinder angenommen, und sie beschlossen, daß die Kinder einfache Formen wünschten, weil sie sonst nicht wüßten, wo sie mit ihrer Phantasie hinstellten. Das nennen sie künstlerisches Spielzeug und die Erwachsenen hatten einen Heldenpaß daran. Auch die Kinder dachten sich ihren Teil, aber vermutlich einen anderen als die Kunstgewerbetler. Sorgenvoll sehen geschmackvolle Eltern auf den klitschigen Geschmack ihrer Kinder, aber die ungeratenen Kleinen wollen sich absolut nicht den Gesetzen der Ästhetik beugen. Ihnen gefällt bei der Klitsch und diese Glücklichen dürfen's auch noch sagen. Ein kleines Mädchen, das Vertrauen in meine Kenntnisse hatte, fragte mich einmal, welche Farbe der liebe Gott habe. Ohne meine Antwort abzuwarten, sagte sie, sie werde ihn hellblau malen, hellblau sei die schönste Farbe. Ich glaube, sie hat ihn gut getroffen.

Der Sportfischer - il pescatore per sport

(A. Pichal)



„Ist mir ganz wurscht, und wenn ich bis nächstes Silvester sitze — anbeißten muß er!“

“Per me è affatto lo stesso anche se restassi qui fino al prossimo San Silvestro... esso dovrà pure abboccare all' omi...“

DIE LIEBE

Man sagt es von der George Sand, sagt es von der göttlichen Ninon de Lenclos und wahrscheinlich noch von vielen anderen Damen bis zurück ins graue Altertum, daß sie sämtlich auf eine gewisse Frage der Neugier die gleiche Antwort gaben.

Alle diese Vorträtinnen des schönen Geschlechtes wurden in einem Alter, wo ihre Urkelinnen sich bereits weigerten, an das Märchen vom Storch zu glauben, von naiven Bewunderinnen bestürmt, wann denn im Leben einer Frau eigentlich die Sache mit der Liebe ende?

Und jede antwortete darauf, sich dabei kokett die Wangen pudend und ein vielgesandtes Feuer in die Augen legend, mit einem bezaubernden Lächeln: „Ja, mein Kind, da müssen Sie schon eine Ältere fragen.“

So ist das also mit den Frauen.

Und wie steht es wohl mit den Männern?

Für das starke Geschlecht mag der alte Grieche Monopulos Zeugnis ablegen.

Monopulos, unter den athenischen Opapas sicher nicht der allerjüngste, wurde von einem Jüngling interviewt, wie lange denn die Liebe im Leben des Mannes eine Rolle spiele?

„Warte, mein Sohn“, sagte Monopulos, „ich will meinen alten Herrn fragen, der kann da sicher Antwort geben.“

Monopulos begab sich hinaus in den Garten, kehrte aber gleich wieder zurück.

„Freund“, sprach er zu dem Jüngling, „ich kann ihn augenblicklich nicht stören. Er sitzt draußen in der Rosenlaube und schäkert mit einem Mädchen.“

Demnach scheint es sich bei dem Glauben, daß die Liebe aufhöre, lediglich um eine Alterserscheinung der Jugend zu handeln. Heinz Scharpf

UNTERWEGS

Still laßen wir beiflammen - schwiegen - fehtnen uno nach der fernen Jugend goldnem Grün. Wir alten Toren rechnen nach Jahrzehnten. Das Welken geht uno näher als das Blüh'n.

War's nicht, als ob er taufend Jahre währte, der Tag von damals - bis zur Mitternacht! So haben wir die Zeit auf Gottes Fährte - wir mußten's nicht, wir träumten - hingebraht.

Und gingen fehl und wurden müd und gähnten. Heut gilt uns gleich, was morgen kommen mag. Wir find lo meit: wir rechnen nach Jahrzehnten...

Vor Gott find taufend Jahre rote ein Tag.

Dr. Oetiglaß



„So, Mandschukuo hätten wir wieder. Gib aber auf deine Aktenmappe acht, daß wir es nicht wieder verlieren!“

Ciò che sta scritto si ha in pugno “Così riavremmo Mandschukuo. Ma fa attenzione alla tua busta, che non lo perdiamo di nuovo!”.

ER, SIE UND DIE BEIDEN WINDHUNDE

VON NARCISO QUINTAVALLE

Herr Anselmo Zavatta begegnete jeden Tag im Städtischen Park dem Fräulein Hortensia Paganì. Herr Zavatta war ein Mann von noch nicht ganz fünfzig Jahren. Er war durchaus kein Adonis, aber auch nicht gerade häßlich. Vor allem war er elegant, sehr elegant, denn er wechselte häufig die Anzüge, trug leuchtende Krawatten, elegantfarbene Schuhe, weite Gamaschen, einen Stock mit goldenem Knopf und einen goldenen Klemmer. Unschön an ihm war nur der kleine Seitenbusch und der dicke Schnurrbart. Anselmo Zavatta war Junggeselle geblieben, denn schon seit frühester Jugend hatte er keine besonders gute Meinung von den Frauen. „Wenn eine Frau zu mir sagt: ‚Ich liebe dich,‘“ meinte der gute Zavatta, „hat sie bestimmt stets irgendeine böse Absicht.“ — Im schönsten Teil der Stadt besaß er ein entzückendes Häuschen, wo er den angenehmen Beruf des Reinsers ausübte und mit einer treuen, liebevollen, aber bittigen Freundin zusammenlebte: einer rasselnden, edlen Windhündin. Jeden Tag begegnete Herr Anselmo Zavatta, wie gesagt, im Städtischen Park dem Fräulein Hortensia Paganì, die ihrerseits ebenfalls weder schön noch häßlich war: mit einem leichten Anflug von Eleganz, Geist und Temperament. Fräulein Hortensia atmete mit vollen Segeln den Vierzig zu. Sie hatte weder einen Verlobten, noch einen Geliebten, denn seit früher Jugend hatte sie eine Art Abscheu vor den Männern. Im Zentrum der Stadt hatte sie eine hübsche Wohnung, wo sie mit einem Kanarienvogel, vielen Blumen, einem Grammophon mit schönem, massigenem Trichter und einem liebevollen, stolzen Freunde zusammenlebte: einem rasselnden, edlen Windhündin.

Fräulein Hortensia und Herr Anselmo vertrauten einander — auf einer Bank im Städtischen Park — die Melancholie ihres einsamen Daseins an und tauschen ihre Meinungen über Liebe und Ehe aus. Jeden Tag führten sie das gleiche Gespräch über Frauenstellen, alte Jungfern, unglückliche Ehen und Liebesverhältnisse. Unterlassen jagten Mauro, der restliche Windhund Fräulein Hortensias, und die edle Windhündin Herrn Anselmos, mit Namen Pola, durch den Park.

„Meine Pola ist ganz toll nach ihrem Mauro.“
„Und mein Mauro kann nicht ohne ihre Pola sein.“

„Abends, wenn wir uns verschieden, werden die beiden Tiere ganz traurig.“
„Das habe ich auch schon gemerkt; sie leiden unter der Trennung. Wo stecken sie nur?“

„Dort im Gebüsch kriechen sie herum.“
„Meinen Sie nicht auch, Herr Anselmo, daß die Tiere glücklicher sind als wir?“
„Zweifelloos sind sie glücklicher, weil sie solter sind.“
„Dennach wird mein Mauro wohl nie so leichtsinnig und treulos werden wie ein Mann?“

„Ich glaube nicht. Ebenso wenig wie meine Pola je so launenhaft und kokett wie eine Frau sein wird.“
„Ich bin weder launenhaft noch kokett. Ich hätte gute Partien machen können, aber ich habe sie alle abgewiesen. Jetzt bereue ich es mitunter...“

„Wieso?“
„Nur so...“

Da kamen Pola und Mauro mit glänzenden Augen und offenen Mäulern dahergerollt, zähnefletschend und leispand. Einer an den andern gedrängt, schauten sie die beiden an, die in Gedanken über das Problem der Liebe versunken waren. Dann begannen sie von neuem ihren Weit-

lauf schwärzelnd, heizend, die buschigen Ruten wie Flaggezeichen.

„Hörher, Pole!“
„Mauro!“

Ach was! Pola und Mauro hörten nicht, sie liebten nicht, ihre Freiheit zu genießen.

„Sehen Sie“, stellte Herr Anselmo fest, „wenn man verlobt ist, hört und sieht man nichts mehr. Wie — Fräulein Hortensia.“

„Reden Sie ruhig weiter.“

Anselmo Zavatta rückte den Klemmer zurecht, sah auf seine eleganten, eleganten Schuhe, zupfte an den Manschetten und befehlte den Knoten seiner leuchtenden Krawatte.

„Wir, Fräulein Hortensia, wollte ich sagen, wir zueinander doch für einander geschaffen zu sein.“

„Meinen Sie?“
„Zweifellos.“

Er rückte ein wenig näher, streichelte über den goldenen Stockknopf und sagte:

„Draußen an der Porta Nuova besitzt ich ein kleines Häuschen, ein wahres Schmuckkästchen. Allein darin zu wohnen, ist traurig. Warum weilen wir es eigentlich nicht zusammen ein?“

Hortensia senkte den Kopf, betrachtete erst ihre Hände, dann die Spitzen ihrer kleinen Schuhe und antwortete beinahe gekränkt:

„Ihre frivole Art, eine Dame wie mich in Ihre einsame Villa einzuladen, wirkt nicht gerade taktvoll.“

„Verzeihen Sie, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten, aber ich weiß, Sie sind einsam, Sie sind frei, und darum...“

„Mir scheint, Sie sind etwas vorzeitig... Wir kennen uns kaum vier Wochen, und schon fordern Sie mich ganz unumwunden auf, Ihre Geliebte zu werden...“

„Sie müssen bedenken, Fräulein Hortensia, ich bin auch nur ein Mann.“

„Das merke ich, und vielleicht auch nur einer wie Sie...“

„Jetzt begehnen Sie mich. Sie müssen verstehen, daß ich mich zu diesem Vorschlag nur durch Sie

hinreißen ließ, von Ihrer offenkundigen Sympathie ermutigt...“

„Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr...“
„Mitunter habe ich Ihre Stimme zittern gehört, wenn wir uns abends verschieden...“

„Das bilden Sie sich ein — Sie lügen.“

„Hören Sie?... Auch jetzt zittert Ihre Stimme. Ihre Augen glänzen. Ihr Mund düstert nach Küssen...“

Und da niemand durch die Allee kam, umarmte er sie und küßte sie auf den Mund...
Als sie sich verirrt erhoben, standen Mauro und Pola vor ihnen und zeigten die Zähne, als ob sie lachten.

Hortensia zog in das Häuschen Anselmo Zavattas und brachte den getreuen Mauro, den Kanarienvogel und das Grammophon mit dem schönen, messingenen Trichter mit.

Das kleine Haus war jetzt voll Glanz und Fröhlichkeit. Der Vogel sang, das Grammophon war schon ganz heiser und spielte immer die Platte aus Travolta: „Lieb mich, Alfredo!“, wozu Hortensia „Lieb mich, Anselmo!“ sang. Auch Pola und Mauro waren glücklich. Sie verbrachten ihre Nächte gemeinsam auf Polas Lager und trafen aus einer Schüssel. Anselmo und Hortensia, Pola und Mauro waren im ersten Viertel ihres Honigmonds.

Im zweiten Viertel jedoch schien die Glut schon am Verglimmen. Eines Abends stellte der ziemlich klirrende Anselmo fest, daß Hortensia ein wenig zu dick sei. Und während er im Nachtkästchen nach seinem Zigarettenetui suchte, dachte er, daß es sich eigentlich nicht lohnte, hat sich mit fünfzig Jahren einer alternen Frau zu nähern. Gab es nicht genug junge...?

Wenn sie sich abends zur Ruhe begaben, bemerkte er, daß sie immer die erste war, die einschiel, und wenn er das Licht brennen ließ, drehte sich Hortensia brummd auf die Seite. „Sie brummt“, dachte Anselmo, „aber das Licht bezaubelt ja.“

Zuweilen betrachtete er sie, wenn sie schlief, mit stiller Wut, zählte die dünnen Falten, die in ihren Hals liefen, die silbernen Fäden an ihren Schläfen.

Eines Nachts, es war im letzten Viertel des Honigmonds, hörte Anselmo, wie Hortensia schnarchte. Er drehte das Licht an und rief sie mit schneidender Stimme. Die Frau erwachte und sah ihn böse an.

„Da hast du mich den traurigen Mui, mich wütend antuschend!“

„Was ist denn in dich gefahren?“
„Du hast geschmacht, meine Liebe, geschnarcht!“

„Ich, geschnarcht? Ich schnarche? Da hört sich doch alles auf! So was nennt man einen Fliege! Jawohl, Fliege! Ich und schnarchen!“

Damit warf sie die Decke zurück, sprang aus dem Bett, schlüpfte in die Pantoffeln und lagte sich im Nebenzimmer schlafen. Auch Hortensia war enttäuscht, aber sie ertrug es resigniert, gleichsam als Strafe.

Auch sie dachte, daß es sich nicht verlohnte hatte, so lange gewartet zu haben, um schließlich bei einem Fünfziger zu landen, der elegant und stattlich aussah, wenn er angezogen war, aber bestimmt nicht begehrenswert erschien in seinem über dem Bauch zu knappen Pyjama. Und mit diesem gefärbten Schnurrbart, der mit den grauen Schläfenhaaren in Bluträute zu liegen schien! — Sie hatte festgelegt, daß er nervös, träge, kleinlich und geizig war. Der Honigmond war um.

■
Eines Tages — Anselmo war entschlossen, Schlüss zu machen — begann er, auf das

RUSSISCHER MOND

Von Rudolf Seebacher

Kameraden schlafen alle nie gewohnt.

Durch die Scheiben fällt ein Fetzen blasser Mond.
Sieben Ratten huschen schliefend über Dienen —
Eine Nacht in Rußland, gleich den andern vielen.

Irgendwo im Dorfe greift ein Hund,

wel er beißend nicht den Mond erreichen kann.

Auf der Rollbahn rumpelt dumpf ein schwerer Karren,
daß im Haus erschreckte Giebelhölzer knarren.

Zeitungsüberlebte Wände knistern:

Wenzen, die Hefehl zum Angriff flüstern.

Gleich wird sich die Meute platter Käfer

stürzen auf die ruhbedürftigen Schläfer.

Dunkler Himmel schwingt in wehendem Gebrumm:

Fliehet nicht und kreist uns Dorf herum. —

Dürre Bäume spreizen breit sich vor dem Fenster.

Nachtwind tutet, schwecht die drohenden Gespenster.

... und der Mond schickt einen Strahl mir ins Gesicht,

tastend, fragend: Lieber Freund, du schläfst noch nicht?



Dem Menschen traut man selten zu, daß er im Schlafe Übles tu.
Jedoch der Teufel mit Bedacht, verrucht per Traum des Bösen Macht



Erbittert und in heiligem Zorn pakt ihn der Engel gleich beim Horn
und kämpft, des Lämmleins guter Schäfer erbittert um den stillen Schläfer



Das Gute siegt, und mit Geräusch entflieht der Teufel. Auf dem Tisch
jedoch bleibt des Versuchers Gabe: die Flasche Schnaps zur Morgenlabo.



Der Engel, noch vom Sieg ermüdet, schreit auf, wie der, den er behütet
begegnet schlürft den Alkohol: „Wie wird die Mensch!“ Der brummt: „Sauwohl!“

eff.

kreisende Grammophon zu schimpfen, auf Mauro, der ein Drecklink, auf die Suppe, die versetzen, den Braten, der zäh, den Wein, der sauer sei. „Man kann in diesem Hause nichts mehr genießen... Du hest mit den Magen ruhliert... Du wirst mich noch umbringen mit diesem Fraß...“ Hortensia erhob sich so stümisch, daß die Gläser klirrten, ging hinaus und schlug die Tür zu. Im nächsten Augenblick kam sie zurück, den Hut in der Hand, und blieb zitternd vor Wut auf der Schwelle stehen. „Ich gehe, mein Lieber... Ich gehe... Leb wohl!“ Anselmo sah sie zweifelnd an, dann aß er weiter, ohne zu antworten. Als Hortensia im Garten war, kam ihr der treue

Mauro in den Sinn. Sie kehrte um, ging ein paar Stufen die Hintertreppe hinauf und rief: „Mauro!... Mauro!“ Tänzeln, wie immer, kam das Tier und hinter ihm Pola, erstaunt über das programmwidrige Rufen. Hortensia erinnerte sich, daß sie ja noch den Meulkorb und die Leine brauche. Sie eilte, von den beiden Hunden gefolgt, in die Küche. „Mauro, schnell! — wir gehen!“ Aber das Tier rührte sich nicht vom Fleck und sträubte sich, von Pola unterstützt, sich den Meulkorb umlegen zu lassen. „Wir wollen gehen, verwünschter Kerl!“ Und sie zerrte ihn am Halsband. Aber das Tier war nicht zu bewegen und begann, aufgeregt zu

werden. Pola, angesteckt von Mauros Nervosität, haschte nach Hortensias Kleid und zerrte nach der anderen Seite. Die arme Frau wußte in ihrer Not nicht mehr, was sie mit den beiden Tieren beginnen sollte, die sie knurrend und kläffend nach dem Eßzimmer jagten. Verzweifelt warf sie sich dort in einen Klubsessel und brach in erschütterndes Schluchzen aus. Pola und Mauro aber stürzten sich auf Anselmo und leckten ihn von beiden Seiten das Gesicht. Und in schöner Einmütigkeit haulten sie zwischen ihren heftigen Zärtlichkeitsausbrüchen den heillos verfeindeten Menschenkindern vor, daß die vierbeinigen Bestien doch besser seien als die zweibeinigen. (Übersetzung von Thea Weide.)

DEZEMBERLICH

Desembernacht voll schwarzer Pracht
Zieht wie ein Zauber durch die Welt
Und wer sich ihr entgegenstellt,
Den fängt sie ein mit aller Macht.

Wo ist der Sonne Feuerherz
Am Himmel, wo? Da ist nur Nacht.
Was schlafen soll, ist aufgewacht
Beim Hammerschlag aus Glockenrez

Hilf da die Flucht zum Weihnachtsbaum?
Vielleicht! Ja, wer das Licht verspürt,
Wem Kerzenschein das Herz anrührt.
Den pakt der alte Kinderbaum.

Das Rauschgold schimmert sonnigleucht,
Das Engelsaar wie Silberfachs
Es weint für dich das Kerzenwachs ...
O Tannengrün im Weihnachtsreiz!

Die Sonne bleibt nicht lange tot,
Glaub mir, sobald sie aufersteht,
Wie schnell die längste Nacht vergeht,
Wenn feyerrot der Morgen loht!

Zu Ende dreht das alte Jahr
Sich leis. Das Neujahr steht bereit,
Noch sieben Tage hat es Zeit,
Doch dann marschierst der Januar.

Es kommt wohl Lust, es gibt Verdruß,
Das schafft der Tage Hin und Her,
Ob gut, ob schlecht, was willst du mehr.
Mutter nicht, nim' hin, was kommen muß!

Hinweg, die Zukunft hat nicht recht
Am Lichterbaum! Im Weihnachtsraum
Ist Gegenwart ein süßer Traum
Und Grübeln macht nur Sorgen echt.

Zerbrich die Nuß und iß den Kern
Und leer das Glas voll Heiterkeit
Sieh, Leute, nacht hat es geschneit,
Ins Fenster schaut der Morgenstern!

Die Atempause, himmlisch leicht,
Schlaf diese Nacht, das danke du,
Gehst du jetzt deinem Bette zu,
Der Dunkelheit, eh sie entweich.

Hermann Seybold

GESELLIGKEIT

VON SCHLEHDORN

„Vizepräsident Pingelqu und Frau geben sich die Ehre...“

Vizepräsident Pingelqu — die Älteren werden sich seiner noch erinnern — war eine Säule des Amtes (mit kräftiger Basis und schlichtem, würdevollem Kapitäl), während sich Regierungsrat Julius, architektonisch gesprochen, als Teil eines Bündelpfeilers empfand und Regierungsrat Krause einen Strebepfeiler darstellte.

Es überragte nicht wahr, daß Vizepräsident Pingelqu eine Reinkarnität hätte abschreiben lassen, weil ein Komma fehlte; wahr ist vielmehr, daß er eine Seuche zur Rückspeicherung schrieb, weil ein Samikolon angebracht erschien. Sein Dienst war sein Leben, und Gesellschaften waren für ihn der Teil außeramtlichen Dienstes, an dem seine Gattin repräsentativen Anteil nahm und die Damen der Kollegen bei Tisch in die gewohnte Platzordnung der Sitzungen eingeschaltet wurden. Von diesen Gesellschaften und ihrem ordnungsgemäßen Verlauf soll hier nicht erzählt werden. Diesmal hatten Regierungsrat Julius und Frau Dorette zum Donnerstag Abend gebeten.

„Wir werden demnach bei Ihnen, Herr Kollegen“, meinte Vizepräsident Pingelqu, nachdem er zuvor den dienstlichen Teil der Besprechung zum Abschluß gebracht hatte, „wir werden bei Ihnen, schätze ich, wieder die vertraute Gesellschaft antreffen, Frances, Müllers und v. Plessings, den Kollegen Krause und aus der Gruppe der Ruhestandsbeamten den verehrten Geheimrat Trüffel.“ Obwohl wir keine Gesellschaft so schätzen wie Kollegen und Kollegenfrauen“, erwiderte Julius, „dachten wir eigentlich, diesmal einige Freunde aus anderen Kreisen zu bitten.“

„Gar Künstler?“, fragte Pingelqu, „vom Theater?“ „Welßt du, Dorette“, sagte Regierungsrat Julius, „als seine Frau ihn abholte, am liebsten hätte ich ihn erbitzt, wir hätten eine solche bekannte Paare: Philomen und Baucis hätten zwar wegen ihres Alters abgestanden, Klodwig und Heloise wegen ihrer Heiligkeit. Als Förster seien zu beschäftigt.“

„Ja“, fiel Dorette ein, „Baltazzo und Cavallaria sind wie sie's am selben Abend zusammen in der Oper. Zar und Zimmermann sind überhaupt idiosyncratisch.“

„Und“, fuhr er fort, „Theorie und Praxis sind, wie hüßig, getrennt verlost. — Nun stellt dir vor: als erste kommen am Donnerstag — Adam und Eva Sie, in großer Toilette, mit dem Gewöhnlichen nur

ein Weniges zugelegt, besonders unten. Übrigens ist Eva auf jeder Gesellschaft zu treffen, wo es nachher zu sein soll.“

„Und auch der alte Adam ist immer da“, meinte Dorette „ich hätte ihn aber für interessanter gehalten.“

„Dann erscheinen gleichzeitig zur festgesetzten Zeit Pingelqu und Frau Gemahlin, Leda und der Schwan.“

„Jetzt, jubelte sie, „der Gott und die Baladere.“ „Nun, wie geht's, Herr Kollege?“ wird Pingelqu mit begrüßen. „Nun, wie geht's, Herr Kollege“, fragt Mahaddh den Schwan, „in diesem Kostüm?“ „Es ist mein kleiner Dienstanzug“, erwidert Zeus, „ich hätte auch als Stier kommen können, mit Europa. Aber Europa ist etwas stark in Anspruch genommen.“

„Inzwischen werden die Paare bekannt gemacht und Frau Pingelqu, die sehr gewandt ist, spricht mit Eva vom Wetter und „Sie ahnen nicht, wie beschäftigt mein Mann ist“, und wendet sich dann an Leda mit der Frage, ob sie dem Leonardo gegessen hätte, oder ob der sich das Bild so ausgeschied hätte — denn sie ist auch sehr kunstverständig. Und Pingelqu richtet demnach freundlich das Wort an die Baladere:

„Nun, sind auch berufstätig, mein Fräulein?“ „Da wird ihm“, unterbrach Dorette, „Eva antworten: berufstätig sind wir alle.“ Aber vielleicht wird sie nicht verstanden werden.“

„Übrigens“, fuhr Julius fort, „soll der Schwan nicht außer dem Vizepräsidenten das einzige geistige Tier am Tische haben. Denn jetzt öffnet sich die Tür und herein treten Androklos und der Löwe.“

„Herrlich“, fuhr Dorette ließ im Elfer seinen Arm los, „und während mein Heinz Androklos begrüßt, guckt sich der Löwe bewundernd unsern marmornen Dornmüßler an und sagt neidvoll: Selbstverleugert.“

„Eve aber“, meint Julius, „dreißt ihm gleich in die Mähne. Sie ist das aus dem Paradies so gewöhnt. Und einer Eva, weißt du, widersteht auch der stärkste Löwe nicht.“

„Helt mal“, fragte Dorette, „wer kommt denn noch? Neferlette, nein, die müßte sich erst aus ihrer erlosenen Wickelarmstreife herauswinden.“

„Sonn' kranke Krause sie als Tischdamen haben. Oder Kienratz? Lieber nicht, da weiß man nie, welchen Herrn sie gerade mitbringt.“

„Ich denke als letzte“, schloß Julius vor, „erschleichen Hermann und Dorothea. Etwas verspätet, nachklassisch sozusagen. Hermann erbitzt Verzeigung, doch hat Dorothea im Aufzug beinahe soben den Knöchel, den klassischen, neu sich verknäht. Was er sonst spricht, ist mehr allgemein, aber voller Bedeutung. Auch strengt die übrigen an, in Hexametern dauernd zu pleudern!“

„Die sind also nicht so interessant, wie auf der Schule“, meinte Dorette und hing sich wieder an seinen Arm: „Erzähl mal, wie sie sich nun bei Tisch unterhalten.“

„Pingelqu wird seiner Tischdame Leda vermutlich die Verwollungsbeschwerde erklären. Und dann sagt sie: „Ach, wir riefen in solchen Fällen einmal mit erhabenen Armen die Götter an.“ Also eine verächtliche Form der Dientausfallsbeschwerde“, wird er feststellen. Vielleicht fragt er auch den Schwan, ob er vorgestern im Lohengrin nebenberuflich tätig gewesen sei. Oder den Mahaddh, ob er noch im Amt wäre, d. h. ob noch in ihn geblauw würde. Erfahrungsgemäß vernehmen wir im Rohstunde doch sehr an Bedeutung.“

Und Frau Pingelqu hört aufmerksam zu, wie sich Eva und Leda unterhält, der verehelichten Tyn doreas, bekanntlich der Mutter von Helena, der griechischen Eva, die lebensklüger war und mehr wegen ihrer Schönheit beneidet, als wegen ihrer Sünde verurteilt wird. Frau Pingelqu wirft gelegentlich ein Wort über ihre Tochter, Inge Pingelqu, ein (ein etwas sommerprossiges, aber sehr hübsches Mädchen), die im nächsten Monat den Assessor Schultze heiratet. Die müssen gut zueinander passen, Frau Präsident“, lächelt Leda, „aber wer paßt so leicht zu meiner Helena?“

„Freilich, freilich, Frau Halbsott, mit Faust ist es leider auch nichts fürs Leben geworden.“ „Und um ½12“, sagt Dorette, „will sich Frau Pingelqu erheben: Horch, die Uhr, ich glaube, Hugo, wir sind die Ältesten, und er will gerade sagen: „Richtig, mein Schatz, ich glaube, wir müssen wohl...“, doch dann fällt ihnen rechtzeitig ein, daß Eva und Leda klassisch sind und die zwei Götter sogar höher im Range. Also wird es diesmal ein langer, reizender Abend... Aber was werden Pingelquissens von dieser Gesellschaft denken?“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

ist, nachklassisch sozusagen. Hermann erbitzt Verzeigung, doch hat Dorothea im Aufzug beinahe soben den Knöchel, den klassischen, neu sich verknäht. Was er sonst spricht, ist mehr allgemein, aber voller Bedeutung. Auch strengt die übrigen an, in Hexametern dauernd zu pleudern!“

„Die sind also nicht so interessant, wie auf der Schule“, meinte Dorette und hing sich wieder an seinen Arm: „Erzähl mal, wie sie sich nun bei Tisch unterhalten.“

„Pingelqu wird seiner Tischdame Leda vermutlich die Verwollungsbeschwerde erklären. Und dann sagt sie: „Ach, wir riefen in solchen Fällen einmal mit erhabenen Armen die Götter an.“

Also eine verächtliche Form der Dientausfallsbeschwerde“, wird er feststellen. Vielleicht fragt er auch den Schwan, ob er vorgestern im Lohengrin nebenberuflich tätig gewesen sei. Oder den Mahaddh, ob er noch im Amt wäre, d. h. ob noch in ihn geblauw würde. Erfahrungsgemäß vernehmen wir im Rohstunde doch sehr an Bedeutung.“

Und Frau Pingelqu hört aufmerksam zu, wie sich Eva und Leda unterhält, der verehelichten Tyn doreas, bekanntlich der Mutter von Helena, der griechischen Eva, die lebensklüger war und mehr wegen ihrer Schönheit beneidet, als wegen ihrer Sünde verurteilt wird. Frau Pingelqu wirft gelegentlich ein Wort über ihre Tochter, Inge Pingelqu, ein (ein etwas sommerprossiges, aber sehr hübsches Mädchen), die im nächsten Monat den Assessor Schultze heiratet. Die müssen gut zueinander passen, Frau Präsident“, lächelt Leda, „aber wer paßt so leicht zu meiner Helena?“

„Freilich, freilich, Frau Halbsott, mit Faust ist es leider auch nichts fürs Leben geworden.“ „Und um ½12“, sagt Dorette, „will sich Frau Pingelqu erheben: Horch, die Uhr, ich glaube, Hugo, wir sind die Ältesten, und er will gerade sagen: „Richtig, mein Schatz, ich glaube, wir müssen wohl...“, doch dann fällt ihnen rechtzeitig ein, daß Eva und Leda klassisch sind und die zwei Götter sogar höher im Range. Also wird es diesmal ein langer, reizender Abend... Aber was werden Pingelquissens von dieser Gesellschaft denken?“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

„Das ist doch klar“, sagte Julius. „Sie sagt: Eigentlich recht interessant, Hugo, und wie menschlich die Götter und Halbgötter sich benehmen, als ob es keine Dienstaltersunterschiede gäbe.“ Und Er: „Grundsätzlich trete ich deiner Beurteilung bei. Aber unsere gewohnte Geselligkeit, bei der Fachsimep verpönt ist, und man über Beförderungen und Pensionierungen sowie über andere Behörden und Urlaubsbreisen redet, ist mir doch lieber.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Ich züchte Bienen. Seidem ich das herumgesprochen hat, gelte ich unter meinen Bekannten als Immenknick, und jeden Tag kommt ein anderer mit einem süßen Anliegen. Doch ein Narr gibt mehr her, als vier Völkler eintragen. Die kleine Beule ist bald verschenkt.

Und wieder kam eines Tages einer.

„Honig, Meister, Honig!“

„Ich habe keinen. Aber ein naher Verwandter von mir hat Honig. Wenn Sie zu ihm fahren wollen — ein Pfund wird es schon geben.“

Er ließ sich die Adresse von mir aufschreiben und fuhr ab.

Wochenlang hörte ich nichts mehr von ihm. Eines Tages traf ich ihn wieder. Er grüßte mich „Was ist geschehen?“ fragte ich:

„Sie mit Ihrem altem Sadismus“ beschimpfte er mich. „zu einem nahen Verwandten haben Sie mich geschickt, dabei bin ich zehn Stunden hin und zehn Stunden zurück gefahren und vom Bahnhof mußte ich noch acht Stunden zu Fuß gehen — das nennen Sie dann einen nahen Verwandten!“

J. H. R.



„Am liebsten würde ich einen alten Mann heiraten, der bliebe wenigstens treu!“
„Kann schon sein, aber die Hundertjährigen sind halt selten!“

Sicurezza: „Amerel più che tutto di sposare un vecchio, chè almeno mi resterebbe fedele!,,
“Può essere, ma i vecchi di cent' anni sono ben rari!,,



Auch bei berühmten Liebesleuten
gab's gute, dann mal schlechte Zeiten:
mal lebten frei die zwei Gefährlecher,
dann wieder gab es Kosterfächer.

So hatte Pech auch einst Apoll
(er trieb's - man muß schon sagen - toll!)
bei Daphne, die zudem fogar
als Nymphe unbekleidet war.

Sie mußte von ihm und wollte nicht
und rannte, als er sie erwischt,
im allerersten Augenblick
zu Proteus an das Meer zurück,

der des Verfolgers heiß Begehren
geschicklich mußte abzuwehren,
indem er - eh' Apoll schandelt -
in Lorbeer Daphne schnell verwandelt. -

Wär jedes Mädchen heutzutage
wie Daphne eifrig in der Lage,
zum Schutz vor Apollons Händen
an Proteus rettend sich zu wenden?

Und wenn: würd' Proteus sich bequemen,
in jedem Falle Lorbeer nehmen?
Wie gut könnt' er die Straßen flumen
mit Äpfel- und mit Pflaumenbäumen!

Willi Sahler

DER WIRT UND SEIN KNECHT

In Atting war ein Postwirt Angermaier, der war so dick, daß er, wenn er stand oder ging, die Arme vom Leib halten mußte, um seinem Bauch Raum zu schaffen, und sein Gesicht war ein weißwurst-farbener, rosig angehauchter Mond. Dieser Angermaier hatte einen überaus fleißigen Knecht, der die Arbeit fraß wie ein ausgehungertes Ochse sein Heu. Hatte er einen Auftrag erledigt, so kam er gleich wieder und fragte: „Herr Angermaier, was soll i jetzt do?“

Als er eines Vormittags schon zum drittenmal zu seinem Herrn kam und so fragte, war der Wirt schlechter Laune. Darum fuhr er den braven Knecht grob an: „Heirgotsakrament, Sepp, jetzt laß mir amal mei Rue. Meinetwegen reckst dein... zum Fenster auß!“

Das war sehr ungerecht und sehr undankbar von

dem Wirt, aber grantige Leute sind eben weder gerecht noch dankbar.

Am Abend war Herr Angermaier wieder gute-Laune und saß bei seinen Gästen in der Stube. Da sprachen sie auch von den Diensthöfen. „Mei Sepp“, sagte der Wirt, „früht d' Arbeit war a Dreschmasch'n's Troad. Aber er is halt a bissel dumm.“ Darauf berichtete er, was er ihm heute für einen Auftrag habe geben müssen, um ihn loszukriegen.

Da kam der Sepp in die Stube.

„No, Sepp“, rief der Wirt ihn an, „host as nachs do, was i dir heit o'geschafft hob?“

„Jawol, Herr, freilich!“

„So so, Sakr“, lachte der Wirt, „was ham nachs d' Leit g'sagt?“

Der Knecht machte sich an einer Lampe zu schaf-

fen und schlief nicht gehört zu haben.

„Hörst, Sepp, was d' Leit g'sagt ham?“ wiederholte der Wirt.

Da zuckte der Sepp mit der Achsel und sagte milde: „Grüß God, Herr Angermaier, grüß God, Herr Angermaier, ham's g'sagt und ham an Haud owa do“...

Hans Weindl

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes war ein wenig mißmutig. Wir bemühten uns, ihn aufzuheitern.

„Ach, manchmal kann man oben doch nicht immer nur vergnügt und zuversichtlich sein“, wehrte er ab.

„Das sagst du“, widersprach Marilyn, „der du uns stets gelehrt hast, man könne an allem etwas Schönes finden?“

„Daß ich dir so schmeicheln möchte“, wunderte sich Johannes nachdem er Marilyn ein Weilchen prüfend von oben bis unten gemustert hatte.

J. Bieger



„Unerhört, er nimmt von meiner Kriegserklärung keine Notiz!“

L' aquila e la Colombia: "Incredibile! Non prende nemmeno nota della mia dichiarazione di guerra!„



„Hast du eigentlich noch nie bereut, mit mir verheiratet zu sein, Alfonso?“
„Doch, jedesmal wenn du meinen Füllhalter benutzt hast!“

Il punto critico: „In realtà, Alfonso, non ti sei mica mai ancora pentito d'esserti ammassato con me!“, — “Eh sì; ogni volta che hai adoperato la mia penna stilografica!“,

VOR 50000 JAHREN

VON KARL LEMKE

I.

Der Vulkan brach aus, Lava floß als verderblicher Strom zu Tal. Die Menschen flüchteten in die Wälder. Großauge, In der Höhle im Berg, konnte nicht fliehen. Die Lava versperrte den Ausgang. Er zog sich zurück in die Tiefe der Höhle, wohin die tödliche Hitze nicht drang, und dachte zu sterben. Aber das Feuer im Berg, der große Gott, hatte es anders beschlossen. Die Lava umfloß die Höhle, verschonte Großauge.

Als alles vorüber war, der furchtbare Gott besänftigt, kehrten die Menschen zurück in ihre Höhlen am Fuße des Feuerberges. Sieh da, Großauge trat aus einer großen Höhle oben, von der das Feuer gekam! Er lebte, er lächelte! Es war ein Wunder. Unten ging der Alltag hin, man ging auf die Jagd, sammelte Früchte, — oben lebte Großauge. Neben seiner Höhle klappte der Fels, brannte das ewige Feuer des Vulkans, der Gott.

II.

Schiefnase sagte zu Schönohr, dem Mädchen: „Komm in meine Höhle!“

Sie schüttelte den Kopf und sah in die Weite. Er zeigte auf seine Jagdbeute. „Ich bin stark, ich habe immer viel Fleisch. Komm in meine Höhle.“ Kopfschütteln.

„Du bist Schiefnase.“

Er wußte, daß er häßlich war; er senkte betrübt den Kopf.

Schönohr zeigte nach oben. Vor seiner Höhle stand lächelnd Großauge.

„Er lebt mit dem Gott“, sagte Schönohr, „er spricht mit ihm. Er ist groß und klug.“

Schiefnase ging grollend. Großauge, Ja, Großauge... Er lebte mit dem Gott. Das Fleisch der Tiere veränderte der Gott seltsam, daß es köstlich duftete. Sie brachten ihm das Fleisch der erlegten Tiere, daß der Gott es verändern. Großauge sorgte dafür. Niemand durfte dabei sein. Aber sie mußten dafür einen Teil des Fleisches dem Gott opfern. Der Gott war gewaltig und gütig. Großauge lebte mit ihm; auch er war mächtig. Alle ehrten ihn. Schönohr lächelte ihm zu, wenn er vorüberging.

Schiefnase hielt sich ekelst, voll Groll und Trauer. Und grollte Großauge, dachte er, Großauge... Er lebt mit dem Gott. Er verändert mit ihm das Fleisch der Tiere, daß es köstlich duftet. Aber das Übrige, das wir opfern müssen, — gibt er es wirklich dem Gott? Wie ist dieser Gott?

III.

Einmal war Großauge in den Wäldern, obwohl er nicht mehr jagte. Da schloß Schiefnase hinauf in die große Höhle. Der Gott, der Gott, — er wollte ihn sehen, von fern wenigstens.

Er sah ihn. Es war schrecklich. Neben der Höhle klappte der Fels. In dem Spalt sah furchtbar glühend der Gott. Er grollte dumpf. Schiefnase erbebt in Überwältigung und Angst. Den Stecken, mit dem er aufgesehen war, warf er dem Gott hin. „Da —!“ Der Stecken lag zur Hälfte in der Glut, das Ende flammte weiß flackernd auf. Schiefnase starrte darauf hin, voll Trauer und bohrenden Gedanken. Dann stieg er ab.

„Komm in meine Höhle“, bot er Schönohr zum hundertsten Male. Das Mädchen wandte sich eckelstuckend ab und lächelte Großauge zu, der vorüberging. Schiefnase schlich davon. In seinen Augen glomm Haß. Er grübelte, grübelte...

IV.

Eines Tages — Großauge war wieder in die Wälder gegangen — stieg Schiefnase empor zur großen Gott-Höhle. Auf einen langen Stecken stützte er sich.

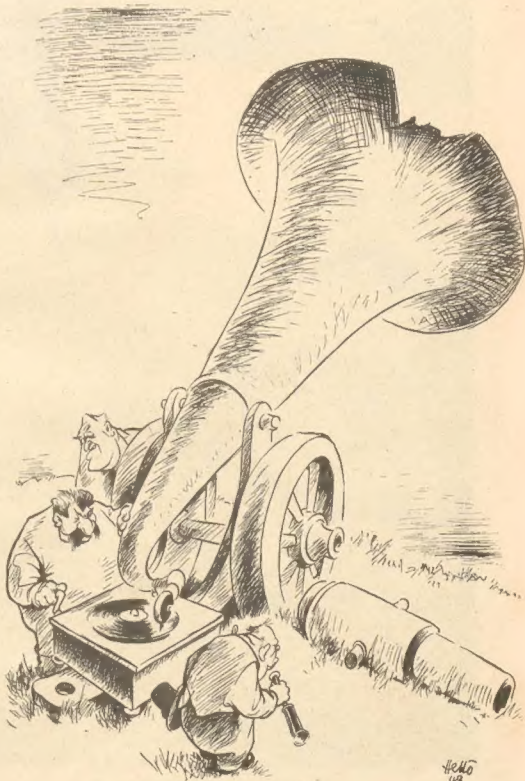
In der Felspalte grollte dumpf der Gott. Schiefnase aber näherte sich, neugierig und angstvoll. Den Stecken streckte er dem gluthauchenden Gott entgegen. Eine weiße Flammenzunge leckte an dem Holz empor, das knisterte.

„Ja, ja“, flüsterte Schiefnase. „Komm in meine Höhle!“

Die Flamme blieb. Schiefnase trug sie an dem langen Stecken sorgsam zu Tal. Man floh. Scheue Blicke streiften ihn von fern. „Schiefnase trägt den Gott!“

Das alte Lied - La vecchia canzone

(H. Höcker)



„Wie wär's, wenn wir auch einmal die Wilsonplatte auflegten?“

„E non vogliamo anche noi far girare una volta il disco di Wilson!“

Verlag und Druck: Koser & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 88 (Februar 1926). Briefmarken: München 2 BZ, Briefschiff.

Verantwortl. Schriftl.: Walter Folzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeilungs-geschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf., Abonnement im Monat RM. 1,20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postcheckkonto München 370. Erfüllungsort München.



„Einst spielt' ich mit Zepter, mit Krone und Stern!“

Pietro di Jugoslawia: „Una volta mi dilettao con scettro, corona e stella!..“